





Per. 3977 d. 139
1799(a)

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1799.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.



JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der durchfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1799.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. October 1799.

OEKONOMIE.

LEZZIO, in der von Kleefeldschen Buchh.: *Einige der wichtigsten und nützlichsten Wahrheiten in der Oekonomie*. In Winterabenden aufgesetzt von H. A. von Steindel, ordentlichem Mitgliede der ökonomischen Gesellschaft in Leipzig. Mit einer Kupfertafel. 1799. 128 S. 8. (12 gr.)

So unbestimmt auch der Titel dieser vorliegenden Schrift seyn mag, und so ein weites Feld sich der Vf. vorbehalten hat; so vermuthet man, wo nicht neue Entdeckungen, dennoch auffallende neue Befestigungen, neue Aufklärungen der bereits anerkannten Wahrheiten, Aufdeckungen anderer Gesichtspunkte, aus welchen sie noch nicht angesehen worden, oder irgend etwas Neues, was die Erfahrung eines mit seinem Geschäfte bekannten Landwirths erweitern kann. In keinem Fall oberflächliche Berechnungen und Declamationen über Gegenstände, die schon so oft, unter so manchem Gewande zur Sprache gekommen sind; und noch weniger sollte man Mittel bey allerley Zufällen des Rindviehes unter diesem Titel erwarten. „Ob das hier Gesagte noch nicht, oder schon oftmals gesagt worden; ob die hier bekannt gemachten Erfahrungen, Grundsätze und Gedanken neu und einzig sind? darum, sagt der Vf. in seiner Vorrede, habe ich mich nicht bekümmert,“ und wenn man dies vor der Ankauf seiner Schrift wissen kann, so hat man allerdings keine Ursache, mit dem Vf., dessen gute Meynung übrigens bey der Herausgabe dieser Wahrheiten nicht verkannt werden kann, dieses Puncts wegen zu hadern.

Der ökonomische Schriftsteller aber, der mit allgemeinen Empfehlungen wirtschaftlicher Anstalten, die er für Wahrheiten ausgiebt, und die die ganze Einschmelzung einer Landwirtschaft in ihren wichtigsten Zweigen zur Folge haben, hervortritt, muß auch mit der Kenntniß aller der mannichfaltigen Schwierigkeiten, und Hindernisse ausgerüstet seyn, die sich bey der eben so mannichfaltigen Lage und den eben so verschiedenen Verhältnissen der Landgüter eines ganzen Landes, diesen Anstalten, so gut sie übrigens unter gewissen Verhältnissen seyn mögen, entgegenstellen, und er erregt offenbar den Verdacht, daß er sie nicht besitzt, wenn er irgend eine solche jetzt bekannte Anstalt oder Einrichtung für alle Landgüter als gut, vortheilhaft und passend empfiehlt.

Der Vf., dem es an Kräften und Muth seyn sollte zu verschaffen, nicht zu fehlen scheint, und A. L. Z. 1799. vierter Band.

der nicht bloß für den kleinen Bezirk seiner Gegend nützlich werden wollte, da er seine Gedanken einer weitern Publicität Preis gab, mußte bey seinem Reasonnement über Aufhebung der Gemeinheiten, der Brache, über die nützliche Stallfütterung, jene Hindernisse und Schwierigkeiten durchaus berühren, welche die Anhänger des alten Systems, die der von ihm verehrte Schubarth (Schubart) von Kleefeld die Anhänger des alten Schlandrians zu nennen pflegte, oft mit vielen Gründen zu ihrer Rechtfertigung entgegensetzten; er mußte da, wo sie zu entkräften sind, mit gründlichen Beweisen aus eigener Erfahrung hervortreten um sie zu widerlegen. Diese Beweise, wenn sie mit richtiger Darstellung der Beschaffenheit des Bodens, der Lage, mit einem Wort, wenn sie mit einer unständlichen Beschreibung eines Landgutes in allen seinen Verhältnissen begleitet und durch specielle in der Natur wirkliche, und nicht bloß erdachte Berechnungen des ehemaligen und des veränderten Zustandes unterstützt werden, sind allein belehrend, und führen allein zur Nachahmung, die man so gern bewirken will. Daß dabey der Zustand der Unterthanen vor und nach einer solchen Veränderung mit in Rechnung kommen muß, ist einleuchtend; denn welcher Gutsbesitzer, der nicht mit seinem Gute Handel treiben will, wird den Wohlstand seiner Unterthanen aus den Augen lassen, und welcher Staat könnte dabey gleichgültig bleiben?

Oberflächliche Berechnungen von der Art, wie sie der Vf. S. 13 u. 58. anstellt, beweisen nichts; denn, wenn auch sonst die Berechnung richtig wäre: wie viel Landgüter giebt es denn in einem Bezirk von 10 Meilen, die durchaus Boden von gleicher und solcher Güte haben? Und doch stellt der Vf. folgende Berechnung an. Er sagt S. 13.: „Einen anschaulichern Begriff sich zu machen, wie groß der Gewinn eines Landes seyn müsse, wo die Brache (Bracke) abgeschafft wird, wollen wir den Quadratkinhalt von 10 Meilen annehmen. Diese waren ungefähr mit 24000 Scheffel Getreide zu besen. Der dritte Theil davon liegt unbebauet und brache (brach). Wenn nun dieser dritte Theil oder 8000 Acker Landes bearbeitet und besat waren, und nicht nur, wie nur das vierte Korn brachten; so gäben diese zehn Meilen auf einmal 32000 Scheffel Getreide mehr, wie bisher, und nach diesem Verhältnisse auch einem eben so ansehnlichen Zuwachs von Stroh. Hiernit würden die Felder verbessert, und im tragharen Stande erhalten.“ — Was würde da alles zu aussetzen seyn, wenn diese Rechnung richtig seyn sollte? Würde nicht wenigstens die Saat von 6000 Scheffel.

Scheffel erst abzuziehen seyn, und dann nur ein Plus von 24000 Scheffeln entstehen?

Auch empfiehlt der Vf. die Abschaffung der Schäfereyen auf manchen Gütern, wie er denn selbst auf einem Gute 200 Stück abgeschafft hat. Nicht zu rechnen, daß der Staat, dessen Wollenmanufacturen auf die Schäfereyen eines Landes gebaut sind, bey dergleichen Veränderungen nicht rußiger Zuschauer seyn könnte, sobald sie sich über das Ganze ausbreiten wollten; so weils Rec. überhaupt nicht, was sich der Vf. bey Anlegung der S. 55. 56. 58. angestellten Berechnung gedacht haben mag. Sie schließt S. 58. folgendergestalt: „Für die 1000 Stück Schafe, welche im Sommer von 200 Acker Land lebten, wollen wir nun einmal alljährlich 20 Stück Ochsen zur Mast heranziehen. Von 30 Fuder Heu und dem Werth der 100 Schock Stroh, welches die Schafe im Winter verzehrten, werden diese Ochsen gegen das Frühjahr wenigstens mit 60 Rthlr. das Stück bezahlt; macht 1200 Rthlr. Hierzu die 1000 Rthlr. Gewinn von 200 Acker Land. Welch ein Unterschied in der Einnahme, wenn nun einmal ein dergleichen Gut auf diese Art verändert behandelt wird?“ — Sollen diese 20 Stück Ochsen alljährlich angezogen, als Kälber aufgezogen werden; so würde sich, wenn diese Anstalt mit Bestand ausgeführt werden sollte, der Viehstand bis zum fünften Jahr, wo doch eigentlich diese Ochsen erst zur Mast tauglich werden, um 100 Stück vermehren, um eine jährliche Einnahme davon zu gewinnen. Achtzig Stück Kälber und junge Stiere, wovon sollen diese gefüttert werden? Verkehrt aber der Vf., daß 20 Stück Ochsen alljährlich nur gemästet werden sollten; so müste denn doch wohl der Betrag für Ankauf dererelben abgezogen werden, selbst dann, wenn es ausgebrakte Zugochsen wären, die aus dem Gute selbst genommen sind. Besser wäre es gewesen, der Vf. hätte uns eine Berechnung desjenigen Guts vorgelegt, auf welchem er die 200 Stück Schafe abgeschafft hat, nach welcher übersehen werden könnte, was dies Gut eigentlich dadurch gewonnen hat.

Daß Gitter, die durchaus sehr guten Acker für die Schafe ungebaut liegen lassen müssen, und wenig Wiesenwachs, keine Abristen in Wäldern haben, und diese Aecker anderer Wirtschaftsverhältnisse wegen bestellen und arnten, mehr Vortheil bey der Rindviehzucht als bey der Schafzucht, zumal bey der gewöhnlichen, gewinnen können, will Rec. nicht in Abrede seyn.

Daß Hr. v. B., den der Vf. anführt, den Kuddinger dem Schafzünger vorzieht, ist eine ganz neue Erscheinung. Es ist möglich, daß der Fall bey sehr trocknen Jahren eintreten kann; wer wollte aber von einem solchen einzelnen Fall eine Regel gegen alle sonstige Erfahrungen abstrahiren?

Wenn nun gleich mehrere Ansätze über verschiedene Gegenstände, die zum Theil nur entfernten Einfluß auf die eigentliche Oekonomie haben, in diesen Wahrheiten enthalten sind; so hat der

Vf. sich doch keinen ordentlichen Plan dabey vorgesetzt und nichts eigentlich gründlich abgehandelt.

Rec. würde die hier vorgeschriebene Grenze überschreiten, wenn er sich mit weitläufigen Widerlegungen oder Erörterungen der hier vorgetragenen oft sehr flüchtigen Gedanken einlassen wollte. Hier können besonders die Ansätze über die Beschränkung des Productenhandels des Landhannes, über Luxus u. s. w. gerechnet werden.

Die Ansätze über die Bereitung des Düngers und Benutzung der Jauche (Gäuche), eine bewährt gefundene Behandlung bey der Stallfütterung, Mittel bey allerley Zufällen des Rindviehes, haben manches Gute und Brauchbare, obwohl das häufige Füttern und Tränken mit Leinwuchen bey milchenden Kühen nicht zu empfehlen ist, da bekanntlich die Milch einen übeln Geschmack darnach erhält.

GESCHICHTE.

FREYBERG, b. Craz; *Handbuch der allgemeinen Völkergeschichte alter Zeiten*, vom Anfange der Staaten bis zum Ende der römischen Republik, von M. Daniel Gotthold Joseph Häbler, Conrector am Gymnasium zu Freyberg. — Zweyter Band. 1799. XXIV u. 339 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit Vergnügen und Aufmerksamkeit haben wir den zweyten Theil dieses gemeinnützigen Werks durchgesehen, und finden auch hier das bey dem ersten Theile geäußerte Urtheil bestätigt, daß der Vf. nicht auf's Gerathewohl aus etlichen vorliegenden Büchern sein neues zusammenschreibt, sondern wirklich Kenntniß der Geschichte und der vorzüglichsten Bearbeitungen derselben besitzt, aus diesen mit kluger Auswahl das Wichtige auszuheben, in einen passenden, nirgends abgerissenen, Auszug zu stellen, und das Ganze in einen solchen Zusammenhang zu bringen weils, daß die Absicht, dem in der alten Geschichte minder bewanderten Leser eine ergiebige Quelle zum Unterrichte in die Hände zu liefern, wohl sehr gut erreicht wird. Gatterer bleibt sein Hauptführer; da aber die Lehrbücher dieses verdienstvollen Gelehrten für den gegenwärtigen Zweck zu wenige Ausführlichkeit haben; so ist aus größern Werken, Guthrie und Gray, Goldsmith's Geschichte der Griechen, oder aus andern, welche nur einzelne Zweige der Geschichte bearbeiteten, dem Skelet die nothige Fülle gegeben worden. Als Muster eines zweckmäßigen, lehrreichen Auszugs empfehlen wir die Auseinanderfetzung von Zoroasters wahren oder angeblichen kosmologischen und Religionslehren, aus Kleuker's bekannten Werke entlehnt. Man wird sie vollständig und doch keine gerechte Ursache zur Klage über Weitschweifigkeit finden: Ein Buch, das aus mehreren andern zusammen geschmolzen ist, kann freylich nicht in jedem einzelnen Abchnitt gleiche Vorzüge, gleich reine Darstellung gewähren, und sirauchelt der Führer, dem man folgt; so wird gewohn-

wöhnlich auch der Fehltritt des Nachfolgers sichtbar. So müssen wir zwar dem Vf. zugestehen, daß er sich bemüht hat, von Roms erst allmählich erwachsender republikanischen Verfassung ein getreues Bild zu liefern; wir finden sogar Polybius schöne Darstellung hier wieder, welche er von den drey Hauptzweigen, den Consuln, dem Senate und dem Volke gerade zur Zeit der vollsten Blüthe dieses Freystaats entwirft; aber wir vermessen doch die Entwicklung des Verhältnisses, welches das Volk schon zur Zeit der Könige in Mitwirkung bey Staatsangelegenheiten hatte, die genaue Darlegung der Ursachen, welche dieses Volk unter den Königen im Wohlstande erhielten, und gleich mit dem vollen Eintritte der aristokratischen Regierung in Dürftigkeit und drückende Schulden herunter brachten; die Beweggründe, welche den Gedrückten selbst bey den heftigsten Aeußerungen seiner Unzufriedenheit doch sehr häufig wieder in den Schooß des Patriciats zurücke führten, und ihn zu Verräthern an den Mannern machten, welche ihre grösstentheils gerechten Forderungen durchzusetzen entschlossen waren. Freylich müssen wir gestehen, daß biezü die vorhandenen Untersuchungen über die alte Geschichte nicht hinreichend sind, daß zur glücklichen Ausführung eigenes Studium der Quellen eine schlechterdings nothwendige Forderung bleibt. Aber auch in einzelnen, hin und wieder zerstreuten Stellen, würde sich mancher aufgestellte Satz wohl schwerlich erweisen lassen. Z. B. die Behauptung S. 46., daß in der persischen Monarchie die Civilregierung sorgfältig von der Militärgewalt getrennt war. Bey einer Sache, gegen welche die ganze Geschichte spricht, kann unmöglich eine Stelle aus Xenophons Cyropädie oder Oeconomicus als Beweis gelten. Eben so wenig war jemals, wie hier versichert wird, Persopolis und Pasargada einerley Stadt. Die Umstände bey'm Zuge des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder, finden wir nicht mit gehöriger Genauigkeit angegeben. S. 69. „Cyrus hatte 100000 Mann, und Abrokomas, der ihm unterwegs aufstieß 300.000.“ Cyrus hatte 100.000 sogenannte Barbaren und 12800 Griechen; Abrokomas hieß dem Cyrus nicht auf, er wollte dem Könige 300.000 Mann zu Hilfe führen, kam aber zu spät. S. 165. „Cyrus erhält die unerwartete Nachricht, daß sein Bruder mit 1200.000 Mann gegen ihn anrückt.“ Die Nachricht war ihm nicht unerwartet, er hatte schon früher seiner Ankanft entgegen gesehen, und die Armeen des Königs soll aus 900.000 Mann bestanden haben; Xenophon sagt, für so großs gab man sie aus. Es hätte auch nicht S. 167. Xenophon mit Chirostophus als Hauptanführer der Griechen angegeben werden sollen. Nur der letzte war es; Xenophon diente eigentlich bloß als Volontär; und erst nach dem Tode mehrerer der wichtigsten Anführer kam bey'm Rückmarsche die Reihe an ihn; Befehlshaber des Nachzugs zu werden; Hauptanführer ist er nie gewesen, er sagt es auch selbst nicht. S. 112. wird Themistokles unter der Zahl der zehn atheniensischen Feldherren bey'm marathonischen Treffen angesetzt. Dür-

fen wir dem Plutarch glauben; so war Themistokles um diese Zeit noch Jüngling, welchen eben der von Miltiades in diesem Treffen erworbene Ruhm zu künftigen Thaten anfeuerte. Goldsmith ist hier sein Führer; so wie auf der folgenden Seite, wo die Landmacht Athens auf 13000 Schwerebewaffnete und 16000 Einwohner angegeben wird. Zu keiner Zeit hatte Athen eine so große Macht, und die hier genannten Einwohner sind die *μυτικοι*, Schutzverwandte, Athens Bewohner, welche aber das Bürgerrecht im engsten Verstande, die Theilnahme an den öffentlichen Geschäften, nicht befassen. Für unrichtig wird Hr. H. selbst folgende Stelle erkennen. S. 136. „Macedonien war durch Fruchtbarkeit, noch mehr aber durch Handel blühend, und gehörte zu den wichtigsten auswärtigen Provinzen der Athenen.“ Macedonien war zu keiner Zeit eine Provinz von Athen; die griechischen Pflanzstädte längt der Küste lebten zum Theil in einiger Abhängigkeit von dieser Republik, und dadurch bekam es auch Einfluß auf das innere Land und seinen Handel, der aber um diese Zeit unbedeutend war und seyn mußte, da sich keine Manufacturen bey den halb barbarischen Macedoniern fanden, und die Ausfuhr ihrer Producte durch die Hände der griechischen Seestädte ging. S. 98. „Als in Einer Nacht allen Mercurssäulen die Köpfe waren abgeschlagen worden, gerieth alles in die grösste Religionswuth.“ Das nicht. Man fürchtete eine große Verschwörung gegen die bisherige demokratische Verfassung des Staats, und an ihrer Spitze den unternehmenden Alcibiades; es gehörte auch in der That eine sehr beträchtliche Anzahl einverständner Menschen dazu, um so etwas in dieser großen Stadt an so viel tausend Mercurssäulen, oder Eckpfeilern der Häuser, in einer Nacht und ohne Geräusch auszuführen. Diese ausgehobenen Stellen liefern nichts als den Beweis einer hinlänglich bekannten Sache, daß auch vorzügliche Werke nicht ganz ohne Flecken sind. — Der gegenwärtige Theil reicht bis auf Alexanders des Macedoniens Regierung, und der ganze Plan des Vis. ist bis auf die Zeiten angelegt, da Rom aufhörte Republik zu seyn; folglich haben wir etwa noch zwey Theile zu erwarten.

FREYBERG, b. Craz: *Synchronistische Tabellen der Volkergeschichte*, hauptsächlich nach Hn. Hofrath Gatterers Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte, von M. Dan. Gotthold Joseph Häbler, Correct. am Gymnas. zu Freyberg. — Zweyte Lieferung, vom Anfange der römischen Monarchie bis gegen die Mitte des XI. Jahrhunderts. 1798. gr. Folio. Fünf gedoppelte Tabellen, Titel und Vorrede. (12 gr.)

Diese zur synchronistischen Uebersicht der wichtigsten in dem Lehrbuche erzählten Begebenheiten entworfenen Tafeln, bleiben auch ohne dasselbe für jeden, der einen schnellen Ueberblick der Geschichte wünscht, die vorzüglichsten, welche wir zu empfehlen wüßten, und reichen schon weit über die vom

Vf. zum Ziele seiner Arbeit bestimmten Zeiten hinaus. Das Ganze soll alle wichtige Namen und Vorfälle der Universalgeschichte bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts umfassen, und ist von dem Vf. in drei Lieferungen abgetheilt worden. Die erste in diesen Blättern schon angezeigte reichte bis zum Anfange der römischen Monarchie; die zweite hier vorliegende bis zur Mitte des elften Jahrhunderts; die folgende wird die letzte Lieferung enthalten. Die Einrichtung der Tabellen selbst scheint Rec. sehr überdacht und zweckmäßig angelegt zu seyn. In der ersten Reihe finden die Jahre nach Christi Geburt ihre Stelle, immer in einer Abstufung von zehn zu zehn Jahren; unmittelbar nach derselben folgt die nach diesen Zahlen geordnete Reihe der Kaiser, mit Bemerkung der merkwürdigsten Ereignisse unter ihrer Regierung, und zur Seite aber noch in der nämlichen Reihe, die sehr bündig zusammengedrückte Uebersicht von den Hauptveränderungen im Reiche selbst, von seinem Wachsen und Sinken. Zunächst folgen dann in abgeforderten schmälern Columnen die einzelnen auswärtigen Völkerschaften, welche in dem nämlichen Zeitraume ihre Rolle spielten, Deutsche, Sarmaten, Hunnen, Perfer, Chineser; auf einer Tafel mehrere, auf der andern weniger, nach dem Erforderniß der Begebenheiten. Natürlich nehmen die vielen deutschen Völkerschaften den meisten Raum weg. Im funften Jahrhundert, wo das westliche Reich der Römer zertrümmert wurde, ändert auch Hr. H. seine bisherige Ordnung; die deutschen Völkerschaften füllen nun die ersten Reihen, und zwar in allen folgenden Tafeln England an der Spitze, an dem Platze der frühern Römer. Warum gerade der Vf. dieses lange Zeit in mehrere kleine Reiche zerstückte Land gewählt hat, wissen wir nicht zu erklären. Die erste Columnen muß ein Hauptvolk bezeichnen, an dessen merkwürdige Begebenheiten und Regentenreihe sich die Ereignisse bey andern Völkern leicht anschließen lassen; hiezu mochte England

eben nicht den besten Führer abgeben. Weit sicherer hätte nach dem Falle des westlichen Reichs der Römer das östliche so lange seine Stelle besetzt, bis die abermalige Entstehung des Kaiserthums durch Karl den Großen den abgerissenen Leitfadern wieder knüpft. Und nach der Trennung des großen Frankreichs bleibt es doch wohl immer für einen Deutschen am natürlichsten und leichtesten, die Regenten seines Vaterlands zur Gedächtnishülfe für gleichzeitige Ereignisse in andern Ländern oben anzusetzen. Einige wenig bedeutende Unrichtigkeiten in den Angaben der Jahrszahlen hat Hr. H. selbst in seinem Handbuche hin und wieder berichtigt; andere, aber nur wenige fielen uns in dieser Fortsetzung auf. Z. B. daß Kaiser Severus die prätorianische Leibwache aufgehoben habe. Nur die vor ihm vorhandene hob er auf, weil sie das Kaiserthum für bares Geld an einen ganz unwürdigen Regenten öffentlich verkauft hatte; er wählte sich aber eine weit stärkere aus seiner eignen Armee, und man trifft diese Praetorianer noch bis auf die Zeiten Diocletians und Constantius des Großen an. Die Tafel VII. sagt, daß der Frankenbund unter mehreren deutschen Völkern auch die Kaechen begriffen habe. Rec. weiß wohl, daß der Satz aus Gatterer entlehnt ist, es giebt aber gewiß keinen Beweis für diese Behauptung; die Kaechen gehörten mit den übrigen Küstenvölkern zum sächsischen Stamme. Eben so wird zu leichtgläubig und mit voller Gewißheit nacherzählt, daß die Alamanen ihren Namen von der Almone (Altmühl) erhalten hätten. Auch läßt sich nicht erweisen, was Tab. VIII. behauptet wird, daß die Bojoarier (Bayern) von ostgotischen Reiche abhängig gewesen wären, oder zu demselben gehört hätten; die Geschichte sagt das Gegentheil. — Am Ende der Tafel X. liefert Hr. H. auf der Kehrseite eine sehr schöne Entwicklung über die Theilung der fränkischen Monarchie, da sie in der Haupttafel nicht deutlich genug hätte dargestellt werden können.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Zwischen, mit Heferschen Schrift.* Nur der Menschenfreund kann erhorlich beten, und die schwere Verurtheilung derer, die junge Ob- und andere Bäume entwenden oder beschädigen. Zwei (zwey) Predigten, zum Besten einiger, durch Ueberschwemmung — in Aemtern verstorbenen Unterthanen Kurischen — in Zwickau gehalten von Chr. Gotth. Anger, Diaconus St. Katharin d. d. 1799. 36 S. 3. — Besonders die zweite Predigt über 5 Mos. 20. 19., welche einen nicht unwichtigen Gegenstand behandelt, der selten auf die Kanzel gebracht wird, verdient es, daß wir darauf aufmerksam machen. Ist gleich die Disposition, nach welcher im ersten Theile von dem Werth der Bäume, und im zweiten von der Verurtheilung etc. gehandelt wird, nicht ganz richtig, da vielmehr der erste Theil nur als Subdivision in der Ausfüh-

rung des Satzes, welcher nach unserer Meynung den ersten Theil ausmachen sollte: ein Baumzerstörer verurtheilt sich, so ändern, hätte verwehrt werden sollen; so ist doch die Ausführung nicht übel geraten, wenn wir die Erwähnung der bey uns unbekannten Cedern auf dem Libanon wegdenken. Nicht so gut scheint dem Vf. die Ausführung des Satzes: daß ein Baumzerstörer keine Erlaubnis vor Gott habe (welches der zweite Haupttheil seyn sollte), gelungen zu seyn. Hier hatte der Beweis vorzüglich aus dem Zwecke, den Gott durch die Pflanzenschöpfung erreichen will, geführt und gezeigt werden sollen, daß es Mangel an Gottesverehrung veranlaßt, wenn man auch diesen Theil seiner Schöpfung nicht dem Zwecke gemäß, als Mittel zur den vorzunehmigen Wesen — behandelt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. October 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Leo: *Neue Ansicht von Dresden*. Für Reisende, von einem Reitenden. 1799. VI. u. 218 S. 8. (gebunden 16 gr.)

Ein Seitenstück zu der unlangst (Nr. 209.) von uns beurtheilten *neuen Ansicht von Leipzig*, welches die Hand desselben Vfs., aber eine noch größere Flüchtigkeit verräth. Mag man auch auf den Zusatz des Titels, welcher die Schritt als Product eines Reisenden ankündigt und für Reisende bestimmt, noch so schöne Rücklicht nehmen; so wird man doch oftmals sich der Vermuthung nicht erwehren können, daß die Reise wahrscheinlich von einem gebornen Dresdner, zwischen den vier Wänden des Studierzimmers gemacht worden, und noch öfter wird der Wunsch erwachen, daß für die Belehrung der Reisenden nach einem durchdachteren Plane, mit mehr Consequenz und Zuverlässigkeit gesorgt seyn möchte. So kann die Bitte der Vorrede, „daß der strenge Leser, um sich vor Täuschung zu bewahren, nicht viel von dem Büchlein erwarten möge,“ nicht blos als Aeußerung der Bescheidenheit gelten, welche sonst den billigen Anspruch der Kritik zu verstärken, und ihren Tadel zu mildern pflegt. — Welcher Reisende, der hier topographische Notizen, oder überhaupt Befriedigung seiner Wissbegier zur Erhöhung des Genusses, den ihm das schöne Dresden darbietet, zu finden meynt, wird eine historische Erörterung von dem Ursprunge der Stadt erwarten, womit der Vf. den ersten Abschnitt seiner Schrift erfüllt hat? Besser und zweckmäßiger ist im zweyten Abschnitte die allgemeine Uebersicht der Stadt; nur bilden hier oft, so wie durchs ganze Buch, allzu triviale Bemerkungen mit gewählten Notizen, richtige und gesunde Urtheile mit erkünsteltem Witz, natürliche Darstellungen mit prunkenden Tiraden, gefuchten Wendungen und viel verweisenden Ankündigungen einen sonderbaren Contrast; selbst bis zum Platten sinkt zuweilen der Ton der Erzählung herab. „Es ist schon bekannt, so hebt der zweyte Abschnitt an, „daß wenig Städte in Deutschland sich „einer reizenderen Lage rühmen können, als Dres- „den;“ und der Schluß: „Wer einmal in seinem Le- „ben der entzückenden Aussicht von der Dresdner „Brücke genossen hat, der wird es nicht unnatürlich „finden, wenn jemand seine Tage in dieser Stadt „zubringen wünscht.“ — Neben solchen breiten, nichts sagenden Bemerkungen, fehlt es keinesweges an Schilderungen, welche in das Innere

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

greifen, und an treffenden Urtheilen. Wir rechnen dahin vorzüglich, was über den Charakter der Dresdner gesagt ist. „Der Dresdner im Allgemeinen (heißt es S. 120.) „besitzt eine gewisse Ruhe und Genügsam- „keit. Ein Leben, daß ihm für vielen Fleiß die „erken Bedürfnisse nur erwirbt, findet er immer noch „sehr erräglich. Daher gewinnt auch die Lehre vom „Selbstmord keine beträchtliche Zahl von Anhän- „gern. (Im verflochtenen Winter war doch die Zahl derselben beträchtlich genug!) „Kann man nicht ge- „rade durchs Leben kommen, so sucht man sich hin- „durch zu winden. Ein Hauptzug im Charakter des „Dresdners ist wohl Gutherzigkeit u. s. w.“ Damit stehen auch die Beobachtungen in Verbindung, welche der Vf. über die vom Hofe zum Adel, und von diesem bis zum Bürgerstande verbreitete Häuslichkeit und Frugalität der Dresdner gemacht hat, und die mit unsern Erfahrungen vollkommen zusammen stimmen. Eine in dieser Hinsicht S. 125 hingeworfene Erzählung ist charakteristisch, weil sie durch hundert Falle des täglichen Lebens nur unter veränderten Umständen und verschiedenen Modificationen, ihre Bestätigung erhält: „Unter meinen Augen, (sagt der Vf., da er von dem Luxus der Dresdner spricht) „verwandelten sich ein Paar schwarze Sammt-Bes- „kleider, die, als solche, kein einziges Verdienst mehr „hatten, in ein niedliches Modebüchlein, ein alter „Haarbeutel in eine Kokarde, und eine zerrissene „Gardeuniform in einen unverfärbten Spencer.“ Was der Vf. von der niedlichen Gestalt und der Eigenheit der Dresdnerinnen sagt, das gewinnt durch Vergleichung mit dem noch mehr Klarheit, was er in seiner frühern Schrift über Leipzig, von den Reizen und Sitten der däßigen Schönen geurtheilt hat: „Selten „wird man in Dresden die Tochter, ohne Mutter und „Vater, einem Tanze beywohnen sehen, ausgenom- „men in den Exerzierstunden der Tanzmeister und „bey kleinen Familienfesten. Selbst das Besuchen „der Promenaden gestatten manche Aelteru ihren „Töchtern nicht allein. — Selten wird ein Ehemann „seiner Gattin den Antheil an Vergnügen; z. B. „einem Balle gestatten, dem er, aus Eigennutz oder „Geldmangel, nicht selbst beywohnt. Ja, sogar in „freundschaftlichen Zirkeln, bey Promenaden u. s. w., „die man in Gesellschaft der Ehebrüder mit den Gat- „tinnen macht, darf man sich ja nicht mit den letzten „aus ihren Augen entfernen, wenn man nicht dem „armen Weibe finstere Blicke zuziehen will. Daher „ist auch die Treue in der Ehe hier noch nicht zum „verruften Märchen geworden.“ — Für diese und andere Bemerkungen, deren Wahrheit ein lah- gere

B

gerer Aufenthalt in Dresden bewährt, wird der Reisende danken; noch mehr für die Beschreibung der äußeren und inneren Einrichtung der Stadt, der verschiedenen geistlichen und weltlichen Collegien, der Vergnügungsorte u. s. w., wo wir jedoch hier und da Unrichtigkeiten oder Unbestimmtheiten gefunden haben. So sind z. B. S. 61. die Functionen des geheimen Consilium nicht genau und vollständig genug angegeben. S. 66. Das Appellationsgericht ist nicht blos ein Gerichtshof der letzten Instanz, sondern es schlichtet auch eine Menge von Rechtsbündeln unmittelbar in der ersten Instanz. S. 73. hätte bemerkt werden sollen, daß der Rath zu Neustadt kein abgesonderter Corpus ausmacht, sondern mit dem Rathe der Altstadt, zu welchem die Repräsentanten des ersten als Mitglieder gehören, verbunden ist. Auf die Empfehlung der Antiquare (S. 102.) mag der Reisende nicht viel rechnen, wenn er nicht seine Erwartungen getäuscht sehen will; selten verliert sich ein gutes Buch in die Hände dieser großentheils unwissenden Menschen. — Das Verzeichniß der Gelehrten und Dilettanten (S. 135.) hatte entweder wegbrechen, oder aus *Klaben's* gelehrtem Dresden mit klügerer Auswahl geliefert werden sollen; es ist nicht ganz geistreich, zu welchem Behufe hier neben einem *Adelung*, *Reinhard*, *Racknitz* so mancher *terrae filius* hingepflanzt worden, insofern andere übergangen sind, die ihre Namen wohl mit weniger Ueberschätzung hier gefunden haben würden. — Die Urtheile über die in Dresden lebenden Künstler und Künstlerinnen (S. 76 ff.) verriethen im Ganzen Einsicht und Kunstsinn; nur tritt auch hier der Fall ein, auf den wir den Leser der Schrift überhaupt noch aufmerksam machen müssen, daß manches jetzt verändert ist, was wahrscheinlich vor einem Triennium niedergeschrieben wurde, und damals volle Gültigkeit hatte.

Wir können am Schlusse dieser Anzeige den Wunsch nicht unterdrücken, daß uns bald eine Beschreibung von Dresden, in dem Geiste und mit der Genauigkeit, wie uns *Nicolai* von Berlin, und unlängst *Leonhardi* von Leipzig geschenkt hat, zu Theil werden möge.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, im Verlage des Museums von Arnold u. Pinther, u. in Commisf. der Arnoldischen Buchhandl. in Pirna: *Deutsche Kunstblätter und Kunstanzeigen*, auf das Jahr 1799. Erstes Heft. (Kunstblätter) 25 S. (und von den Kunstanzeigen) 1te, 2te, 3te, 4te und 5te Numer. 40 S. 4. mit zwey Kupfertafeln.

Einheimische Kunstarbeiten werden gewöhnlich weniger geschätzt als die ausländischen. Diesem schädlichen Vorurtheil nun entgegen zu wirken, richtigere und billigere Begriffe von dem Werth deutscher und besonders sächsischer Kunstproducte in Gang zu bringen, setzen sich die Herausgeber vor. Sie wollen vermittelt dieser Zeitschrift verdienstli-

che Werke bildender, zeichnender und mechanischer Künstler zur Kunde des Publicums befördern, selbst geschickte Manufakturisten, welche in ihrem Fache durch edle Formen, durch feine und geschmackvolle Arbeit sich auszeichnen, sollen nicht übergangen werden. Die deutschen Kunstblätter werden auch Abhandlungen und Auszüge aus der artistischen Literatur, vollständige Biographien und einzelne Züge aus dem Leben verdienstvoller vaterländischer Künstler, nebst Anzeigen von ihren vorzüglichsten Werken enthalten. Ueberdies werden Ankündigungen von neuen Kunstfachen, Beschreibungen von Kunstakademien, Kunstetablissements etc. und der Mannichfaltigkeit wegen auch Abhandlungen über literarische Gegenstände, welche mit der Kunst in einiger Verbindung stehen, aufgenommen werden. Nach diesem Plan finden wir im ersten Heft nachst der Einleitung, einen kurzen historischen Aufsatz über *Zeitschriften*, der seines Inhalts wegen nicht ohne Interesse gelesen wird. Hernach folgt ein anderer kleiner Aufsatz über *Porträtmalerey*. An einen jungen Künstler. Er schließt sich mit sehr frommen Gesinnungen und Gedanken an die Ewigkeit, welche zwar nicht geradelt werden sollen, aber freylich den Mangel an Verdienst nicht ersetzen können. Endlich *Johann Casanova; eine Skizze seines Lebens*; (ist nicht ganz hier abgedruckt und soll in den nächsten Heften fortgesetzt werden). Sie scheint etwas zu lobrednerisch zu seyn und schweift manchmal, wie z. B. über Mengers und Silvestre, zu sehr ab. Die fünf Numern der Anzeigen enthalten neue Erfindungen und Verbesserungen, Waarenpreise, Nachrichten, Bemerkungen, Anfragen, Beförderungen u. dgl., welche fortgesetzt sowohl für das Publicum als für die Künstler nützlich und bequem seyn werden.

MAGDEBURG, b. Keil: *Skizzen, Gedankenentwürfe, Umrisse, die bildenden Künste betreffend*. Von A. Breyßig, Prof. der schönen Künste, erstem Lehrer an der königl. Provinzialkunsfschule zu Magdeburg und Nationaltheaternaler. Erstes Heft. 1799. 126 S. 8. mit einer Kupfertafel. (8 gr.)

Ueber den Zweck und Plan dieser Schrift, welche vernünftlich periodisch erscheinen soll, vernehmen wir wenig mehr als was der Titel anzeigt. Die eintleitende Abhandlung über den Nutzen und die Nothwendigkeit der Zeichenkunst, hat mehrere Stellen, welche wir nicht unterzeichnen möchten; so scheint z. B. der W. S. 4. den schönen Künften einen bloß moralischen Endzweck zuzuschreiben, indem er sagt: „Sie sind ein Mittel, uns zum Guten zu reizen und vom Bösen abzuhalten,“ und „Sie zeigen uns das Laßter abschreckender und die Tugend lieblicher.“ Nach S. 16 waren „bey den Hebräern, die Tüpfel angesehene Künstler und gewissermaßen die Geschichtsschreiber; denn sie uerwielten die merkwürdigsten Begebenheiten, und erzielten andere. Feyerlichkeiten, die sie durch ihre Prachtgefäße, welche sie zugleich auf geschmackvollste bemalten, im Andenken. Man gerath in Vor-

Verlegenheit, wenn man fragen soll, ob die kauderwälsche Sprache oder das Abgeschmackte der Vorstellung oder die unerhörte Unwissenheit in dieser Stelle aufzufallender sey. Eine andere Abhandlung: über den Bau, die Maschinenrie und Malerey des Theaters, ist in manchem Betracht besser als die vorige; man sieht wohl, daß Hr. Dreyßig hier von Dingen spricht, die er gründlich versteht. Doch erschöpft er die Sache bey weitem nicht, denn das Ganze ist eigentlich bloß Ankündigung einer Sammlung Skizzen von Theatergemälden, welche er herauszugeben gedenkt. S. 70. 71 und 72. wird die Kupfertafel erklärt; sie enthält einen geometrischen Grund und Seitenaufriss, welcher die Größe und die perspectivische Construction der Flügel, Deckenstücke und des Fußbodens der magdeburgischen Nationalschaubühne zeigt. Über die Kunstschule in Magdeburg. Wir vernehmen hier, daß diese nützliche Anstalt 1793 eröffnet wurde und zuerst eine Privatunternehmung war. 1796 erhob sie der König zur königl. Provinzial-Kunstschule unter

Oberaufsicht der königl. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin und wies ihr eine bestimmte Einnahme an. Es sind zwey Lehrer angestellt, der erste ist Hr. Breyßig, der andere Hr. Fürste, in jeder Woche wird viermal Unterricht ertheilt, am Sonntage Vormittags von 8 bis 11 Uhr und Nachmittags von 1 bis 3 Uhr, (welches in Rücksicht der Handwerker sehr zweckmäßig ist), Mittwochs und Sonnabends von 1 bis 4 Uhr. Arme genießen diesen Unterricht unentgeltlich; die Vermögenden bezahlen monatliche Beyträge. Wir übergehen das Verzeichniß der Schüler, welche Prämien erhalten und sich sonst vorzüglich ausgezeichnet haben, eben so die ausgestellten Kunstversuche und Kunstwerke von Meistern und Schülern, einige Kunstanzeigen, Ankündigungen, Gemälde, die zu verkaufen sind, den Preiscurant der Wagnerischen Thonwarenfabrik zu Magdeburg etc. als Dinge, welche außer unsern Grenzen liegen.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) Berlin, b. Mazdow: Prüfung der Ursache des Marasmus wider das Tabak-Monopol der königl. Generaladministration, von dem Kriegsrath Fichtbach. 1797. 27 S. 8. (4 gr.)

2) Magdeburg, b. Keil: Freymüthige Bemerkungen über die Tabakadministration, mit Rücksicht auf die bisher darüber erschienenen Schriften. 1797. 45 S. 8. (4 gr.)

3) Frankfurt a. d. Oder, in d. akad. Buchh.: Freyes Tabaksgewerbe und Tabakregel im Hinblick auf Staatspolizei und Finanzinteresse betrachtet; nebst einer Geschichte des Tabaksgewerbes in den königl. preussischen Staaten. 1797. 68 S. 8. (6 gr.)

Unter der Regierung der letzten drey Beherrscher der preussischen Staaten, haben sich bekanntlich der Aufbau des Tabaks, dessen Fabrication und der Handel im Großen mit demselben zweymal unter landesherrlicher Aufsicht und Verwaltung befunden, und sind, nach deren Aufhebung, eben so vielmals in das Verhältniß eines freyen Nahrungsgegenstandes versetzt worden. In diesem letzten befinden sie sich gegenwärtig. Aus jenen Abwechselungen und aus der dort herrschenden glücklichen Pressfreiheit ergibt es sich von selbst, warum dieser mit dem landesherrlichen sowohl, als dem Privatinteresse (so enge verbundene Gegenstand) daselbst mehr, als sonst irgendwo, einen schriftstellerlichen Kampf sehr verschiedener Meynungen veranlaßt hat. Die vorangezeigten gleichfalls dahin gehörigen drey Schriften geben in wenigen Bogen über die neuesten dafüßigen staatswirtschaftlichen Anordnungen dieserhalb, deren Beschaffenheit, Zweck und Verhältniß deutsche Beherrschern. In allen dreyen beschäftigen sich ihre Vf. mit der folgenden Hauptfrage: ob eine landesherrliche General-Tabaks-Administration dem freyen Tabaksgewerbe, oder dieses jener vorzuziehen sey? Zur Vertheidigung solcher Administration ist Nr. 1., hingegen zu dessen Widerlegung und zur Vertheidigung des freyen Gewerbes Nr. 2. abgefaßt. Mit dieser letzten stimmt Nr. 3. fast gänzlich überein, jedoch mit der Einschränkung, daß das Monopol nicht gänzlich verworfen, sondern in einem gewissen Maße nicht nur für unschädlich, sondern auch für nothwendig erkannt wird.

Nach dem Zweck der ersten Schrift betrifft sich ihr Vf. zutroßerst, erwecklich zu machen, daß zwischen der landesherrlichen Aufsicht und Verwaltung über die Gewinnung und die Verfertigung einer Waare des Luxus, und den Handel

damit, und den an Privatpersonen verliehenen Monopoliën ein wesentlicher Unterschied sey, daß wohl durch diese, aber nicht durch jene, dem Publicum geschadet, vielmehr demselben Wohltheil und Güte der Waare, und zugleich den Staatsausgaben eine erhebliche Einnahme verschafft werde. Aus vorangeführten historischen Nachrichten, nach welchen man sich in den preussischen Staaten vor dem J. 1766 größtentheils mit ausländisch fabricirten Tabaken behelfen, die dazu gewonnenen eigenen Blätter auswärtig verfertigt, sich mit dem Verkaufspreise für das im Lande erzeugte rohe Material begnügt und den Ausländern den Verdienst für die Fabrication, mit Handlungsprohite, zugewendet habe, zieht der Vf. die Folgerung, daß diese nachtheilige Verfassung daselbst der Bewegungsgewand zu der in jenem Jahre eingeführten General-Tabaks-Administration gewesen sey. Sie habe bewirken sollen, auch wirklich bewirkt, daß der Debit fremder fabricirter Tabake und der Ausfluß beträchtlicher Goldsummen dafür gehemmt, die Einfuhr fremder Tabaksblätter eingeschränkt, die Ausfuhr einländischer Tabakblätter nach ausländischen Fabriken gehindert, durch die eigene Fabrication, theils eine Menge Arbeiter im Lande beschäftigt, theils die Consumtion des Tabaks im Lande selbst bestritten, gute Tabaksarten auch richtiges Gewicht derselben, und durch den geliebten Ueberschuß den Staatseinkünften ein beträchtlicher Zufluß verschafft worden sey. Nach Aufhebung der nachher ergangenen königl. Verordnungen, welche sich auf solche Administration beziehen und auf die Beforderung des Tabaksbaues und des Handels abzwacken, behauptet der Vf., daß alles dieses nie von Privatpersonen, am wenigsten von einem freyen Handelsverkehr habe bewerkstelligt werden können. Zu dessen Befestigung beruft er sich auf eine zehnjährige Erfahrung, seit der Aufhebung der gedachten Administration im J. 1787, nach welcher das Publicum dabey sich gar nicht besser befunden und der freye Tabakhandel nur mittelmaßige Vortheile den Tabaksfabricanten verschafft habe. Für ganzlich ungegründet erklärt er deshalb die Unzufriedenheit des Publicums über die Wiedereinführung der General-Tabaks-Administration: indem dieselbe, nach seinen Angaben, weder dem Kaufmann, noch den Tabaksplantern, noch den Tabakspinnern, noch den Handarbeitern, noch den Tabakfabricanten, noch den Tabakscoufementen

zum Nachtheile gereiche. Die Ursache des allgemeinen Murrens dagegen liegt, nach seiner Meynung, ganz allein in den erhöhten Verkaufspreisen der Tabaksforten, deren Befchwerlichkeit er zwar zugebe, zugleich aber das Publicum (auf eine gewifs nur bey dem kleinsten Theile gültige Art) ermahnt, zum Besten der Staatseinkünfte und in Hoffnung künstlicher erniedrigter Preise, in einem gleichstarken Verbruche des Tabaks dennoch patriotisch fortzufahren. Am Schluße eines unbedeutenden witzelnde Bemerkung über die (einzelne) frohlockende Spitzrede des Frauenzimmers, welche die leibschäftlichen Tabakfabrmauer, wegen der ihnen aus dem Tabaksregale erwachsenen mehreren Belästigung, treffen werde.

Diese Vertheidigung der landesherrlichen Tabaksadministration und die hierauf gleichfalls abzuwendenden freymüthigen Betrachtungen der Gründe für und wider solche Administration von Hn. Prof. Kormann befreitet der Vf. der zweiten Schrift mit folgenden wichtigen Gründen. Die Unzufriedenheit des Publicums über diese Administration habe nicht sowohl in der Erhöhung der Verkaufspreise des Tabaks, als vielmehr darin ihren gerechten Grund, daß jene mit alien Eigenschaften und Folgen eines schädlichen Monopols verknüpft sey. Eine vieljährige Erfahrung habe dieses bestätigt, und eine Wiederherstellung solcher Verfassung werde es, ungeachtet einer dabey gefolgten vortheilhafteren Vfsition, unfehlbar ferner bestätigen. Durch sie sey der äußerste Nachtheil dem ganzen Lande, durch Schmälerung vieler Nahrungsweize, und durch Einschränkung der Handelsfreyheit, zugefügt, die Moralität der Unterthanen verborben und eine große Menge derselben in das tieffte Elend geführt worden. Wäre auch eine Auflage auf den Tabak für die Staatsbedürfnisse das bequemste Mittel, so habe solches, ohne alle Bedrückung des Landes, ohne Zweifel auch durch die einländischen Tabaksfabrikanten, nach dem von ihnen gefchehenen Erbsitzen, nach ihrer beträchtlichen Anzahl und nach ihrem starken Abzuge ins Ausland, füglich erreicht werden können. Es habe nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß die Administration bey den ungeheuren Kosten, die sie erfordert, jemals wohlfeilere Preise werde stellen können. Wenn sie aber auch ehemals einige Sorten Tabak an Ausländer wohlfeiler als zu Einländern verkauft habe; so sey solches dadurch bewerkstelligt worden, daß der einländische Tabakplanzer die Blätter für einen um die Hälfte geringeren Preis an dieselbe habe überlassen müssen, als er von den ausländischen Fabricanten würde bezahlt erhalten haben, und daß solches erstallt die letzte, mit dem Schaden des ersten gewonnen habe. Die Consumanten hatten nicht den mindesten Gewinn davon, das ein Paket bey der Administration um einige wenige Lothe schwerer sey, als bey den Fabricanten, weil sie es bey jener um so viel theurer, als bey diesen bezahlen mußten. Verfallung des Tabaks bliebe immer bey beiden möglich, und das Publicum dagegen nicht gefchützt; vielmehr gebe die Administration Veranlassung zur Contrebande, folglich zur heimlichen Einführung künftlicher, der Gesundheit schädlicher Tabaksforten. Durch die gepriesene Veranordnung ein Paar Hundert in die Seidenen, vermittelst ihrer Anstellung zur Vfsation bey der Administration, würden diese in eine traurige und verhasste Lage, und Tausende von Arbeitern außer Brod gesetzt. Es könne der Administration gar nicht zur Empfehlung gereichen, wenn dadurch etwa die Einfuhr fremder Tabaksblätter vermindert werde; denn es sey eine bekannte Wahrheit, daß die Einfuhr eines fremden rohen Materials dem Lande immer vortheilhaft sey, wenn dasselbe da verarbeitet und dann ausgeführt werde. Auch sey es notorisch, daß, nach Aufhebung der Administration, der einländische Tabakbau sogar beträchtlich zugenommen habe.

Nach dieser Widerlegung der gegenseitigen Vertheidigungsgründe werden die hauptsächlichsten verderblichen Folgen einer landesherrlichen Tabaksadministration deutlich beschrieben und einleuchtend erwiesen. Diese sind: Verber-

niss der Moralität durch das Contrebandiren, Verfall der Nahrung und des Handels, und eine schwere Belastung des Staats, die er vorher nicht zu tragen hatte, mit großen Unterhaltungskosten, mit der Unterhaltung einer zahlreichen Menge dabey ansehnlicher Officianten und mit starken an die Inhaber der Achen zu bezahlenden Zinsen.

Die dritte Schrift enthält zuerst, in leichtvoller Kürze, eine mehr als ihre Hülfe ansehnliche Erzählung der in den preussischen Staaten seit dem J. 1676 bis ins J. 1797, durch landesherrliche Anordnungen auf mannichfaltige Art veränderten Verfassung in dem Betriebe des Tabakbaues, der Fabrication desselben und des Handels damit. Hiernach befinden sich dieselben, mit mancherley Modificationen, bald unter dem Zwange eines an Privatpersonen verliehenen Monopols, bald unter landesherrlicher Administration, bald in dem Zustande eines freyen Nahrungsgewerbes. Schon in diesem historischen Theile läßt sich aus einigen Aeußerungen des Vfs. seine Ueberzeugung von den Vorzügen der letzten Verfassung zum voraus erhellen.

Hierauf folgen Beurtheilungen des freyen Tabaksgewerbes und des Tabaksregals, sowohl nach Gründen der Staatspolicy, als auch nach Gründen des Finanzinteresses.

Die Betrachtung dieser Gegenstände aus dem ersten Gesichtspunkte gründet sich auf den richtigen allgemeinen Hauptsatz der Staatspolicy; daß das Nationalvermögen die Quelle des eigentlichen Staatsvermögens ist und daß daher der Thätigkeit der Landesindustrie, die das Nationalvermögen schafft und erweitert, kein zu großer Wirkungskreis eingeräumt werden kann. Die aus dessen Anwendung auf den vorliegenden Gegenstand gezogenen Resultate sind: 1) es könne durch keine befriedigende Thatsachen bewiesen werden, daß durch ein eingeführtes Tabaksregal die Landesindustrie gewonnen habe, daß der Aufbau, die Fabrication und der Vertrieb des Tabaks größer, als zur Zeit des freyen Gewerbes, gewesen, daß ferner mehrere Menschen im Lande von Tabaksgewerbe gelebt haben, daß endlich dadurch mehr Wohlstand unter den gewerbetreibenden Classen sey verbreitet worden; und 2) daß die Tabaksconsumanten bey einem Tabaksregale eben so wenig, als die Tabaksfabricanten und Tabakplanzer, gewinnen. Alles dieses ist mit überzeugenden Nachweisungen der gegenseitigen heillosen Wirkungen des freyen Tabaksgewerbes verbunden.

Auch in Hinsicht auf das Finanzinteresse des Staats hält der Vf. nach dem vorausgesetzten Grundsätze, daß die öffentlichen Finanzen, nach Maßgabe des größern oder geringern Ertrages der verschiedenen Zweige der Landesindustrie, mehr oder minder ergiebig sind, sich zu der Behauptung berechtigt; daß, so lange die Forderungen des Finanzinteresses noch durch die Accise befriedigt werden können, dieser vor dem Tabaksregale der Vorzug zu geben sey. Dies unterflützt der Vf. mit folgenden beiden Gründen: 1) Das Finanzinteresse müsse der Staatspolicy ununtergeordnet bleiben. So lange also, in Hinsicht auf die letzte, ein Tabaksregal (wie vorher erwähnt) verwerflich sey, dürfe sich desselben das Finanzinteresse nicht bemächtigen, wofür nicht alle Ordnung in der Staatsökonomie zerfallen werden solle. 2) Es ergäbe sich, nach einem einfachen Calcul, daß bey einem Tabaksregale, unter gleichen Umständen, d. h. bey gleichen Preisen, als die Concurrenz zur Zeit des freyen Tabaksgewerbes bewirke, die Staatscassen so gut als gar nichts gewinnen können.

Von der bewiesenen Verwerflichkeit des Tabaksregals — es mag dasselbe vermuthlich einer Verpachtung, oder einer Administration ausgereicht werden — macht jedoch der Vf. in dem Falle eine Ausnahme, wenn die Staatsbedürfnisse solche Forderungen an die Nation machen, daß dabey die indirecten Steuern ihre natürlichen Grenzen zu sehr überschreiten, und erkennt in dieser Hinsicht ein Tabaksregal für wirksam, als das freye Gewerbe werden kann.

Ueberhaupt ist in dieser Schrift der behandelte Gegenstand mehr aufgeführt, genauer geprüft und richtiger beurtheilt worden, als in den beiden zuerst angezeigten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 2. October 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG, in der Steinischen Buchhandlung: *Joh. Phil. Siebenkees, ehemal. Professors der Philosophie zu Altdorf, Handbuch der Archäologie, oder Anleitung zur Kenntniß der Kunstwerke des Alterthums und zur Geschichte der Kunst der alten Völker. 1799. 260 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)*

Der rühmlich bekannte, für die Wissenschaften zu früh verstorbene Prof. Siebenkees, hatte zu Altdorf archäologische Vorlesungen mit vielem Beyfall gehalten, demungeachtet liefs er zwey Jahre hingehen ohne weiter zu lesen, und entwarf unterdessen einen ganz andern Plan dazu. Diese sowohl als die Handschrift, welche jenen ersten Vorlesungen zur Grundlage gedient hatte, wurden nach seinem Tode dem ungenannten Herausgeber in die Hände geliefert, um ein Ganzes daraus zu machen, indessen fand sich noch manche Lücke, welche vollständig auszufüllen es an Zeit und hinlänglichen Hülfsmitteln gefehlt haben soll. Vermöge dieser Nachrichten, die aus der Vorrede gezogen sind, haben wir es also mit einem Werke zu thun, dem zwar der Name des verstorbenen Prof. Siebenkees vorgesetzt ist, das aber nicht eigentlich als seine Arbeit betrachtet werden kann, ob schon das Einzelne meist aus dessen nachgelassenen Papieren gezogen seyn mag. Denn der Umstand, daß seine ersten Vorlesungen ihm selbst nicht genug gethan und er darum den Plan derselben abgeändert, zeigt deutlich, daß er Fortschritte gemacht, Meynungen und Begriffe über verschiedene Dinge gewechselt, verbessert und geläutert haben mußte. Wenn wir also Einwendungen zu machen haben und einiges tadelhaft finden sollten; so gilt solches keineswegs als Zweifel gegen die Kenntniß des sel. Prof. Siebenkees, sondern trifft bloß das vor uns liegende Werk. Ohne Rücklicht, wie dasselbe entstanden, zusammenge setzt, herausgegeben worden u. s. w., betrachten wir bloß den Gehalt, den es als ein Lehrbuch oder Anleitung zur Kenntniß der Kunstwerke des Alterthums und zur Geschichte der Kunst der alten Völker hat und haben sollte. Ein dergleichen Unternehmen fordert gründliche gelehrte Kenntnisse und einen vollkommen ausgebildeten Geschmack; man muß noch überdem im Fache der Alterthümer die Eigenschaft eines praktischen Kenners besitzen, muß die größten Sammlungen gesehen, im einzelnen Studirt, verglichen, erwogen und sich dadurch einen genauen Tact, ein fast untrügliches Urtheil erworben haben. Glaube nur kei-

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

ner sich damit durchzuhelfen, wenn er das, was in vielen Büchern zerstreut geschrieben ist, zusammenkelt; bloße Compilation ohne Wahl kann ohnehin nur in wenigen Fällen nützlich seyn, hier aber wird sie gar verderblich als ein Mittel, wodurch sich hergebrachte Irrthümer erhalten, befestigen und verbreiten. Leider haben wir noch keine Schrift, welche jene Erfordernisse un nützlich zu seyn alle in sich vereinte, und leider fehlt es auch der gegenwärtigen an den meisten derselben, besonders ist sie mangelhaft an denjenigen, was nur durch Aufschauung und langes unverdrossenes Studium der alten Kunstwerke selbst erworben werden kann, — an dem richtigen Urtheil über dieselben, wie nun aus der nähern Prüfung erhellen wird.

Wir übergehen verschiedene mildererhebliche Stellen auf den ersten Seiten, gegen welche sich Einwendungen machen lassen, und bemerken einen bedeutenden Irrthum S. 13. wo gesagt wird: die Medea, welche ihre Kinder ermordet auf antiken Denkmälern sey unzweckmäfsig, denn sie beleidige das Vergnügen des Beschauers. Freylich wäre es unzweckmäfsig, es wäre empörend und abgeschmackt, wenn Medea vorgestellt wäre, wie sie den Kindern die Hälse abschneidet, die beiden Basreliefs aber in der Villä Borghese und im Palast Lancelotti, von welchen vermuthlich die Rede ist, stellen die Medea auf ihrem Drachenzwagen stehend dar, auch sind die Kinder nicht todt, sondern in leiser Hindeutung auf die Fabel laßt sie der Künstler mit dem Messer bloß spielen. Zu hart scheint uns das Urtheil in der Note S. 15. „Nengs copirte die Antiken und seine Gemälde sind colorirte Statuen.“ Wenn man so streng richten wollte, wer von allen jetzt lebenden Künstlern möchte befehlen? Es muß ein Schreibfehler seyn daß S. 16. die Gruppe des Euklides in Raphaels Schule von Athen als ein Meisterstück der Gruppierung angegeben wird, denn eine Figur, welche von einigen Euklides von andern aber Terpander genannt wird, ist nicht Hauptfigur einer Gruppe, sondern verbindet bloß, es soll also ohne Zweifel heißen die Gruppe der Archimedes, und in so fern ist die Angabe richtig. Mit Unrecht wird S. 17. dem Erfinder von dem antiken Basrelief in der Villä Borghese mit der Geschichte der Niobe vorgeworfen, er sey in den Fehler des Mangelhaften gefallen, weil er die zürnenden Götter nicht nur darauf angebracht hat. Machtsprüche von dieser Art, die eine vollkommenere Unbekanntheit mit dem Geist der Kunst verrathen, bringen jeden, der nicht besser unterrichtet ist, an allen Genuß und Nutzen, welchen ihm sonst ein solches Kunstwerk verschaffen

C

könnte, indem sie die Schönheiten desselben gleichsam zudecken und Fehler angeben, da wo der hohe Verstand des Meisters hatte bemerkt werden sollen. Die Trennung des Schönen und des Vollkommenen in Kunstwerken S. 19. will uns nicht recht einleuchten. Da heist es: z. B. „Die Martyrologien können Subject zu vollkommenen Kunstwerken geben, welche doch kein Wohlgefallen in mir erwecken. Es kann ein sehr weitläufiges, verwickeltes Werk, ein vollkommenes seyn, aber meine Sinnen fassen es nur mit Mühe; es ist kein schönes Werk. Wenn ein Kunstwerk kein Wohlgefallen erwecken kann; so behaupten wir es sey nicht vollkommen.“ Laokoon ist gewiss ein graues Subject, und doch hat die Kunst es so weit gebracht, daß es wohlgefallt, eben weil er vollkommen ist, oder doch der Vollkommenheit nahe kommt. Wir hätten S. 29. die Bilder der Götter lieber Symbole als Allegorien nennen hören. Jupiter, Pallas, Venus, Herkules etc. Reiten, wie uns dünkt, den Begriff göttlicher Macht und Herrschaft, der Weisheit, der Liebe, der Stärke u. s. w. wirklich dar, sprechen sich durch ihre Gegenwart selbst vollkommen aus, die Allegorien hingegen bedeuten eigentlich nur oder geben zu verstehen. Fortuna mit dem Pegasus, Minerva welche eine Victoria halt, deuten an, das Glück Reichthum gebiert, das Klugheit den Sieg erlangt, doch stellen sie uns die Wahrheiten nicht unmittelbar vor Augen, sondern reden gleichsam nur eine Zeichensprache. Ueber den Einfluß des Klima, der Regierungsform, der Sitten und der Religion auf die bildende Kunst findet man von S. 37 bis 44. das Bekannte abermals wiederholt, ohne daß diese Streitfrage dadurch ihrer Entscheidung auch nur im geringsten näher gerückt wäre. Der Verfasser nimmt ferner fünf verschiedene Arten des Stils in der bildenden Kunst der Alten an, die schwer auszumitteln und gehörig zu unterscheiden seyn dürften. Er reymt beyläufig, die Figuren sowohl vom hohen als die vom schönen Stil seyn in Ruhe dargestellt, gleichwohl sind die Colossen auf Monte cavallo in rascher Bewegung und wenigstens der eine ist doch unlegbar ein Werk des hohen Stils. Das gleiche gilt von den meisten Figuren aus der Familie der Niobe. Amor, welcher den Bogen prüft, ist ebenfalls lebhaft bewegt, und muß doch zu den Werken des schönen Stils gerechnet werden, weil er höchst wahrscheinlich dem berühmten Urbild des Praxiteles nachgeahmt ist. Die Figuren vom angenehmen reizenden Stil heist es weiter, „sind in Handlung — denn Schönheit in Handlung ist Reiz — (?) sie sollen mehr niedriges und komisches als hohes haben, und dennoch werden verschiedene Bildsäulen der Diana ja gar die Mediceische Venus dieser Gattung beygezählt.“ — Welcher Fehlgriff! — Im bedeutungsvollen Stil, den die Alten nicht liebten, sey Laokoon gearbeitet; wir wissen indessen daß Laokoon von den Alten als ein vorzügliches Kunstwerk geschätzt wurde. Endlich soll der natürliche Stil bey Porträten gebraucht werden; dieses möchten wir freylich wüßten und beklagen nur, daß solches so selten geschieht. Es wird der beschädigte Zustand, worinn die meisten An-

tiken sonderlich aber die Werke der Bildhauerkunst auf uns gekommen sind, beklagt, und dabey S. 47. angemerkt, daß die Einführung des Christen thums den Kunstwerken den größten Schaden zugefügt habe. Recensent fühlt sich zwar nicht berufen, in dieser Sache, welche an sich selbst gleichgültig ist, als Streiter aufzutreten; viele vorzügliche Werke der alten Kunst sind verloren gegangen und diejenigen, welche das Schicksal uns noch gegönnt, sind bis auf wenige Ausnahmen verkrümelt, im wesentlichen gilt es gleichviel, durch wen der Schaden angerichtet worden ist, dem Christenthum aber wird zuvörderst deshalb zu große Schuld beygemessen. Wenn auch keine Christen in der Welt gewesen wären, so hätte es doch ohne Zweifel nie an Barbaren gefehlt, Kunstwerke zu beschädigen und zu zerstören; überden bedenkt man gewöhnlich nicht, daß wir die ganze neuere Kunst, ihr Aufstehen und ihre schönste Blüthe ganz allein dem Einfluß der christlichen Religion oder wenigstens den Mitteln, die sie dargereicht, zu danken haben, oder ist etwa, seitdem der Eifer für's Christenthum angefangen hat abzunehmen, desto besser gemalt, gegossen und in Marmor gearbeitet worden? Eifern sie etwa für den christlichen Glauben, die schönsten giegigen Barbaren, durch welche in unsern Tagen so viele herrliche Werke der alten und neuen Kunst vernichtet, beschädigt, zerstört und dem Anschauen der bessern Menschen entzogen worden sind? — Das Verzeichniß von Sammlungen antiker Kunstwerke sowohl als der Bücher, in welchen Alterthümer beschrieben und abgebildet sind, gerietzen beide sehr unvollständig. Bey dieser Gelegenheit zeigt es sich, wie wenig der Verfasser oder der Herausgeber (wir wissen nicht welcher) mit den Gefäßen in gebrannter Erde auf's klare gekommen war, denn die Sammlung von solchen Gefäßen, welche sonst in der Vaticanischen Bibliothek aufbewahrt wurde, wird Etruscisch genannt, die königliche Sammlung hingegen zu Capri di Monte in Neapel hat den Beynamen griechischer Vasen erhalten, S. 83. scheinen sogar die bemalten Vasen mit den Todesarnen in gebrannter Erde welche übernatliche Basreliefs haben verwechselt zu seyn. Unrichtig wird S. 57. der sterbende Fechter unter den Hauptstücken der Florentinischen Antikensammlung angeführt, da er doch sonst im Capitolinischen Museum war. Daß die Erfindung der zeichnenden und bildenden Künste ein Werk des Zufalls sey, wie S. 72. behauptet wird, ist uns unbedenklich nicht wahrscheinlich, weil bey allen selbst den rohesten und uncultivirtesten Völkern Versuche von Bildnerey gefunden werden, welches auf einen allgemeinen Nachahmungstrieb und Fähigkeit im Menschen zu deuten scheint, der Verfasser giebt solches auch selbst zu, indem er S. 79 und 80. jener Behauptung zuwider beweist, daß die bildenden Künste nicht von einem Volk zu den übrigen Völkern ausgegangen, sondern ein jedes sie selbst erfunden habe. Unrichtig ist in der Note S. 86. der Wiederfinder von den Gypsabgüssen *Le scotchio da Udine* genannt, es war bekanntlich der Florentinische Bildhauer

hauer Andrea Verocchio. Eine Ausnahme von dem Angaben S. 91., daß keine andern antiken Werke von Elfenbein auf unsere Zeiten gekommen seyn als Flöten, Agranen, Amulette u. d. gl. macht die schon gearbeitete ungefähr sechs bis acht Zoll hohe Figur eines Zwergs aus dieser Materie, der triumphirend einen erlegten Kranich auf der Schulter trägt und zu Florenz unter den großherzoglichen Bronzen sich befinden hat. Zu S. 92. ist anzumerken, daß Statuen aus schwarzem Marmor in beträchtlicher Anzahl vorhanden sind, die Ergänzung des Verzeichnisses derselben würde für diese Blätter zu weitläufig ausfallen. Von rothem Marmor (*rosso antico*) ist noch außer dem angezeigten Faun im Capitolinischen Museum, der irrig ein Bacchus genannt wird, ebendieselbe ein Basrelief mit einer niedlich drappirten weiblichen Figur, welche der Hygiea Opfer bringt. Ein dem Capitolinischen ganz ähnlicher Faun war im Clementinischen Museum. Ein junger Bacchus in der Villa Pamphili und ein Basrelief worauf eine Colossale Maske im Profil nach gearbeitet ist, in der Villa Ludovisi. Die sitzende Statue im ägyptischen Stil in der Villa Albani ist nicht, wie man S. 93. liest, von weißem sondern von schönem wachsfarbigem Arabaker. Einzig, in Hinsicht auf ihre Größe. Werke in Basalt sind nicht so selten als der Verfasser S. 94. wähnt, es sind noch eine beträchtliche Anzahl derselben vorhanden. Die Mineralogen werden vermuthlich über ihn lacheln wenn sie lesen, „es giebt zweyerley Arten von Granit; einer fällt ins Rothe der andere ins Blaue. Man findet vorzüglich in Aegypten dieser Stein; ... aber auch in Europa hat man ihn ... Einige halten den Granit für ein Arvestein.“ Nach S. 95. sollen die Aegypter auch einen weichen theils weissen theils dunkelgrünen Kalkstein geliebt haben, der sehr leicht zu bearbeiten war und woraus sie viele Basreliefs machten. Aus diesem Stein sind uns wenigstens keine Aegyptischen Monumente bekannt, ein einziger Profilskopf in weissem Marmor von ägyptischer Arbeit findet sich am Palast des Senators auf dem Capitolium eingemauert, den schon Winkelmann gekannt hat. Einen traurigen Beweis von des Verfassers Unfahrenheit in der neuern Kunstgeschichte liefert uns S. 100. wo gesagt wird: *Die erste große Statue, welche in Italien gegossen wurde, ist Papp Paul III. von Guglielmo della Porta.* Man kann sich aber aus den Werken des Donato und des Ghiberti belehren, daß besonders der letzte die Kunst zu gießen bereits hundert Jahre früher auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht hatte. Der kolossale Kopf von Bronze im Hof des Palasts der Conservatoren im Capitol, ist kein Caracalla wie S. 104. versichert wird, sondern ein Commodus, auch nicht acht Schuh hoch, sondern ungefähr die Hälfte so groß. Die Hand von Bronze, welche eben dasselbst aufgestellt ist, mag ein Bruchstück von eben der Figur seyn von welcher der Kopf herrührt. Wir können den Vorgeben S. 128. daß einige Thierfiguren von ägyptischer Kunst *außerst* vortreflich seyn, nicht beyflichten, indessen geben wir zu, daß sie

verhältnismäßig besser gelungen sind als die menschlichen, doch scheint dieses nicht daher zu kommen, weil die ägyptischen Künstler in Rücksicht der menschlichen Gestalt alten Vorschriften unterworfen waren, sondern weil die Gestalt der Thiere leichter nachzuahmen ist. Schönheit der Formen, Bewegung und Abwechslung des Umrisses, Geist und das Wissenschaftliche in der Ausführung fehlt diesen gerulanten Thieren der Aegypter eben so wohl als ihren menschlichen Figuren. Das Verdienstliche besonders an den vier liegenden Löwen an der Treppe, die zum Capitol führt, und an der Fontaine bey den Badern des Diocletian, von welchen hier die Rede zu seyn scheint, ist die natürliche Stellung und der wohl ausgedruckte ruhige Charakter des Thiers überhaupt. Nach S. 145. soll die Gestalt des Canopus als Gefäß mit einem Menschenkopf griechische Erfindung seyn. Rec. erinnert sich indessen mehrere Fragmente von Canopen gesehen zu haben, die echte ägyptische Arbeit zu seyn scheinen. Ein Irrthum ist es gleichfalls, wenn S. 149. berichtet wird, die Aegypter hätten die sphinx immer als einen Löwen mit einem *Mannskopf* gebildet, zwar ist an allen ägyptischen Sphinxen, welche wir kennen, der Löwe männlichen Geschlechts, der Menschenkopf hingegen ist immer weiblich. Zwey Sphinxen etwas unter Lebensgröße, der eine von grünlichem der andere von schwarzem Basalt im Park in der Villa Borghese zeichnen sich vor andern als gut gearbeitet aus, und gehören zu den besten Werken der alten ägyptischen Kunst. Unrichtig werden die beiden Löwen von Basalt an der Treppe zum Capitol S. 150. für Sphinxen angegeben. Dem Obelisk vor der Kirche im Lateran ist von der ihm zugeschriebenen Höhe etwas abzuziehen, denn wenn er mit dem Piedestal 186 römische Faden hoch ist, so macht solches nicht 179 sondern nur ungefähr 124 Fuß aus. Im Betreff eines andern Obelisks, den Pius VI. auf dem Platz vor der Kirche Trinità di Monte hat aufrichten lassen, will der Vf. uns überreden, daß derselbe in Italien um die Zeiten Aurelians verfertigt und eine Copie von dem sey, der auf der Piazza del Popolo steht, doch führt er keine Gründe an, die ihn zu diesem Vorgeben berechnigen könnten, und die Arbeit an den darauf eingegrabenen Hieroglyphen ist jener Muthmaßung ebenfalls nicht günstig, denn die selben sind ägyptisch, keineswegs aber wie römische Nachahrunge aus. Ueber die errurische Kunst findet man S. 186. das längst Bekannte, nämlich veraltete, und schon zur Genüge verkleitete abermals vorgebracht. Den Genius von Erz im Palast Barberini zu Rom hält der Vf. dem zu Folge für errurische Arbeit und versichert S. 197., derselbe sey dem Genius zu Florenz ganz ähnlich, worinnen sich indessen sehr irrt. Eben so wenig können wir ihm zugeben, daß die Arbeit an der Minerva von Erz zu Florenz hart sey, denn sie ist ein griechisches Werk und zwar vom gefälligen Stil. Die Wölfin im Capitol, welche eine der merkwürdigsten Monumente errurischer Kunst ist, haben wir nicht erwähnt gefunden. Mollgrüne Figuren auf errurischen Opferschalen, von denen S. 200.

geredet wird, giebt es keine, wohl aber mit eingezeichneten Umrissen. Die für etruskisch ausgegebenen Gemmen S. 201. 202 und 203. dürften meistens altgriechische Arbeiten seyn. Von S. 206. bis zu Ende des Werks findet man die Geschichte der Kunst unter den Griechen abgehandelt. Der Vf. kommt S. 236. auf den Phidias, den er zum *Schöpfer des hohen Stils* und zum *Erfinder des Ideals für die Bildung verschiedener Gottheiten* macht. Das erste ist in so ferne unrichtig, als der hohe Stil schon vor Phidias Zeiten angefangen, und von ihm nur auf die höchste Stufe gebracht worden ist. Das andere möchten wir dahin modificiren, daß Phidias in seinen Werken den vollendeten Typus für verschiedene Gottheiten aufgestellt habe. So viel aber, heißt es weiter, *Phidias Verdienste um die Kunst hatte, so war er doch auch nicht von großen Fehlern frey, diese waren, eine harte Zeichnung und so scharfe Umrisse; Vernachlässigung der Schönheit, denn er opferte diese dem Erhabenen auf; Ueberladung seiner Werke mit Nebenwerken. Letzteres war indessen ein Fehler seines Zeitalters; der Geschmack war damals noch nicht gereinigt genug. Wer will ein Zeitalter tadeln, das unerreichbare Wanderwerke in allen Künsten hervorgebracht hat, und wer einen Künstler zurechtweisen, dessen Arbeiten zu den edelsten Früchten dieses Zeitalters gerechnet wurden?* Sehr wahrscheinlich hat sich in dem einen Colossen auf Monte Cavallo ein Werk des Phidias erhalten, wir fragen nicht, wer sich über dasselbe hinausgeschwungen, sondern nur, wer die Vorzüge desselben noch alle erforderlich habe, und kann jemand glauben, der Künstler hatte die erhabene kühne GröÙe, die Kraft, den Ernst, welche er diesem Bilde gegeben, auf dem Wege des sanften Weichlichen erlangen mögen? Betrachte man den geschwittenen Stein mit dem Namen *Aspasia*, auf welchem wahrscheinlich das Haupt der berühmten Bildsäule der Minerva im Parthenon abgebildet ist, und urtheile alsdann, ob Phidias die Schönheit vernachlässigt hat. Der Vorwurf von Ueberladung mit Nebenwerken gilt ohne Zweifel den Verzierungen, welche am Thron und Fußschemel des Jupiters, am Schild, den Sohlen und dem Fußgestelle der Minerva angebracht waren, dagegen laßt sich nun einwenden, daß ein vollendetes in allen seinen Theilen bedeutendes Kunstwerk so reich es auch ist, den guten Geschmack nicht beleidigt, und daher auch nicht als überladen getadelt werden kann. Die Kunst bringt Unterordnung in alle Theile und vereint sie zum Ganzen. So hat Raffael, damit wir ein bekanntes Beyspiel aus der neuern Kunst aufbren, in der Verkörperung Christi selbst die Kräuter und Blumen im Vordergrund auf das Genaueste ausgeführt, und eben so ist in dem berühmten Bildnisse von Leo X. das Evangelienbuch und die silber-

ne Klinge auf dem Tisch überaus fleißig gemalt, ja es spiegelt sich im vergoldeten Knopf des Sessels die rothe Mutze des Papsts und sogar das Fenster des Zimmers, gleichwohl fiel es noch niemand ein, Raffaels Bilder für überladen oder seinen Geschmack für nicht gereinigt genug zu erklären. Möchten doch alle diejenigen Kunsttrichter, welche so keck und nicht immer mit Bedacht urtheilen, die Gefahr fühlen, in der sie sich befinden, unbillig, abgeschmackt und dadurch vor den vernünftigen Menschen lächerlich zu werden, wenn sie Riesenwerke der alten Kunst an ihrem Maßstabe, der nur auf kleine Dinge paßt, messen wollen. Die Stelle S. 241. daß Polykletos und Myron die Kunst noch weiter als Phidias gebracht, ist dahin zu berichtigen, daß beide Künstler sich dem gefälligen Stil schon etwas mehr genähert haben. Wenn hingegen an jenem das Viereckige seiner Figuren, an diesem steife Arbeit der Haare getadelt werden; so hat man solches im Gegensatz späterer Arbeiten des Praxiteles und anderer Meister des gefälligen Stils zu verstehen. Nach S. 246. soll der *Apollon sauroctonos* des Praxiteles wahrscheinlich auf uns gekommen seyn. Der Vf. scheint eine etwa fünf römische Palmen hohe Figur in Erz dafür zu halten, welche sonst in der Villa Albani war, allein wir müssen ihm einwenden, daß mehrere nicht nur größere sondern auch wirklich schönere dergleichen Figuren in Marmor übrig sind, und also jene unmöglich das wahre Original seyn kann, auch füllt sie den Begriff nicht aus, den wir uns von der großen Kunst des Praxiteles zu machen befügt sind. Man liest endlich noch S. 259. daß die *vortreffliche Gruppe des Laocoon* mit seinen Söhnen *wahrscheinlich* aus den Zeiten des Titus ist. Diese Wahrscheinlichkeit zu beweisen, wäre in der That ein Kunststück, und würde alle Untersuchungen über den Gang und Geschichte der alten Kunst überflüssig machen, wodurch wir denn freylich für die Zukunft mancher Mühe überhoben wären. Hier endigen wir, aus Besorgniß sonst allzu weitläufig zu werden, und aus eben diesem Grunde ist auch von den minder wichtigen Dingen manches nicht berührt worden, was sonst hätte widerlegt werden können. Indessen würden wir unsern Zweck verfehlt zu haben glauben, wenn das Ganze zu weiter nichts dienen sollte als zu zeigen, daß die recensirte Schrift fehlerhaft ist. Lieber möchten wir denjenigen, welche etwa künftig dergleichen Werke unternehmen wollen, Anlaß gegeben haben, die Schwierigkeiten, welche damit verbunden sind, recht ernstlich zu erwägen. Was helfen uns tausend Bücher zur Kenntniß der Kunstwerke und zur Geschichte der Kunst, wenn sie falsche Grundätze enthalten, wenn die Angaben unrichtig sind, wenn Urtheil und Sachkenntniß, mit einem Wort, das Wahre, das Nützliche ihnen mangelt?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. October 1799.

PHYSIK.

*) LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Ideen zu einer Philosophie der Natur*, von F. W. J. Schelling. Erstes, zweytes Buch. 1797. LXIV u. 262 S. 8.

Philosophie der Natur ist ein Begriff, den man auf verschiedene Art bestimmen kann. Man kann darunter eine allgemeine Uebersicht des Mechanismus und der gegenseitigen Beziehungen in der Natur verstehen; aber auch eine psychologische Entwicklung derer Vorstellungen, die allen unsern Untersuchungen über die Körperwelt zum Grunde liegen, gleichsam die Beschreibung der geistigen Werkzeuge, die wir zu diesen Untersuchungen anwenden. Durch beides schließt sich die Physik an die Philosophie an. Unser Vf. scheint aber der Philosophie der Natur noch eine höhere Tendenz zu geben. Nach ihm (S. XV.) soll sie die Möglichkeit einer Natur, d. h. der gesammten Erfahrungswelt, aus Principien ableiten, „Zwar,“ setzt er hinzu, „wer in der Erforschung der Natur und im vollen Genuß ihres Reichthums begriffen ist, der fragt nicht, ob eine Natur und eine Erfahrung möglich sey? Genug, sie ist für ihn da; er hat sie durch die That wirklich gemacht, und die Frage, was möglich ist, geziemt nur dem, der die Wirklichkeit nicht in seiner Hand halt.“ — Weiter hin heist es: „Mit der Frage, wie kommt es, daß ich vorstelle, trete ich selbst aus der Reihe meiner Vorstellungen heraus, sage mich los von dem Zusammenhang mit den Dingen, trete auf einen Standpunkt, wo mich keine äußere Macht mehr erreicht, jetzt zerfällt scheiden sich Geist und Materie. Beide versetze ich in verschiedene Welten, zwischen welchen kein Zusammenhang mehr möglich ist. Indem ich aus der Reihe meiner Vorstellungen trete, sind selbst *Ursache* und *Wirkung* Begriffe, die ich unter mir erblicke. Denn beide entstehen selbst nur in der nothwendigen Succession meiner Vorstellungen, von der ich mich losgesagt habe. Wie kann ich mich also diesen Begriffen selbst wieder unterwerfen, und Dinge außer mir auf mich einwirken lassen? — Es ist gar nicht zu begreifen, wie Dinge auf mich (ein freyes Wesen) wirken. Ich begreife nur, wie Dinge auf Dinge wirken. In sofern ich aber frey bin, (und ich bin es, indem ich mich über den Zusammenhang

der Dinge erhebe, und frage, wie dieser Zusammenhang selbst möglich geworden?) — bin ich gar kein Ding, kein Object mehr. Ich lebe in einer ganz eigenen Welt, bin ein Wesen, das nicht für andere Wesen, sondern für sich selbst da ist. In mir kann nur: That und Handlung seyn, von mir können nur Wirkungen ausgehen, es kann kein Leiden in mir seyn.“ Am Schlusse der langen, oft mehr blendenden als aufklärenden, Einleitung heist es: „Wir wollen, nicht daß die Natur mit den Gesetzen unsers Geistes zufällig (etwa durch Vermittelung eines Dritten) zusammentreffe, sondern daß sie selbst nothwendig und ursprünglich die Gesetze unsers Geistes — nicht nur ausdrücke, sondern selbst realisiere, und daß sie nur in sofern Natur sey und Natur heiße, als sie dies thut. Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur seyn. Hier also, in der absoluten Identität des Geistes in uns und der Natur außer uns, muß sich das Problem, wie eine Natur außer uns möglich sey, auflösen.“

Rec. gesteht, daß ihm durch alles das, was Hr. S. auf drey Bogen zur Vorbereitung auf das große Problem gesagt hat, die Möglichkeit der Auflösung für uns Erdenkliches nicht einleuchten will. Freylich ist, nach der Aeußerung S. XXII. die Frage nicht eine solche, die man, ohne eigenes Zuthun, andern nachsprechen kann. Es mag dazu ein feiner innerer Sinn erforderlich seyn, der durch Gewöhnung an empirische Kenntnisse unterdrückt wird. Auch mag die Erörterung derselben nicht in einer leicht verständlichen Sprache geschehen können, wie, wenn höhere Geister uns von den Geheimnissen der Natur unterrichten wollten. Nimmt man eine allgemeine Harmonie in der ganzen Natur an; so folgt daraus, daß die Körperwelt zum Theil nach den Begriffen unsers Verstandes eingerichtet seyn werde. Die allgemeine Bewegungslehre gehört, wie der Vf. S. XXXIV. richtig bemerkt, nicht in die empirische Naturlehre: ja sogar die Form der Bewegungen der Weltkörper möchte *a priori* dargethan werden können; wenigstens brauchen wir hier und in andern Fällen nur im Besitz eines einzigen Gesetzes der Erscheinungen zu seyn, um durch dasselbe vermittelst der Geometrie und der Rechnung ein weites Gebiet in der Natur zu beherrschen. So sehr schmiegte sich gleichsam die Natur unsern Verstande an. Allein wo keine

*) Wir haben uns bewogen gesehen, von diesem Werke zwey Beurtheilungen aufzunehmen, davon die gegenwärtige eine unserer berühmtesten Mathematiker und Physiker, die folgende einen sowohl mit der Kantischen Philosophie verwandten als in mehreren Fächern empirischer Kenntnisse bewanderten Gelehrten zum Vf. hat.

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

A. d. H.

keine deutliche wissenschaftliche Kenntniss für uns möglich ist, wo Verbindungen mannichfacher heterogener Kräfte sind, wo für die Kräfte sich keine mathematische Form findet, wo wir durch Sinnlichkeit mit den Theoren auf einer Linie stehen, da ist unser Vorstellungsvermögen von den äußern Dingen ganz abhängig. Hier ist nichts nach Ideen unsers Geistes bestimmbar; und auch in denen Fällen, wo wir unsere Ideen realisirbar finden, begreifen wir doch die Art der Realisirung mit allen individuellen Bestimmungen nicht. Mag dies immer seyn; wir haben genug an den Befähigkeiten, Kräften, Wirkungen und Beziehungen zu studiren, daß wir darüber wohl die Möglichkeit der Dinge und unserer Vorstellungen von denselben entbehren können. Es ist aber Zeit, zu unserm Vf. zurück zu kehren.

Das erste Buch enthält Betrachtungen über höchst empirische Dinge, das Verbrennen der Körper, das Licht, die Luft und die verschiedenen Lufterten, die Elektricität und die magnetischen Erscheinungen. Dafs mit diesen der Anfang gemacht ist, will der Vf. damit rechtfertigen, weil er in der Folge seiner Schrift sehr oft auf die neuen Entdeckungen und Untersuchungen in der Physik und Chemie Rücklicht genommen habe, und weil man bey dem Verbrennen entzweyte Kräfte in Freyheit erblicke. Schicklicher wäre es doch gewesen, diese so ganz auf Erfahrung beruhenden Kenntnisse, wo es zur Erläuterung nöthig war, als Lehrsätze anzuführen. Man ersieht daraus gar nicht, wie die Natur die Gesetze unsers Geistes realisire. — Schlimm ist es auch, daß der Vf. im zweyten Buche zu erinnern nöthig findet, daß alle seine über das Licht im ersten Buche vorgebrachten Hypothesen dort erst ihre Berichtigung aus Principien finden. Er war also bey der Abfassung des ersten Buchs mit den Principien noch nicht in Richtigkeit. Ein Werk, das unsern Geist in der Natur, und die Natur in unserm Geiste darstellen soll, hätte doch wohl verdient, vor dem Abdrucke vollständig abgefaßt zu werden. Gegen einige Bemerkungen des Vfs. lassen sich Erinnerungen machen. Er glaubt, daß es überall derselbe Grundstoff sey, der die Körper verbrennlich macht, nur daß er in verschiedenen Körpern unter verschiedenen Modificationen erscheine. Was heißen hier Modificationen, und wie lassen sich daraus die so verschiedenen Producte beyin Verbrennen erklären? So heist es auch: die Wärme sey eine bloße Modification des Lichts. — Et was voreilig ergreift Hr. S. die Muthmaßung, daß alle Kometen bloße Nebel seyn, woraus er sogar zu folgern Lust hat, daß die Kometen werdende Weltkörper seyn müßten. Die unter den Verbesserungen angeführte Beobachtung von Hn. Olbers beweiset das nicht so evident, was sie nach dem Vf. beweisen soll. Hr. O. hat wirklich einen kleinen Kern in dem Kometen von 1796 deutlich durchblicken gesehen. Auch hat sich dem Hn. Schröter ein heller runder Kern ungemein schon im Lichtnebel gezeigt (Arron. Jahrb. 1799). Wenn es aber auch herumschweifende Licht-

massen im Weltraume gäbe; so würde doch gar nicht daraus folgen, daß alle Kometen Lichtnebel seyn. Wir hätten nur eine Art von Weltkörpern mehr. — Die Eulerische Theorie vom Lichte scheint Hr. S. nicht recht gefaßt zu haben. — Chemische Durchdringung wird erwähnt, ohne diesen Begriff zu erklären. — Die verschiedenen Lufterten sollen sich im Allgemeinen vorzüglich durch die quantitativen Verhältnisse ihrer Bestandtheile unterscheiden. Allein wie die einfaches? — Als ein allgemeines Gesetz wird angeführt, daß die Natur das, was sie im bisherigen Zustande nicht erhalten (d. h. bewirken) kann, durch Veränderung seines Zustandes, d. h. durch Verrmehrung oder Verrminderung seiner Capacität für die Wärme erhalte. Soll das heißen, bey Veränderung der Form ändert sich die Capacität für Wärme? — Ueber die entgegengesetzten Elektricitäten ziemlich undeutlich. Das System der Natur werde einfacher, wenn man annehme, die Ursache der elektrischen Erscheinungen, die Kraft, die Thätigkeit, oder wie man sich darüber ausdrücken wolle, die in den elektrischen Erscheinungen in Streß gesetzt erscheint sey eine, ursprünglich ruhende Kraft, die in ihrer Einigkeit mit sich selbst vielleicht bloß mechanisch wirkt, und eine höhere Wirkbarkeit erst dann erhält, wenn sie die Natur zu besonderm Behuf mit sich selbst entzweyt. Heißt das deutliche Begriffe von der Wirkungsart der Natur geben? — Glas sey von allen innern Qualitäten völlig entbloßt. Was heißt das? Die Brechung dadurch richte sich bloß nach dem Verhältniß seiner Dichtigkeit. Das ist ganz unrichtig, erstlich von der Brechung der mittlern Strahlen, wozu noch die verschiedene Zerstreuung der äußern Strahlen kommt. — Die Basis der negativen elektrischen Materie sey entweder der Sauerstoff selbst, oder irgend ein anderer ihm völlig homogener Grundstoff. (Also giebt es doch zwey elektrische Materien. Von dem hier gedachten Grundstoff möchte man aber gern näher unterrichtet seyn.) Für die Astronomen wird es eine Neugierde seyn, daß im Sommer nicht mehr allein Gesetze (Kräfte) der Schwere, sondern daß lebendige (?) elektrische Kräfte uns gegen die Sonne ziehen. Wie wird für diese die Gleichung des Laufs zu berechnen seyn? Wird die Erde in dem Sommer der Südländer nicht auch durch jene Kräfte gegen die Sonne gezogen? — Das Kapitel vom Magnetismus mit der Behauptung an, daß es dem Vf. gelungen sey zu beweisen, daß wir zur Erklärung der Erscheinungen keiner unbekannten Kräfte bedürfen, daß die Natur die Mannichsalrigkeit der Phänomene durch das einfachste Mittel erhalte, dadurch daß sie die festen Körper (warum nicht auch die flüssigen?) mit einem flüssigen Medium umgibt, welches sie nicht nur zum allzemeinen Repositorium des Grundstoffs, der der Mittelpunkt aller partiellen Anziehungen zu seyn scheint, sondern zugleich auch zum Nebel höherer Kräfte bestimmt, die allehi alle jene Erscheinungen, welche den Wechsel der Verhältnisse unter den Grundstoffen des Körper begleiten, zu bewirken

im Strande sind. Von dieser wichtigen und tiefsinnigen Lehre ist nichts in den vorhergehenden Kapiteln zu finden. Noch eine Probe aus dem sechsten Kapitel. „Licht und Wärme streben immer, sich mit Entgegengesetzten zu verbinden, weil sie nur in dieser Beschränkung sind, was sie sind, ausdehnende, repulsive, belebende Kräfte. So ist es selbst zur Erhaltung dieser Kräfte notwendig, daß träge, todte Stoffe ihnen entgegenwirken. Unten ruht und bewegt sich, nur ihrer Trägheit gemäß, die feste Erde, sie selbst enthält keine andere als todte (?) Kräfte, und nur von oben, gleichsam aus einer andern Welt her, strömen auf sie und durchdringen ihr Inneres belebende Kräfte, die den Gesetzen der Schwere entgegenwirkend, die todte Masse selbst andern Gesetzen, als denen der allgemeinen Anziehung gehorchen lehren: Denn dies ist der Charakter alles dessen, was durch höhere Kräfte regiert wird, daß Gesetze der Trägheit und Schwere darüber nicht, wie über alles andere, Gewalt haben. Alles Ueudlere neigt sich zur Erde, alles Edlere erhebt sich von selbst über sie u. s. v.“ Das Metaphysische, Physische und Aesthetische giebt in diesem Werke zuweilen ein besonderes Amalgama.

Das zweyte Buch ist mehr eigentlich philosophischen Inhalts, und betrifft die *Dynamik*, als Grundwissenschaft der Naturlehre, und die *Chemie* als Folge derselben. Hier geht also die Philosophie der Natur eigentlich an. Rec. muß es aber den Liebhabern tiefgeschuchter Vorstellungen überlassen, sich darüber selbst aus der Abhandlung zu unterrichten. Nur eine Stelle aus dem vierten Kap. mag wegen der Verwandtschaft mit dem Anfangs aus der Einleitung angeführt hier noch Platz finden. „Allem Denken und Vorstellen in uns geht notwendig voran eine *ursprüngliche Thätigkeit*, die, weil sie allem Denken vorangeht, in sofern schlechthin — *unbestimmt* und *unbeschränkt* ist. Erst nachdem ein Eingeseetztes da ist, wird sie *beschränkt*, und eben deswegen *bestimmt* (denkbare) Thätigkeit. — Auf diese ursprüngliche Thätigkeit nun wirkt (so scheint uns wenigstens von unserm Standpuncte aus), eine ihr *entgegengesetzte* bis jetzt gleichfalls völlig unbestimmte Thätigkeit, und so haben wir zwei einander widersprechende Thätigkeiten als notwendige Bedingungen der Möglichkeit einer Anschauung. — Im Gemüthe sind vereinigt Thätigkeit und Leiden, eine ursprünglich freye, und in sofern unbeschränkte Thätigkeit nach außen, und eine andere, dem Gemüthe abgedrungene (reflectire) Thätigkeit auf sich selbst. — Die Handlung des Geistes nun, in welcher er aus Thätigkeit und Leiden, aus unbeschränkter und beschränkter Thätigkeit in sich selbst, ein gemeinschaftliches Product schafft, heist *Anschauung*. — Anschauung ist nicht die unterste, sondern die *erste Stufe des Erkennens*; das Höchste im menschlichen Geiste, dasjenige was eigentlich seine Geitigkeit ausmacht. Denn ein Geist ist, was aus dem ursprünglichen Streite seines Selbstbewusstseyns eine objective

Welt zu schaffen, und dem Product in diesem Streite selbst Forddauer zu geben vermag. Im *totden* Object ruht alles, in ihm herrscht kein Streit, sondern ewiges Gleichgewicht. Wo physische Kräfte sich entzweyen, bildet sich allmählig belebte Materie; in diesem Kampf entzweyer Kräfte dauert das Lebendige fort, und darum allein betrachten wir es als ein sichtbares Analogon des Geistes. Im geistigen Wesen aber ist ein *ursprünglicher Streit* entgegengesetzter Thätigkeiten, aus diesem Streit erst geht — (eine Schöpfung aus Nichts) — hervor eine wirkliche Welt.“ Das ist ja eine *historia urisusque cosmæ in nuce*! Glückliche, wer so tief in sich selbst und in die Dinge hineinschauen kann! Doch die ganze Ableitung, sagt der Vf. in einer Note, „folgt den Grundsätzen einer Philosophie, die endlich einen selbstthätigen Interpreten gefunden hat, der dadurch, daß er es zuerst unternahm, ihnen Geist darzustellen, der zweyte Schöpfer dieser Philosophie wurde, worüber aber bis jetzt nur partheyische oder geisteschwache, oder gar spasshafte Schriftsteller ihre Urtheile dem Publicum vorgelegt haben.“

In dem nächsten Buche wird die *Statik* und *Mechanik* vorkommen. Nimmeth nämlich kann die Materie als ein Ganzes betrachtet werden, das, in sofern seine Grundkräfte in Ruhe sind, Gesetzen quantitativer Anziehung (der Schwaun) oder mechanischen Einwirkungen gehorcht. Der neue Ausdruck, *quantitative Anziehung*, schreibt sich aus der Kategorieustafel her. Hr. S. bringt (Einkl. XXXIII.) alle möglichen Bewegungen auf drei Arten: 1) *quantitative*, die einzig der Quantität der Materie proportional ist, Schwere; 2) *qualitative*, die den innern Beschaffenheiten der Materie gemäß ist, chemische Bewegung; 3) *relative*, die den Körpern durch Einwirkung von außen (Stoß) mitgetheilt wird, mechanische Bewegung. Die Kategorien der Modalität haben sich hier nicht wollen anbringen lassen. Doch die ganze Uebersetzung von logischen Begriffen auf den gegenwärtigen Fall raugt nichts. Außerdem ist noch verschiedenes bey der Eintheilung und den Erklärungen zu erinnern, welches, um endlich zu schließen, übergangen werden mag. Nur dieses, daß Gewicht und Schwere nicht einerley sind, und auf ganz verschiedene Art gemessen werden, daß auch die Quantität der Materie nur unter einer Voraussetzung dem Gewicht proportional ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. d. Verlagsgesellschaft: *Dieses an Henriette* * * *

Auch unter dem Titel:

Huldigung dem Genius des weiblichen Geschlechts.
Ueber die Würde, die Pflichten, die Rechte und die Bildung des weiblichen Geschlechts. 1799.
VIII u. 300 S. 8.

Was Rousseau von seiner neuen Heloise sagte: „das Buch ist nicht für die große Welt geschrieben.“

D 2

„es wird die galanten Damen chokiren, und für die „sogenannten honnetten Weiber ein Aergerniß seyn,“ dies laßt sich auch auf die gegenwärtige Schrift anwenden, welche mit Hinsicht auf die bekannte *Vertheidigung der Leipziger Damen* geschrieben worden, und deren Inhalt durch den zweyten Theil des Titels hinlänglich bestimmt ist. Der Vf. ist ein heller, selbstdenkender Kopf, welcher es gleichwohl bey einer grossen Belesenheit in den Schriften seines Faches, nicht verschmäht, treffliche Stellen aus trefflichen, aber nicht allgemein bekannten Büchern zu benutzen, und mit Ueberlegung zu einem planmässigen Ganzen zu verarbeiten. Weit entfernt, eine modische Toilettenlectüre zu beabsichtigen, hat er vielmehr sein Werk wahrhaft gebildeten und bildungsfähigen Leserinnen, oder, wie er sich selbst ausdrückt, Töchtern edles Herzens und edler Gesinnungen geweiht, gleichviel ob Convenienz und Titelstolz die Herkunft edel oder unedel nennt. Sein Zweck dabey ging dahin, durch diese Schrift noch mehr Saamen für häusliche Tugenden auszustreuen, und der immer mehr zunehmenden Ausartung des weiblichen Geschlechts und der daher entspringenden Seltenheit eines glücklichen Hausstandes entgegen zu arbeiten; durch Lehre und aufgeklarte Beyspiele sucht er das heranwachsende weibliche Geschlecht in den Tugenden einer biedernden, sitzamen und gebildeten Hausmutter zu bestärken, hauswirthschaftliche Pflichten einzuschärfen, und zugleich denjenigen, welchen die Bildung und Erziehung des schönen Geschlechts obliegt, Stoff zum Nachdenken für seinen Beruf zu geben. Ueberall spricht uns ein warmes Gefühl fürs Wahre und Gute an; überall leuchtet eine reife, durch Erfahrungen bewährte Klugheit hervor, welche mehrere halb wahre oder unbestimmte Behauptungen der Vertheidigerin der Leipziger Damen mit Aufwand beleuchtet; nur selten hat die gewählte Briefform Eintönigkeit erzeugt; die lichtvolle Ordnung, welche das Ganze befehl, und die deutliche, fast durchgängig sehr gefällige

Schreibart, läßt uns manche Wiederholungen des Ausdrucks übersehen, und den Wunsch, daß der auch in lateinischen und französischen Schriften belebte Vf. seinem Werke einen weniger gelehrten Anstrich verliehen hätte, kann in einem leisen Tadel desselben übergehen. Trefflich wird das Bild schöner Weiblichkeit nach Rousseau's Sophie entworfen, und mit vorzüglichem Interesse haben wir die Ausführungen des Vfs. über die Eigenheiten des weiblichen Charakters, über die Rechte und Pflichten des Weibes, über die Verhältnisse der Ehe und über die weibliche Pansophie gelesen. Gleich frey von Ueberspannung und Ungerechtigkeit sind die Urtheile, welcher der Vf. besonders über die letzte fällt. Sie dünkt ihn, wo nicht ein Unding, doch grösstentheils Phalerey und Stümpercy zu seyn (S. 152.); so dankbar er auch die Verdienste einer Elisa, la Roche, Sophie Mereau und ähnlicher achtungswürdiger Schriftstellerinnen (S. 150.) anerkennt. Er leitet daher selbst seine Leserinnen zu einer vernünftigen und wohlgeordneten Lectüre hin; er zeigt, auf welche Art sie dieselbe benutzen müssen, und liefert am Schlusse des Werks ein sehr vollständiges, zum Theil mit Beurtheilung begleitetes Verzeichniß der Schriften, welche gebildeten Frauenzimmern, zum Unterricht sowohl als zur Unterhaltung, vorzüglich empfohlen zu werden verdienen.

Wir wünschen aufrichtig diesem Werke recht viel folgsame Leserinnen, überzeugt, daß der Vf. seine Absicht erreicht, und durch die Schrift eine schöne Gabe auf den Altar der Hoffnung einer bessern und vollkommnern Generation gelegt habe.

WIEN, b. Doll: *Auszüge aus der Leidensgeschichte Jesu*, in Fastenpredigten vorgetragen und herausgegeben von A. Paszmayer. Zweyte Auflage. 1795. 279 S. 8. (12 gr.) (Die erste Auflage erschien 1792.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE, Dresden, b. Hülcher: *Bemerkungen über die Wurmrooknuß*, von Wilhelm Friedrich Lingke. 1799. 63 S. 8. (5 gr.) — Diese Bogen nehmen unter den Schriften über die Wurmrooknuß keine der untersten Stellen ein. Die Erfahrungen, die der Vf. gemacht hat, befehen hauptsächlich in folgendem: 1) Die Gipfel der Bäume, die vom Wurm angegriffen sind, lassen zu Anfang des Junius die Nadeln fallen. 2) Das Uebel befallt allezeit nur 40–60 in einem Zirkel beysammenstehende Bäume. 3) Es hört allezeit bey Niedererschlag dieser Bäume auf. 4) Hingegen wenn dies nicht geschieht, so greift es weit um sich. 5) Wenn die Fichten durch unrichtig angelegte Schläge u. f. w. nach schon

eingetretenen Saft verdorren; so findet sich der Borkenkäfer ein, geschieht es aber außerdem, so bleiben sie verschont. Es muß daher zur Voricht alles in Saft gehauene Holz geschützt werden. 6) Seitdem man keine Planerwirthschaft mehr treibt, sondern die Holzschläge in hauer Gehauen erlegt, das also das gefällte Holz mehr der Luft und Sonne ausgesetzt ist, seitdem ist auch der Borkenkäfer häufiger bemerkt worden. Unsers Vfs. Mittel gegen die Wurmrooknuß ist ein Vorbeugungsmittel, und besteht darin, daß man, sobald im Junius (also in Entfaltung des Uebels) giftigere Fichten gewahr genommen werden, dieselben sogleich abscannen lasse; dadurch könne sich das Uebel nicht weiter verbreiten.

Freytags, den 4. October 1799.

PHYSIK.

LEIBNIZ, b. Breitkopf u. Härtel: *Ideen zu einer Philosophie der Natur*, von F. W. J. Schelling. Erstes, zweytes Buch. 1797. LXIV u. 202 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein Werk, worin ein Geist lebt, der mit eigener Kraft sein Ziel verfolgt, und auf seinem Wege viele helle Blicke auf die umstehenden Gegenstände wirft, der aber oft mehr originell, als gründlich ist. Die Einleitung stellt zuvörderst die Probleme auf, welche eine Philosophie der Natur aufzulösen hat. Die Philosophie der Natur soll nämlich die Möglichkeit der Natur, d. i. der gesammten Erfahrungswelt aus Principien ableiten, und dadurch die Naturwissenschaft begründen. Wir denken uns aber eine bestimmte Succession von Erscheinungen als nothwendig, als eine Folge von Ursachen und Wirkungen; und darauf beruhen alle empirische Wissenschaften, Naturlehre und Geschichte (Einkl. S. XL). Nun ist Succession etwas, was nur in unsern Vorstellungen möglich ist (S. XXXVIII.). Folglich hat man nur zwischen zwey Fällen die Wahl. Entweder, man behauptet, die Dinge existiren außer uns, unabhängig von unsern Vorstellungen. Alsdann erklärt man die Nothwendigkeit, mit der wir uns eine bestimmte Succession der Dinge vorstellen, für bloße Täuschung, indem man leugnet, daß die Succession in den Dingen selbst statt finde. Oder man nimmt an, daß auch die Erscheinungen selbst zugleich mit der Succession nur in unsern Vorstellungen werden und entstehen, und daß nur in sofern die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, eine wahrhaft objective Ordnung sey. Die erstere Behauptung führt auf das abentheuerlichste System, was je existirt hat (S. XXXVIII.). Also bleibt nur das andere System als möglich übrig. Hier also, in der absoluten Identität des Geistes in uns und der Natur außer uns, muß sich das große Problem, wie eine Natur außer uns möglich sey, auflösen. Auch ist keine andere Auflösung möglich. Denn wir verlangen zu wissen, nicht, wie eine solche Natur außer uns entstanden, sondern wie auch nur die Idee einer solchen Natur in uns gekommen sey; und zwar nicht etwa nur, wie wir sie willkürlich erzeugt haben, sondern wie und warum sie ursprünglich und nothwendig allem, was wir über Natur von jeher gedacht haben, zum Grunde liegt? Diese Frage aber reicht viel weiter. Denn „die Existenz einer solchen Natur außer mir erklärt noch lange nicht die Existenz einer solchen

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

Natur in mir. Denn, wenn ihr annehmt, daß zwischen beiden eine prästabilierte Harmonie statt finde, so ist ja das eben der Gegenstand unserer Frage. Und wenn ihr behauptet, daß wir eine solche Idee auf die Natur nur übertragen; so ist (den geführten Beweisen zufolge) nie eine Abhandlung von dem, was uns Natur ist und seyn soll, in eure Seele gekommen;“ (S. I. XIV.) nämlich, wenn vorausgesetzt wird, denn davon ist die Rede, daß die Erscheinungen und die Vorstellungen nicht identisch seyen. Jene Idee nun (von der absoluten Identität des Geistes in uns und der Natur außer uns, der Vorstellungen und der Erscheinungen) zu realisiren, ist das letzte Ziel, worauf die Bemühungen des Vfs. gerichtet sind. Dabey beginnt er nicht von oben, mit Aufstellung der Principien, sondern von unten, mit Erfahrungen und Prüfungen bisheriger Systeme.

Die Hauptsache, worauf hier am Ende alles beruht, ist die Behauptung: daß Succession nicht in den Dingen an sich selbst, sondern nur in unsern Vorstellungen seyn könne. Hatte nun der Vf. dies, als zur Kritik der speculativen Vernunft gehörig, vorausgesetzt; so könnte man nichts dawider haben. So aber thut er auf eine solche Vergünstigung Verzicht; denn er will das ganze System vor den Augen des Lesers entstehen lassen (S. IX.). Also muß man den Beweis fordern. Nun heist es zwar S. XXXVIII., alle Philosophen behaupten einmüthig, daß Succession etwas sey, was unabhängig von den Vorstellungen eines endlichen Geistes nicht gedacht werden könne. Allein wir müssen bekennen, dies nicht zu verstehen. Denn es kann dem Vf. nicht unbekannt seyn, daß es Systeme giebt, welche die Zeit nicht für eine bloße Form der Simulickeit, sondern für etwas an sich selbst halten, woraus von selbst folgt, daß alsdann Succession als in den Dingen an sich selbst existirend gedacht wird.

Der Beweis selbst, worauf der Vf. baut, lautet (S. XXXVII.) also: „Wie eine Succession (der Vorstellungen) in mir statt finde, verstehe ich; eine Succession aber, die in den Dingen selbst, unabhängig von meinen Vorstellungen, erfolgt, ist mir ganz unverständlich. Denn setzen wir ein Wesen, das nicht an die Succession der Vorstellungen gebunden wäre, sondern alles Gegenwärtige und Künftige in Einer Anschauung umfaßte; so würde für ein solches Wesen in den Dingen außer ihm keine Succession seyn. Wenn aber die Succession auch unabhängig von allen Vorstellungen in den Dingen an sich gegründet wäre; so müßte es auch für ein solches Wesen, als

wir angenommen haben, eine Succession geben; welches sich widerspricht."

Gegen die Bändigkeit dieses Beweises ist mehreres zu erinnern. Denn 1) ist es eine ganz grundlose Behauptung, daß eine Succession in den Dingen an sich etwas absolut unverständliches sey. Denn, wenn die Zeit nicht als eine Form des Vorstellungsvermögens, sondern als etwas an sich Existirendes, als eine Form der Dinge an sich, angenommen wird; so ist eine Succession in den Dingen an sich gerade eben so verständlich, als eine Succession der Vorstellungen in mir. Daß aber die Zeit als etwas an sich nicht angenommen werden könne, darf hier nicht vorausgesetzt werden. Denn eben dies ist es, was erst bewiesen werden soll. Ueberdem ist mein denkendes Ich auch ein Ding an sich; ja selbst, wenn alle Erscheinungen und alle Succession nur in meinen Vorstellungen existiren; so sind doch die Vorstellungen für andere denkende Wesen auch Dinge an sich. 2) Wenn auch die gerügte Unverständlichkeit einer Succession in den Dingen an sich eingeräumt wird; so ist doch der Begriff von einem Wesen, dessen Vorstellungen nicht succediren (wovon wir nicht einmal ein Analogon durch Erfahrung kennen), noch viel unverständlicher. Folglich ist es noch viel unzulässiger, diesen Begriff, wie im vorstehenden Beweise geschieht, als möglich vorauszusetzen. 3) Wie folgt das: Wenn ein Wesen gedacht wird, dessen Vorstellungen nicht succediren; so giebt es für ein solches Wesen auch keine Succession in den Dingen außer ihm? Für sich klar ist dies nicht, bewiesen ist es auch nicht, also eine *petitio principii*. Die Vorstellungen können successiv seyn, wenn gleich die Objecte simultan sind (bey endlichen Wesen); warum sollten nicht die Vorstellungen simultan seyn können, wenn gleich die Objecte successiv sind? Es ist ja zweyerley: Objecte sich successiv vorstellen, und sie sich als successiv vorstellen. 4) Endlich ist es noch ein Sprung im Beweise, wenn am Ende behauptet wird: „Wenn Succession unabhängig von allen Vorstellungen in den Dingen an sich vorhanden wäre; so müßte es auch für ein solches Wesen, als angenommen ist, eine Succession geben.“ Warum denn? Hier ist gar keine Folge. Vielmehr würde weiter nichts folgen, als, daß das gedachte Wesen eine falsche Vorstellung von den Dingen außer sich hätte. Es würde (wenn alles Vorige eingeräumt wird) diese Dinge sich nicht als successiv vorstellen, da sie doch successiv wären.

Das erste Buch handelt in dem ersten Kapitel von dem Verbrennen der Körper. Der Vf. denkt sich diese Zersetzung nach dem antiphlogistischen Systeme, scheint aber die Lücke wohl gefühlt zu haben, die dieses System kaum verbergen kann, wenn es den ersten Actus des Verbrennens begreiflich machen soll. Denn er nimmt seine Zuflucht zu einem gewissen, mit dem Sauerstoffe verwandten Grundstoffe, der in den verbrennlichen Körpern enthalten seyn, und sie brennbar machen soll. Da er uns aber von diesem allgemeinen Grundstoffe des verbrennlichen

Körper, als solcher, nicht die geringste Kenntniß zu verschaffen weiß; so muß man ihn zurück geben, was er S. 12. dem phlogistischen Systeme vorwirft: „Was macht die Körper brennbar? war die Frage. Dasjenige, was sie brennbar macht, ist die Antwort.“ Wenn aber auch ein solcher Grundstoff, dessen Natur in seiner Verwandtschaft mit dem Sauerstoffe bestehen würde, in allen verbrennlichen Körpern vorhanden wäre; so würde doch dadurch der Anfang des Verbrennens noch nicht begreiflich, zumal da dieser Grundstoff, wie es scheint, in einem Körper würde gegenwärtig seyn können, ohne daß überall Verbrennen möglich wäre. Die Kieselerde z. B., die mit der flüßigen Säure verwandt ist, müßte doch wohl den mit dem Sauerstoffe verwandten Grundstoff enthalten. Gleichwohl aber widersteht sie der äußersten uns bekannten Gewalt des Feuers. Und so giebt es mehrere, mit Säuren verwandte, und dabey unverbrennliche Substanzen.

Das Licht (Kap. 2.) und die Wärme sind an sich nicht verschieden, „die letzte ist eine Modification des ersten.“ Wärme nämlich ist gebundenes Licht, und das Licht freye Wärme. Je mehr das Sonnenlicht frey ist und leuchtet (auf hohen Bergen), desto weniger wärmt es; je mehr es gebunden wird und je weniger es leuchtet (in den niedrigen und dichtern Luftschichten), desto mehr wärmt es. Daher ist Leuchten möglich bey einem sehr geringen Grade von Wärme, wenn diese nur frey wird (wie bey dem Phosphor); so wie umgekehrt, wenn keine Zersetzung geschieht und keine Wärme frey wird, die größte Hitze ohne Leuchten seyn kann. Diese sinnreiche Vorstellungsart würde allerdings Beyfall verdienen, wenn sie nicht gegen ein sonst allgemeines Naturgesetz verstieße. Denn, wenn das Licht nichts anders wäre, als freye Wärme; so würde die Wärme nicht als Wärme wirken, sofern sie frey wäre; da doch alle andere Stoffe die ihrer Natur eigenthümlichen Eigenschaften gerade in sofern zeigen, als sie frey sind, in gebundenen Zustande aber ganz andere Eigenschaften annehmen.

Das dritte Kapitel, welches der Betrachtung der Luft gewidmet ist, hält die atmosphärische Luft für ein chemisches Product aus Lebensluft und Stickgas, und das Licht für das Mittel, wodurch die Mischung bewirkt wird.

In der Lehre von der Electricität trägt das vierte Kapitel eine Hypothese vor, die freylich nicht ganz neu gelten kann (aber auch nicht dafür ausgegeben wird), indem (schon Priestley, Henry; und andere darauf hingedeutet haben, die aber hier auf eine neue, scharfsinnige Art vorgestellt und weiter verfolgt ist. Die Erscheinung der Electricität ist eine mechanische Zersetzung der Lebensluft (der Ausdruck will uns freylich nicht gefallen, da er eigentlich eine *contradictio in adjecto* enthält, aber es liegt auch bloß am Ausdrucke); so wie das Verbrennen eine chemische Zersetzung derselben ist. Wenn man

gleichartige Körper aneinander gerieben werden; so setzt die Luft, die dem ganzen Drucke des Reibens ausgesetzt ist, den größten Theil ihres ponderablen Grundfloßs, der sich aber doch von der Wärme nicht völlig losreißt, an denjenigen von beiden Körpern ab, der gegen den Sauerstoff die größte Anziehung zeigt. (Dies nennt der Vf. mechanische Decomposition.) Der Rest der Luft, durch diesen Verlust beweglicher und elastischer gemacht, häuft sich als positive Elektricität auf dem andern Körper so lange an, bis er, von einem dritten angezogen, jenen verläßt. Das elektrische Fluidum ist also nichts anders, als partiell zersezte Lebensluft; und von zwey Körpern wird immer derjenige positiv elektrisch, der die geringste, und derjenige negativ elektrisch, der die größte Verwandtschaft zum Sauerstoffe hat. Ausser den Gründen, womit der Vf. die Wahrscheinlichkeit seiner Idee unterstützt, hat sie die große Empfehlung für sich, auf Einheit der Principien zu führen.

Das fünfte Kapitel handelt vom Magnet, und das sechste enthält Resultate aus dem Vorigen.

In dem zweyten Buche folgen Betrachtungen, die sich nicht sowohl auf einzelne Erscheinungen, als vielmehr auf das System der Natur im Ganzen beziehen. So handelt das erste und zweyte Kap. von Attraction und Repulsion überhaupt, als Principien eines allgemeinen Naturfloßs. Die anziehende und abstoßende Kraft sind nicht Newton's *vires materiae innatae*, sondern sie sind die Bedingungen der Möglichkeit der Materie selbst, oder vielmehr, die Materie ist nichts anders, als diese Kräfte im Streite gedacht. Daher stehen dieselben als Principien an der Spitze aller Naturwissenschaft. „Sie sind erste Bedingungen unserer Erkenntnißs, die wir vergebens aus unserer Erkenntnißs (physisch oder mechanisch) erklären wollen; sie liegen, ihrer Natur nach, schon jenseit alles Erkennens.“ S. 111. Aber sind sie alsdann etwas Besseres, als *qualitates occultae*? Wenigstens bekennet Rec. sein Unvermögen, irgend einen realen Vorzug vor den letzten an ihnen zu entdecken. Auch weiß er mit der Behauptung: das jene Principien jenseit alles Erkennens liegen; das folgende nicht zusammen zu reimen.

Der Vf. sucht nämlich (Kap. 4 5.) das Princip der Anziehung und Abstoßung aus einem noch höhern abzuleiten. Denn er will (S. 128.) den Begriff der Materie (das ist, nach dem Vorigen, den Begriff der anziehenden und abstoßenden Kraft) aus der Natur der Anschauung und des menschlichen Geistes deduciren. Die Anschauung, sagt er (sofern sie mit Bewußtseyn existirt), ist nur möglich durch zwey entgegengesetzte Thätigkeiten, wovon die eine positiv und ihrer Natur nach unbeschränkt ist, die andere aber negativ und beschränkt ist: (Handeln und Leiden findet bey jeder Anschauung statt.) Dieser Natur, der Anschauung aber müssen auch die Objecte (da sie mit den Vorstellungen eins sind) correspondiren. Also das Object der Anschauung, die Materie, hat 1) eine

positive, und, wenn gleich endliche, doch gegen Beschränkung ein unendliches Bestreben aufsernde Kraft. Diese ist die abstoßende Kraft, die alles ins Unendliche auszudehnen strebt. 2) Eine ursprünglich negative und beschränkende Kraft, das ist, die anziehende, die sich bestrebt, alles auf einen Punkt zu ziehen und so gleichsam auf Nichts zu reduciren.

Die Philosophie der Chemie (Kap. 7.), als einer empirischen Wissenschaft, welche den Zweck hat, die qualitativen Verschiedenheiten der Materie, und die darauf beruhenden Anziehungen und Abstoßungen zu erforschen, führt auf das Resultat (S. 187.): das alle Qualität der Materie einzig und allein auf der Intensität ihrer Grundkräfte beruhe. Denn, da alle Materie ursprünglich ein Product entgegengesetzter Kräfte ist (der abstoßenden und anziehenden); so ist die größte Verschiedenheit der Materie nichts anders, als eine Verschiedenheit des Verhältnisses jener Kräfte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Dieterici: Fr. Ernst Wilmsen's, dritten Predigers an der Parochialkirche zu Berlin, *Moralische Reden*. Nach seinem Tode herausgegeben, nebst einer kurzen Beschreibung seines Lebens, von Friedr. Phil. Wilmsen, dritten Prediger an der Parochialkirche zu Berlin. 1799. 199 S. 8. (8 gr.)

Das letzte Werk des Vfs., welches er im Jahre 1794 herausgab: „Die Regierung der Vorsicht bey den Leiden des Verkühners in einer Folge von Passionspredigten“ enthielt beynahe auf jeder Seite Beweise von finsterner Schulorthodoxie, weshalb einst der Vf. in mehreren gelehrten Blättern strenges getadelt wurde. Manche Beurtheiler meynten sogar, ein Mann, der sich in mehreren Fächern der Literatur von gar keiner unruhlichen Seite gezeigt habe, möge wohl dem Drange der (damaligen) Zeiten nachgegeben und die ganz crassen dogmatischen Vorstellungen nur geheuchelt haben. Der Rec. gegenwärtigen Nachlasses, welcher auch jene Passionspredigten in diesen Blättern angezeigt hat, fand darin ebenfalls eine widrige Lecture, aber den Verdacht der Heuchelei hegte er nicht, weil ihm mehrere Beyspiele bekannt waren, das bey ausbreiteter Gelehrsamkeit und einem ausgezeichnetem Grade von Scharfsinn, doch irgend ein finsterner Winkel im Kopfe statt finden könne. Der Herausgeber dieser Predigten beurtheilt, das sein Vater von aller Art Heuchelei weit entfernt gewesen sey, unaufrichtig auf das Praktische in der Religion hingearbeitet und insbesondere *Zollikofer's* Schriften zu seinen gewöhnlichen Handbüchern genach habe. Gegenwärtige Predigtsammlung ist davon ein unzweydeutiger Beweis. Die darin aufgestellten moralischen Sätze sind in lichtvoller Ordnung mit Deutlichkeit und einer gewissen Herzlichkeit ausgeführt. Das Einzige

zige, was Rec. daran tadeln tadeln möchte, ist ein etwas weitschweifiger Stil. Folgende Materien findet man hier abgehandelt. 1) Ueber die Ursachen, warum häusliche Freude und Glückseligkeit unter den Menschen so selten sind (Spr. Sal. 14, 10—14.). 2) Ueber den rechten und selbstbelohnenden Gebrauch, den Reiche von ihren Gütern zu machen haben (Ps. 112, 9.). 3) Die reine Freude und der unvernünftige (?) Dank eines Volks, wegen des wieder hergestellten Friedens (Ps. 100, 4—5.). 4) In welcher Absicht und unter was für Umständen ist es Christen erlaubt, so sogar rühmlich und verdienstlich, mit lasterhaften Personen umzugehen? (Luc. 15, 1—2.). 5) Ueber die ehrwürdigen und wichtigen Absichten der Ehe (Matth. 5, 32.). 6) Wodurch unterscheidet sich wahre Frömmigkeit von bloßer Gutmüthigkeit des Temperaments (Luc. 8, 33.). 7) Von der Gastfreundschaft als einer Christenpflicht (Röm. 12, 13.). 8) Wie ein Christ seine sinnlichen Freuden Gott heilige (1 Kor. 10, 31.). 9) Ueber die beste Art seine fehlenden Nebenmenschen zu erinnern und zurecht zu weisen (Ps. 141, 5.). 10) Von den Irthümern, welche gewöhnlich aus dem Mangel einer vernünftigen Selbstkenntnis entstehen (Spr. Sal. 19, 2—3.). An-

gehängt sind zwey Trauerreden. Die kurze Lebensbeschreibung, worin der Sohn des Verstorbenen nichts weniger als den Lobredner spielt, macht seinem Herzen Ehre.

ERLANGEN, b. Palm: *Allgemeine Sammlung liturgischer Formulare der evangelischen Kirche*, von D. G. F. Seiler. Eßlen Bandes dritte Abtheilung. 1. Abthn. Zweyte unveränderte Auflage. 1799: 100 S. 2. Abthn. 70 S. Zweyte Th. 106 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 19. 1789. Nr. 85.)

GOTHA, b. Perthes: *J. H. G. Heusinger über die Benützung des bey Kindern so thätigen Triebes beschäftigt zu seyn. Eine pädagogische Abhandlung und zugleich Vorläuferin und Begleiterin eines größern theoretisch-praktischen Werks über Erziehung*, unter dem Titel: *Die Familie Wertheim* u. s. w. Zweyte veränderte Auflage. 1799. 18 u. 62 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 363.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Leipzig, b. Barth: *Die Weisheitsnachfolger in der Freyschule zu Leipzig im Jahre 1797*. Drey katechetische Unterredungen. 1798. 74 S. 3. (5 gr.) Diese drey katechetischen Unterredungen verlieren nicht, bloß wegen der Absicht ihres Abdrucks (es soll den Reissigen und flüchtigsten Schülern und Schülerinnen der Freyschule von dem Ertrage ein kleines Treuenfest gegeben werden) gekauft, sondern auch wegen ihres Inhalts und der musterhaften Ausführung desselben aufmerksam gelesen zu werden. Ihre Verf. sind der Director der Freyschule, Hr. Plate, der Corrector der Thomasschule, Hr. M. Hoff, und Hr. M. Dole. In der ersten Unterredung wird das Weibschicksal, als ein Fest für die religiöse Erleuchtung; in der zweyten, als: ein Fest der Tugend; und in der dritten, als: ein Fest der Unsterblichkeit, dargestellt, und ein sehr genutzbarer Unterricht gegeben, wie Jesus die Menschen über ihre wichtigsten Angelegenheiten erleuchtet, ihnen die Erfüllung ihrer Pflichten anzeigt, und die Hoffnung der Unsterblichkeit gewisser und trostreicher gemacht habe. Mit Grund scheint der Herausgeber dieser Abhandlungen, *die katechetischen Unterredungen* und nicht *Katechisationes* genannt zu haben. Denn das Wesen der letzten besteht darin, daß eine wichtige Wahrheit, ein Lehrsatz, eine Vorlesung u. s. w. durch das Gespräch als Refusil herausgebracht werde. Hier aber giebt die Antwort auf die erste Frage der ersten Unterredung: was glaubst du wohl, welches die Hauptpflicht sey, warum die Gottheit Jesus auf der Erde geboren worden sey? zu erkennen, daß die Schüler der Freyschule von dem schon längstlich unterrichtet waren, worüber alle drey Unterredungen angefaßt sind. Denn eine Schülerin giebt, wie der Herausgeber anmerkt, die wörtlich abgedruckte Ant-

wort: Jesus wollte die Menschen über die wichtigsten Wahrheiten erleuchten, dadurch ihr Herz zur Tugend erwärmen, und sie der Genusses der reinen Glückseligkeit fähig machen. Es werden daher die Zöglinge in diesen Gesprächen nicht von etwas Bekanntem zu etwas Unbekanntem fortgeführt, sondern es werden nur schon bekannte Wahrheiten genauer entwickelt und dringender aus Herz gelegt. Dieses geschieht, wie gesagt, auf eine musterhafte Weise. Doch kann sich Rac. eines Zweifels nicht erwehren. Er wies zwar, wie vorzüglich der Unterricht in der Leipziger Freyschule ist, und ist bey wiederholten Besuchen durch die Antworten der Kinder überrascht worden. Aber dessen ungeachtet kann er kaum glauben, daß die Sprache in diesen Unterredungen von dem größern Theile verstanden werde, und die Kinder mit den Worten, die ihnen selbst in den Mund gelegt werden, deutliche Vorstellungen verbinden. Wir schreiben zu Rechtfertigung unserer Zweifels eine kurze Stelle ab, und versichern, daß sie nicht die einzige dieser Art ist: L. Welche wichtige Seelenvermögen vernünftiger Wesen können also, bey ewiger Finsterniß der Natur, gar nicht entwickelt und gebildet werden? Sch. Die Sinnlichkeit. L. Nur diese allein? — Wenn dieses unsere Erkenntnisvermögen, das wir mit den Thieren gemein haben, bey ewiger Finsterniß nicht gebildet werden kann, was würde auch da ungebildet bleiben? — Was entsteht, denn in deiner Seele aus den sinnlichen Anschauungen? Sch. Vorstellungen. L. Und aus den Vorstellungen bildet dein Verstand? Sch. Begriffe. — Die bey solchen feistlichen Unterredungen gewöhnliche Liturgie ist zugleich mit abgedruckt, und wir sind überzeugt, daß sie keinen aufklärten und uneingegenommenen Leser werden unbeirrt lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 3. October 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Hohn: *Friedr. von Bülow's*, Königl. Großbritannien. Ob. App. Raths und Dr. *Theodor Hogenmann's*, Hof- und Kanzleyraths, *Praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit*, hin und wieder mit Urtheilsprübungen des Zellischen Tribunals und der übrigen Justizhöfe bestärkt. Zweyter Band. 1799. 392 S. 4. (2 Rthlr.)

Dem ersten Bande dieser Sammlung ist bereits das gebührende Lob in diesen Blättern ertheilt; dem zweyten kann dasselbe eben so wenig mit Recht verweigert werden. Die Zahl der Erörterungen ist zwar um 18 geringer, aber der Druck kleiner, und die Seitenzahl um 48 grösser, daher die meisten Abhandlungen ausführlicher. Der Mangel an einem guten Sach-Register wird ungern bemerkt, da es den Gebrauch für manche, und zwar gerade die, welche an meisten solche Werke zu befragen pflegen, um vieles erleichtert und vermehrt. Die wenigsten Ausführungen haben die Erörterung theoretischer Rechtsfragen aus dem gemeinen Rechte zum Gegenstande, vielmehr liegen bey den meisten verwinkelte factische Umstände, schwierige Erklärung particularer Gesetze, überhaupt bey weitem an meisten Erörterungen mannichfacher Gegenstände der besondern Landes- und statutarischen Rechte zum Grunde. Die Brauchbarkeit des Werks wird hiedurch zwar etwas an Extension verlieren; desto mehr aber gewinnt sie an Intension, worauf sie auch vorzüglich berechnet zu seyn scheint. Inzwischen könnte doch fast keine einzige Erörterung vor, die nicht entweder durch Ausführung einzelner beylauffig vorkommender Sätze des gemeinen Rechts, oder auch durch analogische Anwendung auch für Auswärtige wichtig und brauchbar würde. Nr. I. enthält auf 43 S. sehr gute Beyträge zum *Deichrecht*, einer sehr wichtigen, hin und wieder schwierigen, aber wegen der wenigen Gegenden, wo dasselbe brauchbar ist, vernachlässigten Materie. Biltig hätte man hier auch etwas über das *Ausdeichen*, und die harte Regel des positiven Rechts, dass die Besitzer ausgedeichter Länder gar nicht entschädigt werden, erwarten können. Auf den Fall, dass dieses bloß auf einer Gewohnheit beruhe, würde Rec. die S. 27. angeführten Grundsätze darauf sehr anwendbar finden, weil es eine unvernünftige, barbarische Gewohnheit ist. Besonders Werth erhalten diese Beyträge durch die eingewebten, mit Gründen un-

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

terstützten, Judicate, worunter sich eine *Kieler* Sentenz von 1792 durch Ordnung, Klarheit und Gründlichkeit vorzüglich auszeichnet. Eine seltene Frage ist: ob die Deiche zu den Lebensverbesserungen gehören, die von dem Vf. mit Recht bejaht wird. Gleich zu Anfang bemerkt der Vf., dass die Anlegung der Dämme oder Deiche, als ein Gegenstand der Oberlandespolizey, bloß eine Regiminalsache sey, und es ist freylich wohl nicht zu leugnen, dass die Frage *de aggeris extruendo* in einem wohl organisirten Staate mit Recht nur von der Einsicht und dem Willen der Landes-Regierung und ihrer Beamten abhängen, keineswegs aber dem Eigensinn der Interessenten unterworfen seyn könne. Indessen ist doch hierbey stets mit Vorzicht zu verfahren, und dieser Fall ja nicht mit der Frage zu verwechseln, ob und in wie weit gerade dieses oder jenes Individuum zur Anlegung und zum Unterhalt der Deiche und den dazu erforderlichen Kosten rechtlich angehalten und herbegezogen werden kann? — Diese qualificirte sich allerdings zu einer Justizsache, wie auch das O. A. G. zu Zelle in dem S. 2. befindlichen Rescript richtig bemerkt. Sind die Interessenten etwa hierüber gar nicht gehört; so können sie allerdings richterliches Gehör verlangen, und Rec. zweifelt fast nicht, dass sie auch hier noch vor dem Richter den Punkt, dass der Deich seiner Anlage nach ihnen keinen wesentlichen Vortheil bringe, zur Sprache zu bringen und darzutun, darnach auch eine Bestimmung ihres Beytrags zu begehren, befugt sind. Das nämliche tritt bey der Entschädigung derer, die Land zu neuen Deichen hergeben, ein. — Rec. will hiebey des Zusammenhangs wegen zugleich diejenigen Erörterungen berühren, in welchen von einem ähnlichen Gegenstande, nämlich davon, dass gewisse Sachen ganz dem Justizcollegium entzogen sind, die Rede ist; dahin gehören Nr. 16. 17. 62. und Nr. 7. p. 89. Nach einer Verordnung von 1768 sind alle *Ländes-Oekonomie-Angelegenheiten* ausdrücklich der Cognition der Landesgerichte entzogen. Dieser Ausdruck ist sehr weit und vielsamfassend, so wie die Gegenstände, die dahin gerechnet werden, sehr ausgedehnt. So heisst es z. B. überhaupt, Nahrungs- und Gewerbeachen. Wie weit sich dieses erstreckt, ist gar nicht bemerkt; nimmt man es aber, so wie es da steht, in seiner ganzen Ausdehnung; so möchte eben fogut und mit gleichem Recht ein ganzes Heer von ähnlichen Sachen gleichfalls den Gerichten zu entziehen seyn. Unmöglich kann man es daher allgemein verkennen, wenn man nicht alle Gerichtspflege überflüssig, und ihre Ausübung hochst un-

wifs und vom Gutbefinden der Regierungen, die solches freylich bisweilen nicht ungern sehen möchten, abhängig machen will. Es muß also wohl das wahre Kriterium, wovon die nähere Bestimmung abhängt, hier noch verschwiegen seyn. — Hauptfachlich sind hierher auch Gemeinheitstheilungen, und Ausweisungen unbebauter Gegenden gerechnet. Wenn aber durch letzte z. B. den Weide-Interessen ein wirklicher Nachtheil zugefügt wird, und diese darüber Beschwerde führen; so findet Rec. keinen vernünftigen Grund, warum dieses nicht geradezu an die Justizcollegien und zu deren Beurtheilung gebracht werden, viel mehr die Regierung erst über die Zulässigkeit entscheiden, und jede Sache erst dahin verweisen soll. Dieses begründet ja eine offensbare Unmündigkeit aller Gerichtshöfe und eine unerträgliche Abhängigkeit derselben von der Einsicht der Regierungsglieder, die ja doch wahrlich auch nur Menschen sind. Der S. 178. angegebene Grund ist viel zu allgemein, als daß er nicht zu den unendlichsten Mißbrüchen Anlaß geben könnte, und wie fühlbar dieses auch selbst schon dem Concipienten der Verordnung von 1768 geworden sey, erhellet daraus zur Genüge, daß dem Beschwerthen eine Entschädigungs-Klage nachgelassen ist. Hierdurch kommt also doch offenbar dieselbe Sache zuletzt wieder, wenn gleich unter einem andern Namen, an die Gerichte zurück, und die Folge hiervon ist keine andere als doppelte Behandlung, „doppelte Kosten und meist die Unmöglichkeit, den Schaden jetzt überall noch wieder gut zu machen. Die Absicht solcher Regierungsverordnungen ist oft sehr löblich, nur sind meist die Folgen nicht gut berechnet, und ein Schritzt zieht, um consequent zu handeln, oft mehrere, gar nicht beabsichtigte oder vermuthe, nach sich. Das ist z. B. der Fall S. 89. bey der Ausweisung eines Platzes zur Anlage eines Bienenzauns, welchem die Huth- und Weide-Interessenten widersprechen, und deshalb eine commissarische Untersuchung begehren. Zu Puffendorfs Zeiten (I. 225.) wurden solche noch von den Landesgerichten verfügt, so wie Ausweisungs-freyigkeiten selbst vor denselben verhandelt. Allein jetzt darf solches nicht mehr geschehen. Eben so waren nach der letzten Nr. 62. ursprünglich nur bloß Befetzungs- und Abmeyerungssachen auf Dominalgütern den Gerichten entzogen und der Kammer beygelegt, aber seit 1791 ist dieses auch auf die dem Dom in Bremen gehörigen Structurmeyer ohne Einschränkung ausgedehnt; mit der Zeit dürfte es auch auf die zu den Klosterämtern gehörigen Meyerstellen, wenn erst deren eigenthümliche Bestimmung einst vergessen ist, erstreckt werden. Nr. II. enthält eine sehr brauchbare und zweckmäßige Beschreibung von der Gerichtsverfassung im Lande *Hadeln*, dergleichen von mehreren deutschen Ländern und den verschiedenen Provinzen derselben zum großen Gewinn der Lehre von der deutschen Gerichtsverfassung zu wünschen wäre. In Nr. III. von dem Galtgerichte der Stadt *Stade*, das ebenfalls einen guten Beitrag zum deutschen Recht und der Gerichtsverfassung liefert,

bemerkt es der Vf. wohl mit Recht nur als Ausnahme von der Regel, daß auch den Einkheimischen die Belangung eines Fremden, in der Stadt gerade anzuwenden, vor dem Galtgerichte bisweilen verstatet ist, wenn gleich ältere Rechtslehrer, als *Schottelius* u. a. auch dieses als Regel ansehen. Unter den angezogenen Schriftstellern hätte noch besonders von *Balthasar's Abhandlung* erwähnt zu werden verdient. Nr. IV. bloß particular für das Herzogthum Bremen und ohne besonderes Interesse. Nr. V. Die Landesgesetze des Herzogthums Bremen verbinden auch das Domkapitel zu Hamburg, in so ferne solche mit dessen Freyheiten, Gerechtigkeiten und Verfassung bestehen. Bey der Bemerkung, daß das Domkapitel zu Hamburg aufgehört habe, zu den Landbänden des Herzogthums Bremen zu gehören, und daher auch nicht mehr mit seinen Erinnerungen über neue Landsordnungen vor deren Publication, gleich den noch jetzt bestehenden Bremischen Ständen, vernommen werde, ist Rec. eingefallen, 1) wodurch denn das Domkapitel seine Landbeschaft verloren habe, da dessen weder im W. Fr. Art. IV. §. 7. noch in dem Reces mit der Krone Schweden vom 25ten Jan. 1652 Erwähnung geschieht. Soll es etwa in den Schlussworten des ersten „*essante Capitulum omni jure, administratione et gubernatione territorii*“ liegen, oder giebt es darüber andere gesetzliche oder vertragmäßige Bestimmungen? 2) Da noch jetzt das Recht der Bremischen Stände, über neue Landesgesetze vor deren Publication vernommen zu werden, anerkannt ist, warum unterliehe es denn in dem Nr. 54. b. 1. angeführten Fall, als das Landesherrliche Rescript von 1747 eine wesentliche Veränderung in der Verfassung des Landes durch die Einschränkung der Appellabilität von Verfügungen der Städtischen Regierung an das O. A. G. zu Zelle vornahm? Nr. VI. von der gesetzlichen Kraft des Okeräder Landrechts. Gegaktes Recht ist wohl kein gutes deutsch. Nr. VII. S. 84—128. Beyträge zum Bienenrecht. Eine der ausführlichsten Abhandlungen, die bey einer so selten behandelten Materie besonders Dank verdient. Bey der Literatur vermisst Rec. *Roth's* Abhandlung vom Bienenrecht Weissenburg, 1798. 8. — Man findet hier viel Nützlichem in ökonomisch-juristischer Hinsicht vom Ort der Aulegung, der Ausweisung eines Platzes dazu, dem Widerspruchsrecht, dem Fortrücken der Stöcke, der Aufnahme fremder Bienen, den Abgaben, der Verfolgung und Einfangung der Schwärme u. s. w. An eigenen gesetzlichen Verordnungen über das Bienenrecht fehlt es ganz, und Rec. sieht nicht ab, wie man ein Aufschreiben der Hannoverschen Kammer, das wohl meist nur den ökonomischen Theil zum Gegenstande hat, als Entscheidungsquelle nützen könne, da es denselben ganz an gesetzlichen Ansehen fehlt. Seiner Meinung nach dürfte es nur gleich jedem andern bewährten Schriftsteller zur Unterstützung und zum Beweise gewisser Grundsätze angeführt werden können. In Nr. VIII. vertheidigt der Vf. mit erheblichen Gründen, daß *successores universales* als Lehnfolger die

einseitig veräußerten Lehnstücke zurückfordern können, wenn sie nur den Kaufpreis dafür erstatten. Die bekannten von *Kampfsätze* Abhandlungen über diesen Gegenstand hätten hier wohl eine Erwähnung, eben so wie die nicht unerheblichen Gründe der Gegner eine Widerlegung verdient. Nr. IX. enthält ein merkwürdiges Beyspiel von einem Testament eines Taub- und Stummgebornen, der durch Unterricht Lesen und Schreiben erlernt hatte. Bey ihm war die Landsherrliche Erlaubniß zu testiren überall nicht einmal notwendig, und selbst die L. 10. *C. qui test. fac. poss.* giebt schon analogische Gründe für seine Befugniß dazu an die Hand. Nr. X. der Bürge für einen Rechnungsführer ist von der Zahlungsverbindlichkeit freyzusprechen, wenn der Kassenherr sich bey der Oberaufsicht *culpam levem*, ja auch wohl nur *levissimam*, zu Schulden kommen läßt. Die S. 150. lit. c. citirten Gesetze sprechen wohl gerade nicht am deutlichsten für den Vf. — Nr. XI. giebt ganz richtige und genaue Bestimmungen über die Loslösung von einer unbedingten Bürgschaft an, die aufsergerichtlich gar nicht, gerichtlich aber nur sehr eingeschränkt statt findet. In Nr. XIII. und XIV. zeigen die Vf. gegen *Puffendorf* (I, 181. nicht 182.), daß nicht den Beamten der Kammer, sondern nur ihr selbst oder Namens derselben ihrem Anwalde, es wäre denn über eigene Officialhandlungen des Beamten, (wovon jedoch auch *Puffendorf* nur zu reden scheint) der Haupteid deferirt werden, dieselbe sich auch dem verlangten *iuram. malit. speciali* nicht entziehen könne. Sehr richtig werden S. 169. die *opinionis* DD. gewürdigt. — Nr. XV. die Warnung vor dem Meynende ist selbst bey höhern Classen, wenn der Gegner es verlangt, notwendig. Die Gründe dafür sind sehr treffend, so wie das S. 172. von der Gleichheit aller Stände vor dem Gesetz Gesagte wahr und aller Beherzigung würdig. Nr. XIX. daß jemand zum *iuram. perhorrescentiae* ohne Anführung besonderer Verdachtsgründe zuzulassen sey, nimmt zwar der Gerichtsgebrauch an, und selbst manche Gründe der Billigkeit und Convenienz billigen dieses: allein alles dies beweiset noch die *thesis juris* nicht. Der Vf. unterscheidet für nicht die bloße *allegatio causae specialis* genug von der *plenaria eius probatio*. Erstere hält Rec. stets für notwendig und nützlich, selbst um den Eid auf einen bestimmten Gegenstand richten zu können, nicht aber letzte; denn dann bedürfte es keines Eides mehr. Nr. XX. über die in Rechtsfahen bey den Berathschlagungen des O. A. G. vorfallende Stimmengleichheit, enthält sehr zweckmäßige Vorschriften auf solchen Fall, die alle Nachahmung verdienen. Die Abneigung gegen die Actenverschickung scheint Rec. doch übertrieben, und bey minder besorgten Collegien, wo der Fall leichter eintritt, doch immer dem Aufschlage des Chefs vorzuziehen. Der Schluß der Note S. 197. ist Rec. nicht ganz verständlich. Daß der Abwesende sich das Conclusum des Collegii gefallen lassen müsse, versteht sich von selbst; warum aber das Votum desselben, wenn er schriftlich in der Sache re- oder correferirt

hat, und nur bey den Deliberationen fehlt, nicht zu beachten und mitzuzahlen sey, davon leuchtet Rec. überall kein genügender Grund ein. — Merkwürdig ist übrigens, daß auch bey einer authentischen Interpretation einer Stelle in der O. A. G. Ordnung die Vernehmung der Landschaft selbst von der Regierung für notwendig gehalten wird. Nr. XXI. von der Befugniß des O. A. G. zu Zelle, die demselben zugefügten Verunglimpfungen und Injurien selbst zu ahnden. Die Behandlung ist ausführlich, mit gehöriger Distinction der verschiedenen Fälle, mit richtiger Auswahl der Gründe und mit Mäßigung, wozu wegen der vielen ungerechten Vorwürfe und Anzüglichkeiten, die in dem zuletzt erwähnten Fall des *Ammanns* Wedemeyer gegen das O. A. G. ungebürlich eingeschickt worden, eben keine Veranlassung war, geschrieben. Rec. kann nicht anders finden, als daß das O. A. G. gesetzlich verfahren, indem es dem Injurianten alle Mittel und Wege zur *Syndicats*-Klage eröffnet hat. Auch die Landesregierung hat nach S. 211. ihre Pflicht zur Aufrechthaltung des verdienten Ansehens des O. A. G. auf eine für beide gleich ehrenvolle Art erfüllt. Nr. XXII. auch Minderjährige nach eröffnetem Zeugen-Rotul in der Appellations-Instanz zu keinem neuen Zeugenbeweise über denselben Gegenstand (oder auch über *artic. directo contrar.*) zu zulassen, (wohl aber über ganz neue Facta). Nr. XXIV — XXVI. enthalten gute Beyträge zum *Forstrecht*, wovey jedoch das meiste auf besondere Landesgesetze, Gewohnheiten, das *Locale u. f. w.* ankommt. Sie handeln von der Befugniß des Forstherrn, Zuschläge und Schonungen anzulegen, wovey es theils auf dem wirklichen Forstgrund, theils auf den Widerspruch der Weide-Interessenten, und anderer Berechtigten ankommt; von dem Unterschied des harten und weichen Holzes; von der Befugniß, Ausweisungen vorzunehmen, wovey die Bewilligung dazu, die Ausweisung selbst, und die Hebung des Bekenngnisses richtig unterschieden werden. S. 225. lit. c. ist L. 5. §. 1. D. de S. P. R. zu lesen. §. 228. §. 6. ist der allgemeine Rechtsgrund schon darin zu suchen, daß in der Regel eine *Servitut* nicht in *faciendo* besteht. Nr. XXVII. unkultivirte Plätze und Gegenden, im Fürstenthum Lüneburg sind nur dann Eigenthum des Landesherrn, wenn sie sich weder im beschränkten noch unbeschränkten Eigenthum der Unterthanen befinden. Dieses ist auch wohl schon gemeinen Rechts, und wenn der Vf. noch S. 238. lit. z. meynet, daß vor der Oberlandesspolizey auch wohl im Nothfall Ausweisungen aus Gemeinheiten geschehen können; so ist dies doch nur Ausnahme von der Regel, und ein höchst seltenes, sehr einzuschränkendes Recht. Nr. XXVIII. das Successionsrecht der Braut, wann vor erfolgter Trauung der Brautigam unvermuthet stirbt, scheint Rec. nicht fähig zu vertheidigen, weil nach den Gesetzen eine so verbundene Ehe allenfalls nur zum Vortheil des Kindes und seines Erbrechts, nicht aber der Braut, für vollzogen gehalten werden kann. Ein anderes wäre es freylich, wenn die Ehe bloß durch die Schuld des

Bräutigams verhindert wäre. Nr. XXIX. ein Patrimonialgerichtsherr darf sich nicht in die gerichtlichen Verfügungen des beydeyten Gerichtshalters mischen, nämlich um die Entscheidung der Sache zu bestimmen, wohl aber um sich daraus zu informieren, ob auch der Gerichtshalter seiner Pflicht nachkomme. In Nr. XXX. über eine angebliche von einem Richter bey Verwaltung seines Amts zugefügte Injurie, sind die zum Grunde gelegten richtigen Principien größtentheils aus *Weber* genommen. Nr. XXXI. ist eine die Gerichtsverfassung der Stadt Dannenberg ganz besonders betreffende Erörterung; so wie auch Nr. XXXII. — merkwürdiger Beweis über den Umfang der noch im vorigen Jahrhundert auf den Landgerichten ausgeübten peinlichen Gerichtsbarkeit — durch die beygebrachten Wrogen-Register-einen interessanten Keytrag zum älteren peinlichen Recht liefert.

(Der Beschlufs folgt.)

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Linke: *Tagebücher der merkwürdigsten politischen, kirchlichen und literarischen Begebenheiten vom Tode des Königs von Preussen Friedrichs II. bis zum allgemeinen Friedensschlusse mit der französischen Republik* 1tes und 2tes Heft bis zum Friedensschlusse in Basel mit Preussen. 1799. VIII. und 128 S. 8. (8gr.)

Bev der Reichhaltigkeit der neuesten Weltgeschichte ist eine kunstlose chronologische Aufzählung der merkwürdigsten Ereignisse sowohl für das Studium als für den praktischen Geschäftsgebrauch, ein sehr nützliches Hülfsmittel. Nur an zwey Klippen pflegen die Ephemeristen zu scheitern, bey der Auswahl und in der Fassung. Der Plan des vorliegenden Tagebuchs ist freylich so ausgedehnt, daß fast nichts ausser dessen Umkreise zu liegen scheint; wenn indess unter dem Begriffe des *Merkwürdigsten* wenig-

stens ein *Einfluß* auf den Gang der Politik, der Religion oder der Literatur zu verfehen ist; so sind die Todesanzeigen einer jeden Fürstlichen Person und so vieler Beamten, Gelehrten und Schriftsteller, als man hier findet, eine zweckwidrige Ausschweifung.

Ein anderer auch hier fühlbarer Fehler ist die Ungleichartigkeit des Stils und der Abfassung. In solchen Ephemeriden muß mehr angedeutet als ausgeführt, ein gleiches Maas für alle Artikel und dabey Würde, Bestimmtheit und möglichste Kürze beobachtet werden. Der Ueberfluß, der hier in allen Angaben aus der brabanter und französischen Revolution merklich ist, — das Sterben des Bischofs von Lüttich nach langem Kampfe — die Anekdote vom Sterbetage des Abts Jerusalem — das Epithet des Professors Schmid zu Braunschweig (S. 79.) als *erster Hersteller des guten Geschmacks* — die Nachlässigkeit in der Anzeige einer Vermählung vom 20ten October 1799. (S. 76.) wo das Stammhaus *Oettingen* gar nicht genannt wird — widersprechen offenbar jenen Forderungen.

Drittens, ist bey der wünschenswerthen Fortsetzung eine fleissigere Correctur zu empfehlen. So ist hier *Mersek* statt *Mersck* (S. 77.) *Prendel* statt *Brendel*, *Rauschenbauch* statt *Rauschenbusch*, *Chaspe* statt *Chappe* (S. 121.) gedruckt.

• • •
BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchhandlung: *Vierter Jahrgang der gemeinnützigen Spaziergänge auf alle Tage im Jahr für Aeltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher. Zu Beförderung der anschauenden Erkenntnisse besonders aus dem Gebiete der Natur und Gewerbe, der Haus- und Landwirtschaft, von Ch. C. Andre und J. M. Beckhein. 8ter Th. Neue vermehrte und verbess. Auflage. 1799. X. u. 483 S. 8. (1 Rthlr.)*

KLEINE SCHRIFTEN.

OSRÓDNOŚĆ. Prag, mit Rokoschens Schriften: *Physikalisch-ökonomische Bemerkungen über die sich so sehr vorbereitende Trockenheit der Nadelwälder, nebst Erbauungs- und Hülfsmitteln derselben. Herausgegeben von der k. ökonomisch-patriotischen Gesellschaft im Königreich Böhmen. 1798. 45 S. 8.* Die Ursachen der Trockenheit bestehen nach diesen Blättern 1) in der üblen Beschaffenheit der Witterung, 2) des Bodens, 3) in der schlechten Behandlung der Wäldungen und 4) in dem Verderbnis der Insecten. Diese Ursachen werden nun genauer zergliedert. Hierauf folgt die Naturgeschichte der *Polioema Monacha*; *pini proceffions*, *falsaria*, *piniaria*, *resinosa*, *pinc-*

tella, *Sphinx pinastri*, *Bostrychus typographus* et *ligniperda* vollständig als möglich, und zuletzt werden die bekannten Mittel gegen die Nonne (wörtlich aus dem Gauschen der Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen) und gegen den Borkenkäfer angeführt. Es ist ein rühmliches Unternehmen der k. böhmischen ökonomisch-patriotischen Gesellschaft auf diesem Wege für die genauere Kenntniss der holzverwüsthenden Insecten zu sorgen, und dadurch die Forstmannen in jenes Gegend auf einen Gegenstand ihrer Kenntnisse aufmerksam zu machen, der bisher fast ganz vernachlässigt worden ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 5. October 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Hahn: *Friedr. von Pölows*, königl. Großbritannien. Ob. App. Raths und Dr. *Theodor Hagemann's*, Hof- und Canzleyraths, *Praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit* etc.

(Befchluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Nr. XXXIII—XXXV. betreffen sämtliche Meyergüter. Das Ober-Appell. Gericht zu Zelle nimmt bey den lüneburgischen Meyergütern mit *Carstens* die Succession nach dem Lehnrecht an, und hält die Erbfolge der nicht vom ersten Erwerber abstammenden Verwandten für unzulässig, dagegen andere höhere Landesgerichte daselbst die Erbfolge nach dem Landrecht annehmen. Die große Ungleichheit, die hierdurch in den Erkenntnissen entsteht, verdient freylich wohl eine gesetzliche Abhülfe, da es sonst seyn kann, daß in völlig ähnlichen Fällen, worin gerade nicht an das Ob. App. Ger. appellirt wird, ganz verschiedene als über andre dahin devolvirte erkannt wird. — Das Eigenthum darauf dem Meyergute befindlichen Bäume, eignet der Vf. dem Gutsherrn zu, der ein wahres nutzbares Eigenthum hat, und der Grund der Einwilligung des Gutsherrn zum Holzfallen liegt blos in seinem Interesse an Erhaltung des Holzes zu den Gebäuden des Guts. Mit Recht können also in Ermangelung der letztern nur Strafen und Entschädigung statt finden; daraus aber, daß diese Bäume zum untheilbaren Allodio gehören, fließt noch überall kein Eigenthum des Gutsherrn. — Der Interimswirth braucht nicht gerade der Meyerstelle eigenes Vermögen zuzubringen, um nach Beendigung der Verwaltungsjahre eine angemessene Leibzucht zu verlangen. Die persönlichen Dienste gelten hier statt baaren Beytrags und sind oft mehr werth. Nr. XXXVI. enthält die Erklärung eines Landesgesetzes über den Pferdediebstahl. XXXVII. Bemerkungen über Vormundschafsbestellung. Zu wünschen wäre, daß alle Vorschriften der Reichsgesetze über den Eid, Inventarium u. s. w. pünktlich beobachtet und überall keine Dispensationen ertheilt würden. Daß ein Vormund in *testam. inter vivos* ernannt werden könne, wenigstens mündlich vor zwey Zeugen, scheint Rec. nach der Vorschrift der Gesetze sehr bedenklich. S. 235. lit. b. ist noch Tit. 32. hinzuzufügen. XXXVIII. Die Frage: in wiefern ein Commissar an A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

auswärtige, seinem Committenten nicht unterworfen, Gerichte unmittelbar Requisitionen erlassen könne, ist nicht ganz bestimmt beantwortet. Rec. denkt hierüber so: Ist in dem Commissorio die Erlaubniß dazu ertheilt; so ist hier kein Gegenstand der Frage mehr. Ist das aber nicht geschehen, der Commissar jedoch *ad totam causam* bestellt; so kann derselbe zwar allerdings auch requiriren, aber keine gleiche Willfährigkeit für andere Fälle versprechen. Bewilligt nun der Requirirte auch ohne das sein Gesuch; so hat es dabey sein Bewenden: versagt er es hingegen; so tritt allererst die Nothwendigkeit des Berichts an den Committenten ein. XL. Von der Quarta coniugis inopis und deren Berechnung. Sehr treffend setzt der Vf. den ganzen Grund der Justinianischen Verordnung in der Abwendung der Dürftigkeit, und macht die Frage von der Armuth der Witwe davon abhängig, ob sie durch ihr Vermögen ein nothdürftig standesmäßiges Auskommen hat. Daß aber dieses Recht auf die Quarta durch eine zweyte Heirath nicht verloren geht, davon liegt der Grund wohl darin, daß, wenn Kinder erster Ehe vorhanden sind, die Witwe an sich schon nur den Nießbrauch der Quarta erhält, auf dessen Verlaß sich die Strafen der zweyten Ehe nicht erstrecken; wenn aber keine Kinder vorhanden sind, jene Strafen schon an sich wegfallen und also die Witwe das Eigenthum der Quarta behält. Daß übrigens ein ansehnlicher Brautschatz und reiche Aeltere die Frau von dieser Wohlthat ausschließen, ist den Gesetzen angemessen. Wenn S. 300 der Betrag des Vermögens der Witwe, in so fern solcher nicht *quarta bonorum defuncti* ausmacht, als Bestimmungsgrund verworfen wird, weil dieselbe sonst zu viel bekommen könnte; so kann es andererseits auch wohl eben so gut sich zutragen, daß falls dasselbe auch die *Quarta* beträgt, sie gleichwohl nicht nothdürftig davon leben kann. Welche von den beiden Berechnungsarten die mathematisch richtigere sey, laßt Rec. dahin gestellt; die wahre Differenz ist jedoch nicht so groß, als der Vf. sie angiebt, sondern in einem Fall nur fünf und siebenzig, in andern fünfzig. XLII. Brandcassengelder, mit deren Beitrag der Gemeinschuldner noch in Rückstand ist, werden im Lüneburgischen zwar allen absolut privilegierten Gläubigern vorgesetzt; allein die Brandcasse hat kein stillschweigendes Unterpfand an den Gütern ihrer Verwalter und Receptoren, in so fern sie nicht die Rechte öffentlicher Landessassen hat. XLIII. Der wahre Grund, warum gerichtliche Bestattungen in der Regel eine Privathypothek nicht in eine öffentliche verwandeln, liegt wohl

wohl darin, daß eines Theils die Abſicht des Gläubigers, letztere zu conſtituiren, daraus ſo wenig erhellert, als andern Theils gewöhnlich nicht die gehörige Unterſuchung damit verbunden iſt. XLV. Wegen der Morgengabe hat die Ehefrau weder nach gemeinen noch Landesrechten ein ſtillichweigendes Unterpfand; nach letztern (unbilliger Weiſe) nicht einmal wegen der Wiederlage. XLVI. Wenn Jemand Lotterielooſe annimmt und behält, die ihm ohne Verlangen von einem Collecteur zugeſandt ſind; ſo macht er ſich dadurch ſtillichweigend verbindlich, den Preis des Einſatzes auf jeden Fall zu bezahlen. — Eine zwar ſeltene, hier aber vorzüglich gut behandelte und mit vorzüglichen Gründen unterſtützte Materie! XLVII. Zu den Ausnahmen, warum der Executiv-proceß aus klaren Briefen und Siegeln nicht ſtatt finden ſoll, rechnet der Vf. auch die Einrede der Verjährung; allein dies ſetzt voraus, daß ſie ſofort liquid ſey. Die Liquidität aber kann nicht, wie der Vf. glaubt, durch Eideszufchiebung bewirkt werden, die zwar einen geſchwinden, aber überall nicht einen liquiden und offenkundigen Beweis gewährt. L. Von dem Auspandungsrecht der Gemeinden oder ſogenannten Bauerköthen. Ein guter Beytrag zur Lehre von der Gemeinderechtsſache, *iurisdiclio communitalis*. — Warum S. 341. zum Beweiſe des Herbringens dieſes Rechts gerade eine Verjährung von zehn Jahren nöthig ſeyn ſoll, ſieht Rec. nicht ein. LI. Die Dienſtherrſchaft iſt von Bezahlung der Waaren oder Sachen freyzuſprechen, welche die Dienſtboten wider Willen und Willen derſelben ausgenommen haben. Dieſes iſt zwar an ſich richtig, doch glaubt Rec., leiſte es eine Ausnahme, wenn der Dienſtherr gewöhnlich bey dem Kaufmann auf Kredit zu handeln und die Waaren, durch ſeine Dienſtboten ohne ſpeciellen Auftrag abholen zu laſſen pflegt. LII. Ueber die bey Eingebung eines Vertrags ſtillichweigend gehegte Abſicht findet die Zufchiebung des Eides ſtatt. Eine ſehr richtige und nützliche Bemerkung! LIII. Die ſchriftliche Einbringung oder Abänderung der Zeugenaussagen ſcheint Rec. ganz unzuläſſig und die Vf. haben ſolches (I. 48.) ſelbſt anerkannt. LIV. Ueber gerichtliche Beſtätigung der Eheſchreibungen iſt zwar meißt particular, aber doch ein guter Beytrag zur Erläuterung des deutſchen Rechts. LV. Kinder, die ihren Aeltern im Hausweſen ökonomiſche Dienſte leiſten, wodurch dieſelben Knecht oder Magd erſparen, können dafür einen billigen Dienſtlohn fordern. — Dies iſt meißt eine *quæſtio facti*. — LVI. Daß der an Meißbietende geſchehene Verkauf den Retract nicht hindert, dürfte nach gemeinem Recht doch wohl nur vor der Adjudication ſtatt haben (Walch S. 146. §. 13); ſo wie auch die Behauptung, (LVII.) daß ein Particular- Retract durch Nachbarrecht nicht zuläſſig ſey, wohl ſchwerlich aus den angeführten Billigkeits- und Convenienzgründen zu rechtfertigen iſt (Walch S. 206. §. 14.) Der Retract hat allerdings ſtatt, aber der Retrabent muß ſich gefallen laſſen, ob der Käufer die übrigen Sachen all-in behalten, oder ſie ihm zugleich mit überlaſſen will. LVIII. So wie der Vf. die Frage

von Renunciation der Töchter auf die väterliche Erſchaft bekunnt, hat ſie gar keine Schwierigkeit. LIX. Von der Verpſichtung des Stuprators zur Erhaltung des unehelichen Kindes und der *exceptio plur. concub.* — Die Gründe ſind bekannt und in dieſem Umfange wohl zureichend von *von den Steueroſt in Diff. de praxi indicior. erran.*, die hier fehlt, vorgebracht. LX. Eine Wittwe, die während des Truerjahrs einen unehelichen Beſuch begehrt, verliert das, was ihr von dem verſtorbenen Ehemann *ex liberalitate* und *titulo lucrativo* hinterlaſſen iſt. Dieſes iſt zweckmäßig und mit guten Gründen ausgeführt. S. 379. lit. a. iſt Bed. 16 ſtat 14 zu ſehen. LXI. Die Regeln, wonach das zur Eingebung der Ehe erforderliche Alter beurtheilt wird, ſind vollkommen paſſend und erſchöpfen die Sache ganz.

Da dieſe Band überall keine Vorrede hat, und daher die Fortſetzung dieſes Werks ungewiß zu ſeyn ſcheint; ſo will Rec. für ſeinen Theil die würdigen Hn. Vf. wegen der Belchrung, die er aus demſelben gezogen, recht ſehr zur Fortſetzung aufmuntern, und hofft, daß das juristiſche Publicum darin mit ihm ganz einſtimmig denken wird.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ZÜRICH, v. Orell, Füſſli u. Comp.: *Magazin für gemeinnützige Arzneykunde und mediciniſche Policy*. Herausgegeben von Joh. Heinrich Rahn, Mitglied des Senats der helvetiſchen Republik. Erſtes Heft. 1799. 11; Bog. 8. (12 gr.)

Unter dieſem Titel beſchenkt uns der würdige Herausgeber mit der Fortſetzung ſeiner vormaligen, durch die Unruhen in ſeinem Vaterlande bisher unterbrochenen periodiſchen Schriften. Der Werth derſelben und die Verdienſte des Sammlers ſind zu bekannt, als daß es zur Empfehlung dieſer neuen Schritt weiter etwas bedürfte, als der Anzeige des Inhalts. I. Vorſchlag und Entwurf mediciniſcher Policygeſetze für die Eine und untheilbare Helvetiſche Republik. Von dem Herausgeber. 1) Entwurf einer Ordnung für die Sanitäts- und Medicinalpolicy. Erſter Abſchnitt. Öffentliche Sanitäts- und Medicinalanſtalten. Erſter Artikel. Das mediciniſch-chirurgiſche Collegium. Erſtes Kapitel. Von der äußern Geſtalt und innern Einrichtung derſelben. (Es ſollte zugleich Lehraſſat ſeyn.) Bey der angelegenen Verbindung verſchiedener Wiſſenſchaften in Eine Profeſſur, ließe ſich vielleicht hin und wieder noch etwas erinnern. Der fixe Gehalt der Lehrer ſoll, theils die Staatscaſſe zu ſchonen, theils den Lifer der Lehrer immer angeſehen zu erhalten, maſſig ſeyn. Was iſt maſſig? Höchſtlich doch ein ſolcher Grad von Beſoldung, der gegen Nahrungsſorgen ſchützt, auch ſelbſt dann ſchützt, wenn z. B. langwierige Krankheit u. dgl. den Lehrer an den Vorſtänden verhindert? Rec. eripuert ſich hier der Antwort, die

die Joh. Matth. Gesner einfl Jemanden, welcher sagte, man müßte die Professoren wie Jaghunde nahren, gab, indem er erwiederte: die Gichteten seyn wie Katzen; wenn diese hungerten, fügen sie keine Maule, desto mehrere aber, je besser sie gefüttert würden. Guter Gesner! — !) Zweytes Kapitel. Vorschriften für die Mitglieder des Collegiums in Rücklicht auf die medicinisch-chirurgische Schule. Auch Einrichtung des klinischen Lazareths.) Drittes Kapitel. Vorschriften für die Mitglieder des Collegiums, als Curatoren der Medicinalanstalten und Inspectoren auf die medicinische Policey. Zweyter Artikel. Von den Sanitätsämtern der einzelnen Cantone. (Rec. erwartet begierig die Fortsetzung dieses Aufsazes im folgenden Hefte, und wünscht, daß in manchen Ländern auch nur der vierte Theil dieser Einrichtung realisiert seyn möchte.) II. Radie, Abhandlung über die Pflicht des Staates, den unglücklichen Taubstummten durch Unterricht ihr Schicksal zu erleichtern. III. Lefe- und Süßbüchlein für Hebammen, Väter und Mütter, mit nützlichen praktischen Rathschlägen und Warnungen gegen herrschende Vorurtheile und schädliche Gewohnheiten bey dem Gebirgsgeschäft. Eine Volkschrift. Erlangen 1798. 8. IV. Belehrung über die Hornviehseuche, an die Landleute gerichtet, von D. G. W. Plonquet, (scheint nicht ganz in dem so nähigen falschen Stile geschrieben zu seyn. V. Folgen des tollen Humblusses bey einem Pferde. VI. Krankheitsgeschichte eines Knaben, der an den Folgen eines von einer tollen Katze erhaltenen Bisses gestorben ist, von D. Strahl. (Ob die Katze wirklich toll, oder nur zornig etc. gewesen, ist nicht zu entscheiden. Die Belladonna wurde nicht angewandt.) VII. Tiffot's, Anleitung zu Behandlung der von tollen Hunden gebissenen Personen. Auf Becht des Gesundheitsraths publicirt durch das medicinische Collegium zu Lausanne, (und hier aus dem französischen Originale (1796. 8.) übersetzt.) VIII. Beschreibung einer Epizootie unter den Schaafen und Schweinen im Canton Wallis (im J. 1798. Französisch. Die letztere Seuche scheint eine bösarige Lungenentzündung gewesen zu seyn. Es crepirten an sichbiger in drey Districten 1294 Stück.) IX. Berichte über einige epidemische Krankheiten, besonders über die bösarige Puckenepidemie, welche im Jahre 1798. in einigen Cantonen der Republik gewüthet hat. (Die meisten Kinder wurden mit einer fast gänzlichen Verhinderung des Schlingens befallen, die sich einer hydrophobia spontanea zu nähern schien. Bey mehreren besonders sehr vachlichen, erschienen gar keine Blattern, sondern ein bösariges Pechelfeuchter. Bey andern zeigten sich, vor dem Ausbruche der Blattern, Pechetien; und diese starben früher. Ein Pärker berichtet, daß an einem Orte „die Leute ihre Kinder auf den eingehetzten Oren legen, um sie recht „warm zu halten, ihnen den Tod wünschen und gönnen, und sich darüber freuen und damit trösten, es „gehe ihnen bey diesen so gefährlichen Zeiten (1798) „recht wohl, wenn sie herben kommen und in den „Himmel kommen.“

BERLIN, b. Felisch: *Die neuesten Entdeckungen und Erläuterungen aus der Arzneykunde.* Systematisch dargestellt von Friedrich Ludwig Augustin, der Arzneywiss. u. Wundarzneyk. Doctor und ausübendem Arzte zu Berlin u. s. w. Erster Jahrgang. Das Jahr 1798. 1799. 331 Boge. gr. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Bey der jährlich, ja fast mit jeder Messe, immer zunehmenden Menge medicinischer Schriften und Journale, wovon die große Anzahl der Aerzte sich nicht einmal die leztern alle anschaffen kann, bey dem Mangel medicinischer Lesegesellschaften in bestimmten Districten, bey der den meisten praktischen Aerzten so sehr fehlenden Muse, jede neue Beobachtung, Entdeckung, Theorie etc. gehörig zu prüfen und zu ihrem Nutzen zu notiren oder dem Gedächtnisse einzuprägen, und bey der, dennoch überwiegenden Nothwendigkeit, mit dem Genius seines Zeitalters immer, wenigstens ziemlich gleichen Schritt zu halten, wenn man nicht endlich bloßer handwerksmäßiger Empiricus werden will, wie es leider oft blus durch äußere Umstände gedrängt, so Manche werden; bey allen diesen und noch andern Inconvenienzen war es längst Bedürfnis für das größere medicinische Publicum, ein Werk zu haben, welches die systematische Uebersicht des Neuen in der gesamten Wissenschaft enthielte. Das vorliegende Buch erfüllt diese stillen Wünsche so mancher Praktiker größtentheils, und ist völlig dazu geeignet, als Repertorium, auch für neuere Privatcolleaneen, zu dienen. Es enthält eine systematische Darstellung des Neuen, nach den einzelnen Theilen der Wissenschaft geordnet, und aus mehr als 300 Büchern und Hefen ausgezogen.

Zum Beweise unsrer Aufmerksamkeit wollen wir noch einige Zusätze und Erinnerungen beybringen. So gehört Bells einseitige Klage (S. 16) über die Schwierigkeiten in der anatomischen Nomenclatur doch nicht unter die neuesten Entdeckungen. S. 110 vermisst man Rudolphi de ventriculis cerebri. Die Geburtslehre, sogar die Instrumentalhülfe bey der Geburt, sucht doch gewis so leicht keiner unter der Diätetik. Ueber den Leiharischen Gesundheitsrath S. 149, ist irgendwo in dem neuen hannoverschen Magazine von 1799 ein Aufsatz von Westrumb bekannt gemacht, der eine abweichende Analyse liefert. Das Ausstreichen der Nabelschuur des neugeborenen Kindes zur Verhütung der Blattern (S. 389) ist keinesweges ein neuer Vorschlag: schon 1786 kam er in Anregung und vielleicht ist er schon zwanzig Jahre älter. (Pyl's neues Magaz. B. II. St. 3. S. 64 ff. und dessen Repertorium B. I. S. 273 f.) Ueber die Blatterausrottung enthält das hannov. Magazin (1798. St. 78 f.) einen sehr lehrreichen und zu beherzigenden Aufsatz von Oslander. Haslam (S. 404) scheint größtentheils aus der Recension in der A. L. Z. angeführt worden zu seyn. Bey den Krankheiten der Urinwege hatte doch Kollo noch einer Erwähnung verdient, obgleich sein Werk noch ein Jahr

alter ist. S. 496 vermisst Rec. das Lentinische Mittel gegen die Caries, die Phosphorsaure. Die de la Nouef'sche Einrichtung künstlicher Bäder von verschiedenem Gehalte zu Zelle (Hannöv. Anz. 1798. St. 40-1799. St. 39.) konnte dem Vf. wohl noch nicht bekannt seyn. Der Artikel: *epidemische und endemische Krankheiten* u. s. w., welcher allein zwölf Seiten einnimmt, könnte füglich, wo keine besondern seltenen Umstände es verbieten, dadurch abgekürzt werden, dass bloß auf die Schriftsteller hingewiesen würde, ohne Auszüge davon zu liefern. Wenigstens sind dergleichen *Auszüge* aus einem Werke, wie Hufeland's Journal, das gewiss wohl jeder Arzt liest, wenn er sonst auch Nichts lesen sollte, oder aus andern leicht anzuschaffenden Büchern, wie die Gotha'sche gelehrte und die medicin. Nationalzeitung, höchst überflüssig. Monteggia's Meynung über Wasserbruch und Fleischbruch (S. 519 f.) gehört doch nicht unter die Rubrik: Operationen. Wir wünschen angelegentlich, daß künftig durch ein *genaues und vollständiges Sachregister* das Auffinden der gesuchten Materie erleichtert werden möge; der gegenwärtige Jahrgang hat nicht einmal einen *Compectus* der Kapitel.

BRKSIAU, HIRSCHBERG u. LISSA in Südprenssen, b. Korn d. alt.: *Abhandlung über die Hamorrhoidal-krankheit*. Nach dem Lateinischen des H. H. Trnka von Krzowitz, weil. Ritters u. Prof. der prakt. Arzneyk. zu Peth. In zwey Bändchen bearbeitet von Dr. G. Knebel. 1798. 364 S. 8. (1 Rthl. 18 gr.)

Ein anderer Rec. hat bereits vor einigen Jahren (A. L. Z. 1796. Nr. 188.) kurz und richtig sein Urtheil über die Manier und den Werth der Arbeiten des Vfs. und besonders über dieses Werk (*Histor. haemorrhoid. omnis aevi observat. medic. continens*. Wien b. Wappler) welches Dr. Schrand erst nach Trnka's Tode herausgab und die vollständigste Compilation über die Hamorrhoidalkrankheit enthält, also gefällt: „hätte der verstorbene Vf. mit seinem unsäglichem Fleiße „etwas mehr Ordnungsgest, Beurtheilung und Ge-

„schmack verbunden; so“ würden seine zahlreichen „Compilationen (als da sind: *Historia febr. intermitt. omn. aevi observ.*, *Histor. febr. hecticæ*, *Histor. Rachit. etc.*) „zu den sehr brauchbaren geboren; so aber sind sie „kaum der Empfehlung werth.“ Ob nun der Uebersetzer Hr. Dr. Knebel, der aus andern literarischen Arbeiten dem medicinischen Publico schon bekannt ist, keine undankbare Arbeit übernommen und ob er seinen Endzweck erreicht habe: allen der lateinischen Sprache Unkundigen durch eine wohlfeilere Ausgabe dieses Werks nützlich zu seyn, kann Rec. um so weniger entscheiden, da das Original nicht bey der Hand hat, auch Hr. K. sich alle Verleihung verbittet. Indessen fand er für seine Person geringe Ausbeute. — Der erste Band dieser Uebersetzung handelt das *Pathologische* in acht Kapiteln, der zweite das *Therapeutische* ab, wo zuerst die *innern* dann die *äußern* Hülfsmittel einzeln durchgegangen werden, und am Schluß das *diätetische* Verhalten angefügt wird. Weil dieser Band, mit dem ersten verglichen, zu klein ausgefallen wäre; so sind ihm die Kapitel über die *weisen* und die *Harnblasen-Hamorrhoiden* mit all der Redseligkeit und Menge von Citaten, welche man an Trnka's Werken gewohnt ist, angehängt worden.

JENA u. LEIPZIG, b. Frommann: *Neues Magazin für Prediger*. Herausgegeben von D. W. A. Teller. VIII. Bd. I. Stück. Mit dem Porträt des Hn. Abt Bartels zum VII. Bande, und des Hn. D. Niemeyer zum VIII. Bande. 1799. 274 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 366.)

LEMGO, in d. Meyerschen Buchh.: *Laidion, oder die Eleusinischen Geheimnisse*. 2te Aufl. 1799. 342 S. 8. (1 Rthl.) (Die erste Auflage erschien i. J. 1774.)

FLIENSBURG, b. Jäger: *Sonntagsblatt für Wahrheitsfreunde*. 2ter Jahrg. 1798. 104 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 141.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *Erste Grunde oder Anleitung zum Feldmessen, oder Geodäsie für die Jugend*, von Andr. Christ. Mauser, Ingenieur. *Zuerst vermehrte und verbesserte Auflage*. 1797. 96 S. 8. mit 9 Kupf. (8 gr.) Die erste Auflage des unbedeutenden Werchens erschien 1782. Es enthält die notwendigen Sätze aus der ebenen Geometrie, und das gemeinste Verfahren eine Figur auf dem Felde zu messen und aufzuzeichnen. Was die Jugend hieraus lernt, wird sie auch und besser aus Wolf's Auszüge lernen. Für Feldmesser ist es bey weitem nicht hinlänglich; auch wird

es nicht, wie der Vf. glaubt, als Anleitung zureichen, um größere und schwerere Werke zu verstehen. Dasjenige, was §. 101 gelehrt wird, den Abstand zweyer Oerter, zu deren keinem man kommen kann, zu messen, ist sehr un sicher, wenn man die Hülfslinien im Verhältnis zu den andern so klein nehmen wollte, wie in der Zeichnung geschehen ist. Statt eben Figur setzt der Vf. *keine* Figur. In §. 3 kommt eine *angedachte* Fläche vor. Der Titel des Buchleins ist eine Probe von dem Ausdruck des Vfs.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 7. October 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BERLIN und STETTIN, b. Nicolai: *Merkwürdige Rechtsprüche der Hallischen Juristen-Facultät.* Herausgegeben von D. Ernst Ferdinand Klein, Königl. Preussischen geh. J. und Cglr. etc. Dritter Band. 1798. 390 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch dieser vorliegende Band zeichnet sich durch alle die Vorzüge aus, welche die vorhergehenden Bände so sehr empfohlen haben. Es wäre unnöthig, diese Vorzüge hier noch auseinander zu setzen, da sie allgemein anerkannt sind, und sich dieses Werk gewiss schon in den Händen aller derer befindet, denen die Cultur unserer juristischen Praxis am Herzen liegt. Aber eben darum halten wir es für unsere Pflicht, das Publicum von neuem auf die Verfahrungsart der Facultät in peinlichen Sachen aufmerksam zu machen. Denn so sehr wir auch an und für sich die Humanität achten, welche überall aus diesen Rechtsprüchen hervorleuchtet; so find wir doch überzeugt, daß die Humanität eines Richters die Autorität der Gesetze anerkennen muß, wenn sie wirklich jenen Namen verdienen soll, und können uns eben so wenig von der Gerechtigkeit mehrerer Urtheilsprüche überzeugen, als wir in der Gewalt eines Richters die Rechte finden können, welche sie voraussetzen. Wir wollen nicht von neuem die Gründe wiederholen, welche wir schon gegen die *Sicherheitsmaxregeln*, die wohl eine *Policey-Obrigkeit* versagen, auf welche aber kein *Criminrichter* erkennen kann, an mehreren Orten der A. L. Z. vorgebracht haben. Es sey uns nur vergönnt durch Auseinandersetzung einiger in dem vorliegenden Bande enthaltenen Entscheidungen die Behauptung zu rechtfertigen, daß diese Facultät sich in der Milderung der Strafen eine bey weitem zu große Freyheit erlaube und oft selbst dann, wenn alle Requisitionen zu der ordentlichen Strafe vorhanden sind, auf solche Strafen erkenne, welche, so nützlich sie auch seyn möchten, dennoch weder für den vorliegenden Fall, noch auch überhaupt durch ausdrückliche Gesetze oder durch Observanz (so ist wenigstens unsere Meynung) autorisirt werden können.

Schon der erste Rechtsfall dieser Sammlung scheint uns hinreichenden Stoff zu dieser Rechtfertigung anzubieten. — *Kiesling* hatte ein hochschwangeres Mädchen, welches wahrscheinlich durch ihn Mutter geworden war, (er selbst hatte den Beyschlaf eingestanden, obgleich er leugnete, der Vater des Kindes zu seyn) ermordet. Sie verlangte von ihm als

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

Schwängerer die Heyrath, die er ihr aber ausdrücklich verweigerte. Als ihn eines Tags die *Liebtödtin* von neuem diesen Antrag machte, begleitete er sie auf das Feld, in der vorgebblichen Absicht, sie zu prügeln, bewaffnete sich aber mit einem starken, vielnüttigen und zugespitzten Knüttel. Nachdem sie in ein Gebüsch sich begeben hatten und die L. ihn von neuem ihren Schwängerer nannte, gab er ihr mit seinem Knüttel einen Schlag auf die Stirn. Die L. wehrte sich und sagte: entweder du mußt sterben, oder ich. Hierauf folgte Inquisit, nach seinem eignen Geständniß, den Voratz sie zu tödten, brachte ihr noch mehrere Wunden bey, und schleppte sie endlich an das nahe liegende Wasser, und zwar so, daß er den Kopf zuerst hineintrachte, den Körper aber nachzog. Das Gutachten der Aerzte fiel dahin aus, daß die Wunden heilt werden können, und die L. wahrscheinlich an der Erstickung in dem Wasser gestorben sey. Die medicinische Facultät zu Jena erklärte, daß die Wunden zwar nicht einzeln, aber doch zusammengekommen *per se lethales* gewesen, und der Tod durch Erstickung im Wasser beschleunigt worden sey. Der Schöppenstuhl erkannte nun auf das Schwerdt mit Flechtung des Körpers auf das Rad, und Aufsteckung des Kopfs auf einen Pfahl. Die Hallische Facultät reformirte eben dieses Urtheil dahin, „daß Inquisit zur lebenswichtigen Zuchthausstrafe zu verurtheilen, und nicht nur vor seiner Einführung in das Zuchthaus, sondern auch nachher jährlich an dem Tage und an dem Orte des begangenen Verbrechens öffentlich und hart, jedoch „dergestalt von der Hand des Gerichtsdieners zu züchtigen, daß seine Gesundheit dabey keine Gefahr leide.“ Wir gestehen freymüthig, daß uns auch nicht ein einziger von den Gründen überzeugt hat, durch welche sich die Facultät bewegen fand, von der Todesstrafe abzuweichen. Hr. Klein, der Vt. dieses Urtheils, gesteht es selbst ein, daß das Gutachten der medicinischen Facultät, welches genau genommen nicht einmal dem *Uisum repositum* widerspricht, vor diesem der Verzug zugestanden werden müßte. Gleichwohl scheint ihm das *corpus delicti* noch nicht hinlänglich ausgemittelt zu seyn, theils weil die medicinische Facultät selbst klagt, daß ein Mangel an dem Befundlichen sie außer Stand setze, genau zu bestimmen, „in wie weit die Verblutung den Tod verursacht oder befordert habe,“ theils aber weil die Facultät selbst zugebe, daß die Erstickung vor der Verblutung erfolgt sey, und die Art wie, nach dem Ausspruch derselben, der Tod aus den empfangenen Wunden erfolgt sey, wohl die Mor-

lichkeit aber nicht die Wirklichkeit dieser Todesursachen beweise. Allein 1) braucht ja eine Wunde nicht gerade durch Verblutung den Tod zu verursachen; wenn daher auch in dem *Visum repertum* solche Umstände mangelten, welche bestimmen, ob der Tod gerade durch Verblutung erfolgt sey, so verändert es in geringsten nichts an der Gewissheit des *corpus delicti*, sobald es ausgemacht ist, daß auf eine andere Art durch die Wunden der Tod bewirkt worden sey. Und das letzte hatte die medicinische Facultät ausdrücklich und bestimmt erklärt. 2) Daß die medicinische Facultät den Tod auch aus der Erstickung erklärt, widerspricht der Behauptung, daß die Wunden Todesursachen gewesen sind, in geringsten nicht. Die Facultät nahm an, daß beide Ursachen zugleich den Tod bewirkten, und die Ermordete nicht bloß an den Wunden, sondern auch an der Erstickung gestorben sey. 3) Die übrigen Gründe, durch welche der Vf. die Richtigkeit des Auspruchs der Facultät zu entkräften sucht, beweisen darum gar nichts, weil hier nur Kunstverständige ein rechtlich gültiges Urtheil haben, und es keinem Rechtsgelehrten zukommt, das Gutachten einer medicinischen Facultät über Gegenstände ihrer Kunst, aus medicinischen Gründen *cum effectu juris* zu prüfen. — Eben so ungegründet scheint es uns, wenn in diesem Urtheil auch die Gewissheit, daß die L. im Wasser erstickt sey, gelehnet wird. Sowohl in dem *Visum repertum*, als in dem Gutachten der medicinischen Facultät wird die Erstickung als Todesursache angegeben. An ihr waren nach dem Urtheil der Sachverständigen die Kennzeichen der Erstickung vorhanden, und Inquisit hatte selbst ausgesagt, daß da, wo der Kopf der L. lag „sein sein Bissel Wasser“ vorhanden gewesen sey. — Dagegen führt nun Hr. K. an, daß die Zeichen der Erstickung bekanntlich zweifelhaft seyen; daß die Todesursache der Ertrunkenen noch ungewiß sey; daß man auf das Bekenntniß des Inquisiten nichts bauen könne; und daß die Ermordete in einer solchen Lage gefunden worden, welche das Ertrinken unwahrscheinlich mache. Allein über die ersten Bedenklichkeiten können und dürfen nur Kunstverständige entscheiden. Der Grund, daß die Getödete, als sie gefunden worden, nicht mit Wasser bedeckt war, kann darum nichts beweisen, weil er durch den Erklärungsgrund, daß das Wasser in der Zwischenzeit sich verlaufen, aufgehoben und dieser letzte Umstand durch das obige Bekenntniß des Inquisiten bestritten wird. Das Bekenntniß des Inquisiten würde zwar allein allerdings nichts beweisen; aber als Bestätigung der übrigen Umstände, der Kennzeichen der Erstickung, des Auspruchs der Aerzte und der medicinischen Facultät, ist es allerdings von Bedeutung. Hr. K. spricht auch von Suggestionen, auf welche sich jenes Bekenntniß gründete. Allein da der Vf. diesen Umstand (der doch gewiß nicht unbedeutend ist) nur im Vorbeygehen berührt; — so schliesen wir mit Recht, daß diese Suggestionen eben nicht von sehr großer Bedeutung gewesen seyn dürften. — Aus allen die-

sem erhellt nun wohl zur Genüge, daß das *corpus delicti* keinem Zweifel unterworfen, und daß die L. durch die Mißhandlungen des Inquisiten wirklich getödet worden sey. Am wenigsten aber begreifen wir, wie S. 25. auf einmal behauptet werden kann, „daß eine andere Todesursache früher eingetreten sey, ehe „die tödliche Wirkung aller Wunden zusammengekommen erfolgen sollte.“ Die Absicht zu töden ist ebenfalls außer allem Zweifel. Doch wird auch diese in dem Urtheil hinweggeräumt. Zuerst ficht Hr. K. darzuhan, daß Inquisit nicht die Absicht gehabt habe, die L. zu ertränken, weil Inquisit diese Absicht leugnet. Allein auf dieses Leugnen kann darum nicht geachtet werden, weil Inquisit eine Handlung vorgenommen hatte, die sich *schlechterdings* nicht ohne die Absicht zu töden denken läßt. — Wer eine schwerverwundete, halbsterbende und noch dazu hochschwangere Person an einen Bach schleppt, und sie mit dem Kopf in das Wasser steckt — braucht bey einem solchen noch die Absicht zu töden erwiesen zu werden? Hr. K. sagt ja auch XIX. Rf. S. 320. ausdrücklich und zwar mit allem Recht: „die Begünstigung des Angeeschuldigten (*favor defensionis*) kann „nie so weit gehen, daß die bloße Behauptung einer Absicht, deren Gegenheil aus den Umständen „erhellert, für erwiesen angenommen werden können.“te.“ Warum wird nun aber hier, wo sich außer der Absicht zu töden, keine andere auch nur denken läßt, von dieser wohlgegründeten Regel eine Ausnahme gemacht? — Hierzu kommt nun aber noch, daß Inquisit ausdrücklich gestanden hatte: „es war mein Voratz, es mag werden, wie Gott „will, sie muß auch sterben; hernach hab ich sie so „zugerichtet; das war hernach mein Voratz.“ Aber auch dieses Bekenntniß wird zum Vortheil des Thäters interpretirt. Hr. K. behauptet, daß es noch zweifelhaft sey: „ob Inquisit dabey nicht mehr einen bloß gefährlichen Voratz, als eine angebliche „Absicht zu töden zu erkennen gegeben habe, wie „besonders die Worte: es mag werden, wie Gott „will, anzudeuten scheinen.“ — Gewiß aber ist es, fährt Hr. K. fort, „daß es bedenkl. sey, bey so „zweydeutigen Aeusserungen die Todesstrafe zu erkennen.“ Denn da es selbst dem Rechtsgelehrten „schwer fällt, die boshafte, die vorzüglich böse, die „gefährliche und die muthwillige Handlung zu unterscheiden, so ist es auferst bedenklich, einen ein „und zwanzig jährigen Bauerknecht auf den Grund „solcher Aeusserungen zum Tode zu verurtheilen.“ Allein alle Umstände ergeben nicht bloß eine gefährliche Absicht, sondern geradezu den Voratz zu töden. Der dicke, ältige zugespitzte Knittel, die wiederholten Schläge auf die Stirn, das Eintauchen in das Wasser, zeugen laut gegen den Verbrecher. Dann ist auch das Geständniß seiner Absicht gar nicht zweydeutig: — „sie muß sterben, — dies war mein Voratz.“ — Die Worte: es mag werden, wie Gott will, heißen in diesem Zusammenhang weiter nichts, als: es mag auch für mich für Folgen haben, welche es immer wolle. Uebrigens bedarf es zwar freylich

lich des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit, um durch bestimmte und wichtige Merkmale den unmittelbaren Voratz von andern ähnlichen und verwandten Willensbestimmungen in einer Theorie zu unterscheiden; aber es bedarf bloß des gemeinen Menschenverstandes — dem man wohl auch bey einem ein und zwanzig jährigen Bauernknecht voraussetzen kann — um überhaupt zu wissen; ob man mit Voratz eine Handlung begangen habe? Und was würde denn daraus folgen, wenn jene Argumentation richtig wäre? Nichts geringeres, als daß nur Criminalitäten und Psychologen mit dem Tode oder überhaupt mit der ordentlichen Strafe eines Gesetzes belegt werden dürften. — Das Resultat dieser Unternehmung können wir folglich unsern Lesern überlassen.

Ein eben so auffallendes, aber noch einleuchtenderes Beyspiel giebt der unmittelbar folgende Rechtsfall. — *Peterfen*, ein von Natur sehr zanktöcher, jahzorniger Mensch tödet im Zorn über eine Beleidigung, die er von seinem Vater erlitten zu haben glaubte, vielleicht auch aus Mißmuth über seine zerrütteten Vermögensumstände, seine Großmutter, die ihn unterstützte und sich in seiner Verpflegung befand. Das *corpus delicti* leidet keinen Zweifel und seine Gewisheit ist von dem Hn. Urtheilasser S. 48. eben so vollständig eingeräumt, als der Umstand, daß sich Inquisit nicht in dem höchsten Grade des Zorns befunden hat, wo der Mangel des Selbstbewußtseyns und die Unfähigkeit die Handlung gehörig unter das Strafgesetz zu sublimiren, die Zurechnung der That unmöglich macht. Die Hallische Facultät verurtheilt diesen Verbrecher zu lebenswieriger Zuchthausarbeit und zu jährlicher Züchtigung an dem Tag, und wo möglich auch an dem Orte des begangenen Verbrechens. — Und warum wurde nicht auf die Todesstrafe erkannt? Hr. Klein führt keinen andern Grund an, als S. 49. den: daß das Verbrechen aus Leidenschaft begangen worden, daß in der Leidenschaft die Freyheit des Menschen beschränkt; und daher auch die Zurechnung, mit dieser aber die Strafbarkeit vermindert sey. Wir wollen hier nicht mit dem Vf. über Freyheit als einem Princip der andern Strafbarkeit rechten, weil es unbeschieden seyn würde, wenn Rec. hier nach einer Theorie urtheilen wollte, die bis jetzt nur noch die *seimig* ist. Aber er ist zu fragen berechtigt: wo denn der bekannte Art. 137. C. C. aufgehoben worden ist? Und, wenn dieses nicht ist, ob es denn erlaubt seyn kann, nach diesen philosophischen Principien der Strafbarkeit, gegen die klaren und deutlichen Worte jenes Artikels, die Strafe des Schwerds auszuschließen? Dieser Artikel sagt: „ein Todschlag, odet aus Geceit und Zorn gethan, soll mit dem Schwerd vom Leben zum Tod gestraft werden.“ Wenn daher ein Richter, der nach dem gemeinen Rechte, Recht sprechen soll, deswegen nicht auf das Schwerd erkennt, weil der Todschlag aus Leidenschaft begangen worden ist; so macht er folgenden Schluß: das Gesetz befehlt, daß wer in dem Zorn einen Todschlag begeht, mit dem Schwerd

bestraft werden soll; nun ist in dem vorliegenden Fall ein Todschlag aus Hitze des Zorns vorhanden; folglich darf dieser Todschlag nicht mit dem Schwerd, sondern nur mit dem Zuchthause bestraft werden.

Wir glauben der gerechten Aufforderung des Hn. Kl. an seine Recenten (*Archiv des peinlichen Rechts* 1. Bd. 3tes Heft. S. 45.) durch vorstehende Beurtheilung vollkommen Genüge geleistet zu haben. Wir haben unsere Behauptungen durch ausführliche Erörterung gerechtfertigt, und hoffen daher daß Hr. Kl. in unsern Zweifeln nicht die Stimme einer unbescheidenen Kritik, sondern die Aeußerungen eines Feindes der Wahrheit, der zugleich Hn. Kl. Verdienste ehrt, erkennen wird.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Maebung, b. Keil: Predigten für Familien zur Beforderung häuslicher Tugend und Zufriedenheit, von C. G. Ribbeck. Erste Sammlung. 1798. 8. (14 gr.)

Auch unter dem Titel:

Ueber die Achtung gegen die Jugend. Vier Predigten u. f. w.

In diesen vier Predigten, welchen man allerdings eine zu große Länge vorwerfen müßte, wenn sie so, wie sie der Vf. dem Publico übergiebt, gehalten worden, und nicht aus mehrern Canzelvorträgen zusammengezogen wären — führt Hr. R. folgende Hauptätze aus: I. Empfehlung der *recte verstandenen Achtung gegen die Jugend* über Matth. 18, 10. II. *Warnung vor unrechtverstandener Achtung gegen die Jugend*, über denselben Text. III. *Die der Jugend gebührende Achtung gebietet gewissenhafte Fürsorge für die Religiosität der Jugend*; folglich kann sie auch unmöglich die Anwendung der zur Erreichung dieses Zwecks erforderlichen Mittel untersagen; über Ephes. 6, 4. IV. *Die Pflichten der Jugend in Ansehung der ihr gebührenden oder ihr wirklich erwiesenen Achtung*; über 2. Cor. 6, 1. — Man wird in diesen Predigten den Mann von nicht gemeiner Menschen- und Welt-Kenntniß wiederfinden, den man schon in den Vorträgen des Hr. R. zu sehen gewohnt ist, und der deswegen, und wegen der achten Popularität seines Ausdrucks, der Lebhaftigkeit seiner Schilderungen und der Herzlichkeit seiner Ermahnungen, langst unter den vorzüglichsten Canzelrednern einen ehrenvollen Platz einnimmt. Wir wünschen ihm für die gegenwärtige Arbeit recht viel Leser aus den höhern Ständen und denen von der Mittelclasse, die sich durch ihren Wohlstand und durch ihre Grundsätze an jene anzuschließen suchen. Unter ihnen vorzüglich werden die richtigern Ideen über Erziehung, welche in unserm Zeitalter in so verschiedenen Gewande verbreitet worden sind, halb aus Mißverständnis, halb aus bösem Willen gemißbraucht. Und wenn die Kinder solcher Aeltera durch die übelver-

standene und erwiesene Achtung gegen ihre Menschenrechte, Menschenwürde und menschliche Bestimmung hochstens an äußern Sitten, an Drücklichkeit im Umgange, an sinnlichem Vergnügen und an Bildung des Verstandes und der Talente gewinnen; so verlieren sie weit mehr an wahrer Sittlichkeit und Religiosität, und werden zu einer Zeit der Gewalt ihrer Neigungen und der Verführung überlassen, wo sie der Aufsicht und vernünftigen Leitung am meisten bedürften. Hr. R. setzt die Irrthümer und verdrehten, an sich richtigen Grundsätze dieser nur halb aufgeklärten Menschen so wahr und lichtvoll auseinander, daß jeder, der nur nicht aus bösem Willen mißverstanden hat, und mißversteht, in dieser Schrift Belehrung und Zurechtweisung finden kann. Ganz vorzüglich den Zeitbedürfnissen angemessen ist, die Warnung: die Erziehung der Jugend zur Religiosität nicht zu vernachlässigen, in der dritten Predigt; und in der letzten hat die Anekdote an die besser erzogene Jugend, besonders der Schluss, uns wegen des kräftigen Tons gefallen.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Predigten und Reden gehalten bey Trauungen, von verschiedenen Verfassern und gesammelt von G. Friedr. Götz* erstem Prediger bey der luther. Gemeinde in Cassel. 1799. 328 S. 8. (20 gr.)

Bey einer Sammlung von Predigten, wie diese, kann der Herausgeber unstreitig keinen andern Zweck haben, als Predigern ein Hülfsmittel zu dergleichen Casualreden in die Hand zu geben; denn welcher andere Leser möchte sie zu seiner Erbauung wohl wählen? Allein ist ein solches Hülfsmittel auch wirklich Bedürfnis? Und ist es gut gethan, der Trägheit so

mancher Prediger, die nicht selbst denken und ausarbeiten wollen, mit allerley Noth- und Hülfsmitteln entgegen zu kommen? Zu Leichenpredigten, die unvermuthet, oft bey hohen Festtagen, einfallen, hat vielmals der Prediger wenig Zeit zur Ausarbeitung und ist zuweilen zu entschuldigen, wenn er sich fremde Arbeiten zu Nutze macht. Aber was hindert ihn denn, bey Hochzeiten, die er allemal wenigstens ein paar Wochen voraus weiß, seine Reden auszuarbeiten? — Das Verdienst, welches Hr. G. sich durch gegenwärtige Sammlung erworben haben möchte, ist auch, darum nur mittelmäßig, weil die meisten der hier gesammelten Reden auch nicht mehr als das sind. Kaum eine und die andere möchte Rec. als ganz gut empfehlen. Freylich findet man in den Sammlungen unserer besten Kanzelredner, so viel Rec. deren gelesen hat, keine solchen Casualreden, und Hr. G. mußte so noch aufnehmen, was da war. Es sind ihrer an der Zahl sieben und zwanzig, von *Blaser, Joh. Tim. Hermes, Tiede, Müller, Wölffrath, Bauer, Schubert, Ackermann, Schatter, Sack, Biederstadt, Mosche, Herm. Dan. Hermes, List, Münster*.

BATREUTH, in der Lübeckischen Hofbuchh.: *Novellen von Seidel*. 2tes Bändch. 2te stark vermehrte u. verbess. Auflage. 1799. 334 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 53.)

BERLIN, b. Sander: *Kleine Romane und Erzählungen von A. Lafontaine*. 3ter Th. verbess. u. vermehrte Ausgabe. 1799. 284 S. 4ter Th. 279 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 153.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGEFÄHRlichkeit. *Pavia*, b. Galeazzi's Erben: *Memoria sull' attuale Epidemia de' Gatti*. 1798. 27 S. 4. Der ungenannte Vf. theilt in diesem Aufsatze die Resultate seiner Nachforschungen über die Katzenpeste, die unlängst in mehreren Ländern geherrscht hat, mit, und theilt zugleich einige Vorschläge, durch deren Befolgung, wie er glaubt, die nachtheiligen Wirkungen, die ein solches Uebel auf die Menschen ausüben kann, am besten hinterrrieben werden können. Er hat bey der Öffnung mehrerer an dieser Krankheit verstorbenen Katzen eben keine besonders merkwürdigen wider-natürlichen Veränderungen entdeckt, er macht daher den Schluss, daß das Uebel seine Entstehung nicht von innerlichen Fehlern, sondern von einer äußerlichen Ursache gehabt habe, und daß wohl einzig und allein die mit schädlichen Dünsten geschwängerte Luft daran Schuld gewesen sey.

Die wahre Beschaffenheit dieser Dünste wagt er nicht genau zu bestimmen, doch dünkt es ihm wahrscheinlich, daß ein thierisches, aus Stickstoffe und Sauerstoffe zusammengesetztes Gas so nachtheilig auf die Katzen gewirkt haben könne, daß dadurch die erwähnte Krankheit ihre Entstehung erhalten habe. — Zur Heilung des Uebels hat er reizende Millel, z. B. Baldrian, Katzenminze, Amberkraut, auch Wein, Aloe und Rußlauchsaft mit geistigen Auflösungsmitteln versetzt, angewendet, und er versichert, durch den Gebrauch dieser Arzneyen einige Katzen glücklich von ihrem Uebel befreiet zu haben. — Die Heilungsgeschichte, mit welchen der Vf. diese und andere Behauptungen bezeugt, die Anmerkungen, die er zu denselben macht, u. s. w. übergehen wir mit Stillschweigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstag, den 8. October 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

- 1) GIESSEN, b. Heyer: *Ponorum Possessio. Literarisches Testament, nebst Commentar, Revision und Codicill, vom Geheimrath und Kanzler D. Koch.* 1799. 328 S. 8. (1 Rthl. 20 gr.)
- 2) GIESSEN, b. BRUN: *Dissertatio inauguralis de praeteritione iusta adiecta causa quam — submittit auctor Fridericus Carolus Wetschel* (J. C. Koch). 1797. 32 S. 4.
- 3) GIESSEN, b. Krieger: *J. C. Koch successio ab intestato civilis in suas classes nova methodo redacta, et variis dissertationibus illustrata.* Editio VIII. de novo aucta. 1798. 317 S. 8. (18 gr.)
- 4) GIESSEN, b. Krieger: *Grundlinien einer neuen Theorie von der Succession mehrfacher Verwandten, nebst zwey Anmerkungen, vom Geheimrath und Kanzler D. Koch.* Beylage zu seiner *Successio ab intestato.* 1798. 24 S. 8.
- 5) ERLANGEN, b. Palm: *Versuch einer theoretisch-praktischen Abhandlung über die Lehre des römischen Rechts von pflichtwidrigen Testamenten, und den Rechtsmitteln wider dieselben, von Georg Joseph Stein, aus dem Deutschordischen.* 1798. 230 S. 8. (16 gr.)

Die Wichtigkeit der Lehre von der *bonorum possessio*, die man bisher so sehr vernachlässigt hatte, machte allerdings eine neue und gründliche Bearbeitung derselben auferst wünschenswerth. Und wenn hätte das juristische Publicum diese wohl lieber anvertrauen mögen, als dem berühmten und verdienstvollen Kanzler Koch, dem wir schon so manche Berichtigung im Civilrechte überhaupt, und besonders auch in den mit diesem Gegenstande in genauester Verbindung stehenden Materien zu verdanken haben? Zwar müssen wir gestehen, daß er die große Erwartung, womit wir das literarische Testament (Nr. 1.) zur Hand nahmen, und welche die Lesung der Vorrede noch erhöhte, in der Folge nicht ganz befriedigt fanden. Allein bey allen Erinnerungen, wozu uns die Ausarbeitung nach unsrer Überzeugung berechtigt, sind wir doch weit entfernt, den wahren Gewinn zu verkennen, den die juristische Literatur durch dies neue Product und die darin vorkommende Berichtigung so vieler Irrthümer, die sich nach und nach in unsere Systeme eingeschlichen; und immer neue erzeugt hatten, erhalten hat. Den gewählten Titel: *Literarisches Testament*.

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

ment, erläutert der Vf. selbst in der Vorrede folgendergestalt: „Mit eben der Feyerlichkeit, mit der ein nachdenkender Testator die Summe seiner Lebensmühen überblickt, übergebe ich hier dem Publicum, das (wiewohl ich bey aller meiner Theilnahme an den Drangsalen jetziger Zeiten, nach einer ungeschwächten Lebenskraft genieße, und täglich noch drey unmittelbar auf einander folgende Stunden „mit allein ehemaligen Eifer lebe“) nach Davids und „Ulpian's Mortalitätscalcul wohl nach wenig Jahren „für mich Nachwelt seyn möchte, Untersuchungen „über einige der wichtigsten Gegenstände der innern „Jurisprudenz, und freue mich, über die Früchte „eines dreißigjährigen Nachdenkens zum gemeinen „Besten disponiren zu können. Auch der Freygebügste verpant seine vornehmsten Gaben bis zu seinem Testamente, und so wünsche ich, daß der Leser urtheilen möge, ich hätte das Beste bis zuletzt verpant. Jeder sucht sich im Testamente in demjenigen Lichte zu zeigen, in welchem er vor der Nachwelt zu erscheinen wünscht: Leser meiner bisherigen Schriften, die da wissen, wie ich mich immer beflissen, dem Publicum selbst durchdachte und wohlverwogene Sätze und Dogmen vorzulegen, werden gewiss mit der Erwartung zu der Lectüre der gegenwärtigen kommen, daß das, was ich von dreißig literarischen Aemtern eingesammelt, nichts unreiches seyn könne.“ — Wir glauben noch hinzu setzen zu dürfen, daß, da unser Civilrecht bekanntlich Testamente und Codicille cum *maledictis* dulde, der Vf. sich auch dieser Lizenz kühn bedient, und die in seinen letzten Willen bedachten Personen, vielfältig mit eben den Elogien entlassen hat, wie man sie schon längst in seinem gelebten Umgange gewohnt war. Auch darüber erklärt sich die Vorrede umständlich. Ueberhaupt will der Vf. in gelehrten Controversen von irgend einer Humanität so wenig wissen, daß er sogar bey Anführung einer gewissen Recension, worin von seinem etwas inhumanen Tone die Rede war, nur das Wort *etwas* anstößig findet, und diesem daher das Zeichen (?) beysügt. Vorzüglich wird, nach jenem Glaubensbekenntnisse, in der Vorrede das von D. Seidensticker herausgegebene *corpus iuris civilis in chrestomathiam redactum* zur Vergeltung einer im Geiße der juristischen Literatur vom Jahr 1796. gegen den Vf. vorkommenden Anmerkung, sehr arg mitgenommen, welches freylich nicht hieher gehörte. Die Schrift selbst enthält nun 1) *Literarisches Testament über die bonorum possessio.* 2) *Commentar über die L. 12. §. 1. D. de bon. poss. contra tabulas* S. 361 — 422. 3) *Revision einiger Stellen*

len der sechsten Auflage des Höpfnerschen Commentars über die Heinemannsche Institutionen S. 423—474. 4) Erstes Codicill S. 475—512. 5) Zusatz und Verbesserungen S. 513—528. Das literarische Testament wird in der Vorrede als eine vollständige Abhandlung angekündigt: „Nun wage ich hier nichts Größeres, als ein auf Grundsätze gebautes System, über die ganze Lehre von der bon. poss. mitzutheilen. In dieser Uebersicht des Ganzen hoffe ich nichts Wichtiges und Wesentliches übergangen zu haben; nur über solche Punkte, die gar zu bekannt, und keinem Zweifel unterworfen sind, (z. B. über die einzelnen Fälle der bon. poss. secundum tabulas), habe ich, da ich nicht für Anfänger schrieb, mich kürzer gefaßt.“ Bey der Bemerkung, daß es freylich keine Systeme ohne Grundsätze geben könne, daß ein System notwendig die ganze Lehre umfassen müsse, und daß also hier viel Ueberflüssiges gesagt sey, wollen wir uns nicht aufhalten, obgleich der Vf. andern Schriftstellern dergleichen nicht zu schenken pflegt, und fogar den Titel einer Schrift de bon. poss. iuxta doctrinam iuris romani nicht ungerügt lassen konnte, weil bon. poss. nur dem römischen Rechte eigen ist. Ein Schriftsteller, der es so genau nimmt, muß auch des bekannten: quod quisque iuris in alterum etc. eingedenk seyn. Allein wirklich weiß man doch nicht, wie man eigentlich mit dem Buche davon ist, wenn es nun S. 21 weiter heißt: „meinen schon lange gehegten Voratz, die ganze Materie nach ihrem vollen Umfange und allen einzelnen Theilen und Punkten vollständig und gründlich abzuhandeln, und nicht bloß andern blindlings nachzufolgen, werde ich aber wohl nicht erfüllen können, weil mir die nöthige Zeit dazu bisher gefehlt hat, und wohl immer fehlen wird. Ich will und muß mich also damit begnügen, über diese Materie mein literarisches Testament hiemit zu liefern, und die Grundsätze und Grundsätze des Ganzen, wie auch Diskussionen der wichtigsten und streitigsten, einzelnen Punkte und Fragen dem gelehrten Publicum mitzutheilen.“ Was haben wir denn also an diesem Buche? Wir müssen es nur gleich offenberzig anstehen, daß die erste Ankündigung in der Vorrede zu den falschen Demonstrationen gehört, die bekanntlich der Gültigkeit eines Testaments nicht schadet, und wodurch auch dieses literarische Testament übrigen an seinem Werthe nichts verlieren würde. In der That ist es eine Reihe einzelner Erörterungen zur Berichtigung der Begriffe und Grundsätze dieser Lehre, durch deren Mittheilung der berühmte Vf. sich allerdings um das Civilrecht verdient gemacht hat, die aber, wie wir doch auch nicht leugnen dürfen, ungemein kürzer und einleuchtender hätten abgefaßt werden können, wenn auch nur die unüben zur Sache nichts beytragenden Digressionen wären vermieden worden. Auch ist statt der systematischen Ordnung, häufig eine rhapsodische wahrzunehmen. Z. B. dient der getrennte Vortrag vom Unterschiede bon. poss. edictalis und decretalis §. 64 und 74. ingleichen von der Agnition bon. poss. §. 6 und 27. u. d. m.

Häufig hat der Vf. die Gesetze selbst wörtlich angeführt; es wäre aber sehr zu wünschen, und gerade dieser Materie sehr angemessen gewesen, wenn solches, wo nicht bey allen, doch bey den meisten Gesetzen geschehen wäre. — Bey einem minder weitläufigen, oder technisch zu reden, weniger klaren Druck des Textes, hätte das unbeschadet des Raums vielfältig geschehen können, zumal wenn der Vf. es über sich hätte erlauben mögen, diesem Vortheile des Lesers manche zur Sache nicht gehörende Noten aufzuopfern, die theils durchaus unbedeutende Dinge enthalten, theils aber in einem so harten Tone abgefaßt sind, daß kein gebildeter Leser Geschmack daran finden kann. Die Sache selbst würde schon dadurch gewonnen haben, daß bey wörtlicher Anführung der Gesetze manches unrichtige Citat weniger statt gefunden hätte, oder doch leichter wäre zu berichtigen gewesen; z. B. die S. 113 angeführte L. 5. pr. et §. 2. D. de conjung. cum emanc. lib. — Nach dem Begriffe, den der Vf. aus seiner successio ab intestato auch hier beyliegt, ist bon. poss. ein ius quod Praetor, lexve nova ad Praetoris similitudinem in hereditatem concedit, iure civili incognitum. Dieser Begriff ist allerdings richtig und zutreffend. Die bon. poss. ist 1) principaliter solchen Personen zu Gute eingeführt, die nach dem Civilrecht keinen begründeten Anspruch auf die Erbschaft haben würden, — bon. poss. necessaria, — kommt aber doch auch 2) selbst den Civilerben zu Gute, wenn sie es vortheilhaft finden, sich beneficii Praetoris zu bedienen. — bon. poss. utilis, — Sie gründet sich 3) wie aus dem Begriffe erhellet, theils eigentlich im Pratorischen Edict, — bon. poss. ordinaria — theils in Zufätzen und nähern Bestimmungen, welche jenem Edict durch neuere Gesetze sind beygefügt worden. — bon. poss. extraordinaria. — Bey dem Streite über den wahren Sinn des Unterschiedes inter edictalem et decretalem bon. poss. hatten die Stellen der römischen Gesetze und Rechtsgelehrten, wo diese Ausdrücke vorkommen, vollständig angeführt, und in wiefern sie selbst uns die richtigen Merkmale dieses Unterschiedes an die Hand geben, gezeigt werden sollen. — Denn auf den acht römischen Sinn der Sache, kommt es doch nur an. Man vermisst aber dieses exegetischen und einzig möglichen Weg zur gewissen Bestimmung hier durchaus. Vielleicht würde der Vf. auf demselben gefunden haben, daß sich noch Manches gegen seine bekannte Erklärung erinnern lasse. Das dictatorische Verwerfen und Entscheiden macht es nicht aus. S. 76 heißt es einmal, daß bon. poss. edictalis ihrem Wesen nach perpetua, mithin weder temporaria noch intermiffa sey; auf derselben Seite aber wiederum, daß sie in einigen Fällen conditionalis oder provisionalis seyn könne. Ist dies wahr; so ist jenes falsch. Nach den eignen Begriffen des Vfs. ist gar nicht abzusehen, warum seine Bon. poss. edictalis conditionata und provisionalis nicht vielmehr eher als Bon. poss. decretalis gelten könnte. Zu dieser letztern wird außer der carboiniana und ventris nomine nun auch die gerechtere, quae furioso vel dementi heredi vel u-

taris datur. Die Meynung S. 65, daß *bon. poss. edictalis* kein Decret des Richters, durchaus erlödere, sondern die bloße Anerkennung schon genüge, hingegen *decretalis* allemal *decretum iudicis* erheische, ist freylich wahr. Daß aber bey der *edictalis* die Anerkennung auch nach heuern Rechten immer gerichtlich geschehen müsse, ist mit Nichts erwiesen; vielmehr sind die S. 65 angeführten Gesetze, vorzüglich L. 9. C. qui admitti ad *bon. poss.* etc. besonders aber *Justinian's* Constitution L. 7. C. de *curat. furiosis* etc. verb. *petitio honorum possessionis Constantianae lege sublati*, entgegen, und es ist unbegründlich, wie der Vf. S. 66 sagen kann, daß jene Meynung durch *Theophilus* vortreflich bekräftigt werde, da doch dessen Worte: *quocunque modo ostenderit* — im Gegenfatz der vorhergehenden: *olim petendū erat*, untreitig mehr das Gegenheil andeuten. — Bey der wahrscheinlichen Fassung des *edicti Carboniani* S. 98 hätte *Wessenberg* ad D. Tit. de Carb. ed. angeführt werden sollen, woraus dies wörtlich genommen ist. Ueberhaupt aber ist, was von der *Bon. poss. Carboniana* vorkommt, nicht sehr bedeutend. Wenn man dagegen die äußerst scharfsinnige Erläuterung gerade dieses Edicts bey den Classikern in den Pandecten selbst vergleicht; so findet man, daß der Vf. noch ungemein viel Erhebliches zu sagen übrig gelassen hat, um eine richtige Theorie dieser Lehre zu befördern. Statt dessen hat er sich bey ganz unbedeutenden Dingen, namentlich den sehr ausfallenden Irrthümern in einem Programm des Hn. Kanzlers von *Springer* aufgehoben, die freylich sehr leicht zu widerlegen waren. — Eine der wichtigsten Ausführungen im ganzen Buche ist unstreitig §. 8. die Darstellung der *Bon. poss. contra tabulas*, und welchen Einfluß *Justinian's* neuere Verordnung sowohl auf diese *Bon. poss.* als auch auf die *querela inofficiosa testamenti* gehabt habe. Die *Bon. poss. c. tabb.* als *uylis* betrachtet, ist im neuen römischen Recht nicht aufgehoben, aber auch die *necessaria* nicht ganz, da die Nov. 118. nur von der Intestatsfolge redet, mithin auf die testamentarische Succession nicht geradezu gezogen werden darf, wiewohl durch die Nov. 113. c. 3. in Verbindung mit jener, auch hier Manches geändert worden ist. Die Lehre des Verfassers geht nun eigentlich dahin: die Ausschließung gewisser Personen von der Erbfolge kann 1) schon nach der alten Form betrachtet, ungültig seyn. Hier haben a) die *sui querelam nullitatis iuris veteris* auch noch heutiges Tages mit der Wirkung, daß das ganze Testament ühern Haufen fällt. b) Die *non sui* oder *emancipati* müssen in diesem Falle gegen des Vaters oder der väterlichen männlichen Ascendenten Testament um *bon. poss. contra tabulas* bitten. — Wie kann aber bey diesen *non suis* von einer nach dem alten Recht ungültigen Form die Rede seyn, da sie ja nach dem alten Recht gar nicht eingesetzt werden durften, und selbst die *bon. poss. c. tabb.* als *necessaria* betrachtet, ein nach strengem Recht gültiges Testament voraussetzte. Offenbar ist also diese *Bon. poss. non suorum c. tabb.* hier ganz unrichtig

unter den Fall eines schon nach altem Recht in *forma* ungültigen Testaments gebracht worden. 2) ist die Exheredation oder Præterition nach der alten Form zwar gültig, nach der neuen aber ungültig, z. B. wenn entweder gar keine, oder doch keine in der Nov. 113. gebilligte Ursache der Ausschließung angeführt ist; so müssen *sui* und *non sui* immer noch die vorige Klage, nämlich *querela inofficiosa* anstellen, die jedoch nicht das ganze Testament ungültig macht; die sogenannte *querela nullitatis iuris novi* ist eine Schinäre, wovon *Justinian* in Nov. 113 gar nicht gedacht hat. Die *querela inofficiosa* findet auch in dem Falle nur statt, wenn das Kind nicht enterbt oder übergangen, aber auch nicht *honorabili institutionis titulo*, sondern nur, es sey viel oder wenig, bedacht worden ist. Nicht unrichtig bemerkt der Vf. hiebey, daß der *titulus institutionis honorabilis* heutiges Tages wie eine wackerne Nase gedreht werde, woran die schächlichen Juristen hauptsächlich Schuld waren. 3) ist die Exheredation oder Præterition, beides nach der alten und neuen Form gültig, indem eine bestimmte und in der Nov. 113 gebilligte Ursache ausgedrückt worden ist; so kann nur davon die Frage seyn, ob die angeführte Ursache *in facto* auch wahr oder falsch sey? Ist jenes; so besteht natürlich das Testament, ist aber dieses; so besteht unstreitig (!) nichts anders als *querela inofficiosa* statt.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Nicolai, Sohn: Prinz *Amaranth* mit der großen Nase; eine moralische Erzählung aus den Jahrbüchern der Regierung König *Dideltapp* der Großen und dessen Gemahlin *Kikethal* der Weisen; nebst historischen Nachrichten von der Königin *Carunkel*, dem Prinzen *Hampeditchen* und dem Zauberer *Talpatzsch*, von J. F. Jünger. Erstes Bändchen. 1799. XXIV. u. 18 S. 8.

Die Leichtigkeit des Vortrags und die reine und fließende Sprache, die den Werken des verstorbenen Jünger eignen sind, geben ihnen von einer Seite einem gegründeten Anspruch auf Beyfall der Lesewelt, der sich doch auf der andern Seite nicht immer so, wie er sollte, durch Neuheit der Ideen und ihrer Darstellung, durch geschickte Anlegung des Ganzen und seiner einzelnen Theile und durch ähnliche wesentliche Eigenschaften in gleichem Grade rechtfertiget. So möchte sich es auch mit dem vor uns liegenden Stücke aus dem Nachlasse des Vfs. verhalten, das, wie man leicht ersieht, der Classe der satyrischen Romane im Gewande eines Feenmärchens angehört. Ueber den Plan des Romans läßt sich jedoch hier, wo man nur den kleinern Theil, nur die Einleitung der Geschichte vor sich hat, nichtfügig urtheilen; aber die Laune des Vfs. so sehr er sie lebendig zu erhalten sucht, und auf so vielen Gegenständen er sie verwirklichen läßt, ist doch weder durchaus geistreich noch erfinderisch genug, um diesem Producte unter

den vorzüglichern Schriften der Gattung eine der höhern Stellen anzuweisen. In der That macht auch der Herausg. selbst den Reichthum der Einfälle des Vfs. nicht wenig verdächtig, indem er in der sehr geharnischten Vorrede, die verneynlich hervorhechendsten Züge genau aufzählt und mit Fingern auf sie hinweist. Diese Nachweisungen werden indessen das Publicum schwerlich bestechen; man wird diesen Roman, der, so viel man jetzt sehen kann, vornehmlich die Fehler mancher Polizeieinrichtungen und die Thorheiten des Hoflebens zu rügen sich vorsetzt, zwar lesen, man wird nicht eben Langeweile bey ihm haben, aber, wenn man ihn geendigt und weggelegt hat, wird man schwerlich zu ihm zurückkehren.

Der Verleger kündigt eine Fortsetzung an! Warum verpörrte er nicht die Ausgabe dieses Fragments, um das Ganze auf Einmal, oder wenigstens in größern Abtheilungen liefern zu können! Schriften dieser Art verlieren durch Zerstückelung mehr, als alle andere.

MAINE, b. Vollmer: *Der kleine Ritter*, Geistergeschichte aus den grauesten Zeiten des Alterthums, vom Verfasser des *Substitut des Behemot*. 2 Bände. 240 u. 219 S. 8. (3 Rthl. 18 gr.)

Eine Feengeschichte aus den Zeiten des fränkischen Königs Pipin, von der sich nicht viel Gutes und nicht viel Schlechtes sagen läßt. Ein verlassener Knabe, der seine Aeltern nicht kennt und auf der Burg eines gütthigen Ritters erzogen wird, verliebt sich da in das Bildniß einer Prinzessin, von der er hört, daß sie in ein Reh verwandelt worden und die er zu befreien beschließt. Er kommt auf seiner irrenden Fahrt zu ihr durch mancherley Abenteuer; ein Zauberer, der seine Mutter entführt hat und seinen Fehler bereuet, hilft ihm sein Suchen erleichtern, er findet sie, zugleich entdeckt sich, daß er selbst ein Königssohn ist, er vermählt sich mit seiner Geliebten und eilt mit ihr nach seinem Reiche — ganz im Geist der gewöhnlichen Feengeschichten. Die Angabe der Verlagsendung liefs den Rec. einen politisch-satyrischen Roman vermuthen, er hat aber

durchaus keine solche Beziehungen gefunden, es müßte denn die moralische Nutzenanwendung seyn, daß ein Fürst gut regieren solle.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Anekdoten aus der Vorzeit*. Ein Beytrag zur Geschichte der Sitten, Meynungen und Gebräuche der Vorzeit. Erste Sammlung. 1797. 206 S. 8. (14 gr.)

Eine Sammlung, die wir dem Publicum, als eine nicht bloß unterhaltende, sondern auch nützliche Lectüre empfehlen können, obwohl sie ohne großen Aufwand von Mühe und Belesenheit zusammengebracht worden ist. Der Anekdoten sind hundert an der Zahl, doch stehen zuweilen mehrere unter Einer Rubrik. — Wir bemerken nur, daß viele Anekdoten dem Zwecke, den der Titel angiebt, (Beyträge zur Geschichte der Sitten, Meynungen u. s. w. der Vorzeit zu seyn) gar nicht entsprechen. Mit andern Namen und Jahrzahlen konnten z. B. Nr. 1) Verfohnlichkeit; 6) Macht der Tugend und des Mitleids (gegen Reize der Wollust); 9) Treuerziger Wunsch (eines Bauern, bey welchem König Philipp von Spanien übernachtet hatte); 10) Männerenthaltsamkeit etc. und mehrere andere, aus jedem Zeitalter erzählt werden, ohne mit dem Geiste desselben in Widerspruch zu stehen; da doch der Vf. (laut der Vorrede) über Sitten und Gewohnheiten der deutschen Vorzeit ausführlicher zu schreiben im Sinne hat und diese Anekdoten die nöthigen Beyspiele dazu liefern sollen. Aber in dieser Rücksicht ist es auch nicht gut, daß der Vf., wenn er gleich seine Gewährsmänner genannt hat, nicht bis zu den wahren historischen Quellen zurückgegangen ist, zu welchen Erstlich historisches Bilderhaus, Wolfenrieders historischer Kalender, das historische Cabinet, Sachsens Kaiserchronik, *Viridarium politico-historicum* u. s. w. unmöglich gezählt werden können. — Auch in der Stellung der Anekdoten ist der Sammler nicht sorgfältig genug gewesen; mehrere, die ganz offenbar unter Eine Rubrik gehörten, wie 3 und 17. Werth der Rasse — 16 und 33. Männerenthaltsamkeit, — sollten nicht von einander getrennt aufgestellt seyn,

KLEINE SCHRIFTEN.

NATUROESCHICHTE. Düsseldorf, b. Schreiner: *Auszug aus des Hn. Regierungsrath Medicus Abhandlung über den wachsenden Acaciabaum*, nebst einigen Anmerkungen abgefaßt zum allgemeinen Nutzen. Zumpt, Stark. 1799. 36 S. 8. (6 gr.) Der Auszug aus den sieben ersten Heften macht das erste Stück aus. Dieser geht bis zum dreizehnten Heft. Hr. Me-

dicus hat nach S. 4. dies Unternehmen selbst begilligt. Die vom Vf. beygefügten Anmerkungen betreffen und bestätigen, was Hr. Medicus von dem guten Boden bey Anlegung der Saamenbete, von den Wurzelstöcken, den eingelegten Wurzelstücken, den in der Erde zurückgebliebenen Wurzeln, und von der Schnellwüchsigkeit der *Acacia* u. s. w. gesagt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. October 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

- 1) GIESSEN, b. Heyer: *Bonorum Possessio* — v. D. Koch etc.
- 2) GIESSEN, b. Braun: *Diff. de praeteritione iuxta adjecta causa* — auct. J. C. Koch etc.
- 3) GIESSEN, b. Krieger: *J. C. Koch Successio ab intestato* — Ed. VIII etc.
- 4) GIESSEN, b. Krieger: *Grundlinien einer neuen Theorie vom der Succession mehrfacher Verwandten* — v. D. Koch etc.
- 5) ERLANGEN, b. Palm: *Versuch — einer Abhandlung — von pflichtwidrigen Testamenten* — von G. J. Stein etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von diesem System, welches der Vf. das theoretische oder inofficiösesystem nennt, ist er nun dergestalt überzeugt, daß alle davon abweichende Theorien, welche hier unter den Namen: 1) praktisches oder Nullitätssystem; 2) Hopfnerisches oder Mittelsystem; 3) Schneidtsches oder Conditionssystem; 4) Wollärsches oder Emendations- und Substitutionsystem, vorkommen, in der gewöhnlichen Art seines Ausdrucks abgefertigt werden. Man kann sich hierauf in dieser Recension freylich nicht weiter einlassen, indess wird uns folgende Bemerkung erlaubt seyn. Leugnen kann man nicht 1) daß *querela inofficiosi testamenti* und B. P. c. tabb. *necessaria* ein nach strengem Civilrecht gültiges Testament voraussetzen, und daß beide mit dem entgegengesetzten Falle eines schon selbst nach dem strengen Civilrecht ungültigen Testaments, unvereinbarlich sind. Wie nun 2) unser Vf. selbst S. 130. behauptet, daß die Nov. 118. ein neues Civilrecht in Ansehung der Intestaterbfolge ausmache; so ist auch nicht abzusehen, warum nicht eben das von der Nov. 115. in Ansehung des testamentarischen Erbrechts gelten sollte. Der Vf. selbst gesteht dies auch S. 183. zu: „Justinian hat den Voratz gehabt, durch die in der Nov. 115. Cap. 3 u. 4. angenommene Modification in den Fällen, wovon seine Verordnung redet, sowohl „das *ius civile antiquum* als das *ius praetorium* abzuändern.“ In sofern also ein Testament mit dieser neuen Vorschrift des Civilrechts nicht übereinstimmt, in sofern ist es an sich auch schon *stricto jure* ungültig, folglich nicht erst als *inofficiosum* oder B. P. c. tabb. anzusehen. Ist dennach 3) bey der Aus-

schließung der Kinder oder Aeltern des Testators entweder gar keine, oder keine rechtmäßige Ursache ausgedrückt, oder die genannte Ursache in *facto* ungegründet; so kann man in keinem dieser Fälle annehmen, daß das Testament, da es der buchstäblichen Vorschrift eines neuen Civilrechts gerade zu entgegen geht, dennoch *stricto jure* gültig sey, welches doch jene erwähnten Rechtsmittel voraussetzen. Der Gesetzgeber mußte seinen Verstand verloren haben, wenn er nur die wörtliche Angabe einer gewissen Ursache, und nicht zugleich auch die Wahrheit desselben in *facto* zur nothwendigen Bedingung des Testaments hätte machen wollen; folglich würde die Unwahrheit der ausgedrückten Ursache an sich schon selbst *de jure stricto* die Ungültigkeit des Testaments zur Folge haben, wenn auch der Gesetzgeber nicht dabey bemerkt hätte, daß er den Beweis der angegebenen Thatfachen, als nothwendig erfordert haben wolle, wie es doch *Justinian* zum Ueberflus hinzugefügt hat. Der Vf. urtheilt daher 4) S. 141. ganz richtig: „Nach der Novelle 115. ist in Hinsicht der „Wirkung unter beiden Fällen, ob gar keine, oder „keine rechtmäßige Ursache angeführt ist, oder ob „die angeführte rechtmäßige Ursache nicht erwiesen „werden kann, gar kein Unterschied gemacht, sondern beide Fälle sind an dem nämlichen Platze, wo „ihre Entscheidung steht, mit einander verknüpft „vorgetragen; also die Klage, welche nach der „Intention des Gesetzgebers in dem einen Fall Statt „findet, die muß auch in dem andern Platz greifen“ — aber die Folge, die nun hieraus weiter gezogen wird: „weil der Gesetzgeber keine neuen „Klagen genannt, und vorgeschrieben, mithin es „bey den Klagen hat bewenden lassen, welche in solchen Fällen nach der vorigen Legislation Statt fanden; so ist das in beiden Fällen keine andere, als „die *querela inofficiosi testamenti*“ — diese Folge ist nicht gegründet. Man kann allerdings annehmen, daß eine ältere Klage auch die neuern Bestimmungen der Civilgesetzte mit ergreife, wenn die Natur jener Klage auf dergleichen neuere Vorschriften paßt, und denselben nicht widerspricht. So kann man die ältere *condictio sine causa*, oder auch *indebiti* füglich auf *Justinian's* Verordnung wegen der Spielschulden anwenden. Allein hier, wo die Nichtbeobachtung des neuen Civilgesetzes Nov. 115. gerade das Gegenheil von dem mit sich bringt, was jene ältere Klage, worauf uns der Vf. verweist, wesentlich voraussetzt, läßt sich doch wohl unmöglich dergleichen Schlussfolge rechtfertigen. Ungleich richtiger dürfte sich nach dem Vorhergehenden behaupten lassen, daß,

nach der gedachten Novelle, was Kinder und Aelteren des Testators anbeist, von der *querela inofficiosa* gar nicht, und in sofern dieser Novelle nicht gemäfs testirt worden ist, auch von der B. P. e. tabb. *necessaria* nicht mehr die Rede seyn kann. Und so weit hat das von dem Vf. bestrittene Schneidtsche System unstreitig viel für sich. Nur in Ansehung der Klage ist dagegen zu erinnern, dafs dem ungültig Ausgeschlossen nicht sowohl *condictio ex lege* — da diese *nur actio in personam* ist — als vielmehr *querela nullitatis testamenti quoad heredis institutionem*, mithin eine wahre *hereditatis petitio qualificata*, gegen den eingesetzten Erben, in allen Fällen, wo das Testament mit jener Novelle nicht übereinkommt, gestattet werden müssig. — Die Behauptung S. 253., dafs, ungeachtet der durch neuere Constitutionen bestimmten Testamentsform, dennoch aus einem Testamente, welches sieben Zeugen nur unterschreibt, aber nicht unterschrieben hätten, B. P. secundum tabb. gesucht werden könne, ist unstreitig un gegründet. — Den Unterschied B. P. *cum re* und *sine re* — §. 19. S. 227. — hat der Vf. nach unserer Uebersetzung nicht zutreffend dargestellt. Zuerst kommt dieser Unterschied in den l. c. angeführten Gesetzen l. 6. §. 2. L. 7. D. de inoffic. testam. und L. 12. pr. D. de injustorupto etc. gar nicht vor. Die Ausdrücke *cum re* und *sine re* bedeuten so viel, als *cum vel sine effectu* u. Das sagt Ulpian Fragm. XXIII, 6. XXVIII, 13. ausdrücklich, und der Vf. bemerkt es auch gleich Anfangs, führt aber gleich darauf fort: „dafs *res* die „Erbchaft bedeute, ist von selbst klar.“ Das ist es nun wohl nicht. *Res* deutet hier die volle Wirksamkeit und Kraft der vom Prätor verliehenen B. P. nicht die Erbchaft selbst an; diese ist vielmehr nur das Object B. P., welche darauf bald ein bleibendes und völlig wirksames Recht giebt, bald aber nicht, je nach dem sie *cum re*, oder *sine re* ist. Jene unrichtige Vorstellung hat aber den Vf. veranlaßt, bey dieser Gelegenheit vier Fälle zu unterscheiden: 1) B. P. welche Anfangs *cum re* ist, und es auch bleibt; so auch 2) gleich Anfangs und in der Fortdauer *sine re*; 3) B. P. ab initio *cum re*, et postea *sine re*; 4) ab initio *sine re*, et postea *cum re*. Den übrigen Juristen, die nicht so distinguiren, wird dabey das Compliment gemacht, dafs sie meistens alle von der B. P. wenig oder nichts verstehen. Darauf wagt der Rec. es aber doch zu behaupten, dafs gerade diese Darstellung nichts weniger: als einen richtigen Begriff von der Sache gebe. Nach der deutlichen Erklärung Ulpian's c. 1. kommt es nur darauf an, ob derjenige, dem der Prätor B. P. giebt, in der Folge doch dem bessern und vorzüglichen Recht eines Andern weichen mufs — *sine re* — oder nicht, sondern das Recht dieses Pratorischen Nachfolgers ist bleibend und völlig wirksam — *cum re*. Hieraus folgt nun ganz klar, dafs die beiden ersten Fälle des Vfs. hier ganz überflüssig als eigene und besondere Fälle ausgezeichnet, die beiden folgenden hingegen durchaus falsch angenommen sind. Nur darum heist B. P. *cum re*, weil

sie wirksam bleibt, und so auch im Gegenfatze, wenn dieses nicht ist, *sine re*. Es ist also widersprechend eine B. P. *cum re* anzunehmen, die es nicht immer bleibt, und so auch eine andere *sine re*, die nachhin wieder *cum re* wird. Ulpian sagt ja ausdrücklich: *cum re* si is, qui accept. cum effectu bona retineat, sine re cum alias jure civili evincere hereditatem possit. Der Fall, den der Vf. hier als Beyspiel B. P. ab initio *cum re* et postea *sine re* anführt, zeigt sich gleich anfangs als B. P. *sine re*, und so führt ihn auch Ulpian als Beyspiel an. Bonorum Possessio *sine re* est, — nicht ab initio *cum re* et postea *sine re*, wie unser Vf. will — *quam suus heres evincere hereditatem jure legitimo possit*. Der Fall hingegen, welcher hier als Beyspiel B. P. ab initio *sine re*, et postea *cum re* angeführt wird, wenn nämlich der enterbte Emancipatus den Proceß gewinnt, gehört gar nicht hieher. Dieser Emancipatus erhält nur B. P. *litis ordinandae gratia*, welche blofs präparatorisch ist, und wobey alles auf den Ausgang *querelae inofficiosa testamenti* ankommt. Gewinnt er den Proceß, so bekommt er die Erbchaft nun nicht als Bonorum Possessor, sondern vermöge *querelae inofficiosa* als wahrer Civilerbe, obgleich er *beneficio pratoris* die Rechte eines *sui heredis* erlangt hat, und dadurch zu der gedachten Querel fähig geworden ist. L. 8. D. und L. 2. C. de inoffic. test. Wollte und könnte man ihn aber auch nur blofs als pratorischen Nachfolger betrachten; so würde man doch nicht sagen können, dafs seine B. P. anfangs *sine re* war und nachher *cum re* ward. Jenes würde nach Ulpian voraussetzen, dafs er die Erbchaft nicht hätte behalten können, sondern einem andern weichen müssen; das findet ja hier nicht Statt. Richtiger würde man denn doch wohl die Sache so erklären: so lange der Proceß wegen des pflichtwidrigen Testaments noch nicht entschieden ist, läst sich überhaupt nicht sagen, ob seine B. P. *cum re* oder *sine re* war. Gewinnt er ihn; so war und blieb sie immer *cum re*, nicht aber ab initio *sine re*, weil er ja Niemanden weichen mußte. — Verliert er ihn; so war und blieb seine B. P. *sine re*, weil sie ihm nichts geholfen hatte, und ein Anderer wegen besserer Rechts ihm vorgezogen war. Wie überhaupt der Vf. den ganzen Unterschied nur auf die B. P. *edictalis* bezieht, und die B. P. *decretalis* gar nicht hieher gerechnet wissen will; so laßt sich auch schon darum eben so gut behaupten, dafs B. P. *litis ordinandae gratia* eigentlich nicht dahin gehöre. — S. 305. wird Pufendorf wegen eines Satzes mitgenommen, den er doch so, wie der Vf. ihn anführt, nicht behauptet hatte. Der Sohn selbst klagte hier nicht, da er ja, wie Pufendorf ausdrücklich anmimmt, bey Lebzeiten des Vaters schon verstorben war.

Der Commentar über L. 12. §. 1. D. de B. P. contra tabulas macht die Sache und den Sinn dieses Gesetzes vielleicht schwieriger als er wirklich ist. Die natürlichste Erklärung dieser Stelle scheint doch immer von dem Satze ausgehen zu müssen, dafs ein feyerlich gemachtes Testament — *jure factum* — in der Folge durch ein unformliches nicht aufgehoben

werde, es wäre denn, daß der Testator in dem letzten seine nächsten Intestaterben wieder zur Erbfolge gerufen hätte. Hier gilt das jüngere, obgleich unvollkommene Testament, wenn es nur wenigstens vor fünf Zeugen gemacht worden. L. 2. D. de libris et posthumis etc. verglichen L. 21. §. 3. C. de testamentis. Nun setzt *Cajus* in der angeführten L. 12. §. 1. den Fall voraus, daß Jemand seinen Sohn in einem förmlichen Testamente enterbt, in einem nachherigen unvollkommenen aber ihn nur übergegangen hatte. Es fragt sich also, ist dem übergangenen Sohne nun mit der B. P. contra tabulas zu helfen? Diese Frage beantwortet der Jurist sehr fein mit dem Unterschiede: entweder der im zweyten Testament eingefetzte Erbe ist ein solcher Intestaterbe, der, wenn man den Sohn bey Seite setzt, zur Erbfolge kommen würde, oder nicht. Im ersten Fall ist das ältere Testament durch das nachfolgende aufgehoben, und gilt also nicht mehr. Nun aber kann der Sohn, weil er im zweyten weder eingesetzt noch förmlich enterbt ist? B. P. contra tabulas suchen. In zweyten Falle hingegen richtet der Sohn mit diesem Gesetze nichts aus, weil das erste Testament, worin er gültig enterbt war, durch das zweyte unvollkommene nicht aufhörte gültig zu seyn. Dies ist der einfache Aufschluß dieser Stelle, welche übrigens so lautet: *Si prius testamentum extet iure factum, quo filius exheredatus est: sequens imperfectum, in quo praeteritus sit filius: posteriore testamento praeteritus recte petit bonorum possessionem, si, remoto quoque filio, potiores sunt in ea hereditate posteriore testamento scripti heredes: et ita jura habet, ut cum is, contra quem filius petit bonorum possessionem, amoto filio possit obtinere hereditatem, filius quoque recte videatur petere bonorum possessionem. Si vero ille non possit obtinere hereditatem, filius quoque excludatur.* Bey dieser leichten und ungezwungenen Erklärung des Gesetzes, würde es freylich des großen Aufwandes, den dieser Commentar darüber macht, nicht bedurft haben. Die ganze Sache hätte beylauffig in dem literarischen Testament am gehörigen Orte mitgenommen werden können, ohne daß es nöthig gewesen wäre, den Leser dort so oft, nach Art eines mythischen Testaments, auf diese angehängte *Schedula* zu verweisen. Allein der Vf. versucht auch hier eine ganz neue Auslegung des Gesetzes. Nach seiner Meynung kommt es auf das persönliche Verhältniß der im zweyten Testament eingesetzten Erben gar nicht, sondern nur darauf an, ob dies nach dem *Civilrecht* unvollkommene Testament die *pratorische Form* habe oder nicht. Dies sollen die Worte: *si remoto quoque filio* etc. eigentlich andeuten. Der Hauptgrund des Vfs. ist, weil *Cajus* nicht ausdrücklich die nächsten Intestaterben und andere Personen unterscheidet. Gleichviel; er giebt doch ganz deutlich zu erkennen, daß die Gründe seiner Entscheidung aus der Person des im zweyten Testament eingesetzten Erben herzuziehen sind. Wäre aber der Sinn, den ihm der Vf. beylegt, der seinige gewesen; so würde er doch wohl jener *pratorischen Form* etwas

bestimmter gedacht, und sich nicht einer so höchst unzutreffenden Art des Ausdrucks bedient haben.

Die *Revision der sechsten Auflage des Hopsner'schen Commentars* betrifft eigentlich diejenigen Stellen, welche mit den in gegenwärtiger Schritt, und in des Vfs. *Belehrungen über Testamentsmündigkeit* etc. vorkommenden Lehren, in Verbindung stehen. In manchen Erinnerungen hat der Vf., wie wir gern zugeben, Recht; oft hingegen sind auch die Vorwürfe durchaus ungegründet. Z. B. wenn *Hopsner* §. 523. bey einer Lehre, womit der Hr. Kanzler selbst, nach unserer Uebersetzung, noch lange nicht aufs Reine ist, in einer Note eine neue Meynung mit den Worten aufsetzt: „Vielleicht läßt sich eine dritte „Mittelmeynung vertheiligen etc.“ so wird dies bescheidene *Vielleicht* hier gleich gerügt: „Ist es einem „Commentar wohl erlaubt, auf ein bloßes *Vielleicht*, „ohne auch nur den allermindesten weiteren Grund „anzuführen zu können, in den Opinions-Ocean noch „einen Tropfen zu gießen?“ — So kann man doch nur reden, wenn einem der absprechende Ton überall zur andern Natur geworden ist. Dann heist es weiter: „Von *Mittelmeynungen* halte ich in der Jurisprudenz nichts. — Das Sprichwort sagt zwar, in „medio consistit veritas, aber nicht *veritas*; und es ist „nur zu gewiß, daß, wer nur halb Recht hat, Unrecht hat.“ — Ist denn *Mittelmeynung* und *halb wahre Meynung* einleyer? Wenn *Hopsner* ferner §. 82. Note 8. aus des Hn. Kanzlers *Belehrungen* etc. nur im Ganzen etwas anführt, ohne es genauer zu bestimmen; so nimmt der Vf. das übel. Mit einer gewissen Redseligkeit in den Noten, die sich auf Nebendinge umständlich verbreitet, ja sogar wahre Altorien mit einmischet, würde *Hopsner's* Commentar eine ungebührliche Ausdehnung erhalten haben, oder eigentlich nie fertig geworden seyn. *Hopsner* war übrigens ein sehr bescheidener und kanner Rechtslehrer, dem es, wie aus allen seinen Schriften hervorleuchtet, nur um Wahrheit zu thun, und der am wenigsten fähig war, in den harten Ton der Rechthaberey mit einzustimmen. Als vermäler Zuhörer und Colloge des Vfs. setzte er auch in seiner nachherigen höhern Stelle den gelehrten Briefwechsel mit diesem fort, und bewies in jeder folgenden Ausgabe des Commentars eine anspruchsvolle Bereitwilligkeit, von den Erinnerungen des Vfs., so weit sie mit seiner Uebersetzung bestanden, Gebrauch zu machen. Die gegenwärtige *Revision* zeugt aber nicht von der besten Gesinnung gegen den Verstorbenen, noch weniger von Erwidrerung seiner Humanität. Nicht genug, daß schon in dem literarischen Testament vertrauliche Äußerungen aus *Hopsner's* Briefen an den Vf. bekannt gemacht wurden; sondern hier wird auch gleich Anfangs angeführt, daß *Hopsner* theils aus hypocondrischer Unzufriedenheit über das Universitätsleben, theils wegen gewisser *hernach geschiedenen Pläne* sein akademisches Lehramt mit der Stelle eines *Oberappellationsraths* zu Darmstadt vertauscht hätte. Was besonders die Äußerung der zweyten Ursache anbetriß, so muß dergleichen un-

bestimmte und gewissermaßen hämische Nachrede allemal bey billigen Lesern einigen Unwillen erregen, weil sie nicht zur Sache gehört, und der Verstorbenen sich auch nicht mehr dagegen vertheidigen kann. Die Unzufriedenheit über das akademische Leben aber konnte wohl bey *Höpfnern* nicht durch die Sache selbst entstehen; davon zeugen die Vorlesungen, die er, wie hier auch angemerkt wird, noch in Darmstadt fortsetzte; aber freylich können gewisse Verbindungen sehr leicht, auch ohne große hypochondrische Stimmung, den Wunsch ein solches Verhältniß aufgeben zu können, erzeugen. *Höpfer* war weder der erste noch der letzte, dem es so gieng.

Das erste Codicill ist dem Hn. Prof. *Hugo* in Göttingen gewidmet. Der *Vf.* sucht darin theils seine Theorie von der Succession mehrfacher Seitenverwandten als neu, und als sein gelehrtes Eigenthum gegen die Recension *Hugo's* zu schützen, theils aber auch seine Meynung, in Ansehung der Erbfolge des überlebenden armen Ehegatten, welcher mit leiblichen und Stiefkindern concurrirt, zu rechtfertigen. Beyläufig kommen einige Beyträge zur scandalösen Chronik, den Hn. von *Selchow* und einen gewissen Doctor juris betreffend, vor, welcher letzte in Processen fünf nicht existirende Dissertationen allegirt hatte. Den Beschlufs machen Zufätze und Verbesserungen, nebst einigen Bemerkungen über *Stein's* Abhandlung von pflichtwidrigen Testamenten und einige Stellen von der B. P. in *Hugo's* Rechtsgeschichte neuester Ausgabe.

(Der Beschlufs folgt.)

TECHNOLOGIE.

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Stichbuch für angehende Stickerinnen*, par le Comte Louis de C***. Zweytes Heft. mit drey illuminirten und drey schwarzen Kupfertafeln. (2 Rthl.)

Aus dem Titel läßt sich vermuthen, daß der *Vf.* ein unglücklicher, ausgestoßener, durch die Welt streader Ritter ist, der nothgedrungen mit galanten Fertigkeiten, welche er wohl zu ganz andern Zwecken erlernt haben mag, sich dürftigen Unterhalt zu erwerben suchen muß, und in dieser Hinsicht hätte Rec. von Herzen gewünscht, das Werk möchte besser beschaffen seyn, damit es gelobt und empfohlen werden könnte.

LEIPZIG, b. Vofs u. Comp.: *Muster französische Aermel, Hemdekragen und Busenstreife, mit Batistzwirn, Glanzgarn und Spinal platt und im Tambourin zu nähen*; entworfen von *Johann Friedrich Netto*, Zeichenmeister in Leipzig. 1798. 11. Querfol. enthält 6 Kupfertafeln, ohne Text. (16 gr.)

Auf jeder Kupfertafel findet man zwey Musterzeichnungen, alle von niedlichem Geschmack. Nr. 4. 6 u. 12. haben uns die artigsten geflienen.

DANZIG, in der Brücknerischen Buchh.: *Allgemeines Gesangbuch für Freymaurer*. Zweyte Auflage. 1799. 156 S. 8. (6 gr.) (Die erste Auflage erschien i. J. 1784.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGEHÖRIGKEIT, Leipzig, b. Baumgärtner: *Formulare zu kirchlichen Fehritten, Danksgesungen, Abkündigung etc.* von D. Gottlob Aug. von Plankner, Superintendent zu Penitz, 1798. 4. (4 gr.) Obgleich diese Formulare etwas besser als die gewöhnlichen sind; so kommen doch darin immer noch zu viele orientalische Floskeln, gezwungene und matte Wendungen vor. So lautet z. B. die Fehritte für Schwangere (S. 4) so: In unserm andächtigen Gebete gedenken wir auch vor Gott derjenigen Frauen in unserer Gemeinde, welche der Allgütige in ihrem Ehestande mit Leibesfruchten gesegnet hat. Wir empfehlen diese unserer christlichen Mitgeschwestern der gütigen Obhut unsers gemeinschaftlichen Vaters. Er sey mit ihnen auf allen ihren Berufswegen, er verleihe ihnen zu rechter Zeit und Stande eine glückliche Entbindung, und lasse ihren Kindern die heil. Taufe und alles Gute an Seele und Leib zu Theil werden. Amen.“ Anstatt dieser trivialen Formeln würden wir lieber folgende Wendung empfehlen: Vor dem Schluß unserer heutigen Versammlung rufen wir noch in uns den frohen Gedanken hervor, daß der Allgütige die Allen Wünsche der

christlichen Gattinnen in unserer Gemeinde erfüllen werde, in deren Herzen sich jetzt frohe Hoffnungen des nahen Genusses edler Mutterfreuden regen. Möchte doch ein aufmerkamer Blick auf Gottes weise Anordnungen zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts, ihr Vertrauen auf die Verheißung beleben! Möchten sie aber auch durch den Gedanken, daß das Geschöpf, welches die Allmacht und Vatergüte Gottes unter ihrem Herzen gebüdet hat, zu einem sittlichen Leben nicht nur für diese Erde, sondern für die Ewigkeit geboren werden soll, sich schon jetzt zur Erfüllung ihrer erhabenen Mutterpflichten erwecken! Das erste Formular zur Todesabkündigung eines Kindes (S. 12.) ist noch, einige Ausdrücke abgerechnet, das ertraglichste. Ueberhaupt müssen sich solche Formulare, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen, durch Kürze, Gedankenfülle und Wärme auszeichnen, und ungefähr auf die Art abgefaßt seyn, wie die in der That *wasserhaste* Ankündigung der jährlich Gebornen u. s. w. in *Balthmann's* Materialien B. 3. Heft 1. S. 123; die einen würdigen Landprediger (Hn. M. *Stephani* in Beuche bey Leipzig) zum Verkäufer hat.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 9. October 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

- 1) GIESSEN, b. Heyer: *Bonorum Possessio* — v. D. Koch etc.
- 2) GIESSEN, b. Braun: *Diff. de praeteritione iusta adjecta causa* — auct. J. C. Koch etc.
- 3) GIESSEN, b. Krieger: *J. C. Koch Successio ab intestato*. — Ed. VIII. etc.
- 4) GIESSEN, b. Krieger: *Grundlinien einer neuen Theorie von der Succession mehrfacher Verwandten v.* — D. Koch etc.
- 5) EGLINGEN, b. Pahn: *Versuch — einer Abhandlung — von pflichtwidrigen Testamenten* — von G. J. Stein etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Dissertation Nr. 2. nennt zwar auf dem Titel den Herrn Weichsel als Vf.; allein in dem literarischen Testament hat der Hr. Kanzler Koch sein Eigenthum bereits reclamirt. Die Hauptsache geht dahin, daß 1) die Rechtsgelehrten Unrecht haben, welche bey der Praeterition allemal voraussetzen, daß der Uebergangene im Testament gar nicht genannt sey, und besonders auch diejenigen, welche mit Huber, und einigen andern, annehmen, daß *praeteritio adjecta causa* einen Widerspruch mit sich führe. Ein Beyspiel der Uebergangung eines im Testament gleichwohl genannten notwendigen Erben giebt L. 16. D. de vulgari et pupillari substitutione. Daraus folgt von selbst, daß dergleichen Uebergangung aus angeführter gerechter Ursache allerdings denkbar sey, welches dann auch in dem Falle statt findet, da der Testirer diesen übergangenen Erben gar nicht genannt hat. Z. B. die Mutter, welche einen Sohn und zwey Tochter hat, setzt den Sohn zum alleinigen Erben ein, mit dem Zusatz: denn er ist der Einzige, der sich meiner während meines Blodlines angenommen hat; daß aber 2) die Uebergangung eines notwendigen Erben, selbst mittelst ausgedrückten gesetzsmäßigen Grundes, nach der Nov. 115. c. 3. 4. nur in den Fällen gültig geschehen könne, in welchen schon vor Justinian praeteritio der Enterbung gleich geachtet ward; z. B. im Testament der Mutter etc. da der Kaiser keinesweges den Unterschied zwischen Enterbung und Uebergang in diesem Betracht aufgehoben hätte. — Der allgemeine und uneingeschränkte Ausdruck gedachter Novelle verb. *praeterire aut exheredare etc.*, wobey nichts weiter, A. L. Z. 1799. Vierter Band.

als die Anführung gewisser Ursachen zur Gültigkeit erfordert wird, laßt aber gegen diese Behauptung noch erhebliche Zweifel übrig. — Beylaung wird 3) Constantins Verordnung in L. 15. C. de testam. gegen Bohmer und andere dahin erklärt, daß zwar die bestimmte Form der Erbens-Einfetzung oder der Enterbung — denn auch von dieser gilt das Gesetz — aufgehoben sey, daß aber doch die Sache selbst, es sey Einfetzung oder Enterbung, gleichviel mit welchen Worten, im Testament wirklich ausgedrückt seyn mußte, mithin die sogenannte *institutio* oder *exhereditatio a c i t a* nicht statt finde. Der Vf. laßt es daher als Enterbung gelten, wenn es heißt: ich habe ihn mit Fleiß nicht bedacht, ich mag nicht an ihn denken, ich sehe ihn als todt an, ich verlaße ihn nichts. Er verwirft aber durchaus die Meynung derer, welche den in L. 16. D. de vulg. et pup. substitut. vorkommenden Fall nach der neuen Verordnung als *institutio tacita* gelten lassen wollen. — *Positis in conditione non positus est in institutione.*

Nr. 3. Die neueste Ausgabe der *successio ab intestato* ist mit einigen Anmerkungen vermehrt, und dadurch 30 Seiten stärker, als die vorige geworden. Der Vf. schreibt in der Vorrede: *quoniam adici ob-servationes, plures addidimus, nisi belli calamitas meos quoque pro dolor! turbasset circulos.*

Nr. 4. Die neue Theorie, welche diese Beylage der gedachten Ausgabe enthält, bezieht in einer Betrachtung der in dem dritten Auctario der *successio ab intestato* vorkommenden Lehrsätze von der mehrfachen Verwandtschaft, d. i. die aus der Verheirathung Verwandter entsteht. Der Vf. laßt seine vorige Meynung nur in Ansehung der Descendenten und der Adscendenten, wenn diese allein vorhanden sind, gelten; z. B. die Aeltern des Erblassers waren Geschwiterkinder. Nun hinterlaßt er einen Aeltervater mütterlicher Seite, und einen andern Aeltervater, der es zugleich väterlicher und mütterlicher Seite ist. Dieser bekommt $\frac{1}{2}$, jener $\frac{1}{2}$ von der Erbschaft. Dagegen will der Vf. jetzt bey Adscendenten, in der Verbindung mit Geschwiltern und Geschwilterkindern, wie auch bey Collateralverwandten, wo die Sache überhaupt nur in der vierten Classe zur Sprache kommen kann, auf die mehrfache Verwandtschaft keine Rücksicht weiter genommen wissen, weil in beiden Fällen den Gesetzen nach nur die Zahl der Personen die Erbtheile bestimmt. Nur also in den Fällen, wo nach Linien oder Stämmen succedit wird, kommt jene mehrfache Verwandtschaft in Betrachtung. —

L

Die

Die Frage: ob die Enkel vermöge des Repräsentationsrechts, oder *jure proprio* succediren, erklärt der Vf. für ein bloßes Wortspiel, und auch bey der bekannten Streitfrage von der Collation für gleichgültig, weil die Enkel doch noch deutlicher Vorchrift des Gesetzes nie mehr bekommen können, als ihr verlorbener Vater oder Mutter erhalten haben würde. Den Recensenten freute die Uebereinkunft mit dem berühmten Vf., da er diesen Collationspunct immer eben so vorgetragen hat.

Nr. 3. Das Rec. mit dem Hauptsysteme des Hn. Stein, welcher gegen die Enterbung, oder derselben gleichmachende Uebergehung nothwendiger Erben, nach der Nov. 115. immer nur die *querela inofficiosa* zulassen will, keinesweges einverstanden sey, erhellet schon aus dem, was oben bey Nr. 1. bemerkt worden ist. Bey den vielen Streitigkeiten aber, welche in dieser Rechtsmaterie herrschen, und der ungeheuren Menge abweichender Meinungen, die sich hier einander durchkreuzen, war schon die Zusammenstellung derselben, mit bestimmter Nachweisung der hieher gehörenden Schriften, ein sehr mühsames Unternehmen, und man muß dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er solches mit großem Fleiße und guter Auswahl ausgeführt hat. Auch finden wir Bedenken, den literarischen Aufwand der Citaten zu tadeln, da der Vf. seine Leser immer in gute Gesellschaft zu führen gesucht, und nur selten andere, als unsere vorzüglichen Civilisten angemerkt hat. Das viel und wenig ist sehr relativ. Lesern, die keinen großen Büchervorrath zur Hand haben, kann es sehr nützlich und willkommen seyn, unter mehreren Citaten desto eher einige anzutreffen, die ihnen zugänglich sind. Der Vortrag ist faßlich und gut, der Inhalt meistens wohl geordnet, der Gegenstand ziemlich erschöpft. Auf das Verdienst einer eigenen neuen Theorie macht der bescheidene Vf. so wenig Anspruch, daß er vielmehr in der Vorrede selbst gesteht, seinen ganzen Ideengang, und die Grundsätze, woraus er geschöpft hat, den Vorträgen seiner Lehrer über die Pandecten, der Hn. Glück und Staphs zu verdanken. Einige Unrichtigkeiten wird er bey näherer Prüfung leicht selbst wahrnehmen, z. B. wenn §. 12. Geschwister in dem bekannten Falle, da ihnen der Pflichttheil gebührt, zu den *Nothoben* gerechnet werden. Diese Vorkellungsart ist unstreitig falsch, da ihnen ja der Pflichttheil in keinem Falle *titulo hereditatis* gebührt, weder eine Einsetzung noch formliche Enterbung in Ansehung ihrer erforderlich ist; — so auch, wenn §. 45. behauptet wird, daß *bonorum possessio contra tabb.* mit der *querela inofficiosa electiva* concurrirre. — §. 15. wo von den gerechten Ursachen, die Geschwister ganz auszuschließen, gehandelt wird, hätte die besondere Meynung, daß *gar keine* Ursache den Vorzug einer *turpis personae* mit ganztlicher Ausschließung der Geschwister rechtfertigen könne, welche *Fuchs* in einer besondern Dissertation vertheidigt hat, nicht übergangen werden sollen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: Die Geisterinsel. Ein Singspiel in drey Acten von *Götter* und *Reichardt*. Erster und zweyter Act: Clavierauszug. 1799. 4.

Schwerlich hat schon ein Gedicht von solchem Umfange eine gleiche Ehre erlebt, von vier guten Componisten, fast zu gleicher Zeit freywillig in Musik gesetzt zu werden, als *Götters* Geisterinsel; denn, so viel wir wissen, haben außer der vor uns liegenden *Reichardtschen* Composition, sich noch die Hn. *Fleischmann*, *Zumfleg* und *Hanke* daran versucht, und es könnte in der Folge vielleicht recht betrachtenswürdig seyn, die vier Compositionen gegen einander zu halten, wenn auch nicht, um diesem oder jenem Componisten den Preis zuzuerkennen, doch um durch gründliche Kritik, das Rechte darzuthun, oder das Bessere vorzuschlagen. Der Stoff dieses Gedichts, ist durch *Shakespears* Sturm bekannt genug, um keiner weitern Auseinandersetzung der Handlung zu bedürfen. *Shakesp.* Sturm ist eine überaus freye und kühne Phantasie einer übervollen Imagination, zu der er, um einzelne Theile derselben vollkommen idealisch zu machen, noch die Tonkunst zu Hülfe nehmen wollen. Wie viel bey der *Götterschen* Umschaffung zu einer dormaligen musikalischen Oper, da alles singen soll und muß, noch idealisches an dem Gedicht geblieben, soll hier nicht erörtert werden, weil Rec. wenig Beruf fühlt, mit denen zu streiten, die *Götters* Arbeit vortreflich finden. Wir lassen uns also auf das Gedicht nicht weiter ein, als in so fern es im Einzelnen unvermeidlich ist, und gehen unmittelbar an die Beurtheilung der Composition dieser zwey Acte, die wir mit völliger Ueberzeugung allen Kunstfreunden, und unter diesen besonders Künstlern, als ein würdiges Product der *Reichardtschen* Muse anempfehlen können. Es würde eine ziemlich unflathhafte Präntation seyn, von einem Recensenten zu verlangen, in einer weitläufigen Auseinanderlegung alles Gute eines Werks, das zu seiner eignen Darstellung mehr als drey Stunden Zeit braucht, mit trockenen Worten zu deduciren; wenigstens müßte man ganze Stücke abdrucken lassen können, denn Fragmente von einzelnen Tacten ohne Zusammenhang mit dem Ganzen, geben eine dürftige Uebersicht, und dienen höchstens dazu Schönheiten und Fehler des Satzes anzudeuten. — Der Einrichtung des Stücks zufolge erscheinen die meisten Personen nach und nach schon im ersten Act auf dem Theater. Die zur Entwicklung nothwendigen Personen werden am Ende des ersten Acts durch einen See Sturm vor den Augen der Zuschauer ans Land geworfen. Auf diesen Umstand ist die Ouverture gebaut, welche mit einigen starken Schlägen ihren Anfang nimmt, kurz darauf ein kleines Zwischenpiel als Intrade zu den Geisterhören giebt, und dann in ein geräuschvolles, vielbedeutendes Vorgehen des See Sturmes übergeht; kurz vor dem Schluß der Existenz eines geistigen, geheimnis-

nissvollen Sylphen ankündigt, und sich dann gänzlich zur Ruhe neigt. Eine sentimentale Arie der Miranda, die das Grab der Maja mit Blumen bekrönt, eröffnet die erste Scene, und hat eine vortrefliche Exposition der Meisinen. Sonst scheint uns der Umfang der Stimme für diese einfache Arie etwas zu groß, die Accente zu scharf, der daraus folgende Charakter zu gespannt, und nicht naiv genug. Der zweyte Theil der Arie: „Ach und du, zu der in Thränen etc.“ ist meisterhaft declamirt und modulirt. Der folgende Geisterchor hat etwas Gemeinsames in der Melodie, und scheint uns das Gegenheil von dem zu thun, wozu Shakesp. die Musik hier gebraucht wissen wollte. Er ist von lauter Blasinstrumenten, nämlich: Flöten, Oboen, Clarinetten, Hörnern und Fagotten und macht einen marschmäßigen Eindruck, anstatt ein Gefühl von Zauberey zu erregen. Die Hakte dieser Instrumente hätte vielleicht mehr gethan. Auch sind der Worte viel zu viel, und die derbe Deutlichkeit derselben liegt schwer auf einem weichen Gefühl; wie z. E. ein Periode von drey Versen:

Tiefer ins Leben
Hoffend zu schauen,
Lindert den Schmerz.

Um solcher gemeinen Tröstungen gemeiner Tröster sollte wohl kein Dichter, Geister benuehen.

Die Arie der Miranda: „Hier wo wir geborgen etc.“ könnte ohne Schaden ungesungen bleiben, nicht bloß weil die Worte ganz unwesentlich, und deren wieder zu viel sind, sondern auch weil sonst des Singens ohne Noth gar kein Ende ist. Der Componist hat sich sorgfältig vor Wiederholungen gehütet, auch ist die Musik hübsch und unterhaltend, doch zuviel bleibt zuviel.

Das Duett, worinn Prospero seine Tochter von den Gefahren unterrichtet, die ihr durch die Zauberkünste der Hexe Sycorax drohen, hat viel Wahrheit und ist meisterhaft exponirt.

Eine kleine Intrade, welche die Ankunft des Sylphen Ariel verkündigt, hat einen leichten geistvollen Anfang, der aber durch die vielen unbedeutenden Worte in der folgenden Arie, das Schicksal des Geisterchors hat, und ohne Wirkung bleibt.

Endlich erscheint Caliban. Götter hat in diesem Charakter einen niedertrachtigen Menschen von gleichsam planmäßiger Schlechtigkeit geliefert; er würde keinen großen Fehler gemacht haben, wenn er ein ordentliches Vieh oder einen Teufel zur Schau gegeben hätte. Beides kann Caliban nicht seyn, oder er ist kein eigner Charakter. Seine Aehnlichkeit mit allem was widrig und schauderhaft ist, und das er auf zwey Beinen mehr fällt als geht; kurz die Ungewissheit, auf welcher Stufe der lebendigen Wesen er stehe, ist sein Charakter. Shakespear läßt ihn von einer Hexe geboren seyn: ein trotziger slavischer Gnom; ein organisirter Dornstrauch, der bloß

sticht: er ist nicht einmal lasterhaft. Da er hier singen soll; so war es keine kleine Aufgabe, ihn vor allem Anstrich von Leidenschaft sorgfältig zu bewahren, und ihn dennoch interessant zu machen, und so hat ihn unser Componist hier gegeben. Diese Musik ist weder eine Rede noch ein Gefang und doch verständlich; das Instrumentale ist ein Kochen und Quirlen, wobey einem bald kalt bald heiß wird, und die, wie von ungefahr dazwischen geworfene Worte des Unthiers ein Rotes Fallen und Stofsen, das uns den Charakter vollkommener erklärt als seine Worte.

Hierauf folgt das Finale des ersten Acts. Der Componist hat hier mehrere Stücke sehr glücklich aneinander gereiht, und zum Ganzen geordnet. Prospero schleicht umher, und erwartet nicht ohne Ungedult die Wirkung des von ihm zauberisch bereiteten Seesturmes. Miranda, die von allen nichts weiß, ist ängstlich, und fühlt den Druck der schwülen Athmosphäre, irrt umher und sucht Kühlung; auch Prospero's Besorgniß um sie, ist hier gut eingeleitet; Caliban erwartet die Nacht, die ihn beglücken soll, wie ein saurer Stutzer, und schläft vor Ungeduld ein; der Sturm erhebt sich nach und nach, und kommt näher; Blitze theilen die Luft mit Krachen; Caliban erwacht; die empörte Natur ist sein Element, ihm wird wohl; er glaubt die Ankunft seiner Mutter Hexe zu vernehmen, sein Reich hebt an. Ein fernes Wehklagen von Menschenstimmen kommt näher und näher: es ist ein scheiterndes Schiff; die Wuth des Sturmes nimmt zu, der Vorhang fällt.

Wer von allen diesen Dingen einen anschaulichern Begriff verlangt; mußs notwendig das Werk selbst zur Hand nehmen: er wird durch die hohe dramatische Kunst, mit welcher diese Scene angeordnet ist, übertoll belohnt werden: es ist ein herrliches genialisches, kräftiges und gedachtes Stück.

Der zweyte Aufzug ist beynahe noch einmal so stark als der erste, Rec. begnügt sich daher mit der bloßen Anzeige einiger Stücke: die Arie des Prospero, wo dieser den Jüngling Fernando warnt, und ihm die Ehre seiner Tochter Miranda aus Herz legt, ist in einem ernsthaften und großen Stil, und hat Stellen des tiefsten Vatergefühls:

Stör', o Stör'
Dieser Freystadt Ruhe nicht!
Ich bin Vater, und ich wache
Ueber meines Kindes Ehre.

Und ich schreie
Dem Verräther ewig Rache,
Der in ihr das Herz mir bricht.

Kraft, Wärme und Würde, Sorge und Liebe befehlen diese Arie in so glücklicher Mischung, das sie in dieser Zusammenstimmung ein Meisterstück heißen kann. Sie hat dabey ein ausnehmend schönes, frisches Spiel der Saiteninstrumente. Ohne alle Blasinstrumente würde sie vielleicht vollkommen seyn, denn

denn diese verbreiten über das Ganze einen matten Ueberfluth. Das folgende Duett S. 54. hat zu wenig poetischen Werth, und Fernando erscheint als ein vernunftloses Kind. Das Quintett S. 76. ist dafür desto besser, und Caliban ist wieder der Alte; doch auf eine neue Art.

Rec. muß endlich gestehen, daß er über manche zu rasche, übereilte, mehr als freye Behandlung, sowohl der Blasinstrumente, welche vielfältig ohne gehörigen Anlaß gebraucht sind, als auch des Satzes und selbst des Gedichts mit dem Componisten unter vier Augen rechten könnte: denn was soll am Ende aus einer Kunst werden, bey der man auf Gerthwohl und ungefähre Wirkung gar zu viel ankommen lassen will? — er darf aber auch mit aller Wahrheit sagen, daß er als ein Freund und Verehrer der Muse des Hn. Reichardt, sich im Lobe dieses mit unzähligen Vortrefflichkeiten ausgestatteten Werks einer befondern Mäßigkeit befähigen habe, die er bey einem ihm unbekannten großen Meister vielleicht nicht beobachtet hätte. Ein wahrer Künstler weiß wohl selber, was er gut macht, und wir Andere können nicht viel mehr, als zeigen, daß wirs erkennen.

HANNOVER, in d. Helwingschen Hofbuchhandl.: *Hrns. Reise vom Städtchen H*** zum Dörfchen H****. 1799. 204 S. 8.

Der ungenannte Vf. hat sich S. 7. sein Urtheil selbst mit großer Wahrhaftigkeit gesprochen. Man sieht es dem Buche auf den ersten Blick an, daß es in sehr kurzer Zeit geschrieben worden, und der Vf. thut wohl, keinen großen Werth darein zu setzen, und sich überzeugt zu halten, „daß vieles darin enthalten sey, was einer Veränderung oder Verbesserung bedürfe, und daß ein anderer selbst mit weniger „Mühe viel mehr geleistet haben würde.“ — Der

Riße fehlt es durchaus an Interesse, man mag die erzählten Begebenheiten, oder die Darstellung erwägen. Jene sind die alltäglichsten, und in Ansehung dieser hat der Vf. zwar sichtlich darauf hingearbeitet, die Belehrung des Lesers durch moralische Reflexionen und Gemeinplätze, und die Unterhaltung derselben durch abwechselnde Dialogen und Verse zu befördern; allein die ersten sind so trivial und zum Theil so schief, die letzten so langweilig, krafftlos und oft abgeschmackt, daß wir in Verachtung kommen, die S. 120. eingerückte Kritik eines gewissen Buchs auf das Buch des Vfs. selbst zu beziehen:

B.

Sollte wohl das deutsche Reich
Viele Männer faßen,
Die ein Werkchen, diesem gleich,
Könnten drucken lassen?

D.

Solch ein Werk? Freund, bist du toll?
Gott verzeih mir Sünder!
Männer glaub' ich schwerlich wohl,
Aber viele — Kinder.

BAMBERG und WÜRZBURG, b. Gohardts W.: *Die Bildung des Priesters*, von Ph. J. von Huth, 2te Auflage. 1798. XIV. XX. u. 612 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (Die erste Auflage erschien 1784.)

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchhandl.: *Kleine Seelenlehre für Kinder* von J. H. Campe's. Zur allgemeinen Schulklopädie gehörig. 5te verbeß. Auflage. Nebst 4 Kupfertafeln. 1799. XVI. u. 176 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 253.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Audofstadt*, b. Langbein und Klüger: *Fibel für Burger- und Landschulkinder*, welche bald lesen und etwas Nützliches lernen wollen. Nach einer leichten und auf vieljährige Erfahrung gegründeten (?) Methode. 1799. VIII. und 100 S. 8. Vergleicht man die Fibel selbst mit dem prahlenden Vorberichte, so wird man ganz unwillkürlich an den *mons parvulus* erinnert. Auftretend muß sich Hr. Joh. Phil. Schüllerberg in Würzburg — so unterschreibt sich der Vf. — die Lesemaschine, als eine Art von Klystermaschine vorstellen; denn sonst würde er sie nicht Verb. S. V. eine Erfindung, das Lesen bezugbringen, nennen, welche den Nürnberger Trichter noch übertrifft. Gar artig muß sich des Vfs. Manier zu lesen, ausnehmen, wie man aus den Regeln

schließen kann, die er S. 29. giebt: „Bey dem Kolon (:) hält ein und zähle drey, bey dem Puncium (.) halt ein und zähle vier.“ Von dem Schönheitsgefühle des Vfs. ist das Sprichlein S. 26.:

Ein schmutziges Kind hat Laufe und Grind etc. (psau!)

ein sprechender Beweis. Daß in seinen Lesematerialien schon S. 17. *Gott* und *christlich* vorkommt; daß er S. 49. die Abschieden lehrt, von Martinique etc. komme der Kaffee her und S. 64. ff. die Vornamen z. B. Samuel d. h. von Gott gesetzet (was denn?) erklärt, dies alles zeugt von den tiefen psychologischen und pädagogischen Kenntnissen eines Ph. Bibelmachers.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 10. October 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Götschen: C. M. Wieland's *Sammtliche Werke*. — Dreyßig Bände. 1794 — 1797. In großs Quart auf geglätteten Velin-Papier. (200 Rthlr.)

Eben dieselben, in großs Octav, und in Taschenformat, jede ebenfalls von dreyßig Bänden. 1794 bis 1797.

Das typographische Verdienst dieser Ausgaben haben wir, nachdem die ersten zehn Bände erschienen waren, (A. L. Z. 1796. Nr. 1.) auseinander gesetzt, und man hat alle Ursache die edle Kühnheit, die muthvolle Standhaftigkeit, und das unermüdete Bestreben nach der höchsten Vollkommenheit, womit Hr. Götschen eine solche Unternehmung unter den widerwärtigsten Zeitumständen glücklich ausgeführt hat, zu bewundern, und ihn dem Danke der Zeitgenossen und der Nachkommen besonders unserer Nation, in welcher er der Erste ist, der sich der kleinen Anzahl berühmter ausländischer Meister der Buchdruckerkunst, die sich durch prächtige und schöne Ausgaben hervorgethan, an die Seite gestellt hat, zu empfehlen.

Jetzt ist es Zeit von den Verdiensten des Urhebers dieser Werke um diese neue Ausgabe zu reden, und wir machen den Anfang mit der *Geschichte des Agathon*, die die ersten drey Bände derselben enthalten.

Als dieses Werk zuerst im Jahre 1766 erschien, befaß die deutsche Nation überhaupt, Wielands eigene frühere Versuche abgerechnet, im Fache der Romanie noch wenig oder nichts. Agathon erschien nicht nur als ein neues, die vorigen deutschen sehr weit übertreffendes, sondern auch als ein eigenständliches, keinem der ausländischen Meister nachgebildetes Kunstwerk. Wenn es einige Beurtheiler mit Marivaux oder Crebillon verglichen; so vergaßen sie über der Aehnlichkeit einzelner Gemälde, ganz den großen Unterschied in der Anlage, der Tendenz, und besonders der so glücklich benutzten und durchgeführten Idee, die ganze Geschichte in das schönste Zeitalter Griechenlands zu verlegen. Daher gerieth Lessing in edlen Unmuth, indem es ihm vorkam, daß man es nicht mit dem Enthusiasmus aufgenommen hätte, den es verdiente. Er zählte es (Dramaturgie 2^{ter} Th. S. 136.) zu dem vorzüglichsten Werken unsers Jahrhunderts, und nannte es den ersten und einzigen Rost für den denkenden

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

Kopf, von classischem Geschmacke. Lessing's Unwille schien sich indess bloß auf einige kalte und oberflächliche Beurtheilungen zu gründen; daß die Nation aber nicht gleichgültig dagegen blieb, zeigte die Begierde mit welcher es in der ersten Ausgabe gelesen, und der Eifer mit welchem die zweyte unterstützt wurde. An diesem nahm auch Frankreich und England durch Uebersetzungen Antheil. Schon in der zweyten Ausgabe hatte der Vf. viele Veränderungen gemacht, die sich auf Sprache, Ton und Stil bezogen. Dennoch ist in dieser Ausgabe der letzten Hand fast keine Seite zu finden, die nicht Spuren der glattenden und bessernden Feile zeigte. Bald ist eine schleppende Redensart verkürzt, wie 1. B. 2. Kap. „Er glaubte in dem vermischten Getümmel ein seltsames Heulen und Jauchzen zu unterheilen, welches von den entgegenstehenden Felsen fürchterlich wiederhallte.“ wo es vorher hieß: „auf eine fürchterliche Art wiederhallte.“ Bald ist eine überflüssige Partikel ausgemerzt; wie (1. K.): „Eine Oeffnung des Waldes zwischen zwey Bergen zeigte ihm [von fern] die untergehende Sonne;“ bald ein müßiges Beywort, wie (2. K.), „als sich ihm plötzlich ein Schauspiel darstellte, welches fähig scheinen könnte, den oben erwähnten Weisen selbst seiner eingebildeten Göttlichkeit vorzugesetzen zu machen.“ wo es nun heißt: „worüber der oben erwähnte Weise selbst seiner Göttlichkeit auf einen Augenblick hätte vergessen können.“ An vielen Stellen sind richtigere Ausdrücke gesetzt: z. B. (1. Kap.) „Es brauchte nichts mehr als diesen Anblick um das Gefühl seiner widrigen Umstände zu unterbrechen;“ richtiger als das vorherige *Empfindung*; zumal da dieses Wort kurz vorher schon an der rechten Stelle gebraucht war. Eben so (2. Kap.) Dasjenige was unsern Helden in dieser Nacht begonnene, giebt eine neue Bekräftigung dieser Bemerkung ab; richtiger als vorher: *Beobachtung*. Häufig sind edlere und schönere Ausdrücke gewählt, als (4. Kap.) „Wußte sie nicht, daß keine Scheidung der Leiber *meine Seele* verhindern könne, über Länder und Meere wegzuschießen, und gleich einem liebenden Schatten über dir zu schweben.“ wofür jetzt steht: „Die Thürinn! die nicht wußte, daß keine Scheidung der Leiber *deine Psyche* verhindern könne“ u. s. oder (VII. B. 5. Kap.) urtheile, schöne Danaë, ob derjenige, den der bunte Schimmer einer blühenden *Aus* schon in eine Art von Entzücken setzte, bey einem solchen Auftritt unempfindlich bleiben konnte? wo vorher stand: „einer blühenden *Wiese*.“ Hier und da ist ein zu preitföhrer Ausdruck verbessert. Das vierte Kapitel des ersten Buchs fing so an: „Die aufgehende

M

de Sonne, die von der rosenfingrichten Aurora angekündigt das Jonische Meer mit ihren ersten Strahlen vergoldete, fand alle diejenigen u. f.; nunmehr aber lautet der Anfang: „Als die aufgehende Sonne das Jonische Meer mit ihren ersten Strahlen vergoldete, fand sie u. f.“ Durch das Wegschneiden entbehrlicher Einschübel sind viele Stellen kräftiger geworden. Z. B. (1. B. 4. K.) „Die Thörinn [kannte sie die Macht der Liebe nicht; die Agathon einlöst?] Wufste sie nicht“ u. f.; jetzt mit Weglassung der eingeschlossenen Worte: „Die Thörinn die nicht wufste“ u. f. (Kap. 2.) „Vernunthlich würde unter ihnen selbst ein grimmer Streit entstanden seyn, und Agathon zuletzt das tragische Schickel des Orpheus [der einst aus ähnlichen Ursachen von den thracischen Mäuden zerissen worden war] erfahren haben.“ Die Parenthese ist mit Recht weggelassen, da der Sache schon vorher erwähnt worden. Eben deswegen wäre hier noch eine Beziehungspartikel einzuschalten gewesen: „und Agathon zuletzt doch noch das traurige Schickel des Orpheus erfahren haben. (VII. B. 5. K.) sagte Agathon von dem Bilde der Psyche: „Mein Herz schmückte es [mit allem, was die Natur anmuthiges hat] mit allen Vorzügen des Geistes, mit jeder süßlichen Schönheit, mit allem was nach meiner Denkart das vollkommenste und beste war, aus.“ Die eingeklammerten Worte sind als ein müßiges Einschübel in der neuen Ausgabe weggefallen. Ueberall ist auf die Gedeihenheit der deutschen Sprache Rücksicht genommen, und von den vielen ausländischen Wörtern, womit die erste Ausgabe überladen war, sind nur wenige geblieben, die das volle Bürgerrecht schon hatten, und sich nicht ohne Zwang durch deutsche hätten ersetzen lassen. Das griechische Costume ist häufig noch besser als vorher beobachtet worden. Die asiatischen Harems (1. B. 3. Kap.) heißen nun besser: *Gynaeceen asiatischer Fürsten und Satrapen*. Und wenn es (Kap. 2.) vorher hieß: Er unterschied jetzt den Schall von Trommeln und das Flüstern regelloser Fluten, so liest man jetzt historisch richtiger: „Er unterschied jetzt den Schall von Trommeln, und ein schmetterndes Getöse von Schalmeyen und Pfeifen.“ Mit großer Aufmerksamkeit hat der Dichter auch sonst unpassende Nebenzüge, oder Bilder, die nicht zu ihrem Orte standen, entfernt. VII. B. 6. Kap. „Sie saß oder lag (denn ihre Stellung war ein Mittelweg von beiden) auf einem mit Tyrischen Purpurdecken belegten Ruhebette.“ So ist dieses Ruhebette gewis zweckmäßiger verzerrt, als in den vorigen Ausgaben, wo es mit Silber und Perlen reich geschmückt war. Ebenfalls selbst (S. 30. d. n. A.) „Sie maß es vernunthlich einer schwächeren Unerschöpflichkeit, oder einem Streite zwischen Ehrfurcht und Liebe bey, daß ich (ungeachtet des Eindrucks, den sie auf mich machte) ihrer Tugend keine Gelegenheit gab, sich durch ihre Gewandtheit in der Verteidigungskunst in Achtung bey mir zu setzen.“ Ohne Zweifel schicklicher als ehemals: „daß ich (ungeachtet des starken Eindrucks, den sie auf mich machte) ihr keine Gelegenheit gab, die Zärtlichkeit

ihrer Tugend fern zu lassen.“ Im VII. B. 7. Kap. wird erzählt, daß Agathon bemerkt habe, seine Erzählung von der Psyche mache der Danae lange Weile: „Eine Art von Mittelweg zwischen Gähnen und Seufzen, welches ihn an der Stelle, wo wir seine Erzählung abgebrochen haben, entführte, und ein gewisser Ausdruck von Langweile, der aus einer erzwingenen Mine von vernünftiger Aufmerksamkeit hervorbrach, machte, daß er endlich seine Unbesonnenheit gewahr wurde. Er gerieth darüber in eine Verwirrung, die er vergebens vor Danaen zu verbergen suchte, und seine Erzählung würde vielleicht darüber ganz ins Stocken gerathen seyn, wenn sie ihn nicht sogleich zu Hülfe gekommen, und ihn mit der gefälligten Mine und im naivsten Tone der Theilnehmung ersucht hatte, sie durch die Fortsetzung einer so interessanten Geschichte zu verbinden. Er fuhr also, nachdem er sich in geheim mehr Aufmerksamkeit auf seine Zuhörer in und auf sich selbst angelobt hatte, folgender Massen in seiner Erzählung fort.“ Wie sehr hat diese Stelle an Schicklichkeit und Delicateffe gewonnen, wenn man die Lesart der vorigen Ausgaben dagegen hält! „Er stutze (hieß es sonst) einen Augenblick, er errothete, und es fehlte wenig, daß er den Zusammenhang seiner Geschichte darüber verloren hätte. Doch erholte er sich noch geschwinde genug wieder, um seiner Verwirrung irgend einen zufälligen Vorwand zu geben, und setzte seine Erzählung fort, nachdem er erst bey sich beschlossen hatte, genauer auf sich Acht zu geben, und seine Beschreibungen so sehr abzukürzen, als nur immer möglich seyn würde.“

Hie und da finden sich auch Zusätze in der neuen Ausgabe dieses klassischen Werks. Der wichtigste macht den größten Theil des sechzehnten Buchs aus. Agathon faßt hier den Entschluß sich dem Archytas noch genauer zu entdecken, und übergibt ihm eine Handschrift, welche die Geschichte seines eigenen Lebens von ihm selbst verfaßt, enthält. Dies veranlaßte verschiedene Unterredungen zwischen ihm und Archytas, von denen im 2ten und 3ten Kapitel eine der interessantesten mitgetheilt wird, in welcher zuletzt Archytas die Geschichte seiner eigenen Denkart und Handlungsweise, mit erhabener und hinreißender Beredsamkeit vorträgt. Durch diese Zugabe ist nicht nur der Schluß des Werks besser motivirt, sondern auch das Ganze in noch größere Harmonie mit der Idee, die dem Vf. vorlachte, ein Beyspiel *quid virtus et quid sapientia possit* aufzuzeigen, gebracht worden.

Daß auch bey dem lobenswürdigen Fleisse, welcher in dieser Ausgabe auf die Correctur gewendet worden, eine Anzahl unangenehmer Druckfehler, die sich in die zweyte Ausgabe eingeschlichen hatten, nicht fortgepflanzt sind, bedarf hier kaum bemerkt zu werden. Eine einzige Stelle laßt uns einen Druckfehler vermuthen, der aus jener Ausgabe beybehalten seyn möchte. Im zweyten Theile S. 44. der Quartausgabe, im achten Kapitel des siebenten Buchs heißt es von der Pythia: „Denn nachdem sie

alle ihre Mähe verloren sah, mich das, was sie mir zu sagen hatte, errathen zu lassen, brach sie endlich ein Stillschweigen, dessen Bedeutung ich eben so wenig verstehen wollte, und entdeckte mir mit einer Dunkelheit und einem Feuer, welche mich erröthen und erzittern machten, das sie liebe und wieder geliebt seyn wolle.“ Der Sinn erfordert hier offenbar Deutlichkeit statt Dunkelheit zu lesen. Auf eben dieser Seite steht in der Quartausgabe *Priesterin*, statt *Prinzessin* wie man in den kleineren Ausgaben richtig liest.

(Die Fortsetzung folgt.)

BERLIN, b. Hartmann: *Der Jude*, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, aus dem Englischen. 1798. 120 S. 8.

Ein Jude, äußerlich das Bild des schmählichen Geizes, innerlich der weiche wohlthätigste Mensch, ist der Hauptgegenstand dieses Schauspiels. Indem der Vf. eine krankliche Empfindsamkeit in den Charakter legte, mochte er glauben, dessen Wahrheit zu erhöhen, und überdem schwebte ihm vielleicht irgend ein wirkliches Original aus der reichen Gallerie seines Vaterlandes vor. Immer aber hat die Darstellung an poetischem Werth und Interesse durch diese Behandlung keinesweges gewonnen, und das winselnde Mitleiden des Juden erregt Langeweile, wo nicht gar Ekel. Das ganze Stück hat den Fehler trockener Abstraction, der überhaupt der englischen Schule in der dramatischen Kunst oft anzumerken ist, und der sich von der Zeit herschreibt, da vorzügliche Köpfe, wie Ben Jonson und andere, das Stöben, jene Kunst aus ihrem Zustand von Barbarey hervorzuhoben, mit einem etwas pedantischen und knabenhaften Studium der alten Dramatiker verbanden; damals aber eröffnete das Genie eine neue Laufbahn, die jetzt geschlossen scheint.

Für innern Zusammenhang, für Haltung in den Charakteren, für wechselseitige Abhängigkeit dieser von den Situationen und der Situationen von ihnen, ist hier nicht mehr und nicht weniger gesorgt, als in den Schauspielen, mit denen die Fruchtbarkeit einiger weniger von unsern Dichtern die deutschen Bühnen halbjährig zu mehreren Dutzenden versieht. So z. B. wird der Jude von allen Personen des Stücks anfänglich auf das unbarmherzigste verkannt, und diese scheinen die öffentliche Meynung über ihn auszudrücken, indem sie ihn für den hartzigsten Filz von Abrahams ganzen Stamme halten; auch äußert er selbst bey vielen Gelegenheiten, das seine Wohlthaten, unbedachtwillen, er sich das Notwendigste abdarbt, aller Welt ein Geheimniß sind — nichts dergleichen aber wird S. 37. zu ihm gesagt: „Die ganze Stadt ist voll davon, das sie andere mit fürstlicher Großmuth unterstützen, und dennoch sind sie äußerst karglich.“

So wie das Stück ganz wohl unübersetzt bleiben konnte, eben so hatte die Uebersetzung leicht besser gerathen können. Der Dialog ist steif, und der Stil

unbeholfen. Wenn man S. 16. liest: „Leeres Mitleiden speist den Mungrigen und bedeckt den Nacken — den nicht.“ so sollte man glauben, das leeres Mitleiden zwar den Hungrigen speist, aber den Nackenden nicht bedeckt. So muß man sich, sehr unorthodoxer Weise, ziemlich anstrengen, ehe man versteht was S. 58. folgendes heißen soll: „Sie ist zu schwach; — dies that der Kummer; — und hat daher zu viel Nachsicht.“

HAMBURG und ALTONA, in der Buchhandlung der Verlags-Gesellschaft: *Dramatische Beyträge für die deutschen Bühnen*, herausgegeben von Dr. Schneider. (Enthält mit besondern Titeln: *Asur, König von Ormus*, ein Singpiel in vier Aufzügen, nach dem Tavar (Tavare) des Beaumarchais. 125 S. *Die Rächer*, ein Trauerspiel in fünf Acten.) 1799. 173 S. 8.

Wenn bey uns ein mittelmäßiges Schauspiel mittelmäßig übersezt wird; so hat das wenig andere Folgen, als das dem Verleger etwa ein Ladenhüter zuwächst. Hingegen kann die schlechteste Uebersetzung eines Singpiels, wenn sie auf unsere Bühnen kommt, und die Musik Glück macht, ihren Urheber mit dem Wahne bereichern, er habe mehr geleistet als etwa ein Buchbinder, der ein sehr gutes Buch sehr ungeflickt und plump einbände. Dies ist der Fall mit dem deutschen Vf. — wie er sich selbst wohlgefällig betitelt — des *Asur*, und mit seiner Verdeutschung einer Oper, die, wie die meisten französischen Werke dieser Gattung, genug poetischen Werth hat, um es bedauern zu lassen, das sie bey uns nicht in geschicktere Hände gefallen ist. Ahet Sallieri's Composition, und der Geschmack des Theaterpublicums, das es bey schöner Musik mit dem Text nichts weniger als genau nimmt, säßern für den Leser weg, dem nunmehr das Stück mit andern Prätensionen vorgelegt wird, als in den Opernbüchern, die an den Eingängen der Schauspielhäuser, verkauft zu werden pflegen. Er kann jetzt solches Deutsch, in Versen S. 50.

„Auf Engels Gefeder
Sank jetzt deine Weisheit
Sich auf mich hernieder.“

Und in Prosa S. 33.

„O König, ich sehe, deine Seele ist süßlich.“

sich nicht mehr so geduldig gefallen lassen. Er muß den armen *Beaumarchais* noch im Grabe beklagen — für wie Vieles auch der ganz besonders sündige Mann zu büßen haben mochte — das man ihn in Deutschland mit Versen travestirt hat, von denen nur wenige ertraglicher, und viele noch schlechter sind als folgende, S. 75.

„Dieser Spatz soll bloß bedeuten,
Dafs dies Mädchen von euch beiden
Und von euern Liebeleyen

Sich gern wollte so befreien,
Denn kein Narr gefiel noch ihr."

Den Originaldichter, den ein solcher Uebersetzer verspricht, leistet Hr. D. Schmieder redlich in seinem Trauerspiel: *die Rache*. Die Existenz dieses Stücks, welches nicht wenig gräflich seyn würde, wenn es weniger lächerlich wäre, hat eine Erzählung in Meisters Skizzen verschuldigt; wir haben diese nicht bey der Hand, glauben indessen a priori annehmen zu können, daß die Skizzen an der Erfindung eines italienischen Namens, wie ihn eine Hauptperson des Stücks führt: *Marchese Goulio Maffe*, und an manchen andern Sünden des Hn. S. unschuldig sind: Der Vf. ist in den bereits oben angezeigten Ausdruck: *fühlbares Herz*, verliebt; er hat ihn hier auf einer Seite (77) nicht weniger als zweymal; *Alessandro* sagt zu *Ludovico*: „mein Herz ist nicht fühlbar,“ und *Ludovico* wiederholt gleich darauf in einem Monolog: (freylich die Hand auf sein Herz drückend, so daß diesmal fühlbar wirklich deutsch seyn könnte,) „wohl bist du fühlbar, nur zu fühlbar, so flammeud das Feuer das drinnen brennt, wie ein Schwefelkeßel des Vesuv, wie schmelzend Erz durch alle Adera strömt.“ — In der Banditenprache besitzt der Vf. eine ganz vorzügliche Stärke, und Lessing's *Angelo*, der Urvater unserer Theaterbanditen, war nur ein Schulknabe gegen die Banditen des Hn. S., die sich sieben Seiten hindurch in folgendem Tone gegen einander expectoriren:

„Erster Bandit.

Aber er bekam's doch endlich?

Zweiter Bandit.

Daß ich sein Blut zwey Tage nicht von mir weg kriegen könnte, so voll hat er mir alles geprißt, und mein Auge sah ich auf den (dein) Boden mich anstarren, und must's in der Tasche mit wegtragen.“

MANNHEIM, b. Schwan und Götz: *Taufung. Ein Sittengemälde in fünf Acten*, von Dr. F. Lindheimer. 1798. 172 S. 8.

Die Mode, den Titel: *Luft-Trauer- oder Schauspiel* zu umgehen, und die gewöhnlichsten dramatischen Producte unter irgend einer andern Benennung, die man für auszeichnender hält, in die Welt zu schicken, ist von dem Vf. dieses Stücks auch mitgemacht worden. Ein *Sittengemälde* ist es nicht mehr und nicht weniger, als jedes Drama aus dem bürgerlichen Leben, und es ist ein höchst mittelmäßiges *Sittengemälde*, dessen Hauptzüge, Spielfucht

und jugendlicher Leichtfinn, schon hundertmal, und nicht selten um vieles besser, mit kräftigeren Farben, in anziehenderen Situationen und geschickteren Zusammenstellungen geschildert worden sind. Der Lieutenant von *Bleß*, der die moralische Kar seines jungen Freundes dadurch unternimmt, daß er ihn in dem Wahne erhalte, er habe den Bräutigam einer geliebten Schwester erschossen, denkt von ihm wie ein edler Mensch von einem Freunde nicht denken darf, indem er voraussetzt, er werde aus Furcht vor den Folgen des Mords, sich durch keine Reue, durch keinen Schmerz gegen seine, für das Leben ihres Geliebten zitternde Schwester verrathen. Daß sich *Strombeck* wirklich verrath, und den albernen Freund dadurch in eine ziemliche Verlegenheit setzt, ist also schon recht; aber gar wunderbar ist es, daß ein junger Lieutenant jene Reue, jene Schmerz durch die hoch tragische Erzählung eines Traums äußert, bey welchem man sich sogleich des berühmten Traumes in den *Raubern* erinnern muß, und wie *Voltaire*, als er in einem Trauerspiel, das ihm vorgelesen wurde, auf alte gute Bekannte stieß, das Mützen abnehmen mochte.

LIZÉTO, b. Gothe: *Johann von Saintree, nach einer provençalischen Urschrift von Grafen von Treßan bearbeitet*. 1797. 214 S. 8. (16 gr.)

Diese kleine, an sich unterhaltende Erzählung ist schülerhaft fleißig übersetzt, und voll Gallicismen geblieben! Folgende Beyspiele mögen dies beweisen: „und hohlte aus demselben einen kleinen Beutel, der „von der Farbe war, die sie vor ihrer Vernählung getragen hatte, und womit die traurigen und düstern franziskaner Mönche der Witwenschaft den „Leib umgürten.“ — „Er vergaß für keine (Verstellung nämlich, die ihm der Wohlstand gebot) Ersatz zu fordern, und die Prinzessin bewilligte ihn „gerne.“ — „Nicht lange darauf meldete ein einfacher Bote dem französischen Monarchen, daß zwölf „Ritter aus Grosbrittannien über das Meer gegangen „waren, und sich nach einem Aufenthalte von einigen Tagen zu Calais, weil sie sich nicht den gewöhnlichen Gebräuchen hätten unterwerfen wollen, vorgenommen hätten, nicht nur nicht am Hofe zu erscheinen, sondern auch nichts zu unternehmen, welches sie nöthigen könnte, einen Herold „dahin zu schicken und eine Art von Erlaubniß von einem Fürsten zu erlangen, welchem sie nicht vor den König von Frankreich erkannten, „weil er der Sohn Philips von Valois wäre, mit welchem ihr Herr vergeblich um die Krone gekümpften hätte.“ —

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 11. October 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Benj. Fleischer: *Joh. Christian Edlen von Quistorp's — Rechtliche Bemerkungen aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit besonders für praktische Rechtsgelahrtheit. Zweiter Theil, nach des Vfs. Tode herausgegeben von Dr. Georg Wiese, Reufsichen Hof- und Regierungsrathe. 1798. 268 S. 4. (1 Rthl. 12 gr.)*

Der Ruf, den der seit dem März 1795 verstorbene Vf. fast allgemein in dem juristischen gelehrten Publicum, wenigstens einem großen Theil desselben, besonders dem, der die praktische Rechtsgelahrtheit zum Hauptgegenstande seiner Beschäftigung macht, sich erworben hat, ist wohl vorzüglich durch seine frühere Bearbeitung des peinlichen Rechts und zwar zu einer Zeit begründet worden, wo diese Wissenschaft noch ziemlich vernachlässigt, weder durch die Menge neuer trefflicher Schriften von den vielen ihr anklebenden Schlacken gereinigt und mit wirklich neuen Ideen, Ansichten und Vorstellungsarten bereichert, noch auch in dem Umfange und mit der Ausführlichkeit, wie es dort geschehen, behandelt war. Hiedurch ward der Name des Vfs. in allen Gerichtshofen und Facultäten bekannt, und Jedermann war froh, nun ein wahres Repertorium zu besitzen, worin er auch die verschiedensten Meynungen mit den Gründen Pro und Conra, mit den gehörigen Belegen und Autoritäten unterlützt, aufgestellt finden und daraus nach Belieben wählen konnte. Letztere Art der Behandlung war dem Vf. hiedurch so geläufig und gleichsam eigenthümlich geworden, daß sämtliche hernach von ihm im Civilisachen geleisteten Arbeiten gleichen Stempel an sich tragen. Selten oder nie findet man, daß er eine Meynung sich eigen gemacht, und sie mit neuen, eigenthümlichen oder auch nur nach seiner individuellen Einsicht und Vorstellungsart gefassten Gründen verteidigt und bewiesen hätte. Alles trägt vielmehr die Zeichen fremder Denkart an sich, ja kaum kann er es über sich erheben, irgend einer Meynung ausschließend, bestimmend und entscheidend beyzutreten, und wagt er es ja einmal; so klebt er doch anglicklich an den Gründen und sogar den Ausdrücken seines Vorgängers. Jede abweichende Meynung macht ihn wankend und ungewiss; jede seiner Behauptungen ist mit einer Menge Einschränkungen verbrämt, und selbst die klaren Gesetze müssen sich den Meynungen der Doctoren mittelst dieser oder jener Ausnahme anschmiegen. Bey einer solchen Unbestimmtheit, A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

bey dem gänzlichen Mangel an eigener Beurtheilungskraft und der daraus entstehenden natürlichen Folge, daß der Vf. sich selbst verwirrt und zwischen mehreren Meynungen ungewiss umherirrt, ist es denn auch wohl kein Wunder, daß der hohe Gerichtshof, dessen Mitglied derselbe gewesen, allen ausdrücklichen Bezug auf angenommene Meynungen desselben, wie der Herausgeber in der Vorrede klagt, sich verbeten hat. Denn ist es eines Theils wohl gewiss, daß die Entscheidung der meisten Rechtsfälle nicht von bloßen Rechtsfragen, sondern von der näheren Angabe der vorhandenen factischen Umstände abhängt, welche die Anwendbarkeit jener erst bestimmen; ist es andern Theils eben so ausgemacht, daß in aufgeklärten, mit dem Geiste ihres Zeitalters fortschreitenden Gerichtshöfen, die Macht der Präjudicien bey weitem nicht mehr die nämliche ist wie ehemals, vielmehr keiner gern das Wachsthum seiner Erkenntniß unter den Glauben an verjahrte Meynungen gefangen nimmt; so kann Rec. es sich leicht erklären, warum das Wismarsche Tribunal es der Klugheit angemessen gefunden hat, die in einer oder der andern Entscheidung befolgten Grundsätze gerade nicht für durchgehends angenommene Meynungen desselben, am wenigsten in einer Sammlung ausgeben zu lassen, deren Vf. den wahren Gesichtspunkt der Sache vielleicht nicht immer ganz richtig gefaßt haben könnte. Unter dieser Ansicht dürfte denn der Vorwurf, den der Herausgeber deshalb dem Gericht zu machen scheint, um so eher wegfallen, als es denselben nicht gleichgültig seyn muß, den guten Namen, den ihm die Schriften eines Movius und von Engelbrecht erworben haben, zu erhalten, vielmehr es denselben nur rühmlich seyn kann, in Sammlungen solcher Art seine Ansprüche als Belege angeführt zu sehen. Rec. kann sich wenigstens keinen andern Grund dieses Verfahrens denken, da ja auch die Mitglieder anderer höchsten Landesgerichte, ein Pufendorf, Canngieser, Kind u. a. m. sich stets auf die Urtheile ihrer Collegien beziehen, und hierin wird er auch durch die Ansicht gegenwärtiger Arbeit selbst noch mehr bekräft. Alles, was er zur Charakteristik der Schriften des Vfs. vorher bemerkt hat, bewährt sich auch hier bey dieser Arbeit wieder vollkommen, wie eine nähere Prüfung derselben noch deutlicher ergeben wird. Bey weitem der größere Theil der Bemerkungen ist aus dem Civilrecht, nur wenige sind aus dem peinlichen Recht genommen. Zu letztern gehören Nr. 1. 24. 32. 36. und zum Theil 22. — Die Bm. 24 und 63. hatten als ein Paar unvollendete Bruchstücke füglich

lich ungedruckt bleiben können; Nr. 52. wäre eben wenig vermist worden, da sie theils unbedeutend, theils aus *Kleinschrodt* entlehnt ist. Den angeleglichen Unterschied zwischen der *condemnatio ad omnes publicum* und der *poena operarum publicar.* hat der Vf. überall nicht dargethan; wir können auch weder selbst noch bey dem angezogenen *Kleinschrodt* einen wesentlichen auffinden. Bey weitem ausführlicher ist zwar Nr. 1. S. 1 — 16, aber in unsern Augen eine der mittelmaßigsten im ganzen Buche. Der Vf. sucht darin das Dafeyn, den Begriff und die Strafe der *mathematischen* Verbrechen zu beweisen und zu bestimmen. Rec. hat noch bey keinem Criminalschriftsteller diese Benennung gefunden; denn wenn gleich bey einem unvollkommenen Beweise oder bey einem auf Anzeigen beruhenden Verdacht eine außerordentliche Strafe erkannt zu werden pflegt; so haben doch neuere Criminalisten eines Theils solche bereits aus erheblichen Gründen bedenklich und die Einschränkung derselben muthsam gefunden, andern Theils nie die Benennung gewagt, am wenigsten sie auf die von dem Vf. angegebene Art gebraucht, die offenbar zu einer unelendlichen Ungewissheit der Namen und Verwirrung der Begriffe führt. Der Vf. versteht nämlich unter *delicto praesumpto* eine schon an und für sich unerlaubte und sträfliche Handlung, die wahrscheinlich oder den Umständen nach auf die Vollbringung eines größern Verbrechens abzweckt, und mathematisch in Beziehung auf die Hauptthat unternommen ist. — Allein schon dieser Begriff selbst zeigt die Unrichtigkeit der ganzen Vorstellungsart; denn die wirklich vorhandene sträfliche That ist ja ein wahres und nicht blos muthmaßliches Verbrechen, wenn gleich von anderer Art und mit einem andern Namen, als die lediglich daraus gefolgerte Hauptthat, zu bezeichnen, mithin auch nur als solches zu bestrafen; letztere aber verdient um deswillen weder den Namen noch die Strafe eines Verbrechens, weil beides die wirkliche Existenz und Gewissheit des begangenen Verbrechens voraussetzt. Nach der Voraussetzung fehlt es hier ja aber ganz an der Gewissheit des *corporis delicti* und die Vollbringung der Hauptthat wird blos als wahrscheinlich angenommen. Ein offenkbarer Widerspruch ist hier wohl schwerlich zu verkennen. Der Vf. hat sich auch wirklich selbst schon S. 15. h. sein Urtheil gesprochen, so wie der Herausgeber auf diese Unrichtigkeit aufmerksam gemacht. Diese Neuerung hat so wenig die Fortschritte des Criminalrechts befördert, daß vielmehr die Aufnahme derselben sie unsreithen einen Schritt zurückwerfen würde. Auch sind die Beispiele des Vfs. zu seiner Absicht nur ganz unbedeutend. Sie beweisen theils zu viel, theils zu wenig. Zu letzteren gehören die Beispiele vom *falso homicidio praesumpto*, wo die vom Vf. beabsichtigte Bestrafung ganz unverantwortlich wäre. Falsche Wechsel zu verfertigen, ohne den geringsten Gebrauch davon zu machen, dürfte in vielen Fällen wohl überall nicht strafbar seyn, vielweniger als *falsum*, da es am wesentlichen Erfordernis dazu fehlt.

Eher möchte es sich noch zum *attemptato delicto* qualificieren.

Zu ersteren gehören die Beispiele vom *infanticidio* und *abortu*; wenigstens in letzterem ist Absicht und Wirkung (*affectus et effectus*) in der Maasse vorhanden, daß an der Gewissheit eines wahren Verbrechens kaum zu zweifeln ist. In der Not. k. sollte von *Strubia* statt des Vten der Ilte Theil citirt, auch noch derselbe I, 31. und IV, 170. zugefügt seyn. — Die Bem. 22. über die Suspension vom Amt S. 80 — 99. ist zwar ausführlich genug, um diese Materie ziemlich zu erschöpfen, gleichwohl vermißt Rec. darin Präcision, Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe, und eine entscheidende Gewissheit der eigenen Meynung des Vfs. Am bestimmtesten und richtigsten erklärt er sich S. 87 f. über die Suspension, je nachdem man sie als Strafe oder nur während der Untersuchung zur Verhütung mehrerer Nachtheils vorläufig erkennt. Unbestimmt äußert er sich hingegen S. 83. wenn er sie bald nur als eine Folge des bereits gefchehenen artikulirten Verhors anseht, bald wieder zuläßt, wenn die vorhandenen Anzeigen die Special-Inquisition hinlänglich begründen; vollends fehlerhaft endlich ist es, wenn er S. 85 selbst im Fall der eintretenden Special-Inquisition Ausnahmen von der Suspension und zwar bey Standespersonen machen will. Solches ist weder in dem angeführten Gesetz gegründet, noch mit einer vernünftigen Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz vereinbar. Noch drückt sich der Vf. in der letzten Periode S. 83 ganz schief aus, und sagt in zwei Sätzen, die einander entgegen stehen sollen, gerade das nämliche, wenn gleich die Folge S. 84 und 85 ganz deutlich seine Absicht zu erkennen giebt. — Aus dem canonischen Recht sind Nr. 2. 20 u. 46. Erstere betrifft die Ungültigkeit der von den Candidaten vor Erhaltung der Pfarre ausgefertigten Revere. Zu wünschen wäre, daß die in Pommern und Mecklenburg herrschende Gewohnheit, Pfarren durch die Heryath der Witwen und Töchter verstorbener Prediger zu erhalten, abgeschafft würde; da sie offenbar auch eine Art Simonie ist, und meist Veranlassung zur Immoralität und Ungerechtigkeit wird. In der Not. f. muß der §. 538. aus *Bohmer's* §. C. gelesen werden. Die Bem. 29. entscheidet die Frage: Ob die mit einem eingeführten Frauenzimmer durch priesterliche Einsegnung vollzogene Ehe mit dem Entführer auf Verlangen der Mutter der erstern nach gemeinem und löblichem Recht wieder zu trennen sey, mit den meisten Rechtslehrern verneinend. Die Ausführung ist (S. 139 — 159) aber zu weitläufig, da keine außer den bekannten Gründen angeführt sind. Wenn aber der Vf. S. 142 dem Beyſchlaß dieselbe, ja noch mehr Kraft beylegt; so kann Rec. dies den Rechten nicht geneins finden, vielmehr wenn man der Geschworenen ein Recht auf die Ehe zu klagen beylegt, solches nicht sowohl in den Gesetzen, als einer von dem Gerichtsbrauch bezeugten Billigkeit gegründet halten. XLVI. Die lebenslangliche Verpachtung der Kirchengüter durch die Provisoren erfordert wohl bey Patronatsfar-

natpfarren nicht die Einwilligung des Landesherrn, sondern des Patrons, welcher auch wegen ungebührlicher Alienationen der ersten Klagen kann. — Alle übrige Bemerkungen sind aus dem Civilrecht, zum Theil schlagen sie auch ins deutsche Recht ein. III—VII. sind kleine, zum Theil unbedeutende und allgemein bekannte Bemerkungen. Die Bem. VIII. über die Klage eines Käufers wider den Miethmann, der nicht raumen will, liefert nur einen Auszug aus der bekannten *Agrarischen* Abhandlung. Ob aber die dem Pächter ertheilte Hypothek, verbunden mit dem *pacto de non alien.* denselben gegen die Anstrengung selbst sichere, ist wohl sehr bedenklich, vielmehr glauben wir, daß gegen dieselbe kein ganz ausreichendes gesetzliches Hülfsmittel vorhanden, sondern der sicherste Weg für ihn sey, den Verpflichtet so zu vinculiren, daß dieser seines eigenen Besten wegen Bedacht nehmen muß, den Käufer zur Erhaltung des Pächters zu verbinden. — Einschränkungen der Gesetze, wie der Vff. sie in Nr. IX. bey der L. 17. *D. de test. et ratt. diff.* macht, führen zu einer ganz ungegesetzlichen Willkür und machen am Ende alle Gesetze überflüssig. IX. Ueber das Retentionsrecht des Pfandgläubigers wegen anderer Ansprüche. Die hier Not. f. angezogenen *Stryk* und *Revisus*, sind keine Gegner des Vfs. sondern derselben Meynung, und hätten daher wohl in der Note h, die ganz fehlt, stehen sollen.

(Der Beschlufs folgt.)

OEKONOMIE.

LEISTIG, d. Gräffe *Unächter Acacienbaum*. Zur Erinnerung des allgemeinen Aufbaues dieser in ihrer Art einzigen Holzart, von F. C. Medicus, Regierungsrath etc. *Anhang zum dritten Bande* dieser Zeitschrift, von S. 435—500. *Vierter Band*. Erstes bis fünftes Stück. 1799. 372 S. 8. (Ktbl. 10 gr.)

In dem Anhang zum dritten Bande werden zwey Aufsätze aus den schlesischen Provinzialblättern, wovon der erste zwar den Anbau des Acacienbaums empfiehlt, aber immer schiefe Seitenblicke auf Hn. Medicus Journal und Grundsätze wirft; und der andere, vielleicht bloß wegen nicht gehörig beobachteten Regeln und dadurch schlaggebener Anpflanzung, dem Baume alle Empfehlbarkeit abspricht, von Hn. Heinze, dem Hn. Grafen *Mattuschka* und von dem Herausgeber selbst widerlegt. Daß der Vff. des letzten Aufsatzes von Hn. Medicus, so wie er es an ihm verdient hat, abgesetzt wird, laßt sich zum voraus vermuthen, da das Disputiren in Sachen des Acacienbaums nun einmal nicht in einem ruhigen faulen Tone möglich zu seyn scheint. Hier kommt auch der Verf. wieder auf den schon mehrmals erwähnten Satz, daß die Theurung des Holzes vorzüglich in seiner Entfernung läge; so daß sich der unächte Acacienbaum schon deswegen nicht in tiefe Wälder schicke, ob er gleich auch in

denselben gedeihen könnte, welches aber nach Rec. mehrmaligen Versuchen, wobey er alle Vorschriften beobachtet, nicht gelingen will, da der Acacienbaum dann keine größere Vegetationskraft zeigt, als die Rothbuche.

Hr. Heinze hat diesem Hefte ein vierfaches Register zum dritten Band angehängt, 1) über die Schriftsteller und Beförderer, 2) über die angeführten Oerter, 3) über die merkwürdigen Sachen, und 4) über verschiedene in diesem Journal vorkommende Gegenstände, vorzüglich fortwissenschaftlichen Inhalts. Auf dem Umschlage kündigt Hr. Medicus eine Zeitschrift unter dem Titel an: *Beiträge zur Pflanzen-anatomie und Pflanzenphysiologie und einer neuen Charakteristik der Bäume und Sträucher*, die Rec. und mit ihm gewiß jeder wahre Forstmann sehrlich erwartet.

Das Merkwürdigste im ersten und zweyten Stücke des vierten Bandes ist in folgenden Aufsätzen enthalten. Im Iren empfiehlt Hr. Zapf gegen die Endstöße das Ausfüen und nachherige Besäuen mit Kohlspflanzen zwischen den Acacien, wobey Hr. M. erinnert, daß seine Ausfaat im May und häufiges Begießen schon hinlänglich gewesen sey, diese Insecten abzuhalten. Im Vten wird vom Hn. von der Leye nach seinen Erfahrungen behauptet, daß in Waldboden, und da, wo die Acacien rauhen Winden ausgesetzt sind, das Verletzen der zweyjährigen Pflanzen thunlicher sey, als der einjährigen, und Hr. Medicus bemerkt in einer Anmerkung, daß in rauhen, den Sturmwinden ausgesetzten Gegenden es wohl am besten gethan sey, sammtliches Oberholz bis auf ein oder höchstens zwey Augen abzuwerfen, damit die Wurzeln sich mehr verstärken, und dadurch die Bäume desto eher in den obern Schluß kömen und den Winden widerstehen könnten. Hr. *Hormannsdorfer* hat gegen die Waldmaute, welche die Rinde der Acacien von der Wurzel abreißen, mit Arsenik bestreute Hanfkörner und damit vermisches und mit Hohlziegeln gegen die Nasse bedecktes Mehl, mit Vortheil angewendet. Im Xten wird vom Hn. Oberjägermeister von *Eisebeck* einer drey Morgen großen Plantage von sechs Theil Birken und ein Theil Acacien erwähnt, die im zwölften Jahre 45 Klafter Scheitholz gab, ohne das Prügeln und Reißig, verschiedene Stücke schönen Wagnerholzes und mehrere Samenbäume. Das obige Quantum betrug ein Drittheil an Acacienholz und ein Acacienstamm war wenigstens dreymal so dick als ein birkenar. Im Xlten wird durch Hn. *Vogel* aus Erfahrung bestätigt, daß man auch in hohen Waldboden, wo Wasser zum Gießen in der Nähe ist, Samenheulen für die Acacien anlegen könne. Die Setzlinge, die man in der Nähe hat, sind dann schon vorthellhaft an Boden und Clima gewöhnt. Im XlVten wird der Vernehrung dieses Baumes durch Steckreiser Erwähnung gethan, diese müssen, wenn man einen glücklichen Erfolg davon sehen will, zehn bis zwölf Zoll unter der Erde stehen, unten rund abgeknippt seyn, nur ein hervorragendes Auge haben, vom

vorjährlgen Wuchse genommen und in guten fruchtbaren Gartenboden gesetzt werden. Eben so verlangen die Wurzelstücke zu ihrem gedeihlichen Wachsthum die beste Lage, den besten Boden, viel Feuchtigkeit, gar keinen Schaden, kurz, gerade die Behandlung, wie die Saamenländer. Es waren demnach nun vier Vernehmungsmethoden der Acacien bekannt, 1) durch Saamen, 2) durch Wurzelanschläge, 3) durch zerhackene Wurzelstücken, und 4) durch Steckreiser. Der XVte Aufsatz: *über die genaue Bestimmung des Begriffs von Holzmangel*, verdient von allen Fort- und Cammercollegen beherzigt zu werden. Es wird hier der Unterschied zwischen Brennholzmangel und Brennholztheuerung bemerkt, und gezeigt, daß die Theuerung nicht vom Holzpreise im Walde, sondern von Transportkosten und dem Wucher herühre; auch daß es in Deutschland nicht sowohl an Holz fehle, als daß es nur nicht immer auf dem rechten Platze stehe.

Im Iten Aufsatz des dritten und vierten Stückes wendet sich der Vf. an die Staatsanwohner und wünscht zur leichtern Vernehmung der Acacienbaums, daß ein Exemplar von dieser Zeitschrift in jedes Dorf geschenkt würde, damit durch den Nutzen des Holzes überzugt, die Gemeinden bald selbst das nöthige Brennholz anziehen möchten, und die holzfreßenden Fabriken aus Holzmangel nicht gehindert würden, sondern ihre Brennmaterialien durch Anpflanzung des Acacienbaums auf den gesägten Waldstücken erhielten. Im Xten giebt Hr. Wehl von seinen Acacienplantagen auf guten Waldboden, die sehr gut gerathen sind, Nachricht. Nach XIV. kommen auch die Acacien auf unfruchtbaren Fluglande unter Pappeln, Eschen, mehreren Weidenarten, Birken und Erlen am besten fort.

Im fünften Stück wird VII. gegen die Maykäferlarven oder Engerlinge der Rath ertheilt, zwischen die Acacien gelbe Rüben oder Sellerie zu pflanzen, die diese Insecten sehr lieben, und dadurch die Acacienwurzeln schonen. Auslesen der Engerlinge bey'm Graben, Rajolen u. s. w. so wie Abschütteln der Käfer im May und Junius, welches auch in einem der vorhergehenden Aufsätze empfohlen wird, mag wohl die besten Dienste thun.

Auch nach diesen Heften ergibt sich, daß der Acacienanpflanzungen in Deutschland immer mehr werden, und es muß sich sonach bald ergeben, ob dieselben die Vergleichung als künstliche Wälder mit den so nützlichen künstlichen Wiesen ausbalden werden.

NATURSGEICHTE.

LEIPZIG, in d. Schaefferischen Buchh.: *Filicum genera et species recentiori methodo accommodatae analytice descriptae a Joanne Hedwig. M. D. ac Professore botanices etc. iconibus ad naturam pictis illustratae a Romano Adolpho filio, Phil. et Medic. Doct. 1799. 3; Bogen Text und 6 illuminirte Kupfer in Folio. (3 Rthl.)*

Aus dem gelehrten Nachlasse seines Vaters liefert uns der Sohn diese Monographie über die Gattung *Trichomanes*. Sie enthält in der Einleitung Einiges zur Erklärung der gebrauchten Kunstausdrücke: wie *Spora* der betrachtete Saame, *Sporangium* seine Hülle oder Bedeckung, was man sonst Kapitel zu nennen gewohnt ist, *Perisporangium* eine eigene hautartige Bedeckung, welche nach Linne bey *Trichomanes* als *squama turbinate* betrachtet und von Smith *involucrum arcuolatum, bivalve* genannt wurde; *Columnula* ist der mittlere Stiel, an welchem die Kapselfeln ansetzen. Den Ring derselben mochte der Vf. lieber mit dem Namen *Connecticulum* oder *Symphloium* belegen, da er aber dieselbe Verriethung wie bey den Mooskapseln hat, durch seine Elasticität das Aufspringen zu befördern; so sehen wir keinen Grund ein, warum nicht hier auch der Ausdruck *annulus* beybehalten werden sollte. Es wird also nach jenen Bestimmungen der generische Charakter von *Trichomanes* folgendermaßen festgesetzt: *Fructificatione marginalis exsertaque. Perisporangium caliciforme aut hemisphaericum, limbo terso, aut ampliato planiusculo vel bilabiato seu in partes duas diviso. Inter hoc columnula fructigena prominens, aequalis, brevior limbo. Sporangia sphaerica cingulo articulo munita.* — *Trichomanes* wird mit *Hymenophyllum* Smith. vereinigt. In der Ordnung der Tafeln folgen mit ihren Beschreibungen: *T. crinitum, rigidum, tenellum, pyxidiforum, hymenoides, reptans, pusillum, pinnatum, crispum, lucens, scandens*. Die mehren Theilen aus Jamaica. Umrisse der ganzen Figuren und Vergrößerungen einzelner Theile finden wir deutlich und schon, über die Geschlechtstheile aber keine weitere Aufklärung. Zu hoffen ist die Herausgabe der versprochenen und von dem verstorbenen Hedwig angekündigten analytischen Beschreibung der Laubmoose, aus den nachgelassenen Papieren derselben.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Das menschliche Herz, von J. K. Lovater. 2te Aufl. 1798. XVIII. u. 236 S. 16. (16 gr.)*

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Nürnberg, in der Steinischen Buchhandlung: *Gründliche Anleitung zum Anbau und zur Benutzung des unächten Acacienbaums. Mit einer Kupfertafel. 1797. 66 S. 8. (4 gr.)* Abermals ein Auszug aus der bekannten *Medicu-*

schen Schrift über den unächten Acacienbaum, der recht kurz und handlich ist. Die Kupfertafel enthält einen Zweig mit Blüten und Blättern, und die Befruchtungs- und Saamenwerkzeuge einzeln.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. October 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Benj. Fleischer: Joh. Christian Edlen von Quistorp's — *Rechtliche Bemerkungen aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit, besonders für praktische Rechtsgelehrte. Zweyter Theil*, nach des Vfs. Tode herausgegeben von Dr. Georg Wiese etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die in der Xten Bem. gemachten Ausnahmen von der Nothwendigkeit einer *express. causae deb.* möchten die Sache doch wohl nicht durchgehends zur Executivklage qualificiren. XII. Die Cumulation der Eideszuschreibung mit andern Beweisen über den nämlichen Gegenstand, ist nach Rec. Einsicht von Pufendorf I, 154. sehr gründlich als gefährlich und unzulässig erwiesen, und dieses steht auch wohl keineswegs, wie der Vf. glaubt, mit dem subsidiarischen Gebrauch des Eides, wenn die erste Beweisführung misglückt, im Widerspruch; doch ist auch dieser nur mit Vorbehalt und Einschränkung zuzulassen. XIV. Enthalt eine zweckmäßige und ausführliche Beantwortung einiger Fragen über den Fall, wenn *id quod reliquum est* mit einem Fideicommiss belegt worden. Nur die Entscheidung der vierten Frage könnte noch aus dem schon vom Herausgeber angeführten Grunde einem gegründeten Bedenken unterworfen seyn. XVI. Dafs ein *testam. recipi.* vom Ueberlebenden allerdings, nämlich für seinen Vermögensantheil, widerrufen werden könne, wenn er gleich die Verfügungen des Verstorbenen nicht ändern darf, ist zwar unzweifelhaft; eben so gewiss ist es aber auch nach Rec. Einsicht, dafs bey einem *testam. correlative*, und wenn Ehegatten über ihre beiderseitigen zusammengeworfenen Güter gemeinschaftlich disponiren, der Ueberlebende das Testament auch wegen seiner eigenen Güter nicht ändern kann; und damit stimmen auch Pütter Resp. 42. §. 5 u. 6. und die vom Vf., wenn gleich für sich angezogenen Berger und Hommel überein. In Nr. XVII. wird die Frage von der Zulässigkeit der *exc. non numer. pecun.* nach Ablauf der gesetzlichen Termine, besonders auch bey öffentlichen Quittungen, so entschieden, dafs der Beweis gegen den Inhalt des Chirographums noch frey steht. Die Gründe sind zwar gut zusammengetragen, dennoch ist der Vf. nicht auf den Grund der Sache und in den Geist der römischen Gesetzgebung gedrungen, und hat eben deshalb irrige Schlüsse gemacht. 1) Das römische Recht nimmt die *exc. N. N. P.* nie im allgemeinen, A. L. Z. 1799. Viertes Band.

sondern stets in dem besondern Sinn der im Gerichtsgebranch sogenannten privilegiirten Exception. Nach dem Ablauf der gesetzlichen Frist derselben findet daher dieselbe eigentlich überall nicht mehr statt, sondern es tritt vielmehr alles nur wieder in das ordentliche Gleis, wo ein klarer Gegenbeweis gegen ein schriftliches Geständniß zulässig ist. 2) Gegen ein schriftliches Geständniß erläutern aber die Römer nur *liquidas et manifestiss. probati.* durch Urkunden, höchstens unverfälschte Zeugen L. 13. C. de N. N. P. L. 14. C. de contrah. vel committ. stipulat.: ausdrücklich aber ist die Eidessdelation bey den *exc. N. N. P.* in der L. 14. §. 3. C. de N. N. P. ausgeschlossen. Pufendorf's Erklärung dieser letzten ist unbefriedigend, denn die Nov. 136. c. 6. redet nur von Argentarien, die von der *exc. N. N. P.* ganz befreyt, statt dessen aber zur Beschwörung der Rechnungen verbunden waren. — Inconsequent ist es vom Vf. gehandelt, wenn er dieses bey öffentlichen Quittungen anerkennt, ausserdem aber die Eidessdelation zulässt. Maurer hat dies unabweislich dargethan. 3) Bey öffentlichen Quittungen hat nach den Gesetzen die eigentliche *exc. N. N. P.* überall nicht statt, sondern sie haben folglich völlige Beweiskraft, und wenn daher überall anders noch dem Aussteller ein Gegenbeweis verstattet werden darf; so kann er doch nimmermehr durch die Eidessdelation geführt werden. S. 69. Z. 14. ist zu lesen n. 302. p. 754. n. 19. 20. — XXI. Rec. ist durch die angeführten Gründe nicht überzeugt worden, dafs im Zweifelsfall immer ein Kauf oder Pacht in Baufch und Boken anzunehmen sey; er glaubt vielmehr, dafs sich hierüber überhaupt keine allgemeine Regel festsetzen lasse, sondern alles von den besondern jedesmal vorkommenden factischen Umständen abhänge; in dem von Struben angeführten Fall aber derselbe vollkommen Recht habe. XXIII. In der Regel dürfen wohl Handwerker nie mit rohen Materialien weder im Kleinen noch Großen handeln, in sofern es nicht herkömmlich oder gesetzlich ist. Das nämliche findet auch wohl in Ansehung des Verkaufs auswärtig verfertiger Handwerksartikel statt, in sofern der Handwerker blofs um Lohn und mit gelieferten Materialien arbeitet, z. B. der Leinweber darf nicht mit fremder Leinwand handeln. XXV. Der Vergleich über ein uneröffnetes Testament ist freylich allerdings gültig, die Meynung des Vfs. jedoch, als ob in den Gesetzen nur von gerichtlicher Entscheidung die Rede sey, irrig, da offenbar in der L. 1. P. *testam. quemadm. oper.* der außergerichtliche Vergleich zugleich mit jener genannt wird. Glück §. 349. im Comm. hat die ganze Materie ausführlich erörtert.

erörtert. — XXVII. Dafs von auswärtig belegten Capitalien ein Wohnort kein Abschloß zu bezahlen sey, in sofern solche weder aus dem inländischen Vermögen erwachsen, noch auch je importirt gewesen sind, ist sowohl der Natur dieses odiosen Rechts als andern rechtlichen Gründen angemessen; dafs aber einmal infertile und im Lande untergebrachte Gelder beyin Abzuge der Nachsteuer entworfen sind, dürfte doch wohl den Rechten, wenn gleich nicht der Billigkeit, entsprechen. Dieses räumt der Vf. auch S. 110. selbst ein, nimmt es aber S. 111. wieder zurück und belegt es Nor. g. mit einem Beyspiel. Dieses ist jedoch ganz unpassend, weil hier die Nachsteuerfreyheit lediglich auf einer Convention beruhete. — Der vom Vf. in Nr. XXX aufgestellte Satz, dafs falls der eingesetzte Erbe während der Bedenkzeit stirbt, dessen Erben der Substituirte vorzuziehen sey, ist äusserst paradox und scheinbaren Gesetzen zuwider, wie auch der Herausgeber anmerkt (Struv. exc. 32, th. 17. Bohmer in Dig. 28, 6, 9.). XXXV. Wider Willen eine Parthey zum Vergleich anzuhalten, scheint Rec. kein Richter befugt, und fehlt es dazu, selbst in den vom Vf. angeführten Fällen, an allen rechtlichen Gründen. XXXVI. Von den Ausnahmen, in welchen der Eigenthümer seine Sache nur gegen Erlattung der Auslagen von einem Dritten wieder fordern kann, ist nur die zweyte gegründet, *ob causam negot. gest.* Die letzte ist ganz unpassend eine Ausnahme genannt, da sie auf einem ganz andern Rechtsgrunde beruhet; die erste, endlich falsch, weil sie die Regel selbst aufheben würde. — In Nr. XXXVII. ist die schwierige Frage von Berechnung des Pflichttheils in Ansehung des Enterbten, besonders des abgefundenen Kindes, untersucht und durchgehends angenommen, dafs diese Personen mitgerechnet werden, ausser wenn ein Kind nach dem Tode der Aeltern sich freywillig der Erbschaft begiebt. Letztem kann jedoch Rec. nicht beypflichten, weil die Gesetze des Vfs. nur von der *querela inoff. test.* und der *bon. poss. c. tab.* reden (L. 17. pr. de inoff. test. L. 1. C. quando non rect. part.). wo bekanntlich das *ius accresc.* statt hat, wovon aber kein Schluss auf die *computatio legitime* gilt. Besonders hätte der Vf. auch noch die Begriffe von dem *partem facere* und *numquam facere* nach Coccej (qn. 18 und 29. muls es Nor. g. heissen) genauer bestimmen sollen. In der Note c. mafs das c. 20 inf. aus der Nov. 22. statt c. 21. citirt werden. XXXVIII. Bey Unterfuchung einiger Handlungen, woraus die Antretung der Erbschaft nicht zu folgern, will der Vf. den Glaubigern den Beweis der Antretung durchgehends, auch bey suis aufbürden. Rec. kann dies nur hochstens unter der Einschränkung annehmen, wosfern letztere nicht im Besitz und Genuss der Erbschaft sind. Ueberhaupt hat die Puffendorffsche Meynung, dafs die *sui* in der Regel stets ihre Abstinenz beweisen, erhebliche Gründe vor sich. Nr. XLI. enthält eine zwecknüssige und richtige Bestimmung des Begriffs von Mobilien bey Vermächtnissen, in gleichen des Unterschieds von Möbeln und den römischen *rebus mobilibus*. XLIII. Wie

ein Versprechen der Zahlung nach *Bequemlichkeit* zu erklären sey, ist eine *questio voluntatis*, die mehr nach den Umständen, als einer allgemeinen Regel zu entscheiden ist. So weit letztes möglich ist, hat der Vf. es befriedigend gethan. In Nr. XLV. will der Vf. den Beweis eines dem gegenwärtigen Erben mündlich aufgegebenen Fideicommisses nicht gerade auf die Eideszuschreibung einschränken. Dabey hätten doch Malblanc's Gründe (de jurejur. §. 49.) eine Erwägung verdient. Nach XLVII. scheint die Ludolf'sche Theorie, wonach der in *possessio* Siegende, im *petitorio* aber Verlierende, doch als ein *m. f. possessor* betrachtet, also von der *restitut. fruct.* nicht befreiet wird, das strenge Recht vor sich zu haben. Nr. XLVIII. ist ganz aus *Wernher* genommen bis auf den letzten Perioden. In XLIX. hält der Vf. mit Recht einen Blinden als Zeugen, auch bey mündlichen Testamenten, unzulässig. Billig hätte doch hiebey noch Koch's Programm de *conspectu testator.* angeführt werden sollen. — Da es eine allgemeine Regel ist, privilegierte Pfänder nicht über den Buchstaben des Gesetzes zu extendiren; so kam Rec. der Behauptung des Vfs. Nr. L. wegen der privilegierten Hypothek der Kinder an Sachen, die vom Vater mit ihrem Gelde erkauft sind, nicht beypflichten, da die bloße Billigkeit hier nicht ausreicht, und selbst in Ansehung anderer Personen, die mit solchem Gelde kaufen, das Privilegium der Hypothek noch nicht ganz unstreitig ist. Dafs dem Pupillen in Betracht des Vorstands deshalb auch *utilis Rei V.* zustehe, bemerkt der Herausgeber zwar richtig; es hängt jedoch von der Wahl des Pupillen ab. Der Vf. will in Nr. LIII. auch den Beweis der *except. non rite impleti contractus* dem Kläger aufbürden, welches jedoch mit der rechtlichen Theorie des Beweises der Einrede, die nicht in *simplici negatione*, sondern zugleich in der *assertione novi facti* bestehen, schwerlich verträglich ist. Der Vf. mufs daher S. 193 u. f. auch selbst wieder einlenken und dem Beklagten den Beweis der Einrede zuschieben, und sucht sich auf den Fall, dafs die *exc. non rite impl. contr.* auf illiquide Prätenfionen geht, wegen der Behauptung, dafs alsdann der Kläger den Beweis der Erfüllung von seiner Seite nicht nöthig habe, mit dem übel verstandenen *brocardicum*, dafs das *liquidum* nach dem *illiquido* nicht aufzuzahlen sey, nur vergeblich aufzuzahlen. Es hat vielmehr in der Regel nur die Wirkung, dafs der Beklagte die Liquidität durch Beweis herzustellen suchen mufs. LIV. Dafs der Fiscus nach der L. 17. §. 5. de *usuris* keine Zinsen giebt, in *contractibus stricti juris* und im *mutuo*, ist nichts vorzügliches, da hiebei bey den Römern weder *ex mora* noch *pacto* dergleichen gegeben wurden. Wohl aber war es ein Privilegium, dafs er selbst sie von andern empfing. Da nun nach deutschen Gesetzen jetzt ohne Unterschied jeder *ex mora et conventionis* Zinsen fordern kann; so ist dadurch auch jeder von selbst dem Fiscus gleichgesetzt, und dieser hat natürlich keinen Vorzug mehr. Der Vf. hätte also nicht nöthig gehabt sich mit jenem Gesetze zu quälen. — Nr.

Nr. LVII. von dem Recht des Pächters, Zinsen auf seine Vorhandsgelder zu fordern, hätte der Gründlichkeit unbefachtet weit kürzer gefaßt werden können, statt das jetzt ein und dasselbe mehrmal wiederholt ist. Auch find manche beyläufig vorkommende Sätze, als von dem Eigenthum des Verpächters an den Vorhandsgeldern, weil er deren Gefahr auf sich hat, in gleichen von dem Vortheil der Vorauszahlung der Pacht für den Pächter, bey dem Concurs des Verpächters, zu allgemein und irrig; denn die Tragung der Gefahr setzt zu wenig Eigenthum voraus, als der Pächter jenes Vortheils bedarf, da ihm solcher schon nach dem gemeinen Recht (L. 8. §. 1. de rebus anct. jud.) gewis genug ist. In der sehr ausführlichen Bemerkung LVIII. beweiset der Vf. zur Genüge, daß der *animus novandi* nicht bloß durch ausdrückliche Erklärung; sondern auch durch deutliche Handlungen zu erkennen gegeben werden könne, und zwar um so mehr bey einer eigentlichen Delegation als die L. 8. C. de novat. eigentlich nur von einer novat. objectiva, nicht aber subjectiva rede. Daß sich nun dieses auch auf eine bloße Schuldandweisung anwenden lasse, ist zwar nicht zu bezweiheln; es setzt jedoch die Annahme der Assignment eine solche Bestimmung voraus, als der Vf. S. 125. anführt, und es laßt sich nicht allgemein sagen S. 222. 23. daß eine acceptate Assignment die Wirkung einer Delegation habe. LX. Rec. findet weder den Grund des Vis. noch des Herausgebers hinreichend, warum ein Kaufmann sich gegen seinen Compagnon in Handels-sachen nicht sollte auf sein Handelsbuch beziehen können, da hier keine wahre Collision der Privilegien vorhanden, sondern nur der eine in Fall der wirklichen Anwendung seines Privilegiums ist. LXI. Daß die *provocatio ex L. diff.* auch bey Injurien statt finde, glaubt Rec. mit dem Vf., der darüber besonders noch Weber'n hatte anführen können; zweifelt aber an dem verneymten Vorzuge derselben, daß sie auch gegen die Erben des Injurianten gehe. Dieses ist nur der Fall, in sofern diese die Diffamation fortgesetzt haben. Wohl aber hat sie den Vortheil, daß sie den Erben des Diffamaten zueht, jedoch nicht um sich dadurch den Weg zur Injurienklage zu bereiten, wozu sie gar nicht befugt sind. Hieraus ergibt sich nun aber, daß die vom Vf. gebilligte Cumulation beider Klagen nicht immer anwendbar ist; bey dem Diffamaten selbst nicht, in sofern die Injurienklage schon verjährt ist; bey den Erben derselben nicht, in sofern diese überall kein Recht zur Injurienklage zueht. In der ausführlichen Bemerkung LXII. erläutert der Vf. die Lehre von Anstands- und Accordsbewilligungen und ihren Verschiedenheiten sehr zweckmäßig, und giebt besonders die Umstände, unter welchen die geringere Anzahl der Gläubiger sich den von der Mehrheit bewilligten Accord gefallen lassen muß, genau und gründlich an. Jedoch bemerkt Rec., daß der S. 240. aufgestellte Satz, daß gleich den Pfandgläubigern auch die persönlich privilegierten sich den Beschlüssen der meisten andern persönlichen Gläubiger nicht gefallen

lassen dürfen, der L. 10. D. de pactis nicht angemessen ist. — Das übliche Recht redet hingegen sehr bestimmt zum Vortheil jeder Art von Gläubigern, und die Einschränkungen desselben sind nur willkürlich, wofür nicht der Gerichtsgebrauch oder ein neues Statut deshalb vorweislich ist. Ob die diffidenten Gläubiger ohne ausdrücklichen Vorbehalt den Schuldner, wenn er in bessere Umstände kommt, noch in Anspruch nehmen können, ist doch sehr zweifelhaft, wenn gleich auch *Danz u. a. m.* dafür sind. — Noch vermißt Rec. hier v. Volderndorfs Abhandlung von Nachlassverträgen. — LXV. Die *Provocatio ex L. diff.* ist nicht stets eine Aufforderung zur Klage, sondern oft nur zum Beweise der ausgesprengten Nachrede. LXVI. Rec. hält es mit Struben der Billigkeit und den Gesetzen gemäß, daß der Cessionar stets den Beweis fahrt, wenn ihm die *exc. L. Aaaf.* gemacht wird. In der Note e ist Mevius S. 8. zu lesen. LXVII. Daß man im Nothfall gezwungen werden könne, einem Andern eine Servitut zu gestatten, z. B. einen Nothweg, ist zwar gesetzlich, jedoch mit großer Voricht auszuüben (de Pufendorf 1. 240. de Cramer IV. 1117.). LXIX. Die Einschränkungen der Regel: *liquidum cum illig.* etc. sind schlecht vorge tragen und ausgeführt. Es ist nicht einmal die treffliche Weber'sche Abhandlung angeführt. In Nr. LXXI. ist ganz gut dargethan, daß es für keine Hinderung in der bürgerlichen Nahrung zu halten, wenn man sich Möbeln von fremden Orten kommen läßt. LXXII. Daß ein dritter Besitzer des einem andern verpfändeten Grundstücks die Meliorationskosten bey angefallener act. hypoth. nicht wiederfordern könne, ist freylich in einem ausdrücklichen Gesetz verordnet, jedoch der Grund der Verschiedenheit im Fall der ganz neuen Erbauung schwer einzufehen.

Rec. hätte die Anzeige noch um vieles erweitern können, glaubt jedoch, durch das bereits angeführte sein anfangs geäußertes Urtheil genugsam bestätigt zu haben, und bemerkt nur noch, daß die nicht namentlich angezogenen Aufsätze zum Theil unbedeutend, zum Theil ohne hinterrückliche Veranlassung zu erheblichen Bemerkungen sind. Ausser dem schon angeführten Druckfehler ist noch S. 186. Z. 5. statt Gelder zu lesen Sachen, und Z. 28. bey Struben zu setzen Band 3. — S. 196. Z. 16. statt Verbindlichkeit — Klage. S. 199. Z. 15. statt §. 152 — 139. — S. 116. Z. 6. ist zuzufügen solch' Interesse und Z. 8. non promissae und Z. 17. statt solche — solches; S. 244. Z. 19. aber ist nicht wegzustreichen.

HALLE, in d. Rengerschen Buchh.: Versuch einer Auslegung dunkler für den Theoretiker und Praktiker gleich wichtiger Gesetze aus dem Civil- und Lehrrecht. Von Dr. Karl Reichhelm. 1799. 230 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. liefert in dieser Schrift sieben Abhandlungen, vier aus dem Lehn- und drey aus dem Civilrechte. Der erste und weitläufigste Aufsatz beschäftigt sich mit der Erklärung des bekannten Lehnrechts

II. F. 50. woraus die Successionsordnung der Seiten verwandt in Lehen entwickelt wird. Der Gesetzgeber nimmt, sagt der Vf., bey der Successionsordnung Rücksicht auf die GröÙe der Zuneigung und das Verhältniß, worin die Person, die beerbt wird, zu jener steht, die sie beerben will. Hierauf wird die Geschichte der Erblichkeit in Lehen kurz berührt, und untersucht, wer succedire, wem und wie succedirt werde. Zuerst schreibt der Vf. eine Erklärung der Worte *Filius Nepos proximus* und *proximior agnatus* voraus, und bestimmt dann die Erbfolgeordnung in Lehen genauer, wobey er die Theorie der Lineal- oder Stammfolge zum Grunde legt, und davon den Grund angiebt, daß in Lehen nicht dem letzten Besitzer, sondern dem ersten Erwerber succedirt werde. Eine Prüfung der Meynungen anderer Schriftsteller und Widerlegung der Gründe für die Linealgradualfolge macht den Beschluß dieser Abhandlung. Man kann dem Vf. das Lob nicht verlägen, daß er seinen Gegenstand wohl durchgedacht und gründlich dargestellt habe. Jedoch kann Rec. nicht mit allem und am wenigsten mit dem ersten oben angegebenen Grundsatze des Erbrechts einverstanden seyn. Denn eben daraus, daß bey der Erbfolge in Lehen die Ascendenten und weiblichen Nachkommen ausgeschlossen sind, und die Nähe der Linie dabey am meisten vor der Nähe des Grades in Betracht kommt, erhellt, daß die natürliche Zuneigung den Grund des Lehnbrechts nicht ausmachen könne. Auch wäre zu wünschen, daß der Vf. durch Weglassung schon bekannter Sachen und Vermeidung unnöthiger Zweifel sich kürzer gefaßt hätte. Dadurch würde auch seine Arbeit an Deutlichkeit gewonnen haben. Im II. Aufsatze S. 152. commentirt der Vf. über I. F. 6. §. 1. und ist der Meynung, daß dieser Text von dem Falle zu verstehen sey, wenn jemand ein Lehn so erhält, daß seine männliche und weibliche Descendenz ihm darin soll folgen können: dann würden von Gesetze die weiblichen Nachkommen ausgeschlossen, wenn der erste Erwerber auch nur einen männlichen Descendenten hinterlasse. III. S. 167. Ueber II. F. 24. §. 11. 26. §. 17. 31. 37. Dem Vf. zufolge fällt das Lehn dem Lehnherrn bey der eigentlichen Fehde, und bey der Quasi Fehde den Seitenverwandten des Verbrechers zu. IV. S. 191. Ueber II. F. 52. §. 3 u. 53. Der Vf. hält dafür, daß der Lehnherr das Lehn einziehen könne, wenn die Erneuerung der Investitur auch durch eine Culpä nicht zur gehörigen Zeit begehrt ward. In den Aufsätzen Nr. II — IV. kommt wenig Neues von Bedeutung vor. V. S. 198. Ueber den Begriff des Erben und die Natur des Erbrechts nach dem Geiste des römischen Rechts. Enthält eine Berichtigung verschiedener Stellen aus dem Höpferischen Commentare über die

Institut. Das Erbrecht ist dem Vf. ein dingliches Recht zur Sache, und nach der Antretung ein dingliches Recht über die Sache. In dem VI. Aufsatze S. 228. zeigt der Vf., daß das dem Erben verliehene Recht zu delibrieren durch die Rechtswohlthat des Inventars unnütz gemacht worden sey, und in dem VII. Aufsatze S. 241., daß der Eigenthümer auch mit Einwilligung des Usufructuarius keine Servitut auf dem Grundstücke verleihen könne, worauf der Nießbrauch haftet und wodurch dieser geschwächt wurde. Beide Aufsätze VI und VII. sind nicht vollständig und nicht vollkommen befriedigend ausgeführt.

PHYSIK.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: C. S. H. Kunze *Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen.* Zweyter Band. 1797. 748 S. gr. 8. mit VI Kupfern. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der gegenwärtige Band enthält in acht Abtheilungen zuvörderst den meteorologischen Apparat, und giebt die Geschichte der Barometer, Thermometer, Manometer, Hygrometer, Hyetometer, Plagioscops, Anemometer und atmosphärischen Elektrometer, in obwohl kurzen, aber doch deutlichen Beschreibungen und Abbildungen, der alten, neuen und neuesten Construction solcher Werkzeuge, wobey von mehreren auch die bey ihnen zum Grunde liegende Theorie beygesetzt ist; insbesondere gilt dieses für das Lüsche'sche Fischbein-Hygrometer; dies ist durch einen deutschen Künstler, Namens Ortstein, welcher sich dermalen in London aufhält, in seinem Bau beträchtlich verbessert worden. Unter den atmosphärischen Elektrometern gedenkt der Vf. auch eines meteorologischen Observatorii, und schlägt hiezu einen Apparat vor; dabey bemerkt Rec., daß dergleichen von Hr. Hennert an einigen Orten, besonders aber auf dem Peissenberg in Oberbayern errichtet worden, das außer den von Hr. K. vorgeschlagenen Werkzeugen auch noch einen atmosphärischen Elektrometer enthält, wobey die elektrische Materie durch Uebergewicht von einer Kugel zur andern springt; so daß man durch den Abstand der Kugeln die Gewalt des Blitzes vergleicht.

Der zweyte Abschnitt behandelt die Elektrifizirungsmaschinen, den Elektrophor, den Condensator, die Mittel die Elektricität zu verstärken, und die Elektrometer; den Beschluß macht der elektrische Apparat und die Blitzableiter. Hr. K. hat auch hier die Anordnung und Eintheilung sehr gut gemacht; so wie überhaupt die Sorgfalt, mit welcher er sammelte, von Kennern mit Beyfall aufgenommen werden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonabends, den 12. October 1799.

GESCHICHTE.

ZEIST und AMSTERDAM, b. J. Weppelman: *Berichten van de Zendingen der Evangelische Broedergemeente onder de Heidenen*. Nr. 3. 1798. und Nr. 4. 1799. in fortlaufender Seitenzahl. 163. bis 315.

Das dritte Stück enthält: 1) die Fortsetzung des Berichts von den Missionen der Brüdergemeinde unter den Heiden. 2) Die Reisen des Hans Wied von Paramaribo nach Hoop im J. 1794. In dem ersten findet man eine kurze Nachricht von den Bemühungen der Brüdergemeinde das Evangelium unter den Lappländern und Samoeden zu verbreiten, von der Mission nach Georgien, von der ersten Unternehmung in Suriname, von der Errichtung einer Mission in Berbice und nachher unter den Arawakken, Freytagern und Negern in Suriname. Dieser ganze Aufsatz ist lesenswerth und enthält mannigfaltige Beweise von dem unermüdeten Eifer und der ausdauernden Standhaftigkeit der Missionarien. Nur einiges wollen wir hier daraus auszeichnen. Im Jahr 1734 wurden drey Brüder nach Lappland geschickt. Sie gingen nach Russisch-Lappland, wurden aber für Schwedische Spionen angesehen und nach Petersburg geführt, und mußten von da unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Im J. 1739 wurde ein neuer Versuch in Norwegisch- und Schwedisch-Lappland gemacht, aber ohne sonderlichen Erfolg. Im J. 1734 wurden einige Brüder nach Georgien in Nordamerika gesandt. Sie bauten sich 1735 auf der Insel Irene in dem Savannafluß ein Schulhaus für die Kinder der Indianer, die mit ihrem König Tomo Tschatschki hin kamen, um, wie sie sagten, das große Wort zu hören. Die Colonie hatte einen guten Fortgang, aber der Krieg mit Spanien im J. 1739 veranlaßte die Brüder, nach Pensylvanien zu gehen, und dort die Colonien zu Bethleem, Nazareth u. s. w. anzulegen. Im J. 1775 kamen die Missionarien wieder nach Georgien, aber auch diesmal hatte das Unternehmen keinen glücklichen Fortgang. Nach Surinam reiseten die ersten drey Brüder im J. 1735, ihnen folgten aber bald mehrere. Sie bauten sich an dem Kortika an, und machten sich mit den Negern, Indianern und Juden bekannt. Weil aber wegen ihrer Hausversammlungen Verdrißlichkeiten entstanden; so verließen sie 1745 die Colonie und begaben sich theils nach Pensylvanien, theils nach Berbice. Die ersten Missionarien waren 1738 nach Berbice gesandt worden, und diesen waren 1740 noch einige

A. L. Z. 1799. Viertes Band,

gefolgt. Sie bauten sich bald nachher zu Pilgerhütte an, und lebten anfangs in großer Armut. Bey den Indianern, die Holländisch verstanden, fanden sie wenig Eingang, und mit den Wilden tiefer im Lande konnten sie nicht sprechen. Im Jahr 1741 gingen sie an, die Mulattenkinder zu unterrichten, und nun lernten sie von einem Mulattenknaben die Sprache der Arawakken; entwarfen in dieser Sprache einen kurzen Begriff der christlichen Lehre, zogen mit großen Beschwerlichkeiten unter den Indianern herum, und fanden Eingang bey ihnen. Einige Indianer ließen sich zu Pilgerhütte nieder, und 1748 wurden die ersten Arawakken getauft. Gegen das Ende des Jahrs, als Schumann aus Klosterbergen hinkam, belief sich schon die Anzahl der Getauften auf vierzig. Dadurch wurde die Lehre des Evangeliums immer weiter verbreitet, ungeachtet die Regierung manche Schwierigkeiten und Hindernisse den Brüdern in den Weg legte. Schumann, der es sehr weit in der Erlernung der Landessprache brachte, starb 1760 und hatte allein über 400 Indianer getauft. Durch die entstandene Epidemie und die darauf erfolgte Hungersnoth litte die Anstalt sehr, und der im J. 1763 erfolgte Aufstand der Neger in Berbice, wodurch das ganze Land furchtlich verwüstet wurde, nöthigte die Brüder, Pilgerhütte ganz zu verlassen. Bey dieser Verheerung gingen auch die Uebersetzungen in die Arawakische Sprache, desgleichen die von Schumann ausgearbeitete Grammatik und das Wörterbuch über diese Sprache verloren. In dem Jahr 1754 suchte man die Mission in Surinam wieder herzustellen. Im J. 1757 bauten sich drey Brüder an dem Saraken an, und nannten diesen Ort Saron. Zwey Jahre nachher bestand schon die Gemeinde der Indianer aus 62 Seelen, und auch die Kariben kamen hin, um den Unterricht mit anzuhören. An dem Korentyu wohnte Dehué allein unter den Indianern, und hatte viele Gefahren auszuweichen, bis er 1759 von drey Brüdern abgelöst wurde, die ein Versammlungs- und Wohnhaus errichteten, welches sie Ephrem nannten. Im J. 1760 hatten sich bereits 200 Kariben zu Saron niedergelassen; allein die Neger verwütheten diesen Ort, und verbrannten alle Wohnungen der Brüder und der Indianer. Auch mußten die Brüder zu Ephrem 1763 bey einem entstandenen Aufbruch nach Paramaribo fliehen. Im folgenden Jahr wurde das verlassene Haus am Korentyu wieder eingenommen, wiewol es aber den Uebersetzungen ausgesetzt war; so verlegte man es auf eine Anhöhe, nicht weit von dem Fluß Mepoana, wohin sich viel aus Berbice

flücht.

flüchtet hatten, und weil man hoffte, daß die aus Berbice vertriebene Mission hier wieder aufblühen würde; so gab man dem Ort den Namen Hoop (Hoffnung). Die Missionarien hatten überhaupt mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, und viele von ihnen starben bald nach ihrer Ankunft aus Europa; aber dennoch ließen sich andere nicht abschrecken, das angefangene Werk fortzusetzen. Rudolph Stoll überfetzte die Harmonie der vier Evangelien in die Neger Sprache. Am Ende des J. 1784 belief sich die Negergemeinde zu Paramaribo auf 260 Getaufte ohne die Kinder, und darunter waren 143 Communicanten. Zu der Indianischen Gemeinde zu Hoop gehörten 170 Getaufte, unter welchen 47 waren, die das Abendmahl empfangen. — In der Reise des Hans Wied wird die Fahrt nach Hoop erzählt. Die Lage dieses Orts und die Einrichtungen daselbst werden kurz beschrieben. Er reiste den 28ten Julius mit seiner Frau dahin ab, besuchte die Anstalt und einige andere Oerter in dieser Gegend, und kam den 16ten September nach Paramaribo zurück. S. 229. wird auch die Zubereitung des Indianischen Biers beschrieben. Er sah, wie man dieses aus der Kassaibiwurzel, die vorher von einer alten Frau gekaut wurde, bereitete. Auch andere Gebräuche der Indianer werden bemerkt.

In dem vierten Hft findet man 1) den Lebenslauf von Matthäus Stach, dem ersten Missionar nach Grönland, welcher 1787 in seinem 77ten Jahr dorten gestorben ist. Der Aufsatz ist zum Theil von ihm selbst abgefaßt und hat manches überspannte. 2) und 3) kurze Betrachtung des neuesten Zustandes der Missionen der Brüdergemeinde von der Mitte des Jahres 1795 bis 1797 und von dem 1sten Jul. 1797 bis zum 30ten Junius 1798. Beide Aufsätze sind in der Versammlung der Societät zu Zeitz 1797 und 1798 vorgelesen worden. Die Negergemeinde zu Paramaribo wurde im J. 1796 durch zwey und zwanzig neugetaufte vermehrt, und am Ende des J. 1797 waren achzehn Erwachsene aufs neue hinzugekommen. Zu Hoop bestand die Indianische Gemeinde bereits aus 231 Mitgliedern. Die Hottentotten-Gemeinde zu Bavienskloof war im October 1797 zu 139 Mitgliedern angewachsen, und die Zahl der Schulkindr betrug über 200. In Grönland machten die verschiedenen Gemeinden 1796 zusammen 975 Personen aus. In Labrador vermehrt sich die Gemeinde nur langsam. Die Zahl der getauften Eskimos belief sich 1796 überhaupt auf 193 Personen. In Westindien bekommen die Gemeinden größeren Zuwachs. Seit Ostern 1796 bis Ostern 1797 wurden zu Antigua 276 Erwachsene getauft und 283 Communicanten kamen hinzu, auch wurde daselbst eine neue Kirche eingeweiht. Auf St. Kitts wurden in eben diesem Zeitraum 153 Personen getauft und 77 zum Abendmahl zugelassen. Ueberhaupt sind in den achthalb Jahren, seit dem diese Mission besthet, 1624 Personen daselbst getauft worden. Auf St. Thomas, St. Cruz und St. Jan wird jährlich eine beträchtliche Anzahl Neger getauft. In dem Jahr 1795 betrug dieselbe 719 Personen und 261

wurden zum Abendmahl zugelassen. Auch in Nordamerika hat die Indianische Gemeinde einigen Zuwachs erhalten. Zuletzt hebet ein Schreiben des Missionar Wied in Surinam an die Brüder-Societät in der Batavischen Republik vom 20ten März 1795 worin über den Fortgang der dortigen Mission Bericht erstattet wird.

PARIS, b. F. Buiffon: *Memoires politiques et militaires, pour servir à l'histoire secrète de la révolution Française*; puisés dans les Memoires manuscrits de différents Généraux, Commandans de Places, Epions et Agens secrets, tant en France que chez l'Etranger. T. I. II. und 307 S. T. II. 311 S. incl. der Register. An. VII. de la République. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Der Titel dieses Werkes sowohl, als das kurze vorausgeschickte Avertissement berechtigen zu Erwartungen, die beyn Durchlesen nicht ganz erfüllt werden. Aufst des (S. I.) versprochenen Schlüssels zu den vornehmsten Begebenheiten der französischen Revolution erhält man hier bloß eine Sammlung mit unter interessanter und größtentheils bisher noch unbekannter Anekdoten aus jenem merkwürdigen Zeiträume, die, ohne innern Zusammenhang, bloß durch die noch dazu oft fehlerhafte chronologische Ordnung (nach welcher z. B. (Th. I. S. 3. ff.) der Congress von Pillnitz in das Jahr 1790 gesetzt ist) zusammengehalten werden. Das Buch ist jedoch nicht ohne Werth für den Geschichtsforscher, der es mit gehöriger Kritik zu benutzen weiß, und es empfindet sich durch einen lebhaften und fließenden Vortrag dem Freunde einer leichten Lecture, aber es sollte: Nachlese von Anekdoten aus der Geschichte der Revolution, und nicht: Memoiren, genannt seyn.

Wie gewöhnlich, sind die einzelnen Anekdoten von sehr ungleichem Gehalt; der Vf. versichert, daß er sie aus den Handschriften, den Taschenbüchern, oder nach den mündlichen Berichten der handelnden Personen oder glaubwürdiger Augenzeugen aufgezeichnet, und weder Mühe noch Aufwand gespart habe, sich von ihrer Zuverlässigkeit zu überzeugen, und von den geringsten Umständen genau zu unterrichten. Er führt nur selten seine Gewährsmänner namentlich an, doch giebt er die meiste Zeit Reichenschaft von der Art, wie er die mitgetheilten Nachrichten erfahren hat. Man kann ihm das Verdienst der Unparteilichkeit nicht abprechen, wenigstens hat er den Willen dazu; er läßt allen Theilen Gerechtigkeit widerfahren, und verschweigt die Fehler und Verbrechen der Parthey, zu der er sich bekennt, eben so wenig als das Gute, welches ihm von den Gegnern bekannt geworden ist, aber freylich erscheint ihm das Edle und Große, welches Republicaner vollbrachten, schon deshalb, weil es für die Republik geschähe, stets in einem verschönernden Lichte. Aus diesem Grunde entspringt denn auch die Leichtgläubigkeit, mit welcher er oft nur schlecht verhörten Aussagen trauet, überall Verräthereyen

ahndet, und ohne hinlängliche Kritik alles für wahr halt, was mit seinen vorausgesetzten Meynungen übereinkommt. Dieses ist vorzüglich der Fall bey den Anekdoten vom Kriege im Auslande, von den Cabinettern und den Armeen der Coalition. Ein Zug, der zum Nachtheil der Feinde gereicht, ist ihn verbürgt genug, sobald er aus dem Munde eines Gegners der französischen Revolution kommt. Allerdings ist es nicht glaublich, daß diese gegen ihre eigene Sache gesprochen haben sollten, aber es kommt denn doch immer noch viel auf die Person des Ausfegers und auf die Umstände an, unter denen eine Sache gesagt worden ist. Wenn man weiß, wie wenig oft die Truppen in der Linie und auf den Vorpöhlen von den Geheimnissen des Hauptquartiers unterrichtet sind, wie falsch sie oft die ihnen rathselhaften Ereignisse des Feldzuges, den sie nicht im Ganzen übersehen können, auf der Stelle selbst beurtheilen; so wird man ihre unbedeutenden Unterredungen in den Quartieren, die irgend ein Hauswirth wieder erzählt, nicht ohne vorfichtige Prüfung als untrügliche Aufschlüsse über wichtige Begebenheiten annehmen, wie z. B. Th. 1. S. 163., wo der Vf. dadurch die Verrätherey der französischen Feldherren beweisen will, und an andern Orten gefehen ist. Der Mangel an geographischen und statistischen Kenntnissen des Auslandes, und seine Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und dem Zustande der feindlichen Heere verbürgt ihn dabey oft zu den seltsamsten Mißgriffen. Soläst erz. B. im Jahr 1792 den General en Chef Prussien sich weigern, mit 60,000 Mann, welche England besoldete, nach dem Norden zu marschiren, pour fortifier l'Armée de Brunswick. Man sieht, daß er von einem ganz andern Vorgange unter dem Commando des Feldmarschalls Möllendorff gehört hatte, aber welche totale Verwirrung der Namen, der Jahreszahlen, der Begebenheiten und der Verhältnisse!

Die besten militärischen Nachrichten, vorzüglich über Dumouriez Feldzüge, und den Krieg gegen die Spanier scheint der Divisions-General Fregeville geliefert zu haben; doch sind die Anekdoten, welche zur Erläuterung mancher noch nicht genug enthalten Begebenheiten im Innern von Frankreich, und zur Charakteristik merkwürdiger Männer, die dabey mitgewirkt haben, z. B. von Danton, d'Estaing, Charette, u. a. m. bey weitem die unterhaltendsten. Zur Probe theilen wir hier eine davon mit: (Th. 1. S. 12.) „Alle Maßregeln bey der Flucht des Königs waren genau berechnet; der jüngere Bouillé und d'Ollive, beide Adjutanten ihrer Väter, hatten den Auftrag, auf einem freyen Platze am Eingang von Varennes den Vorspann bereit zu halten. Der König wurde gegen Mitternacht erwartet; die Adjutanten aber waren schon Abends um sieben Uhr angekommen; anstatt aber sich um die Pferde zu bekümmern, stiegen sie bey einem Wirthshause außerhalb der Stadt ab, hielten erst in guter Ruhe ihre Abendabizeit, und waren dann nur auf ihren Anzug bedacht.

Sie brachten damit den ganzen Abend hin, weil sie immer noch nicht schon genug zu feyn glaubten, um vor der Königin zu erscheinen, und Ludwig war langst angehalten, ehe sie mit ihrem Putz fertig werden konnten. Erst früh um zwey Uhr erfuhren sie diesen Unfall, und geriethen dadurch so sehr in Schrecken, daß sie, anstatt nun noch dem König zu Hülfe zu eilen, und sich mit den dreysßig Husaren von Lauzun zu vereinigen, die erst um drey Uhr zu dem Volke übergingen, nun alles verloren gaben und sich durch die schleunigste Flucht retteten.“

Die zweckmäßigen Register, welche jedem Theile angehängt sind, und die am Rande fortlaufenden Jahreszahlen (von 1788 bis zum Jahr 5. der Republik) erleichtern das Nachschlagen. Wahrscheinlich wird noch ein dritter Theil nachfolgen. Druck und Papier sind schön.

SCHÖNE KÜNSTE.

DORTMUND, b. Blothe und Comp.: *Dramatische Versuche* von Dr. C. H. Bindseil. Erstes Bändchen. Die *Wiedervergeltung*, *Laune* und *Herzensgüte*. 1798. 92 und 103 S. 8.

Abendselbst: *Hauslichkeit und Welt*. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von Dr. C. H. Bindseil. 1798. 160 S. 8.

Wenn etwas Leerheit und Flachheit an einem Dichter je ein heilbarer Fehler seyn kann; so wären dem Vf. dieser dramatischen Versuche einige Anlagen nicht abzuspochen. Der Dialog ist meistens recht artig, ob ihm gleich zum Theil die nämlichen Gebrechen anhängen, welche mit dem Conversationston, der auf unsern meisten Bühnen herrscht, den Untergang der Schauspielerkunst herbeyführen. Die Handlung bewegt sich in den beiden letzten Stücken mit ziemlicher Leichtigkeit vom Anfang bis zum Ende fort. *Wiedervergeltung* ist das verkehrteste von den drey Schauspielen; besonders ist das Kostume aus dem Ven-deekrieg gar zu oberflächlich behandelt: warum wird die belagerte Stadt, in welcher die Handlung vorgeht, nicht genannt? Warum hat der Friedensschluß, der die Katastrophe beschleunigt, mit dem aus der Geschichte bekannten gar nichts gemein? Bey diesem Mangel an Individualität hatte der Vf. besser gethan, ein ganz erdichtetes Kostume zu wählen, und wenigstens hätte er keines wählen sollen, das aus der neuesten Zeitgeschichte bekannt war.

In *Laune* und *Herzensgüte* ist der Onkel wirklich nicht ohne Laune, und er hat als Einfallung für Schröder's Spiel — (nach einer Aeußerung des Vf., und nach der Beschaffenheit des Stücks zu urtheilen, mag es Schröder um dieser Rolle willen für sich zugerichtet haben) — immer gute Dienste leisten können. Aber die vielen Na's und Ne's, wie auch die *ß* der Kukuk's des Hofmedikus in *Hauslichkeit und Welt*, haben nichts launiges noch charakteristisches,

und find dem Leser von Geschmack anstößig. Zum natürlichen Dialog gehören auch Provinzialismen wie *bey* *wich*, und andere die sich der Vf. zuweilen erlaubt, keinesweges: Leding liefs seinen *Guft*, seine *Franziska*, seinen *Werner*, gewifs sehr natürlich sprechen, ohne sie gegen die Grammatik verstoßen zu lassen, und Hr. Bindseil legt jene Redensarten sogar Personen von gebildeten Classen in den Mund.

Haustlichkeit und Welt hat das meiste Interesse: warum schließt aber das schlechte bürgerliche Familiengemälde mit dem Tode der Frau des unschuldig verfolgten *Hofraths*? Freylich kann bey solchen Vorfällen in der wirklichen Welt eine kranke Frau gar wohl vom Schrecken getödtet werden; aber alles Uebrige ist auf den Eindruck, den dieser Tod, der Schmerz des Gatten, die nicht wieder gut zu machende Wirkung der gegen ihn gespielten Kabale, eigentlich doch wohl hervorbringen sollten, so wenig berechnet, dafs von dem Eindruck kaum etwas anderes übrig bleibt, als eine, der Illusion sehr ungünstige Verwunderung, über den Einfall des Vfs., in den sonst glücklichen Ausgang seines Stücks diesen Tod hineinzuwurfsen.

JENA, b. Voigt: *Das Ständchen*, ein Lustspiel in vier Aufzügen. Von J. J. Wagner. 1798. 124 S. 8.

Der Vf. tzt in einem Vorhericht, er debütiere mit diesem Lustspiel im dramatischen Fache, und wün-

sche in dieser Rücksicht beurtheilt zu werden. Wirklich aber ist er um einige Jahrzehende zu spät gekommen, und heutzutage kann selbst ein Debut nicht wohl auf Nachlicht Anspruch machen, wenn eine alte Jungfer darin von einem Schneider herumgeprügelt wird, wenn zwey Geschwister, welche zu den beiden Liebespaaren des Stücks gehören, um die besagte alte Jungfer aufzuziehen, sich weigern, ihr die Hand zu küssen, weil sie Lering und Zwiebeln gegessen hätten.

BAMBERG, in der Göbhardtischen Buchhandlung: *Des Bartholomäus Holzhauser geheime Visionen*, wie er sie selbst im Jahre 1646 dem Kaiser Ferdinand III., und dem Kurfürsten Maximilian von Bayern in lateinischer Sprache schriftlich übergeben hatte. In das Deutsche überetzt und mit Anmerkungen begleitet. Neueste Auflage. 1799. 46 S. 8. (4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 386.)

BERLIN, in der Akademischen Kunst- und Buchhandl.: *Konrad von Kaufungen oder der Farsenraub*. Aus den XVten Jahrhunderte, 1ter Th. 2te unveränderte Auflage. 1799. 390 S. 2ter Th. 368 S. 8. (2 Rtblr. 3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 162.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Erfurt, b. Boyer und Maring: *Georg Vega's mathematische Betrachtungen über eine sich um eine unbestimmte Achse gleichförmig drehende feste Kugel, und die Folgerungen dieser Betrachtungen für die Geographie und Mechanik, in Beziehung auf unser Erdkugeld.* 2 Bogen 8. 1 Kupfert. (4 gr.) Diese Abhandlung ist aus den Schriften der Erfurter Akademie der Wissenschaften genommen, und mit einem besondern Titel versehen. Die Seitenzahlen sind nicht geändert. Der unermüdet thätige Vf. hat sie im J. 1777 zu Mainz, wo er damals Vertheidigungs-Artillerie-Commandant war, aufgesetzt. Die Erde werde als eine feste Kugel betrachtet, auf welcher, wenn sie sich nicht um ihre Axe drehete, die Richtung der Schwere durch den Mittelpunkt gehen würde. Durch den Umschwing um die Axe wird die Richtung und Gröfse der Schwere geändert. Für diese Veränderungen giebt Hr. V. Formeln und Tafeln. Er vergleicht ferner die Formeln, für die wahre und scheinbare Breite eines Orts auf der Kugel und auf einem Ellipsoid mit einander, und gründet auf die Uebereinstimmung ihrer Resultate eine Muthmaßung über das Verhältnifs des Durchmessers des Aequators und der Axe, welches er wie 579:575 findet. Dieses ist fast dasselbe mit dem von Hugen's nach einer ungelassenen Theorie angegebenen, 578:577. Man musz sich wundern, dafs ein Mathematiker wie Hr. Vega, einen Satz aufstellen kann, für welchen gar kein Grund vorhanden ist. Die Ähnlichkeit

der Form ist ja kein Beweis, auch kein Vermuthungsgrund für die Gleichheit. Auf einem Ellipsoid sind ursprüngliche Schwerkräfte, und die der Schwingbewegung entgegengesetzte Kraft anders als auf einer Kugel. Die erste jener beiden ist auch nach der Lage der Oerter verschieden. Die richtige Theorie giebt, wenn die Erde ein gleichförmig dichter Ellipsoid ist, das Verhältnifs der beiden Hauptdurchmesser mit dem von Newton falsch angegebenen 230:229 nahe übereinstimmend. Auch die Gradnennungen widersprechen gänzlich. Die Fragen aus der Theorie der Schwere, deren Beantwortung Hr. V. zu der Untersuchung über die Gestalt der Erde erfordert, worüber er in seiner damaligen Lage aus Mangel an Hülfsmitteln sich nicht beilehen konnte, werden größtentheils von *Maclaurin* in seinen *traite de fluxions*, von *Clairaut* in dem *Verk über die Gestalt d. Erde*, und von *la Place* in der *Theorie du mouvement et de la figure des Planetes* beantwortet seyn, oder sich daraus beantworten lassen. Ein nützliches Beispiel einer geographischen Ortsbestimmung ist in dem Anhang befindlich, nämlich der Länge und Breite von Breß aus der Länge des senkrechten Bogens, von Breß bis an den Meridian der Sternwarte von Paris, und dem Abstände desselben von der Sternwarte nach Süden. Die Berechnungart kann nicht einfacher und genauer seyn als die hier angewandte. Doch hat, wie Hr. V. anm., *De Séjour* eine sehr künstliche und mühsame Rechnung hierzu gebraucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. October 1799.

PHYSIK.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Handbuch der theoretischen und praktischen Chemie*, entworfen von D. Johann Friedrich August Götting, Prof. auf der Akademie zu Jena und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. *Erster systematischer Theil*. 1798. *Zweiter praktischer Theil*. 1799. zusammen 1089 S. 8. (3 Rthl. 4gr.)

Dieses neue Werk des Hn. Götting enthält die Grundsätze einer Wissenschaft, die vom Vf. schon seit einer langen Reihe von Jahren mit vielem Glücke bearbeitet und selbst mit mehreren wichtigen Beobachtungen und Versuchen bereichert worden ist; man kann also wohl voraussetzen, daß es seines gelehrten und erfahrenen Urbebers würdig seyn, und die Erwartungen der sachkundigen Leser befriedigen werde. Und in der That entspricht es dieser Voraussetzung so sehr, daß wir überzeugt sind, daß die meisten Leser mit dem Plane, den Hr. G. bey der Abfassung desselben zum Grunde gelegt hat, sowohl, als mit der Art, wie er die verschiedenen Gegenstände, die den Vorwurf eines solchen Werks ausmachen, abgehandelt oder dargestellt hat, größtentheils zufrieden seyn werden. Zwar mangelt es in dieser Schrift keineswegs an Stellen, die zu nicht ganz unbedeutenden Erinnerungen Gelegenheit geben können; allein, im Ganzen genommen, ist sie mit vielem Fleiße ausgearbeitet, und sie zeichnet sich sowohl durch gute Ordnung, als durch Vollständigkeit sehr vorthellhaft und mehr, als manche ähnliche Schrift aus. Wir wollen, um dieses Urtheil zu bekräftigen, und um zugleich unsere Leser in den Stand zu setzen, sich einen richtigen Begriff von diesem Werke machen zu können, den Plan, der bey der Ausarbeitung desselben befolgt worden ist, vorlegen; dann einige Aeußerungen des Vfs. über mehrere wichtige Ercheinungen, die die Natur dem aufmerksamen Beobachter darbietet, oder die sich bey der Anstellung chemischer Versuche zeigen u. s. w., ausheben; und zugleich einige Erinnerungen, die sich bey verschiedenen Stellen dieser Schrift anbringen lassen, beyfügen. Der Vf. hat bey dem Vortrage der Scheidekunst die Erfahrung gemacht, daß es seinen Zuhörern eine große Erleichterung gewahrte; wenn er damit anfang, die in chemischer Hinsicht zu behandelnden Materien in einen soviel als möglich, systematischen Zusammenhang zu bringen, die Unterscheidungszeichen der verschiedenen Gegenstände genau anzugeben und dabey die Körper selbst, blos

so wie sie sind und ohne Versuche damit anzustellen, vorzuzeigen; er hat in diesem Betrachthe den Entschluß gefaßt, im ersten Bande dieses Werks eine systematische Uebersicht aller jener Gegenstände voraus zu schicken, und auf diese im zweyten Bande den praktischen Theil der Wissenschaft, oder die sogenannte Experimentalchemie folgen zu lassen. Diese Art des Vortrags scheint allerdings den Anfangern das Studium der Chemie zu erleichtern, und wir haben ebenfalls Gelegenheit gehabt, Beobachtungen zu machen, welche die Erfahrung des Vfs. bekräftigen und seinen Entschluß rechtfertigen; indessen haben wir es, um unsere Zuhörer zur Wissenschaft vorzubereiten und ihnen das Studium derselben leichter zu machen, eben nicht für nöthig gehalten, so lange, wie der Vf. gethan hat, bey der vorläufigen Uebersicht zu verweilen, oder alle Gegenstände einzeln durchzugehen, wir haben, wie uns der Erfolg belehrt hat, den Zweck, den wir vor Augen hatten, vollkommen erreicht, wenn wir unsern Vortrage nur die allgemeinsten Begriffe von den Lufren, Salzen, Erden, Alkalien, saure- und salzmachenden Substanzen, Metallen u. s. w. vorausschickten, und wir find auf diese Art nicht in die Nothwendigkeit versetzt worden, uns so oft zu wiederholen, wie dies bey der Einrichtung, die Hr. G. getroffen hat, der Fall seyn mußte; doch kann freylich, wie wir gern einräumen, eine solche ausführliche Uebersicht in manchen Betrachthe den Anfangern sehr nützlich werden, und wir wollen den Vf. deshalb nicht tadeln, daß er sich bey denselben so lange aufgehalten hat, zumal da der Vortheil, den sie zu gewähren im Stande ist, den Nachtheil, der aus den öftern Wiederholungen entspringt, bey weitem überwiegt, und der Lehrer beyin mündlichen Vortrage leicht die Wiederholungen vermeiden und bey der Behandlung der einzelnen Gegenstände in der praktischen Chemie auf die Paragraphen des theoretischen Theils, in welchen dieselben schon betrachtet sind, verweisen kann. Uebrigens müssen wir hier noch anmerken, daß die Ueberschrift: *systematischer Theil*, nicht blos auf den ersten Band paßt, da der zweyte Band ebenfalls in systematischer Ordnung abgefaßt ist; der Vf. hatte also jenen Theil lieber den *theoretischen* nennen sollen. Wir kommen nun näher zum eigentlichen Inhalte dieses Werks. Im ersten Bande, welcher aus sieben Abschnitten besteht, handelt Hr. G. von der Chemie überhaupt, von den anzunehmenden einfachen Grundstoffen der Körper, von den Körpern selbst und von den verschiedenen Zuständen derselben, von den chemischen Verwandtschaften, von den

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

Q

in der Chemie auszuübenden Vorrichtungen und von den dabey nöthigen Geräthschaften, von den Zusammensetzungen aus den einfachen Grundstoffen, (vom Feuer und Wasser, von der Luft, von den Säuren mit einer und mit mehreren Grundlagen und von den verbrennlichen Körpern der drey Naturreiche,) von den Metalkalken und von den Salzen, im zweyten Bande aber, der in neun Abschnitte getheilt ist, redet er vom Sauerstoffgase, von der Kohlensäure und von den übrigen Säuren, von der Art, wie einige Theile des Pflanzen- und Thierreichs dargestellt werden können, von der freywilligen Zersetzung der vegetabilischen und thierischen Körper und von den durch eine solche Zersetzung erhaltenen Producten, von der Zersetzung des Körpers der organisierten Reiche durch Hülfe des Feuers, von der Natur und den Eigenschaften der Metalle und von den Veränderungen, welchen sie in chemischer Hinsicht unterworfen sind, und am Schluß dieses Bandes fügt er noch eine Uebersicht der Auflösungsmittel und der gegenwirkenden Mittel, und ein Paar kleine Abhandlungen über das Gewicht des Scheidekünstlers, über die Einrichtung der Waagen und über die chemischen Zeichen bey. Von der Geschichte der Chemie hat der Vf. nichts gesagt, sondern nur die Leser, die sich mit derselben bekannt machen wollen, auf die Schriften eines *Bergmann*, *Wiegand* und *Gmelin* verwiesen; denn da, meynet er, in neuerer Zeit gleichsam eine ganz neue Periode in der Scheidekunst ihren Anfang genommen habe; so sey es wahrer Zeitverlust, wenn man bey dem Vortrage dieser Wissenschaft von der Geschichte derselben reden wollte u. s. w. In Hinsicht auf die Theorie folgt er seiner, schon aus andern Schriften bekannten Erklärungsart, und er versichert, daß er diese nicht aus Eigenliebe, sondern aus Ueberzeugung bebehalte, und daß ihm neuere Versuche gewiesen hätten, daß auch das reinste Sauerstoffgas durch die Behandlung des Phosphors bey einer schwachen Temperatur zu Stickgas werde, daß also diese Luftart mit jener eine und dieselbe wägbare Basis enthalte, und daß der Stickstoff in andern Zusammensetzungen, wo man ihn nach *Lavoisier* annimmt, eben so wenig, als im Stickgase vorhanden sey. Den Wärmestoff hält Hr. G. für eine Flüssigkeit, die alle Körper so leicht durchdringt, daß sie eben deswegen für uns und vermittelt der Geräthschaften, deren wir uns in dieser Absicht bedienen können, nicht wägbar ist; er laßt sich aber in keine Untersuchung über die Materialität oder Immaterialität dieses Stoffes oder der Ursache der Wärme ein, doch giebt er deutlich genug zu verstehen, daß er allerdings dieses Wesen für etwas Materielles hält; denn die Eigenschaften, die er ihm beylegt, kommen nur der Materie zu; dieses Wesen scheint übrigens, fährt er fort, mit der Ursache des Lichts sehr verwandt zu seyn und gehe mit ihr zu Feuer zusammen, auch scheint die elastische Eigenschaft jenes Stoffes durch das Licht merklich erhöht zu werden, und er bilde in Gesellschaft des Lichts mit dem Sauerstoffe die

Salpetersäure; ob übriges Licht und Wärme einerley sey, und ob die verschiedene Wirkung derselben von gewissen unbestimmten Modificationen abhänge, ob das, was wir Licht nennen, bey der Verbindung mit Körpern, welchen es auf seinem Wege begegnet, zu dem werde, was wir Wärme nennen, darüber lasse sich vor der Hand noch nichts mit Gewißheit sagen, doch gerathe man in weniger verwickelte Hypothesen, wenn man die Erscheinungen im Feuer absondere, und das Licht sowohl als die Wärme, von zwey von einander verschiedenen einfachen Stoffen herleite. Das Licht sey ein Bestandtheil aller entzündlichen Körper, und der Schwefel mache hier so wenig eine Ausnahme, als der Phosphor, die Metalle u. s. w., denn jener sey aus Schwefelstoffe und der Ursache des Lichts, der Phosphor aber aus Phosphorstoffe und eben dieser Ursache zusammenge setzt, und diese Bewandnis habe es auch mit den Metallen, in welchen die Ursache des Lichts mit eignen Grundlagen, (den Metallstoffen) verbunden sey. Der Schwefelstoff bilde mit den Grundlagen der Metalle Verbindungen von besonderer Art, und dergleichen Producte scheinen bey den Lichtentwickelungsverfahen einiger Holländer, die den Schwefel mit Metallen in Luftarten erhitzten, worin kein Verbrennen möglich war, entständen zu seyn. Die Blausäure komme, so wie einige andere thierische Säuren, in Ansehung ihrer Grundlage, mit den Pflanzen Säuren überein, doch spiele wahrscheinlich der Phosphorstoff bey jener noch eine eigne Rolle. Die Alkalien seyen im freyen Zustande so wenig darstellbar, als die übrigen einfachen Grundstoffe, die sogenannten ätzenden Laugen salze könne man also nicht für reine Alkalien halten, sondern man müsse sie zu den Producten zählen, in welchen der alkalische Grundstoff mit Feuer (oder mit den Materien des Lichts und der Wärme) innig verbunden ist; die Erfahrung des *van Mons*, nach welcher die feuerbeholdigen Laugen salze, so wie das Ammoniak, aus Stickstoffe und Wasserstoffe zu bestehen scheinen, verdiene allerdings die Aufmerksamkeit der Naturforscher, doch müsse man noch Bedenken tragen, der daraus hergeleiteten Folgerung Beyfall zu geben; da noch kein anderer Scheidekünstler diesen Versuch wiederholt und die Richtigkeit desselben bestätigt habe. Die Kiesel Erde sey, wenn man anders den Erfahrungen der Chemisten trauen dürfe, eine Erde, die sich durch ihre Darstellbarkeit von den übrigen angenommenen Grundstoffen unterscheide; indessen scheint doch auch der reinste Kiesel nicht bloß so fern, in wie fern er fremde Erden enthält, sondern selbst in Rücksicht seiner eigenthümlichen Erde, keine ganz reine Kiesel Erde zu seyn, vielmehr habe es das Ansehen, daß die Ursache des Lichts dabey noch eine eigne Rolle spiele, und die Lichterscheinung, die man bey dem Reiben zweyer Kiesel sowohl in der Luft als im Wasser bemerkt, rechtfertige diese Meynung. Die metallischen Grundlagen seyen in den Metallen innig mit der Ursache des Lichts verbunden, aber bey der Bereitung der sogenannten Metalkalke trenne sich

sich das Licht von dem Metalle und der Sauerstoff vermische sich dagegen mit denselben; übrigens mußte man in jedem Metalle eine eigne metallische Grundlage annehmen und folglich die Anzahl dieser Letztern nach der Anzahl der Metalle bestimmen. — Die Körper des Pflanzenreichs haben die Stoffe des Wassers, der Kohle, des Phosphors und des Eisens, ferner das Licht, den Sauerstoff, das Alkali und die Kalkerde als einfache Grundbestandtheile in sich, und die Körper des Thierreichs seyen fast aus eben diesen Materien zusammengesetzt; das kohlensaure Gas in der Atmosphäre mache vielleicht das Aneignungsmittel zwischen dem Sauerstoffgase und dem Stickgase aus und gebe so Gelegenheit, daß sich diese beiden Lüste, ungeachtet der großen Verschiedenheit ihrer specifischen Schwere, in dem Dunkelfreye erhalten können. Die Salpeterfaure müsse allerdings eine eigne Grundlage haben, und diese sey das Feuer, (oder die Zusammensetzung aus Licht und Wärme,) und man könne also diese Säure, vorausgesetzt, daß diese Theorie richtig sey, und sich durch mehrere Versuche bestätige, Feuerfaure nennen; die azotische Halbsäure scheine, einigen Eigenschaften zufolge, mehr Sauerstoff zu enthalten, als das Salpetergas, sie nähere sich daher der Salpeterfaure etwas mehr, als das Letztere und man müsse ihren Zustand in ein eignes Verhältniß des Wärme- Licht- und Sauerstoffs setzen; die Weinsäure habe etwas Licht in sich und dadurch unterscheidet sie sich vorzüglich von der Essigfaure; die Letztere verdanke ihre Entstehung hauptsächlich denjenigen Pflanzentheilen, welche den zuckerartigen Bestandtheil enthalten, doch könne auch der brennbare Geist in Verbindung mit bloßem Wasser zu Essig werden, und dieser sey, wie der eben genannte Geist, aus Kohlen- und Wasserstoffe zusammengesetzt, er habe aber außer diesen Bestandtheilen noch Sauerstoff, der brennbare Geist hingegen die Ursache des Lichts in sich; die letztere entwickle sich in diesem Geiste bey dem Zutritte des Sauerstoffes und auf diese Art verwandle sich derselbe in Essig. Die Säuren des Benzoescharzes und der Aescinen seyen aus eben den Theilen, aus welchen der Essig besteht, zusammengesetzt, die Sauerkläure aber komme mit der Weinsäure überein; denn sie habe eben so wie diese, auch etwas Licht in sich. Die Raupenfaure scheine mit der Säure der Ameisen von gleicher Art zu seyn; die nach *Chaussier's* Weise aus Raupen bereitete saure Flüssigkeit, verhalte sich zwar etwas anders, als die letztere, aber sie sey auch mehr für eine verästete, als für eine reine Raupenfaure zu halten. Das sticktichte Alkali bestehe aus den Grundstoffen der Salpeterfaure und aus Wasserstoff, und man könne deshalb aus diesem Salze Salpetersäure darstellen, wenn man es mit Dingen behandle, die denselben den Wasserstoff zu entziehen die Kraft besitzen; es gehöre übrigens mit mehreren Rechten unter die verbrennlichen Körper, als unter die alkalischen Salze, doch sey es eben so wie diese, eine gute salzsaure Basis. Die von *Müller* gemachte Erfahrung und andere Versu-

che, durch welche man das Daseyn des Stickgases in dem Ammoniak habe erweisen wollen, lassen sich recht gut erklären, ohne daß man anzunehmen brauche, daß bey der Behandlung dieses verbrennlichen Körpers mit glühendem Branntleine der Sauerstoff des Letztern jenem den Wasserstoff raube, ein Theil dieses Stoffes aber mit dem zugleich frey werdenden Stickstoffe eine unvollkommene Salpeterfaure oder sogenanntes Salpetergas bilde; denn da das Ammoniak die Bestandtheile der Salpeterfaure in sich habe; so müßten diese allerdings frey werden und sich als unvollkommene Salpeterfaure zu erkennen geben, wenn denselben durch jene Behandlung der Wasserstoff entzogen würde u. s. w. — Der Diamant bestehe aus Kohlenstoff und Licht, er verdiene daher eben so wie andere aus diesen oder ähnlichen Bestandtheilen zusammengesetzte Producte der Natur oder der Kunst unter die verbrennlichen Körper gerechnet zu werden. Der scharfe Pflanzentheil sey seiner Natur und Mischung nach noch nicht hinlänglich bekannt, eben dies gelte von den sogenannten narcotischen Princip mehrerer Vegetabilien, indessen lehre die Erfahrung, daß diese Stoffe im Feuer völlig zerstörbar seyen, und man könne sie daher unter die verbrennlichen Körper zählen, die Kohlenstoff und Wasserstoff in sich haben; eben diesen Begriff müsse man sich von dem scharfen Stoffe der häßlichen Fliegen, von dem Gifte der Klapperschlange und der Natter und vielleicht auch von dem Gifte einiger ansteckenden Krankheitsinachen; das Riechbare des Bisams, des Bibergeils u. s. w. bestehe ebenfalls aus den erwähnten entzündlichen Stoffen und gehöre in diesem Betrachte mit den genannten Materien des Pflanzen- und Thierreichs in eine Classe. — Es sey durch die Erfahrung bewiesen, daß mehrere Pflanzen am Sonnenlichte und selbst bey dem Lichte einer Lampe Sauerstoffgas ausbauchen, aber diese Luft komme, in Aufsehung der Reinigkeit, der nicht gleich, welche man bey der Bearbeitung des Branntleinkalkes im Feuer erhält; es gebe sogar einige Pflanzkörper, zu welchen z. B. die Fruchtblätter der *Coluthea arborens* und des *Fucus vesiculosus* gehören, die unter jenen Umständen nur ein der atmosphärischen Luft ähnliches Gas darreichen. Das sogenannte Stickgas sey weder luftförmiges Wasser, noch bestehe es aus einem eignen Stoffe (dem Azot des *Lavoisier*), und der Materie der Wärme, es enthalte vielmehr, so wie die reine Luft, Sauerstoff, nur sey dieser in dem zuletzt genannten Gas bloß mit Wärme, in der Stickluft aber mit dem Lichte in Verbindung, doch könne auch immer so viel Wärme daran Theil haben, als nöthig ist, um dieser Zusammensetzung eine gasartige Beschaffenheit zu geben; der Umstand, daß der Phosphor in dem reinsten Stickgase nicht verbrenne, aber doch leuchte und zu Säure werde, und die Beobachtung, daß das reinste Sauerstoffgas bey der Einwirkung auf den Phosphor in Stickgas übergehe, gebe jener Meynung die grösste Wahrscheinlichkeit, und wenn also bey diesem Versuche wirklich Stickgas zum Vorschein komme; so bilde

bilde es sich aus dem Lichte des Phosphors, das zwar Anfangs frey werde, aber sich sogleich mit einem Theile des Sauerstoffs des Sauerstoffgases vereinige und damit Stickgas darstelle; dieser Versuch bewiese übrigens auch, daß das Licht zum Sauerstoff näher als zur Wärme verwandt sey. — Die kitzende Eigenschaft des Kalkes scheine nicht blos von dem Verluhte der Kohlenäure abzuhängen, es sey vielmehr wahrscheinlich, daß, so wie sich diese Säure entferne, Wärme oder wohl gar Licht und Wärme zugleich ihre Stelle einnehme und die Aetzbarkeit verursache. Die Koble sey allerdings eine Zusammensetzung aus Kohlenstoff, etwas Erde und Laugenälze; sie enthalte jenes entzündliche Wesen in vorzüglicher Reinheit, und man könne, wenn man etwas Phosphor mit luftvoller Kalkerde oder an der Luft zerfallenen Mineralalkali in einem kleinen länglichen Glase behandle und glühe, noch leichter als auf die von Tennant und Pearson angegebene Weise, wahre Koble hervorbringen; es scheine sich in diesem Falle der Phosphorstoff des Phosphors mit dem Sauerstoffe der Kohlenäure zu Phosphorsäure zu verbinden, diese gehe dann mit dem Alkali oder mit der Kalkerde eine Vereinigung ein, das Licht des Phosphors aber setze mit dem Kohlenstoffe der Kohlenäure die Koble zusammen; indessen erhalte man, wenn man etwas Phosphor in geflossene kohlenäure Kalkerde thue, zwar wohl eine Phosphorsäure, aber keine Koble, auch werde bey dieser Behandlung der Phosphor nur langsam geseuert und dieser Versuch scheine also jener Erfahrung zu widersprechen und die daraus hergeleitete Folgerung einzuschränken. Die Veränderung, welche die Schwefelsäure erleidet, wenn man etwas von einem vegetabilischen oder thierischen Körper in sie bringt, rühre vornehmlich von dem Wasserstoff dieser Körper her; denn durch völlig angebrannte Pflanzenkoble werde diese Säure in der gewöhnlichen Temperatur weder in Ansehung der Farbe, noch auf eine andere Art geändert, in dem Falle hingegen, wenn der Körper mehr oder weniger von dem genannten Stoffe in sich hat, lasse dieser den Kohlenstoff zurück und bringe so die braune oder schwarze Farbe hervor; die Wirkung der concentrirten Schwefelsäure auf vegetabilische und thierische Körper, verdienet übrigens in diesem Betrachte noch eine genauere Untersuchung. Der wahre Grund, warum bey der Destillation des Vitriols eine dampfende Säure, bey der Verbrennung des Schwefels hingegen eine nicht rauchende Flüssigkeit erhalten wird, scheine hauptsächlich darin zu liegen, daß bey der Verbrennung, wenn man Salpeter zu Hülfe nimmt, eine hinreichende Menge Sauerstoff dem Schwefel oder der Grundlage desselben beymischen könne, indess bey der Destillation des Vitriols

dem fauren Bestandtheile dieses Salzes, wenn er auch vollkommen war, ein Theil des Sauerstoffs durch den Eisenkalk geraubt werde; denn dieter Kalk bleibe, nach vollbrachter Scheidung der Säure, unter der Gestalt eines rothen Pulvers zurück, und diese Farbe zeige deutlich an, daß das Eisen vollkommen oxydirt sey. Die Erde des Talkes verhalte sich im Feuer etwas anders, als die Kalkerde, diese nehme wahres Feuer in sich, jene aber nur Licht, und sie könne aus diesem Grunde auch nicht atzend werden; des so eben erwähnten Bestandtheils wegen erbitze sich die gebrannte Talkerde mit der concentrirten Schwefelsäure, indem sich die Wärme bey dieser Vermischung schnell aus der Säure entbinde, aus der Erde aber das Licht in Freyheit gesetzt werde und sich so die Mischung bis zum Glühen erhitze. Der Marggrafische Leuchtstein gewähre eine Erscheinung, die von der, welche die Talkerde und manche andere unter gewissen Umständen zum Glühen gebrachte oder im Dunkeln leuchtende Körper darbieten, sehr abweiche, und man wisse noch nicht, wie man die Lichterscheinung erklären solle, die jener Stein zeigt; indessen scheine es keine Verbrennung zu seyn, da der Erfolg auch in Gasarten statt finde, worin keine Verbrennung vor sich gehen könne. Der Wasserstoff und der Kohlenstoff sind bey der Zusammensetzung der Vegetabilien von großem Einflusse und besonders machen diese feinen Wesen Bestandtheile mehrerer entzündlichen Körper aus, doch sey das Daseyn des Wasserstoffes in manchen Körpern von dieser Art, z. B. im Kampfer, noch keinesweges erwiesen, ob man schon mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen könne, daß auch dieses Product des Pflanzenreichs dergleichen Stoff in sich habe. Die Darstellung des Weingeistes durch den ersten Grad der Gährung sey eigentlich nichts als ein Anfang der Entsehung einer Säure, man müsse also diesen Geist als eine unvollkommene Pflanzenäure betrachten, und dieses Urtheil werde durch die Erzeugung einer wahren Pflanzenäure aus dem Weingeiste, wenn concentrirte Säuren darauf wirken können, und noch mehr durch die schon oben erwähnte Erfahrung, zufolge welcher man aus einer Portion Wasser, das mit einer kleinen Menge Kornbranntwein vermischet worden ist, bey wässriger Temperatur in einer Zeit von zwey Monaten einen guten Essig erhalt, und durch andere Beobachtungen gerechtfertigt. Der Weingeist sey übrigens aus mehreren Bestandtheilen, die von brennbarer Natur sind, zusammengesetzt, und er unterscheide sich von andern Körpern, und namentlich vom Schwefeläther darin, daß er weniger Kohlenstoff als dieser enthalte und gar nichts von Schwefelsäure in sich habe u. s. w.

(Der Abschluß folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 15. October 1799.

PHYSIK.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Handbuch der theoretischen und praktischen Chemie*, entworfen von D. Joh. Friedr. Aug. Götting, Prof. zu Jena etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ueber die Mischung mehrerer anderer Producte der Natur und der Kunst, über die Stoffe, die bey der Entstehung derselben vorzüglich thätig sind, über die Erscheinungen, die sie unter verschiedenen Umständen gewähren, und über andere Aufgaben, deren Entscheidung man von einem Chemisten zu erwarten berechtigt ist, äußert sich der Vf. in dem vor uns liegenden Werke auf eine ähnliche lehrreiche Art, und bemüht sich, die Erwartungen seiner Leser zu befriedigen. Wir können ihm aber hier nicht weiter folgen, da wir den Hauptzweck, den wir bey dieser Anzeige vor Augen hatten, hinlänglich erreicht zu haben glauben; wir überlassen es also den Lesern, die die Urtheile des Vfs. über andere wichtige Gegenstände wissen wollen, ihn selbst um Rath zu fragen, und bringen nur noch einige Anmerkungen über einzelne Stellen dieses Handbuchs bey.

Die Verzeichnisse von Büchern und kleinen Abhandlungen, die Hr. G. am Schlusse mehrerer Abschnitte angebracht hat, sind mit Sorgfalt abgefaßt, doch haben wir an manchen Orten einige gute und lesenswürdige Schriften, z. B. *Schwey's Synthesis Oxygenii experimentis confirmata*; *Ferri's Preisschrift über die Milch*; *Dejean's Historia, Analysis chemica, Origo et Usus oeconomicus Sodae hispanicae*; *Landriani über das Berlinerblau und das phlogistisirte Alkali u. s. w.* vermisst. An mehreren Stellen scheint uns der Vf. nicht so bestimmt, als man wohl erwarten konnte, geurtheilt oder entschieden zu haben: so sagt er Th. 1. S. 27. in Rücksicht auf die Grundlage der Salzsäure, daß durch die bis jetzt gemachten Erfahrungen noch nicht erwiesen sey, ob diese Säure den Wasserstoff zur Grundlage habe oder nicht; allein unsers Erachtens ist allerdings hinlänglich dargehan worden, daß dieser Stoff nicht den Antheil an der Bildung der genannten Säure habe, den z. B. der Kohlenstoff an der Bildung der Luftsäure hat. An einem andern Orte (S. 44) meynt Hr. G., die Verbindung, in welcher die Kieselerde in dem Wasser

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

des Geyfers vorkommt, sey noch nicht bekannt; aber Blak's Versuche haben, dünkt uns, das Aneignungsmittel entdeckt, dessen sich die Natur zur Auflösung der erwähnten Erde in diesem Wasser bedient. Der Vf. urtheilt auch (z. Th. S. 388), daß man bey der freywilligen Zersetzung der mehresten thierischen Theile nicht beobachten könne, ob die ersten Perioden der Gährung voraus gegangen seyen oder nicht, indem die Fäulniß zu schnell ihren Anfang nehme; es ist aber ausgemacht, daß in den meisten Fällen dieser Art die ersten Perioden der Gährung vorausgehen, und daß man sich, wenn man nur aufmerksam genug ist, hieron leicht durch die Beobachtung überzeugen kann. Ueber die Natur des sogenannten mineralischen Chamaeleons drückt sich Hr. G. S. 581 ebenfalls zweifelhaft aus, und doch ist, unsern Versuchen zufolge, das Urtheil, das er von diesem Producte fallt, ganz richtig.

Das mit mineralischem Kali bereitete Glas giebt Hr. Götting (Th. 1. S. 34.) für vollkommen aus, als das, zu dessen Verfertigung man gemeine Pottasche benutzt hat; wir sehen aber nicht, aus welchem Grunde dieses jenem nachzusetzen sey, da es, wenn es regelmäßig bereit ist, die Eigenschaften eines guten Glases in einem nicht mindern Grade besitzt, als das andere. S. 64 ist der Ausdruck: *Vorbereitungsverwandtschaft* von einer Art der Anziehung gebraucht, die man sonst nicht so zu benennen pflegt, und da der erwähnte Name schon einer andern Verwandtschaft von den Scheidekünstlern begelegt ist; so hätte der Vf. ihn auch blos von dieser gebrauchen sollen. S. 141 ist nicht erwähnt, daß manche Sublimat chemische Blumen genannt werden und S. 178, wo von der Verkalkung geredet wird, ist der Oxydation auf dem nassem Wege nicht gedacht, die hier um so mehr hätte angeführt werden sollen, da der Vf. S. 140 und an andern Orten selbst sagt, daß das Eisen und mehrere Metalle durch Wasser u. s. w. in Kalke verwandelt werden können. S. 164. die Flussspathsäure kommt freylich am gewöhnlichsten mit Kalkerde verbunden vor, indessen giebt es auch flussspathsaure Thonerde im Mineralreiche, die in der That merkwürdig genug ist, daß sie hier angeführt zu werden verdient hätte; übrigens kann man diese Säure nicht blos durch concentrirte Schwefelsäure, sondern auch, wie *Wenzel's* Versuche gelehrt haben, durch die Säuren des Phosphors und des Arseniks von der Kalkerde trennen. Die Bernsteinsäure hält Hr. G. S. 204 für ein Product der Destillation, wir haben aber manchmal an den Alkalien, die

die wir mit rohem Bernsteine behandelt hatten, Eigenschaften beobachtet, die zu erweisen scheinen, daß die Säure wirklich in dem genannten Fossil präexistirt und also durch die Destillation nur ausgeschieden wird. S. 219 auch das Ammoniak, das man aus thierischen und einigen vegetabilischen Körpern erhält, ist gewiss größtentheils ein Educt; wenigstens verhalten sich viele thierische und vegetabilische Theile bey verschiedenen chemischen Bearbeitungen auf eine solche Art, daß man nicht unbin kann, den Schluß zu machen, daß von Natur viel flüchtiges Laugenfalz in diesen Theilen zugegen sey. S. 239. Der Kampferlorbeer ist nicht der einzige Baum, von dem man Kampfer erhält, eine ansehnliche Menge dieses Products, das im Handel vorkommt, liefert der sumatrauische Kampferbaum des *Breyn.* S. 273. Der Indig hat wohl nicht seinen Namen von der Pflanze, aus welcher er zuerst bereitet worden ist und noch bereitet wird, erhalten, die Pflanze verdankt vielmehr ihren Namen dem Indigo. In dem Abschnitt vom Wisnuth S. 316 ist des Umlandes nicht gedacht, daß der Kalk dieses Metalles, wenn er mit einem feuerbestandigen Oele gekocht wird, eine pflasterartige Consistenz annimmt; da der Vf. diese Eigenschaft da, wo er von dem Braunsteine und von dem Bleye redet, erwähnt hat; so hatte er sie auch an jenem Orte nicht mit Stillchweigen übergehen sollen. Im zweyten Theile S. 66. hat Hr. G. vergessen, zu erinnern, daß man die Flüssigkeit, die bey der Destillation des gemeinen Wassers zuerst übergeht, nicht als gutes destillirtes Wasser gebrauchen dürfe, und an andern Orten, wo die Rede von den arsenikalischen Mittelsalzen und von der Bereinigung der Kapellen ist, hat er nicht gesagt, daß man die letztern auch aus Schwefelspate verfertigen und das arseniksaure Ammoniak aus einem Gemische von flammendem Salpeter und weißem Arsenik darstellen könne. S. 155. Der Niederschlag, der durch Schwefelsäure aus der Auflösung der Holzasche in Salz- oder Salpetersäure gefällt wird, ist zwar gewöhnlich Gyps, doch verdient er nicht immer ohne einige Einschränkung diesen Namen; denn wir haben manchmal an einigen Theilen dieses Niederschlags alle Eigenschaften eines wahren Schwefelspates bemerkt. S. 164. Die Alaunerze sind eigentlich keine Kiese, sondern Producte von anderer Art, die freylich oft, aber doch nur zufälliger Weise Kies beygemengt haben; auch kann man wohl nicht, wie der Vf. gethan hat, behaupten, daß bey der Veränderung, die die Alaunerze untergehen müssen, wenn man sie auf Alaun benutzen will, die Schwefelsäure erst mit dem Eisen ein Salz bilde, das späterhin durch die Thonerde wieder zersetzt werde; denn wirklich enthalten mehrere Alaunerze nur wenig Eisen, und zweytens ist dieses Metall näher gegen die Schwefelsäure verwandt, als die Alaunerde. S. 224. Die Salzsäure kommt nicht bloß mit Erden und Alkalien, sondern auch mit einigen Metallen verbunden in der Natur vor. S. 321. Zu dem Biere nimmt man oft Zusätze, von welchen wohl einige

angeführt zu werden verdient hätten, da sie in manchem Betrachte der Aufmerksamkeit des Arztes und des Scheidekünstlers werth sind; auch wünschen wir, daß Hr. G. S. 451 die mit Kalkwasser bereitete Blutlauge nicht mit Stillchweigen übergangen haben möchte; zwar sagt er a. O. etwas von der Verbindung der Blausäure mit Kalkerde, aber jener Flüssigkeit, die nach unsern Erfahrungen, oft mit mehrerem Nutzen, als die mit alkalischen Salzen verfertigte Blutlauge, zur Entdeckung des Eisens in Mineralwässern u. s. w. gebraucht werden kann, hat er nirgends gedacht. Doch diese und ähnliche Zusätze, die sich noch an einigen andern Orten machen lassen, können freylich leicht in den Vorlesungen angebracht werden, und wahrseheinlich wird der Vf. nicht ermangeln, dieses zu thun, und zugleich die kleinen Fehler, die sich hier und da finden, wohin wir auch das zählen, was er S. 492 von der Unzulänglichkeit des Abtreibens und Feinbrennens des Silbers mit Salpeter zur Darstellung eines ganz kupferfreyen Silbers sagt, zu verbessern. — Zur Empfehlung dieses Buches setzen wir nichts mehr hinzu, da wir gewiss sind, daß unsere Anzeige die Leser von dem Werthe, den wir demselben beylegen, aufs vollkommenste überzeugt haben wird.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Böhm: *Praktischer Commentar über die Pandecten*, nach dem Lehrbuche des Hn. GRR. Hefffeld. I. Th. 2. Abth. 1796. 568 S. II. Th. 1796. 576 S. III. Th. 1797. 573 S. IV. Th. 1797. 538 S. V. Th. 1798. 506 S. VI. Th. 1798. 528 S. VII. Th. 1799. 527 S. gr. 8. (12 Rthl. 20 gr.)

Seitdem der Anfang dieses voluminösen Werks, welches gegenwärtig bis an das sechste Buch des Compendiums reicht, von uns angezeigt worden, hat der Verfasser Gelegenheit gefunden, in den Vorreden zu einzelnen Bänden über seine Absicht sich weiter zu verbreiten, und zugleich sein Ideal eines zweckmäßigen Commentars über die Pandecten aufzustellen. Nach seiner Vorstellung ist derjenige Commentar der beste, worin die Behauptungen der größten Rechtsgelehrten über alle praktische Rechtsmaterien zusammen getragen sind, und die Anwendung derselben durch die in den vorhandenen Sammlungen erzählten Rechtsfälle deutlich gezeigt ist. Wer daher nichts Selbstgedachtes und aus den Quellen Geschöpftes, sondern eine ausgebreitete Compilation theils aus den bisherigen Commentaren, und zwar zugleich aus den neuesten, so weit solche reichen, theils aus guten Schriftstellern über einzelne Materien sucht, wird hier unstreitig seine Rechnung finden, sobald ihm daran liegt, die verschiedenen Meynungen, größtentheils aus den eigenen Worten ihrer Urheber kennen zu lernen, und Autoritäten für einzelne Rechtswahrheiten

zu besitzen. Bey dem hier beobachteten Verfahren ist es in der That, wie der Vf. sagt, weder gar leicht, noch gar schwer, Bücher zu schreiben. Denn es wird zwar auf der einen Seite erfordert, daß man eine Menge zum Theil sehr großer Werke vor sich liegen habe, aus welchen man die zur Sache gehörigen Stellen zusammenträgt, um den Leser für den Mangel einer starken Büchersammlung zu entschädigen, aber auf der andern Seite braucht man weder etwas Neues zu sagen, noch für die aufgestellten Sätze verantwortlich zu seyn, da es hinreicht, seinen Autor zu nennen. In Aufhebung der Menge und Mannichfaltigkeit der Materien sowohl als des praktischen Nutzens wird man alsdann mit dem Vf. einen solchen Commentar „unter die wichtigsten juristischen Schriften“ zählen, und zugleich mit Zufriedenheit bemerken, „daß es unter den Rechtsgelehrten noch Männer giebt, die sich die wichtigsten neuen Schriften anschaffen, da von Zeit zu Zeit dergleichen herauskommen, die oft sehr theuer sind.“ Sollte jemand den Plan in mercantillischer Rücksicht für unzweckmäßig halten; so wird ihn eine nähere Bekanntschaft mit dem herrschenden Geschmack der Rechtsgelehrten im weitem Sinn vom Gegentheil überzeugen. Auch wird er zu bedenken haben, daß hier eine ausführliche Erläuterung des ganzen Privatrechts, des Processus und des peinlichen Rechts geliefert werden soll, und folglich schon der Umfang dieser Wissenschaften ein sehr großes Werk nöthig macht. Sollte ferner Jemand glauben, daß die Anzahl der noch zu erwartenden Bände zu groß seyn werde; so ist in der Vorrede zum siebenten Bande die Versicherung gegeben, daß das Ganze nicht über vierzehn Bände stark werden soll. Da aber vorzüglich Bedenklichkeiten eintreten möchten, ob, bey der Menge und Wichtigkeit der noch abzuhandelnden Materien, die Folge des Buchs mit dem Anfang in gehörigen Verhältniß stehen werde; so verspricht der Vf. zugleich, hinfest sich kürzer zu fassen, und entschuldigt die bisherige Weitläufigkeit folgendermaßen: Will ein Verfasser durch eine Arbeit dieser Art den Hn. Verleger in den Stand setzen, daß er, nach dem Abgange der ersten Bände zu urtheilen, die gegründete Hoffnung fassen könne, sein großes auf den Verlag verwendetes Capital nicht zu riskiren; so muß er die Käufer gleich Anfangs durch die Weitläufigkeit des Werks zu überzeugen suchen, daß sie ein nützliches Buch bekommen werden, und daß sie sich dadurch entschließen, sich das Buch anzuschaffen.“ — Wir find nun zwar nicht mit den Vorstellungen des Vfs. von dem Werth eines solchen Pandecten-Commentars, sondern weit mehr mit den Ideen, die unlängst Hr. Kanzler Koch in seinen *Belehrungen etc.* gelegentlich über diesen Gegenstand geäußert hat, einverstanden, glauben aber doch, daß die vorliegende Arbeit dem Theil des juristischen Publicums, dem sie gewidmet ist — und er scheint in der That zahlreiche zu seyn — willkommen seyn, und das Werk seine Käufer finden werde. Eine unständliche Prüfung einzelner Stellen wird man

von uns nicht erwarten, indem wir dadurch nicht die Arbeit des Vfs., sondern lediglich die Bücher, aus denen sie entlehnt ist, und unter demselben die neuesten, z. B. *Eichmann's* und *Gluck's* Werke, recensiren würden. Indess mögen einige Bemerkungen, die zum Theil auf die Fortsetzung des Buchs, zugleich bezogen werden können, hier ihren Platz finden. Zuvörderst sucht man in einem praktischen Commentar keine ausführlichen historischen und antiquarischen Untersuchungen, sondern es ist genug, wenn aus dem älteren Rechte so viel angeführt ist, als zum Verständniß des neuesten notwendig erforderlich wird. Wozu also Th. II. S. 416 f. die unständliche Darstellung der väterlichen Gewalt im alten Rom, und die Aufstellung der Gründe und Gegenstände über die Frage, ob selbige auf ein Eigenthumsrecht, oder auf eine häusliche Gewalt und Gerichtsbarkeit gebaut gewesen sey? Wozu Th. II. S. 169 f. zu §. 493. die Nachrichten vom Ursprunge und Fortgange des deutschen Postwesens, bey Gelegenheit des Titels *Nautae, canones etc.*? Hierdurch hat der Vf. bey manchen Begriffen und Eintheilungen sich nach dem Zwecke des Buchs viel zu lange, und oft mit übertriebener Anhänglichkeit an das Alte, aufgehalten, wie Th. I. S. 316. bey *Justitia*, S. 219. bey der Eintheilung der Privilegien in *conventionalia* und *gratis*, zu deren Vertheidigung er nichts weiter anzuführen weiß, als daß sie einmal hergebracht, und zur Erklärung der darauf sich beziehenden bürgerlichen Gesetze (?) ganz schicklich sey, S. 280. bey der Eintheilung der Jurisprudenz in *legislatoria*, *consultatoria* und *iudiciaria*, von welcher er selbst anmerkt, daß sie sich nicht hieher schicken soll. Ferner lassen sich gegen manche Classificationen gegründete Erinnerungen machen, z. B. bey *ius singulare*, *privilegium* und *dispensatio*, die schon aus neueren Lehrbüchern berichtigt werden konnten. Sodann ist, ungeachtet der beabsichtigten Vollständigkeit, doch hier und da einiges unberührt geblieben, z. B. Th. II. S. 2. von der Verlängerung der auf eine Zeit beschränkten Privilegien, S. 3. daß die einer moralischen Person ertheilten Privilegien erlöschen, sobald die moralische Person, als solche, aufgehoben wird, obgleich die bisherigen Individuen noch vorhanden sind. Am wenigsten begreifen wir, wie bey der Sorgfalt des Vfs. in der Entwicklung der Controversen, Th. VII. S. 427. die bekannte Streitfrage, ob Halbgewisser von der Mutter die *quærela inoff. test.* anstellen können, bloß berührt, aber durchaus unerörtert geblieben ist. Endlich scheint der Vf. die Begriffe von *Vollständigkeit* und *Weitschweifigkeit* nicht gehörig von einander abzufondern, und daher nicht zu bedenken, daß Vollständigkeit auch in einer gedrängten Schreibart, der Deutlichkeit unbeschadet, erreicht werden könne, und viel Raum erspart würde, wenn er selbst fremde Meynungen nach seinem eigenen Idange und mit seinen eigenen Worten vortrüge, wöbey man nicht so oft lesen müßte: „Angesehene Rechtsgelehrte sagen dieses — aber eben so berühmte Rechtsge-

lehre, sagen jenes." Th. I. S. 267. heisst es: „Aus der Kirchengeschichte und den Schriften der Kirchenväter ist bekannt, wie Hr. D. Ernesti beständig bemerkt, dass die Worte *Analogia fidei* nichts weiter bedeuten, als *regula fidei*. Dieser Sinn muss also auch mit den Worten *Analogia iuris* verbunden werden. Wenn dieses aber in jedem einzelnen Fall richtig gefehlen sey, das lässt sich nicht allgemein deutlich empfinden (?) und dadurch mögen einige Rechtslehrer veranlasst worden seyn, die Sache durch Festsetzung eines andern Begriffs deutlicher machen zu wollen.“ Wir sehen aber nicht ein, was mit dieser Bemerkung gewonnen werde. — Noch lässt es der Vf. nicht hinreichen, seine Anonymität zu entschuldigen, sondern führt sogar hierin die Autorität eines Hymne und v. Trützschler für sich an.

BERLIN u. STRALSUND, b. Lange: D. Joh. Bernh. Christ. Eichmann's, herzogl. Sachs. Goth. u. Altenb. Regierungsraths, Erklärungen des bürgerlichen Rechts, nach Anleitung des Heilfeldischen Lehrbuchs der Pandecten. Fünfter Theil. 1799. 508 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Nach einem Zwischenraume von zehn Jahren, wo die Aussicht, eine Fortsetzung dieser gründlichen Erklärungen des bürgerlichen Rechts (I—IV. Th. 1779—1790.) zu erhalten, beynahe verschwunden war, erscheint jetzt der fünfte Theil, welcher den Vorfolg der im vorigen Theile angefangenen Lehre von der *Jurisdiction* in sechs Paragraphen (195—200) enthält, aber dieselbe noch nicht beendigt, und daher den billigen Wunsch erregt, dass das Publicum auf den Beschluss dieser Materie nicht abermals ein Decennium hindurch warten müsse. Man kennt die Arbeit des Hn. RR. E. nicht nur als den ersten Commentar über das Heilfeldische Lehrbuch, denn hernach nicht weniger als fünf andere, obgleich von sehr verschiedenem Gehalte, gefolgt sind, sondern auch als den ausführlichsten unter allen. Da man nicht erwarten kann, dass dieselbe, wenn auch der Vf. Nestor's Jahre erreichen sollte, sich über das ganze Lehrbuch verbreiten werde; so muss man die gelieferteten und noch zu liefernden Bände als eine Reihe von brauchbaren Abhandlungen über einzelne Rechtsmaterien betrachten, und es auf Zeit und Umstände ankommen lassen, wie viele wir deren noch erhalten werden. Auch in dem vorliegenden Theile sind Fleiss, Gelehrsamkeit und prüfende Benutzung guter Schriftsteller nicht zu verkennen. Die Erläuterungen betreffen diesmal die Lehren von den Civil- und Criminalgerichten, der kirchlichen Jurisdiction und den Commissionen. Beynahe die Hälfte des Bandes (S. 87—318) nimmt die Lehre von der kirchlichen Gerichtsbarkeit ein, deren Geschichte zugleich erzählt ist, welches man in einer Erklärung des bür-

gerlichen Rechts nicht suchen dürfte. Was S. 293 f. von der Befugnis der geistlichen und der weltlichen Gerichte, über Incidentpunkte, die keine Gegenstände ihrer Gerichtsbarkeit sind, zu erkennen, gesagt wird, verdient allerdings erwogen zu werden, obgleich die Uebersicht der Entwicklung durch Einmischung der Einreden und der Wiederklage, die doch der Vf. sorgfältig von den eigentlichen Incidentpunkten unterschieden wissen will, nicht wenig erwirkt ist. Vorzüglich genau und mehr an rechten Ort ist die Theorie, von den Commissionen aufgestellt, und sogar ein von dem Vf. als Commissar an den Landesherrn erstatteter Bericht im Anbange beygefügt. Insbesondere ist S. 368 f. umständlicher, als zu gefehen pflegt, von den Commissionskosten gehandelt. Der hier angegebene Unterschied zwischen Commissionsverfolgungskosten und Commissionskosten im engern Sinn liegt allerdings in der Natur der Sache, obgleich jene als Canzleykosten, dergleichen sie auch in der That sind, gefodert zu werden pflegen. Wenn aber hier von jeder Gattung eine eigene Regel aufgestellt, und zwar die für die erstere mit sieben, und die für die letztere mit sechs Ausnahmen versehen wird; so scheint es uns, dass nicht allein beide Regeln sich in eine zusammen ziehen, sondern auch die Ausnahmen sich zum Theil näher stellen lassen, und dadurch die Sache vereinfacht werden könne. Was von dem eimigen Commissarius heyzugebenden oder von ihm zuzuziehenden Protocollführer bey Glück u. a. vorkommt, hat S. 380. seine nähere Bestimmung und Berichtigung erhalten. Die gelegentlichen Bemerkungen S. 428. von der sogenannten Cabinetsinfinanz können und sollen freylich die Sache nicht erschöpfen, sondern müssen zur Vermeidung aller Verwechslungen mit der not. kl. angeführten Abhandlung von Schick zusammen gehalten werden, womit man noch Klüber's kl. jur. Bibl. V. 194—217. vergleichen kann: es tritt aber, wie uns dünkt, der Ausführung des Vfs. so weit sie allein hieher gehört, analogisch die Einrichtung der Länder bey, wo die Berufungen von den Erkenntnissen der mit Gerichtsbarkeit versehenen, aber von den höchsten Landesgerichten eximierten Corporationen zwar unmittelbar an den Landesherrn ergehen, aber von denselben in dem geheimen Rathskollegium durch eingeholte Gutachten eines höheren Gerichts entschieden werden.

Frankfurter Messrelation, das ist: halbjährliche Erzählungen der neuesten Staats- und Weltgeschichten, von der Frankfurter Herbstmesse 1793. bis zur Herbstmesse 1795. 4 Hefte, jedes mit einem (sogenannten) Kupfer. 4. (1 Rthl. 6 gr.) (Vergl. A. L. Z. 1794. Nr. 34.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwachs, den 16. October 1799.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN: b. Homburg: *Abhandlung über den kleinen Krieg und über den Gebrauch der leichten Truppen, mit Rücksicht auf den französischen Krieg. Von einem preussischen Officier der leichten Truppen. Mit Anmerkungen von L. S. von Treuenhoff, königl. preuss. Major der Cavallerie und des Verdienstordens Ritter. Mit neun Planen. 1799. XII u. 354 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)*

Es ist in den letzten Jahrzehenden in Deutschland so unendlich viel über alle Zweige der Kriegskunst geschrieben worden, daß es beynahe ganz unnöthig scheinen dürfte, die Menge der Lehr- und Taschenbücher, mit welchen die Regimentsbibliotheken überladen sind, noch durch neue Beyträge zu vermehren; man kann auch nicht leugnen, daß der bessere Theil dieser Schriften viel lehrreiches und brauchbares enthält, aber dennoch hat es uns bey allem Reichthum an Materialien noch immer für den Lehrling dieser weitläufigen Wissenschaft in manchen Fachern derselben, und namentlich in dem des sogenannten kleinen Kriegs, an einer Anweisung gefehlt, die einigermaßen auf Vollständigkeit Anspruch machen könnte. Die Vff. der vielen darüber vorhandenen Schriften haben bald ihre Ideen und die Resultate ihrer Erfahrungen nur rhapsodisch hingeworfen, bald ihren Stoff zu einseitig behandelt, bald eine Menge von fremdartigen Gegenständen hineingemischt, und dadurch ihren vornehmsten Zweck, die Brauchbarkeit, mehr oder weniger verfehlt. Zufrieden, sich in ihren Vorreden verwahrt zu haben, daß sie die Ansprüche auf Vollständigkeit, auf einen zweckmäßigen Plan und einen systematischen Vortrag den Gelehrten von Profession überlassen, scheinen Viele von ihnen das Streben nach diesen so wessentlichen Erfordernissen eines Buchs, das zur Belehrung geschrieben ist, für Pedantercy zu halten, in dessen Andere durch eine unnöthige und zu ängstliche Umständlichkeit bey den ersten, als bekannt voraus zu setzenden, oder nicht eigentlich zu der Sache selbst gehörenden Begriffen, den Zuhörern viel zu groß gemacht, und aus eben diesem Grunde nachher kein vollständiges Ganzes haben liefern können.

Es muß daher für den Vff. obiger Abhandlung, der sich in der Vorrede als einen (wahrscheinlich bey dem königl. preussl. Jägercorps dienenden) Infanterieofficier bekannt macht, schon ein gutes Vorurtheil erwecken, daß er sich das Ziel und die Grenzen seiner Arbeit scharf gezeichnet hat. Sein Zweck ist, (S. III.) dem jungen Officier von den leichten Trup-

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

pen das zu geben, was ihm in irgend einem Buche gegeben werden kann, „eine gründliche und durch „Beyspiele unterstützte Theorie seiner Obliegenheiten, wenn ihm im Felde ein abgesonderter Haufen „anvertraut wird,“ und ihm dadurch, so weit dieses möglich ist, den Mangel an praktischer Erfahrung zu ersetzen. Man darf daher hier nicht eins von jenen militärischen Noth- und Hülfsbüchlein erwarten, die auf jeden in der Ausübung vorkommenden Fall eine Vorchrift enthalten, sondern ein *Lehrbuch*, das den noch ansehnlichen Officier in Friedenszeiten „zum Nachdenken über die Fälle, die ihm im Kriege begegnen können, und über sein Verhalten dabey, leiten soll.“

Diesen Zweck hat nun der Vff. mit einer Besonnenheit, mit einer stets auf die Bedürfnisse seiner Leser gerichteten Aufmerksamkeit, und mit einer Vollständigkeit geführt, welche dieses Werk nach dem Urtheil des Rec. weit über die besten in seiner Art erheben, und beynahe alles, was noch weiter darüber gesagt werden konnte, einbreichlich machen.

Indem er sich streng auf das Nothwendige einschränkt, und alle Abschweifungen, selbst über das Nützliche aber nicht allgemein Anzuwendende, sich versagt, ist es ihm möglich geworden, das, was innerhalb dieser verengerten Grenzen seines Gegenstandes lag, nun auf die befriedigendste Art, und so, daß nichts übergangen wird, nichts unendlich, nichts unerörtert bleibt, zu bearbeiten. Sehr sparsam findet man hier Discussionen über bestrittene oder zweifelhafte Punkte angebracht; sie gehören schon in ein höheres Fach, und kommen nur da vor, wo es nöthig war, die vorgetragenen Sätze zu begründen oder zu erläutern. Durchgehend sind die Vorschriften, welche der Vff. giebt, Resultate gereifter Erfahrungen, aber sie sind nicht als Axiome aufgestellt, und lassen zur Untersuchung und zum eigenen Nachdenken Raum. Er warnt gleich Anfangs (S. 10.) gegen eine zu machinemäßige Beobachtung jeder, auch der besten allgemeinen Regeln, aber mit gleicher Sorgfalt enthält er sich aus eben diesem Grunde der gar zu detaillirten Vorschriften, die, indem sie bloß auf einzelne Fälle berechnet sind, bey der unermesslichen Mannichfaltigkeit der Verhältnisse, so äußerst selten gebraucht werden können. Die Anwendung seiner Theorien bleibt mit Recht dem Urtheil des Lesers überlassen, doch kommt der Vff. diesem durch zweckmäßige Beyspiele zu Hülfe, die, besser als irgend ein Raisonnement, anschaulich machen, wie weit man den gegebenen Anweisungen folgen, und wie man nach Beschaffenheit der Umstände

Rände und des Locals gezwungen werden kann von ihnen abzuweichen.

Mit gleicher Ueberlegung ist der Vf. bey der Anordnung seines Plans zu Werke gegangen; die verschiedenen Abschnitte sind so getheilt, daß stets der vorhergehende über den nachfolgenden Licht verbreitet, und dieser ganz natürlich aus jenem hervor zu gehen scheint, daß nirgend eine Lücke bleibt, und so am Ende sich alles zu einem vollendeten Ganzen bildet. Auch der Stil ist musterhaft; ohne alle Ansprüche auf unnützen Schmuck, und ohne weder in einen feilen Lehrton zu gerathen, noch auch sich einen Augenblick zu vernachlässigen, weiß der Vf. sich stets einfach, kurz und mit Bestimmtheit auszudrücken. Nie wird er schleppend, nie weifschwellig; so sehr auch Deutlichkeit zu seinen Verdienken gehört; die trockensten Materien gewinnen unter seiner Hand Leben und Interesse, und die Sprache ist durchgehend correct.

Der Vf. hat sich keine Leser eben so bestimmt als den Zweck und den Plan seines Buchs gedacht. Es ist für den in Friedenszeiten bereits gebildeten Officier geschrieben, bey dem man mit Recht die Kenntniß von der innern Einrichtung leichter Truppen, und die Fertigkeit sie zu bewegen, voraussetzen darf; eine Abhandlung über beide würde daher hier nicht an ihrer Stelle gewesen seyn. Nur von dem Moment an, wo der Officier im Kriege mit dem ihm anvertrauten Detachement abgeht, hat der Vf. mit ihm zu thun, und er verschmäht es nicht, sich hier zu den kleinsten Vorichtsregeln herab zu lassen, deren Vernachlässigung dem abgeklärten Haufen Nachtheil bringen könnte. Aber diese Elemente werden nun auch auf den ersten 8 Seiten: *allgemeine Regeln über den Marsch*, ein für allemal abgehandelt, und die wichtigere Anleitung zur Einrichtung des Marfches, der *Avantgarde*, *Seitenpatrouillen* u. s. w. nimmt schon einen vierfach größern Raum ein. Der zweyte Hauptabschnitt: von *Actionen*, zerfällt wieder in mehrere Unterabtheilungen, welche die nöthigen Maassregeln, für die Reuterey sowohl als für das Fußvolk, bey dem Angriff und bey der Vertheidigung, bey *Blanken*, bey *Quarrees* und besonders noch bey *Nachtrab*, mit beständiger Hinsicht auf die Verschiedenheit des Bodens enthalten.

Im dritten Abschn.: von den *Patrouillen*, werden die nöthigen dabey zu beobachtenden Vorschriften angeführt, und das Ganze durch deutliche, mit Planen begleitete Beyspiele dem Leser anschaulich gemacht. Die Zweckmäßigkeit dieser nach dem Muster des Scharnhorffschen Taschenbuchs durchgehends befolgten Manier ist nicht zu verkennen, und die aufgestellten Beyspiele haben dem Rec. auch aus dem Grunde ganz praktisch erschienen, daß hier nicht jene übertriebene anglische Vorlicht anbefohlen wird, nach welcher der commandierende Officier beynehe seine ganze Mannschaft als Sicherheitsposten vertheilen muß, und nun, weil er gar keinen Trupp bey sich behält, in die Verlegenheit gerathen kann, vor einer *Patrouille*, die schwächer ist als die feini-

ge, ausreifen zu müssen, anstatt daß er sonst sie zurück treiben, oder wenigstens sich selbst mit der gehörigen Fassung zurück ziehen könnte.

Eben so vollständig sind die folgenden Abschnitte: von *Recognoscirungen*, und von *Feldwachen*, *Pikets*, *Cantonirungen*, *detachirten Posten* u. s. w. ausgeführt. Indem der Vf. jungen Officieren die Uebung in der Fertigkeit, Gegenden geschwind aufzunehmen, anempfiehlt, rügt er die Pedanterey der gar zu künstlichen Zeichnung und Verzerzung solcher Plane. „Sie sollen, heist es (S. 134), bloß die Stelle einer doch immer nur unvollkommenen schriftlichen Beschreibung vertreten, und dürfen daher nur auf Deutlichkeit und Genauigkeit Anspruch machen.“ — Auch nur um dem eigenen Gedächtniß zu Hülfe zu kommen wird der roheste Entwurf in der Scheitbafel von gutem Nutzen seyn. — Die drey letzten Abschnitte handeln von dem Verhalten in *Cantonirungsquartieren*, von *Ueberfällen* und von *Verfechten*. Auch hier müssen die Beyspiele als die beste Erläuterung der vorausgeschickten Regeln dienen, unter denen vorzüglich das Eine, (von einer Position in der Gegend des Donnersbergs) dem Rec. sehr lehrreich erschienen hat, weil es für beide gegeneinander stehende Theile ausgeführt ist, und dadurch den anschaulichsten Begriff von den Unbequemlichkeiten giebt, die auch der vortheilhaftesten Stellung eigen sind, und die nur durch Wachsamkeit und kluges Verhalten, wo nicht vermieden, doch in ihren Folgen unschädlich gemacht werden können.

Es darf der Vf. nicht zum Vorwurf gerathen, daß er hier und da, besonders in den letzten Abschnitten, oft von größern Unternehmungen spricht, bey deren Ausführung der Subalternofficier nur als ein Theil des Ganzen mitwirkt. Eben bey solchen Gelegenheiten wird die Aufgabe desselben oft eben so schwer als wichtig, da von seinem Benehmen das Schicksal beträchtlicher Corps, selbst eines ganzen Heeres abhängen kann. Er soll zwar nur eine höhere Absicht befördern helfen; aber in seinem eignen Wirkungskreise. Es ist daher unumgänglich notwendig, daß er genau weiß; wie weit er unabhängig und bloß nach Maassgebung der Umstände handeln, und wie weit er sein Verhalten dem allgemeinen Zweck unterordnen soll. Er muß folglich von diesem ganz unterrichtet seyn, und der Vf. würde etwas sehr unvollständiges geliefert haben, wenn er nicht auch auf diese Fälle eingegangen hätte. Aber die Grenzlinie ist hier so schwankend, daß sich durchaus keine Regeln darüber aufstellen lassen; nur Beyspiele großer Expeditionen, mit Hinsicht auf die Rolle, welche die Anführer abgezonderter Haufen dabey zu übernehmen hatten, können darüber einiges Licht verbreiten. Der Vf. hat dagegen alles, was in das Gebiet der Geschütz- und Verfabrikationskunst gehört, als seinem Zwecke fremd, ausgeschlossen; und es fehlt uns auch in diesem Fache nicht an guten Lehrbüchern. Eher hätte er vielleicht den Capiteln von *Convoy's* und *Fouragierungen* hier eine Stelle einräumen sollen; er erklärt

klärt sich darüber sehr bescheiden in der Vorrede, und gesteht selbst ein, daß dieses eigentlich noch zur Vollständigkeit seines Werks fehle. Rec. glaubt jedoch, daß der Officier, der die in diesem Buche gegebenen Anleitungen mit Verstand und Urtheil anzuwenden weiß, auch bey jenen Aufträgen über die dabey zu nehmenden militärischen Maasregeln nicht verlegen seyn wird. Die Vorschriften vom Marsch, und von Befetzung einer Gegend oder eines Orts belehren ihn hinlänglich über die nothwendigen Sicherheitsanstalten, und die dem besondern Fall eigenthümliche Vorsicht sowohl als die Vortheile, die ihm derselbe gewährt, wird ihm seine eigene Ueberlegung nicht überheben lassen. Um übrigens das Oekonomieische bey Feld- und Dorf-Fouragirungen in Acht zu nehmen, werden ihm, wenn diese ins Große gehen, schon Leute von Commissariat zugeordnet werden; will er aber bloß seinen kleinen Trupp versorgen; so wird er leicht einen Landmann finden, der, in solchen Schätzungen geübt, ihm mit seinen Einsichten beystehen kann.

Die Schriften, welche der Vf. zu Rathe gezogen hat, sind entweder in der Vorrede genannt, oder sehr gewissenhaft jedesmal unter dem Texte angezeigt. Das bekannte *Scharnhorstsche Taschenbuch* dient gewissermaßen dem ganzen Werke zur Grundlage, ohne dadurch entbehrlich gemacht zu werden, indem der Vf. hier nur denjenigen Theil desselben, der von dem kleinen Kriege im genauesten Verstande handelt, commentirt, erweitert und mit seinen eigenen Zusätzen bereichert hat. Beide können neben einander bestehen, weil sie verschiedene Zwecke hatten; das Taschenbuch umfaßt ein viel weiteres Feld, das Ziel unsers Vfs. hingegen war: höchste mögliche Vollkommenheit in einer engeren Sphäre.

Die Anmerkungen des Hn. v. B. find ein schätzbarer Zusatz zu dem Ganzen. Sie handeln zwar vorzüglich nur von der Cavallerie, geben doch aber auch in andern Fächern nützliche Winke, und der Theilnahme dieses Mitarbeiters hat auch das Werk vielleicht den Vorzug zu danken, daß man nirgends darin die einseitigen Ansichten des Cavalleristen oder des Infanteristen zu tadeln findet. Wie oft dieses in andern, sonst schätzbaren Schriften der Fall sey, beweisen unter andern auch (S. 38—42.) die Bemerkungen über das Gepäck und über die von dem O. L. von Ewald gethanen Vorschläge zur Einschränkung der dem Officier nöthigen Pferde, die hier mit Bescheidenheit und Sachkenntnis beurtheilt werden. Nicht ganz so bestimmt entwickelt der Vf. (S. 45 ff.) seine Gedanken über die Behandlung des gemeinen Kriegers im Felde. Er tadelt das Verfahren mancher Officiere, die ihren Untergebenen im Angesicht des Feindes mehr als gewöhnlich nachsehen zu müssen glauben, und er thut es mit Recht, in sofern er sich Fehler gegen die Disziplin, gegen die nothwendige Ordnung, oder gar Plündern und able Behandlung wehrloser Menschen dabey gedacht hat; dagegen aber hält Rec. es auch für billig, nicht erst im Angesicht des Feindes, son-

dern überhaupt im Kriege, etwas von der hergebrachten Strenge des Exercier- und Paradeplatzes in Sachen, die doch eigentlich nur für den Schein berechnet sind, nachzulassen, wie z. B. die gar zu genaue Haltung des Körpers, der gefuchte Anzug u. dgl. Ueber die Art, Muthlose zu bestrafen, macht Hr. v. B. (S. 49.) eine sehr gute Bemerkung. Der Sport ist gewiss oft ein wirksames Mittel, als man denkt, nur muß er nicht niederschlagen, sondern zur Verbesserung des Fehlers Raum lassen. Ueberhaupt hat der letzte Krieg die wohlthätige Folge gehabt, daß man immer mehr von dem Vorurtheil, den gemeinen Soldaten als bloße Maschine zu betrachten, zurück kommt. Allerdings muß er (S. 50.) als Glied einer großen Maschine angesehen werden, (so gut, als jedes mittlere Glied zwischen ihm und dem Feldherrn,) aber er bleibt deshalb doch selbstständiger Mensch. Wir möchten daher (ebendaf.) den Satz: „der Soldat ist gewohnt, nichts durch sich selbst zu thun,“ doch nicht ganz unbedingt unterschreiben. Die Artikel von einzelnen Posten, von Blankern, von Debänden u. a. in diesem Buche selbst geben den besten Commentar über diese nothige Einschränkung. Was den Soldaten bey solchen Gelegenheiten, und überhaupt im Moment der Gefahr am sichersten gelehrt und folgsam macht, ist wahrlich nicht das Maschinenmäßige in ihm, sondern der Grad des Zutrauens, den sein Befehlshaber ihm einzufloßen gewußt hat. Vielleicht hat Rec. hier in den Worten des Vfs. einen Sinn zu finden geglaubt, der eigentlich nicht darin liegen sollte, und dann ist freylich dieser Einwurf unnütz; aber er mag stehen bleiben, vielleicht kann er bey einer zweyten Ausgabe dieses Werks den Vf. bewegen, zu Vermeidung aller Zweydeutigkeit auch über einen Punct, der zwar nicht gerade in die Tactik des kleinen Kriegs gehört, ohne welchen aber alles Wissen eines Officiers Stückwerk ist, über die Kunst sich die Achtung und die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben, seine Gedanken zu äußern.

Hoffentlich wird er dann auch den Ausfall auf die Kriegsbegebenheiten in Italien, der ihm (S. 72.) entschlüpft ist, als einen müßigen und dem Werke völlig fremden Auswuchs, wegnehmen.

Den so sehr bestrittenen Punct von der Wirkung des Feuers, und besonders des Pelotonfeuers, gegen Cavallerie berühren wir nur im Vorbeygehen, da der Vf. selbst die Schwierigkeiten bey der Anwendung des letzten nicht miskennt (S. 51.). Er hat wohl hauptsächlich nur ein unterhaltenes Feuer im Sinne gehabt, dessen wesentlicher Vortheil, wie Hr. v. B. bemerkt, darin besteht, daß es den Soldaten beschäftigt, und ihm nicht Zeit laßt an seine Gefahr zu denken. Eben so gegründet ist auch der Einwurf desselben gegen eine Generaldecharge (S. 52.).

So gewis beyn Blanken die Gewandtheit und Schnelligkeit des Pferdes — (und die Geschicklichkeit des Reiters, setzen wir hinzu) — den Sieg entscheidet; so wenig kann Rec. mit der Behauptung (S. 84.) übereinstimmen, daß das Pistol dabey dem Carabiner vorzuziehen sey. Auch außer den Gründen des Hn.

v. B. (ebend. Note), spricht die Erfahrung hier ganz gegen den Vf. Der Schuss aus dem Pistol ist höchst unsicher und fast nur gegen den in gerader Linie nachsetzenden Feind, oder als letztes Hülfsmittel, wenn man den Säbel verloren hat, zu gebrauchen, der Carabiner hingegen hält nicht nur den feindlichen Blanker, sondern auch den Tirailleur zu Fuß im Respect, und thut besonders auf Rückzügen treffliche Dienste. Man frage nur Husaren, die Feldzüge gemacht haben, ob er ihnen unnütz war? Nur in geschlossenen Reihen bringt sein Gebrauch oft mehr Schaden als Vortheil, und er vermehrt daher nur ohne Noth die Last des ohne dies schon genug bepackten schweren Reiters.

Endlich hält es Rec. auch für ein notwendiges Bedingniß des Kriegszustandes, daß der Soldat nie der Gefahr ausgesetzt werde, eine schimpfliche Begegnung zu erfahren, und er würde aus diesem Grunde den einem Officier rathen, durch einzelne detachirte Leute Nachricht vom Feinde einzuziehen (S. 311.).

Die beygefügtten Plane sind deutlich und fauber geflochten, und ihrem Zweck um so angemessener, da man sie nicht mit hier unnützen Gegenständen überladen hat. Druck und Papier machen der Verlags-handlung Ehre. S. 169. Z. 4 v. u. muß bey der Hinweisung auf den Plan der Buchstabe C statt des e

stehen; daß man durchgehends der Queue, anstatt die Queue, findet, da der Vf. doch die Tête schreibt, ist wohl kein Druckfehler.

GIessen, in der Universitäts-Buchh.: *Versuch zur Erörterung der Frage: unter welchen Umständen oder Einschränkungen die fernere und beständige Dauer der Mannuere Wittwenwaise sicher erwartet werden dürfe, nach Prüfung verschiedener deshalb bereits geschehener gutachtlicher Vorschläge*, von H. Ch. Brodreich. Zweyte verbesserte Auflage. 1799. 48 S. 4. (8 gr.)

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Physikalisch-ökonomische Bibliothek*, worin von dem neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land- und Stadtwirtschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten ertheilt werden. Von J. Beckmann. Zwanzigsten Bandes zweytes und drittes Stück. 1799. 8. (jedes 5 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1793. Nr. 216.)

NÜRNBERG, b. Schneider u. Weigel: *Goldener Spiegel*. Ein Lesebuch für Söhne und Töchter. Mit Kupfern. Verfaßt von J. S. Stoy. 1799. 258 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 256.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. Göttingen, b. Dieterich: *Jo. Christoph. Ebermauer, Osnabrugiensis, Commentatio de lucis in corporis humanum circum praeter visum efficacia, in certamine iuratum civium Acad. Goerinae Angustiae d. 4. Jun. MDCCXCXVII praenotio ornata*. 75 S. 4. (8 gr.) — Diese Schrift ist ein sehr guter Beweis von dem Fleiße und der Belesenheit des Vfs. Nur möchte er zu voreilig in der Aufstellung einer Hypothese seyn. Ehe man nicht mit der Erklärung der optischen Erscheinungen des Lichts ans Reine ist, darf man schwerlich sich an die Erklärung chemischer und physiologischer Erscheinungen bey dem Lichte wagen. Der Vf. halt das Licht nicht bloß für eine Materie, sondern behauptet auch, daß es nichts andres als das Phlogiston selbst sey. (Das Phlogiston muß doch alles mögliche an sich machen lassen. Nach der jetzt angestrichenen Erklärung muß es den Veldraum ausfüllen. Gefahr ist inzwischen von diesem brennlichen Princip nicht zu besorgen, weil das Betcher-Stahlische Phlogiston unverfälscht ist.) Ferner halt der Vf. dafür, daß die Materie des Lichts sich mit den Körpern chemisch verbinden könne. Mit dieser Hypothese möchte wenig genutzt werden. Es wird ein unbekannter Stoff, dessen spezifische chemische Wirkung unbekannt bleibt, eingeführt, wobey es sehr möglich ist, daß die Wirkungen, welche man demselben zuschreiben möchte, von andern Ursachen herrühren. Die Frage war auch wohl nur auf die Wirkung des strahlenden

oder erleuchtenden Lichts gerichtet. Die Beispiele, die §. 5. S. 35. von der Verbindung der Lichtmaterie mit dem menschlichen Körper angeführt werden, beweisen zum Theil gar nichts. Denn in einigen dieser Fälle ist die Erscheinung ganz subjectiv. Der Vf. gesteht selbst ein, daß man von den chemischen Functionen des Lichts in lebenden Körpern nichts gewisses angeben könne. Bey dem Athemholen gehe der Lichtstoff aus der Lebensluft, die sehr reichlich damit versehen ist, in die Lungen über, und verbinde sich daselbst mit dem Wärmestoffe, wegen seiner Verwandtschaft mit demselben, wodurch das Blut neue Wärme erhalte. Was von dem Einflusse des Lichts auf die Gesundheit angegeben wird, ist andern Ursachen zuzuschreiben. Der Vf. bemerkt §. 24. S. 50. selbst ganz richtig, daß man dem Lichte oft etwas zuschreibe, was man vielleicht von andern Ursachen, insbesondere der Wärme oder Hitze, die das Licht zu begleiten pflegt, häre herleiten sollen. Dieses möchte auch von der Erklärung der gewöhnlichen Verklärung der Patienten um die Abendzeit gelten. Was von dem Einflusse des Mondes auf Krankheiten angeführt wird, gehört theils nicht hierher, und ist ganz ungegründet. Daß die Cur eines Geschwürs durch glühende Kohlen, die nahe daran gehalten sind, ohne es zu berühren oder zu verletzen, befördert worden, möchte eher der ausströmenden kolden-sauren Luft als der Erwärmung zuzuschreiben seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 16. October 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

OSCHATZ, b. Oldekop, und Leipzig, in Commission b. Fleischer d. j.: *Historisch - kritischer Versuch über die Beweggründe der christlichen Moral*, von M. Johann Daniel Schultze, Privatlehrer der Philosophie in Leipzig. Nebst einer Vorrede von D. Johann Georg Rosenmüller. 1799. 7 Bogen. gr. 8. (6 gr.)

Den Gesichtspunct, aus dem diese Schrift betrachtet, und den Nutzen, der aus der Lectüre der selben gezogen werden kann, hat unser Bedünkens der würdige Vordrucker richtiger, als der Vf. selbst bestimmt. Dieser geht bloß von dem an sich wahren Gedanken aus, daß es *verdienstlich* (zweckmäßig) sey, die biblischen Schriftsteller immer nur in einer bestimmten Absicht zu lesen, und zur Erlangung einer genauern Bekanntschaft mit den Vorstellungen und dem ganzen Geiste derselben, die Lectüre bald zu diesem, bald zu jenem Behufe wieder zu erneuern. So sey er auch einfl auf den Gedanken gerathen, auf gleiche Art zu untersuchen, was namentlich die neuteamentlichen Verfasser über die Beweggründe der Tugend gedacht und gesagt hätten. Die reichliche Ausbeute, welche ihm diese Untersuchung gewährt, sey ihm eine, wenigstens nicht so bald gehoffte, Belohnung seiner Mühe gewesen, und der Gedanke, daß man schon von Alters her einfah, daß jede gute Handlung erst durch die Quelle, woraus sie entspringt, ihren eigentlichen moralischen Werth erhalte, vorzüglich aber die Resultate, die sich aus einer solchen Abhandlung zum Behuf der Lehre Jesu und seiner Apöstel erwarten ließen, haben ihn bald von der Wichtigkeit des Gegenstandes, so wie von der Nützlichkeit seiner Unternehmung, überzeugt. — Hr. D. Rosenmüller bingen macht in der Vorrede besonders auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche die kritischen Philosophen gefühlt, das neue Moralsystem mit der in N. T. enthaltenen Sittenlehre in Harmonie zu bringen. Am schwierigsten mußte dieser Versuch in Aufhebung der *Beweggründe der Tugend* seyn, da Jesus und seine Apöstel den Eudämonismus offenbar begünstigt zu haben scheinen. Fast man die vorliegende Schrift von diesem Standpunct aus in die Augen, und erwägt man, wie viel dem Theologen, und hauptsächlich dem gewissenhaften Prediger, daran gelegen seyn müsse, in dieser Materie aufs Reine zu kommen; so wird man gewiss nicht in Abrede seyn, daß der Vf. durch diese Untersuchung eine sehr nützliche Arbeit unternommen

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

habe, wenn man auch gestehen muß, daß sich von einem *historisch-kritischen* Versuche noch etwas mehr hatte fordern und erwarten lassen. Der Vf. scheint zwar selbst (S. 7.) dies Versprechen des Titels zum Theil durch die Versicherung zurückzunehmen, daß er in diesem Buche nicht sowohl den Kritiker, als den Historiker habe machen wollen: allein wenn hier nicht bloß von einem trockenen Referenten dessen, was in den Religionschriften vorgefunden wird, sondern von einem pragmatischen Historiker die Rede seyn darf; so begreift man leicht, daß sich jenes erste Prädicat von dem zweyten nicht füglich trennen laßt, und so scheint uns der Vf. den Pflichten eines pragmatischen Erzählers nicht durchgehends Genüge geleistet zu haben. Das Resultat, das der Vf. S. 5. aus seinen Betrachtungen zieht: daß sich nämlich aus einer nähern Ansicht der von Jesu und den Apösten gebrauchten Beweggründe die genaueste Kenntniß nicht nur des menschlichen Herzens überhaupt, sondern auch der damaligen Denk- und Handlungsart ergebe, würde noch überzeugender geworden seyn; selbst die berühmte Accommodationstheorie, auf welche er a. a. O. und anderwärts hingedeutet, würde ein helleres Licht gewonnen haben, wenn er, wo nicht den Gehalt der einzelnen moralischen Beweggründe würdigt, doch die Ursachen und Veranlassungen derselben, mit steter Hinsicht auf die Zeitgeschichte, entwickelt hätte. Wir billigen es übrigens sehr, daß Hr. S. sich nicht darauf eingeschränkt, die in einzelnen Stellen des N. T. fast gleichbedeutend ausgedrückten Beweggründe unter allgemeine Titel zu fassen, sondern daß er die einzelnen Stellen, wo von einem und demselben Beweggründe die Rede ist, vollständig ausgezeichnet, und daher außer denjenigen Stellen wo der Beweggrund kategorisch ausgedrückt ist, auch solche in seinen Plan aufgenommen hat, wo er entweder in eine Frage eingekleidet (z. B. Matth. 23, 33.), oder in hypothetischer Form angegeben (Matth. 19, 17.), oder in einem Beyspiele verborgen ist (Matth. 23, 4—8). Denn obgleich diese Behandlung zu einer größern Weitläufigkeit und zu manchen Wiederholungen führte; so laßt doch die Wahrnehmung der verschiedenen Darstellungsart, deren sich die biblischen Schriftsteller bedienen, auch tiefere Blicke in den Geist und die Lehrfahigkeit derselben thun: auch können auf diese Art die einzelnen Tugenden nach ihren eigenthümlichen sowohl als gemeinschaftlichen Beweggründen übersehen werden. Den meisten Stellen ist zu diesem Behufe noch eine kurze Inhaltsanzeige beygefügt: eine *genauere exegetische* Erör-

terung

terung derselben, mit überlegter Rücksicht auf die Verdrögen der Gegner des Christenthums verbunden, wäre freylich verdienstlicher gewesen. Das Ganze zerfällt, nach vorausgeschickten Bemerkungen über den Ausdruck Beweggründe, und über die weise Mischung der Beweggründe im Christenthum (wobey der Vt. Kantische Ideen benutzt), in drey Abtheilungen. Die erste handelt von den falschen und unrichtigen, die zweyte von den ächten Beweggründen, und die dritte enthält ein vollständiges Repertorium der vorzüglichsten Tugenden und Laster nach ihren Beweggründen.

Wir halten diese Schrift, welche einen systematischen, mit guten theologischen Kenntnissen ausgerüsteten Kopf verräth, für eine brauchbare Sammlung von Materialien, die von künftigen Bearbeitern der christlichen Moral benutzt werden können; wir empfehlen sie selbstdenkenden Predigern zur Verarbeitung in ihren Religionsvorträgen, und fügen noch am Schluß dieser Anzeige hinzu, daß die Vorrede des verdienstvollen Rosenmüller's einige theils eigene, theils aus Eberhard's jüngerer Schrift entlehnte Bemerkungen über die neueste Fichtische Bekehrung des eudämonistischen Systems enthält.

REGENSBURG, in der Montag- und Weisfischen Buchh.: Darstellung der durch K. Joseph II. entstandenen Grundlage der kirchlichen Verfassung der Protestanten, insbesondere der Reformirten, sowohl in Wien, als in den sämtlichen Erbstaaten von Oesterreich. 1799. 220 S., gr. 8. (1 Rthlr.)

Man würde es dieser historischen Darstellung der Kirchenverfassung der Protestanten in den österreichischen Erbländern leicht anmerken, daß sie von einem Augenzeugen und (vielleicht vorzüglichem) Theilnehmer an der Sache entworfen ist, wenn es auch nicht in der Vorrede gesagt wäre. Denn der Vt. spricht nicht allein stets mit dem lauteften Lobe von Joseph II. Verdiensten um die Protestanten, sondern liefert auch, außer den hinlänglich bekannten allgemeinen Ansätzen und Verordnungen des Monarchen, manche besondere Nachrichten von einzelnen Decreten und Resolutionen derselben, von Berathschlagungen und Beschlüssen der Gemeinen, und von deren gegenwärtigen Zustande, die nicht in Jedermanns Händen seyn konnten. In dieser Hinsicht ist das Buch, als Beitrag zur particulären Kirchen-Geschichte und Statistik, nicht ohne Interesse, obgleich gar manches darin vorkommt, was entweder gar nicht zur Sache gehört, (wobin wir unter andern eine weitläufige Beschreibung der Feyerlichkeiten bey der Anwesenheit des Papsts in Wien rechnen) oder doch viel zu wenig Einfluß auf das Ganze hat; überdem die Materialien nicht zum besten geordnet sind, und insbesondere die Uebersicht der wirklich bestehenden Verfassung nicht wenig erschwert ist. — Bekanntlich bewilligte Joseph den Protestanten die Religions-Freyheit durch die Verordnun-

gen vom 13ten Oct. 1781 und 16ten Jan. 1782 in der Masse, daß sie nicht allein alleenthallen; wo die erforderliche Anzahl von Familien und Personen vorhanden sey, eigene Bethäuser erbauen, ihre Prediger nebst den Kirchen- und Schuldienern berufen, und die Liturgie nach ihren Grundätzen einrichten, sondern auch als Bürger freye Handthierungen treiben, als Handwerker in die Zünfte aufgenommen, und in Civildiensten, wie längst vorher in Militärdiensten, gebraucht werden sollten. In Wien und der Nachbarstadt fanden sich 60 reformirte Haushaltungen die im J. 1783 auf 100, und im J. 1791 auf 219 angewachsen waren. Der Reichs Hof. R. Graf von der Lippe, der die gute Sache vorzüglich thätig beförderte, entwarf zuvörderst, nach vorgängiger Berathschlagung mit den holländischen und dänischen Gefandtschaftspredigern, ein Dankfagungsschreiben an den Kaiser, welches die Bestimmung der vornehmsten Gemeine-Glieder erhielt, und von ihm, nebst dem Banquier Freyherrn von Fries im Namen der reformirten Glaubensgenossen unterzeichnet, und dem Kaiser übergeben wurde. Hiernächst sammelte er in eigener Person, unter Begleitung des holländischen Gefandtschaftspredigers, bey den Wiener Protestanten, Beiträge zur Errichtung eines Bethauses, wodurch über 30.000 Gulden einkamen, zu welchen allein der Freyh. von Fries 10.000 gegeben hatte. Mittelt eines Circulars in der Gemeine wurde die Berufung des holländischen Gefandtschaftspredigers Hn. Hiltenbach zum Gemeine-Prediger beschloffen, hingegen ein anderer Vorschlag, vorerst gemeinschaftlich mit den lutherischen Protestanten einen Betsaal zu errichten, und die Kirchendiener anzustellen, verworfen. Ungeachtet der noch unvollständigen Familien-Anzahl erlangten doch die Reformirten die Erlaubniß, einen Prediger zu berufen, ein Bethaus zu errichten, und dazu eine weitere Collecte zu veranstalten. Am 10ten März 1782 wurde der erste Kirchenconvent gehalten, worin der Graf von der Lippe, der Freyh. von Fries und der Banquier Ochs zu Vorstehern gewählt wurden. Inzwischen war die kaiserliche Verordnung vom 31ten Jan. erschienen, nach welcher alle katholische Unterthanen, die sich meldeten, nochmals zum Aente oder Magistrat berufen, und einzeln im Beyseyn eines Geistlichen um ihre Religion, Glaubenssätze und Zweifel befragt, ihre Erklärungen kurz aufgenommen, und die Unwissenden oder Schwankenden sanft belehret, und, wo möglich, zur katholischen Religion zurückgeführt werden, hiernächst aber die Unterthanen in den Gegenden, wo sie sich wegen der Religion noch nicht erklärt hätten, so lange sie noch keinen eigenen Pastor und Schulmeister erhielten, ihre Kinder in die katholischen Schulen zum Lesen und Schreiben schicken, und die Taufen, Trauungen und Begräbnisse von katholischen Seelsorgern verrichten lassen sollten. Es traten nun auch die lutherischen Protestanten am Efferding, Alkhofen und Wels unweit Linz zusammen, sandten Deputirte nach Wien, und reichten ein Schreiben bey dem Kaiser ein, wor-

auf sie mit Vorschreiben nach Tetschen an das dasige lutherische Consistorium gewiesen wurden. Das Consistorium sandte sie mit einem Schreiben zurück, worin Hr. Thielitz, bisher Lehrer an der lutherischen Schule zu Tetschen, zum Prediger vorgeschlagen war, welcher sogleich ordiniert wurde, und mit den Deputirten abreiste, auch zum Prediger angenommen, und von der Landeshauptmannschaft in Oberösterreich befristet wurde. Auf des Kaisers Befehl nahm der damals in Linz angelandete Graf Reus den Anfang des Gottesdienstes mit einem Militär-Commando in Schutz, und am 2ten Jun. 1782 wurde der erste lutherische Gottesdienst im Lande ob der Enns in einer Scheuer unweit dem Dorfe Scharten gehalten. Unter den Reformirten wurden die Collecten inner beträchtlicher, und sogar ein Jude sandte 1029 Gulden 30 kr. ein, jedoch mit einem Winke zur Gewinnung eines beträchtlichen Rechtsfreis, den er bey dem R. H. R. obflüchtig zu erhalten wünschte, wobey er wirklich zu seinem Glück das Recht auf seiner Seite hatte. Der Ertrag der reformirten Collecte bis 1791 belief sich auf 96, 703 Gulden 48 kr. 2 pf., wozu England, Schweden und Preussen nichts beygetragen hatten. Im J. 1733 erkaufte die reformirte Gemeinde die Wirthschaftsgebäude des Königs Klosters um 23,000 Gulden, und die lutherische Gemeinde die Klosterkirche um 27,750 Gulden. Eine lateinische Schulaufschrift über diesen Verkauf, die man an den Kirchengebäuden angeheftet fand, liefs Joseph drucken, um 6 kr. verkaufen, und die Gelder den protestantischen Vorstehern für ihre Armen zuteilen. Dem Prediger wurde die Vocation von den Vorstehern, vor der Hand mit 800 Gulden Gehalt, zugesertigt, worauf die landesherrliche Bestätigung erfolgte. Bey dem Gottesdienst wurde das Frankfurter Gesangbuch eingeführt, und ein eigenes Kirchengebet verfaßt. Zur Vernehmung des Fonds sandte man den neuen Prediger, um Beyträge zu sammeln, nach Holland, obwohl nicht mit dem besten Erfolg: wogegen man durch andere Anstalten, aller entgegengeetzten Hindernisse ungeachtet, in Wien selbst mehrere Beyträge erhielt, so daß im Frühjahr 1783 der Anfang mit dem Kirchenbau wirklich gemacht, und derselbe im J. 1784 vollendet wurde. Inzwischen hatten auch die Lutheraner in Unterösterreich unter Verwendung des R. H. R. Grafen von Gravenitz eine Collecte veranstaltet, und die Herrn Fock und Knopf zu Predigern berufen, wozu späterhin noch ein dritter kam. Bey den Reformirten wurde neben den Vorstehern ein engerer Ausschuss gewählt, welcher dem ersten Prediger 400 Gulden Gehalts-Zulage bewilligte, wogegen die Gemeinde sich die Abänderung mancher Dinge, die ihr mißfielen, von den Predigern ausbedung. Der Graf von der Lippe und der Freyh. von Fries legten das Vorsteher-Amt nieder, und es wurden nunmehr vier Vorsteher gewählt. Die Reformirten wurden Helvetische Glaubensgenossen genannt, wogegen zu ar die Kirchen-Curatel eine Vorstellung einreichte, aber damit abgewiesen wurde. — Von Regierungswegen ist ausgemacht, daß von zehn

zu zehn Jahren nach besonderer Uebereinkunft für Erbsteuer und sogenanntes Veränderungs-Pfundgeld 500 Gulden als ein Pauschquantum bezahlt werden sollen, welches im J. 1794 zum erstenmal entrichtet wurde. Einnahme und Ausgabe belaufen sich alljährlich ungefähr auf 2400 Gulden. Es wird alle Jahre, nach erhaltener höchster Vorschrift und dem hierzu mitgetheilten Exemplare, einer hohen Landesstelle, mittelt die für die sämtlichen Gemeinen der deutschen Erblande bestehenden Consistorien, eine Rechnung abgelegt, wovon ein Auszug der Gemeine mitgetheilt zu werden pflegt. Seit 1783 sind die beiden Consistorien, das reformirte und das lutherische, errichtet. Jedes derselben hat einen katholischen Präsidenten, der gewöhnlich ein Mitglied der Landesregierung ist, und besteht aus zwey Consistorialen, dem Superintendenten, einem Rechtsgelehrten, und einem Secretär. Die Kirchenbücher befinden sich unter der Aufsicht und Verwahrung des Superintendenten. Jedemal zu Anfang eines neuen Quartals, und so oft es sonst erforderlich ist, versammeln sich die Vorsteher, und der engere Ausschuss. Wo die Berathung der Gemeine nöthig ist, wird nach Befinden entweder nur mit denen, die vorhin als Vorsteher gedient haben, oder auch mit andern aufgesuchten und altern Mitgliedern, oder mit sämtlichen contribuirenden Mitgliedern, insonderheit mit dem engern Ausschuss, Rücksprache genommen. Nach einer gemeinschaftlichen Vorschrift beider Consistorien von 6ten Nov. 1789 sollen die Prediger beider Confessionen, sowohl einzelnen Verwandten der andern an solchen Orten, wo diese keinen eigenen Prediger haben, als auch einer Gemeine überhaupt bey Vacanzfällen oder sonst nach Erfordernis der Umstände in Uebungen der Seelsorge an die Hand gehen, und die Ausheilung der Sacramente nach der Liturgie derselben einrichten. Ueber jede verrichtete Taufe und Trauung muß sofort die vorchriftsmässige Bescheinigung, auf welcher die Pärthen sich eigenhändig unterzeichnen, an die katholischen Pfarrer eingereicht werden. Dasselb wird bey Taufen nichts entrichtet; aber bey Trauungen muß zuvor der Erlaßschein der katholischen Pfarrer, nebst Bescheinigung der entrichteten Stolgebühren, beygebracht werden, welcher als Beylage zum Trauungsbuche bey den Acten aufbewahrt wird. Die Trauung verrichtet der Prediger der Gemeine, wenn beide Eheleute zu derselben Gemeine gehören, oder die Braut reformirter, und der Bräutigam lutherischer Confession ist: hingegen gebührt sie dem katholischen Pfarrer, sobald ein Theil zu dieser Kirche sich bekennt. Eben so richtet sich die Taufe nach der Religion der Aeltern. Bey Ehen gleichen Bekenntnisses kommt dieselbe ohne Ausnahme dem Prediger der Gemeine zu: bey vernünftigen Ehen, wo ein Gatte der lutherischen Kirche zugehört, oder wo die Mutter katholisch ist, richtet sich dieselbe, so wie einst die gottesdienstliche Erziehung des Kindes, in der Regel nach dem Geschlecht der Aeltern. Beides gilt auch von den Söhnen eines protestantischen Vaters,

ters, welche nach dieser Zeit geboren sind, wenn gleich die Mutter katholisch ist: ist aber der Vater katholisch, so werden sammtliche Kinder in seiner Religion erzogen, und daher auch ohne Unterschied des Geschlechts in seiner Pfarre getauft. Der Prediger der Gemeinde kann, in den benachbarten Ortschaften die ihm zukommenden Taufen in den Wohnungen der Aeltern verrichten, auch den Kranken auf Verlangen das Abendmahl dafelbst reichen. Das Schulwesen blieb aus Mangel eines tauglichen Lehrers bis 1794 unbeforgt, wo die Jugend beider protestantischen Gemeinden von nun an den Unterricht in einer im neuen Kirchengebäude angelegten eigenen protestantischen Schule gemeinschaftlich vom sechsten bis zwölften Jahre erhält: der Schullehrer bekommt 600 Gulden Gehalt, nebst freyer Wohnung. Für die französischen Mitglieder der reformirten Gemeinde,

welche am Ende 1791 über dreyßig Familien ausmacheten, wird gewöhnlich an sammtlichen Wochentagen der katholischen Kirche, wenn sich die Gemeinde sonst nicht versammelt, ein besonderer Gottesdienst von dem Superintendenten, dann jährlich einmal das Abendmahl gehalten, und überhaupt jede sonstige Handlung zu ihrem Dienste in französischer Sprache verrichtet. In neueren Zeiten hat die Gemeinde einige nicht unbeträchtliche Vermächtnisse erhalten.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchhandl.: *Exempelbuch für Anfänger und Liebhaber der Algebra von Uflacker. 2te verbeß. Auflage. 1799. XVI. u. 86 S. 8. (6gr.)*

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Aldorf und Nürnberg. b. Mo-nath und Kueßler: Capita nonnulla doctrinae de mutatione fideicommissorum familiae exhibet Joannes Fridericus Junge. 1798. 31 S. 4. (4gr.)* Diese Abhandlung ist, wie der letzte §. ergibt, ursprünglich eine akademische Streitschrift, die nachher nur einem besondern Titel erhalten hat. Dafs es ein solcher jugendlicher Versuch sey, leuchtet aus mehreren Stellen hervor, und das Ganze ist deshalb auch mit mehrerer Schöpfung zu behandeln. — Nach einer angenehmen Einleitung giebt der Vf. den Begriff des Fideicommisses an, liefert einige unbedeutende Beyträge zur Geschichte der römischen Fideicommiss, bringt die Bedeutungen von Familia wie auch etwas von römischen Familienfideicommissen bey, und geht dann im §. 6. auf die deutschen über. Hier werden die nothigen Begriffe, die Arten der Errichtung, die vorzügliche Beachtung des Stiftungsbriefes, der Gebrauch des römischen Rechts in dieser Materie erwogen, und dann im §. 11. der Uebergang auf den eigentlichen Gegenstand der Abhandlung gemacht. Der Vf. geht hier von bekannten Sätzen, als dem *jure quacitae*, welches allen Familiengliedern am Fideicommiss zusteht, dem eingeschränkten Eigenthum eines jeden derzeitigen Fideicommiss-Besitzers, und zwar besonders in Ansehung der freywilligen Alienation des Fideicommisses aus, und kommt im §. 12. auf die unerlaubte Veränderung des Familienfideicommisses. Zwecks die Veränderung auf den wahren Nutzen der Fideicommiss-Erben ab, oder geschieht aus dringender Noth; so ist sie erlaubt; nur darf letztere nicht von der Person des Fideicommiss-Erben beruhen, sondern mufs aus den Bedürfnissen der Fideicommiss-Sache selbst entspringen. Im §. 13. kommt der Vf. auf die so bestrittene Frage: ob auch die noch nicht gebornen Fideicommiss-Erben ein Recht zur Aufhebung der Veräußerungen und Veränderungen des Fideicommisses haben. Der Vf. bejaht dies durchweg, selbst bey denen, die zur Zeit der Alienation noch nicht einmal empfangen sind, und also nicht einmal in der Hoffnung existiren. Die Gründe dafür sind die allgemein bekannten, die zwar ganz gut zusammengetragen, aber mit keinen neuen vermehrt sind. Die bekannten römischen Gesetze, welche die Gegner für sich anfüh-

ren, werden theils dadurch, dafs sie nicht von Familienfideicommissen reden, theils dafs die *nonnulli nisi* auch zu den *omnibus, quorum interest, quibus fideicommissum relicum est* gehören, widerlegt, und nur dann die Alienation für unwillkürlich gehalten, wenn gar keine Hoffnung zur Geburt künftiger Erben mehr vorhanden ist. Im §. 21. wird noch das Argument gebraucht, dafs der Erbe im Fideicommiss als *successor singularis* die Handlungen der vorigen Besitzer nicht zu prästiren brauche, und endlich der Confirmation des Landesherrn die Wirkung beysgelegt, die Alienation gültig zu machen. — Daran zweifelt nun Rec. gar sehr: denn wenn es anders mit den vorigen Sätzen seine Richtigkeit hat, so kann auch der Landesherr nicht eine ungültige Handlung gültig machen, mithin auch den *nonnulli nisi* ihr *juris quacitae* nicht entziehen. Dies liegt über die Grenzen der Confirmation hinaus. Ob aber die vorigen Sätze alle so ganz ausgemacht sind, ist freylich eine andere Frage. Beide Meynungen haben vieles für sich und die Sache ist mit wenig Worten noch nicht abgemacht, neue Gründe aber finden sich hier nicht. Rec. macht zum Ueberflufs auf einige Uebereilungen aufmerksam; §. 2. *merces in commissionem datus* ist wohl kein Latein; lit. c. setzt der Vf. den Unterschied zwischen *fideicommissum ex fideicommissario*, *substit.* darin, dafs bey letztern der *heres* ohne Restitution *immediate* die Erbschaft erhalte. Vom Gegentheil hatte ihn das erste beste Compendium belehren können. (Boehmeri Dig. 28. §. 2.) pag. 26. l. 4. mufs bey *flare* noch *debere* zugefügt, im §. 9. aber statt L. 2. C. gelesen werden. L. 11. — IIIu und wieder hatte der Vf. ausführlicher seyn, und manche interessante Nebenfrage erörtern können, z. B. S. 14. ob nach römischen Recht die Alienation eines Fideicommisses förmlich oder erst nach dem Tode des Alienanten vom nächsten Erben angefochten und revocirt werden kann.

Hat nun gleich die Wissenschaft selbst durch diesen Beytrag keinen grossen Gewinn erhalten; so giebt derselbe doch immer einen guten Beweis von dem akademischen Fleifs des Vf., und man kann mit der Zeit etwas Vollkommenes von ihm erwarten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. October 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Cadell u. Davies: *An account of the English Colony in New South Wales with remarks on the dispositions, customs, manners etc. of the native inhabitants of that country to which are added some particulars of New Zealand compiled by permission from the MSS. of Lieutenant-Governor King. By David Collins, Esq. late Judge Advocate and Secretary of the Colony. Illustrated by engravings. 1798. XXXVIII u. 617 S. 4.*

Wenn die Gründung einer neuen Colonie in dem fünften Welttheile zu den wichtigsten Ereignissen unserer Zeit gehört — und daran wird wohl keiner zweifeln — so muß eine zuverlässige Geschichte ihrer Entstehung, ihres Fortgangs, der mancherley Widerwartigkeiten mit denen sie zu kämpfen gehabt, und des Zustandes, worin sie sich nach den neuesten Nachrichten befindet, für den aufmerksamen Beobachter des menschlichen Geschlechts kein gemeines Interesse haben. Im Januar 1788 landeten 720 Verbrecher männlichen und weiblichen Geschlechts in Port Jackson, unter dem Befehl des Gouverneurs Philip's, die, wie sie aus Land fliegen, in einen dicken Wald traten, und obgleich von Colonisten der Art weder Fleiß noch gute Ausführung erwartet werden konnte; so hat doch das Mutterland während dem kostbaren Kriege, den es je geführt, die kostspieligste Colonie, die es je gestiftet, nicht vernachlässigt, sondern durch die fortwauernde Unterstützung und die mit Einlich verbundenen Thätigkeit der aus Europa ihr geschickten Beamten dahin gebracht, daß sie das zum Unterhalt nötige Korn selbst bauen kann, und in kurzer Zeit keine Zufuhr von Fleisch bedürfen wird. Hier wird eine Generation aufwachsen, von der zu wünschen ist, daß sie nicht in die Fußstapfen ihrer Väter tritt. Sollten noch mehr freye und unverdorbene Anbauer sich einstellen (denn die so bisher das Land angebaut haben, sind bis auf sehr wenige Ausnahmen der Answurf der britischen Nation gewesen) und diese sich mit den Verbrechern oder ihren Nachkommen durch Heirath verbinden; so wird der stitliche Charakter der Einwohner sich immer mehr und mehr verbessern. Denn so lange die gekorbenen oder nach Verlauf der Dienstjahre nach England zurückgehenden Colonisten durch andere, die so wie diese begangener Verbrechen wegen hieher verbannt sind, ersetzt werden; so wird man befürchten müssen, daß Diebstahl, Rauberey und

andere Laster, die von den neuen Ankömmlingen auf der Fahrt nicht abgelegt werden, den Flor der Colonie aufhalten, wenn nicht gar für die Existenz derselben gefährlich werden können. In anderer Rücksicht öfnet sich eine Aussicht, die für die Zukunft der Colonie einen sehr bedeutenden Rang unter den von den Europäern gestifteten Colonien zusichert. Von hier aus kann die britische Armee in Indien viel leichter als aus Europa rekrutirt werden. Der Wallfischfang auf dem Südmeeere kann dereinst ein wichtiger Nahrungszweig für die Colonisten werden. Nutz- und Schiffbauholz und Eisen ist im Ueberflusse, Steinkohlen sind gefunden. Es zeigen sich auch Spuren von Kupfer. Die neuseeländische Flachspflanze wächst wild, und kann mit Anwendung der gehörigen Werkzeuge sehr vortheilhaft benutzt werden. Das Klima ist größtentheils gemäßiget und gesund. Das Vieh vermehrt sich geschwind. Früchte und Küchengewächse treiben mit einer Ueppigkeit, die sonst nur zwischen den Wendekreisen statt findet. Dies Bild entwirft Hr. C. von der Colonie, in der er von 1788 bis Sept. 1796 das Richteramt verwaltete. Sein Buch besteht aus einer Einleitung, worin die erste Reise, ihre Veranlassung und Vorbereitung erzählt wird, und einem Diario von seiner Ankunft bis zur Abreise über die Vorfälle, die sich in der Colonie ereignet haben. Dahin gehören der Fortgang in dem Aufbau des Landes, die Vergehungen, die von den Gefangenen begangen sind, die Versuche, Entdeckungen im Lande zu machen, der Verkehr mit den Eingebornen, die Begebenheiten in Norfolk-Insel, wohin gleich zu Anfang ein Theil der Mißthäter geschickt wurde, die Schiffe, die aus Europa, Bengalen und Amerika angekommen sind, und die Ladungen die sie mitgebracht haben. Auf die Beschreibung der Naturproducte hat der Vf. sich nicht eingelassen. Allein sein Buch ist reich an Thatsachen, die bey ähnlichen Stiftungen benutzt werden können. So sehr man auch die Weisheit rühmen muß, mit der die englische Regierung das ganze Geschäft betrieben hat; so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß manches noch hätte besser eingerichtet werden können. So mußte man z. E. aus den Verbrechern die Subjecte zu Oberaufsehern über sie und ihre Arbeiten nehmen, weil keine andere mißgeschick war. Oft wurden auch Rädelsführer oder des Aufruhrs überführte Verbrecher hieher verwiesen, die ihrer Neigung, Complotte zu machen, recht nachleben konnten. Ein andermal alte Weiber oder abgelebte, schwache und kränkliche Menschen, die nicht arbeiten konnten. Die Nothwendigkeit, freyen des

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

U

des Ackerbaus kundigen Leuten die nöthige Aufmunterung zum Anbau des Landes zu geben, hat das Mutterland wohl nicht eingegeben. Vielleicht scheute man auch die Kosten. Denn der Vf. gesteht selbst, daß die Colonie wenigstens sechs Jahre lang 160000 Pfund Sterl. jährlich dem Mutterlande gekostet habe. Ob man gleich darin Recht hatte, daß man weder in Botany Bay noch in Brocken Bay die Niederlassung anlegte, sondern Port Jackson den Vorzug gab; so würde man doch ungefähr 30 englische Meilen von dem Ufer an dem Hawkesbury und Nepeanfluß einen weit fruchtbareren Boden angeordnet haben. Denn dieser Fluß macht, wie der Nil Aegypten, durch seine Ueberschwemmung das Land fruchtbar. Doch Fehler sind bey einem so großen in so weiten Entfernung ausgeführten Unternehmen unvermeidlich. Der englischen Regierung gebührt das Lob, durch Menschen, die nicht mehr werth waren, in der civilisirten Welt zu leben, auf einem Boden, den man für den unfruchtbaren hielt, den Grund zu einer neuen civilisirten Welt gelegt zu haben. Dies that sie zu einer Zeit, als die Nation, welche man für die am meisten gebildete halt, alle mögliche Grauel in und außer Europa autorisirte. England zog seine Hand nicht von der Colonie zurück, als einmal der Grund dazu gelegt war, obgleich es noch immer eine Frage bleibt, ob sich die Regierung zu dem großen Kostenaufwande entschlossen haben würde, wenn sie ihn vorher gesehen hatte. Im J. 1796 wurde die Colonie durch die Ankunft mehrerer Schiffe aus England aufs neue davon überzeugt.

So oft diese aber auch ankamen; so schelte es doch manchmal an Lebensbedürfnissen. Die Entfernung des Mutterlandes war zu groß, der Zufälligkeiten, die durch die Lage der Sachen in Europa zum Nachtheil der Colonie zunehmen mußten, nicht zu gedenken, als daß nicht an einem oder dem andern Bedürfniss ein Mangel hatte entstehen müssen. Dazu kam, daß der Fischfang, auf den man in Europa gerechnet hatte, gar nicht ergiebig ausfiel. Dennoch liefet man nicht vor Jul. 1793, daß kein Fleisch unter die Gefangenen ausgetheilt wurde, womit man bis in den October inne halten mußte. Ein Glück war es für die Colonie, daß die fruchtbare Norfolkinsel ihr mehrmals mit ihrem Ueberfluße an Getreide und Schweinefleisch aushelfen konnte. Es kamen auch amerikanische Schiffe von Rhodeisland und Boston mit Lebensmitteln an, die auf Speculation die Reise unternommen und ihre Rechnung dabey gefunden haben. Man suchte auch, wenn Schiffe im Hafen lagen, sich Provisionen aus Bengalen, Batavia, dem Cap und Rio Janeiro zu verschaffen. Der geringe Viehbestand ist bisher dem Aufkommen des Ackerbaues am meisten hinderlich gewesen. Zwar hatte man mit großen Kosten in mehreren Ländern Rindvieh aufgekauft und eingeschifft. Allein das meiste starb auf der Fahrt oder kam nachher um oder verlief sich. Es scheint indess, daß auch dieses Hinderniß bald aufhören wird. 1793 entdeckte man in einer wasser- und grasreichen Wiese eine Heerde

von 60 Stück Rindvieh, die von zwey Stieren und fünf Kühen, die sich 1788 verlaufen hatten, abstammten. Für ihre Erhaltung und Vermehrung sind die nöthigen Maasregeln genommen, und man schneidet sich schon dereinst aus Neu-Süd-Wales, wie aus Südamerika, Viehhaute zu exportiren.

Das Betragen der Verbrecher, obgleich es im Ganzen genommen besser war, als man erwarten konnte, war doch oft so beschaffen, daß man sich über ihre Gedankenlosigkeit, Hartnäckigkeit und Bosheit verwundern mußte. Exempel von Diebereyen, Einbrüchen, Angriffen, Versuchen zu entlaufen, Ueberlaufen zu den Eingebornen, Betrügereyen von mancherley Art, Völlerey, Unzucht, Nothzucht; so leicht auch die Luftbefriedigung unter solchem Frauenzimmer seyn möchte, Selbstmorde füllen viele Seiten des Buchs. Die Form des Gerichts war in England selbstgesetzt, und bestand in Criminalsachen aus dem Richter und sechs Officiern, in bürgerlichen aus demselben Richter und zwey Einwohnern der Colonie. Das Recht, von einer Jury gerichtet zu werden, mußte hier aufgegeben werden. Um den nächtlichen Diebstählen Einhalt zu thun, wurde eine Nachtwache aus den Verbrechern selbst errichtet. Den Vorschlag that einer von den Verbrechern; denn es war ihnen selbst daran gelegen, nicht bestohlen zu werden. Die Wache war auch von sehr großem Nutzen. Unter allen importirten Verbrechern waren die aus Irland die schlimmsten, und am wenigsten verbeßerlich. Dies galt vorzüglich von den sogenannten Defenders. Die auf eine gewisse Zeit hieher geschickten Verbrecher erhalten nach Verlauf dieser Zeit die Erlaubniß, sich anzubauen. Schon 1789 November wurde einem solchen freyen Colonisten ein Stück Landes mit einer Hütte und nöthigem Ackergeräthe überlassen; und 1791 konnte er sich von dem Ertrage seines Grundstücks ernähren.

Noch mehr Aufmunterung erhielten die in Pension stehenden Officiere und Gemeinen unter den Seesoldaten 1790, die sich im Lande ansiedeln wollten. Man konnte schon damals den Grund zu einer neuen Stadt Rosehill legen, die nachher den Namen Parramatta, den die Eingebornen dem Boden, worauf die Stadt errichtet war, gaben, erhielt. Die Gegend umher wurde auch bald angebaut. 1794 wurden 24 englische Meilen davon an dem Ufer des Flusses Hawkesbury einige Morgen Landes urbar gemacht. Das Land ist so fruchtbar, daß man Hoffnung hat, zweymal im Jahr Weizen zu ernten. Allein viele von den Colonisten hier und in der ganzen Colonie sind zu träge, und dem Trunk und Spiel und andern Lastern zu sehr ergeben, als daß ihre Wirtschaft gedeihen könnte. Sie waren Jun. 1796 über 3000 Pf. Sterl. schuldig. Der Verkauf der geistigen Getränke, wofür oft die Arbeit eines ganzen Jahrs hingegen war, wurde eingeschränkt. Viel weniger wurde die gebetene Erlaubniß, Korn zu distilliren, gegeben. Obgleich ein Geistlicher seit Entdeckung der Colonie angestellt war; so konnte doch erst 1793 zu Sydney und 1796 zu Parramatta eine Kirche erbau-

wer-

worden. Zur Abwärtung des Gottesdienstes waren Verordnungen nöthig. Die erste Windmühle wurde 1796 zu Sidney angelegt. Bis dahin hatte man sich mit eisernen Handmühlen beholfen. Und doch hatte man ein Schauspielhaus schon seit Anfang 1796, wo die Gefangenen die Schauspieler waren, die sich hieby besser ausführten, als die Zuschauer. Vielleicht wird auch bald ein in Neu-Süd-Wales geschriebenes Schauspiel, (welcher Fall sehr leicht Statt finden kann, wenn noch mehr solche Männer als Panner, Muir u. a. dahin verwiesen werden,) in der Druckerey herauskommen, die schon für die Verordnungen der Gouverneurs in Arbeit gesetzt ist. Am Ende jeden Jahrs werden die Todesfälle und die Zahl der Lebenden angezeigt, die durch die aus England angekommenen Verbrecher vermehrt werden. Von den Geburten und Ehen wird nirgends etwas gesagt; und doch, wenn gleich, wie zu vermuthen ist, nicht viel, muß die Zahl der Einwohner durch die Fortpflanzung der Europäer zunehmen. September 1796 zählte man 3959 Personen in Neu-Süd-Wales. Die meisten von diesen sind unfreistric männlichen Geschlechts. Wie viele darunter weiblichen sind, wird am Schluß nicht gesagt. Pferde waren 57, Kühe und Kälber 101, Stiere 74, Ochsen 52, Schafe 1331, Ziegen 1427, Schweine 1869, außer dem wilden Viehe bey dem Nepeanfluße. Urban waren gemacht 5419 Morgen Landes. Weizen, Mais, Kartoffeln und Küchengewächse werden producirt, und schon gehen Passagiboote zwischen den beiden Städten, um Personen und Güter zu transportiren.

Die Eingebornen betrogen sich sehr friedlich gegen die Europäer, als diese zuerst landeten. Dafs dieses gute Einverständnis nachher aufgehört hat, ist die Schuld der Europäer, die ihnen Speere, Schilde, Fischleinen und andere Sachen, die sie auf ihren Wanderungen zerstreut liegen ließen, wegnahmen. Alle Bemühungen des Gouverneurs waren vergebens solche Ungerechtigkeiten zu verhindern. Mancher Colonist hat für die Verfündigung seiner Landsleute gegen die Eingebornen, unschuldigen Tödsen müssen. Wer sich in den Waldungen verirrt hatte, wurde getödtet, die angebauten Felder verheert u. s. w. Man hat nachher auf alle Art das Zutrauen der Eingebornen zu gewinnen gesucht, die nach den neuen Ortschaften gekommenen aufs reichste behandelt, vorzüglich Knaben eine Zeitlang behalten, und sie nachher wieder losgelassen, um bessere Begriffe von den Europäern zu verbreiten. Eingeborne sind auch nach England gebracht und wieder zurück gekehrt. Dem ungeachtet zeigen sie sich noch oft als Feinde der neuen Ankömmlinge, und der Gouverneur selbst erfuhr es zu seinem Nachtheile, wie gefährlich es sey, sich unbewaffnet unter sie zu wagen. In dem Anzuge wird die Regierung und Religion, die körperliche Bildung, Wohnung, Lebensart, Bewerbung und Melhrath; Sitten und Gewohnheiten, vorzüglich die mit vielen zum Theil sehr sonderbaren und symbolischen Feyerlichkeiten vorgenommene und in Kupfern vorgestellte

Aufnahme der Knaben unter die Männer, ihr Aberglauben, Krankheiten und Sprache beschrieben. Es gebreicht uns an Raum, auch nur das Vornehmste zu berühren, und wir führen bloß aus der Einleitung an, dafs die Eingebornen die Engländer viel leichter und geschwinder verstanden, als umgekehrt, worin wir nicht sowohl einen Beweis des guten natürlichen Verstandes der Eingebornen, wie der Vft. thut, als der Vollkommenheit der europäischen Sprachen, und der Geduld und Anstrengung, womit die Engländer sich ihnen verständlich zu machen gesucht haben, finden mochten.

Die Nachrichten von der Norfolkinsel sind von dem Vicegouverneur King mitgetheilt. Hier waren 1796 889 Personen. Von den 11000 Morgen Landes, die man für die Insel rechner, sind 5247 in Besitz genommen, und 1528 von Holz gefaubert, wovon der grösste Theil schon 1793 und 94 mit Weizen, Mais, Kartoffeln und Küchengewächsen angebaut wurde. Mais geräth am besten und wird zweymal des Jahrs geerntet. Eine Wasser- und zwey Windmühlen sind ungemein nützlich. Mit Vergnügen liefert der Menschenfreund, dafs zwey Schulen angelegt sind, und ein Institut für die von ihren Aeltern verlassen Kinder im Werke ist. Wir zweifeln nicht daran, dafs für den Unterricht der Jugend auch in Neu-Süd-Wales gesorgt werde, obgleich wir bestimmte Nachrichten vergebens gesucht haben. Geboren waren von 1791 bis 1796 191, gestorben 137 Menschen. Die Insel würde, wenn sie auch keinen neuen Zuwachs von aufsen erhielt, bald so bevölkert seyn, dafs sie ihre Einwohner nicht mehr würde ernähren können. Aehnliche Geburts- und Sterbelisten von Neu-Süd-Wales vernimm wir, und wir wünschen, dafs sie von dem Vft. oder von andern, die über die Colonie schreiben, nachgeholt werden. Flachs wird nur auf einem Weberstuhl zu grober Leinwand verarbeitet, obgleich es leicht seyn würde, wenn es nicht an Werkzeugen und geschickten Webern fehlte, die nöthige Leinwand für die Verbrecher auf dieser Insel zu verfertigen. Die beiden Neu-Seeländer, welche man kommen liefs, um wegen der Behandlung und Bearbeitung des Flachses die nöthige Anweisung zu geben, scheinen nicht viel davon verstanden zu haben, indessen hat man doch durch sie noch nähere Belehrung über Neu-Seeland bekommen, und vielleicht den Grund zu einem freundschaftlichen Verkehr mit den Einwohnern auf dieser Insel gelegt, die, wenn sie denen beiden, die sich eine Zeitlang in Norfolkinsel aufgehalten haben, ähnlich sind, weit über den Begriff, den wir gewöhnlich mit Wilden zu verbinden pflegen, erhaben sind.

Eine vorzügliche Zierde des Buchs sind die Kupfer, d. i. die Karte von dem von den Colonisten in Neu-Süd-Wales eingenommenen District, worauf die angebauten Plätze und der Lauf der Ströme, so weit sie bisher bekannt sind, abgezeichnet sind, und die vielen Ansichten des Landes.

Es sind zwar schon Deutsche nach diesem Welttheile hingewandert. Ein gewisser Schaefer wurde

als Oberaufseher der Verbrecher ausgeschickt, konnte aber wegen Unkunde der Sprache nicht angestellt werden. Das Buch hat jedoch zu wenig Interesse für Deutschland, als dafs eine vollständige Uebersetzung sich viele Leser versprechen könnte. Hr. Sprengel hat daher in folgender Sammlung:

Auswahl der besten ausländischen geographischen und statistischen Nachrichten zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde. Zwölfter Band. 1799. 814 S. 8.

es in einen Auszug gebracht. Vielleicht würde die Zusammenstellung der Nachrichten unter gewissen Rubriken, z. E. Liste der von Zeit zu Zeit angekommenen Verbrecher, Fortschritte in Urbarmachung und Anbau des Landes, Uebersicht der Aemter, Beobachtungen über das Klima, Betragen der Verbrecher, Policey der Colonie und die darin von Zeit zu Zeit vorgenommenen Veränderungen, Verhalten der Eingebornen gegen die Colonisten und umgekehrt u. a. m. den Ueberblick der neuen Colonie, und der zu ihrem jetzigen Zustande geschehenen Schritte erleichtert haben. Allein es hat Hrn. Sprengel gefallen, die Form eines Tagebuchs beizubehalten, und wir sind weit entfernt, mit ihm darüber zu rechten. Die Vergehungen der Gefangenen, welche den größten Theil des Originals ausmachen, und oft in ein sehr kleinliches Detail gehen, sind entweder ganz übergangen oder abgekürzt. Mit dem J. 1792 scheint der Auszug etwas ausführlicher gerathen zu seyn. Denna die vorjährigen Begebenheiten von 1788 an im Originale 104 S. gehen im Auszuge von S. 9 bis S. 36. Gegen Ende des Werks ist vieles wieder ausgelassen, ganz gegen die eine Zeitung beobachtete

Sitte. Die Ceremonien; die bey dem Ausschlagen des Vorderzahres der in die Jahre der Mannbarkeit tretenden Eingebornen beobachtet werden, und den Engländern merkwürdig genug schienen, sie in Kupferstichen anschaulich zu machen, beschreibet der Auszug gar nicht; auch wird von der Regierungsform im letzten nichts gesagt. Dem ungeachtet sind wir dem Auszug das Lob schuldig, dafs die Hauptsachen getreu und unverfälscht übertragen sind. Solche Abweichungen als S. 193., wo nach der Uebersetzung für die an die Engländer ausgelieferten Verbrecher auf den Sandwichinseln, drey Unschuldige an sie ausgeliefert sind, das Original aber nur behauptet, dafs man eine solche Vermuthung gehabt habe, oder S. 226. Z. 6. wo vielleicht *unrecht verstandene* ein unthätiger Zufall ist, den das Original nicht hat, oder S. 278. wo die 3200 Morgen in Norfolk nicht Privatpersonen angewiesen sind, sondern die gesammte Summe der in Besitz genommenen Morgen ausmachen, führen wir nicht an, um den Fleifs des Epitomators zweifelhaft zu machen, vielmehr als einen Beweis, dafs wir bey grosser Aufmerksamkeit nur einzelne Kleinigkeiten zu verbessern fanden.

BERLIN, in der akadem. Kunst und Buchh.: *Interessante Züge und Anekdoten aus der Geschichte alter und neuer Zeiten.* Ein Lesebuch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht. Nach dem Französischen des Hn. Filastier deutsch bearbeitet. Zweytes Bändchen. Zweyte veränderte und vermehrte Auflage. 1799. 293 S. 8. (18 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 226.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARTSTOCHLANTHEIT. Marburg, in der akad. Buchh.: *Abhandlung über die Durchbohrung des Brustbeins*, von C. F. Glöfss. Uebersetzt nebst einem kurzen Anhang von J. G. Humer. 1799. 72 S. 8. — Diese Dissertation des zu früh gekorbenen Clossius verdient allerdings in mehrere Hände zu kommen, und durch eine Uebersetzung auch in die der blossen Wundärzte, da die Operation, die ihren Gegenstand ausmacht, nicht selten nöthig ist und dennoch fast nie gemacht ist. Wenn das Lob des Uebersetzers und Schülers, dafs sie eine der schönsten chirurgischen Abhandlungen sey, auch etwas übertrieben ist; so ist sie doch allerdings eine sehr nützliche Abhandlung. Die Operation selbst hatte etwas weitläufiger angehen werden können. Die zahlreichen Citate des Originals hat der Uebersetzer als zu seinem Zwecke unnöthig, weggelassen. Sehr gut wäre es aber gewesen, wenn er dafür an manchen Orten die citirten Stellen selbst ihrem Inhalte nach angegeben hätte, so oft dies nämlich zur Erläuterung

notwendig war. Damit wäre dem Wundärzte ein Gefallen geschehen, zumal da dessen Bibliothek nicht vollständig genug ist, das Auffuchen durch Weglassung aller citirten Seiten zahlen sehr mühsam gemacht ist. — Der Anhang des Uebersetzers enthält den Rath, immer in der Mitte das Brustbein anzubohren, weil das Mediastinum nicht beständig mehr gegen die linke Seite liegt. Ferner eine merkwürdige Anomalie, die er zufällig bey einer Section fand, nämlich die Aorta im vorderen Mediastinum unmittelbar an der hintern Fläche des Brustbeins, etwas mehr rechts als links: ein Fall, der eine weitläufigere Beschreibung verdient, da diese Lage andere wichtige Abweichungen von dem gewöhnlichen Laufe der Intercostalarterien z. B. nothwendig machte. Endlich ein Fall, dafs durch starke Anstrengung der Arme das Brustbein der Länge nach soll gebrochen seyn, welchem aber doch noch vieles zur Gewissheit fehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 18. October 1799.

PHYSIK.

PARIS, b. Boffange, Masson und Besson: *Traité élémentaire ou Principes de Physique* — par *Mathurin - Jacques Briffon*, Membre de l'Institut national des Sciences et des Arts, et Professeur aux Ecoles centrales de Paris. *Seconde édition, revue, corrigée et augmentée par l'Auteur*. 1797. An V. T. I. LXXII. (50), 319 S. T. II. 372 S. T. III. 426 S. 46 Kupfert. (6 Rthlr.)

Die erste Ausgabe, welche 1789 erschien, ist in der A. L. Z. 1791. Nr. 263. beurtheilt worden. Nach dem daselbst befindlichen Auszuge zu urtheilen ist die neue Ausgabe wenig von der ersten verschieden. Der daselbst citirte §. 981. ist in jener eben desselben Inhalts als in dieser. Die erste Ausgabe ist in der Bogenzahl (3 A. 21 B.) stärker als die neue, vermuthlich wegen des Drucks; die Anzahl der Kupfertafeln ist in beiden dieselbe. Zwey oder drey Stellen, unter den von dem Recensenten der ersten Ausgabe angeführten finden sich in dieser nicht. Darunter ist die von ihm mit Beyfall ausgezeichnete Bemerkung, daß die zurückstoßende Kraft der Materie theilchen eine metaphysische Grille sey, die sich durch keine Thatsache beweisen lasse. Mit den Erinnerungen in der Anzeige der ersten Ausgabe ist Rec. der gegenwärtigen größtentheils einstimmig, und tritt auch im Ganzen dem Urtheile bey, daß zwar die neuern Entdeckungen in der Physik meist alle angeführt, aber nicht immer befriedigend erklärt sind, daß der Vortrag zu weitläufig ist, daß aber doch das Werk dem Anfänger wegen des sehr falschen Vortrages, und der Vollständigkeit der Materien gute Dienste leisten wird. Wirklich wird ein Liebhaber der Physik, dem es nicht um vollkommene mathematische und metaphysische Strenge zu thun ist, hier einen guten und angenehmen Unterricht finden, wobey selbst die Unständigkeit des Vortrages nützlich seyn wird. Die Versuche zu Erläuterungen sind gut gewählt, zum Theil nicht gemeine. Das Kapitel von den elastischen Flüssigkeiten, giebt eine sehr gute und völlige Uebersicht der neuen Entdeckungen in diesem Fache, wenn man die Hauptbegriffe dazu mitbringt. Denn freylich ist Methode nicht darin beobachtet. S. 12. werden die Bases der elastischen Flüssigkeiten nahnhafter gemacht, und S. 14. werden die Säuren ganz kurz angezeigt. Von den Alkalien ist gar keine Erklärung gegeben, auch nicht von den Mittelfalzen.

Zu den Bemerkungen des Rec. der ersten Ausgabe lassen sich noch einige beyfügen, um den Ge-
A. L. Z. 1799. Vierter Band.

brauch des Werks sicherer zu machen, oder doch eine nähere Prüfung zu veranlassen.

Die Erklärungen, welche der Vf. von den allgemeinen Eigenschaften der Körper giebt, mögen in einer populären Physik hinreichend seyn, wenn sie gleich einer scharfern philosophischen Entwicklung fähig sind, wie die von Ausdehnung, Undurchdringlichkeit und Tragheit. Bey der Theilbarkeit wird das bekannte Beyspiel von Golde angeführt, welches eigentlich zu der Ductilität der Körper gehört. — Das Verhältniß der beiden Hauptdurchmesser der Erde, wie es Huygens angiebt, 578:577, und das Newtonische, 230:229 hält Briffon (§. 213.) für wenig verschieden. Doch ist nach jenem die Umdrehungs-Axe um einen Theil von 573 kleiner, als der Durchmesser des Aequators, nach diesem um einen von 230 Theilen. Huygens nahm die Theile in dem Innern der Erde alle gleich schwer nach dem Mittelpunkte hin an, welches ist nicht sind. Daher entstand seine beträchtlich unrichtige Angabe. — Die flüssigen Körper stellt Br. sich als einen Haufen höchst kleiner und unter einander sehr beweglicher Körperchen vor; zeichnet auch ein nach dieser Vorstellung mit Kügelchen angefülltes Gefäß, wo diese etwa zwey Linien im Durchmesser haben. Dies macht ein Fluidum einem Haufen feinen Sandes ähnlich, von welchem man es doch unterscheiden muß. Briffon begreift zwar in seiner Definition eines Fluidum auch Sand, Getreidehaufen u. dergl., die er grobe Fluida nennt. Man hebt hiebey eine Eigenschaft in den kleinen Theilchen auf, die man der Masse beylegt. Die Beweglichkeit der Theilchen unter einander ist bey einem Haufen noch so feiner solider Theilchen unvollkommen, und der Hauptatz in der Hydrodynamik, daß der Druck an einer Stelle einer flüssigen Masse sich nach allen Seiten hin, gleich stark fortpflanzt, kann nicht mehr stat finden. Der Sand in einer Sanduhr stellt sich in beiden Gefäßen ganz anders als Wasser. — Die Behauptung nach *Deparcien* (§. 460.), daß oberflächliche Räder, bey gleichen Wasseraufwande, desto mehr Wirkung leisten, je langsamer sie sich drehen, ist näher zu bestimmen. Ein solches Rad kann so gut zu langsam, als zu geschwind gehen. Daß in diese Physik auch die Lehre von den Hebeauschinen gebracht ist, gehört zum alten Herkommen. — Zu dem gegründeten Einwurfe des Vf. gegen eine von *Hales* gemachte Berechnung des Grades, zu welchem die Luft sich zusammen drücken läßt. (§. 903.) ist noch zu setzen, daß das gegossene Eisen einer Bombe durch zufällige Ursachen bald mehr bald weniger stark seyn kann, daher

daher die Größe des Widerstandes gegen eine sprengende Kraft sich nicht zuverlässig bestimmen läßt. — Gegen die, zwar gewöhnliche, Erklärung der Entstehung des Hagels (§. 986. ff.) möchte man erinnern, daß die Zeit, in welcher die Hagelkörner durch eine kalte Luftschicht fallen, zu kurz ist, um Hagelkörner nur von geringer Größe, viel weniger beträchtlich große, gar nicht zusammengebackene, hervorzubringen. Die ganz kleinen, welche man Graupen nennt, möchten so entstehen können. — Als Ursache, warum Wasser von einer Art Salz mehr auflöst, als von einer andern, wird (§. 1038.) angegeben, daß die Auflösung ohne Zweifel von dem Verhältnisse der Größe und Gestalt abhänge, welches die Theile des auflösenden Mittels und die Poren des auflöslichen Körpers gegen einander haben. Das läßt uns noch sehr in Dunkelheit wegen des Mangels an näherer Bestimmung der Figur und Größe. Das Wasser bekommt solide Theilchen. Man wird besser thun, hier und in andern Fällen zu stehen, daß wir uns zwar keine Bestandtheile ohne Figur, daher auch meistens keine Körper ohne Poren denken können, daß aber die Natur nicht an die Grenzen unsrer Vorstellungen - Vermögens gebunden seyn. Die Erscheinung gehört unter die Kategorie von den Verwandtschaften. — Die Erhitzung zweyer Materien bey ihrer Mischung wird aus dem Reiben ihrer Theilchen, und des freyen in ihren Poren befindlichen Wärmestoffes erklärt (§. 1114.). Reiben erfordert aber schon Körper von einem gewissen Umfange, und eine schnelle hin und her oder in die Runde gehende Bewegung; besser wird es seyn die Erhitzung als Folge der verminderten Capacität für Wärme durch die veränderte Beschaffenheit der gemischten Masse anzusehen. Die gleich darauf folgende Erklärung, warum Weingeist auf Eis gegossen es bey dem Schmelzen erkältert, aber mit Wasser vermischt, dieses erwärmt, ist sehr gezwungen; jenes folgt ja aus einem bekannten neuen Erfahrungssatze, den der Vf. auch §. 1108. auführt. — In §. 1163. wird behauptet, daß im Allgemeinen die Wärme sich in Verhältniß der Massen theilt. Der Vf. hat Dichtigkeit schreiben wollen, wie er es auch hernach setzt. Allein das Vermögen der Körper andere zu erwärmen oder zu erkälten, hängt noch von einer besondern Beschaffenheit derselben ab, wie die Versuche über die specifische Wärme lehren. Auch bemerkt der Vf. an dieser Stelle selbst, daß einige Körper schneller erwärmt werden als andere: und daß die Körper sich in gleichen Zeiten nicht gleich viel abkühlen, ohne daß man das Gesetz dieser Erscheinungen kenne. Man darf also nicht, wie der Vf., sagen, daß die Mittheilung der Wärme der Hand an einen kaltern Körper der Dichtigkeit des berührten Körpers, auch nur beynahe, proportional sey. — Der Vf. verwirft §. 1207. die Erklärung, warum wir die Gegenstände in einer aufrechten Stellung sehen, obgleich ihr Bild im Auge umgekehrt ist, nämlich, weil die Erfahrung des Betassens die Gesichtsempfindung rectificirt. Man sollte freylich nicht sagen, berich-

tigt, sondern, befehrt. Er selbst erklärt es daher, weil wir die Gegenstände nach der Richtung der in der Augenöffnung sich kreuzenden Strahlen sehen. Allein die Seele ist ja kein Beobachter auf der Netzhaut; der nach der Richtung der Strahlen visirte. — Die Bemerkung, (§. 1470.), daß das Studium der Natur auf einer Seite uns stolz machen möge, auf der andern aber demüthige, ist schön und richtig, aber die Veranlassung dazu ist nicht treffend. Es wird als etwas auffallendes angeführt, daß wir nicht wissen, warum der Stein fällt, und doch die Farben des Regenbogens erklären können. Allein die Ursache der Brechung und ihrer Modificationen kennen wir ja nicht, und aus dem Gesetze der Schwere sind ungemein viel verwickeltere Erscheinungen erklärt, als die Farben des Regenbogens und ihre Anordnung sind. — Daß die Einrichtung des Auges zum deutlichen Sehen in verschiedenen Entfernungen durch eine Veränderung in der Gestalt des Augenballes mittelst seiner Muskeln bewirkt werde, (§. 1525.), ist schwerlich richtig. — Die Regel, welche §. 1616. gegeben wird, in dem gemeinen Erdennroth mit drey Ocularen die Vergrößerung zu berechnen, ist ganz falsch. — Daß die physische Astronomie von dem Vf. für Anfänger nicht verständlich vorgetragen ist, ist schon bey der ersten Ausgabe erinnert worden. Verschiedenes ist auch nicht mit der gehörigen Genauigkeit vorgetragen. Es heist §. 1699., die Astronomen hatten drey Methoden die Horizontal-Parallaxe eines Weltkörpers zu finden, deren sie sich nach Maassgabe der Umstände bedienten. Unter diesen wird zuerst angeführt die Methode der größten Breiten. Allein diese kann nur bey dem Monde angewandt werden. — Daß Copernicus um das J. 1530 auf sein System gerathen sey, ist ein Gedächtnisfehler. Er hatte es schon um 1530 vollendet. — Die blaue Farbe der Luft erklärt Brissou daher, daß die blauen und violetten Strahlen nach der Zurückwerfung von der Erdoberfläche wieder von dem Luftkreise zurückgeworfen werden; dagegen die andern Gattungen von Strahlen rückwärts nach dem Himmelsraume hin, durchgehen. Dieses ist von einem Theile der Lichtstrahlen, welches die Weltkörper uns zusenden, tichtig, und durch die zuletzt genannten Strahlen wird unsere Erde auf andern Weltkörpern sichtbar. Allein die Erklärung ist unvollständig. Die Luft selbst wirft viele Strahlen nach allen Richtungen hin, zurück. Die brechbaren leiden die meisten Zurückverfugungen, und geben, wenn sie in unser Auge gelangen, der reinen Luftmasse die blaue Farbe. Die Strahlen, welche das Auge erhält, sind nicht bloß ein einzigesmal zurückgeworfen, sondern zum Theil sehr oft. Der Vf. bedient sich zweymal des Ausdrucks, daß wir die Concavität der Atmosphäre sehen, statt Luftmasse. Was Brissou von den scheinbaren Bewegungen der Fixsterne anführt, bedarf mehr als einer Berichtigung. Die jährliche Bewegung, die er ihnen zuschreibt, gehört der Sonne zu. Die allgemeine Veränderung der Breite der Sterne er nicht recht verstanden. Erlich sagt er, sie

werde durch die Veränderung der Schiefe der Ekliptik hervorgebracht. Das ist nur halb richtig, weil sie auch von einer Veränderung der Nachtgleichen herührt. Ferner meynt er, daß man die Ursache dieser Veränderung noch nicht eigentlich kenne. Sie ist aber ausgemacht. Es ist die Wirkung der Planeten auf die Bahn der Erde, wobey ihre Axe keine Veränderung der Lage leidet. Euler hat dieses schon im J. 1734 gezeigt. Dann giebt er als mathematische Ursache an, daß die Pole der Erde wohl nicht in einem vollkommenen Kreise um die Pole der Ekliptik sich drehen möchten, weil die Anziehungskraft der Sonne und des Mondes, welche diese Drehung bewirken, wahrscheinlich nicht immer gleich groß seyn. Allein die erstere verändert die Schiefe der Ekliptik nicht, und die Wirkung der andern auf die Lage der Ekliptik ist die Nutation, die hernach ausgeführt wird. Noch heist es, la Lande gebe die seculare Veränderung der Schiefe der Ekliptik zu $1'26''$ an, de la Caille zu $4'$. Jene Bestimmung gab er zu folge alterer theoretischer Rechnungen; in der neuesten Ausgabe seiner Astronomie, berechnet er die seculare Verminderung zu $56''$. Die Angabe von de la Caille beruht auf bloßen Beobachtungen. — Von der Nutation der Erdaxe redet Briffon, als wenn die Erklärung derselben nur eine Hypothese der Astronomen wäre, wie vorher eben so von der Präcession. Machin's geometrische Darstellung der Nutation giebt den Grund nicht an, wie hier gesagt wird. Es ist bey ihrer Erklärung vergessen zu bemerken, daß der mittlere Ort des Pols des Aequators jährlich um etwa 50 Sekunden fortrückt; auch daß durch die Nutation bloß die Lage des Aequators geändert wird, so wie durch die Action der Planeten bloß die Lage der Ekliptik. Die Nutation hätte gleich nach der Präcession ausgeführt werden müssen. — Der Stillstand der Planeten hat eigentlich keine Dauer, die denselben in der Tabelle (S. 1833.) bezeugt wird. — Die Dichtigkeit des Mondes, sagt Briffon (S. 1861.), sey, wie die der Sonne und Planeten, aus der GröÙe ihrer Action auf die andern Welkörper berechnet; daraus und aus dem körperlichen Inhalt habe man die Masse des Mondes gefunden. Umgekehrt sollte es heißen, die Masse aus der Action, und daraus die Dichtigkeit. — Die Umdrehung der Nebenplaneten um ihre Axe ist nicht bloß sehr wahrscheinlich, (S. 1894.), sondern wirklich an einigen beobachtet, sogar mit dem Umfande, daß ihre Umdrehungszeit der Umlaufszeit, wie bey unserm Monde, gleich ist. — Daß die Himmels-Sphäre durch die die Erdoberfläche berührende Horizontal-Ebene in zwey ungleiche Theile getheilt werde, ist ganz die Vorstellung, die sich Ptolemäus im Anfange seines Almagests von dem Weltraume macht. — Die Veräusserung bey einer totalen Sonnenfinsternis wird S. 2029. so groß gemacht, daß man nicht sehen könne, wohin man zu treten habe. So stark wird sie nicht. Man sehe die Astronomie von la Lande, S. 1774. Ob Clavius die Sonnenfinsternis von Coimbra, wo sie nach seiner Erzählung fast größer als nächtliche Dunkel-

heit gewesen, selbst gesehen habe, ist die Frage. — In dem Kapitel von der Ebbe und Fluth wird erst von der allgemeinen Schwere etwas beygebracht, da in dem ganzen Kapitel von der physischen Astronomie, wie es überschrieben ist, nichts davon erwähnt wird. Auf diese beiden Kapitel folgen nun die Abhandlungen vom Magnetismus und der Electricität, welche das Werk beschließen. Sie sind ausführlich und lehrreich. Von der Electricität, werden fünf Theorien mitgetheilt, wozu noch des Vfs. eigene kommt. Die Symmetrische ist nicht mit angeführt.

Ein Zusatz zu dieser neuen Ausgabe des Briffonschen Werks ist ein ausführlicher Aufsatz über die neuen Maasse der französischen Republik, und die Decimaltheilung des Tages und Kreises, auf 30 Seiten.

MATHEMATIK.

NÜRNBERG und ALTDORF, b. Monath und Kufsler: *Joh. Conr. Gütle mechanische Geometrie, oder die Anfangsgründe der Geometrie auf eine ganz neue mechanische Art auf besondern Tafeln und körperlichen Flächenfiguren vorgestellt.* 1798. 232 S. 8. (mit 15 Kupfert. worunter 9 illuminierte.)

Auf dem Titel ist angezeigt, daß diese Schrift eine besonders gedruckte Abhandlung aus den magischen Belustigungen des Vf. ist. Die sogenannte *mechanische Geometrie* besteht aus ein und dreißig geometrischen Figuren in Tafeln, welche sich in die Vertiefungen von gleicher Figur auf Tafeln von eilf Zoll Länge und sieben Zoll Breite einlegen lassen. Die Vertiefungen sind mit allerhand geometrischen Zeichnungen bekleidet, deren Anzahl etwa 200 beträgt. Die Figuren sind zum Theil zer schnitten, und neun derselben lassen sich auf andere Art zusammensetzen. Der Preis ist fünf Rthlr. Der Vf. versfertiget auch einen wohlfeilern Apparat, von achtzehn kleineren, langlich viereckigten Tafeln, worauf die Kupferstiche aus den Vertiefungen in jenen Tafeln aufgetragen sind, nebst den Zeichnungen der dazu gehörigen Figuren auf der andern Seite. Diese *geometrischen Lehrtafeln* kosten 1 Rthlr. 12 gr. illuminirt; schwarz 1 Rthlr. Ferner liefert der Vf. ein *geometrisches Kasten*, worin die ein und dreißig Tafeln der mechanischen Geometrie, von der GröÙe, wie diese, mit den Kupferaufzügen auf einer Seite, enthalten sind, der Preis ist wie der Lehrtafeln. Endlich auch *mathematisch-geometrische Belustigungen*, die aus zer schnittenen Tafeln bestehen, um verschiedene Zusammensetzungen ihrer Stücke vornehmen zu können. Die Figuren der obigen ein und dreißig Tafeln sind darauf abgebildet. Der Preis ist bunt 2 Rthlr., schwarz 1 Rthlr. 12 gr.

Die Schrift selbst enthält die Auflösungen vieler Aufgaben aus der Elementar-Geometrie, ohne Beweise; in der zweyten Hauptabtheilung wird besonders der Gebrauch der zer schnittenen Figurentafeln,

zur Vergleichung der Flächen gezeigt. Der Vf. ist kein künftgerechter Geometer, welches seine ganze Behandlungsart der Geometrie zeigt. Die Geometrie erklärt er als die Wissenschaft, welche uns die Ausdehnung, Lage und Dichtigkeit der Körper kennen lehrt. Eine hyperbolische Linie entsteht nach ihm, wenn man ein Stück von einem Kegel senkrecht herunter schneidet, daß der Schnitt gleichlaufend mit der Axe des Kegels ist. Eine aus verschiedenen Kreisbogen zusammengesetzte Linie nennt er eine Eyllinie, und auch eine elliptische. Ein Oval ist ihm sowohl eine dergleichen zusammengesetzte Linie als auch die Ellipse. Eine Schneckenlinie setzt er bloß aus Halbkreisen zusammen, wiewohl er freylich hier die geometrischen Schneckenlinien oder Spiralen nicht zeichnen konnte. Mit den Constructionen der ordentlichen Vielecke beschäftigt er sich viel. Er bemerkt nicht, daß die Zeichnungen einiger derselben nicht geometrisch genau sind, außer bey dem Verfahren in §. 185. und 186. Die Construction des Neunecks §. 163. weicht ziemlich von der Genauigkeit ab. Die Zeichnung des Fünfecks über einer gegebenen Seite §. 164. ist beschwerlich. Es giebt eine sehr leichte. Für die meisten Aufgaben sind die dazu gehörigen Figuren auf den schwarzen Kupfertafeln befindlich, die nicht in das Kästchen mit der mechanischen Geometrie gehören. Bey verschiedenen wird der Leser auf die in den Vertiefungen der Tafeln der mechanischen Geometrie eingelassenen Zeichnungen verwiesen, die in den bey dem Buche gelieferten Abbildungen so klein sind, daß die Buchstaben-Bezeichnungen wegbleiben mußten. Diese muß der Leser, der sich die mechanische Geometrie anzuschaffen nicht Lust hat, so gut er kann ergänzen. Zu den Figuren, womit die Vertiefungen bekleidet sind, fehlen die Erklärungen größtentheils.

Das Interesse für geometrische Lehren zu erwecken sind sinnliche Mittel sehr dienlich; man muß aber das Spiel nicht zu weit treiben, damit der Geist nicht leichtfertig werde, und bey einem ernsthaften Vortrage die Anstrengung scheue oder gar demselben unfähig sey. Ferner, es kommt bey dem Unterrichte nicht darauf an, mancherley Constructionen zu lehren, sondern der Geist soll im Denken geübt werden. Zu dem Ende muß der Lehrer so viel und so gut er kann, sich der abfragenden Lehrart bedienen, wenn auch das Gedächtniß dabey weniger angefüllt wird. Selbst bey jungen Leuten, die zu Küntlern und Handwerkern bestimmt sind, wird diese Methode nützlich seyn. Was sie wirklich aus der Geometrie gebrauchen, können sie dabey hinlänglich und desto leichter lernen.

BERLIN, b. Lagarde: *Großes Einmaleins von Eins bis Hunderttausend*. Erstes Heft von *Eins bis Zehntausend*. Berechnet von Joh. Phil. Gräfin, Prof. der Math. und Mitgl. d. Pr. Ak. der Wiss. 11 Bogen. größtes Fol. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auf jedem Bogen ist ein Tausend von Zahlen mit ihren Vielfachen bis zum Neunfachen enthalten; auf jeder Seite sind zwey Abtheilungen mit zehn Spalten jede, in deren erster die Zahlen nach ihrer natürlichen Ordnung von oben bis unten folgen, in den andern die Vielfachen. Die ersten Zahlen jeder Spalte sind mit großen Ziffern gedruckt; unter den Zahlen und den Vielfachen sind diejenigen, welche in ein folgendes Tausend übergehen, eben so ausgezeichnet. Der Druck ist sauber und scharf. Das Papier stark, und dabey weiß. Ein langes Quart indessen ein bequemerer Format gewesen seyn.

Hr. Gräfin giebt in dem Vorberichte von einem großen Einmaleins, das im Anfange des vorigen Jahrhunderts herausgekommen ist, Nachricht. Es sind die *tabulae arithmeticae* *Πποσταφαινας* *universales*, aus dem Museum des kurbyrischen Kanzlers *Herwart von Hohenburg*. Dieses Werk hat eine unbequeme Einrichtung. Es sind darin die Producte aus zwey und zwey Zahlen unter 1000 verzeichnet, welche also alle doppelt darin vorkommen, dabey ist das Werk 11 Alph. stark. Die Nachricht ist wörtlich aus *Scheibel's* mathematischer Bücherkenntnis, 11 St. 417 f. S. genommen, wiewohl Hr. Gr. seine Quelle nicht anführt.

Ein diesem neuen ähnliches Einmaleins für die Zahlen von 1 bis 4999 ist 1787 zu Memmingen von G. Mich. Lohr, Reichsgräf. Fugger. Babenhäusischen Rechnungs-Revisor, in eigenem Verlag herausgegeben. Das Format ist Octav. Jede Seite enthält drey Abtheilungen unter einander, jede Abtheilung die Vielfachen von fünf Zahlen bis zum Neunfachen nebst der Zahl selbst.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Graf Donamar. Eine Sammlung von Briefen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges in Deutschland*. 2ter Th. Neue umgearbeitete Originalausgabe. 1799. 326 S. 8. (20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1791. Nr. 349.)

BRUNSCHWIG, in der Schulbuchhandl.: *Stoff zu Unterhaltungen mit Kindern über Gegenstände der Natur* von C. Ph. Funke. Nebst 1 Kupfertafel. 2te verbess. Auflage. 1799. 53 S. 8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 80.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. October 1799.

NATURSGEICHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Proft: Joh. Chrft. Fabricii — *Entomologia systematica emendata et aucta secundum classes, ordines, genera, species adiectis synonymis, locis, observationibus, descriptionibus*. Tom. IV. 1794. 472 S. gr. 8. (1 Rthl. 14 gr.)

Der gegenwärtige letzte Theil dieses classischen Werks begreift die beiden letzten Ordnungen des Fabricischen Systems, *Rhyngora* und *Anthiata*, welche mit einigen neuen Gattungen bereichert sind, die wir in der Folge dieser Anzeige bemerken werden. Rec. weiß die Anzeige nicht nützlicher zu machen, als wenn er mehrere seiner gesammelten Bemerkungen hier anführt.

Bey *Membracis foliata* wird die *Cicada foliata* Linn. citirt. Linné hat zwey wirklich verschiedene Arten für Männchen und Weibchen derselben Art angesehen. Die Eine, welcher seine *Differentia specifica* zukommt, ist die *Cic. foliato-arcuata* Degeer, 3. 266. g. tab. 32. fig. 10. und diese muß daher den Namen *foliata* behalten; die andere ist die bey Fabricius sogleich folgende *lunata*, Degeers *C. foliato-fasciata* 3. 205. 8. tab. 32. fig. 9. Dies Citat muß also bey *foliata* weggelassen und zu *lunata* geschrieben werden. Fabricius *foliata* gehört zu keiner von den beiden Linnéischen Cicaden und verdient daher einen neuen Namen, etwa *Phyllia*. — *Tettigonia fridula* n. 16. ist *C. capensis* Sulz. Gesch. tab. 9. fig. 8. — Bey *Tet. haematodes* n. 21. muß das Citat aus Linné *Cic. haematodes* ausgelöscht werden; denn Linné hat ein anderes Insect gehabt, das Schaff. Ic. Tab. 121. fig. 1. 2. tab. 4. fig. 14. abgebildet ist, und das auch Villers Inf. 1. 436. 5. t. 2. fig. 12. vor sich gehabt hat. — Bey 23. *Tet. Orui* widerspricht die Beschreibung der *Diagnosis*; da es nun natürlich ist, daß man das Insect, auf welches die Beschreibung paßt, für dasjenige annimmt, welches Fabricius für *Orui* gelten lassen will, um so mehr, da die *Diagnosis* entlehnt ist; so muß diese mit den Citaten aus Linné, Scopoli, Seba, Rösel, Schäffer, und wahrscheinlich auch Reaumur und Sulzer weggeführt werden. Rösel Inf. 2. t. 23. fig. 4. gehört hierher. — *Tet. picta* n. 27. scheint *Cicada tomentosa* Olivier Enc. V. 759. 62. — In der Beschreibung von *Cicada perspicillata* n. 1. muß man am Ende statt *geniculus nigris* — *flavis* lesen. Eben so lese man in der *Diagnosis* von *Cic. ferruginea* n. 22. als *nigris* statt *alb* und in der Beschreibung *Elytra ferruginea* u. f. w. statt *Alae ferrugineae* u. f. w. — Bey n. 27. *Cic. flava* A. L. Z. 1799. Viertes Band.

vicollis muß das Citat aus Linné wegfallen, da Linné nicht des vorn schwarzen Kopfes, noch des gelben Schildchens und der gelben Flügeldeckenwurzel erwähnt. — 42. *Cic. nervosa* ist die *Cercopis Dionysii* Panz. Fn. Germ. 34. 24. — Bey *Cercopis leucoccephala* n. 22. muß Geoffroy 1. 421. 13. wegfallen, denn Geoffroy erwähnt eines breiten weissen Flügeldeckensaums, er hat also die von Panz. Fn. Germ. 6. 24. abgebildete *Cic. lateralis* gehabt. — Bey *Notonecta minutissima* n. 6. müssen Linné und Panzer wegfallen; beide Insecten haben keine abgekürzte Flügeldecken. — Unter *Sigara striata* n. 2. werden mehrere Arten vernichtet, deren Eine *Corixa* Geoffr. 1. 478. 1. tab. 9. fig. 7. ist, wozu Schaff. Ic. tab. 97. fig. 2. Elem. t. 50. Ruf. Inf. 3. tab. 19. a. b. c. gehört. — Die aus Panzer Fn. Germ. 3. t. 24. zu *Acanthia clavicornis* gezogene *Acanthia* eben dieses Namens gehört zu *A. Cardui* n. 42. — *Ac. litoralis* n. 18. scheint uns eine *Miris* zu seyn. — Von 22. *A. corticalis* ist Schaff. Ic. tab. 41. fig. 6. 7. verschieden. — 44. *A. Pyri*; nach der Beschreibung hat Geoffroy 1. 461. 57. eine andere Art vor sich gehabt. Vielleicht gehört *Cimex appendicis* Villers Ent. 1. 488. 28. t. 2. f. 19 hierher; nur scheinen dieser die Flecke zu fehlen. — *Cimex albolineatus* ist *versosus* Cyrrill. Ent. Neap. 1. 6. fig. 10. und *C. Desfontainii* n. 40. vielleicht dessen *fasciatus* t. 6. fig. 9. — 124. *C. nubilus*. Bey unsern ist auch das Schildchen schwarz bespritzt mit einer blassen Mittellinie und blasser Spitze. Stoll's *C. Theobromatis* t. 28. fig. 195. paßt recht gut; nur soll dieser aus Amerika kommen; vielleicht gehört also eher tab. 40. fig. 290. hierher. — Die ockergelbe Abart von *C. eruentus* n. 135. nennt Stoll *C. ochraceus* t. 6. fig. 42. — Zu 168. *C. albomarginatus* gehört *limbosus* Vill. Ent. 1. 504. 78. und zu n. 167. *albomarginellus* der *albomarginatus* Vill. 1. 504. 79. tab. 3. fig. 21. Schrank. En. 531. Panz. Fn. Germ. 33. 22. Der *trifidis* n. 172. scheint *Morio* Linn. und *C. perlatus* n. 177. scheint Abänderung von *Melanocephalus*.

Die neue Gattung *Coreus* ist so wie *Lygaeus* aus den meisten *Cimicibus oblongis* gebildet; schwerlich möchten die Unterschiede dieser beiden neuen Gattungen untereinander sich für die Zukunft bewahren. *Lygaeus Lynceus* n. 107 ist Abänderung von *Pini* n. 97. *Fraxini* n. 131. von *bispunctus* n. 129. *elatus* n. 148. von *trifasciatus* n. 158. — *L. capillaris* n. 161 ist *croceus* Vill. 1. 523. 145. Geoffr. Inf. 1. 144. 17.

Zwider neuen Gattung *Miris*, deren Arien vorher auch *Cimices oblongi* waren, würden wir noch sehr viele von denen rechnen, die Fabricius noch

bey *Lygaeus* gelassen hat z. B. *trifasciatus*, *capillaris*, *bimaculatus*, *stomatulatus*, *stratellus* u. a. Dadurch würde diese Gattung ungemein an Natürlichkeit gewinnen, da alle diese Thiere einen besondern Habitus miteinander gemein haben und in mehreren nicht verwerblichen Kennzeichen miteinander übereinstimmen, z. B. in den Fühlhörnern, den Flügeldeckspitzen u. a. Dagegen würden wir *M. Abietis* und vielleicht noch einige andere zu *Lygaeus* zählen. — Eine andere sehr natürliche Gattung hat Fabricius aus *Cimex lacustris*, *Fossarium*, *Rivulorum* u. a. abh. errichtet, die er *Ranatra* nennt. *Rivulorum* ändert mit ungezählten Hinterchenkeln ab.

Die andere Hälfte dieses Theils nehmen die *Anthia* ein. Der bey *Tipula rufosa* n. 2. angeführte Geoffroy 2. 554. 2. gehört zu *sinuata* n. 3. wohn auch Schaff. l. tab. 15. fig. 3. 4. gerechnet werden muß, welche Fabricius unrichtig zu *Hortorum* n. 7. gezogen hat, wofür man tab. 13. fig. 9. setzen muß. — 24. *Tip. Posmonae* ist *T. Marci fulvipes* Degeer. Villers 3. 396. 116. tab. 9. fig. 7. — Die neue Gattung *Alydus* ist aus *Bibio flata*, *ilucens* und einer neuen Art *bilineata* entstanden; *Anthrax* aus *Bibio Nigrita*, *Morio*, *Capricinus* u. a. *Anthrax Maura* n. 6. ist von Panz. Fn. Gm. 32. 19. und eine kleinere Abart unter dem Namen *A. Darmon* Fn. G. 45. 17. abgebildet. Linné scheint unter *Musca Maura* eine andere verstanden zu haben, denn er beschreibt die Flügel schwarzbunt und auf dem Unterleibe eine schmale Mittelbinde. — *Stratiomys Hippocleon* n. 20. ist *Musca rana* Scop. Carn. 912. Die neue oder vielmehr von Geoffroy entlehnte Gattung *Nemotelus* begreift die Arten von *Stratiomys*, welche ein unbewaffnetes Schildchen haben, wozu einige neue Arten hinzugefügt sind. — *Ceria*, eine andere neue Gattung mit Einer Art, ist nicht etwa, wie es hier heisst, ein vorher unbekanntes Insekt, sondern die *Musca conopsoidea* Linn. S. N. 2. 982. 22. Fn. St. 1790. *Syrphus conopsoidea* Panzer Fn. Germ. 44. 20; sie muß also *Ceria conopsoidea* heißen. Bey dem *Syrphus arcuatus* sieht man schon den gemeinschaftlichen Strich, der auf dem Ende die Fühlhörner trägt. Diese sind nicht zweygliedrig, sondern bestehen ganz deutlich aus drey Gliedern, wovon das zweyte und dritte eine zugespitzte Keule bilden. — Die *Musca inanis* Linn. gehört eben so wenig wie Schaff. l. tab. 36. fig. 7. 8. zu *Syrphus inanis*, sondern zum folgenden *S. micans*. Fabricius hat Panzer's *S. bifasciatus* gehabt, welchen er auch citirt. Panzer entlehnte diesen Namen von Scopoli's *Conops bifasciatus* Carn. 954. der aber so wie die von ihm citirte *Musca zonaria* Schrank. En. 921. zum *S. micans* gehört. Dagegen muß Schaff. l. t. 80. fig. 1. zu *S. inanis* Fabr. geschrieben werden. — Der *S. bombyliiformis* n. 13. scheint das andere Geschlecht von *S. ixericarins*. — 48. *S. Sylvorum* ist *S. impiger* Rossi Fn. Err. 2. 1463. Panz. Fn. Germ. 45. 21. — *S. arcuatus* n. 53. ist *Musca festiva* Scop. Carn. 964. Die angeführten Citate: Degeer Inf. 6. 125. 14. und Panz. Fn. Germ. 2. tab. 5. gehören nicht hierher. — 69. *S. conopsoidea*.

Da Fabricius die hier citirte *Musca conopsoidea* schon oben in einer besondern Gattung *Ceria* beschrieben hat, und da er ferner die Fühlhörner *setarios* nennt, welches auf Linné's Fliege gar nicht paßt; so hat er hier ein anderes Insekt vor sich gehabt; vielleicht *S. coarctatus* Panz. Fn. G. 45. 22? — 70. *S. ichneumoneus*. Die *Seta* ist *plumosa*. — *S. vespiiformis* n. 81. Die Linneische Beschreibung weicht zu sehr ab, als daß sie eine *Musca vespiiformis* hierher gehören könne. Bey 82. *S. festiva* fällt Geoffr. Inf. 2. 505. 27. weg, Scopoli Carn. 964. gehört zu *S. arcuatus* n. 53. Zu n. 116. *S. nectareus* gehört *Musca alternata* Schrank. En. 908. Rossi Fn. Err. 2. 1483. *M. baltentata* Degeer 6. 116. 7. Die beiden letzten Arten *S. gibbos* und *gibbosus* gehören durchaus nicht zu dieser Gattung. — Zu *Musca maculata* n. 8. gehört der zu *vulpina* n. 29. mit Unrecht gezogene Degeer 6. 41. 13. tab. 3. fig. 22. Bey *M. Americana* merken wir noch an, daß die Seiten des Bouchs bunt sind. — 69. *M. albifrons*. Fabricius scheint die *M. lateralis* Panz. Fn. Germ. 7. 22. gehabt zu haben, von der die Linneische Fliege sich hinlänglich unterscheidet. Bey *M. rorata* n. 76. merken wir an, daß Linné der weissen Flügelspitzen nicht erwähnt; und das von *M. serrata* n. 80. angegebene Kennzeichen der von Härchen sägezahnigen Flügelrippe paßt auf sehr viele Fliegen. Die *M. polita* n. 99. hält Rec. für einen *Nemotelus*. Die *M. corrigiolata* n. 113. hat *antennas plumatas*. Die beiden *M. scybalaria* und *sercoraria* n. 137. 138. halten wir für Eine Art. Zu *M. sinetaria* 140. gehört wahrscheinlich *M. flava* Panz. Fn. Germ. 20. 22. Bey *M. lugens* n. 150. sind die Fühlhörner koppel kamiformig. — Ist *M. Arnicar* n. 166. einerley mit *M. miliaria* Schrank. En. 968. Geoffr. Inf. 2. 498. *M. trimaculata* Vill. 3. 536. 337? — 171. *M. hypocyrti* Linné hat in dem Syst. Nat. wahrscheinlich eine ganz andere Art beschrieben, als in der Fauna Suecica. — 174. *M. seminativus* ist *M. personata* Vill. 3. 537. 342. Geoffr. 2. 502. 20. — n. 180. *M. lineata* ist nicht neu; sie ist *M. salatrix* Linn. S. N. 688. Co. Fn. Sv. 2319. Geoffr. 1. 537. 87. Zu *M. Tassilugni* n. 193. gehört *M. solstitialis* Panz. Fn. Germ. 22. 23. Degeer 6. 42. 16. tab. 2. fig. 10. 11. welcher letztere unrichtig bey *solstitialis* citirt ist. — Der *Tabanus florio* ist nicht der Linneische *Tabanus* dieses Namens. — Zu *Tabanus bidentatus* n. 40. gehört *Stratiomys* *Macroleon* Panz. Fn. Germ. 9. 20. *Musca ferruginea* Scop. Carn. 913. und zu *T. hispidus* die *Stratiom.* *unguiculata* Bloch. Panz. Fn. Germ. 12. 22. — *Empis Maura* ist *Musca globulifera* Vill. 3. 341. 361. tab. 10. fig. 5. vielleicht auch Geoffr. Inf. 2. 533. 75. — Die neue Gattung *Vollucella* bezieht aus dem ehemaligen *Bombylus versicolor* und zwey neuen Arten, und *Cytherea* ist ganz neu. — *Pedienus Cervi* n. 3. ist nach Panzer Fn. Germ. 51. 4. eine *Hippobosca*.

Diejen Theile ist ein *Appendix* neuer Arten und einer neuen Gattung angehängt, der sich aber blos auf die beiden ersten Theile bezieht. Bey *Scarnabicus merdarius* muß das Citat aus Linné weggelassen.

Carabus aequalis ist nichts als Abart des *Immeralis*. Die neue Gattung *Cyclus*, welche Fabricius aus *C. rostratus* und *attenuatus* gebildet hat, ist sehr natürlich, aber nach dem, wie Miger im Verzeichniß der Käfer Preussens S. 210 u. fg. die Mundtheile beschreibt, durchaus unrichtig charakterisirt, da der Käfer nicht vier, sondern sechs Fressspitzen hat, wenn man nämlich überhaupt annehmen will, daß es Käfer mit sechs Fressspitzen gebe. Uebrigens ist es ganz richtig, wenn man behauptet, daß Fabricius *Carabus elevatus* und *miculor* auch zu *Cyclus* gerechnet werden müssen. — *Locusta Serripennis* ist auch in Böhmen einheimisch. *Scotia notata* ist das Weibchen von *Tvidens* II. 232. 17. Sc. *bifasciata* Rossi Fn. Etr. *Apis aprica* (hier *rapae* genannt) scheint A. *hypnorum* Panz. Fn. Germ. 7. 12.

Dann folgen *Expolitiones Specierum*, einzelne Berichtigungen und hinzugefügte Citate, wovon ein großer Theil aus Schneider's Magazin geköpft ist, und wovon nicht wenige unrichtig sind. So sind die Citate aus Jablonsky bey *Scwabara Barbarossa*, *Sthenus*, *Aries*, *Innus*, *Stevorator*, *Pithecius*, *Anmon*, *Hamadryas*, *bifasciatus*, *cinctus* falsch.

Ein Register der Gattungsnamen beschließt das ganze Werk, dem jetzt schon wieder ein großes Supplement gefolgt ist, das wir nachhens anzeigen werden.

WEIMAR, im Verlage des Industrie-Comptoirs: Johann Adolph Hild, Beschreibung inn- und ausländischer Holzarten zur technologischen Kenntniß und Waarenkunde, Charakteristik und Synonymik aller Kunst-Farbe- und Apotheke-Hölzer. 1798. 164 S. gr. 8. (12 gr.)

Hr. Hild giebt in dieser schätzbaren Beschreibung von in- und ausländischen Bäumen, nicht nur die verschiedenen Namen an, welche dieselbe in einerley und in verschiedenen Sprachen führen, sondern beschreibt auch einige Eigenschaften derselben, die besonders für den Künstler, welcher mit Hölzern zu thun hat, wichtig sind, und auf der Dreh- oder Hobelbank auch beym Farben und Beizen sich zeigen. Bey Hr. Hild ist auch eine sehr schöne Sammlung in- und ausländischer Holzarten, in Fournirklücken von zwey Zoll ins Quadrat, Gotha in der Expedition der Handlungszeitung, zu haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KRIZAG, b. Kummer: Ueber meinen Aufenthalt in Wien und meine ehebene Dienstentlassung, von A. v. Kotzebue. Nebst Beylagen A, B, C und D. Eine Vernichtung des im Aprilstück des Berliner Archivs der Zeit gegen mich eingerückten Pasquills. 1799. 108 S. 8.

Es ist eine Ungezogenheit vieler Correspondenten, die sich den Herausgebern mancher Journale aufdrängen, daß sie persönliche Anzüglichkeiten, Klatschereien, oder wohl gar Verläumdungen und Inju-

rien gegen lebende Personen ihnen zusetzen; es ist eine Unvorsichtigkeit der Herausgeber solche aufzunehmen; und es ist eine Niedertrachtigkeit, wenn solche Correspondenten nachher nicht einmal Rede stehn und sich unter der Maske der Anonymität verbergen wollen. Eine Schrift anonymisch herauszugeben, die los Unterfuchungen enthält, und niemanden beleidigt, sein Urtheil über gedruckte Werke des Witzes und der Gelehrsamkeit anonymisch abzugeben, wird immer erlaubt seyn und bleiben, und bloße Nachsprüche gegen dieses Recht der Anonymität, rühren sie auch von sonst angesehenen und berühmten Männern her, können nicht das mindeste wirken. Nur Persönlichkeiten, Bekanntmachung von Thatfachen, die lebende Personen compromittiren, wenn sie auch noch so richtig wären, darf sich niemand erlauben, ohne mit seinem Namen dafür zu haften. Daß aber Lügen und Verläumdungen durch Verbergung des Urhebers nur noch schändlicher werden, versteht sich von selbst. Ein Correspondent des Archivs der Zeit hatte einen Brief, ohne sich zu nennen, in dieses Journal einrücken, und darin mehrere den Hn. v. Kotzebue persönlich beleidigende Ausfälle und Unwahrheiten einfließen lassen, die Hr. v. K. hier ohne Leidenschaft und treffend widerlegt. Die Apologie wird für Leser, welche überhaupt am Zustande des deutschen Theaters Antheil nehmen, durch manche eingestreute Nachrichten vom daligen Hoftheater, dem Wiener Publicum u. s. w. interessant. Gern haben wir S. 19. das unverdächtige Lob des Hn. Baron v. Braun, des jetzigen Kaisers, des Grafen v. Saurau gelesen. Von der Policey in Wien sagt Hr. v. K. „mit empörem Unwillen habe ich in den Staatsanzeigen die unverschämtesten Lügen über die geheime Policey in Wien gelesen. Ich war fünf Vierteljahr lang ein Einwohner Wiens. Ich verlaube sogar, daß man Anfangs nicht das größte Zutrauen in meine politischen Gesinnungen setzen mochte. Demangerecht bin ich nie, auch nur auf die entfernteste Weise beunruhigt worden, und ich kann es als die sicherste Wahrheit verburgen, daß ein jeder, der in Wien gesetzlich lebt, dort im Grunde weit freyer ist, als unter dem eisernen Zepter der Pariser Pentarchen u. s. w. Der Briefschreiber hatte Hn. v. K. unter andern Schuld gegeben, daß er die Wiener gering achte. Dagegen sagt der Beschuldigte: Ich werde vielleicht Wien nie wiedersehen. Aber unvergesslich bleibt mir die Aufnahme, die ich dalselbst in den besten Häusern gefunden, unvergesslich die zuvorkommende Gastfreundschaft des Einen; die biedere Herzlichkeit des Andern; die feine Geselligkeit des Dritten; hier zwanglose Freude, dort ungesuchter Witz; hier die geschmackvollsten Lustbarkeiten; dort die feineren Vergnügungen der höhern Bildung; überall Sittlichkeit, in der zartesten Vereinigung mit Geradheit, diesem eigenthümlichen Charakter der Oesterreicher. O wenn es in Wien keinen Staub und keine Tagebücher gäbe, wo fände man einen reizenden Aufenthalt. Gegen die größten Calumnien des Briefschreibers im Archiv der Zeit, recht.

rechtfertigt sich noch Hr. v. K. durch Actenstücke, woraus hervorgeht, daß er in Ansehung der frivolen Klagen verschiedener Schauspieler (darüber das Protocoll in der Beylage A. eine erbauliche Lecture giebt) gänzlich losgesprochen, den Urhebern dieses Vorgangs ihr leidenschaftliches Benehmen verwiesen und dem Hn. v. Kotzebue, nachdem er die dringendst nachgesuchte Entlassung erhalten, eine jährliche Pension von 1000 Gulden vom Kaiser bewilligt worden. Unter den übrigen Beylagen verdient besonders die dritte, das Schreiben eines Ungenannten an Hn. v. K., worin er ihm die Schwierigkeiten eines Theaterjournalists vorstellt, vieler richtigen Ansichten wegen gelesen zu werden. Noch müssen wir eine Stelle aus der Apologie des Hn. v. K. anziehen, die unser Journal angeht. Er führt wider den Briefsteller an, daß

die A. L. Z. das Dorf im Gebirge als Gelegenheitsstück gültig beurtheilt habe; „*die doch sonst wahllich, setzt er hinzu, eben nicht meine Freundin ist.*“ In einem gewissen Sinne foll und darf die A. L. Z. keines Schriftstellers Freundin oder Feindin seyn; sie soll vielmehr das *fine et studio* zur befändigen Richtschnur nehmen; sollte der Ausdruck aber so viel sagen, daß des Hn. v. K. Schriften in der A. L. Z. geistlich mehr getadelt als gelobt worden; so widerlegt dies der Augenschein. Da es aber scheint, daß Hr. v. K. noch nicht ganz von dem Vorurtheil zurückgekommen sey, welches ihm vor zwey Jahren eine Beylage zur A. L. Z. eingab; so würden die Herausgeber doch wohl thun, im Intelligenzblatt sich darüber zu erklären.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Frankfurt a. M., b. Eßlinger: *Ueber militärischen Enthusiasmus*. 1795. 23 S. 8. (3 gr.) Durch diese wenigen Blätter glaubt der Vf. (S. 3.) Neues eines so wichtigen Gegenstand erschöpft zu haben; er hat nur Winke darüber geben wollen, und diese sind eben so sehr der aufmerksamsten Beherz.ung werth, als die dem warmen Gefühl des Vfs. für Menschlichkeit Ehre machen. Wir wollen den Gang seines Raisonnements so kurz als möglich zusammen setzen, ob es uns gleich bey der Reichhaltigkeit dieser kleinen Schrift schwer wird, sie nicht von Wort zu Wort abzuschreiben.

Wenn, heisst es (S. 3.), im Kriege die größere Masse der in den Kampf gebrachten Kräfte entscheidet; so muß derjenige Theil, der auch die geistigen Kräfte der Individuen auszunutzen weiß, große Vortheile über einen Gegner haben, der nur die physischen allein gebraucht. Jesus Christ hat von jeher glückliche Feldherren gemacht, mehr als die Kunst der Taktik, die ohne Menschenkenntnis in Nichts zerfällt. Friedrich II. verstand sehr gut den Begriff der militärischen Ehre zu benutzen, der, wenn auch oft auf Einbildung gegründet, doch von jeher der Schöpfer großer Handlungen war; aber, gehindert durch das Konstellate der sieben Feldzüge, wollte man in dem folgenden Zeiträume schieberische Thaten der in dem Menschen wohnenden Kraft keinen Antheil an der Entscheidung der Schlachten mehr zugebillen. Man hielt es für unmöglich, daß Tapferkeit und Enthusiasmus der disciplinirten Heere, so gleichzeitig je auch bey dem Kampfe seyn möchten, widerstehen könnten, bis die unglücklichen Feldzüge gegen die Neufanken uns erst den Werth des Menschen in dem Krieger wieder schätzen lehrten.

Aber noch war man so eingenommen von alten Vorurtheilen, daß man den Heldenmuth der französischen Heere der unedeln aller Quellen, der Furcht vor der Strafe zuschreiben wollte. „Wehrlich, ruft hier der Vf. mit gerechtem Unwillen aus, wer das behauptet, kennt das menschliche Herz schlecht, und das folgende zeugt sich deutlich in dem Augenblicke, da es seinen Brüdern schütteres Verdienst rufen will; beugen können solche Strafen den Enthusiasmus, aber nie ihn eilen.“ — Er zieht nun die Grenzlinie zwischen dem Muth, der die Deutschen belebte, und dem Geist ihrer Gegner. Beide zeigten gleiche Kraft, aber die Spannung des Augenblicks gab den Franzosen das Uebergewicht. Die begeisterte Stimmung ihrer Heere darf uns demnach nicht in Erstaunen setzen; es sind Gefühle, die in der Brust jedes Menschen liegen, und mannichfaltig sind die Mittel, die ihnen zum Sporn dienen, wie dieses die Beispiele bewei-

sen, welche der Vf. anführt, und denen sich jetzt noch manche aus den neuesten Ereignissen hinzufügen ließen. Gewinnstucht, Ehrgeiz, Gläube, Meinung, Haß, Liebe u. s. w., sind alles Brennpunkte zum Feuer, dessen reinste Flamme da lodert, wo Zeit und Umstände Inerzie für das Vaterland Vorurtheile, Haß, Aufklärung des Volks des Enthusiasmus schwächen müssen. Grade diese Fortschritte der allgemeinen Geistesbildung und die dadurch geschehne Empfindlichkeit der modern Sünde, werden ihn erhöhen, sobald nur die Classe der Befehlenden bey einer erweiterten Popularität die Erziehung und die Verbesserung der Sitten der Uebergeordneten zum angelegentlichsten Zwecke ihrer Sorgfalt macht. Späram mit Strafen, dürfen sie diese nur anwenden, wo Versuche zur Bildung des Herzens durchaus nicht fruchten wollen. Wie kann man von dem Krieger, der fünfzehn Jahre als hölzerne Maschine bearbeitet worden ist, nun, wenn im sechszehnen Krieg knistert, verlangen, daß er auf einmal mit Herz und Seele als Mann, der Ehre im Verdienst sucht, auftreten soll? (S. 9.)

Man hindere den gemeinen Soldaten nicht, sich um Weib und Kind zu bekümmern, sein Urtheil darüber zu fallen. Wer hat wohl mehr Recht, als er, der den Aufschlag im Kriege giebt, die Sache kennen zu lernen, für die er sein Leben opfert? Er, der zum Dank für seinen Heldenmuth oft nur zerkrüppelte Knochen und ein kümmerliches Alter vor sich sieht? (S. 17.) — Möchten endlich doch alle Befehlshaber sich immer mehr von der Wahrheit überzeugen, daß der Stand des Kriegers derjenige ist, wo herliche Verbindung aller Glieder unter einander die mächtigsten Wirkungen hervorbringt! Möchten sie stets von diesem Grundsatze ausgehen, um den Geist des Standes zu beleben! — Kömmt hierzu noch die nöthige Sorgfalt für die möglichst glückliche Existenz der Uebergebenden; dann, — schließt der Vf. — bleibe mir noch Ein Mittel zu berühren übrig, das aber allein in der Macht der Fürsten steht: Verlozgerung des zum Dienst unfähig gewordenen Kriegers. Was er darüber noch auf den letzten Blättern hinzutritt, ist eben so schon als freymüthig gesagt, nur muß Rec. erinnern, daß der Vf., der in dem Vorhergehenden nur einen so schönen Zweck sich fast zu individuell auf die Armee, deren Mitglied er ist, eingeschränkt hatte, hier zu allgemein abspricht und nicht zu wissen scheint, daß es in Deutschland Staaten giebt, wo seine Wünsche bereits erfüllt sind; und wo man nie einen alten Soldaten, es müßte denn durch die Schuld eigener Liederlichkeit seyn, betteln sah.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnenabends, den 19. October 1799.

NATURGESCHICHTE.

REGENSBURG, in der Montag- und Weisfischen Buchh.: Botanisches Taschenbuch für die Anhänger dieser Wissenschaft und der Apothekerkunst auf das Jahr 1799. Herausgegeben von David Heinrich Hoppe. 252 S. 8. (21 gr.)

Bey Anzeige dieses wirklich nützlichen und angenehmen Taschenbuchs, wovon nun bald ein Decennium vollzählig seyn wird, verweilt Rec. um so lieber, da an Mannichfaltigkeit des Inhalts, an wesentlichen Zuwachs vaterländischer Gewächskunde, an Wärme und Bescheidenheit des Tons, an popularer Mittheilung und Verbreitung der Wissenschaft, keine ähnliche Zeitschrift aufzuweisen, oder mit dieser an Pöthellosigkeit zu vergleichen wäre. Den Vf. verleiten so wenig hyperkritische Einfälle als Journalistendrang zur Herausgabe seines Jahrbuchs. Selbstgemachte Reisen, Beobachtungen in der Natur, ruhige, unbißangene Untersuchungen von ihm und seinen Freunden angeestellt, werden uns darin in einer ungefuchten anständigen Sprache mitgetheilt. — Zuerst: Tagebuch über die Blüthezeit einiger Frühlingspflanzen im Jahr 1798. Von J. N. Gebhard, salzburgischen Bergwerkspraktikanten zu Süttichlag in Großarl, einem Nebenthail Pongau's, welches sich vom Salzach aus Norden nach Süden, bis an die Kette der Tauerngebirge hinzieht, wo die Gletscher dieses Thales mit den Gletschern jenes Gebirges zusammenstreffen. Das Thal ist enge, die Witterung rauh. Schon früh im Herbst fängt es zu wintern an, und erst spät im Frühjahr schmilzt der Schnee weg. Die Gebirgslagen bestehen aus Thonschiefer; im Hintergrunde befinden sich mit ewigem Schnee bedeckte Granitmassen. Es gehörte zur Gefchätsart des Hn. G. in verschiedenen Zeiten diese Gebirge zu bereisen, und auch Beobachtungen über das Aufblühen mancher seltenen deutschen Alpenpflanzen anzustellen. Einige wenige können nur als Beyspiele hier stehen. *Gentiana verna* blühte schon am 1ten März aus Alpen, wiewohl man behauptet hat, es wachse dieser Enzian nie auf wahren Alpengebirgen. *Saxifraga oppositifolia* hatte durchaus fünf, je zum Theil sechs Blumenblätter. Sie blühte schon am 1ten März; *Ranunculus nivalis* den 17ten; *Viola biflora* grösstentheils mit einer Blume, den 24ten; *Arnica Bellidiflorum*, *Cardamine bellidifolia* den 27ten; *Soldanella alpina* den 30ten; am 4ten May *Valeriana tripteris*; am 7ten *Ribes alpinum*, *Gentiana acaulis*; den 9ten *Anemone alpina*, *vernalis*, *Pinguicula alpina*, *Salix*

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

arbuscula; den 10ten *Arabis bellidifolia*, *Antirrhinum alpinum*; den 14ten *Barbisa alpina*, *Rhododendron ferrugineum*; *Saxifraga helleboris*, *Potentilla aurea*, *Azalea procumbens*; den 19ten *Saxifraga Cotyledon*, *Myagrum saxatile*, *Hieracium aureum*, *Campanula barbata*, *Gypsophila repens*, *Thymus alpinus*; den 22ten *Erysimum sulphureum*; den 25ten *Lonicera alpigena*, *Senecio alpinus*; den 30—31ten *Tussilago alpina*, *Carduus defloratus*, *Atragene alpina*, *Veronica aphylla*, *integrifolia*, *Urtaria amplexifolia*, *Ranunculus aconitifolius*, *Saxifraga rotundifolia*, *Silene acaulis*, *Sedum rubens*, *Pedicularis comosa*, *recutita*, *Cistus celandicus*, *Primula minima*, *Empetrum nigrum*. — Mehrere solche genaue Angaben einer wilden Blumenflora würden uns leicht ihre mittlere Zeit für ganz Deutschland bestimmen lassen. — Gedanken über die Einrichtung unserer botanischen Lehrbücher, von Ebendenselben. Freylich machen unsere mehrstn botanischen Handbücher den Anfang der Terminologie bey den Wurzeln. Nach Hn. G. Meynung sollten sie bey der Blume als dem anziehendsten Theile anfangen. Jede naturhistorische Beschreibung eines Menschen, eines Thiers fange ja mit den Obertheilen und nicht bey den Füßen an. Warum kehrt man in der Kräuterlehre die Ordnung um? — Hierauf liesse sich aber antworten, daß bey Beschreibung eines Gebäudes, einer Säule, auch nicht leicht von dem Dache angefangen werden dürfte, und daß bey Pflanzen auf ihren Standpunkt, auf diejenigen Theile, aus welchen sie herkommen, wie billig, in der Ordnung der Dinge zuerst gesehen werden mufs. Um des Vergnügens, um des praktischen Nutzens willen, ist es allerdings rathsamer, die Erklärung der Blumentheile vorläufig damit zu verbinden. Jeder kann ja leicht damit anfangen und sein botanisches Pferd (unsere botanischen Lehrbücher) selbst zäumen, auf welchem, wie der Vf. sich ausdrückt, nur wenige mühsam, die meisten aber gar nicht reiten können. — Verzeichniß einiger Kryptogamen, welche in den salzburgischen Gebirgen bey Hüttischlag wachsen, von Ebendenselben. Eine ergiebige Nachlese zur Salzburger Flora, zugleich in Gesellschaft eines Hn. Florke angestellt, dessen Beyhülfe Hr. G. mit Wärme rühmt. — Einige Nachrichten über die östreichischen Alpen und deren Pflanzen, vom Hn. L. Trattinnick zu Wien. Man erinnert sich noch mit Vergnügen an die Flora austriaca sicca des Hn. Trattinnick, den wir hier auf dem Schneeberg, Ostreichs höchsten Alpengebirge die schönsten und seltensten Pflanzen sammeln sehen. Auf den Gipfeln dieser hohen Kalchgebirge giebt es sehr viele Gruben, die

die alle beynabe zirkelrund, Reil, an Umfang und Tiefe verschieden, und in ihrer Tiefe mit ewigem Schnee, rings herum aber mit den niedlichen Alpenpflanzen bedeckt sind. Auf den größten Alpenhöhen liegen noch ungeheure Ebenen, wo man allenthalben auf *Lobaria islandica*, *nivalis*, *cuscutella* und *Chadonia taurica* geht, letzte fand er mit Fructificationen. Unter diesen Flechten stehen zahlreiche Arten meistens niedriger Berggewächse: *Saxifraga caespitosa*, *hypnoides*, *Gentiana nivalis*, *Filago Leonopodium*, *Phaca frigida*, *Campanula alpina*, *Aster alpinus* u. a. Zwischen den Ritzen hervorragender Steine in seiner schwarzen Pflanzendecke besessenen sich: *Cherleria fedoides*, *Arenaria multicaulis*, *austriaca*, *liniflora*, *Valeriana faxatilis*, *Potentilla clusiana*, *Saxifraga caspia*, *burseriana*, *Draba pyrenaica*, *Athamania cretensis*, *Veronica faxatilis* u. a. Viele von diesen Alpenpflanzen sind äußerst schön, und manchmal so gut geordnet, daß man davon zu englischen Gärten Muster wählen könnte. *Astrantia major* und *Impatiens noli tangere* geben eine artige Mischung; *Moehringia muscosa* wächst zu vortrefflichen Polstern an. Eine herrliche Gruppe bilden *Carduus eriophorus*, *Gentiana asclepiadea* und *Veratrum album*, oder *Rhododendron ferrugineum* mit *Silene rupestris*. Es mußte außerst interessant seyn, den malerischen Effect zu studiren, den die natürliche Zusammenstellung so niedlicher Gewächse hervorbringt! — Botanische Reise nach einigen Salzburgerischen, kärnthnerischen und tyrolischen Alpen, vom Herausgeber. Sehr lehrnswürdig und für die Pflanzenkunde einer Gegend ergiebig, die nach gerade als die reichste und merkwürdigste innerhalb Deutschland anfangt bekannt zu werden. Hr. Funk, Hr. von Braune und Hr. Benckelat Schmidt lieferten in einigen frühern Jahrgängen dieser Zeitschrift Beschreibungen von Excurtionen, die sie in die Gehirgsgenden Salzburgs gemacht hatten. Dadurch fühlte der Vf. seine schon lang genährte Begierde Alpenpflanzen an ihrem natürlichen Standorte zu pflücken und einzulegen noch stärker aufgeregt. Er unternahm also im Junius 1798 eine Reise nach Salzburg. An den Ufern der Salza fand er *Tamarix germanica*, *Hippophae rhamnoides*, auf dem nahe liegenden Capucinerberg: *Doronicum Heldiastrum*, *Laserpitium Siler*, *prutewicum* u. a. Auf dem pflanzenreichen Untersberg verweilte der Vf. am längsten. Wir führen nur einige der merkwürdigsten Arten zur Probe an. *Linum viscosum*, *Aplemum viride*, *Polypodium rigidum* Hoffm., *Rhododendron Chamacaeae*, *Saxifraga stellaris*, *Ranunculus nivalis*, *Carex sempervirens*, *pendula*, *Campanula alpina*, *Androsace chamacaeae* und *villosa*, welche gegen einander verglichen werden, *Tussilago alpina*, *discolor* und *syloestrix*, *Hieracium sticticifolium*, *Plantago atrata*, als eine von alpina verschiedene Art, *Juncus spadicus*, *Silene quadrifida*, *Pedicularis incarnata*, *rostata* u. a. Auf den Tauern: *Dianthus alpinus*, *Laserpitium simplex*, *Cynosurus sphaerocephalus*, *Rumex digynus*, *Aretia alpina*, *Juncus spadicus*, *Saxifraga aspera*, *biflora*, *caespitosa*, *Arnica*

glacialis, *Artemisia glacialis* und *spicata* (welche letzte der Vf. auch im Salzburgerischen vermuthet) *Aquilegia alpina*, *Juncus nivosus*, *Aconitum verumum*, *tauricum*; *Senecio abrotanifolius* u. a. Die Höhe des Glockner nimmt der Vf. 1600 Klafter über den Klagensfurter Horizont an. Lienz im Pusterthal in Tyrol fand der Vf. bis auf 20 Häuser abgebrannt. Dieses und der theure Preis aller Bedürfnisse beschränkten seine Excurtionen in die umliegenden Alpen auf eine kürzere Zeit als er anfangs dachte. Indessen waren die Acquisitionen nicht unbedeutend. Er berechnet die Anzahl der gesammelten Exemplare auf dieser Reise zu 6000 Stück, darunter Alpen, Schnee- und Eisplanzen (wie *Soldanella alpina*, *Atragene alpina* etc. *Ranunculus nivalis*, *Gentiana nivalis* — *Arnica glacialis*, *Artemisia glacialis*, *Ranunculus glacialis*); einige neu bestimmte Arten (wie *Hieracium piliferum*, *angustifolium*), und sogar eine ganz neue Art *Cynosurus ovatus*. Zum Beschluß seiner interessante mit allen kleinen Nebenumständen 93 S. starken Erzählung theilt der Vf. noch ein paar Kuitelverfe zur Warnung mit:

Wer vom Klockner kommt ohne Fieber,
Vom Tauern ohne lahme Glieder,
Und vom Untersberg mit gesundem Magen,
Der kann von großem Glücke sagen!

Nachtrag zu dem Verzeichnisse der um Regensburg wildwachsenden Pflanzen, vom Hn. Prof. Duval. Den größten Theil des Nachtrags machen die kryptogamischen Gewächse aus. Ihre Anzahl ist beträchtlich (von S. 157 — 183). Dankbar rühmt der Vf. die Hilfe seiner Freunde und den Gebrauch des Hoffmannischen Taschenbuchs, nach welchem durchaus Gattungen und Arten bestimmt sind; unter den letzten bemerken wir: *Gymnostomum microstomum*; *Orthotrichum cupulatum*; *Bryum crispatum*, *pallidum*, *macronulatum*, *stellatum*; *Mnium Politia*; *Hypnum affine*, *extricatum*, *murale*; *Collema tomentosum*, *Umbilicaria hyperborea*; *Cladonia ceranoides*, *molariformis*; *Usnea flaccida*; *Lobaria terebrata*, *radiosa*, *versicolor*, *concolor*; *Verrucaria alba*, *caesia*, *rufa*, *testellata*, *fumosa*, *punctiformis*, *maculiformis*, *Jalicina*, *citrina* u. a. — Ein paar Frühlingsexcurtionen auf die Berge, von Joseph Schmidt, Beneficiat zu Rosenheim. Am letzten April schon *Trollius europaeus* und *Anthyllus vulneraria* blühend zu finden, ist etwas ungewöhnliches. Auf dem Birkenstein, als neuen Beyrag zur bayerischen Flora und Ausbeute einer Wallfahrt zeigte sich Hr. S. zuerst der *Rhamnus palustris*. — Fortsetzung über die Aufkeimungszeit verschiedener Pflanzen, von Ebendenselben. In tabellarischer Form Benennung der Pflanzen, Aufkeimungszeit, Witterung. Aus der Uebersicht dieses Verzeichnisses ergibt sich, daß gerade die meisten und seltensten Samen von einheimischen Gewächsen, insonderheit von Alpenpflanzen, nicht aufkeimer, hingegen manche der gewöhnlichen sogar alte Samen von ausländischen Gewächsen, z. B. *Phyllis nobilis* (der Saame über 6 Jahr alt) gut aufgelaufen

laufen sind. — Neue Versuche, mit verschiedenen Erdarten und andern Stoffen zur Aufnahme des Sauerstoffs, Moos u. dgl., verschiedene Arten der Anfeuchtung mit oxidiertem Wasser, oder oxidiertem Kochsalzsäure, mit Kampher abgeriebener Wasser, unter Einwirkung verschiedener Grade des Lichts und der Gasarten; diese müßten äußerst lehrreich seyn, und auch zur Kenntniß der Gärtner und Pflanzenliebhaber gelangen, wodurch am Ende der gewöhnliche Schlandrian verbessert werden könnte. — Botanische Beobachtungen aus dem akademischen Garten zu Ingolstadt, von Hn. Garnisonsprediger Dullinger. Ganz stattg. Beobachtungen, die um so leichter an ein und dreißig nicht sehr seltenen Pflanzen zu wiederholen sind. Aus der Anzeige botanischer Werke verdient des Herausgebers *Herbarium vivum plantarum rariorum praefertim alpinarum* vor andern einer rühmlichen Erwähnung. Rec. hat davon die erste Centurie vor sich. In aller Rücksicht können wir Liebhabern getrockneter Pflanzen diese Sammlung als einzig in ihrer Art empfehlen. Ein jedes Exemplar kann zum Beleg dienen, wie weit die Kunst des Pflanzeneinlegens dem Herausg. gelungen ist, und in welcher Vollkommenheit überhaupt Pflanzen von aller Art sich aufbewahren lassen. Bey jeder Pflanze liegt ein gedruckter Zettel, welcher den Namen der Pflanze, die Definition in der Kunstsprache, den allgemeinen und speciellen Wohnort, den Tag an welchem und den Namen des Botanikers von welchem die Pflanze gesammelt und dem Herausgeber mitgetheilt worden, enthält.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Hughs: *The view of Hindoostan*. Vol. I. *western Hindoostan*. 263 S., Vol. II. *eastern Hindoostan*. 374 S. 4. 1798. mit Karten, Kupfern und Vignetten.

Der unlängst verstorbene, zumal durch seine berühmten naturhistorischen Werke und Reisen bekannte und verdiente Pennant, hatte zwar schon vor 6 Jahren in seiner Selbstbiographie von der Autorschaft öffentlich Abschied genommen, war aber doch, wie's so geht, durch Zureden guter Freunde etc. nochmals auf die schriftstellerische Bahn zurück gebracht, und dahin vermoht worden, die beiden Bände, die wir anzeigen, ans Licht zu stellen, die, wie er sagt, das XIV und XV. Vol. seines handschriftlichen Umrisses der Erdkunde (*out-lines of the globe*) ausmachen. Das Buch selbst ist ungefähr in der Manier, wie im vorigen Jahrhundert die Dapper'schen, oder im jetzigen die Salmon'schen Länderbeschreibungen abgefaßt, und enthält, so wie diese Sammlungen, einzelne aus Reisebeschreibungen, Topographien etc. zusammengelesene, ziemlich allgemein interessante historische, geographische, naturhistorische und artistische Merkwürdigkeiten, theils auch kleine Anekdoten u. dgl. Verhehrt sich aber, daß Hr. P. sein Werk nach einem andern Plan als jene angelegt,

auch größtentheils aus reinern Quellen geschöpft und alles weit besser dargestellt hat. Freylich sind auch jene Quellen meist die allgemein bekannten della Valle, Thavenot, Tavernier, Bernier, Hamiltou, Gräfe, Ives, Orme, Craufurd, Dirom, Hodges, Rennell, Sr. Wm. Jones, Th. Maurice etc. Allerdings aber sind auch mitunter sehr seltene und klassische Werke benutzt, wie namentlich AbulFaz's Ayeen Akbery u. a. m. Einen beträchtlichen Theil des Ganzen füllen die Bruchstücke aus der Geschichte der brittischen Kriege und Eroberungen in Indien. In ein genaues Detail geht der VI. nicht. *It is foreign*, sagt er, *to the plan of out-line to enter into minutiae*. Seine Ordnung ist geographisch. Er geht im ersten Bande vom Indus aus, dann an der Westküste der Halbinsel herab, beyläufig nach den Lackediven, Maldiven und besonders nach Ceilan, und so im zweyten Bande östlich hinauf bis Tibet. — Zuerst die Kenntnisse der Alten von Indien: ihr Handel dahin. — Herodot's Erzählung von den colossalischen Aeseinen, in deren Haufen Gold gefunden werde, deutet er (äußerst unwahrscheinlich) auf die Termiten. (Ungleich scharfsinniger hat Hr. Gr. von Veltheim jene Sage interpretirt). — Alexander's Züge nach Indien. Auch Nezami, ein persischer Dichter im XII. Jahrhundert, fuhr in seiner Geschichte Alexander's unter den indischen Producten den vornehmsten dertigen Stahl an. Vom Porus sagt er, er habe 2000 Elephanten ins Feld gestellt, die aber durch einen Anschlag des Aristoteles, der Alexander's Secretär gewesen, zerstreut und in die Flucht gejagt worden seyn. — Tamerlan heist in Indien nur der verwüstende und der verschlingende Fürst. — Um Surate wird noch Weizen gebaut; aber jenseits des 20.° der Br. gedeiht er nicht mehr. — Wie der unerfütliche habgütliche General Matthews beym Abzug aus Bednore sogar die Bambusrohre seines Palankins heimlich mit Pagoden gefüllt habe. — Wie Mangalore von Tipoo Sultan mit Steinblöcken bombardirt worden, die eine mörderliche Niederlage unter der englischen Besatzung angerichtet. — Nun dann eine Menge zusammengestellte Notizen von d. Naturproducten und Handelswaren von dieser indischen Küste; so wie von den Lackediven, Maldiven und Ceilan — auch biographische Nachrichten von Tavernier, Knox, Corriat, dem um die indische Zoologie verdienten J. Gid. Lottin, und dem Commodore Sr. W. Jones, einem braven Seeofficier, der sich zumal in den für die englischen dortigen Besitzungen so entscheidenden fünfzig Jahren sehr ausgezeichnet hat.

Im zweyten Bande erst von der Perlenfischerey. — Benj. Robins, der große Mathematiker und Koderator der unter Walter's Namen herausgegebenen Beschreibung von Anson's Reise um die Welt, starb 1751 zu Madras an einer Indigestion von Aufstern. — Hyder habe dem Nabob von Arcot einen Tiger geschenkt, 18 Fufs lang, das sey 3 Fufs länger als je einer vorher gesehen worden. — Die undurchdringlichen Hecken, die von den Indianern zu Verschau-

zungen und zur Vertheidigung der Festungen angelegt werden, bestehen zumal aus Weinpalmen und Bambusrohr, die mit flächlichen dornigten Buschwerk von Mimosen, Guilandinen, Zannwinden, Rottang, besonders aber mit einigen Euphorbiarten durchwachsen sind, deren ätzender milchlicher Saft die Haut von Menschen und Pferden wund frisst. Die zumal durch den patriotischen Bifer der Bar-Banks beförderten wichtigen Verpflanzungen nutzbarer Gewächse nach den britischen Indien. So z. B. Maulbeerpflanzungen zur Seidenzucht, der Papierpaulboerbaum, Muskatellerwein, Mangostian, Cacao, Camphor, *Sarcus coccinifer* aus Brasilien etc. Die Cocchenille wird nun in Indien häufig gezogen und zur Firnisley verwandt. — Die Ilitte steigt im Innern von Corpatie zu Zeiten auf 136° und darüber. — Bey Golconda von den Diamanten; besonders auch von dem nach seinem Besitzer, dem ehemaligen Gouverneur vom Port St. George, Th. Pitt, benannten berühmten großen Stein. Roh wog er 419 Karat, nach der Brillantirung = 135, ihn zu schneiden kostete 4500 Pf. St., allein das dazu verbrauchte Diamantboord = 1400 Pf. Die abgelschnittenen Stücke waren 8000 Pf. werth. Der Herzog Regent bezahlte den Stein mit 135000 Pf. — Man müßte dreyerley Arten von Crocodilen unterscheiden, den gemeinen ostindischen (der dem Microcodil am nächsten kommt); dann den Gayal mit dem Ganselschnabel; und drittens einen kleinern, der nie über 12 Fufs lang werde, dessen Kopf und Hals halb so lang seyen als der Leib, und einen ungeheuern Rachen habe, mit zwey Vorderzähnen im Unterkiefer, die in ein paar Oeffnungen des Oberkiefers passen; dieser letztere fälle nie Menschen an, und werde auch nie im Ganges gefunden. — Es kommen jährlich einige Millionen Pfunde Salpeter aus Indien, zumal aus Bahar nach Europa, und doch geht noch zweymal so viel von dort nach China u. a. benachbarte Reiche, größtentheils zur Feuerwerkerey. — Opium und Tabak. — Auch P. ist der Meynung, daß letzter erst durch die Portugiesen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Ostindien gebracht worden sey. — Der berühmte indische Hanf, den die Malayen nur das Narrenkraut (*Jingi*) nennen, Man raucht

ihn nicht nur wie Tabak, sondern braucht auch ein Opium ähnliches Extract davon. — Ueber die noch jetzt überaus vortheilhafte Benutzung der Elephanten zum Transport bey den Armeen in Indien. — Mit schweren Kosten, lassen die dortigen Engländer ganze Koppel Jagdhunde aus ihrem Vaterlande kommen, die doch meist in wenigen Wochen nach ihrer Ankunft an einer Leberkrankheit sterben. — Die Raupe der indischen *Phalaena ricini* giebt eine grobe, aber sehr feste und nutzbare Seide. — Nun noch altherhand von den beiden großen Strömen, dem Ganges und dem Burranpooter, vom China und der Regierung in Bengalen, von den indischen Kasten, vom Selbstverbrennen der Wittwen, von Nepal und Tibet, und vom Dalaillama — größtentheils ziemlich bekannte Dinge, und manches, worüber man von einem so fleißigen Zoologen wohl am ersten einigen nähern Aufschluß erwartet hätte, wie z. B. nähere Bestimmung der wegen ihres Giftes so berüchelten *Cobra mamiila*, und der Schabe oder Ziegen, welche die Shaulwolle geben etc., ist auch hier unbeantwortet geblieben. — Doch dies kann dem V. weniger zu einem Vorwurf gereichen, als daß er noch an die verneinte Verwandlung der *Rana paradoxo* in Fische glaubt, und das köstliche Algeholz oder *Lign. calamagae* mit der officinellen *Columbo* wurzel verwechselt etc. — Ausser einer Generalkarte von Indien stellen die übrigen Kupfer verschiedene Aufsichten, Trachten, ein paar Vögel, Seeschlangen (diese aus Vosmaers Monographie) und einige Pflanzen vor.

REGENSBURG, in der Montag- und Weisfischen Buchh.: *Commentar über Hn. Professors Beckmann's Lehrbuch der Landwirthschaft*, ein Handbuch für Jedermann. Neue unveränderte Auflage. 1799. VIII u. 785 S. 8. (2 Rthlr.)

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn-, Fest- und Feiertagsangelegenheiten*. Herausgegeben von D. J. H. Rau. Dritter Band; viertes Stück. 1799. 8 Bog. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 119.)

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTL. Bawenth, b. Lübeck's Erben: *Schrecken-Pomona (Vertumni) für Jertze und Köche*, von M. T. C. Elbowt. Erstes Heftchen, mit drey nach der Natur gemalten Kupfern. (Auch unter dem Titel: *Die giftigen und schmerzhaften Schwärme Deutschlands genau entzigt beschrieben*.) 1797. 78 S. kl. 8. — An den Abbildungen in verjüngtem

Maasstabe und den Beschreibungen, wäre nach der Absicht des Vfs. nichts auszusetzen. Da er nicht für wissenschaftliche Kenner, sondern für Aerzte und Köche das Ganze bestimmt hat, dessen Vermeidung zu wünschen und auch leicht zu hoffen ist; so ändern wir eine böhmische Kritik hier nicht anwendbar.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 21. October 1799.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Klopstock's Werke*. - Erster Band. Oden. Erster Band. 1798. Prachtausgabe in groß Quart. 311 S. mit einem Titelkupfer nach Schnorr von John gestochen.

Ebendieselben: in groß Octav. 1798. Erster Band. Oden. 1 B. 331 S.

Lange schon mußte der vaterländisch gefinnete Deutsche wünschen, daß dem erhabenen unferer Dichter endlich einmal ein seiner Muse würdiges typographisches Monument gesetzt werden möchte; dem Dichter, der zuerst den pindarischen Flug in der Ode wagte, und wie der thebanische Sänger darin einzig und unnachahmlich blieb; dem Schöpfer einer Epöee, in der die Originalität Homers, die edle Sprache Virgil's, und die moralische und religiöse Würde Milton's sich vereinigen, und welcher keine der neuern Nationen ein Werk entgegenstellen kann, was ihr den Vorrang streitig machte; dem ersten Bildner des höhern kühnern poetischen Ausdrucks unserer Sprache, der ihr zuerst einen Reichthum schöner Compositionen anstufte, und sie den freym Schwingen der Wortfolge lehrte; dem Urheber und Vollender des epischen Hexameters im Deutschen, dem glücklichsten Nachbilder der lyrischen Sylbennuße der Griechen, der sie mit einer Menge von ihm selbst erfundener vom erhabenen, und schönsten Rhythmus vermehrte; und der doch nie den Kreis der Bildsamkeit, nie die Regel der Bewegung, welche Analogie und Klarheit ihr vorzeichneten, übertrat. Lange sah Deutschland, noch immer mehr fruchtbare als dankbare Mutter großer Geister, gleichgültig zu, daß die Messias, daß die erhabenen, geistvollsten, gefühltesten Oden und Lieder anders nicht als in schlechten Abdrücken, gelesen werden konnten. Zwar veranstaltete der sel. Bod. von den Oden einen schöneren Druck; zwar unterstützte die Nation den Dichter so weit, um selbst eine neue Ausgabe der Messias besorgen zu können, die, wenn auch keinesweges prächtig, doch in reiner und gefälliger Gestalt erschien, und hauptsächlich durch Correction des Drucks sich empfahl; da die letzten Hemmerdichschen Editionen sogar durch hässliche Druckfehler geschändet waren. Aber diß alles war nicht hinreichend den edlern Theil deutscher Nation zu befriedigen, für welchen allein Klopstock gedichtet hat, von dem er allein gefühlt und verstanden werden kann; war nicht hinlänglich den an

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

bessere Typographie verwöhnten Ausländer zum Studium des großen Dichters in seiner eigenthümlichen Sprache einzuladen, der zwar mehrmals übersetzt, aber nur um desto leichter verkannt zu werden, übersetzt wurde, und mehr als irgend ein Originaldichter unübersetzbar, entweder gar nicht, oder in seiner Sprache gelesen werden will. Wer die Schwierigkeiten prächtiger Ausgaben in Deutschland kennt, wird, da ihr Succes mehr von der größern Anzahl, als von der intensiven Kraft der Unterzeichner abhängt, nicht bloß edle Kühnheit, sondern patriotischen Aufopferungsgeist an Hn. Göschen bewundern, der es endlich unternahm, Klopstock's Werke durch ein ihnen anständiges Gewand zu ehren, wird dem ehrwürdigen Veteran Glück wünschen, daß er diesen so lang entbehrten Krauz seiner unsterblichen Verdienste noch selbst sah.

Die Oden sind in dieser Ausgabe nach der Zeitfolge geordnet; und der erste Band enthält die vom Jahre 1747 — 1772 gedichteten. In den schon ehemals gedruckten fand sich zwar nur zu sparsamen Verbesserungen Gelegenheit, aber diese wenigen sind zur Vollendung der Stellen, wo sie sich finden, desto willkommener. Fremde Worte, so selten sie auch dieser von Anfang an für Reinheit und Gedeihenheit unserer Sprache besorgte Dichter brauchte, sind hier und da, wo sie noch vorkamen, mit ächtdutschen glücklich vertauscht. Im fünften Liede der Ode Wingolf, sagte der Dichter von den Schatten der Freunde:

Verdeckt dem Auge, welches der Genius
Nicht scharft, siehst du sie, feelenvolles
Trennes poetischer Auge du nur.

Jetzt lautet die letzte Zeile:

Ahndendes Auge des Dichters du nur.

Eben so in den *Fragen* steht jetzt am Schluß der dritten Strophe:

Wurde zum Dichter nur Er geboren?

Statt des ehemaligen:

Wurde nur er ein Poet geboren?

Die Elegie: die *künftige Geliebte* hat außer mehreren metrischen und grammatischen Verbesserungen folgende schöne Lesart gewonnen:

Eile nicht so, damit nicht vom Dorn der verpflanzten
Röte

Blüte, wenn du so eilst, dein zu Büchiger Fuß,
Aa

Da

Du mit zu starken Zügen den Duft des Lenzes nicht
trinkest,
Und um den blühenden Mund sanfter die Lüfte
nur wehn.

Richtiger gesagt und gedacht als vorher:

Eile nicht so, damit kein Dorn der verpflanzten Rose
Deinen zu blühenden Kufs, wenn du eilest, verletz,
Dafs kein schädlicher Duft des werdenden Frühlings
dich anhaucht,
Dafs sich dem blühenden Mund reiuere Lüfte nur
nahn.

In der herrlichen Ode: *Bardale*, dritten Strophe:.

Aber tritt er daher welcher erhabner ist
Als die Greife des Hains, kommt er der Erde Gott.

ist der Doppelsinn, den die Metapher *Greife des Hains*
zulieft, glücklich also vermieden:

Aber tritt er daher, der wie der wachsende
Ahorn, schlank sich erhebt, kommt er der Erde Gott.

Eben daselbst, Kleiner metrischer Verbesserungen
nicht zu gedenken, hat die neue Ausgabe:

Auge wem gleich' ich dich?
Bist du Blüme der Luft, wenn sie der Abendstern.
Sanft mit Golde beschimmert?
Oder gleichst du jenem Bach
Der dem Quell kaum entfloß? Schöner erblickte nie
Seine Rosen der Busch! heiler ich selbst mich nie.
Im Kräfte des Flusses
Niederschwankend am Frühlingsprofs.

Wo es vorher weniger poetisch, und mit Wiederho-
lung eines so eben schon gebrauchten Worts lautete:.

Heller ich selber nie
Mich in einem der Bäche.

In der Ode an Friedrich den Fünften schließt die ach-
te Strophe, jetzt kräftiger und sinnvoller:.

Die der Muse sich weihn, welche mit stiller Kraft
Handelnd, edler die Seele macht.

als nach der alten Lesart:

Die der Muse sich weihn, welche das weiche Herz
Tugendhafter und edler macht.

In dem köstlichen Rheinweinliede begann die achte
Strophe:

Freund laß die Laub' uns schliefen, der Lebensduft.
Verfrömet sonst:

Statt der *Laub*, welche nach unform jetzigen Sprach-
gebrauch eine Anlage ist, die nicht geschlossen wer-
den kann, ist nun schicklicher die *Halle* gesetzt. Und
wie viel hat die Stelle:.

Noch viel Verdienst ist übrig. Auf hab' es nur;
Die Weis wird's kennen. Aber das edelste.

ist Tagend. Meisterwerke werden
Sicher unsterblich; die Tugend selten.
Allein sie soll auch dieser Unsterblichkeit
Nur wenig achten;

an Wahrheit und Bestimmtheit des edeln Gedankens.
gewonnen, indem die letzten Verse nun lauten:

Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können.

In der zehnten Strophe der Ode für den König:.

Reines Herzens, das seyn, es ist die letzte
Steifste Höhe von dem was Weis' erkennen
Weis're thaten. Der Zufall
Selber des Engels belohnt nicht ganz.
Einen König der Gott sein Herz geweiht hat.
Raum gebühren wird ihm das Kind schon lassen.
Und geschaffen vor Eden
Sieht ihn der Seraph, und nennt ihn vor Gott.

hat der letzte Gedanke mehr poetischen Glanz er-
halten:.

Haum vom Tage bestrahlt laßt's Kind von ihm schon
Und' englimmender Sonnen
Seher, erselösender nennt ihn vor Gott.

Eine solche Verbesserung läßt die kleine Härte in
der Zusammenstellung der Worte: *bestrahlt laßt's*
Kind leicht überschn.

In der Ode: *Kaiser Heinrich*, hat die Strophe:.

Schnell Fluß, und Strom schnell, stürzen, am Eichen-
stamm
In deinem Schatten, Palme, zwei Quellen fort
Nicht mit der Rechte schöpft der Dichter
Feuriger leckt er die Silberquellen.

folgende Abänderung der beiden letzten Verse:.

Ihr seht die reinen tiefen Quellen;
Sehet der Dichtenden Grundanlagen;

und zugleich den Zusatz nachstehender Strophe er-
halten:.

Weich, Ungeweiht! Deinem zu trüben Blick
Ist überfliehet Schönheit im Anbeginn;
Bald rieft sie nicht mehr als Quelle,
Gießt in Gesäße sich, reißt das Herz fort.

Außer den in der vom Bode 1771 veranstalteten und
1787 zu Leipzig, bey Göschen in kleinerem Format
wiederholten Ausgabe, enthält dieser Band noch fol-
gende, sonst nur noch hie und da einzeln gedruckte
Stücke. *Säulen und Petrarca und Laura*, zwey Elee-
gien, von edeln Gefühlen der Liebe überfließend.
Der Abschied voll ruhender Ahdungen des ewigen
Lebens. *Die Stunden der Weisheit*, der Dichter des
Messias verbittet sich in den einsamen Abendstunden
jede zudringliche Gesellschaft, jede Gespräche fremden
In-

Inhalts: nur vom Weltgerichte oder seiner erhabenen Schwester soll sein Freund Schmeicheln sich mit ihm unterreden. *An Gott*, ein majestätischer Hymnus, der in sehnsuchtsvolle Wünsche nach glücklicher Liebe ausströmt. Er war nicht fürs Publicum geschrieben, und wurde nach einer sehr unrichtigen Abschrift 1752 ohne des Dichters Erlaubniß gedruckt. Die Braut. Ein Hochzeitgesang, in welchem der Dichter seinen Voratz einmal im Tone Anakreon's oder Hagedorn's zu singen beschreibt, und von Urania seiner Muse zurückgerufen, in ernste Gedanken übergeht. *Der Verwandte*. Die Ode singt die wiederkehrende Ruhe nach den Schmerzen einer unbelohnten, und die Hoffnung einer glücklichen Liebe. *Das Rosenband*. Dieses süße Lied ist nach einer bekannten schönen Melodie, seit dem es im Musenalmach nach erschien, von tausend Lippen gesungen worden. *Der Selige*. Das große Thema dieses kurzen Hymnus ist, daß Seligkeit nie nieden nicht, nur im Anschauen Gottes zu finden sey. *Der Kamin*. Dieses herrliche Stück, zu dessen äußerer Anlage Horaz's *Beatus ille qui proci negotiis* dem Dichter die Idee gab, das aber übrigens dem Gegenstande sowohl als der Bearbeitung nach, völlig original ist, stand schon in seiner Abhandlung über deutsche Sprache und Dichtkunst; welche durch die abschreckende neoOrthographie weniger, als sie verdiente, bekannt geworden. Wir setzen es ganz her; welchem Freund der Dichtkunst sollte nicht schon ein einziges solches Stück nach einer Sammlung begierig machen, die dergleichen so viele enthält!

„Wenn der Morgen in dem May mit der Blüthen

Erstem Geruch erwacht,

So begrüßet ihn entsaft vom behauten

Zweige des Waldes Lied;

So empfindet, wer in Hütten an dem Walde

Wohnet, wie schön du bist,

Natur! Jugendlich heilt sich des Greises

Blick, und dankt! Jauher freut

Sich der Jüngling; er verläßt mit des Rehes

Leichterem Sprung den Busch,

Und erstigt bald den erhöhten Hügel,

Seher, und schau' umher,

Wie der Wecker mit dem rühlichen Fuß

Auf die Gebirge tritt,

Und den Frühling um sich her durch's Wald Wehn'

Der frühen Luft sanft bewegt.

Wenn der Morgen des Decembers in des Frostes

Düsten erwacht, und glänzt,

So begrüßet ihn mit Hüpfen von dem Silber-

Zweige der Sänger Volk,

Und erinnert für den künftigen May

Neue Gesänge sich,

So empfindet wer in Hütten auf dem Lande

Wohnet, wie schön du bist

Natur! Munter erhebt sich des gestürzten

Greises Blick! mehr noch süßt.

Sich der Jüngling; er enteilt mit des Rehes

Leichterem Sprung dem Herd,

Und im Laufe zum besternten Landsee

Blickt er umher und sieht,

Wie der Wecker mit dem rühlichen Fuß

Halb im Gewölke steht,

Und der Winter um sich her das Gefilde

Sanft schimmernd bedeckt und schweigt,

O ihr Freuden des Decembers! Er ruft

Säume nicht, besitz den See,

Und bedrückt sich mit Stahl den Fuß.

Ein Sadler, sein Freund, verließ

Den Kamin früh. Er entdeckte von dem hohen

Rofs in der Ferne schon

Den Landmann, wie er schwebt, und den Trübsal

Hinter sich tönen läßt

O ihr Freuden des Decembers! So ruft

Der Sädler nun auch und springt,

Von dem Rofs, das in Wolken des Dampfs

Steht, und die Mähne senkt.

Jetzt legt auch die Beßigung des Stahls

Der Sädler sich an, und reißt

Durch die Schiffe sich hervor. Sie entschwingen

Pfeilen im Fluge gleich.

Sich dem Ufer. Wie der schnellende Bogen

Hinter dem Pfeil erdruht

So ertönt des ertörte Gewässer

Hinter den liegenden.

Mit Gefühle der Gesundheit durchströmt

Die frohe Bewegung sie,

Da die Kühlungen der reinen Luft

Ihr eilendes Blut durchwehnt,

Und die zarteste des Nervengewebes

Gleichgewicht halten hilft.

Unermüdet von dem süßigen Tanze

Schweben sie Tage lang!

Und musklos gefüllt er. Wenn am Abend

Rauchender Winterkuhl

Sie geleitet hat, so verlassen sie schnell

Die sinkende Glut des Herd's,

Und beselen sich die Ferse, die Ruh

Der schimmernden Mitternacht

Durch die Freuden des gewagten Laufs

Zu stören. Sie eilen hin

Und verlassen, wer noch jetzt bey dem Schmauß

Weilet und schlummernd gahnt.

Die gesünderen und froheren wünschet

Der kennende Zeichner sich,

Und vertrauete das gelohnte Modell

Gern mit dem freyeren.

Da der Weichling Behager so gesprochen,

Gürtet er fester noch

Sein Rauchwerk! Und die Flamme des Kamins

Schwinget noch larmender

In dem neuen Gehölze sich empor!

AA 2-

Dicker und höher steigt.
 Aus der vollen unermesslichen Schale
 Duftend von weissem Rack
 Der Punschdampf! An des schwatzenden Stahlen
 Naget indess der Rost.

Unter den fünf folgenden, die diesen Band beschließen, hebt sich die Ode: der *Unterschied*, durch die dichterische Behandlung der Frage: ob Erfindung in der Dichtkunst oder Bemerkung in der Wissenschaft den Vorzug verdiene, am meisten hervor.

LITERATURGESCHICHTE.

BRÜSSEL, b. Floe: *Recherches historiques littéraires et critiques sur l'origine de l'imprimerie particulièrement sur ses premiers établissements au XVI^{me} siècle dans la Belgique maintenant réunie à la république française; ornées des portraits et des ecussons des premiers imprimeurs belges, par le Citoyen P. Lambinet. Vendeur, au VII de l'ère française. (1798.) XVI. und 500 S.*

Von dem Vf. wissen wir nichts mehr, als was er von sich selber sagt, daß er seit 1772 durch Unterricht, hauptsächlich in der Literatur, sich um sein Vaterland verdient zu machen gesucht hat. Bey seinen Buche wurde er durch die literarischen Sammlungen verschiedener Buchhändler und Liebhaber in Belgien unterstützt. Der Krieg hat also noch nicht alle literarische Schätze zerstört, noch viel weniger den Geschmack an Untersuchungen, die sich auf die Literar. Geschichte beziehen, in Belgien erstickt. Wer wird sich nicht über eine solche Erscheinung freuen?

Sollte der Vf. auch nichts neues über die Erfindung der Buchdruckerkunst gesagt haben, so gehört er doch zu den Besten, die darüber geschrieben. Er ist nicht ein bloßer Literator; sondern er hat sich von der Schriftgießerey und Buchdruckerrey deutliche Ideen verschafft, ehe er es gewagt hat, ihre Geschichte zu schreiben, ein Vorzug, worin er, wir möchten wohl sagen, die meisten seiner Vorgänger übertrifft. Er hat auch außer Belgien zu Paris Strassburg und Mainz Bibliotheken zu seiner Absicht besichtigt, und kennt die neuesten Werke, die darüber geschrieben sind. Gutenberg ist auch ihm der Erfinder, der nach einigen fruchtlosen Versuchen in Strassburg, seit seiner Rückkunft in Mainz 1445 mit Hülfe Schöffers, der eine bessere Methode Typen zu gießen entdeckte, diese herrliche Kunst zu Stande brachte, und zuerst den Pfalter 1457 druckte. Frühere Producte ihrer Presse laugnet der Vf. wie Rec. glaubet ohne

Grund. Rec. hat, andere Gründe zu geschweigen, einen Indulgenz-Brief von 1455 vor Augen, worin die Zahl ganz gedruckt ist, und berichtigt damit die bisherige Angabe, daß das älteste gedruckte Datum von 1457 sey. Ueber die in Mainz gedruckten Bücher, die Verbreitung der Kunst in andern Ländern, die Seltenheit und den hohen Preis der Manuscripte um die Zeit als die Druckerey aufkam, und den bald nachher gesunkenen Werth derselben, vergleichen über die Typen, Abbreviaturen, Cusoden, Signaturen u. s. f. der Bücher aus dem 15ten Jahrhundert werden sehr gute Bemerkungen mitgetheilt. In dem Resultat, das der Vf. aus seinen Untersuchungen zieht, wird behauptet, S. 458., daß *Pet. Schöffer* der eigentliche Erfinder der Buchdruckerkunst sey. Da er aber selbst zugegeben hatte, S. 126. daß Schöffer nur eine bessere Methode die Typen zusammenzusetzen erfunden habe; so gebührt diesem keine andere Ehre als die, die Kunst vollendet zu haben. Wenn man das Wesentliche der Kunst in den Gebrauch der beweglichen Lettern setzer; so ist kein anderer als Gutenberg der Erfinder, und das dieses von ihm zu Strassburg geschehen sey, wird S. 114. zugegeben. Es scheint daher nicht wahrscheinlich, daß Gutenberg nach seiner Zurückkunft in Mainz noch ganze Tafeln mit Schrift eingeschnitten habe, wie S. 122. behauptet wird.

Was von der Buchdruckerkunst überhaupt gesagt wird, dienet zu einer Einleitung, zu den sehr schätzbaren Nachrichten von den ältesten Druckereyen in Belgien. Johann de Westphalia druckte das erste Buch zu Löwen 1473. Alost, Brüssel, Brügge, Antwerpen, Gent und Oudenarde, sind die übrigen Städte in Belgien, wo schon im 15ten Jahrhundert Bücher gedruckt sind. Die Meynung, daß Martens zu Alost den Anfang gemacht habe, wird sehr bündig widerlegt. Aus Löwen brachten die Geistlichen vom gemeinen oder gemeinschaftlichen Leben (*Freres de la vie commune*) die Kunst nach Brüssel, und dies veranlaßt den Vf., von diesen Geistlichen zu handeln. Da der gelehrte Vf. die Bücher größtentheils nach eigener Ansicht beschreibet; so kann man sich auf seine Aussagen verlassen, und sie zur Berichtigung und Ergänzung der Panzerischen *Annal. typogr.* anwenden. Er scheint dieses wichtige Werk nur dem Titel nach zu kennen. Denn sonst würde er es wohl nicht für Maittaire *Annal.* mit den Supplementen von Denis gehalten, und in der Beschreibung der alten Drucke bisweilen citiren, und z. B. bey dem S. 420. angeführtem *libell. de modo confitendi ac poenitendi* gesagt haben, daß es bey Panzer fehle.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 22. October 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

FRANKFURT A. M., b. Varrentrapp, und Wenner:
Sam. Thom. Summerring *icones embryonum huma-*
norum. 1799. 10 S. Royalfolio. (6 Rthl.)

Der Vf. liefert hier auf zwey Kupfertafeln und zwey Vignetten einen splendiden Nachtrag zu William Hunter's schönen Tafeln von den Embryonen des vierten Monats bis zur völligen Reife. Diese Ergänzungsidee mag auch das ungeheure und unbequeme Format des größten Folio veranlaßt haben, da Hunter's Tafeln eben so edirt sind. Die Hauptidee unsers Vfs. geht nächst dem Nutzen, welchen seine Tafeln für den Physiologen und Geburtshelfer leisten müssen, auch darauf hinaus, zu zeigen, was eigentlich Regelmäßigkeit und Schönheit des Körpers in diesen frühern Perioden des menschlichen Lebens sey; da, wie er sehr richtig bemerkt, im Zustande des Embryos, so wie im kindlichen Alter, im allgemeinen doch eine andere Norm der Schönheit statt finden müsse, als bey Erwachsenen. Er hat daher mit großer und dankenswerther Sorgfalt, unter seiner eigenen zahlreichen Sammlung, von Embryonen sowohl, als auch im Cassel'schen Museum u. s. w. die schönsten Muster zu den Figuren der hier gelieferten Tafeln ausgesucht, um dadurch auch zugleich dem so gewöhnlichen Vorurtheile der Layen abzuhelfen, von welchen er so oft, selbst wenn sie geschmackvolle Künstler waren, hören mußte, daß doch die neugebornen Kinder immer sehr abschreckend anzusehen seyen. Dieses falsche ungestaltete Ansehen hält der Vf. für Krankheit oder Mißbildung und glaubt sich dazu um so eher berechtiget, als er die schon von andern gemachte Erfahrung völlig bestätigt gefunden hat: daß nämlich vorzüglich unter den sehr jungen Embryonen die meisten ungestalteten und Mißgeburten sich finden; so daß *Autenrieth* sogar glaubt, die Natur bediene sich dieses kürzesten Weges, des Abortus nämlich, um die menschliche Gestalt in ihrer angeborenen Reinheit zu erhalten. Auch die Bemerkung findet unser Vf. durch seine Erfahrung bestätigt, daß unter Mißgeburten immer sich mehr weibliche als männliche finden. Nachdem der Vf. zuerst die besten Abbildungen von Embryonen angeführt, dann die Ursachen, welche ihn zur Herausgabe dieser Tafeln bewogen, auseinandergelegt, und die Art, wie er bey der Wahl, Stellung und Abbildung der Embryonen zu Werke ging, an-

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

gegeben hat, fügt er zuletzt noch einige nicht unwichtige Bemerkungen über die allmähliche Ausbildung der verschiedenen Theile des Foetus hinzu. Obgleich verhältnismäßig das Wachstum in der frühesten Periode nach der Entstehung am stärksten sey; so gebe es doch nicht gleichmäßigen Schrittes fort, sondern halte im zweyten Monate etwas an, sey im dritten schneller und werde im vierten wieder langsamer, nach der Mitte des vierten Monats bis zum sechsten wieder schneller. Je jünger der Embryo desto größer und dicker die ihn umgebende Hülle. Der Kopf beständig vorn übergebogen, und in der frühesten Periode größer als der ganze übrige Körper. Die Fellentheile des Schläfenbeins in den ersten Monaten verhältnismäßig sehr groß. Der Hals breiter aber sehr kurz; so daß er in den zwey ersten Monaten fast gar nicht da zu seyn scheint. Der Steißhöcker (*tuber coccygium*) in den ersten zwey Monaten sehr hervorragend, mit dem dritten, wo die untern Gliedmaßen sich verlängern, allmählich schwindend. Die Augen in den ersten Monaten nach Verhältniß sehr groß und deutlich; vor dem zweyten Monate die Augenlider entweder wirklich geöffnet, oder vielleicht so dünn, daß der Augapfel mit seinem schwarzen Pigmente deutlich durchscheint; das letztere ist wohl das wahrscheinlichste. Nach der zehnten Woche seyen die Augenlider immer fest geschlossen. Die Gestalt des äußern Ohres, wenn auch schon alle einzelnen Theile desselben zu unterscheiden sind, doch sehr von der des Erwachsenen verschieden. Das männliche Glied je jünger der Embryo desto weniger an seiner Eichel bedeckt. Nirgends habe der Vf. bemerkt gefunden, was doch sehr wichtig sey, daß man nämlich an den Embryonen auch außer den Zeugungstheilen das Geschlecht schon genau unterscheiden könne. Vorzüglich sey der Unterschied in der Bildung der Brust unverkennbar, bey dem männlichen Embryo nämlich sey die Brust länger, kegelförmig mit dicken Rippen versehen, und verhältnismäßig zum Bauche und Becken, weit mehr vorragend. Bey dem weiblichen Embryo hingegen nicht allein kürzer sondern auch bis zur vierten Rippe breiter, unten aber enger, weniger kegelförmig, weniger vorragend, weiter vom Becken abtendend. Der Bauch fange bey den weiblichen Embryonen viel höher an, rage aber auch so hervor, daß er wie ein Sack gegen die Zeugungstheile hinhänge. Selbst bey den kleinsten Embryonen sey der Unterschied allmählich einermassen, oft aber außerordentlich bemerkbar. Auch im Kopfe findet der Vf. eine Geschlechtsver-

Bb

sch-

schiedenheit, denn im männlichen Embryo ist derselbe überhaupt größer aber weniger gerundet, am Hinterhaupte mehr vorkiehend und an der Scheitel etwas platt; der Nacken etwas ausgehullet. Bey den weiblichen Embryonen hingegen ist der Kopf weniger groß, mehr gerundet, das Hinterhaupte kaum vorkiehend, die Scheitel mehr gewölbt, der Nacken aber weniger ausgehullet oder eingebogen, als bey den männlichen. Selbst die Gliedmaßen zeigen einige Verschiedenheit, bey den männlichen sind die obern namentlich etwas länger, die Schulterblätter stärker, die Schultern selbst kegelförmiger, die Vorderarme fleischiger, die Fingerpitzen rumpfer. Bey den weiblichen die Schultern mehr walzenförmig, die Vorderarme schlanker, die Handwurzel schmaler u. s. w. Die untern Gliedmaßen bey den weiblichen Embryonen oben am dicksten, gegen das Knie kegelförmig abnehmend, an den Fäßen die Knöchel und Ferlen nicht so hervorkiehend, die große Zehe in der Größe weniger gegen die übrigen absteckend, als bey männlichen Embryonen. Noch einen neuen Geschlechtsunterschied findet der Vf. in der Wirbelsäule, wo nämlich bey den Knäbchen die Darmfortsätze der untern Rücken- und der Lendenwirbel mehr hervorragend sind und gleichsam ein ablaufendes Joch bilden, dahingegen bey den Mädchen diese Stelle offenbar sanft eingebogen ist. Noch giebt der Vf. einige kurze Winke über die schon früh aus der Bildung des Körpers zu erkennenden Anlagen des Geistes und Charakters, welche aber nicht weiter ausgeführt werden; wozu freylich auch jetzt noch nicht Beobachtungen genug vorhanden sind. So viel von dem physiologischen Werthe des vorliegenden Werkes. Was die Kupfertafeln betrifft, deren gerätere Erklärung mit eingestreuten Bemerkungen nun folgt; so sind dieselben nach *Koeks* Zeichnungen von verschiedenen Meistern gestochen; die erste nämlich von den Gebrüdern *Klauber*, die zweyte von *Hiltmann*, die Vignetten von *Neubauer*. Die erste Tafel ist sauber und doch kräftig, sie enthält sechzehn theils männliche theils weibliche Embryonen Abbildungen, wovon jedoch Rec. nicht alle als Muster der schönsten Form ausstellen würde; so ist z. B. die zehnte Figur minder gefällig als die übrigen, obgleich dieselbe den männlichen Charakter in der Schulter, in den Rippen, dem Hinterhaupte u. s. w. gut ausdrückt, weswegen der Vf. sie wohl ausgewählt haben mag. Zu loben ist, daß alle Figuren ihre ursprüngliche Lage, wie sie in der Gebärmutter Rath fand, bezeichnen haben. Alle sind von der Seite gerichtet, Fig. 10. 13 und 17. etwas mehr vorwärts gerückt. Es würde gewiß sehr zweckmäßig gewesen seyn, auch eine Figur von vorn und eine von hinten zu zeichnen, um manche Unterschiede auch in dieser Stellung besser bemerken zu können. Die drey Figuren der zweyten von *Hiltmann* gestochenen Tafel, denen bey 18 und 19 das Durchschneidende der ihr ihren Häuten eingeschlossenen Embryonen sehr gut an. Mit Fig. 20. ist Rec. weniger zufrieden. Der mittiggehobene Ton soll vermuthlich das Nasse

der Oberfläche bezeichnen; der rechte Fuß ist verzeichnet oder durch Druck verbogen worden. Die Schlaufs vignette zeigt den kleinsten Embryo, kaum von der Größe einer kleinen Erbse, mit stark übergebogenen Köpfe; in der beygefügten Vergrößerung sieht man erstlich das Auge und den Mund sehr deutlich und zweyten die verschiedenen Erhöhungen, welche die Anlage der obern und untern Gliedmaßen, des Bauches, und des großen Steißhöckers andeuten.

LEZZIO, in der Wolfischen Buchh.: *Nachrichten über das französische Kriegsspitalwesen*, mitgetheilt von *Georg Wedekind*, Ober-Gesundheitsbeauten am Militärspital und Professor zu Maynz. Zweyter Band. Mit einem Kupfer. 1798. 351 S. gr. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Der erste Band dieser Schrift ist bereits A. L. Z. 1797. Nr. 175. angezeigt. Der gegenwärtige enthält sieben überlitzte Abhandlungen und Verordnungen, deren Inhalt wir hier kurz mittheilen wollen. I. *Unterricht über die Mittel zur Gesundheitspflege bey dem französischen Kriegsheer in Italien*. Von den Generalinspectoren des Sanitätswesens der Armee: *Casto*, *Biron*, *Heurteloup*, *Viller*, *Bayon*, *Parmentier* untergeschrieben.) Im Eingang wird dem damals in Italien commandirenden *Buonaparte* Weibhauch gedreht so wie wir Deutsche jetzt die Heldenthaten der Italienischen Feldherren, eines *Kray*, *Souwarow* etc. voll Dank gerührt anstaunen. — Zuerst werden einige Blicke auf die Lage, die Producte und die Luftbeschaffenheit dieser Halbinsel geworfen; dann wird von den Nahrungsmitteln, dem Getränke, den Märschen, (welche in warmen Ländern mit Tagesanbruch angefangen und erst Abends um 5 Uhr wieder angetreten werden sollen.) dem Anzug der Soldaten, der Anlage und Stellung der Lager und Zelten etc. manches Wahre schön gesagt und praktische Winke gegeben, welche theils von ätern Aerzten kommen, die ehemals bey den Armeen in Italien standen, theils von den Verfassern dieses Aufsatzes herrühren z. B. über die Behandlung der Ruhr, der kalten Fieber, der bössartigen Fieber etc. II. *Chirurgisch-praktische Pyrotechnik oder die Kunst, das Feuer in der Wundarzneykunst anzuwenden*, vom Bürger *Percy*, obersten Wundarzt der Moselarmee. Ein Auszug der Preisfrage, welche die Akademie der Chirurgie 1790. schon aufgab, deren Preis einem Schüler des berühmten *Louis*, eben diesem *Percy* zuerkannt wurde. Im ersten Abschnitt wird die Materie, welche zur Verfertigung des Brennmittels mit Feuer die geschickteste ist, bestimmt; es ist Eisen oder Stahl. Im zweyten werden die verschiedenen Formen des Brenninstruments beschrieben. Dem Vf. sind fünf verschiedne gebildete Kauterisirinstrumente zu allen chirurgischen Verrichtungen hinreichend; die Formen derselben sind auf der beygefügten Kupfertafel abgebildet. Im dritten Abschnitt wird über den Gebrauch

brauch dieser Instrumente im Allgemeinen gehandelt und im vierten werden die besondern Regeln, nach welchen sie nach den Fällen oder nach den Theilen, welche ihre Anwendung nothwendig machen, anzubringen sind, auseinander gesetzt: z. B. bey der Kauterisation der Hirnschale, an den Augen, Ohren, an der Nase, der Brust, an dem Mund etc. III. Ueber die Entlassung der Soldaten und der Erstklässler aus medicinischen Gründen. Enthält blos Auszüge aus den Regiern der Beichlüsse des öffentlichen Heilsausschusses der Nationalconvention, die Certificate über Krankheiten und Schwachen der Militärpersonen, nebst einem Verzeichniß derjenigen Gebrechen, welche die Verabschiedung nothwendig machen, oder der Zusage zu den Kriegsdiensten sich widerstehen, nebst einer pünctlichen Vorschrift, wie zu verhindern sey, daß junge Leute der ersten Requisition sich dem Kriegsdienst nicht entziehen können. Rec. fiel die Strenge dieser Verordnungen der Freyheitsmänner gegen ihre Mitbrüder nicht wenig auf. Noch nie tyrannisirte in dem Grade, je ein Monarch Frankreichs seine Unterthanen, als die republicanische Regierung hier seine Mitbürger. Und zu welchem Endzweck? — IV. Unterricht zur Auleitung der Feldlager in Bezug auf das Gesundheitswohl der Soldaten. Der Kriegsminister fragt in einem Brief vom 13ten Jul. 1793. den Gesundheitsrath: 1) Welches sind die schlechtesten und wirksamsten Mittel, um den bösen Folgen der kadaverösen Ausdünstungen abzuwehren? 2) Welche Vorkehrungsmaßregeln hat man bey den Beerdigungen zu treffen? 3) Wie sind unsere Armeen wider die ansteckenden Krankheiten zu sichern, welche bey den feindlichen Heeren herrschen? 4) Auf welche Weise läßt sich den schädlichen Einflüsse allzugerhoßter Hitze beugen? Neun unterschriebene Mitglieder des Gesundheitsraths beantworten diese vier Fragen befriedigend, wenn anders ihre Vorschläge ausgeführt werden können. V. Klinische Abhandlung über den Starrkrampf der Verwundeten, von dem Bürger Laurent. Hr. W. liefert hier einen vollständigen Auszug der Urschrift von M. Laurent, welcher mit aller möglichen französischen Dreistigkeit und Selbstgenügsamkeit behauptet, daß der Starrkrampf der Verwundeten nicht von der Eyerung oder den Knochenplittern, sondern fast allezeit, wo nicht immer von Wärmern herrühre, welche nur dann reizen, wenn sie in dem Darmkanal keine Nahrung mehr finden. Hr. W. glaubt zwar eben so wenig an diese Meynung, als die deutschen Aerzte daran glauben werden, wünscht aber, dieselben durch diese Uebersetzung auf jene angeführte Gelegenheitsursache aufmerksam zu machen. VI. Allgemeine Blicke über die Curse des Unterrichts in den Militärspitalern, vorgelegt bey der Eröffnung der klinischen Schule des Militärspitals zu Paris. VII. Reglement über den Unterricht in der Wirkungslehre in den Militärspitalern der Republik. Beide vortreflich, wenn sie befolgt werden. — Auch in diesem Bande haben sich wieder

einige Druckfehler eingeschlichen, die oft den Sinn entstellen z. B. S. 281. Gefangnisse statt Gifte.

GLOAGU, in der neuen Güntherschen Buchh.: *Baco von Verulam über die Lebensverlängerung*. Uebersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von D. Christian August Struve. 1799. 264 S. 8. (16 gr.)

Baco, der bey so vielen wissenschaftlichen Gegenständen die Bahn brach, und durch Lehre und Beispiel zeigte, wie man es machen müsse, wenn man das Wachsthum der physischen und historischen Wissenschaften und deren Einfluß auf das Glück der Menschen befördern wolle, ein Mann, zu dessen Lehren und Anweisungen vielleicht auch künftige Jahrhunderte werden zurückgehen müssen, wenn eine traurige Erfahrung die Menschen belehrt haben wird, daß Speculation, die nicht auf Thatfachen gebauet ist, bey Gegenständen der Naturlehre immer auf Abwege führen muß, schrieb unter vielen andern Werken, die seinem Namen Unsterblichkeit zugesichert haben, auch eine *historia vitae et mortis*. In diesem Werk ist blos durch Thatfachen gezeigt, unter welchen Umständen der Mensch das möglichst höchste Alter erlangen, und wie er seine und seiner zahlreichen Nachkommen Gesundheit erhalten kann. So wie in seinen übrigen Werken, so muß man auch in diesem den kritischen Geist, mit welchem er die Thatfachen sammelte und beurtheilte, und den Scharfsinn, mit dem er die fruchtbarsten Resultate aus denselben zog, bewundern und hochschätzen, Rec. ist daher mit Hn. Str. vollkommen einverstanden, wenn derselbe behauptet, daß eine neue Bearbeitung dieses Werkes in unsern Tagen nicht überflüssig seyn werde. Er glaubt, diese seine Bearbeitung werde ein würdiges Nebenstück zu Hn. Hufeland's bekanntem Werke abgeben, und wenn man sowohl die Menge, als die Richtigkeit und Fruchtbarkeit der Thatfachen betrachtet, die sie enthält; so möchte der Herausgeber seinen Endzweck wohl erreicht haben. Er hat manches, was in Baco's Werk enthalten, aber in unsern Zeiten nicht mehr haltbar ist, ausgelassen, und seinen Schriftsteller durch viele, zum Theil lehrreiche Anmerkungen erläutert. Freylich aber hatte auf die Uebersetzung weit mehr Fleiß gewendet werden sollen, als Rec. bey Vergleichung eines beträchtlichen Theils derselben mit dem Original bemerkt hat. S. 41 ist orans durch *Wambierbaum* überfetzt. S. 49 sagt Baco bey Hn. Str. *Die Landleute erhalten den Wein zu ganzen Trauben unter Mehl*. Im Original heist: *uas apud rusticos servantur in racemis cooptate intra farinam*. S. 93 In dem Theil von Italien, der zwischen den Appenninen und Padua liegt, *quae iacet inter Apenninum et Padum*. S. 96 *Tiberius hatte ein sehr schmales Gesicht. Vir lentis maxillis*. Baco erklärt dieses im Original mit dem gleich nachfolgenden Worten: *sermone seilicet tardus*. S. 101 Der König *Arganthomus*, der über Gadus in Spanien herrschte, *qui regnavit Gadibus*.

ERDBESCHREIBUNG.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Geographie der Griechen und Römer*, aus ihren Schriften dargestellt von Conrad Mannert, ord. Prof. der Geschichte in Altdorf. Erster Theil. Allgemeine Einleitung. Hispanien. Zweyte umgearbeitete Auflage. 1798. XVI. u. 448 S. 8. (2 Rthl.)

Nicht umgearbeitet, sondern verbessert, oder eigentlich vornehm ist die neue Auflage. Das Werk war zu classisch, als, daß es einer Umarbeitung bedurfte. Der Vf. sagt selbst, daß er keine Ursache gefunden, irgend einen aufgestellten Hauptatz von den Systemen der Alten und ihren Begriffen zu verwerfen, sondern nur kleine Berichtigungen vorgenommen habe. Vorzüglich sind es Erweiterungen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Bornscheim: *Lorbeer den Wohlthäter des Menschengeflechts*, Hn. D. Lenhardt in Quendlinburg, gewonnen von zwey Percherinnen des großen Mannes. 1799. 68 S. (in einem grünen mit Lorbeerzweigen bedruckten Umschlage und mit des D. Lenhardt's Bildnisse geziert.) Diese Blätter find Julie G. und Amalia Rosenbergs, Leipzig und Bamberg, unterworfenen. Erstere giebt sich als die Verfasserin an. Julie költ, um den vielen Weibern, die gerne Romane lesen, ihr Geschreibere anziehend zu machen, weit genug aus, vom Sterbethe der ihrer Mutter an, die sie mit einem reichen Mann verkaufen will, den sie aber nur hochachten nicht lieben kann, welcher auch an dem Sterbethe steht neben das knienende betende Julie, und ihr mit heißer Sehnsucht in die Augen blickt, gleichsam die letzte Secunde abtappend, die sie ihm ewig bestimmen soll. Doch dieser Hochachtungswert! Mann bekommt sie nicht; sie wählt nach ihrem Herzen! Eben so macht es Amalie, ihre Freundin, deren Herz die Goldwaage hervorleuchtende Talente ist. Im zweyten Partickelen beweinen beide ihr Schicksal, das ihre Ehe ohne Kinder bleibe. Sie stehen *„wie in der Schöpfung, fremd, als wenn sie die Menschenknecht, In der Glorie (1) ohne Seligkeit, ohne Liebe — biete wären“*. Endlich werden Amalien drey Kinder zugehelt, doch geht es bey den Niederkunft so gretulich her, daß sie Nichts davon hat. Die *„Hochmutter knieet dabey vor Pfah mit den Zähnen“*, die Kinder müssen stückweise geholt werden, die Mutter muß die zerstückelten Gliedmaßen ansehen und verliert fast den Verstand. Nun wird unsre Verfasserin auch schwanger, und natürlich sieht sie voraus, daß es eben so ergehen wird. *„Doch da stand endlich der Mann auf, den die Forschung dem weitlichen Geschlechte zum Schutzengel und unsern bedenden Schwefeln zum Troster fandte, dessen ausserlichem Rukme Milton, fremdliche Engel entgegenstarfen — die erweckte Götze den Mome, dem wir des Heil uester Leber verdanken etc. Ich meyne dich, o du alles Beglückender, du Stern deiner himmlischen Knecht, ich meyne dich Mann des Lebens! vor dem mein Geist sich voller Ehrfurcht neigt etc.“* Rec. muß doch wohl hinzusetzen, daß Hr. Lenhardt gemeint ist. Dieser schickt seinen Trank nebst sehr gutigen Briefen. Es wird nun beschreiben, wie er getrunken werden muß, wie er *„sogleich erquicket und alle Glieder erleichtert, wie man dabey keine Diät nöthig habe etc.“* Dann kommt das Pärchen Kinder mit einem wahren Späße an, und welche Kinder! Gleich

Er hat z. B. Dionysius Periegetes und Anischen, die er vorher in der Reihe der iltern Geographen ausgelassen, nunmehr eingeschaltet, von den Arbeiten des Ptolemus und seinen verschiedenen Ausgaben kritisch und ausführlich gehandelt, den Itinerarien der Römer, deren in der ersten Ausgabe gar nicht gedacht war, zwischen Marcia und Kosmos Indikopleutes eine Stelle angewiesen. Aber nicht bloß in dem literarischen sondern auch in dem eigentlich geographischen Theil find man Spuren von der verbessernden Hand des Vfs. Er hat z. B. bey Hispanien Gebrauch von dem Fragment aus dem othen B. des Livius gemacht, das bey der ersten Ausgabe übersehen war. Durch dergleichen Zufätze ist die neue Ausgabe um 35 S. stärker geworden, als die vorige.

nach der Geburt kückeln sie wie die Engel die Mutter an. *„Jehnen sich mit den Armen nach ihrer Umarmung und ihre kleinen Mündchen bilden sich zum Kuß.“* Der vorher ungläubige Hausarzt steht nun mit gefahrenen Händen, und betrachtet mit andächtigen Blicken die leeren Lenhardtischen Flaschen. — So weit die Geschichte, und nun werden alle Handgriffe versucht. Hn. L. mehr Freunde zu machen. Die Schlarlatane, die gegen ihn sprechen, werden um Jesu Willen gebeten, dies doch nicht zu thun, sie möchten nicht Dieses Anspruche werden wie die Kinder! Möchten sich doch wie sie, der Thierens bedauern, wodurch die Mann so glücklich mache. Und dann geht es an's Eisern, besonders gegen Thorey, weil sich dieser als ein zweyter Prometheus erkrechte, da der Lenhardtische Sonne ein Licht anzuzünden, er, der bloße Apotheker! [Hr. Westrumb wird auch wohl sein Theil bekommen, und die edle hanauverische Frau, die ihm zu seinen Untersuchungen für schweres Geld den Trank kommen liefs (C. hannoversches Magazin 1799. St. 46.) vollends!] Unter Frauenzimmer zeigt nun für Frauenzimmer wahrlich nicht gewöhnliche Belesenheit, tröstet den Dr. L. mit Lobes, Laus, Bahrdt (?) Kant (dessen Kritik im ersten Jahr beyrahe Maclearer geworden) und Braun, über dessen Sytem sie sich ganz weitläufig äußern, auch meynet, daß in einem andern Lande man seinen Mantel eben so hochschätzen würde, als den alten Schlafrock des Lippus.

Ist diese elende Schrift wirklich von Frauenzimmern geschrieben; so mag Rec. nichts weiter hinzufügen, als ihr eigenes Geständnis in dem Schlussgebete: *„Wir find uns schwache Geschöpfe und diese Lorbern nur todte Zeiten“*, und überläßt es ihren Männern, besonders dem Hn. Pastor Rosenbergs, ihnen den Mangel ihres Verstandes, um eines günstigen Felles Willen (wenn wir diesen sach, zugeben wollten) ein Mittel als eine Panazee zu vergöttern und auszufaulen, — das Lippische und Unmorsliche ihres Geschreibels zu demonstrieren, und sie vom Schreibische zu ihren ererbten Kindern zu verweisen. Ist sie aber, wie es wahrscheinlich ist, des Machwerks eines Soldlings, der hies für gute Bezahlung des lobpreisenden Israelen eines Schlarlatane spiele, so wird die klingende Münze ein so felles Her schon über die tieffte Verachtung, die es sich verdiente, beruhigen. Auf Lenhardt's Sündenrechnung muß aber noch geschrieben werden, daß unsere öffentlichen Blätter jetzt um der Schwachen Willen so manche Reute über seine Marktschreyerey enthalten müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mitwochs, den 23. October 1799.

PHILOLOGIE.

- 1) *LEZEVEU*, in d. Möllerschen Buchh.: *Herodot und Thucydides*. Versuch einer nähern Würdigung einiger ihrer historisch Grundätze mit Rücksicht auf Lucians Schrift: *Wie man Geschichte schreiben wüsse*. Von Georg Friedrich Creuzer. 1798. VIII u. 128 S. 8. (10 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *De Xenophonte historico disserit, simulque historiae scribendae rationem, quam inde ab Herodoto et Thucydide scriptores graeci secuti sunt, illustrare studet Georg. Frid. Creuzer*. Particula I. 1799. XVIII u. 126 S. 8. (10 gr.)

Zu einer Zeit, wo auf der einen Seite die merkwürdigen Ereignisse des Tages die Kunst des Historikers wecken, und die Kritik, eingedenk des allgemeinen Bedürfnisses, auch in diesem Gebiete mit der richterlichen Gewalt zugleich die gesetzgebende zu vereinigen strebt, auf der andern hingegen die ältesten Geschichtschreiber, deren Werke zum Theil als Muster galten, entweder ganz verfalläufig, oder, was beynahe schlimmer ist, von unbedarfenen Urtheilssprechern in einem vornehm verachtenden Ton abgesetzt werden; zu einer solchen Zeit scheint es der Mühe zu lohnen, den historischen Charakter der Alten und die Grundätze, welche namentlich die Griechen bey ihrer Geschichtschreibung befolgten, einer eigenen sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Eine ganz vollständige Entwicklung der historischen Kunst, wie sich dieselbe bey dem gebildetsten Volke des Alterthums gleichsam von der Wiege an bis zum reifen, selbstständigen Alter durch verschiedene Perioden ausgebildet, ist unstreitig ein Werk voll mannichtaliger Schwierigkeiten, und nicht ohne mühsame Forschungen möglich; allein wenn diese beendigt, und jene glücklich überwunden wären; so müßte ein solches Werk nicht bloß über den Geist der Nation und ihre fortschreitende Cultur neue und interessante Aufschlüsse gewähren, sondern es würde zugleich für neuere Historiker die reinste Norm, der Nachahmung sowohl als der Würdigung, enthalten. Der Vf. der vorliegenden Schriften, welcher gegenwärtig als Privatdocent zu Marburg lebt, macht Hoffnung zu einer solchen Entwicklung. Wiewohl er jetzt zum erstenmale vor dem Publicum erscheint, und sich bloß auf Behandlung einzelner Punkte, die seiner Lecture am nächsten lagen, beschränkt, von dem Ganzen aber noch nicht einmal einen genügenden Umriss gegeben hat; so erlaubt uns doch die mit philosophischem Scharfsinn verbundene Gelehrsamkeit, welche in diesen Büchern überall sichtbar ist und eine schöne Vereinigung der *Tiedemannschen* und *Schützischen* Disciplin bekrundet, von diesem Schriftsteller frohe Erwartungen für die Zukunft zu nähren.

Die erste Abhandlung ist durch Lucians bekannte Schrift: *Wie man Geschichte schreiben muß*, veranlaßt worden. Weil eine Stelle derselben (S. 42. To. IV. p. 204. f. ed. Bip.) eine zweydeutige Aeusserung über Herodots historische Treue enthält, und dabey den Thucydides zu compromittiren scheint; so dünkte diese dem Vf., auch schon wegen der Winke, die *Wieland* in seiner Uebersetzung darüber giebt, einer genauern Aufmerksamkeit werth. Zugleich diente sie ihm zu einem bequemen Vehikel, einige vergleichende Bemerkungen über Herodot und Thucydides und ihre historischen Maximen anzuknüpfen. Die Abhandlung selbst zerfällt in folgende Abschnitte: I. *Wie theilt Lucian über das Verhältniß zwischen Herodot und Thucydides?* Nachsehn der Vf. *Wielands* Meynung dargelegt, und *Massieu's* Erklärung fast unzulänglich, als sie verdiente, widerlegt hat, zeigt er theils aus dem Zusammenhange der Stelle, theils aus andern Aeusserungen Lucians, daß dieser Schriftsteller weder selbst von der Wahrschaffigkeit Herodots gar zu vorthellhaft dachte, noch über die völlige Einkimmung des Thucydideischen Urtheils mit seiner Meynung zweifelhaft war. Es folgt hieraus, daß Lucian in der gedachten Stelle, wiewohl sie nur für den kundigen Leser ihr volles Licht hat, den Herodot keineswegs der historischen Wahrschaffigkeit halber loben, am allerwenigsten aber die Worte des Thucydides für ein Lob auf dieselbe haben anerkennen wollen. II. *Sind einige nachtheilige Aeusserungen des Thucydides in der Einleitung zu seiner Geschichte auf Herodot zu beziehen?* Ueber Thuc. I. 22. Die Stelle hat bekanntlich auch grammatische Schwierigkeiten. Der Vf., welcher die *Hellmannische* Uebersetzung derselben hier theilt, ist geneigt *Hyntembach's* (*Select. princip. historic. p. 363.*) Erklärung beyzutreten, nach welcher *ταύτα* vor *ἀπὸ* gesetzt, *ὅτι* weggelassen, und *ἀπὸ* mit *ἀπαιδευτοῦ* verbunden wird. Ohne alle Aenderung kann man sehr bequem, wie uns dünkt, die Construction so fassen: *ἀπαιδευτοῦ δὲ ἔστι (ἢ ἐπὶ ἰστορίᾳ συνταξίᾳ) οὐκ ἐπὶ ἱστορίᾳ τὰν τε γυναικῶν καὶ τοῦ ἀνδρὸς, καὶ ἡλικίᾳ αὐτῶν (τῶν γυναικῶν) ἀπαιδευτοῦ τῶν ἀλλήλων (δὲ βίαια) πρὸς τοῦ ἀπὸ ἰστορίας, τούτων οὐκ ἐστὶν πρὸς τῶν αὐτῶν καὶ τοῦ ἀπαιδευτοῦ*. Nach dieser Wortfolge übersetzt der scharfsinnige *Coray* (*Levesque* Hi-

Roire de Thucydide I. p. 317.) richtiger als Heilmann: *J'en aurai dit assez dans mon histoire pour ceux qui voudront considerer la verite des faits, que j'y rap- porte, les juger utiles par rapport aux evenemens futurs, qui, suivant le cours de la nature humaine (ou d'après la conduite ordinaire des hommes) ne man- queront pas de ressembler plus ou moins aux evenemens passes.* — Der VI. zeigt übrigens mit Scharfsinn, das Thucydid's nicht bloß an die Spitze der Bemer- kungen, womit er sein Werk eröffnet, den auf- fallenden Satz hinsetzte: „von den altern Begeben- heiten lasse sich nicht viel gewisses sagen,“ sondern daß er absichtlich *alles*, was vor ihm in der vater- ländischen Geschichte geschrieben worden war, zu ignoriren scheine, die Werke über das mythische Zeitalter und den trojanischen Krieg sowohl, als die, welche spätere Perioden umfaßten. Nach diesen Er- örterungen konnte die Antwort auf die obige Frage, welche diesem Abschnitt zur Ueberschrift dient, nicht anders als bejahend ausfallen. Denn wenn *Camerarius*, zur Rechtfertigung Herodot's, behauptete, die Stelle des Thucydid's sey mehr auf die ganz unkritischen, mit Fabeln durchwebten Arbei- ten der ältesten Historiker, eines Pherecydes, Hella- nicus u. s. w., welche ganz eigentlich Sagenschrei- ber (*λογωγράφοι*) hießen, als auf den Vater der Ge- schichte zu beziehen; so steht dieser Behauptung vor- züglich dies entgegen, das Thucydid's in solchen Stellen, wo er von andern Schriftstellern, die mit ihm in irgend einem Punkte zusammentreffen, reden muß, einen Unterschied zwischen ihnen und dem Herodotus macht. Oft widerspricht er den Meynun- gen dieses seines Vorgängers, aber jedesmal ohne ihn zu nennen, da er hingegen kein Bedenken trägt, den Hellenicus und andere wegen historischer Irrun- gen namentlich zu tadeln. — S. 41. sollte ein *neuer Abschnitt* anheben. Weil nämlich aus den vorigen Bemerkungen das Resultat hervorging, das Herodot den Begriffen, welche sich Thucydid's und Lucian von den Pflichten des Geschichtschreibers gebildet hatten, nicht in allem Genüge geleistet; so bemüht sich namentlich der VI. einige Hauptgrundsatze der beiden Historiker gegen einander zu stellen, um zu zeigen, wie die Verschiedenheit dieser Grundsatze das Urtheil des spätern über den frühern bestimmen mußte. Eine erschöpfende Vergleichung dieser Werke im Ganzen darf man hier nicht erwarten: der be- schiedene VI. verspricht sie auch nicht; indess macht er auf vieles aufmerksam, was die Prüfung der ge- nannten Historiker erleichtern, und ein vollständiges Urtheil über sie vorbereiten muß. Dahin gehört, was (S. 44 ff.) über die Verschiedenheit derselben in Schätzung der menschlichen Handlungen, ihrer Trieb- federn und Folgen mit Einsicht gesagt worden ist. Im- mer führt Herodot das Unglück, das Menschen, be- sonders mächtige, trifft, auf die neidende (*Φθόνος*) oder strafende Gottheit zurück; Thucydid's hingegen sucht in dem ganzen Verfolg seiner Geschichte bemerklich zu machen, wie Lasterhaftigkeit oder Mangel an Klugheit und ruhiger Ueberlegung die

Menschen ins Unglück stürzen, ohne das Strafmäß der Gotter herbeyzuziehen. Wenn in dem Werke des ersten die Fröhlichkeit und Milde eines Mannes sichtbar ist, der noch viel Belangen an dem Schau- spiel des menschlichen Thuns und Wefens fand; so sieht man dem Urtheile des letzten den Ernst und die Strenge eines Bürgers an, den sein Beruf in einen Menschenkreis zog, wo die größte sittliche Verderb- lichkeit mit der großsmöglichen Cultur vereinigt war. Ein eben so merklicher Abstand in den Grundsatzen beider Historiker zeigt sich bey außerordentlichen Naturerscheinungen, die mit wichtigen Begeben- heiten unter den Menschen zusammentreffen. Die from- me Superstition, die Herodot hier verrath, ist ganz im Einverständnis mit der religiösen Ueberzeugung von der Göttlichkeit der Orakelprüche, welche eine vorzügliche Stelle in seiner historischen Darstellung behauptete. Treffend zeigt der VI., wie ganz ver- schieden Thucydid's über diesen Punkt dachte, und warum in Herodot's Werke die Orakel so häufig vor- kommen. Sodann geht er zu den episodischen Er- zählungen fort, die Herodot seiner Geschichte so oft einmischt, und bringt über den Ton und Inhalt der- selben, so wie über die Ursachen dieser häufigen Ein- mischung, vieles Belehrende bey. Es ist eine sehr wahre Bemerkung (S. 62.), das der Vater der Ge- schichte mit einem besondern Interesse und mit ei- nem gleichsam haasslichen Sinne bey den Begeben- heiten einzelner Familien und Personen verweilt, und das sich in dieser ausführlichen Behandlung des Speciellen noch Spuren zeigen, wie mit Herodot sich die Geschichtschreibung erst von Topographien und Stadtechroniken zum Universellen, zur eigent- lichen National- und Weltgeschichte erhob. Thucy- did's, im strengsten Sinne öffentlicher Geschichtschrei- ber, behält die große Staatsbegebenheit, auf die seine Wahl gefallen ist, so unverrückt im Auge, das auch seine Digressionen mit derselben in Verbindung stehen müssen. Auch die Verschiedenheit dessen, was beide erzählen, mußte ihren Werken eine ganz verschiedene Farbe verleihen. Dort die Geschichte fremder Monarchien des Alterthums, und in Absicht auf Griechenland die Begebenheiten einer Periode, worin die meisten Staaten oder Städte desselben ent- weder noch wirklich Alleinherrscher hatten, oder mit denselben im Kampf um die Freyheit begriffen waren; hier eine Nationalbegebenheit und ein be- schränkter Zeitraum, wo die griechischen Freysta- ten mit sich selbst kämpften, wo sich jeder Grieche um die Staatsverwaltung bekümmerte, und wo alle Begebenheiten einen öffentlichen Charakter hatten. — Zuletzt thut der VI. umständlich dar, wie die Ur- sachen der im Vorhergehenden bemerkten Verschie- denheit der historischen Grundsatze in den Begeben- heiten und dem Geist der Zeit, worin sie lebten, in der Bildung, die sie genossen, und in der Lage, worin sie waren, aufgesucht werden müssen, und wie sich nach diesen Untersuchungen das Urtheil der Griechen über Herodot und Thucydid's, und das des Thucydid's insbesondere über seinen Vorgänger leicht:

leicht bestimmen lasse. Dieser Theil der Abhandlung ist zwar nicht von Wiederholungen frey, und würde durch mehrere Präcision und ein geordnetes Zusammenrücken der Hauptpunkte deutlicher und zugleich überzeugender geworden seyn; jedoch fehlt es auch hier nicht an einzelnen scharfsinnigen Erörterungen, z. B. über die Begriffe der Griechen von der Geschichte, und die von dem Gesichtspuncte der Neuern ganz verschiedenen Forderungen, die selbst die gründlichsten Kritiker der Nation an den Historiker machten (S. 84 ff.). Der Vf. hat hier durchaus auf die Resultate Rücksicht genommen, die aus den Forschungen der neuesten Zeiten (durch *Heeren*, *Mannert* u. s. w.) hervorgehen, und, weil die alten Geschichtschreiber philosophisch, d. h. nach den Grundsätzen, welche die Kenntniß der allmählichen Entwicklung des menschlichen Geistes an die Hand geben muß, noch sehr wenig bearbeitet sind, zugleich einige Ideen der Art mit Glück hier anzuwenden versucht. Zu jenen Erörterungen gehört ferner, was über die Geistesbildung, die Herodot und Thucydides wahrscheinlich Weise empfangen (S. 97.), über die epische Anordnung des Herodotischen Werks u. s. w. gesagt worden ist. Wir haben zur Probe nur das gewiß sehr treffende Resultat der Untersuchungen aus (S. 96.), welche der Vf. über die letzte angestellt hat: „Die Natur der Begebenheiten, die zu erzählen wären, der Geist der Zeit, die Stufe der Cultur, auf der sich die Griechen damals befanden, besonders die herrschenden religiösen Begriffe, vor allen andern aber das im Geschichtschreiber selbst lebendige Gefühl des Bedürfnisses einer planmäßigen Anordnung, und der Einfluß der homerischen Epöiken auf seine Arbeit tragen gemeinschaftlich dazu bey, daß ein solcher Plan dem Werke zum Grunde gelegt wurde.“ — In einem *Nachtrage* werden endlich noch (S. 122 ff.) einige mehr schimmernde, als eingreifende und deutlich entwickelte Ideen über eine neue Rücksicht mitgetheilt, aus welcher sich die Verschiedenheit des Geistes, der in den Geschichtswerken des Herodot und Thucydides herrscht, darstellen lasse. Die Geschichtschreibung sey nämlich durch die Ereignisse des peloponnesischen Kriegs und die dadurch vermehrten Einsichten in die innere Organisation der griechischen Staaten, und in das gegenseitige Verhältniß derselben beträchtlich weiter gebracht worden; durch diesen Fortschritt aber habe sie in mancher Hinsicht verloren. „Sie konnte daher, wenn sie leisten wollte, was sie nach Thucydides leisten soll, die epische Ruhe, das stetige Gleichgewicht, die homerische Unbefangenheit nicht behalten, welche sie in Herodot's Werke so rein bewahrt.“

Auch die zweite Schrift, welche einige allgemeine Bemerkungen über die historische Kunst des *Xenophon* enthält, muß bloß als Vorarbeit zu einer umfassenden Geschichte der historischen Kunst unter den Griechen betrachtet werden. Der Vf. wählte (nach den Äußerungen der Vorrede p. XIII.) jetzt

namentlich den *Xenophon*, theils weil auch er an dem schiefen Urtheil Anlaß nahm, das neuerlich in einer bekannten Zeitschrift über diesen Schriftsteller gefaßt worden ist, theils weil ihn jetzt bey dem Auftreten so vieler Historiker, welche ihre kleine Gestalt vor die großen Heroen der Geschichte drängen, und durch Affectation und poetischen Zierrath auf den Ruhm historischer Genien Ansprüche machen, eine ernsthafte Erinnerung an historische Simplicität und Beschreibung besonders nöthig schien. Eine vollständige und eingreifende Kritik der sammlischen Werke dieses Geschichtschreibers darf man hier nicht suchen; der Vf. verweilt bey allgemeinen Erörterungen, vorzüglich in der Rücksicht, um das Steigen oder Fallen der historischen Kunst seit Herodot und Thucydides Zeiten ins Licht zu setzen, und verspricht in einem zweyten Theile Bemerkungen über einzelne historische Werke seines Autors nachfolgen zu lassen. Diese gewählte Anordnung hat allerdings ihre Unbequemlichkeiten; und es ist bereits vor einem andern Kritiker mit Grund, wie uns dünkt, erinnert worden, daß es zweckmäßiger würde gewesen seyn, wenn die speciellen Bemerkungen den allgemeinen; die offenbar nur Resultate von jenen sind, und durch dieselben erst ihre vollkommene Klarheit erhalten, vorausgeschickt worden wären. Der Vf. selbst scheint dies bey dem, was er über die *Hellenica* sagt, gefühlt zu haben: er vertritt uns (S. 34.) auf künftige Untersuchungen, und doch kan jetzt schon alles darauf an, die Frage zu entscheiden, aus welchem Gesichtspuncte man dieses Werk, ob als eigentliche Geschichte oder nur als eine Art von *Memoires*, zu nehmen habe. Ueberhaupt effodert der verschiedene Gehalt und die verschiedene Manier der historischen Schriften des *Xenophon* vor allen Dingen eine genaue Zergliederung des Einzelnen, so wie eine scharf abwägende Kritik, die das Aechte von dem Unächten scheidet, ehe man ein allgemeines Urtheil über die Kunst des Geschichtschreibers wagen, oder alle Züge seines historischen Charakters mit sicherer Hand entwerfen kann. Daß der Vf. sich, durch ein gründliches Studium seines Schriftstellers, diese Kenntniß des Einzelnen erworben habe, dafür bürgen auch schon die gegenwärtig von ihm gelieferten Bemerkungen. Sie betreffen zuerst *Xenophons* religiöse Denkart und den Einfluß, den er den Göttern und dem Schicksale auf die menschlichen Angelegenheiten und Begebenheiten zugesieht. Je größer ein Geschichtschreiber diesen Einfluß annimmt, und je stärker der Reiz ist, den das Ungewöhnliche, nach dem herrschenden Volksglauben, für ihn hat; desto mehr bestimmt er sich selbst die Gelegenheit, den historischen Pragmatismus zu üben. Dies ist, wie aus mehreren hier angeführten Beyspielen erhellt, bey *Xenophon* oft der Fall; denn, ohne den Gang der Natur genau zu beobachten, ist er geneigt, alles von der Gottheit unmittelbar herzuleiten. Der Vf. bemerkt ferner, daß bey *Xenophon* nicht so, wie bey Herodot, die Beschaffenheit des historischen Stoffes jene Verfahrungs-

rechtfertigen könne. Der Vater der Geschichte behandelt Begebenheiten der alten Vorzeit, welche selbst die Reihe der Göttereinwirkungen gebildet hatte, die er mit einer lebenswürdigen Unbefangenheit aufführt: Xenophon hingegen erzählt die Begebenheiten seiner Zeit; durch einen eben so scharfen psychologischen als politischen Blick hätte er sich, nachst der schönen Einfach und Wahrheit der historischen Kunst, auch die Würde des pragmatischen Geschichtschreibers zueignen sollen. — Die Fragen von der historischen Treue, von der Folge und Oekonomie der Xenophonischen Geschichtswerke berührt der Vf. nicht, sondern geht (S. 31.) sogleich zu der Untersuchung über die *historische Auswahl* über. Mit Recht erinnert er, daß Xenophon durch Mangel an sorgfältiger Auswahl der Materialien, an Einheit des reichhaltigen Stoffes und an steter Festhaltung eines Hauptzwecks, dem alles Einzelne untergeordnet seyn sollte, seinen Ruhm als Geschichtschreiber beschattet, daß er die Kunst, der glänzenden Materie die Form des Vortrags anzupassen, nicht selten vernachlässigt habe. Offenbar der jener Mangel durch die überall sichtbare Tendenz des Xenophonischen Geistes, das unmittelbar praktische mit Hinsicht auf gewisse Lagen des menschlichen Lebens darzustellen, und diese Tendenz durch seine ganze Lebensart und Verhältnisse erzeugt. Daher die verlässigen, mit Liebe durchgeführten Schilderungen des religiösen und kriegerischen Charakters seiner Feldherren; Schilderungen, die sich mit dem Zwecke der griechischen Geschichte weniger, als mit dem der Cyropädie und Anabasis vereinigen lassen. Am meisten fällt dies da in die Augen, wo Xenophon die Würde des pragmatischen Historikers so sehr vergißt, daß er sich mit Uebergehung des Wichtigern, in Beschreibungen der Sitten und Gewohnheiten des gemeinen Lebens, ja sogar in ökonomischen Bemerkungen verliert. Streng, aber gewiss nicht zu streng, ist daher das Urtheil, welches Hr. C. (S. 50.) über den Verfasser der *Hellenica* fällt: *consilia publica minus copiose exposuit, vim rerum gestarum ad universam Graeciae conditionem negligenter tradidit, morum mutationes ne attigit quidem, und das Resultat der vorgegeschickten Untersuchungen (S. 52.): opus Hellenicorum dum conderet, tantum abest, ut eximia quaedam universae historiae species, ad ejus imitationem ingenium suum dirigeret, ejus menti insensibile videatur, ut potius summum illud, quod, quos aetate excepit, historiae principes in historia scribenda assidue spectasse constat, ne cogitasse quidem videatur.* Die Milderungsgründe dieses Urtheils, welche von der Voraussetzung hergenommen werden, daß dem Werke die letzte Hand seines Meisters fehle, sucht Hr. C. (S. 54.) durch Beistimmung dieser auch von *Wittenbach* neuerlich angenommenen Hypothese zu

entkräften. — Einen beträchtlichen Theil der Schrift machen endlich die von S. 54. an folgenden Bemerkungen über die *Episoden* in Xenophons historischen Werken aus. Mit einer so umfassenden Genauigkeit ist noch nie davon gehandelt worden. Hr. C. vergleicht sie mit den Episoden, die wir in Herodots und Thucydides Schriften finden, und meynt im Xenophon deutliche Spuren von einer Nachahmung des ersten zu sehen. Nachahmung allerdings, wiefern auch Xenophon eine Sitte befolgte, welche Herodot durch sein Beyspiel in die Geschichtschreibung eingeführt hatte: allein die große Verschiedenheit dieser Episoden, ihren Zweck und ihrer Manier nach, sind dem Vf. selbst nicht verborgen geblieben. Ausführliche Charakterschilderungen, wie neuere Historiker die lieben, kommen in Xenophons Episoden, so wenig als in den Werken der übrigen griechischen und römischen Geschichtschreiber vor; nur *Plagia* sind es, über deren Gehalt, so wie über die Einführung der Rede und des Dialogs bey Xenophon, Hr. C. mit Feinheit urtheilt.

Einige kritische Bemerkungen über verschiedene Stellen des *Xenophon*, *Thucydast*, *Aelian* und *Lucian*, welche durch Schuld der Abschreiber oder der neuesten Bearbeiter noch Schwierigkeiten haben, machen (von S. 103. an) den Beschluß der Schrift. Stößt man hier auch nicht auf Capitalverbesserungen, welche, wie Ruhnkenius einmal sagt, den Lektor verdienen; so lernt man doch einen neuen Vorzug des Vfs., Sinn für Wortkritik und gute Anwendung hermeneutischer Grundsätze, mit Vergnügen daraus kennen.

LEIPZIG, in der Müllerschen Buchh.: *Versuche und Beobachtungen über die Wärme der Thiere und die Entzündung der verbrennlichen Körper. Ein Versuch alle diese Erscheinungen auf ein allgemeines Naturgesetz zurück zu bringen*, von D. Adair Crauford. Dritte Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von D. L. von Crell. 1799. XVI u. 352 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 91.)

LEIPZIG, b. Vofs u. C.: *Allgemeines ökonomisch-chemisch - technologisches Haus- und Kunstbuch, oder Sammlung ausgesuchter Vorschriften zum Gebrauch für Haus- und Landwirthe, Professoren, Künstler und Kunstliebhaber*, von C. A. F. Hochheimer. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage, von M. G. C. Hoffmann. Erster Theil. 1799. XXXVI u. 722 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 112.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 23. October 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG. b. Linke: *Kleinere Länder- und Reisebeschreibungen*; aus den Werken vorzüglich ausländischer Reisenden. 1798. II. B. 280 S. III. B. 342 S. 8.

Der letzte Band auch unter dem Titel:

Sir George Staunton's Beschreibung der Reise der englischen Gesandtschaft an den Kaiser von China in d. J. 1792 und 1793. Ein mit den Nachrichten der Hn. *Anderfon* und *Hüttner* von eben dieser Reise vermehrter Auszug. I. B.

Der erste Band dieser gut angelegten Sammlung, von welcher die Originalwerke größtentheils eine ausführliche Anzeige in diesen Blättern erhalten haben, ist bereits im vorigen Jahrgange Nr. 117. beurtheilt worden. Den zweyten eröffnet *Pratt's Achrenlese auf einer Reise durch Wallis* in Briefen an eine Freundin, welche in deutscher Sprache zum erstenmal erscheint. Die epitomirte Uebersetzung, S. 1 — 208. ist aus *Gleanings through Wales, Holland and Hespahie etc.* by Mr. Pratt, London, 3 B. in 8. Diefem reizenden Gemalde, dem das ist es mehr als eine Reisebeschreibung, werden alle empfindsame Leser den Vorzug in diesen Lieferungen zuerkennen. Pratt giebt sich für einen verweilenden Reisenden, doch vermehrt er Yorik's Classification noch mit dem poetischen, literarischen und ahnenlesenden, und zeigt sich daneben, setzt Rec. hinzu, als einen enthusiastischen Reisenden. Aber der Flug seiner Phantasie ist mehr spitz als rasch, und der Leser wird wider Willen nachgezogen. Ruhrend ist die Erzählung von Howard, das Hospital für invalide Pferde, u. s. w. So bescheiden er von sich gegen Penant und Gilpin spricht; so war seine Nachbete doch noch ergiebig genug, und er hat das Verdienst, die Empfindsamkeit des letzten mit dem Scharfblick des ersten gepaart zu haben. Die beste Charakteristik dieses Lieblingsproducts der Engländer macht der Beschluss dieses Auszugs selbst: „Wir haben uns auf unsern Weg bemüht, auch eine Garbe zu der reichen Aernthe hinzuzufügen, die in das grosse Vorparthaus des brittischen Reichs, welches auf das so „schöne und liebliche Nebenseld, welches wir beleben haben, gewiss stolz zu seyn Ursache hat, bereits eingefahren ist.“ So viel bey der Kürze des Raums, um unsere Leser zum Mitgenuss einzuladen. So ungerne wir gesehen hätten, wenn die Epitomatoren das Gesetz der Sparsamkeit hier stre-

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

ger ausgeübt hätten, so sehr verdient ihr Entschluss Beyfall, die Beschreibung von Holland und Westphalen noch mehr zu concentriren. *James Murphy's Reisen durch Portugal*. 1789 und 1790. Ein Auszug davon steht schon in der Sprengelschen Auswahl, B. VI. Der gegenwärtige ist dem Plane gemäfs ausgearbeitet, und, wie wir glauben, nichts Wesentliches verlohren gegangen. Der dritte B. liefert die erste Hälfte von *Stannons Beschreibung der Reise der englischen Gesandtschaft nach China*. Obgleich *Hüttner* diese Reise vollständig überfetzt, und sowohl der Berk. Geogr. Genealog. Calendar d. J. als auch *Sprengel* Auszüge gegeben haben; so halten doch die Herausgeber ihre Arbeit nicht für überflüssig, weil in gedachten Auszügen manches, ihr Publicum nicht interessirendes, vorkomme, und sie manches andere wissenswürdige aus den früheren Nachrichten *Anderfons* und *Hüttners* (?) einweben. Rec. aber misfällt diese unnöthige Vervielfältigung, die dem anfänglich gegebenen Versprechen der Herausgeber doch geradezu entgegen ist. Wozu soll das Publicum einmahl unter erheblichen Veränderungen drey bis viermal bezahlen? Wir möchten daher gerne der sonst unterhaltenden Sammlung fürs Künftige strengere Auswahl empfehlen.

BARLIX, in der Vossischen Buchhandl.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen aus fremden Sprachen überfetzt, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet.* Mit einem Kupfer. Fünfzehnter Band. 1798. 483 S. 8.

Hierin hat uns der sel. Forster mit Fra Paolo da San Bartolomeo Reisen nach Ostindien geschenkt, nicht aus dem Französischen, wie der besondere Titel sagt, sondern aus dem Italienischen überfetzt. Wenn die Reise auch nur dieses auszeichnende vor den gewöhnlichen hätte, dass sie von einem Italiener und einem katholischen Missionar ist (denn die neuesten, die wir haben, sind von Engländern und Franzosen, oder protestantischen Missionaren); so würde sie schon Aufmerksamkeit verdienen. Allein sie hat auch großen innern Werth. Der Vt. ist schon durch seine Darstellung der brahmanischen Gotterlehre als ein Kenner der indischen Philosophie bekannt, und in dieser Reise, die 1795 herauskam, zeigt er sich als einen genauen Beobachter vieler anderer Gegenstände, die er auf seinen Reisen in Indien zu sehen Gelegenheit hatte. Vorzüglich ist ihm die Kenntniss der Sanscredan Sprache sehr zu statten gekommen, um die Nachrichten seiner Vorgänger zu verbessern.

Dd

bessern. Er kam 1776 in Pondueri an. Denn so schreibt er *Pondichery*. Er hat auch viele andere Namen verändert z. E. *Coromandel* in *Cilamandalam*, und da er sich mit vielen Fleiß auf die Landessprachen gelegt hat; so kann man ihm hierin wohl Recht geben. Der Name bedeutet *Hüfeland* und die Wecküste, die von der entgegengeletzten, durch die Gotesgebirge getrennt ist, *Malabar*, oder richtiger *Maleyala*, (worin, welches wir beylauffig erinnern; der aus der alten Geographie bekannte Name der Küste *Male* noch sichtlicher ist) *Bergland*. Ein vorzügliches Verdienst des Vf., wovon man durch das ganze Buch viele Beispiele findet, und er selbst eine ziemliche Menge in dem 2ten Kap. zusammen gehäuft hat, ist, daß er die geographischen Namen, die durch die Europäer so sehr verunstaltet sind, berichtiger, und ihre Ableitung gezeigt hat. Verwundern muß man sich, daß ein Mann von so aufgeklärter Denkart, als dieser Karmeliter Mönch, der bey dem Anblick der vielen Europäer, Mohammedaner und Indier die richtige Bemerkung macht, daß es unmöglich sey, so viele Mönchen über ein Glaubenssystem zu vereinigen, doch ein Missionar seyn konnte. Die Waaren, welche die Franzosen hieher bringen, werden von ihnen an die Engländer in Madras und Bengalen verkauft, und mit dem gelösten Geld indische Waaren angekauft. Das Apisfest, welches bald nach des Vf. Ankunft gefeyert wurde, giebt ihm Gelegenheit zu einer gelehrten Absehwung über den Apisdienst. Die Königreiche *Tanjaur*, *Marava*, *Mandur* und *Carwada* werden nach Nachrichten, die ihn von andern Missionären mitgetheilt sind, (denn er selbst ist in diese Länder nicht gekommen) und zwar ausführlicher als gewöhnlich beschrieben, weil die meisten Geographen bey den Besitzungen der Europäer an der Küste stehen bleiben, und von dem Innern des Landes wenig zu sagen wissen. Die Beschreibung wird durch die eingefreuten historischen Bemerkungen noch unterhaltender. Der Missionar zählt in den angeführten Ländern 143000 Christen, welche Zahl von Forster bezweifelt wird, und weis sich nicht wenig damit, daß die lutherischen Christen in Tranquebar kaum 1000 sind. Auf seiner Reise nach Madras kam er durch Sadras, wo er verschiedene Christenkinder taufte, die *Filho de Fulano* ins Kirchenbuch eingetragten wurden. Wenn er ein wenig Arabisch oder Hebräisch verstanden hätte, so würde er, auch ohne den Küster zu fragen, erhalten haben, daß *Fulano* so viel als *non nemo*, *quidam*, ein gewisser, namenloser sey: Die Sicherheit, Bequemlichkeit und Wohlseilheit der Reisen in Indien wird gerühmt, doch setzt Forster mit Recht hinzu, daß dies nur von den Ländern, wo die Britten herrschen, ohne Einschränkung zu verstehen sey. Hier fällt es dem Vf. ein, Nachrichten von den indischen Münzen, Maassen und Gewichten einzufachlen, und er setzt darauf seine Reise nach Covalam fort, von welchem Orte er auf einem andern Wege, um die sieben Pagoden zwischen Covalam und Sadras zu sehen, nach Pudueri zurückkehrte, und bald

darauf nach Cochín auf der Küste Malabar zur See abreiste. Da der Vf. nach seinem eigenen Geständnis Malabar genauer kennt, als sein eigenes Vaterland; so siehet man daraus, wie schätzbar seine Beschreibung des Landes ist. Sie scheint auch mehr ins Detail zu gehen als irgend eine andere, und es ist dies desto angenehmer, weil die Sitten, Gesetze, Künste und Willkähren der Indier sich hier viel vollkommener erhalten, als in andern Provinzen Indiens. Im Innern des Landes wohnen alenthalben Heiden (wir lassen den Ausdruck des Missionärs stehen, weil philosophische Leser ohnehin wissen werden, wie sie ihn zu verstehen haben) an der Seeküste Mohammedaner und Christen. *Coilan* oder *Coilan* ist der Sitz der geschicktesten Künstler. Die Theilnahme der Christen an dem Lingsmeste bestrafe der Vf. mit Schlägen; er hatte sich aber wohlweislich die Erlaubnis dazu von der Obrigkeit vorher geben lassen, d. i. wie F. vernunthet, erkaufte. Seine Bemühung, die Nestorianer mit der römischen Kirche zu vereinigen, war vergebens. Das holländische Etablissement zu Cochín kostet der Compagnie mehr als es ihr einbringt. Sie verkaufte daher die Festung Cranganor an den König von Travancor, der nachher von Tipu Sultan, so wie dieser von den Engländern vertrieben wurde, die bekanntlich in diesen Kriege alle holländische Besitzungen in Malabar weggenommen haben. Von den Grausamkeiten, die der gedachte Sohn Hyder Aly's 1789 in Calicut verübte, werden gräßliche Beispiele angeführt, wodurch die Nachrichten der Engländer von diesem Wütherich bestätigt werden. Der Vf. zählt in Malabar 90000 katholische Christen, und 30000 Schismatiker von der syrischen Kirche. (Sollte nicht unter ihnen manches wichtige syrische Manuscript vorhanden seyn? Unser Vf. scheint sich nicht darum bekümmert zu haben) mehr als 100000 neubekehrte Christen vom lateinischen Ritus, gegen 20000 Juden, 100000 Araber, 30000 Canariern, Banianen u. s. 15000 Europäer. Doch ist die Zahl der ursprünglichen Bewohner weit stärker, die auf 1,600000 Köpfe angeschlagen wird: Die neuere Geschichte, und jetzige Lage der Dinge wird viel genauer beschrieben, als sie in irgend einem andern Buche enthalten ist. Dem Beschwerden, die Fra Paolo in Missionsangelegenheiten bey dem Könige von Traneorn mehrmals in eigener Person führte, wurde abgeholfen, und der König durch die Lust, die der Pater an dem Lesen der brahmanischen Schriften hatte, für ihn zuerst gewonnen. Wer die Verrichtungen eines Missionärs und die Art, wie der Vf. bey der Bekehrung der Eingebornen zu Werke gieng, wissen will, lese das achte Kap. Mit der Beschreibung des Thierreichs schließt das erste Buch. Das zweyte faßt mit der Geburt und Erziehung der Kinder an. Von den moralischen Sentenzen, die S. 266. aus dem brahmanischen Wörterbuche, *Anarsuhsa* excerptirt sind, scheint die siebente keine gefunde Moral zu enthalten, und wir wundern uns, daß Forster sie nicht in einer Note gemißbilliget hat. Verehrung der Gottheit wird den Schülern

Schülern frühe eingeprägt. Von den Wissenschaften, worin die Jugend unterrichtet wird, ist die Chirurgie, Anatomie und Erdbeschreibung ausgeschlossen. Die bey den Heyrathen gewöhnlichen Ceremonien zeugen von der Klugheit des Volkes, und haben sich in Malabar reiner und mehr unverfälscht erhalten, als in den nördlichen Gegenden Indiens, woher uns die meisten Nachrichten zugekommen sind. Die zwölf vornehmsten Gesetze, und die Beschreibung der vier Casten der Indier hatte der Vf. im Systema Brahmanicum schon vorgetragen. Man wird sie aber ins kurze gebracht, auch hier mit Vergnügen lesen. Bey den Strafen ist es empörend, daß die Verflümmelung der Glieder von einem so sanftmüthigen Volke in irgend einem Falle hat verordnet werden können. Als Kenner der Sanscritsprache, die fruchtbare Mutter vieler andern dialects und jenseits des Ganges geworden ist, handelt der Vf. von den indischen Mundarten mit einer Gründlichkeit, die vielleicht noch von keinem andern vor ihm erreicht ist. Mit diesem Schluß konnte er sich die zuverlässigsten Nachrichten von der Religion und den Gottheiten, den hieroglyphischen Unterscheidungszeichen, und dem Kalender der Indier verschaffen. Merkwürdig ist es, daß in dem Thierkreise der Indier dieselben Zeichen sind, die von den Griechen und andern abendländischen Völkern angenommen sind, und daß jene mit diesen den Wochentagen einerley Benennungen geben. Forster kann sich dabey des Gedankens nicht erwehren, daß die Ober-Aegypten und Nubien zuerst Kenntnisse von Sternen und Planeten gehabt, die von ihnen nach Aegypten, Arabien, Indien und dem ganzen Occident gewandert sind. Die brahmanische Astronomie ist nach des Vf. Urtheil von keinem richtiger als Sam. Davis in *Asiatick researches* T. II. vorgestellt. Die mitgetheilten Proben der indischen Dichtkunst gehören zu den Liebesgedichten. Möchte doch die Monchs Kleidung den Vf. nicht abhalten, noch mehr dergleichen herauszugeben. Wir halten uns bey den übrigen Künsten und Wissenschaften der Indier nicht auf; zuletzt wird ihre Kräuterkunde gerühmt. Auf der Rückreise nach Europa 1789, wo der Vf. sich zu Coblen einstellte, landete

er auf Ceilan, Isle de France, Bourbon, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und der Afcensioninsel. Von allen handelt er nach eigenen und fremden Beobachtungen, aber nur kurz. Der Zimmtbaum aus Ceilan, der Muskatennbaum und die Gewürznelken aus den Molucken auf Isle de France verpflanzt, nebst vielen andern gedeihen hier ungemein wohl. Endlich erreichte er Breßl, und hatte bey seiner Heimreise durch Frankreich Gelegenheit, zwischen den Europäern und den von ihm besuchten außer europäischen Völkern, Vergleichung anzustellen, die nicht immer jenen zur Ehre gereichten. Der geographische Index mit hinzugefügten Anmerkungen macht das Buch zu einer Geographie von Indostan brauchbar.

Ein so wichtiges Buch von einem so wichtigen Lande verdiente durch Erläuterungen, Berichtigungen und Zusätze vervollkommen zu werden. Der verdewigte J. R. Forster hat sich dieser Mühe auf eine Art unterzogen, die seinen Verdiensten und die Geographie die Krone aufsetzt. Seine Anmerkungen sind so mannichfachen Inhalts, als der große Umfang seiner Kenntnisse und seines ansehnlichen Bücher-Vorraths war. Sie sind über das ganze Buch zerstreut, und von nur einige Beispiele zu geben, verweisen wir auf sehr gute philologische S. 149. 326. und geographische S. 128. 130. 158.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. d. Verlagsgesellschaft: *Holtz, Großfürst von Litthauen, Geistergeschichte vom Vf. des Hans von Boffen. Zweyter Theil. 1797-224 S. 8.* (16 gr.)

Dieser zweyte Theil, welcher die Geschichte schließt, ist dem ersten in seiner ganzen Nüchternheit und in allem, was wir von diesen gesagt haben, ähnlich, und das Ganze bildet nummehr einen historischen Roman, (denn in diese Classe gehört die Dichtung eigentlich, ob wohl sie eine Geistergeschichte heist,) welcher den Geschmack für diese Dichtungsart gewiss nicht erlirben, oder weiter verbreiten wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

PARIS, 1799. *Feiner*, im Verlage der Hoffmannischen Buchhandl.: *Lithua oder die Hexe*, ein archäologisches Fragment nach Lessing. Als Einladung zu einer Schulfeyerlichkeit — von C. A. Battiger. 1799. 54 S. gr. 8. *„Lithua oder die Hexe“* (so heisst es in *Les Jungs' Collections* T. 3. 406.) „unter diesem Titel gedenke ich die Erklärung eines Stomes bey *Stephanonius* „herauszugeben, den auch *Maffei* seinem *Gemmenwerke* einverleibt hat, und den sie beide für eine *Agrippina* erkennen.“ Was *Lessing* nicht ausgeführt hat, und der gelehrte Herausgeber der *Collectionen* sich nicht auszuführen getraute, dies hat Hr. B. in der vorliegenden Schrift unternommen: mit umfassender Belesenheit gibt er jenem hingecorrenen Gedanken eine Ausführung, welche durch die fruchtbarsten Resultate

überascht, und uns überzeugt, daß nur der eine fremde Idee sich so aneignen konnte, welcher wohl fähig war, sie auch selbst zu erhdnen. — Zuerst die Beschreibung der Gemme bey *Maffei* (*Gemme antice figurate* Vol. I. tav. 19.) deren Umriß wir hier auf dem Theilblatt erblicken. Eine Frau in ein langes, eige an den Leib anschließendes, hochgegrünetes Gewand mit tief herabgehenden enge schließenden Ärmeln, gekleidet, sitzt auf einem einfachen antiken Sessel mit vorwärts gebogenem Kopfe und Unterleibe, die Hände tief gefest in einander gelegt, den linken Fuß halb an der Erde, und das rechte Knie über das linke geschlagen, wodurch der rechte Fuß eine höhere schwebende Lage erhält. — Wenn die antiquarischen Deuter in dieser Figur die *Agrippina* erkennen, die

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 24. October 1799.

PHILOSOPHIE.

HALLE, b. Ruff: *Versuch einer Geschichte der Fortschritte der Philosophie in Deutschland*, vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeit, herausgegeben von Joh. Aug. Eberhard. Zweyter Theil. —

Auch mit dem zweyten Titel:

W. L. G. Freyherrn von Eberstein, *Versuch einer Geschichte der Logik und Metaphysik bey den Deutschen von Leibnitz bis auf gegenwärtige Zeit. Zweyter Band. 1799. XII. und 508 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)*

Der erste Theil dieses Werks erschien 1794. Eine Krankheit hinderte den Vf. den zweyten, der bey dem Druck des ersten beynahe vollendet war, eher folgen zu lassen. Der Vf. konnte unterdessen diese Zwischenzeit benutzen, um der Anlage und der Ausführung mehr Vollkommenheit zu geben, wozu er in einigen Anzeigen des ersten Theils mehrere Winke erhalten hatte. Allein er scheint nicht geneigt gewesen zu seyn, von Recenten solche Belehrung anzunehmen, da er die Einschränkung des ersten Satzes der Geschichte, einer strengen Unparteilichkeit, sogar eine bänische Weisung nennt. Wir müssen auch von diesem Bande das Urtheil wiederholen, welches wir bey dem ersten gefallt haben. Der Vf. nahm zwey Zeiträume an, von Leibnitz bis auf Wolf, und von Wolf bis auf die gegenwärtige Zeit. Der zweyte Band enthält die Fortsetzung des zweyten Zeitraums, das ist, die Geschichte der kritischen Philosophie, und der durch sie verursachten Streitigkeiten bis auf ihre allgemeine Ausbreitung. Diese Abtheilung verdient auf jeden Fall Tadel. Denn auch in den Augen eines erklärten Leibnitzianers muß die kritische Philosophie, sowohl an sich als ihrer Folgen wegen, doch so bedeutend seyn, um mit ihr einen neuen Zeitraum zu beginnen. Und erkennt der Vf. nicht selbst S. 1., daß er auf Begebenheiten gekommen sey, „welche sich mit der ganzen Philosophie zugetragen, und nicht allein die Form und den Inhalt derselben, sondern selbst die philosophische Denkart umgebildet haben?“ gefehlt er nicht selbst S. 2. ein, daß durch Kant eine Revolution im Reiche der Philosophie, welche bey dem gesunkenen Geschmacke an tiefsinnigen Untersuchungen kaum zu vermuthen war, und eine Epoche herbegeführt worden, „welche sich vorzüglich dadurch unterscheidet, daß in ihr nicht sowohl über diese oder jene ein-

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

zelnen Behauptungen, über dieses oder jenes philosophische System, sondern über die Grundlage aller Systeme, über die ersten Gründe der menschlichen Erkenntnis gekritten wird?“ Richtiger find dem größten Theile nach die Hauptmomente der Geschichte der kritischen Philosophie gefaßt. Der Vf. trägt sie nämlich in folgenden Abschnitten vor. I. Abschn. Kant — seine Vernunftkritik, Aufnahme derselben, Streitigkeiten der Lockischen und populären Philosophie mit Kant's Schülern. II. Abschn. Der Spinozismus erregt in Deutschland Aufmerksamkeit — Streitigkeiten über den Inhalt und Werth desselben; Verbindung dieser Streitigkeiten mit den Untersuchungen über die kritische Philosophie. III. Abschn. Die Leibnitzisch-Wolfsche Philosophie wird gegen die kritische, vorzüglich durch Hn. Eberhard vertheidigt; Streitigkeiten hierüber mit Hn. Kant und seiner Schule; mehrere eklektische Philosophen treten gegen die Kantische Kritik auf; Braßberger's Synkretismus. IV. Abschn. Kant bekommt mehrere Schüler, unter denen Reinhold ein entscheidendes Uebergewicht bekommt; seine Versuche, die kritische Philosophie besser zu begründen; seine Streitigkeiten mit den Dogmatikern und Kritikern. V. Abschn. Reinhold's Schule; Entstehung eines neuen Skepticismus; seine Angriffe auf die kritische und vorzüglich Reinhold'sche Philosophie; schneller Verfall der letzten. VI. Abschn. Abicht's Versuch einer neuen Elementarphilosophie; Jakob nähert sich dem Dogmatismus; Veränderungen in der Logik; Verbindung kritischer Lehren mit der dogmatischen Philosophie. VII. Abschn. Allgemeine Verbreitung der kritischen Philosophie; Kant's Bemühungen, sein System allgemeiner anzuwenden; Geschichte seiner Moralthologie; vergebliches Bemühen anderer Philosophen, den Dogmatismus aufrecht zu halten; Aufgabe der Berliner Akademie, und Auflösung derselben. — Der Vf. ist seiner Manier treu geblieben; er zieht den Hauptinhalt der Schriften aus, begleitet diese Auszüge mit seinen eignen Rasonnements, und führt die Urtheile darüber aus den Gegenschritten, selbst oft aus den kritischen Journalen an. Man kann also dieses Werk als eine Sammlung der merkwürdigsten Actenstücke über den Streit der kritischen Philosophie mit den Dogmatikern betrachten, welche wegen der Vollständigkeit und des Fleißes, womit sie ausgearbeitet ist, Lob verdient, aber nicht so sehr von Seiten der Unparteilichkeit, und des philosophischen Geistes empfohlen werden kann. Der Vf. ist ein Anhänger der Leibnitzisch-Wolfschen Philosophie, wenn er gleich dieses System nicht unbedingt als wahr annimmt; er

ist

ist Dogmatiker, und hat also in dem Streite Parthey genommen; von ihm darf man daher keine ganz unparteyliche Ansicht und Darstellung der kritischen Philosophie, keine ganz unbefangene Prüfung und Würdigung der Angriffe und Vertheidigung weder der Grundsätze des einen noch des andern Systems erwarten. Und dieses erstreckt sich nicht etwa allein auf des Vf. Rassekommens, sondern auch selbst auf die Darstellung. Beweise davon werden wir hernach anführen. In dem ersten Abschnitte findet man eine gute Darstellung der Kritik der reinen Vernunft, meistens nach Schulze's Erläuterungen, mit einigen Anmerkungen vom Vf., denen oft philosophischer Gehalt fehlt. Nachdem er die Antinomien dargestellt, und die Bemerkung Kant's, daßs und in wiefern die Antinomien ein Beweis für die Richtigkeit des transcendentalen Idealismus sind, angeführt hat; so fügt er die sonderbare Anmerkung bey: „Wer also unter der Welt den Inbegriff der endlichen Substanzen, als der Dinge an sich denkt, und die Welt der Erscheinungen von ihr absondert, der hat, selbst nach Kant's Systeme, die Antinomien nicht zu achten.“ S. 47. sucht der Vf. die Ursachen, warum die Kritik der reinen Vernunft zuerst fast gar keine Sensation machte, einseitig nur allein in der Dunkelheit, Weltfchwichtigkeit und Schwerfälligkeit des Vortrags, und in der eigenthümlichen Terminologie, deren sich Kant bediente, auf. Wenn dies die einzige Ursache wäre; so dürfte sie auch in der Folge keine Aufmerksamkeit erregt haben, denn Kant's Schriften sind nicht verändert worden. Sollte nicht der gefunkene Geschmack für tief sinnige Unterfuchungen, welchen der Vf. S. 2. bemerkt, und der dogmatische Schlummer, welcher damals herrschend war, dieses Phänomen weit natürlicher erklären? In dem dritten Abschnitte ist die Rede von den Angriffen des Hn. Eberhard und seiner Streitgenossen gegen die kritische Philosophie. Sie werden hier sehr ausführlich dargestellt, und zwar immer so, als wenn die kritische Philosophie sich nur schwach habe vertheidigen können; der Vf. giebt sogar zu verstehen, als wenn die Gegner des Hn. Eberhard's nicht immer redlich in diesem Streite verfahren wären. So heist es S. 166. Mehrere hitzige Kämpfe bekanden hier die Verfechter der Leibnizianischen Sache mit dem kalten Muth verführter Krieger, wenn ihre Gegner sie von allen Seiten oft mit großem Sturme anfielen, und alle Arten von Waffen gegen sie versuchten. Der Vf. hätte wohl gethan, wenn er dieses Urtheil durch Thatfachen belegt hätte. Oder soll es sich vielleicht auf Kant's Streitschrift gegen Hn. Eberhard beziehen, in welcher sich nach S. 180. eine Harte nach Bitterkeit finden soll, die seit geraumer Zeit und bis auf die Erscheinung seiner Philosophie in den Streitigkeiten dieser Art felten geworden sey? Allein kein Unparteylicher wird dieses Urtheil unterschreiben, noch eine andere Harte bemerken, als daßs Kant mit Ernst und Strenge die Angriffe, welche mit einer Art von Triumph gegen ihn geschehen, zurückfchlagt, und dem Gegner seine Überlegenheit fühlen laßt. Und worin wäre Kant

etwa bitter gewesen, als daßs er seinem Gegner Schuld giebt, die klaren Sätze der Kritik verdrehet zu haben? Den verneyneten Beweis, wodurch Hr. Eberhard die objective Realität des Satzes vom zu reichenden Grunde darthun wollte, den der Vf. S. 167. aufstellt, halt er nach S. 226. für einen Gewinn für die Leibnizisch-Wolffische Philosophie. Er hat Recht; wäre der Beweis nur gründlich, so hätte der rationale Dogmatismus eine feste Stütze. Allein man muß sehr verblendet seyn, wenn man die Schwächen desselben nicht sogleich ansehet, oder ihn nach Kant's Widerlegung, noch für fest gegründet halten kann. Der Vf. ist anderer Meynung; alles was die Gegenparthey diesem Beweise entgegenstellte, sagt er, war von keinem sonderlichen Gewichte, und schiebt hier und da gezeigt, daßs sie mit der Lehre von den bedingten Sätzen noch nicht so ganz auf das Reine gekommen war.“ Da dieses eigentlich Kanten selbst Schuld gegeben wird; so ist man mit Recht begierig, das *corpus delicti* genauer kennen zu lernen. Es betrifft Eberhard's Schluß: Wenn sich eine Portion Lust ohne Grund nach Osten bewegen könnte; so könnte sie sich eben so gut nach Westen bewegen, wo Kant erinnerte, daßs wenn dieser Satz eingeräumt werden sollte, die Worte *statt dessen* müssen eingeschaltet werden, welches denn aber vier *Terminos* in den Schluß bringt. Dagegen wird aus dem philosophischen Magazin folgende Einwendung angeführt: Wenn man *statt dessen* einschaltete; so könne auch das Andere mit Setzung eines Grundes geschehen; nach dieser Einschränkung werde daher das Consequens nicht nothwendig durch das Antecedens bestimmt. Denn das Consequens müßte nach den Regeln der bedingten Schlüsse *modi tollentis* ungerecht seyn, weil man hieraus auf die Ungereimtheit des Antecedens schliesse. Das heist also fowiel als, der Vorderatz muß wahr seyn, weil sonst der bedingte Schluß nicht folgerecht wäre. Und darum soll Kant noch nicht mit der Lehre von diesen Schlüssen auf Reine seyn! S. 183. sagt der Vf., Kant habe Eberhard's Meynung über die Gründe des Räumlichen und Successiven nicht gehörig gefaßt, da er glaubte, Eberhard wolle die einfachen Dinge in den sinnlichen Gegenständen auffuchen, und diese aus nicht sinnlichen Theilen zusammenfetzen. „Eberhard erklärte sich daher sehr deutlich, und hob dieses Mißverständnis, zu welchem Kanten der Ausdruck: *Elemente des Raums und der Zeit*, verführt haben mochte, von Grund aus, sehr zufrieden mit der wichtigen Erklärung seines Gegners, nach welcher dem Sinne der Kritik zu Folge, *Raum und Zeit*, zugleich in *subjectiven Dingen* gegründet seyn sollen. Diese letztern wären Dinge an sich, die nur nicht in *Raum und Zeit* (den sinnlichen) gesucht werden dürften, sondern in dem, was die Kritik das *auser- oder überfinnliche Substrat* derselben oder *Noumen* nennt, und seyen keine Erscheinungen, sondern wahre erkennbare Dinge an sich. Ist dies die Behauptung der Kritik, sagt der halbsche Weltweise sehr richtig; so hat der Streit zwischen der Leibnizianischen und Kantischen Vernunft-

nunkritik ein Ende.“ Und nun werden mehrere Stellen aus Kant's Schrift über eine Entdeckung etc. angeführt, welche diese Erklärung enthalten sollen, welche aber nicht das geringste enthalten, was diese Erklärung nur wahrheitlich machen könnte, ausgenommen S. 41, 42, wo Kant zwey Stellen aus Eberhard's Magazin anführt, in deren ersten obige curiv gedruckte Worte vorkommen, und hinzusetzt, das alles behaupte auch die Kritik. Dafs aber dieses keinesweges Kant's Meynung war, mufs jeder, der die Kritik mit Verstand gelesen hat, und nicht schikanieren will, wissen, und zum Ueberflufs hat Kant S. 36. der angeführten Schrift, und an mehreren Stellen, so klar und bestimmt gesagt, dafs der Grund des Stoffes sinnlicher Vorstellungen nicht in Gegenständen der Sinne, sondern in etwas Ueber Sinnlichem zu suchen sey, *wozu wir aber kein Erkenntnis haben*, dafs man in der That nicht weifs, ob man dem Mangel der Aufrichtigkeit oder der Einsicht ein solches Mißverständnis zuschreiben soll. Auf jeden Fall ist der Widerspruch, in welchen der Vf. S. 222. Kant fallen läßt, dafs, indem er die Nichterkennbarkeit der Dinge an sich behaupten wollte, er doch ausdrücklich soll gesagt haben, *dafs es wahre erkennbare Dinge an sich gäbe, welche die objectiven Gründe des Raumes wären*, zu groß und zu auffallend, um nicht jedem, der sich zum Geschichtschreiber der Philosophie dieser Periode aufwirft, die Bedenklichkeit einzuflößen, ob er sich nicht irre. Er kann sich nicht damit entschuldigen, dafs er darin der Autorität des Eberhardischen Magazins gefolgt sey; denn hier gerade war es eine Sache, die er selbst eigens strenger Untersuchung unterwerfen sollte. Wenn der Vf. hiedurch einen Mangel an Kenntniss der Kantischen Philosophie verräth, welcher einem Geschichtschreiber dieser Periode der Philosophie nicht wohl ansteht; so ist es noch ein grösserer Uebelstand, wenn er um die Kantische Philosophie herabzusetzen, mit sich selbst in Widerspruch gerath. Hier ist ein Beweis davon. Er sagt S. 454. Kant sey während der durch die Kritik veranlaßten Streitigkeiten nur wenig mit der Verbesserung seiner Kritik und ihrer Verteidigung beschäftigt gewesen. Es wäre auch wohl besser gethan gewesen, wenn die scharfe Antikritik gegen den Göttinger Recensenten und die Streitschrift gegen Eberhard unterblieben wären, weil dem grofsen Manne alle Talente verlegt zu seyn schienen, mit Anstand und Würde seine Meynungen zu verteidigen. „Seine Schüler warfen daher den Schleyer der Vergeßlichkeit wohlbedachtig über den ganzen Streit, den er mit dem Herausgeber des philosophischen Magazins geführt hatte, indem die eingestandene Erkennbarkeit der Dinge an sich für sie etwas Widriges haben mufste.“ Nun kommt er auf die zweyte Auflage der Kritik, und die Widerlegung des Idealismus, durch welche wie er meynet, kein Idealist sich würde von der Grundlosigkeit seines Systems überzeugen lassen. Denn „da den Idealisten noch nie eingefallen war, das Daseyn äußerer Gegenstände als Erscheinungen zu leugnen, und Kant von ei-

ner realen Existenz irgend eines Dinges ausser den Vorstellung, gar keine Erkenntnis zugesaget; so würde wohl kein Idealist den Beweis geüchert haben etc. Also gestünde Kant die Erkennbarkeit der Dinge an sich zu, und leugnete die Erkenntnis irgend eines realen Dinges ausser der Vorstellung!!! Ein gleiches Mißverstehen findet man auch noch in Rücksicht auf mehrere Punkte, z. B. in Ansehung des Unterschiedes der analytischen und synthetischen Urtheile, der philosophischen und mathematischen Erkenntnis. Nach diesen Proben wird man sich keine gar zu günstige Vorstellung von dieser Geschichte machen können. Auch ist sie nicht ganz vollständig. Da der Vf. einmal Beurtheilungen, und Befreiungen dieser und jener Sätze aus den kritischen Blättern mit aufnahm; so darf man nur die Recensionen des Eberhardischen Magazins in der A. L. Z., vergleichen, um sich zu überzeugen, dafs zur Vollständigkeit der Geschichte dieses philosophischen Streits noch sehr viel fehle, und dafs weder alle noch die stärksten Gegenstände ausgehoben sind. — Dieser Band gehet bis zur Erscheinung der Wissenschaftslehre, deren Beschreibung er andern Bearbeitern überläßt. Die allgemeine Uebersicht des Ganges, welchen die Philosophie in dem beschriebenen Zeiträume genommen hat, so wie die Literatur der Logik und Metaphysik, konnte der Vf. wie er in der Vorrede sagt, wegen der Ausdehnung dieses Bandes nicht mit anführen. Die letzte scheint er in einem besondern Werke herausgeben zu wollen.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, b. den Gebrüdern Gädicke: *Kleine mineralogische Schriften* von Joh. Carl Wilhelm Voigt. Erster Theil mit einem Kupfer: 1799. VIII. und 239 S. 8. (20gr.)

Damit nichts Nutzbares unkomme, giebt der Vf. hier den ersten Theil kürzerer mineralogischer Aufsätze heraus, und fodert auch andere Mineralogen auf, ihm Beiträge zu künftigen Bänden zu liefern. Da die Aufsätze gedrängt sind und nichts enthalten, was nicht wesentlich zur Sache gehört; so läßt sich auch in einem kleinen Bande Reichhaltigkeit an Gegenständen erwarten.

Die Aufsätze sind folgende: 1) *Einige flüchtige Bemerkungen auf meiner Reise von Halle nach Wettin*: der Saalkreis macht ein kleines Thonporphyrgebirge, dies ist an einzelnen Stellen ganz zu Porzellanthon aufgelöst, auch auf dem weissen Nachtrivollenfelsen bey Suhlf ist dies der Fall: Die an das Porphyrgebirge sich anlegenden Flözgebirge stimmen ganz mit dem Thüringerwaldgebirge in der Gegend von Ilmenau überein. Bey Ilmenau sind vier, bey Wettin nur dreystückige Steinkohlenflöze, die Wettiner sollten darüber viertes auch aufsuchen, welches jedoch vielleicht weggeschwemmt ist. Merkwürdig ist, dafs sich im

Stadrevier bey Wettin das rothe todte Liegende über die Steinkohlen herlegt. Der Steinkohlenbrand in jener Gegend, welchem die Neptunisten so große Wirkungen zuschreiben, hat vierzig Jahre lang gebrannt, und doch ist der Schieferthon nicht einmal durchgebrannt. 2) *Etwas über Braunkohlen:* der Vf. behauptet, daß die Braunkohlenformation ganz von der der Steinkohlen verschieden sey, jene, wozu auch bituminöses Holz und bituminöse Holzerde gehören, seyen aus süßen Wassern oder Laulseen abgelezt, und bloß aufgeschwemmte Gebirge; diese aus dem Meere. Selbst die Glanzkohle am Meißner in Hessen gehöre nicht zu den Steinkohlen, sie habe bey dem Brennen einen ganz andern Geruch, als wahre Steinkohlen; diese letzten seyen bald nach Entdeckung der Urgebirge aus dem Meere entstanden; dann könnten sie doch aber gar keine vegetabilischen Ursprung haben, und das möchte dem Vf. schwer werden zu beweisen. 3) *Vom bituminösen Erdlager bey Merzdorf.* 4) *Von der bituminösen Holzerde bey Langenhagen:* in beiden kommt ein berußeartiges Erdharz zugleich mit kleinen GypskrySTALLen vor, welches sich aber im Feuer doch ganz anders wie Bernstein, und auch gar nicht wie Honiggflein verhält. Unter Nr. 5. wird eines menschlichen Skelettes gedacht, welches 14 Fuß tief in einer sandigen Thonfchicht, über der bituminösen Erde lag; der Vf. glaubt, der Mensch sey da versunken, als ein See noch die Gegend bedeckte, und schloß sich daraus auf das jugendliche Alter dieses Lagers. Sechs Fuß tief in diesem Lager fand man bey der Anwesenheit des Vf. eine lebendige Kröte, welche durchaus keinen Zugang zu diesem Aufenthalte hatte, und enge eingeschlossen war. Der Vf. schätzte ihr Alter wenigstens auf zweytausend Jahr, welches noch nichts gegen die in Flotzgebirgen eingeschlossenen Kröten sey. Auch die folgenden Nummern bis acht enthalten kurze Nachrichten von bituminösen Erdlagern derselben Gegend. Bey Helbra unweit Eisloben findet sich eine sehr besondere Erde dieser Art, welche am Lichte gleich brennt, und fast wie Siegelack brennende Tropfen fallen läßt, sie ist weißgrau von Farbe, und so leicht, daß sie auf dem Wasser schwimmt. In Nr. 9. äußert der Vf. Vermuthungen über die Entfaltung aller dieser einander ähnlichen Lagen. Die beiden Seen unweit Eisloben haben sich vormals ungleich weiter erstreckt, und sind nur ein paar übrig gebliebene Tümpel des grossen Laudees, das Holz wurde durch die Unkrut meist herbeygeführt, und dann durch die Saale in die See gebracht, wo es sich nun an verschiedenen Punkten ablagerte, und durch Virziosaure mineralisirte. Nr. 10. und 11. handeln auch noch von bituminösen Holzlagern. Bey Kaltensordheim im Eisenachischen, hat das Holz noch zum Theil

ganz natürliche Holztextur. Nr. 12. eine mineralogische Wette, ob nämlich Braunkohlen je ein steinernes Dach haben oder nicht; der Streit ist nicht entschieden, Gründe auf beiden Seiten werden angeführt. Nr. 13. 14. und 15. haben wahre Steinkohlenflötze zum Gegenstande. Die erste enthält Briefe des Bergverwalters Schreiber über den Steinkohlenbau bey Steckheim, welche manche gute Bemerkung liefern. Die zweyte von eben dem Vf. über das Flötz zwischen Sülzfeld und Oberlauringen im Hochstifte Würzburg, merkwürdig weil hier die Kohlen nicht in der Nähe der Urgebirge, sondern in den tieferen Gegenden der zweyten Flötzformation liegen. Das Resultat von Nr. 15. über die Steinkohlen am Schlierberge im Eisenachischen ist, daß sie nie bauwürdig seyn werden. Nr. 16. *Ueber den Flötzsandstein,* sehr richtig unterscheidet man bey Flötzgebirgsarten solche, die durch chemischen, und solche die bloß durch mechanischen Niederschlag entstanden, der Flötzsandstein sey bisher zu den letzteren gezählt, welches dem Vf. seit einiger Zeit zweifelhaft wurde, warum wird in dem Aufsätze weiter erörtert. Nr. 17. *Von einigen Basalten im Eisenachischen:* nämlich an der Chaussee von Eisenach nach Benka, der Basalt füllt hier eine Spaltung im Sandsteine aus, so wie er auch an der benachbarten Stopfslucke durch den Sandstein hervorbricht. Der Vf. glaubt, daß der Basalt hier ohne Vulkan bloß durch innere Gährung und Erhitzung entstanden und hervorgebrochen sey. Nr. 18. *Auszug eines Briefes von Freyberg a. d. Herausgeber:* betrifft Werner's Meynung vom Trapp, welcher sowohl in Ur- und Flötzgebirgen, als auch in den von ihm angenommenen Uebergangsgebirgen vorkommt. Neunzehn geognostische Bemerkungen auf Macartney's Reise nach China. Nr. 19. *Von der Bernsteingräberey im Preussischen,* ein gedrängter Auszug aus den Berliner Blättern. May. 1798.

LEIPZIG, b. Vofs und C.: *Katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände in den Sonntaglichen Versammlungen in der Freyschule zu Leipzig gehalten von M. J. Ch. Dolz.* Erste Samml. 2te verbess. Auflage. 1798. 268 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 244.)

HAMBURG, in der Mutzenbecherschen Buchhandl.: *Antonie von Warrnslein. Eine Geschichte aus spätem Zeitalter.* Von Mariane Ehrmann. 2ter Th. 1798. 400 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 401.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. October 1799.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenböck u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie* und einer kritischen Literatur derselben. *Vierter Theil.* Von Joh. Gottlieb Buhle. 1799. 511 S. 8.

Wir beziehen uns, was den Geist und Gehalt dieses Werks betrifft, auf die Recensionen der ersten Theile, und schranken uns bey diesem vierten auf die Anzeige des Inhalts und einige einzelne Bemerkungen ein. XI. Abschn. *Ueber die Philosophie der Römer.* Da die Römer nie eigentliches philosophisches Genie gezeigt, sondern nur über die griechische Philosophie ratiocinirt, sie beurtheilt und angewendet haben; so muß der Geschichtschreiber der Philosophie diesen Theil nur als Episode betrachten. Hr. B. entwirft hier ein kurzes Gemälde von der römischen Literatur und dem Einfluß der griechischen auf dieselbe, und schildert die vorzüglichsten Männer, welche sich mit Philosophie beschäftigten, Cicero, Seneca, die beiden Plinius, Tacitus, Antonin, und schließt mit einer Charakteristik der spätern Stoiker in Vergleichung mit den ältern nach Konz. XII. Abschn. *Ueber die Philosophie der Juden im Zeitalter Christi.* Zuerst über die orientalische Philosophie, deren Existenz der Vf. gegen Meiners und Tiedemann behauptet. Wenn man unter derselben gewisse Vorstellungsarten versteht, welche der Gnosis zum Grunde lagen; so kann man freylich nach den Gründen eines Tychsen und Kleuker wohl nicht das Vorhandenseyn derselben leugnen. Es ist aber eine andere Frage, ob diese Religionsmeynungen eine Philosophie genannt werden können, die mit jener nicht einerley ist. Dieses ist nun auch im Wesentlichen Tiedemann's Behauptung (man sehe Geist der specul. Philos. 3. B. S. 99.), und Hr. B. streitet also mehr über die Benennung als über die Sache. Hr. B. führt nun diese orientalischen Philosopheme S. 92. nach Tychsen fast zu ausführlich auf. Denn da sie kein System philosophischer Forschung ausmachen, sondern nur in gewissen Religionsvorstellungen bestehen; so hätte der Geschichtschreiber der Philosophie eigentlich seine Pflicht erfüllt, wenn er nur dasjenige daraus angegeben hätte, was späterhin auf die Denkungsart wirkte, und in die schwärmerischen Systeme der Alexandriner überging. Die Ausführlichkeit, die hier gefunden wird, ist auch um so weniger zweckmäßig, da das Nöthige über die Kenntniß dieser Vorstellungen in dem ersten Theile in dem sechsten Abschnitt von der Philosophie der

Perfer S. 61—83. schön beygebracht war. Ferner überschreitet, wie uns dünkt, der Vf. die Grenzen der eigentlichen Geschichte der Philosophie durch die Schilderung der Sadducäer, Phariseer, Essener und Therapeuten und die Aufzählung ihrer Lehren S. 98—118. Philo's Religionsphilosophie ist ausführlicher und mehr im Zusammenhange dargestellt, als bey Tiedemann; Hr. B. folgt dabey dem Versuch eines systematischen Entwurfs des Lehrbegriffs Philo's von E. H. Stahl in Eichhorn's Bibliothek der biblischen Literatur. XIII. Abschn. *Ueber die Cabbalistische Philosophie.* Auch dieser Abschnitt ist zusammenhängender und vollständiger als bey Tiedemann. In der Anmerkung S. 169. hat Hr. B. die Entleerungsart der Cabbala mit vielem Scharf Sinne entwickelt. XIV. Abschn. *Geschichte der Alexandrinisch-Eklektischen Philosophie.* In diesem langen Abschnitt (S. 174—511.) handelt der Vf. von dem zu Ende der römischen Republik entstehenden Synkretismus, von den Ursachen, welche die Niedertrachtigkeit einer Menge von elenden Menschen, die sich für Philosophen ausgaben, bewirkten; von Alexandria und den daselbst gestifteten Lehranstalten, von den Ursachen, welche zur Entstehung der sogenannten Alexandrinischen Philosophie beitrugen, Widerlegung der Behauptung Mosheim's, daß Belreitung des Christenthums der Hauptcharakter dieser Philosophie, und ihr Stifter Potamo und Ammonius Saccas sey; philosophischer Charakter des Plutarch (hierbey eine Anmerkung über drey Lehrsätze des Plutarch, welche Tiedemann als neu und bemerkenswerth ausgezeichnete. Dafs sie nichts weniger als neu sind, wird hier gründlich gezeigt), Lucian und Apuleius; Religionsvermischung und Versuche, neue Religionen einzuführen; Apollonius von Tyana und Peregrinus Proteus. Da der ausgearbeitete Platonismus ein Hauptzug der Alexandrinischen Philosophie ist; so charakterisirt der Vf. denselben aus Alcinoüs und Justin. Hierauf folgen die Geschichte und Philosophie des Potamo, Ammonius Saccas, Galenus, Numerius, Maximus von Tyrus, Origenes, Plotin, (sehr ausführlich von S. 303—424.) Porphyrius; Jamblichus, Proklus, mit welchem der Vf. eine neue Reihe Alexandrinischer Philosophen anfangt, einige Commentatoren alter Philosophen als Heliodorus, Ammonius, Simplicius: Ueber das Verhältniß des Christenthums zur Philosophie, Philosopheme des Augustinus; Ursachen von dem Verfall der Wissenschaften und Künste seit dem fünften Jahrhundert. Zuletzt noch einiges über das Leben des Boethius, Cassiodorus, Aeneas von Gaza und Dionysius den Areopagiten, oder viel-

mehr über die dessen Namen führenden Schriften. Diese Inhaltsanzeige führt sogleich die Bemerkung herhey, daß der Vf. in diesem Abschnitt sehr viele Facta zusammengefaßt hat, welche zur leichtern Uebersicht hätten getrennt werden können. Es ist daher auch zuweilen kein rechter Zusammenhang sichtbar. Nicht alles, was in diesem Abschnitte vorkommt, steht in bestimmter Beziehung zur Alexandrinischen Philosophie; und diese selbst hatte in mehrere Perioden abgetheilt werden können. So sehr auch Justin, Origenes mit den Alexandrinern in einigen Punkten übereinstimmen; so haben doch ihre Philosopheme eine andere Tendenz als jene, und können also nicht sogleich zusammengestellt werden. — Zuweilen hätte sich der Vf. ohne Nachtheil für den Zweck einer Geschichte der Philosophie kürzer fassen können. Die Enttöndung der Alexandrinischen Philosophie laßt sich zwar nicht ohne Kenntniß der damaligen Denkart erklären; nur in dieser Beziehung darf sich der Geschichtschreiber der Philosophie über sie verbreiten. Wenn der Vf. aber die ausschweifenden Schwärmereyen und Thorheiten eines Apollonius von Tyana und Peregrinus auf mehreren Stellen erzählt; so überschreitet er, wie uns dünkt, die Grenzen seiner Geschichte. Zuletzt müßten wir noch bemerken, daß der Vf. in diesem Bande weniger eigene Forschungen angestellt hat, als in den ersten Theilen. So ist er in dem letzten Abschnitte griechentheils In. Tiedemann gefolgt, und die Darstellung der Plotinischen Philosopheme ist fast ganz aus dem Geist der speculativen Philosophie genommen, nur daß er sie zusammenhängender dargestellt, und seine eigenen beurtheilenden Bemerkungen beygefügt hat. Ungeachtet nun sein eigenes Verdienst in dieser Hinsicht geringer ausfällt, so würden wir doch keine Erinnerung darüber machen, weil es beynahe eine übertriebene Forderung seyn würde zu verlangen, daß ein Geschichtschreiber der Philosophie alles mit seinen eigenen Augen ansehen, alles selbst aus den Quellen schöpfen soll, und, weil auch Hr. B. seine Führer nicht verschwiegen hat. Allein auf der andern Seite ist zu befürchten, daß, wenn die Kritik in diesen Puncte zu nachsichtig ist, bey einem solchen Verfahren sich leicht Irrthümer in die Geschichte einschleichen können, welche einem Führer nachgeschrieben werden, und dann wieder in andere Bücher übergehen. Rec. halt es daher für seine Pflicht, den Vf. auf einige Fehler, welche aus dieser Quelle geflossen sind, aufmerksam zu machen. Der Vf. hält mit Tiedemann die kleine Schrift des Alcinous für in sofern lehrreich, als sie dazu dient, die successiven Fortschritte des ausgearteten Platonismus zu entdecken. Nun lassen sich in demselben freylich einige Spuren davon nicht verkennen, z. B. die Vermischung Platonischer und Aristotelischer Behauptungen, wovon auch etwas angeführt wird; aber dagegen wird auch vieles als Beweis desselben angegeben, was nicht dafür erklärt werden kann, sondern echt Platonisch ist. Dahin gehört z. B. der S. 254. angeführte Gedanke: „Gott ist ein unermess-

res, unansprechliches, bloß intelligibles Wesen, in dem keine Gattung, keine Differenz, kein Accidens ist, wiewohl es von allem diesem der Grund und die Ursache ist.“ Dieses ist nichts anders als was Plato sagt: Gott sey nicht des Wesen irgend eines Dinges, sondern noch über dasselbe erhaben (de Republica VI. S. 120.), worauf sich auch Alcinous hier bezieht. Es liegt darin so wenig etwas Transcendentes (vielmehr das Gekändniß einer unerreichten Idee), als irgend eine Aehnlichkeit mit dem Alexandrismus, außer in sofern dieser, wie der Platonismus, dogmatist. Ferner wird S. 258. zum Beweise, daß Alcinous Platonische Lehren verändert habe, die Vorstellung von der Materie angeführt. „Plato nahm die Materie nicht schlechthin formlos an: er lieft die Materie im Timäus ursprünglich aus — wiewohl unsichtbaren — Triangeln bestehend, aus denen hernach die Elemente gebildet worden. Alcinous hingegen stellt, wie Aristoteles, die Materie als schlechthin formlos dar; er laßt hernach die materiellen Thierfiguren durch die Gottheit bilden, und aus ihnen die Elemente zusammensetzen.“ Daß Plato die Materie nicht schlechthin für formlos erklärt habe, laßt sich nicht beweisen, widerspricht den klaren Worten des Philosophen, und der eigenen Darstellung des Vfs. (man sehe den zweyten Theil S. 137. 136.), und Alcinous erscheint hier, wenn man die materiellen Thierfiguren wegreicht, welche ein Uebersetzungsfehler sind, als ein richtiger Commentator des Plato. Hr. B. würde diese Fehler nicht begangen haben, wenn er nicht die angeführten Stellen auf die Auctorität Tiedemann's, ohne alle weitere Prüfung abgeschrieben hätte. S. 314. wird Plotin als der Erfinder der absoluten Ewigkeit (αἰών) nach Tiedemann angegeben. Allein schon bey dem Plato kommt die Sache und der Ausdruck vor Timäus S. 317. wo er sagt, einem ewigen Wesen (Noumenon) komme kein Seyn in der Zeit, sondern nur ein bloßes Seyn zu. S. 330 seq. heist es: Plotin suchte zu zeigen, daß die untern Seelenvermögen aus derselben Quelle mit dem vernünftigen Wesen der Seele, nämlich aus der Weltseele, entsprungen seyen. Was nun darauf aus dem Plotin angeführt wird, um dieses zu beweisen, als daß die Natur der vernünftigen Seele im Denken bestet, daß also das äußere Empfindungsvermögen nicht wesentlich zu derselben gehöre, daß das Empfinden körperliche Organe als nothwendige Bedingungen voraussetze; daß das Wesen der Weltseele bloß im Denken bestet, welches die äußere Empfindung und das Gedächtniß ausschliesse, beweist nun nicht nur nicht das geringste, sondern widerspricht auch dem obigen Satze, so daß wir nicht begreifen können, wie der Vf. nicht eben dadurch aufgedeckt wurde, die Stellen des Plotin, welche als Belege angegeben sind, einer neuen Unterfuchung zu unterwerfen. Diese Bemerkung wird sich jedem Leser auch bey S. 334 f. aufdrängen, wo behauptet wird, „Plotin habe sich die Weltseele zugleich mit den thierischen und menschlichen Seelen als einen Inbegriff gedacht, bey dem zwar eine logische Verschiedenheit statt fand,

de, aber keine sinnliche [objective] numerische, und doch gleichwohl gleich darauf eben denselben folgenden in den Mund gelegt wird: „So laßt es sich begreifen, wie alle Seelen aus Einer (der Weltseele) entspringen, und doch in dieser Einen enthalten; wie die Weltseele Eine sey, und eine numerische Vielheit der Subjecte befaßen könne? Das Erste, was einem dabey in dem Sinn kommt, ist dieses, daß Plotin, wenn gleich Schwärmer, dennoch nicht eines solchen offensbaren Widerspruchs sich könne schuldig gemacht haben. Und in der That bestätigt dieses eine genauere Ansicht. Plotin sagt ausdrücklich, daß es außer einer Intelligenz viele Intelligenzen, neben einer Seele viele Seelen gebe. Enn. IV. 8. 3.; er lehrt aus einer, der Weltseele, alle übrigen ab, aber er bestreitet ausdrücklich die Behauptung, daß alle Seelen nur ein numerisch-identisches Wesen ausmachen. Enn. IV. 9. 2. Dies wird genug seyn zum Beweis, daß hier noch sehr viel zu thun übrig ist. Wenn erst der Anteil von Plato's Philosophemen, welche Plotin aufnahm, genau abgewogen, und von dem, was er selbst hinzugehan hat, abgefondert wird, dann wird sich erst die Tendenz dieses Systems richtiger bestimmen, und eine zusammenhängendere und deutlichere Darstellung davon geben lassen, als wir bis jetzt haben. Die Bemerkungen, womit der VI. die Darstellung der Philosophie begleitet, und theils ihre Entstehungsart, theils ihre Richtigkeit untersucht, sind schätzbar und zeugen von großen Scharfsinn.

NATURSGEICHICHTE.

Zürich: Collection choisie de plantes et d'arbustes. Premier Cahier. Auswahl von Pflanzen und Gesträuchen. Erstes Heft. 1796. 8. 1 + 37. Tab. 1—9. Second Cahier. Zweytes Heft. 1797. 8. 58—77. Tab. 10—18. 1797. 4. (12 Rthlr.)

Der vorzügliche Werth dieser Sammlung liegt in den schönen Abbildungen und der guten Auswahl der Gegenstände. In dem Vorberichte, wo der VI. der sich mit C. unterzeichnet, eine Menge von Unternehmungen ankündigt, die zwar sehr zu wünschen und leicht zu entwerfen, aber schwer mit hinlänglicher Dauer auszuführen sind, äußert derselbe auch einige ihm eigene Gedanken über die Vegetation, und zwar über das Nectarium und seinen Saft. Jenes hält er für das eigentlich hodenartige Drüsenorgan der Gewächse, nicht die Anthoden, diesen für das Mittel theils den Saamenstaub zu vervollkommen, theils die sättigen Früchte hervorzu- bringen, und dem Saamen dadurch vorzuarbeiten. Der Text zu den Abbildungen ist französisch und deutsch; dem Inhalte nach aber sehr dürftig; er enthält nur die aus der Systemreihe ausgeschriebenen Kennzeichen der Gattung und Art, und eine kurze Anzeige der Cultur, die, wie man leicht denken kann, unter verschiedenen Umständen Abänderungen leidet. Von einer nähern Kritik für den Gelehrten, oder einer Verknüpfung schöner Verhält-

nisse für den Liebhaber findet man wenig oder nichts. Uebrigens ist das Ganze sehr schon gedruckt, und in sofern zu den Abbildungen passend. Diese sind von dem bekannten trefflichen Künstler Schellenberg in einer Manier ausgearbeitet, die, wenn sie noch mit größerer Sorgfalt angewendet wird, unkreutzig von allen die beste ist. Leichte Umrisse sind mit Aquatinta schattirt, und die Illumination ist faust darüber gezogen. Die Strichschattirung schadet offenbar dem feinen durch Linien zu bestimmenden Charakter der wirklichen Organisation, und bloße Umrisse erfordern beym Illuminiren eine gewagte und kostbare Male- rey, oder bleiben zu platt. Die gegenwärtigen Kupfer wird man immer mit innigen Vergnügen wegen ihrer sanften Gefälligkeit ansehen, nur wird der eigentliche Botaniker bey der feinen Zerlegung der Blumen, z. B. bey *Geranium tetragonum*, *Chironia baccifera*, *Aclepias arborensis*, die nöthige Präcision vermissen, die unter der Sorgfalt des leichten Ausdrucks, der so schön in den ganzen Gewächsen erreicht ist, verloren ging. Vermögenden und geschmackvolle Kunstwerke schätzenden Blumenfreunden wird die Anschaffung dieses Werks nicht gereuen.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Ericarum icones et descriptiones auctore Johanne Christophoro Wendland. Fascicul. I. Abbildung und Beschreibung der Heiden, von Johann Christoph Wendland, königl. kurfürstl. Gartenmeister zu Herrenhausen u. s. w. Erstes Heft. 1798. Zweytes Heft. 1798. Drittes Heft. 1799. 4. (7 Rthlr.).* Von diesem Werke, das Hr. W. schon im Jahre 1794 mit Hn. Dr. Römer gemeinschaftlich angekündigt, erscheint jetzt die Ausführung durch den ersten allein, da äußere Umstände jene anfänglich genommene Entschliessung hinderten. Hr. W. befindet sich in der ausgezeichnetsten Gelegenheit, in Deutschland wenigstens, sich über die verschiedenen Arten der so zahlreichen Heidegattung zu unterrichten, und die so vielfachen Formen zu vergleichen; er giebt die von ihm selbst mit aller Genauigkeit gefertigten Zeichnungen und Beschreibungen, ungeachtet ähnlicher neuer englischer Werke, heraus, damit er deutschen und weniger bemittelten Liebhabern die Kenntniß dieser Gewächse verschaffen könne. In jedem Hefte sind sechs Tafeln, mit eben so viel Arten, nicht numerirt, weil man sie sonst, wenn die Reihe geschlossen ist, nicht beliebig ordnen könnte; jedes Jahr sollen zwey, und wenn die Unterstützung stark genug ausfiele, auch vier Hefte geliefert werden. Hr. W. meynt, wenn auch seinen Zeichnungen die malerische Schönheit abging; so würde dieser Mangel durch Genauigkeit ersetzt werden. Die letzte Haupteigenschaft wird niemand den Figuren abschreiben dürfen, und jene ist bey einer so steifgebildeten Gattung chuebin nur selten anzubringen. Jeder Art wird eine eigene lateinische und deutsche Definition vorausgeschickt, auch wohl die von andern Autoren beygefügt; hierauf wird des Gewachs nach allen Theilen, vom Stamme bis zum Saamen, Ff 2

charakterisirt, sein Habitus, die Blüthezeit, der Wohnort angegeben, und zuletzt jede Figur erklärt. In den drey ersten Heften befinden sich folgende Arten: *lutea*, *ramentacea*, *Pattersoniana*, *pinca Thunbergii*, *perspicua*, *pinca Plukenetii*, *taxifolia*, *strigosa*, *spicata*, *interrupta Plukenetii*, *Bergiana*, *laniflora*, *coccinea*, *ventricosa*, *nutans*, *incarnata*, *capitata*, *curvispora*.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Hortus Herrenhusanus, seu plantae rariores, quae in horto regio Herrenhusano prope Hannoveram columbar. Auctore Joanne Christophoro Wendland, horti regii Herrenhusani topiario primo, Soc. hist. nat. Tigrinae ac Jenensis Sod. Fasc. I. 1798. fol. (2 Rthlr. 16 gr.)*

Unter diesem veränderten Titel wird das *Sertum hannoveranum*, dessen vierten Heft bereits Hr. W. allein besorgte, von diesem fortgesetzt. Genauigkeit und Sauberkeit in den Figuren, die Art der Beschreibung, und die Einrichtung, nach welcher jedes Heft sechs Kupfertafeln enthält, ist wie bey jenem Werke geblieben, nur ist diesem ersten Hefte noch ein Grundriss des Gartens zu Herrenhausen, und jeder lateinischen Beschreibung noch eine ganz kurze deutsche Erklärung beygefügt worden, wahrscheinlich, um die jener Sprache unkundigen Liebhaber nicht ganz ohne Auskunft zu lassen. Die Arten dieses Hefes sind: *Protia Levisana*, mit goldköpfigen Blüten; *Celosia glauca*, mit einer in der That so großen, hervorstechenden und schönen Verwachsung der Staubfäden, daß Hr. W. allerdings auf den ersten Anblick Recht zu haben scheint, wenn er sie als Krone ansieht; *Pilcorinia latifolia*, ein herrliches ananasartiges Gewächs; *Malva reflexa*, eine schöne Art mit dem sternartigen Ueberzuge mancher Hermannien; *Hedysarum graminum*, vom verstorbenen König in Ostindien entdeckt; und *Arctotheca repens*, eine den Arototisarten ähnliche, aber zu *Polygama frutrea* gehörige, und durch den Mangel eines Pappus von den übrigen Gattungen abweichende Pflanze.

BERLIN, b. Franke: *Abbildungen und Beschreibungen naturhistorischer Gegenstände. 11—13. Heft. (1 Rthlr. 18 gr.)*

Was von den vorigen Heften gesagt worden ist, gilt auch von diesen. Der Text ist für seine Bestimmung brauchbar. Beyspiele von der fortdauernden Schlechtigkeit und Roheit der Figuren geben die vom Flufsperd, vom Erdmolch, vom Bilsenkraut, von der Kropfgans, dem Indigo, der Einbeere, der Herbstzeiðlose, dem Kellerhals, der Küchenchelle, dem Kämpferbaum, dem großen Paradiesvogel, dem Sturmbuth u. s. w. Hin und wieder sind die Striche und Umrisse in den letzten Heften etwas sauberer, und es kann schon seyn, daß der Kupferstecher zuletzt noch etwas ertragliches herausbringt, wenn ihm das Publicum seine Uebungen lange genug bezahlt.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *A. G. Richter's Anfangsgründe der Wundarzneykunst. Erster Band. Dritte Auflage, mit acht Kupfertafeln. 1799. 563 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1787. Nr. 19.)*

NÜRNBERG u. ALTDORF, in Commiß. der Monath-Kupferischen Buchh.: *Anleitung zum Schönschreiben, nebst einer Anweisung, Kinder auf dem kürzesten und zweckmäßigsten Wege eine schöne und gute Hand schreiben zu lehren. Zum Gebrauch für Aeltern und Lehrer, von J. G. H. Müller. Mit der Kanzley-, Fractur und lateinischen Schrift vermehrte, und im Uebrigen verbesserte zweyte Ausgabe. 1799. 192 S. und 44 Bog. Tabellen. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)*

FRANKFURT u. LEIPZIG, wie auch in allen Buchhandlungen Deutschlands: *Praktische italienische Grammatik, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann. Von J. V. Meidinger. Neue, durchaus verbesserte und mit neuen Regeln und Ausgaben bereicherte Ausgabe. 481 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. N. 229.)*

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Königsberg, b. Nicolovius: *Rechenbuch für Kinder, besorgt von G. C. W. Beseit. 1798. 47 S. 8. (3 gr.)* Zuerst ein Verzeichniß von mancherley Maassen, auch von Geldorten u. dgl. Ferner die Rechnung mit ganzen, gebrochenen und benannten Zahlen; die Regel de Tri und einige Zusammenfassungen derselben, alles mit einem oder zwey Exempeln, und einigen wenigen vorläufigen Erläuterungen. Als Lehrbuch ist diese Anweisung zum Rechnen unbequem,

weil der Lehrer noch viele Exempel zur Uebung und Vervollständigung hinzufügen muß. Zum eignen Unterricht ist es für Kinder, auch Heranwachsende, nicht dienlich. Einige Beyspiele bedürfen einer Erläuterung. Das 3. 9. bezeichnende Beyspiel, wo die Zerfallung der kleinen Einheiten (Lothe, Groschen) in Bruchtheile der größeren angewandt wird, ist undeutlich, und kann auch nach dieser Art kürzer gerechnet werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 26. October 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

- 1) KOPENHAGEN, b. Proft u. Storch: *Henrici Callisen systema chirurgiae hodiernae in usum publicum et privatum adornatum. Pars prior.* Editio nova auctior et emendatior. 1798. XL u. 800 S. 8. (2 Rthl. 8 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Henrici Callisen's System der neuern Wundarzneykunst, zum öffentlichen und Privatgebrauch. Aus dem Lateinischen übersetzt von Kuhn. Erster Theil.* Neue von dem Verf. vermehrte und verbesserte Auflage. 1798. XLVIII u. 975 S. 8. (2 Rthl. 16 gr.)
- 3) KÖNIGSBERG, in der Hartung'schen Buchh.: *Unterricht in der Wundarzneykunst.* Zum akademischen Gebrauche entworfen von Metzger. 1798. 472 S. 8. (1 Rthl. 6 gr.)
- 4) GÖTTINGEN, im Vandenhöck u. Ruprecht'schen Verlage: *System der Chirurgie, von Arnemann.* Mit Kupferstein. Erster Theil. Erste Abtheilung. 1798. 336 S. 8. (1 Rthl.)

Nr. 1. Mit voller Ueberzeugung treten wir dem bereits (A. L. Z. 1788. Nr. 224.) von einem andern Recensenten über eine frühere Ausgabe des trefflichen Callisen'schen Buches gefällten Urtheile bey. Wir haben bis jetzt unter den kürzern Handbüchern der Chirurgie noch keines, welches wegen schöner Auswahl, nöthiger Vollständigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit und der mütheften gedängten Schreibart dem vorliegenden an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Hier und da sind auch interessante eigene Beobachtungen kurz eingeschaltet. — In dieser neuen Ausgabe (die der Vf. nun nicht mehr, wie die vorige, *principia systematis* nennt) ist einiges abgekürzt, eine Art von Verbesserung, die nur gute Schriftsteller kennen, aber auch manches geändert und hinzugefügt aus neuern Schriften und des Vfs. fernerer Erfahrung; so dafs die neue Ausgabe fast 100 §§. und über 100 Seiten stärker ist, als die letzte. In den Zusätzen zu den ersten Kapiteln, z. B. zu denjenigen, von den durch Reiz entstehenden Krankheiten, merkt man einigen Einfluß der neuern Untersuchungen über Lebenskraft, und noch sichtbar würde er wahrscheinlich seyn, wenn hierdurch die Ordnung der Kapitel, woran der Vf. nichts ändern wollte, nicht zu sehr hätte gestört werden müssen. So nimmt er z. B. (§. 316) den Zustand des Lebens als einen gezwungenen an. Ueber die the-

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

rische Wärme erklärt er sich (§. 437): *Caloris animalis fixi solutionem non ex singulis fontibus v. g. respiratione, digestionem, ortum ducere, sed in omni corporis animalis puncto adesse, ubi vis vitalis viget, sanguinis circulatio subsistit, cruor de arteriis in venas transit, decompositio et reproductio partium, mutatio partium fluidarum in substantiam solidiorem, solidarum in substantiam fluidam virium vitalium adminicula subsistit* — Sufficit hic notasse, calorem fixum animale ubique vis vitalis a stimulo quodam in singula parte excitatur, maiori quantitate solvi. Die Wärme eines entzündeten Theiles laud er 8 bis 9° Fahrenheit stärker als die des übrigen Körpers selbst bey dem consensuellen Fieber. — Ueber die Muskularsubstanz der Arterien scheint er keine Meynung geändert zu haben, da es in der vorigen Ausgabe noch hieß, *textura vasorum muscularis falso forsan dicta*, wo jetzt das *falso forsan* sicher unit Rechte weggelassen ist. Aber die Bemerkung über die eigne Beschaffenheit dieser Muskelfasern, dafs sie durch einen nicht kausischen Reiz sich nicht zusammenzögen, sondern durch einen Reiz sich vielmehr ausdehnten und zu widernatürlichen Oscillationen gebracht würden, ist stehen geblieben. Diese Veränderung wird freylich eine mehr passive genannt, in dem kann dabey doch leicht Mißverstand entstehen.

In der systematischen Anordnung der Materien, wogegen schon der vorige Recensent mit Grunde Einiges einwandte, ist nichts geändert. Es ist leicht einzusehen, dafs durch eine Aenderung hierin eine mühsame Umarbeitung nothig geworden wäre, und schon für diese Ausgabe, so wie sie der Vf. geliefert hat, muß jeder Arzt und Wundarzt ihm dankbar seyn, zumal da er dieselbe (s. Vorrede) bey ungünstiger Gesundheit und mit Geschäften überhäuft übernahm. Was wir gegen seine Anordnung einzuwenden haben, führen wir deshalb blos an der Entschuldigung willen an, die der Vf. dafür giebt, und welche andere Schriftsteller, die weniger Nachsicht verdienen, sich leicht könnten zu Nutz machen. Seine Entschuldigung ist nützlich, dafs alle systematische Formen ihrer Schwierigkeit hätten und keine fehlerfrey sey. Dies ist sehr richtig und wird es bey der Beschränktheit unsers Vorstellungsvermögens immer bleiben, aber eine hat doch der Fehler mehr, als die andere! Eine Hauptforderung an die Ordnung der Materien, besonders in Lehrbüchern, ist, dafs soviel nur irgend möglich ist, *Anticipationen* noch unerklärter Materien verläßt werden. Hiegegen verlißt des Vfs. System gar sehr, z. B. erst in der Mitte des zweyten Theils kommt

Gg

kommt der Brand vor, und im ersten schon das bräunliche Geschwür und manche Krankheit, die mit dem Brande in Bezug steht. Dies war leicht zu verhindern, sobald im allgemeinen Theile der Brand gleich hinter der Entzündung, aus welcher er doch meistens entsteht, abgehandelt wurde. So kommt die Entzündung der Vene nach Aderlassen vor, che die Entzündung abgehandelt ist. So sah ich der Vf. selbst genugsam, die Contusionen in dem Kapitel von den Wunden abzuhandeln, damit doch hier die gequetschten Wunden erklärt werden könnten. — Ein anderes Erfordernis ist, daß Wiederholungen möglichst verbutet werden. Dieses ist hier gut erreicht, dadurch, daß eine allgemeine Abhandlung z. B. der Entzündung, Eiterung etc. den speciellen Fällen vorhergeht. — Doch dies sind nur negative Tugenden. Zu den positiven Erfordernissen gehört, daß das gemachte Fachwerk im Stande ist, alle Materien aufzufassen und in Ordnung zu erhalten. Dies ist C. System gar nicht, weil nämlich die Krankheiten häufig nach den entfernten Ursachen geordnet sind. Da die meisten Krankheiten aus sehr verschiedenen entfernten Ursachen entstehen könnten; so ist die Folge von einer solchen Classification, daß, wenn man ihr treu bleibt, unzählige Verweirungen und Wiederholungen entstehen, die ein sehr mühseliges Zusammenfuchen nöthig machen, oder daß man, um dies zu vermeiden, das System oft aufgibt, und nach dem *a posteriori sit denominatio* Krankheiten ganz unter Classen bringt, wohin nur einige Arten von ihnen gehören. Das letztere wählte unser Vf. und so steht auch die angeborene Phimos unter den Entzündungen, alle Arten von Schielen und schiefem Halse stehen unter den Krämpfen. Der Rec. der vorigen Ausgabe hatte schon getadelt, daß das Aneurysma erst am vierten Orte wirklich abgehandelt wird, nämlich bey den Wunden, wohin dennoch das wahre Aneurysma gar nicht gehört, und des Vfs. in dieser Ausgabe angegebene Gründe, daß doch auch bey diesem Aneurysma der Zusammenhang der Haut geschwächt wäre und deshalb leicht Zerreißen entstehen könnten, heben diesen Tadel doch wahrlich nicht auf. — Wer wird die Contusionen, die Hirnerschütterung unter den Wunden suchen, die Stuhlspitzen und Klystire unter denen Mitteln, welche die zu große Säftemasse verringern sollen? Endlich muß auch ein System Ueberblicke über ähnliche Krankheiten geben, und diese beruhen oft bloß auf dem Topischen. So geht der Vf. auch einmal selbst von seinem Plane ab, indem er unter den Wunden nicht bloß die Kopfwunden, sondern alle Kopfverletzungen, als Erschütterung, Entzündung, Eiterung, Compression des Gehirns in Verbindung abhandelt. So ist es wohl ohne Zweifel rathsam, die Krankheiten der Knochen zusammen abzuhandeln, da sie im Allgemeinen doch manches Besondere vor den Krankheiten der weichen Theile haben. — Da bey diesem Werke keine Kupfer geliefert sind; so vermischt der Vf., wenn binnen Jahresfrist kein Mangel eines nicht zu kostbaren, die Abbildungen

der nöthigen Instrumente nebst ihrer Beschreibung und Anweisung ihres Gebrauchs enthaltenden Werkes noch nicht von einem Andern abgeholfen seyn wird, ein solches zu liefern. (Von Schreger's angekündigten Werke dieser Art, ist freylich noch nichts erschienen, doch scheint dem Rec. nach Hebenfreit's Ausgabe des Bell dieser Mangel auch nicht da zu seyn.) — Die Druckfehler haben sich in dieser neuen Ausgabe mehr gehäuft.

Nr. 2. ist eine gute Uebersetzung, welche freylich die Kürze und Bündigkeit der Urschrift nicht hat, aber auch schwerlich haben konnte, da in dieser Hinsicht unsere Sprache der lateinischen sehr nachsteht. — Die §§. harmoniren nicht mit einander, sondern sind in der Uebersetzung schon vor der Mitte um Eine Zahl weiter getückt. — §. 1365. der Uebersetzung ist gleich Anfangs ein Satz ausgelassen.

Nr. 3. ist eine umgeänderte Ausgabe des 1791. erschienenen Handbuchs der Chirurgie von Metzger. An Vollständigkeit steht es schon nach dem Plane des Vfs. Callien's Handbuche nach. Denn sein Gegenstand ist vorzüglich die der Medicin am nächsten verwandte wissenschaftliche allgemeine Chirurgie; Manualchirurgie, Bandagenlehre, Einbindungskunde und die Lehren von den Augenkrankheiten, Ohrenkrankheiten und venerischen Krankheiten sind ausgeschlossen. Dafs die eigentliche Operationslehre ausgeschlossen ist, dagegen ist nichts einzuwenden, die Krankheiten der Ohren, manche Krankheiten der Augen z. B. Flecken der Hornhaut, und die venerischen Krankheiten hätten aber billig mit abgehandelt werden müssen, da sie oft ganz in die sogenannte medicinische Chirurgie gehören und nicht für den operirenden Wundarzt. Wie kann das Kapitel von den Entzündungen und Geschwüren vollständig abgehandelt werden, wenn die allgemeine Behandlung der venerischen Krankheiten übergangen ist! — Die Ordnung der Materien ist weniger künstlich und besser, als bey Callien. Einleitung. Hierin auch eine kurze Geschichte der Chirurgie. Allgemeine Fieberlehre. Entzündung mit ihren Arten und Ausgängen im Allgemeinen. (Wir würden die speciellen Entzündungen gleich haben folgen lassen.) Verletzungen durch äußerliche Ursachen. Verletzungen der einzelnen Theile. Geschwüre und Fisteln. Geschwüre insbesondere. (Die dann erst folgenden speciellen Entzündungen und Abscesse wären besser vorhergegangen.) Von der hier abgehandelten Thränenfistel gehören nicht alle Arten hieher, nämlich diejenigen nicht, bey welchen bloß eine Retention ohne wider-natürliche Oeffnung ist.) Geschwulste. Hier kommt die Augentzündung vor, so wie die übrigen speciellen Entzündungen. Kalte Geschwülste. Brüche. (Die Zurückbeugung der Gebärmutter gehörte gar nicht hieher.) Falsche Brüche. Vorfälle. Organische Kränkheiten. (Unter dieser Rubrik können die angeborenen oder später entstandenen wider-natürlichen Verwachsungen, Trennungen, Verkürzungen und

Krum-

Krümmungen, Ueberzahl oder Mangel eines organischen Theiles vor. Sind aber Vorfälle, Brüche etc. nicht eben sowohl organische Krankheiten?). *Knochenkrankheiten. Fracturen. Luxationen. Krankheiten der Gelenke. Wirkungsarten der vorzüglichsten chirurgischen Heilmittel* (wären besser vorausgeschickt.) *Anhang, ausleserlene Formeln von Arzneymitteln* (war in einem zum akademischen Gebrauche entworfenen Handbuche überflüssig.) — An Gedrängtheit und Bestimmtheit Reht die Ausführung gegen *Callusen* weit nach. Hie und da ist sie wirklich nachlässig. So heisst es bey den Luxationen des Fusses (S. 1440) „die Ausdehnung mufs in der Direction geschehen, welche dem Wundarzte die Einrichtung erleichtert.“ Dies versteht sich von selbst, aber welche Direction dies ist, mufste angegeben werden. Die allgemeinen Anzeigen zur Heilung organischer Krankheiten werden (§. 1024) angegeben: „Verwachsene Theile müssen getrennt, verschlossene Mündungen geöffnet, getrennte Theile vereinigt, überflüssige abgenommen, gekrümmte wiederhergestellt und Localfehler verbessert werden.“ Sind dies denn nicht alle Verbesserungen der Localfehler? — Manche Krankheiten sind zu kurz abgehandelt, z. B. bey den Wunden der Eingeweide des Unterleibes fehlt es an der speciellen Behandlung; man findet gar nichts von Einlegen des Catheters bey gewissen Blasenwunden, von den oft notwendigen Erweiterungen der äufsern Wunde bey denselben, bey den Magenwunden nichts von der Anwendung der Brechmittel. — Manche Angaben endlich sind wirklich unrichtig. Die Durchsicht einiger Abschnitte wird hinlängliche Beweise liefern. Die nächste Ursache des Fiebers soll ein den lebendigen Kräften des menschlichen Körpers beschwerlicher Reiz seyn, und so soll das Fieber zu den wohlthätigen Naturwirkungen gehören, welche zu dem Endzwecke dienen, fremdartige Materien zu bezwingen und aus dem Körper zu schaffen. Schon diese teleologische Vorstellungsart ist unrichtig, und ein Reiz kann nicht die nächste Ursache einer Krankheit seyn, es ist aber auch wirklich ein gefährlicher Satz, die Fieber so allgemein als wohlthätig zu betrachten und einen auszuführenden Fieberstoff anzunehmen, der z. B. bey den heftigen Fieber durch Saftverlust gar nicht existirt und zu schwerlicher Behandlung verleiten kann. — Dieser Reiz soll bey den Wechseln fiebern hauptsächlich in den ersten Wegen, bey den anhaltenden im Gefäßsysteme und bey den remittirenden vertheilt seinen Sitz haben. — Nach dem obigen Begriffe von nachher Ursache des Fiebers sind die Indicationen zur Heilung 1) den Reiz zu entfernen oder zu schwächen; 2) Coction und Krisis zu befördern; 3) die Kräfte nach dem Fieber wiederherzustellen. Grade die dritte Anzeige ist oft die erste und einzige. — In die Definition der Entzündung ist wieder ein Endzweck gerathen. Sie soll nämlich ein durch die gereizten lebendigen Naturkräfte bewirkter, stärkerer Zuflufs des Blutes nach einem besondern Theile seyn, dessen Endzweck die Entfernung des Reizes ist. Diefen

zufolge befände sich nach jeder genommenen Pflanze Tabak die Schleimhaut der Nase im entzündeten Zustande. — Die ächten Entzündungen sollen ihren Sitz in dem Zellgewebe und in den reichen Blutgefäfsen, die falschen hingegen in der Haut und deren feinem Gefäfsen haben. Ist aber nicht der Furunkel eine wahre Entzündung, und hat doch seinen Sitz in der Haut? — Die Verhartung, welche nach Entzündungen zurückbleibt und fälschlich wohl scirrhus genannt wird, verwechselt der Vf. mit einem wahren Scirrhus und nennt sie diessnach wegen ihres leichten Ueberganges in den Krebs eine furchtbare Krankheit. — Den Brand nennt der Vf. den heifsen, wenn nur die äufsern Bedeckungen erstarben sind, den kalten, wenn die Muskeln bis auf den Knochen zerstört sind. Von dieser grundlosen Unterscheidung ist man doch schon lange abgegangen. — Dafs durch erloschene Reizbarkeit und Nervenkraft immer nur der trockne Brand entstehe, ist unrichtig. — Der feuchte Brand, welchen Hr. M. lieber den acuten nennen will, soll immer aus Uebermaafs von Kräften entstehen. Den Brand wasserfüchtiger Reine verursacht aber sicherlich kein Uebermaafs von Kräften. — Als Anzeige zur Amputation eines brandigen Gliedes wird sehr mangelhaft der Fall lediglich angegeben, wenn die Natur nicht von selbst die Abnahme bewirke. — Die Wirkungsart des Tampons wird dahin bestimmt, dafs er die Zurückziehung der Ader befördere: Weit mehr wirkt er durch einen thrombus. — Die *hydrocele funiculi spermatici* wird als einerley mit der *hydroc. cystica* angegeben, da diese doch nur Eine Art derselben ist. — Von den Methoden mit dem Aetzmittel und mit dem Haarseile den Wasserbruch zu heilen, wird geredet, als wären sie die üblichsten, da doch der Schnitt und die Injection dieses sind. — Bey der Castration wird die Unterbindung als unnöthig und gefährlich gänzlich verworfen und gelinder Druck gegen die Schaamknochen und Tamponiren für hinlänglich erklärt, obgleich diese Methode schon traurige Folgen geliebt hat. — Die Caries folgt der Brand der Knochen seyn, da sie doch nur ein Geschwür derselben ist. — Bey Abseffen in der Nähe solcher Theile, wo der Schnitt gefährlich ist, könne man die Eröffnung durch Aetzmittel bewirken; diese sind hier doch aber bey weitem gefährlicher, als eine vorsichtig geführte Lanzette. — Die Anlegung der Blutigel wird sehr bedenklich gemacht, weil sie leicht ein großes Gefäß ansaugen und eine tödliche Hamorrhagie verursachen könnten. Hievon möchte der Vf. doch wohl nicht viele Beyspiele anführen können. — Rec. hat mehrere Beyspiele ausgehoben, weil Hr. M. sich sehr aufmerksam auf Kritiken beweist, und bedauert, dafs sie ihm zur Umarbeitung seines Buches wenig Materialien geliefert haben.

Nr. 4. ist nach einem weitläufigern Plane angelegt; so dafs es auch zum eignen Studium paßlich ist. Hr. Arneemann hatte dabey den Vorzug, dafs er es in einem Zeitpunkte ausarbeitete, wo der medicinische

nische Theil der Chirurgie auch wesentliche Verbesserungen erhalten hat, die schwerer in ein älteres System bey einer neuen Ausgabe einzuschreiben sind, als einem ganz neuen Buche einzuverleiben. Man sollte glauben, wenn Lehrer eine Zeitlang über ihre Handbücher gelesen haben; so müßten sie Manches besser zu ordnen finden und so die neuen Ausgaben besonders geläutert erscheinen, die Erfahrung zeigt aber, wie wenig Einfluss dies, wahrscheinlich aus dem angegebenen Grunde, auf sie zu haben pflegt. An Vollständigkeit pflegen sie zu gewinnen, insofern hat Rec. in dieser ersten Ausgabe des Arnenmannschen Systems, so weit es jetzt erschienen ist, schon große Vollständigkeit gefunden. (Bey dem Blasenstiche fehlt doch die Durchbohrung durch die Mutterscheide. Die Zeichen des tollen Hundes sind ausgelassen. Der Hospitalbrand hätte eine besondere Erwähnung verdient. Die Lehre vom Steinschnitte ist auch etwas zu kurz gerathen. Hn. Weidmann's Apparat hatte als eine neuere Erfindung eines vorzüglichsten Wundarztes doch auch angeführt zu werden verdient, wenn sie schon, wenigstens dem Rec., nicht recht brauchbar zu seyn scheint.) Zu einem Leitfaden für Vorlesungen scheint es doch fast zu umständlich zu seyn, z. B. in Beschreibung der Handgriffe bey Operationen. — Ueberall ist die nöthigste Literatur beygefügt. — Die Anordnung der Materien ist folgende. Erste Hauptabtheilung, die *allgemeine Chirurgie*. Von der Entzündung, der Eiterung, der Verhärtung (einem Ausgange, welcher gewöhnlich in den Handbüchern übergangen ist) und dem Brande. Zweyte Hauptabtheilung, die *specielle Chirurgie*. 1) Die Lehre von den Wunden. Hierunter werden auch alle chirurgische Operationen mit begriffen, welche als Wunden betrachtet werden, oder wo die Wunde die Hauptsache ist. (Bis hieher reicht nur das bisjetzt Gelieferte.) 2) Die *speciellen Entzündungen und Eiterungen*. 3) Die *Geschwüre*. 4) Die *widernatürlichen Auswüchse und Fleischgeschwülste*. 5) Die *Blutgeschwülste*. 6) Die *Wasseransammlungen*. 7) Die *Lymphgeschwülste*. 8) Die *Milchgeschwülste*. 9) *Luftgeschwülste*. 10) *Seirrhus*. 11) *Krebs*. 12) *Vorfälle*. 13) *Brüche*. 14) *Widernatürliche Verengerungen*. 15) *Angeborene Fehler*. 16) *Einige Operationen*, welche unter die angegebenen Rubriken nicht begriffen werden können, z. B. Aderlässe, Schröpfen. — Im zweyten Theile werden folgen: 1) Die Au-

genkrankheiten, 2) Die *Krankheiten der Gehörorgane*. 3) Die *Zahnkrankheiten*. 4) Die *Knochenkrankheiten*. Da erst das 5te am angeben ist, kann über diese Ordnung noch nicht recht geurtheilt werden. Aber der Gliedschwamm scheint doch an den unrichtigen Platz zu kommen, nämlich unter die widernatürlichen Auswüchse und Fleischgeschwülste. Auch ist die Rubrik der angeborenen Fehler nicht zweckmässig, da fast jeder derselben in einigem Grade auch durch Krankheiten später entstehen kann, z. B. Atresie, Harnscharte, welche letztere der Vf. auch schon unter den Wunden abgehandelt hat. Für den schiefen Hals findet Rec. hier auch noch keine gute Rubrik, so wie auch nicht für einige Krankheiten, die Callisen unter der Rubrik *deviationes* abgehandelt hat, z. B. *hyseroloxia*, *deviationes testium*. Die Rubrik 16 mit *varius* ist an und für sich schon ein Tadel der gemachten Classification. — Mit einigen einzelnen Sätzen kann Rec. doch nicht übereinstimmen, z. B. das Abführungen nur bey complicirten Entzündungen paster, da sie doch durch Entziehung der Säfte allgemein schwächend, wie man es nennt, antiphlogistisch wirken. Bey der Cur des Brandes ist die schwächende Behandlung gänzlich ausgelassen, die doch zuweilen erfordert wird. Die Angabe, dass wir keine Mittel hätten, welche der Faulnis unmittelbar Grenzen setzten, dass dieses nur allein die Lebenskraft thue, ist bey dem Brande, wo sie steht, nur halb wahr, da wir bey ihm auf den todtten Theil durch faulniswidrige Mittel allerdings wirken müssen. Die Schmerzen sind bey dem trocknen Brande nicht immer das wichtigste Symptom, da sie zuweilen, z. B. bey der *gangraena senilis* gänzlich fehlen. Bey dem Brande an den Fußzehen ist nur die kramphafte Art betrachtet, und nicht die aus Altersschwäche. Die Erklärung von der Entstehung der Entzündung, dass durch den Reiz die kleinen Venen zusammengezogen, die kleinen Arterien hingegen erweitert würden, ist auch noch nicht hinlänglich begründet. — Zeichnungen von Instrumenten werden nicht beygefügt werden, aber anatomische, wo die Deutlichkeit oder Wichtigkeit der Operationen sie erfordert. Bey diesem Theile findet sich eine zum Steinschnitte gehörige Abbildung nach Camper (wie sie auch Hebenstreit schon nachstechen liess.)

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Jena, b. Göpferdt: *De viris quibusdam doctis a principibus magnificis. Commentaria historico-literaria*, qua Viri Perillissimi Aug. Guil. de Götter — novam Praefidis in Consistorio Elect. Saxoniae superiore provinciam pia mente grauius et Ponder. Christ. Gottlob Andreas, Philod. D. Lipp. et Ecclesiastes in valle Taubenburgeri. 1799. 25 S. 4. Der Vf. hebt von Plato und Aristoteles an, geht einige, wohl nur auf Gerathewohl ergiffene Beispiele von berühmten und belohnten Männern aus der alten, mittlern

und neuern Geschichte durch, und endiget mit dem würdigen Manne, dem die Schrift gewidmet ist. Das Thema wirkt uns freylich in die Zeiten zurück, wo Thomas Cressin und ähnliche Literatoren Bücher ähnlichen Inhaltes in gleichem Geschmack, nur vollständiger und in besserem Latein, zusammengetragen; indess ist schon dies der Aufmerksamkeit werth, wenn ein Landprediger mit dieser Kenntniss der Literaturgeschichte in den gewöhnlichen Predigerstudien verbindet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnenabends, den 26. October 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in d. Weidmannischen Buchh.: *Samuelis de Cocceii, Sacrae Regiae Maestatis Borussiae quondam Cancellarii Magni, a consiliis sanctioribus status et rei bellicae, ordinis nigrae aquilae equitis — Jus civile controversum — editio nova; praefationem de usu artis criticae in decidendis iuris controversiis, praemittit Car. Frid. Walchius, Ser. Duc. Sax. Vin. a consil. iustitiae sanctioribus, et ICIorum ord. in Acad. Jen. Senior — totumque opus recensuit, ac perpetuis notis illustravit — Joa. Ern. Bernh. Emminghaus, Jur. Doctor. et Sereniss. Duci Sax. Vin. a consiliis iustitiae. Tomus I. 1791. 326 S. Tomus II. 1799. 312 S. 4.*

Cocceii ius controversum ist freylich für unser Zeitalter nicht mehr, was es bey seiner Erscheinung im Anfange dieses Jahrhunderts war. Indess fand die Verlags-handlung nicht für gut, ein Buch, das doch noch immer seinen Käufer findet, ganz ausgehen zu lassen, und sie wünschte daher nur, bey der Veranstaltung einer neuen Ausgabe, es durch Zusätze und Berichtigungen zu verbessern und brauchbarer zu machen. Sie wandte sich zu dem Ende an einen unserer ersten Civilisten, den nunmehr verstorbenen *Walch*, dem das gründliche Rechtsstudium schon so vieles verdankt. Dieser konnte nun zwar, wegen anderer überhäufeter Geschäfte das Vorhaben selbst nicht ausführen, übernahm aber doch die Beförderung desselben durch Auswahl eines andern dazu tüchtigen Gelehrten. Die Sache konnte daher nicht leicht in andere, als gute Hände gerathen, wie das der Erfolg bewiesen hat. Wir sind auch überhaupt weit davon entfernt, die Unternehmung im Ganzen zu missbilligen. Denn ist gleich vieles, was *Cocceii* als streitig vorträgt, heutiges Tages kaum noch zweifelhaft, und sind gleich in der Folge andere nicht minder erhebliche Streitigkeiten aufgenommen, daran sein Werk nicht gedenkt; so machen doch die Sätze, von denen das erste mit Gewissheit gesagt werden kann, immer nur den kleinern Theil des Buchs aus, und was das zweite anbetrifft, muß man die Ergänzung mit der Zeit erwarten, wozu auch der Herausgeber selbst Hoffnung macht. Die Erinnerung, welche man wohl in einem absprechenden Tone gemacht hat, daß *Cocceii ius controversum* für unsere Zeiten gar nicht mehr passe, finden wir völlig ungereimt, und eben so auch die Frage, welche eigentlich die Verlags-handlung angeht: warum man nicht lieber eine gänzliche Umarbeitung des

Buchs, oder ein ganz neues Werk über die Rechtscontroversen veranstaltet habe? Noch lächerlicher würde es gar seyn, wenn man von dem Herausgeber mehr fordern wollte, als er nach dem Plane der Verlags-handlung — den *Cocceii* an sich unverändert, nur mit zweckmäßigen Anmerkungen begleitet, wieder zu geben — leisten konnte. Nach der gedachten Absicht beurtheilt, hat Hr. *Emminghaus* sich einen gerechten Anspruch auf den Beyfall und Dank des gelehrten Publicums erworben, da er im Texte für die Verbesserung der unrichtig angeführten Gesetzstellen gesorgt, bisweilen auch, jedoch nur selten, einige besonders treffende, vom Vf. ausgelassene Gesetze gleich mit eingebracht, und den ungeschicklichen Abkürzungen, welche sich *Cocceii* nach damaliger Gewohnheit bey den Namen der citirten Schriftsteller erlaubte, abgeholfen hat, wogegen aber doch die gänzliche Tilgung der in den vorigen Ausgaben am Rande vorkommenden Verweisung auf das *Lauterbachsche Pandectencompendium*, nicht ganz zu billigen seyn dürfte, da jene Beziehungen häufig zur Erläuterung der Controversen dienten, und überhaupt dies Lehrbuch bey allen Mängeln in Ansehung der Methode, doch immer noch das vollständigste ist, und keinesweges verdient, so ganz außer Andenken und Gebrauch gesetzt zu werden. Auch hat Hr. E. in den Noten die Lehrsätze des Vfs. bald berichtigt, und dem Befinden nach gründlich widerlegt, bald gegen die Einwürfe Anderer vertheidigt, zugleich aber auch durch reichhaltige Anführung besonders neuerer Schriften dem Leser es sehr erleichtert, den Gang dieser Rechtsstreitigkeiten nach *Cocceii*, und was die neuere juristische Literatur dabey weiter geleistet hat, wahrzunehmen. Bey manchen Rechtsfragen hat der Herausgeber, so viel es der Raum gestattete, sich in ausführliche Erörterungen eingelassen, bey andern seine Zusätze auf literarische Nachweisungen eingeschränkt, und nur ganz unerhebliche, oder doch ins Civilrecht nicht gehörende Dinge sind gänzlich von ihm übergangen. Die Anmerkungen des Herausgebers zeugen zum Theil von seinen Kenntnissen in der Rechtswissenschaft, von guter Besehnheit, und überall von dem vorzüglichen Fleisse, den er auf die Veranstaltung dieser Ausgabe verwandt hat. Das Werk des *Cocceii* hat dadurch so viel gewonnen, daß es nun noch lange unter den nützlichen Büchern des Civilrechts seinen Platz behaupten wird. Die gelehrte Vorrede *Walch's* zeigt den Nutzen sehr einleuchtend, welcher von dem eigentlich kritischen Theile der juristischen Auslegungskunst bey Erörterung streitiger Rechtsmaterien zu erwarten ist. Nicht

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

Hh

nur

nur wenn von verschiedenen Meynungen der ältern römischen Rechtsgelehrten, oder überhaupt von Antiquarien der Gesetze die Rede ist, magt vor allen Dingen die Erforschung der richtigen und ächten Lesart des Gesetzes die Hauptsache aus, Sondern auch in den neuesten Rechtsfreistigkeiten darf man dies keinesweges für entbehrlich halten. Die Erfahrung giebt uns freylich Beweise genug von der Vernachlässigung dieses Mittels der Wahrheit näher zu kommen; da man oft, um einen streitigen Rechtsfatz zu beweisen, oder andere zu widerlegen, Gesetze anführt, so wie man sie in den gewöhnlichen Ausgaben abgedruckt findet, ohne nur zu ahnden, daß die Richtigkeit des Textes noch großen Zweifeln unterworfen sey, und ohne also die Kritiker darüber zu Rathe zu ziehen. Allein, welcher Gelehrte, dem es un Gründlichkeit zu thun ist, wird auch solch ein Verfahren in wissenschaftlichen Werken billigen? So sehr indess in der Vorrede der gute Gebrauch, den man in *seu controverso* von der Kritik zu machen hat, in wohlgewählten Beyspielen gezeigt, und eingeschärft wird; so ist der Vf. derselben doch weit davon entfernt, die großen Mißbräuche zu verkennen, welche damit getrieben werden, und wogegen er sich sehr nachdrücklich erklärt. Daß auch Cocceji nicht ganz Fremdling in diesem Theile der eleganten Jurisprudenz gewesen sey, wird mit einigen Proben aus seinem Buche belegt, davon wir noch mehrere beysügen könnten. Wichtiger aber, und in Beziehung auf das Werk selbst, welches diese Vorrede begleitet, zweckmäßiger scheint es uns, bey den allgemeinen Bemerkungen, welche der Vf. über die verschiedenen Veranlassungen der Streitigkeiten in *seu* beyläufig macht, noch etwas zu verweilen, da uns dies zu einigen Winken Gelegenheit giebt, welche vielleicht die Beachtung des Herausgebers bey der Fortsetzung seiner Arbeit, vorzüglich auch in dem Theile verdienen, den er den neuern Rechtscontroversen noch besonders zu widmen gedenkt. *Welch* geht zuorderst auf die berühmten Secten der ältern Juristen, dann auf die der Glossatoren, der Legisten und Decretisten, zurück, und giebt darauf, was die nachherige Fortdauer der vielen Streitigkeiten in *seu* anbetriß, folgende Hauptursachen an: 1) die großen Fortschritte, welche seit dem 16ten Jahrhundert in der Rechtswissenschaft gemacht sind, und notwendig die Bestreitung einer Menge von Sätzen, die man bisher als ausgemacht angenommen hatte, erzeugen mußten; 2) den auch unter Rechtsgelehrten nicht ungewöhnlichen Hang, zugleich aber auch die beleidigende, und oft recht plumpe Art zu streiten, wobey es mehr um Kränkung des Gegners, als um Wahrheit zu thun ist; Ehrbegierde — und selbst politische Absichten — da man durch den Streit mit Männern von gewissem Ansehen und Ruf — oder durch Widerlegung gewisser Lehren — sich Ruhm und Nutzen zu bereiten, oder sich beliebt und gefällig zu machen glaubt. Alles dieses, und selbst auch 3) die Werke, welche der Sammlung streitiger Rechtsmaterien und ihrer Prüfung bestimmt

sind, haben dazu beygetragen, den Zank zu vermehren, zu unterhalten und zu verewigen. Diesen antgeführten Ursachen hätten aber wohl noch einige andere etwas tiefer liegende beygefügt werden können: a) die Unvollständigkeit und Dunkelheit der Gesetze; b) die Mängel im System und der wissenschaftlichen Darstellung des Rechts. Es kann nicht fehlen, daß da, wo der Buchstabe des Gesetzes uns verläßt, und die Sache nach allgemeinen Begriffen und Grundsätzen zu bestimmen ist, imgleichen da, wo es auf den vernünftlichen Sinn zweifelhafter Normen ankommt, sich nothwendig eine Verschiedenheit der Meynungen äußern muß. Und läßt man sich ferner im wissenschaftlichen Vortrage nicht angelegen seyn, Alles auf richtige und bestimmte Begriffe, auf achte Quellen und allgemeine Grundsätze zurück zu führen; so find schwankende Behauptungen und Irrthümer in den Folgen unvermeidlich. Sollen aber diese mit Erfolg bestritten werden; so muß es natürlich aus zureichenden Gründen geschehen, daß die Sache auf den rechten Weg, wohin sie gehört, wieder geleitet, und der wahre Gesichtspunct, worauf es ankommt, berichtigt werde. Alles andere Streiten ist vergeblich, und dient nur dazu, die Controverse zu verlängern. Es ist schon viel beyin Streite gewonnen, wenn man sich nur erst mit Ueberzeugung sagen kann, was man eigentlich an dem Gegenstande hat, worüber gestritten wird, und daß keine Seite, die bey der vorkommenden Frage von Einfluß ist, unbeachtet gelassen sey. Ist dies alles gehörig berichtigt, und dadurch das Princip festgesetzt, wovon man ausgehen muß; so kann sich der Streit nicht lange mehr halten, da es nun nur auf die Richtigkeit der Folge aus diesen Principien ankommt. Meynungen, welche der richtigen Folgerung aus achten Grundsätzen widerstreben, können zwar noch eine Zeitlang aus mancher subjectiven Veranlassung ihre Anhänger behalten; aber die Zahl ihrer Gegner wird doch bald überwiegend seyn. Man wird dies auch in der Literaturgeschichte immer so bestätigt finden. So lange geht es mit den Behauptungen für und wider immer fort, alles ist streitig, bis ein Gelehrter auftritt, der über die Grundbegriffe und Grundsätze eines ganzen Rechts theils eine Revision anstellt, oder einzelne Materien auf rechte Principien und Quellen zurückbringt. Damit verschwindet das kleine Gezänk merklich.

Der Zweck polemischer Werke oder des Vortrags der verschiedenen streitigen Rechtsätze kann hauptsächlich von gedoppelter Art seyn; *erstlich* blos eine Uebersicht der verschiedenen Meynungen, sammt den gegenseitigen Gründen zu geben; und zugleich die Verteidiger, welche bald das Eine, bald das Andere angenommen haben, mehr und weniger vollständig anzuzeigen; *zweytens* den Streit selbst durch eine gründliche Kritik desselben, wo nicht ganz zu heben, doch wenigstens zu berichtigen, und auf den wahren Standpunct zu leiten. Der *erste* Zweck kann allerdings durch die erleichterte Kenntniß der Lage, worin sich die Controverse in einem gewissen Zeit-

alter befand, oder noch jetzt befindet, einen nützlichen Gebrauch solcher Werke gewähren. Der Wissenschaft selbst ist unstreitig der zweite in einem hohen Grad mehr beförderlich; aber er wird auch, wie man wohl einseht, dadurch noch nicht erreicht, daß der Vf. einer gewissen Meynung, deren Gründe ihm überwiegend scheinen, beyrtritt. Vielmehr sind die bisherigen Werke über das *ius controversum* noch ziemlich weit von dem gedachten Ziele entfernt. In Büchern beider Art sind literarische Nachweisungen der Schriften, worin eine oder die andere Meynung *ausgeführt* wird, dem Leser sehr willkommen. Da-
bey sollte aber vorzüglich auf diejenigen Schriftsteller, welche durch ihre Belehrung die Controversen weiter gebracht haben, und überhaupt doch nur auf solche Rücksicht genommen werden, die man mit Nutzen zur vollständigen Kenntniß der Gründe und Gegengründe zu Rathe ziehen kann. Mit dem zahllosen Heer der Nachbeter, die bald das eine bald das andere, oft nur beyläufig und ohne Prüfung annehmen, mit Citaten, die höchstens nur *pro auctoritate* da stehen, und von deren Nacheifer man also ohne allen Nutzen zurückkommt, ist keinem gedient. Doch ist die vergebliche Mühe und der Zeitverlust bey solchen Citaten vielleicht noch der geringste Nachtheil. Man weiß, welch ein Vorurtheil mit der sogenannten *gemeinen Meynung* verknüpft ist, wie sehr einige Richter einen Rechtsfall nach der Menge seiner Vertheidiger zu begünstigen pflegen, und wie leicht also eine Behauptung zu dieser Ehre der gemeinen Meynung gelangen kann, wenn es schon hinreichend ist, sie mit einer Reihe von Autoren auszurufen, ohne darauf zu sehen, ob sie die Sache gründlich abgehandelt, oder ungeprüft auf das Ansehen Anderer behauptet, oder sonst nur beyläufig mitgenommen haben.

Lutzeß, b. Schwickert: *Handbuch des in Kurfachsen geltenden Civilrechts*, von D. Carl Friedrich Curtius. Erster Theil, 1797. 362 S. Zweyter Theil. 1799. 638 S. 8.

Mit wahren Vergnügen zeigt Rec. ein Werk an, welches sowohl für den sächsischen Juristen als auch für den Nichtjuristen, der einige allgemeine Vorbereitungskenntnisse mit hinzubringt, zu einem sehr brauchbaren und bequemen Handbuche geeignet ist. Wie der Titel zeigt, so trägt es nicht bloß das eigentliche reine sächsische Recht, sondern das ganze in Kurfachsen geltende bürgerliche Recht vor, und diese Idee war um so erwünschter, da der Vortrag des bloßen eigentlich sogenannten sächsischen Rechts immer zu *keckernüssig* ausfällt und ausfallen muß. Zwar hat der Vf. an Schaumburg und Regner schon einige Vorgänger gehabt, die Vorzüge des Curiaustischen Werks aber fallen auf den ersten Blick ins Auge. Schaumburg hat die fremden Rechte größtentheils vorausgesetzt, auch weder mit der systematischen Genauigkeit, noch mit der Vollständigkeit, noch mit der Deutlichkeit wie der Vf. gearbeitet: auch

bey weitem weniger Gesetze und sehr wenige Literatur beygebracht. Regner's übriges schätzbares Werk umfaßt zu viel, da das ganze Policyrecht und ein großer Theil des Staatsrechts mit darin aufgenommen ist, ist dabey zu kurz und ebenfalls ohne alle Literatur. Hr. C. giebt uns das ganze in Kurfachsen gültige bürgerliche Recht in einer natürlichen Ordnung, (der erste Theil umfaßt das Personenrecht, der zweyte das dingliche Sachenrecht oder *ius in re*) in einer schönen systematischen Kürze, in einem reinen und deutlichen Vortrage, überall auf das sorgfältigste mit den Stellen der Gesetze und der bewährtesten Rechtslehrer belegt, und überdies mit einer Auswahl der wichtigsten Literatur bereichert. Er ist so sorgfältig gewesen, daß er nicht bloß bey den eigentlichen sächsischen Gesetzen, sondern auch bey den aus dem römischen und andern Rechten herfließenden Verordnungen die Quellen überall in den Noten angeben hat, welches dem Gekchäftsmann und Advocaten ungemein zu statten kommt. Rec. hat bey der Vergleichung mehrerer Stellen überall die größte Genauigkeit gefunden, und gesteht, daß ihm bey der Menge der sächsischen Gesetze und bey der Verwirrung des Codex Augusteus ein solcher geordneter Ueberblick des ganzen Rechts, wie ihn das Curiaustische Werk gewährt, viele Freude gemacht hat. Es würde nicht schwer werden, bey einem Werke der Art einige Kleinigkeiten zu erinnern: so hat es z. B. Rec. gewundert, der Gütergemeinschaft unter Eheleuten gar nicht erwähnt zu finden, deren Wirkungen sich noch hier und da, besonders auf dem Lande äußern, aber immer würden es nur einige Kleinigkeiten seyn können. Sehr wünschten wir, daß der Vf. bald den letzten Theil, das *ius ad rem*, folgen lasse, und daß ihn sein neues Verhältniß (er ist nach dem Titel des zweyten Theils Appellationsrath zu Dresden geworden) eben so viel Muße lasse, als es ihm Gelegenheit giebt, recht viel für die Rechtswissenschaft seines Vaterlandes arbeiten zu können.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Vertraute Briefe von Adelheid B.** an ihre Freundin Julie S.*** 1799. 242 S. 8. (26 gr.)

Wer die Alleinweisheit mancher jungen Philosophen, den gelehrten Egoismus, das stolze Hinwegsetzen über bürgerliche Verhältnisse und Convenienz, kurz, wer die Zeichen der Zeit zu sehen und sich darüber zu ärgern Gelegenheit gehabt hat, der wird bey der Lectüre dieses Romans den Satyr preisen, der sie scharf ins Auge faßte, und mit Witz und Laune solche Thorheiten züchtigt. Rec. ist weit entfernt zu leugnen, daß nicht manche Ueberreibungen in dem Werke vorkommen sollten; weit entfernt zu leugnen, daß nicht manche Satze der neuern Philosophie mißverstanden — vielleicht absichtlich — mißverstanden worden seyen; aber das Recht zu einiger Ueberbreitung muß dem Satyriker schon zu-
Hh 2

gestanden werden; das leise Berühren heilt das Gebrechen nicht. Ein junger Mensch von Anlagen kommt von der Universität voll philosophischen und intellectueller Dünkels zurück und mit seiner Zukunft: beginnen diese Briefe, die seine Schwägerin Adelheid, die Witwe seines verstorbenen Bruders, an seine Freundin schreibt, und die unsorn Ideen zum Gegenstand haben. Adelheid hat auf ihn als Knaben schon vieles gehalten, sie erkennt auch noch jetzt seine glücklichen Anlagen, die nur fallgelenk worden sind, wieder, und daher kommt es, daß sie sein ganzes Thun und Treiben so ausführlich beschreibt. Sie beschließt, ihn zu bessern. Sehr sein ist der stufenweise Fortgang ihrer Bemühungen angegeben, wie sie erst an seinem genialischen Aeussern befestigt, ihn dann in Gesellschaften führt um ihn menschlicher zu machen, dann den Trieb nach bestimmten Geschäften in ihm erweckt, und ihn endlich auch Geschmack an bürgerlicher Thätigkeit finden läßt. Schon die Idee, einen solchen verbildeten Menschen durch ein edles Weib wieder zurecht zu führen, ist sehr glücklich. Aber unvermerkt hat sich die Liebe beider Herzen bemächtigt, die Hochachtung des Schülers gegen seine Lehrerin geht in Liebe über, und auch sie hat aus dem langen Umgang eine Wunde davon getragen. Der Schüler Gustav wirbt fortlich um seiner Lehrerin Hand. Aber die Lebensklugheit, die sie vor ihm voraus hat, leitet sie auch hier. Sie ist neun Jahre älter als er, und sie sieht voraus, daß nach und nach seine Liebe an diesem ungleichen Verhältniß erkalten würde. Sie beschließt also für ihn zu handeln, und da er hin und wieder einige Neigung für ein anderes Mädchen hat blicken lassen; so beschließt sie sich aufzuopfern, und ihn durch die Hand der jüngern Geliebten glücklich zu machen. Dieses Uebergewicht, welches ihr Lebensklugheit und Erfahrung vor ihrem immer noch zu sehr durch Phantasie und Speculation geleiteten Geliebten giebt, ist wieder sehr fein und glücklich dargestellt. Sie wirbt selbst für ihn um Anstalts Hand, nachdem sie ihn vorher zu einer Hofraistelle gehalten, und beschließt mit der edelsten Religion, bey ihren Freunden zu wohnen, ihre Kinder zu erziehen und in ihrer Liebe glücklich zu seyn. Aber das Gewicht dieser Aufopferung drückt sie schwerer, als sie sich selbst gestehen möchte, sie fällt

in eine Art von Schwermuth, und stirbt nach einigen Jahren. Man sieht wie zweckmäßig die Dichtung ist, in die der Vf. seine höheren Zwecke verthüllt hat, nur würden wir die arme Adelheid am Ziele nicht sterben sondern in dem Bewußtseyn ihrer guten That Beruhigung finden lassen, um so mehr, da der Roman bis dahin mehr in der leichten und launichten Gattung gearbeitet ist, und damit dieser Tod zu scheidend contrastirt. Der Vortrag ist leicht und angenehm, nur sollte er, da Adelheid als ein Frauenzimmer von Stande und von hoher Cultur dargestellt ist, um einige Grade edler seyn, und besonders hätte der Vf. sich einige zu gemeine Gleichnisse und Ausdrücke nicht erlauben sollen. Was seine Meynungen betrifft; so wiederholen wir nochmals, daß wir nicht alles für Wahrheit erkennen, aber hier gerne den Dichter entschuldigen.

LAIENACIN, b. Mart. Erben: *Der Morgenländer in Deutschland*. Ein Original-Schauspiel in fünf Aufzügen, von Adolph Anton. 1798. 110 S. 8. (8 gr.)

Ein Boswicht will die Frau eines andern entführen, da ihn dies nicht glückt, macht er sie bey ihrem Mann verdächtig. Dieser glaubt der Lüge und beschließt einem seiner Freunde, ihr das Schwert ins Herz zu stoßen. Der Freund schont sie aber und sie rettet ihre Unschuld durch einen Zweykampf mit ihrem Verführer. Gottesgericht, Zweykampf, Feuersbrunst, gelobtes Land, Brücken, Trompetenschall und Thurnwörter, keines von den Ingredienzien eines Ritterstücks, ist vergessen. Um auch mit dem Dialog recht *à la hauteur* zu seyn, hat der Vf. ihm wenigstens auf alle Weise Nachdruck zu geben gesucht. Hier nur ein einziges Proben: „Ha! du bist der flüchtige Burgvoigt — psü, über dich Scherz der Menschen, das nicht mehr erblasen, nicht mehr erröthen kann; weil keine Ader Scham in deinem Körper ist, an dir ist nichts zu bessern, dich muß man gleich einem verdorrten Baum aushauen, in das Feuer werfen und verbrennen, die Menschheit sollte ein Loblied anstimmern, daß du nicht erfassen bist, denn du haßt das Wasser vergiftet, doch, da wäre ja das alte Sprichwort, was an Galgen gehört, erfauht nicht, bey dir das erstemal zum Lügner geworden.“

KLEINE SCHRIFTEN.

GEYMICHTS, Frankfurt a. M., b. Eslinger: *Die Preußen in Frankreich im Jahre 1792*. Aus bekannt gemachten officiellen Nachrichten genommen. 1796. 34 S. 8. (3 gr.). Ein außerst mageres Journal von Lagern und Marschen, aus Arrondissements und Zeugnissen, ohne Geist, ohne Uebersicht des Ganzen, ohne Rücksicht auf das Terrain oder auf die Operationen der Feinde zusammengetragen, und folglich für den Militär eben so werthlos als für den Freund der Geschichte, der Länder- oder der Menschenkunde. Es geht von der Ver-

sammlung der Truppen bey Coblenz bis auf die Campaigne bey Valmy, wo der König den herrlichsten Sieg wurde erröthen lassen, wenn er es nicht aus guten Gründen unterlassen hätte. (S. 33.) Die dem ersten Abschnitt vorgelegte Nr. VI, deren Beziehung man nicht erfährt, läßt errathen, daß das ganze elende Product unter dem neuen Titel aus irgend einer andern Sammlung abgedruckt ist, — einer von den gewöhnlichen, die schlecht genug zu tugenden Verleger-Kunstgriffen!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 28. October 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Philosophische Nosographie, oder Anwendung der analytischen Methode in der Arzneykunde* von Philipp Pinel, Arzt des National-Spitals der Salpêtrière und Professor der Arzneysehele zu Paris. Mit des Verfassers Bewilligung aus dem Französischen überetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. J. Alexander Ecker, der theoret. und prakt. Hand- und Hebarzneykunde — Prof. zu Freyburg, der K. K. med. chirurg. Josephs Akademie zu Wien — Mitgliede. *Erfster Theil.* 1799. 23 Bog. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Unter diesem viel versprechenden Titel hat der Vf. in vorliegendem ersten Theile eine nosologische Classification der Fieber und der Activblutflüsse geliefert, die alle Fehler der vorherigen systematischen Nosologien nicht haben, und dabey das Brownische System in seinen Grundfaulen erschüttern, und die Aerzte immer mehr von demselben abziehen soll. Sehr vieles war dem Vf. zur Ausführung dieses Voratzes günstig. Er ist Arzt an einer Anstalt für Unglückliche von mancherley Art, welche seit der Revolution leider! nur zu viele Bewohner hatte, und beizut die Gabe, aus vielen einzelnen Fällen das Allgemeine, worin sie sich alle gleich find, auszuheben und zusammenzustellen, in einem hohen Grade; weil er aber in diesem Hause des Elendes besonders im Jahre 1793 und den darauf folgenden Jahren, aus bekannten Ursachen größtentheils nur solche Krankheiten beobachten konnte, die, mit Brown zu reden, von asthenischer Form waren; so ist auch seine Bearbeitung dieser Krankheiten besser gerathen, als die von der andern Form, wo er zuweilen, verleitet durch einseitige Erfahrungen in seinen Verhältnissen, Sätze als allgemein anerkannte Thatsachen aufgestellt hat, die ihm ein Arzt, der unter freyern Verhältnissen aufmerkamer Beobachter der Natur ist, nicht zugeben wird. Dabey verräth sein ganzes Werk einen glühenden Enthusiasmus für die Befestigung und Erweiterung unserer pathologisch-praktischen Kenntniss, und für Vereinfachung der Ideen so wohl im theoretischen als praktischen Theile der Heilkunde, und seine Belesenheit, wie es scheint, auch in deutsch geschriebenen medicinischen Schriften, gereicht ihm zur wahren Ehre. Eben das Interesse aber, welches er mit seinem Gegenstande überall zu verweben gesucht hat, macht seine Ausdrücke zuweilen pretios und hochtrabend, und verleitet ihn zu Wiederholungen und Weitläufigkeiten, wo Kür-

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

ze erwünscht gewesen seyn würde. Diese Fehler werden noch durch die Uebersetzung in etwas vermehrt, die bey allem Fleisse, den Hr. E. angewendet hat, und der auch in den Anmerkungen sichtbar ist, doch voll Provincialismen, voll Fehler der Rechtschreibung, auch, die angehängten Verbesserungen mit in Aufschlag gebracht, voll Druckfehler, und S. 189. ganz unverständlich ist.

Der Vf. nimmt sechs Fieberordnungen an, die, wie er sich ausdrückt, in dem Zustande ihrer Einfachheit, oder in ihren verschiedenen Complicationen, alle Arten der bekannten Fieber begreifen. 1) *Blutgefäß spannende Fieber, Febris angiotonica*, die sich durch eine auf den Hauten der Blutgefäße sessitzende Reizung auszeichnen sollen; 2) *Magen- und Gekrümte Fieber, F. mening.*, oder wie Hr. Ecker verbessert, *hymeno gastricae*, die in den Hauten des Magens, des Zwölffingerdarms, und der damit verbundenen Theile sitzen; 3) *Schleimhäute Fieber, F. adeno-meningeae*, oder nach Hn. E., *phlegmo-hymene*, wobey die Zufälle eine Reizung der Schleimhäute, die gewisse Theile umkleiden, anzeigen; 4) *Fieber mit Schwäche der Muskelfaser, F. adynamicae*; 5) *Fieber mit Nervenunordnungen, F. atacticae*, die eine auf das Nervenprincip angebrachte Schädlichkeit anzeigen; 6) *Nervendrüsensieber, F. adeno-nervosae*, wo ein ansteckender Stoff sich auf die Nerven und Drüsen geworfen hat.

Bey einigem Gut, welches diese Eintheilung hat, ist sie, wie alle bisherigen Fiebertheilungen, nicht genau genug, und vervielfältigt die Gegenstände zu sehr. Die Form der Fieber, die sie von ihrem Ablaufe her haben, scheint dem Vf. ganz außerwesentlich, und die Wechselstieber stehen daher als Gattungen unter verschiedenen von diesen Ordnungen. Er scheint dazu durch die Pyretologie des Hn. Selle veranlaßt worden zu seyn, der die Gallen- und Schleimfieber unter die nachlassenden rechnet, ob man schon bey den meisten derselben keine deutliche Remission beobachtet, und bemerkt sehr richtig, daß unsere Begriffe von dem nachlassenden Fieber bis jetzt noch sehr schwankend, und durchaus nicht berichtigt sind, und Rec. hält es für einen großen Fehler, der zu gefährlichen Irrthümern in der Praxis verleitet hat, daß man noch immer in den praktischen Handbüchern das Gallen- und Schleimfieber als nachlassend, das heist als ein solches aufstellt, wo in einem gewissen Zeitpunkt die tonische Kurmethode sicher hilft. Bey seinem unverkennbaren Bestreben, aus vielen einzelnen Fällen das Allgemeine zu ab-

abstrahiren, oder, wie er sich ausdrückt, die analytische Methode anzuwenden, hätte der Vf. doch dieses nicht aus dem Gesicht verlieren sollen, daß es nur Fieber mit erhöhter und verminderter Aeusserung der Lebensthätigkeit in den Organen des belebten Körpers giebt, und daß erstere sich entweder als phlogistische, oder als mit einem kramphastigen Reiz verbundene, oder als beide zugleich, letztere aber sich entweder als solche äussern, wo das Bewegungs-, oder das Empfindungsprincip niedergedrückt ist, oder wo beide zugleich leiden, und daß diese beiden ursprünglichen Hauptformen der Fieber sich nach den verschiedenen Verhältnissen, unter denen sich die Körper befinden, und nach der Verschiedenheit der Theile, die vom Fieberreiz befallen werden, verschieden modificiren. Der Vf., der sich anmasset nur von ganz gewissen Thatfachen ausgehen zu wollen, setzt gleich bey der ersten Ordnung etwas voraus, was bey weitem noch nicht erwiesen ist, wovider sogar sehr wichtige Thatfachen streiten, daß die innern Wände der Blutgefäße sehr grofse Receptivität gegen Reize haben. Auch mit der neuen Benennung der zweyten Ordnung ist wenig gewonnen. Die eines bessern unterrichteten Aerzte haben schon lange den Namen: Gallenfieber sehr eingeschränkt, und wenn man die Entzündung der jetzt geltenden Meynungen mit der Fackel der Geschichte beleuchtet; so erfährt man, daß viele von unsern Fieberbenennungen, die Namen: Blut- (Entzündungs-) Gallen- und Schleimfieber von der uralten dogmatischen Grille, von den vier in unserm Körper hausenden Säften, dem Blute, der gelben Galle, und dem Plegma, entlehnt sind. Auch der schwarze Galle haben ja die Aerzte in unsern Tagen ihr Fieber zugetheilt. Weit besser, als der Vf., haben es unseredechen Aerzte, welches der Uebersetzer hätte nachtragen sollen, erwiesen, daß die so genannten Gallenfieber nichts weiter sind, als von der Constitution des Jahres, und der davon abhängenden Constitution des Körpers entstehende, bald anhaltende, bald nachlassende Fieber mit widernatürlicher Reizung der Gallenorgane, welche Reizung entweder mit erhöhter, oder mit verminderter Aeusserung der Lebensthätigkeit verbunden ist, und bey welcher die Galle eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Das Schleimfieber des Vf. ist nichts mehr und nichts weniger, als ein Fieber mit verminderter Aeusserung der Lebensthätigkeit, nach Ursachen, die lange vorher auf den Körper als erschlassend und schwächend wirkten: denn eben diese Erschlassung ist die Ursache der bey diesen Fiebern so häufigen Erzeugung des Schleimes, welchen noch jetzt viele Aerzte, der alten Denkungsart getreu, als Ursache ansehen, da er doch nur Wirkung ist. Ueber das adynamische und atactische Fieber herrscht auch selbst bey dem Vf. Verwirrung, so viele und grofse Sorgfalt er auch sonst anwendet, sie zu vermeiden. Der wahre Charakter des ersten (des Faulfiebers) ist plötzlicher Verlust der Kräfte, (so sehr Rec. mit dem Vf. einverstanden ist, daß nur in abgestorbenen thierischen Theilen wahre

Faulnifs statt finden kann; so hätte doch der andere wesentliche Charakter dieses Fiebers: erhöhte Neigung der Theile des Körpers in ihre Bestandtheile aufgelöst zu werden, nicht übergangen werden sollen) und der Charakter des atactischen Fiebers ist, Verletzung (welch ein unbestimmter Ausdruck!) der Empfindlichkeit und Reizbarkeit. Ueber die sechste Ordnung will Rec. mit dem Vf. hier nicht streiten; aber der Grundcharakter derselben ist ganz falsch gewählt: denn bey allen Fiebern mit verminderter Aeusserung der Lebensthätigkeit ist eine ausgezeichnete, bis jetzt noch nicht genugsam erklärte Neigung vorhanden, daß Reizungen und Anzusehungen in den drüsenartigen Theilen unsers Körpers entstehen, und dieser Charakter, der auch veranlaßt, daß man so oft nicht zur Pest hielt, was doch Pest war, ist also der wahren Pest nicht ausschließend eigen.

Wenn man aber auch aus überwiegenden Gründen dieser nosologischen Classification der Fieber seinen Beyfall versagen muß; so enthält doch dieser Theil viele aus dem Innern der Natur entlehnte Bemerkungen, die dessen Lectüre jedem denkenden Aerzte interessant machen werden. Der Vf. ist abgefagter Feind aller Aerzte, die mit der neuern Seite von der Natur nichts, von starken Heilmitteln dagegen alles erwarten. Sein großes Augenmerk geht dahin, zu zeigen, daß ein kluges Unthätigseyn oft mehr bewirkt, als alle Mittel, daß besonders bey den Fiebern der ersten Ordnung die Aderlässe und alle Mittel weit weniger helfen, als ein richtiges Verhalten, und der Vf., der in der Salpetriere und in den Krankensälen von Bicetre seine Beobachtungen machte, wo gewifs die Natur mehr künstliche Unterstützung bey Krankheiten braucht, als fast in jedem andern Verhältnifs, versichert sogar aus Erfahrung behaupten zu können, daß selbst die viertägigen Fieber sich gegen Anfang des Winters endigen, wenn sie ganz der Natur überlassen werden. Manche andere von seinem Sätzen müssen indessen doch eingeschränkt werden. Das wahre Entzündungsfieber sang nach ihm selten oder niemals mit Frost an, welches, wie allgemein bekannt, der Fall nicht ist: aber er konnte in seiner Lage dieses Fieber vielleicht nur selten beobachten, und daher mag dieser Irrthum entstanden seyn. Auch dem Aderlasse ist er bey dieser Krankheit nicht hold, und verlangt, daß die Kranken zu jeder Jahreszeit dem Zutritte der freyen Luft ausgefetzt werden sollen, welches denselben im Winter in einem hohen Grad schädlich seyn wird. Von der Anwendung der Blasenpflaster bey atactischen Fiebern hat er irrige Begriffe: man soll sie, wie er sich ausdrückt, über den ganzen Körper spaziren lassen. Man merkt wohl, daß er nur die reizende Wirkung dieser grofsen, daher aber auch bey unschicktem Gebrauche sehr schädlichen Mittel in der Ansicht hat: aber bedachte er denn nicht, daß die Ausleerung, die sie bewirken, den Körper unter diesen Umständen sehr schwächt, und daß es wohl leicht gesagt, aber schwer ausgeführt ist, die Wunden des

von sogleich auszutrocknen? Es muß wohl auch nicht so ganz genau verstanden werden, wenn der Vf. sagt, daß Stahl in der Kunst zu schreiben, und in der Heiltheit des Stils dem Schwünge, den der philosophische Geist der Heilkunde geben muß, um ein Jahrhundert zuvor gekommen sey. Rec., der Stahl's Schriften gelesen hat, findet, daß dieser große Mann es mit vielen unserer neuen Weltweisen gemein hatte, die lateinische Sprache sehr uncorrect zu schreiben.

Es war zeither bey allen Nosologen gewöhnlich, die Localentzündungen nach dem allgemeinen Entzündungsheber folgen zu lassen. Der Vf. trennt sie, und stellt sie in der zweyten Classe auf, und bey dem, was er alles unter dieser Trennung begreift, ist diese Trennung nicht ohne Grund, und man kann nicht leugnen, daß die pathologische Behandlung der Phlegmasien, wie sie der Vf. liefert, sehr scharfsinnig und zum Theil neu ist. Er trägt die Entzündungstheorie ziemlich richtig vor, und theilt dann die Phlegmasien ein: 1) in Entzündungen der Schleimhäute, (solcher, die im natürlichen Zustande einen Schleim absondern, und rechnet darunter die Katarrhe, die Ruhr, die Schwämmchen, den Katarrh der Harnblase, den Tripper, den weissen Flafs, und die Entzündung der Conjunctiva. 2) Phlegmasien der durchdringlichen Häute. Diese Häute sind elastisch, nicht absondernd, glatt, und die aushauchenden Gefäße, die sich in ihnen endigen, lassen eine Feuchtigkeit von sich, die von den einsaugenden Gefäßen eingesaugt wird: sie sind also keine absondernden, sondern andere Theile umkleidende Häute. Unter diese Ordnung rechnet er die Hirnwruth, den wahren Seitenschlag, die Entzündung des Magens, der Gedarine, der Harnblase. 3) Phlegmasien des Zellgewebes, der Drüsen, des Pareuchyma der Eingeweide. Hierunter gehört die Phlegmone, die Lungentzündung, die Leberentzündung, die Nierenentzündung. 4) Phlegmasien der Muskeln. Rheumatismus, Halsentzündung. 5) Hauptphlegmasien, und darunter der Rothlauf, die Pocken, die Masern, der böserige Carbankeel. — Die dritte Classe: Aetihämorrhagien, enthält sehr viele und genaue Bemerkungen über die Ordnungen und Gattungen dieser Classe.

Von diesem Werk ist noch eine andere Uebersetzung anzuzeigen:

KOPENHAGEN, b. Proft und Storch: *Philosophische Krankheitslehre des Bürgers Pinel, Arztes des National-Hospitals und Lehrers der medicinischen Schule in Paris. Aus dem Französischen übersetzt. Erfter Theil. 1799. 248 S. 8. (18 gr.)*

Pinel hat den Uebersetzer, der in Paris zu leben scheint, zu dieser Arbeit, die der Eckerfchen weit nachsteht, selbst ermuntert. Aus der Vorrede sieht man, in welche Classen P. die langwierigen Krankheiten eintheilt. IV. Classe: Nervenkrankheiten. V.

Krankheiten des lymphatischen Systems. VI. Unbestimmte Krankheiten.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ZÜRICH, b. Ziegler und Söhne: *Vorlesungen über einige politische Materien mit Hinsicht auf unsere Revolution, von J. H. Brämi, Professor in Zürich. 1798. 1ter u. 2ter Heft zusammen 119 S. 8. (8 gr.)*

In der von 7ten Aug. 1798 unterzeichneten Vorlesungserklärung sagt der Vf., daß er aufgedorrt worden sey, während der Sommerferien Vorlesungen zu halten, und dieses in der Hoffnung unternommen habe, „über Materien sprechen zu können, welche auf der einen Seite wegen ihrer Wichtigkeit, auf der andern wegen ihres allgemeinen Interesse die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesseln sollten.“ Schon die erste dieser Vorlesungen habe aber einen Gegner an B. F. X. Bronner gefunden, und der Vf. sey dadurch veranlaßt worden, dessen GegenVorlesung zu prüfen, und die ganze Materie über Feudalabgaben genauer zu beleuchten. Dadurch sey die 2te Vorlesung entstanden, er aber von seinem Plane abgelenkt worden; doch werde er ferner in zwanglosen Hefen seine Gedanken dem Publicum vortragen, und so lange fortführen, bis entweder sein Plan erschöpft sey, oder seine Leser der Fortsetzung müde seyen. Jeder dieser Hefen enthält zwey Vorlesungen. In der ersten: über die Principien des gesellschaftlichen Vereins, schickt der Vf. eine kurze Einleitung voraus, in welcher er über Staatsveränderungen, besonders solche, die durch eine fremde Macht bewirkt werden, und über die Mittel spricht, ausharrende Geduld, und strenge Gerechtigkeit in dem Volke hervorzubringen, ohne welche sie eine Quelle von Uebeln seyn würde. Die Principien der Schweizer Staatsveränderung sind Freyheit und Gleichheit; die Repräsentanten, welche die Nation, nachdem die alte Verfassung aufgelöst ist, beruft, ihr eine neue zu geben, müssen also erst fragen: was ist Freyheit und Gleichheit? Dann, welches sind die Grundsätze derselben? Schon der Begriff und der Zweck des gesellschaftlichen Vertrags zeigen, wie weit die Freyheit nicht gehen dürfe. Sie besteht in der ungehemmten Uebung der Kräfte, in wiefern sie nicht dem Gesetze zuwiderläuft; und die Gleichheit darin, daß das Gesetz allen gleiche Rechte siehet, aller Freyheit in gleichem Grade beschränkt. Aber weiter, sagt er, erstreckt sich diese Gleichheit nicht. Nachdem er dieses weiter ausgeführt hat, geht er zu der 2ten Frage über: welches sind die Grundsätze der Freyheit und Gleichheit? Oder, welches sind die Grundsätze, auf welche sich eine Staatsverfassung, die Freyheit und Gleichheit zum Zwecke hat, gründen muß? Es ist, antwortet er, ein einziger unumstößlicher Grundsatz: Gerechtigkeit; ohne sie ist Freyheit und Gleichheit ein leerer Schall. Stillschweigend der Person und des Eigenthums ist der Zweck der Staatsverbindung. Er geht die verschiedenen Arten des Eigenthums durch, und beantwortet die Frage: was

bey einer Staatsveränderung zu thun sey, wenn unter der vorigen Regierungsform. Besitznachungen statt gefunden haben, deren Rechtmäßigkeit wenigstens bey ihrem Ursprunge nicht erwiesen werden kann, mit besonderer Rücksicht auf die Grundabgaben, dahin, daß man dem Besitzer das nicht entziehen dürfe, was er und seine Vorfahren, wenn auch nicht nach den Gesetzen der Moral, doch nach den politischen rechtmäßig erworben hatten, und sie daher auch rechtmäßig besaßen. Die Vortheiligung des Eigenthums-Rechts der Grund- Abgaben- Besitzer, die immer denen ärgerlich ist, welche sich und ihren Umwälzungs-Syften gerne aus anderer Beutel Freunde und Anhänger machen möchten, war es, welche Brønner's Gegenvorlesung und dadurch die zweyte Vorlesung unsers Vfs. über *Feudalabgaben, Grundzinse, Zehnden* veranlaßte. Er geht hier wieder von den Principien aus, nach welchen alle Verträge zu beurtheilen sind, und wendet solche auf den eigentlichen Gegenstand seiner Prüfung an. Rec. darf, um nicht zu ausführlich zu werden, ihm in dieser Anzeige nicht näher folgen, verichert aber, daß er seinen Vortrag immer plan und der Fassungskraft nur einigermaßen gebildeter Leser angemessen, seine Grundsätze aber mit dem, was er für Recht hält, und von jedem Unbefangenen, nach seiner Ueberzeugung, dafür erkannt werden muß, vollkommen übereinstimmend gefunden hat. Abloslich müssen die Zehnden und Grundzinse seyn. Es muß dem fleißigen Landmann möglich seyn, sich und sein Grundstück mit Bewilligung des Zehnd- oder Zins- Besitzers von einer ewigen Last loszukaufen, und dadurch allmählich die Beschwerden zu heben und auszugleichen, die Uebelgefaßten bey der Stimmung unsers Zeitalters immer mehr Gelegenheit geben werden, Erbitterung zwischen den zwey vorzüglichsten Staatsbürger-Classen, den größern und den kleinern Grundeigenthümern zu verbreiten. Möchte man doch auch in Deutschland endlich einmal fühlen, wie nothig oder wie wohlthätig wenigstens eine solche Einrich-

tung seyn würde! In der dritten Abhandlung *Einheit und Theilbarkeit der helvetischen Republik* giebt der Vf. Mittel an, wodurch alle Einwohner Helvetiens, ungeachtet der bisherigen Verschiedenheiten, ungeachtet des Zwanges, mit welchem sich einige für die untheilbare Republik erklärten, dennoch für die neue Verfassung gewonnen, und wahre innere Einheit bewirkt werden könne; und in der vierten: *der neue Gesetzgeber in Bezug auf die ehemalige Verfassung*, beantwortet er die Frage: *Was für Grundsätze hat der Gesetzgeber bey der Gründung einer neuen Staatsverfassung in Absicht auf diejenigen Punkte zu befolgen, welche durch die alte Staatsverfassung authorisirt waren?* Diese Frage scheint Rec. nicht deutlich genug gefaßt zu seyn; mit der Ausführung war er aber sehr zufrieden. Der Vf. betrachtet die bürgerliche Vereinigung in zwey Rücksichten, der auf das *Materielle*: Sicherheit der Person und des Eigenthums, und das *Formelle*; nur in dieser Rücksicht kann sie einer Veränderung unterworfen seyn. In dem Uebertritt aus einer Form der Staatsvereinigung zu andern giebt der Mensch zwar seine Staatsbürgerliche Rechte auf, um sie mit andern zu vertauschen, aber nicht sein persönliches Eigenthum, wozu alles das gehört, was er sich unter dem Schutze der ehemaligen Gesetze erwarb. Wollte man dem Staatsbürger hiervon etwas unter dem Vorwande entziehen, daß es den Grundsätzen der Freyheit und Gleichheit entgegen sey; so würde man das Materielle dem Formellen aufopfern. Es können daher z. B. die Abgaben gleich vertheilt werden, denn diese geben wir als Staatsbürger; aber es dürfen nicht, wie es zuweilen in der römischen Republik geschah, die Schuldenregister getilgt werden. Am Schlusse zeigt der Vf., daß diese seine Theorie ganz mit dem, was die neue Constitution vorschreibe, übereinstimme. Rec. wünscht, daß seine Grundsätze und Ermahnungen überall, wo sie anwendbar sind, recht vielen Eingang finden mögen!

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Neue arithmetische Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen.* Drittes Stück. 41 Bog. 8. (4 gr.) Von der Rechnungsart der Chinesen und Japaner (welche letztere der Vf. unter die uncivilisirten Völker zu rechnen scheint), von dem Rechenstich der Römer, kalendrische Rechnungen, etwas aus der politischen Rechenkunst, einiges aus dem Arithmetiker in der compendiosen Bibliothek, und noch verschiedenes. Darunter die Auflösung einer (sogenannten) intricaten Rechnungsaufgabe aus der Gesellschaftsrechnung. Dem Rechnungsfreunde, der sie geliefert hat, hat die Elaboration (so nennen die gewainen Arithmetiker ihre Auflösungen) viele Mühe gemacht. Er hat

nicht gesehen, daß die Aufgabe zu den unbestimmten gehört, und scheint sehr froh zu seyn, daß er eine einzige Antwort gefunden hat. Als eine nicht allgemein bekannte Rechnungsart wird eine Regel *Quatuor* angegeben. Es ist eine Regel de *Quinque*, worin ein Datum unbestimmt gelassen ist. Wenn gleich das Buchlein zu der einfältigen Gattung gehört; so ist es doch brauchbarer als viele arithmetische Lehrbücher, worin eines und dasselbe hundertmal wiederholt wird. Daß die Freunde der edlen Rechenkunst sich Freunde der Reinheit bleiben, davon geben die Reime auf der Rückseite des Titelblatts einen Beweis.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. October 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Decker: Pharmacopoea bovarifica. 1799. 223 S. 4. (2 Rthlr.)

Wir eilen, unsere Leser mit einer Schrift bekannt zu machen, die ihrer Aufmerksamkeit in mehr als einem Betrachte empfohlen zu werden verdient. Das preussisch-brandenburgische Dispensatorium, dessen letzte Auflage im Jahre 1781 herauskam, hatte ziemlich lange eine ehrenvolle Stelle unter den Schriften dieser Art behauptet, aber es war in unsern Zeiten von dieser Stelle durch einige Apothekerbücher verdrängt worden, die freylich dem jetzigen Zustande der Heilkunst und Pharmacie ungleich angemessener waren, als jenes Werk. Der Hr. Graf von Schulenburg-Kehnert, der sich schon so viele Verdienste um die Verbesserung des Medicinalwesens in den preussischen Staaten erworben hat, hielt sich deshalb für verpflichtet, die Veranstaltung zu treffen, dass diese den Aerzten und Wundärzten, so wie den Apothekern der preussischen Monarchie unentbehrliche Schrift umgearbeitet, vervollkommen und für unsere Zeiten brauchbar gemacht würde; er wählte in dieser Hinsicht mehrere gelehrte Männer, und veranlasste sie, dieses Geschäft zu übernehmen, und das Werk, das wir vor uns haben, und dem vereinigten Fleisse dieser Gelehrten verdanken, ist so gut gerathen, dass es mit den besten Pharmacopöen, die wir in den letzten 10 oder 15 Jahren erhalten haben, um den Vorzug streitet, und sowohl die Wahl, die der erleuchtete Staatsminister unter mehreren Gelehrten getroffen hat, rechtfertigt, als den Einsichten dieser Männer selbst Ehre macht. Denn die Beschreibungen der einfachen Heilmittel, die den Inhalt des ersten Theils dieser Schrift ausmachen, sind zwar kurz, aber sehr charakteristisch, und zur Bestimmung der Güte der verschiedenen Drogen, so wie zur Unterscheidung der ächten Waaren von denen, die verdorben, oder nach oder weniger verfälscht sind, vollkommen hinreichend; und die Vorschriften, nach welchen die Vff. im zweiten Theile die zusammengesetzten Arzneyen bereiten lehren, gründen sich, wie man deutlich sieht, auf die von den neuern Aorzten und Scheidekünstlern gemachten Erfahrungen, und auf eigene wiederholte Versuche, und sind so zweckmässig, dass sie fast ohne Einschränkung zur Nachahmung empfohlen zu werden verdienen. Wir wollen aus beiden Theilen einige Beyspiele ausheben, um unsere Leser in den Stand zu setzen, sich einen richtigen Begriff von diesem Werke machen zu können.

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

nen. Der rohe Essig, den man zu pharmaceutischem Gebrauche anwenden will, muss, sagen die Vff., heil und durchdrüchtig, angenehm von Geschmack und Geruch, und so sauer seyn, dass zwey Unzen desselben zur vollkommenen Sättigung einer Drachme luftvollen Pflanzenalkalis zureichen, auch darf er bey der Vermischung mit salzsaurer Schwererde keinen in verdünnter Salpetersäure unauflöslichen (oder vielmehr schwer auflöslichen) Niederschlag geben; es ist übrigens gleich viel, ob er aus Wein, oder aus einer andern gegohrnen weinartigen Flüssigkeit verfertigt worden ist; denn wenn er nur jene Kennzeichen der Güte und Stärke besitzt; so kann man sich desselben immer mit Vortheil zur Bereitung der Kräutereffige, der Sauerhonige u. s. w. bedienen. — Von den Aloöarten, die gewöhnlich in den Apotheken angetroffen werden, führen die Vff. nur die glänzende Aloö an, und wirklich kann man, wenn man diese Art besitzt, die Rosaloe, und selbst die Leberaloe recht gut entbehren; zwar trifft man zuweilen unter dem letzten Namen in den Apotheken eine sehr gute Aloö an, aber dies findet doch nur selten statt, und wenn es der Fall ist; so kann man sie auch mit vollem Rechte glänzende Aloö nennen; und da überdem die sogenannte succotrinische Aloö manchmal ziemlich unrein ist; so ist es, dünkt uns, besser, wenn man der guten Aloö lieber den Namen, der hier gewählt worden ist, als einen andern, giebt. Von den schwefelsauren Thionerden, die officinell sind, ist ebenfalls nur eine Art, nämlich der gemeine Alaun, in den Arzneyvorrath aufgenommen worden, in Rücksicht auf die Fiebertinderarten hingegen sind die Vff. minder streng gewesen; denn sie haben, außer der gewöhnlichen peruvianischen Rinde, auch die gelbe und die rothe China beschrieben, und diese letzten Drogen haben sich bey mehreren klinischen Erfahrungen, die damit angestellt worden sind, allerdings so wirksam bewiesen, dass sie der Ehre, die ihnen hier erzeigt worden ist, sehr würdig waren; ob aber die Rinde der Lorbeerweide, als Substitut der peruvianischen Rinde betrachtet, Vorzüge vor den Rinden einiger andern Weidenarten, besonders der Bruchweide und der Sohlweide, habe, darüber lassen sich wohl nicht ungegründete Zweifel erheben; wenigstens haben wir einige Male sehr vortheilhafte Wirkungen nach dem innerlichen Gebrauche der Rinden der zuletzt genannten Weiden beobachtet, und wir glauben daher, dass diese eben so gut, als die Rinde der Lorbeerweide, die wir hier einzig und allein angeführt gefunden haben, in manchen Fällen statt der Chinarinde

K k

rinde gebraucht werden können. — Das Ammoniakharz und andere Schleimharze lassen die Vff. nur durch Stoßen oder Reiben zur Winterszeit, und durch Abreiben des Gefäßens, von den Unreinigkeiten, die denselben gemeinlich heymischt sind, befreyen, und so zur Bereitung anderer Arzneyen geschickt machen; dieses Verfahren hat, aus leicht begreiflichen Ursachen, vor andern sonst gebräuchlichen Reinigungsarten viele Vorzüge, und wir wünschen, daß die Apotheker diese Drogen immer auf die angeführte Weise reinigen mögen. Bey der Jalappenwurzel, die sehr gut charakterist ist, führen die Vff. *Linne's Convolvulus Jalappa* als die Pflanze, von welcher diese Wurzel herkammt, an, sie geben aber zugleich durch ein beygefügtes Fragezeichen zu erkennen, daß die Meynung der Naturforscher, welche dieses Gewächs für die Mutterpflanze der officinellen Jalappe halten, noch nicht hinlänglich erwiesen sey; indeßen kann man jetzt nicht mehr zweifeln, daß diese Wurzel von der genannten Winde herkomme; denn die Nachforschungen, die Hr. de *Puisin* unlängst in dieser Hinsicht angestellt hat, haben dies aufs überzeugendste dargethan, und die Einwendungen, die man dagegen gemacht hat, völlig aufgehoben. Die spanische Seife, die viele Aerzte sowohl innerlich, als äußerlich gebrauchen lassen, erlauben unsere Vff. nur zur äußerlichen Anwendung, zum innerlichen Gebrauche hingegen empfehlen sie die medicinische Seife, die sie aus stüzender Mineralalkalilauge und Olivenöl zubereiten lehren, und sie glauben mit Recht, daß diese, der Reinigkeit wegen, jener vorgezogen werden müsse, und daher innerlich mit größern Nutzen angewendet werden könne. — Die Bereitungsart der Benzoëblumen, die hier mitgetheilt wird, kommt mit der, die *Scheele* und andere neuere Scheidekünstler bekannt gemacht haben, größtentheils überein, und eben dieses gilt auch von den Vorschriften, nach welchen die Vff. den verklärten Essig, die reine Essigsäure, die Säure der Knochen, den Eisennohr, die Schwefelnaphthe, die verflüchten sauren Geister und andere Heilmittel versetzen lassen; das aromatische Wasser, das statt des Hauptwassers und des sogenannten Kinderbalsams empfohlen wird, ist eine durch die Destillation aus acht Unzen Salbey, vier Unzen Rosmarin, eben so viel Pfefferminze und Lavendelblüthe, zwey Unzen Fenchelsamen, eben so viel Zimmt, vier Pfund rectificirten Brauntwein und einer zureichenden Menge Wasser bereitete Flüssigkeit, die gewiss in den meisten Fällen, in welchen ein solches Mittel anwendbar ist, den Absichten des Arztes mehr entsprechen wird, als die geistigen Wasser, die sonst unter den angeführten Namen in den Apotheken angesetzt werden; auch das Thedensche Wundwasser, das hier saure Wundmittel genannt, und aus drey Pfund rohen Essig, anderthalb Pfund rectificirten Weingeist, einem halben Pfunde verdünnter Schwefelsäure und einem Pfunde abgerauchtem Honig zusammengesetzt wird; so wie das gemeine Wundwasser und andere geistige und wässrige Arzneyen, die

in dieses Apothekerbuch aufgenommen worden sind, verdienen mit *Beysatz* genannt zu werden. Den geschwefelten Spießglaskalk, den die Hn. *Hoffmann* und *Hufeland* unlängst in mehreren Krankheiten mit großem Nutzen angewendet zu haben versichern, lassen unsere Vff. auf folgende Art versetzen: Man nehme frisch bereiteten und gestossenen lebendigen Kalk 3 Loth, goldfarbigen Spießglaskschwefel 1 Loth, mische beides untereinander, übergieße das Pulver mit 24 Loth siedenden Wassers, trockne dann das ganze Gemisch, bey gelindem Feuer und unter anhaltendem Umrühren, in einer porzellanenen Schale ein, und hebe das so entstandene weißgelbliche Pulver in einem wohl verklopftem Glase zum Gebrauche auf. Diese Vorschrift weicht von der, die *Bremser* und *Götting* bekannt gemacht haben, sehr ab, ob sie aber auch Vorzüge vor dieser habe, können wir vor der Hand nicht bestimmen, da wir noch nicht Gelegenheit gehabt haben, uns hiervon durch vergleichende Versuche zu belehren; indeßen müssen wir erinnern, daß wir dieses Heilmittel bisher immer aus grauem Spießglase, Schwefel und ungeloschtem Kalk auf trockenem Wege bereitet, und so ein Product erhalten haben, das zu den Absichten, wozu wir desselben bedurften, vortreflich geschickt war. — Statt des Hoffmannischen Magenelixirs schreiben die Vff. eine Mischung vor, die man erhält, wenn man vier Unzen der gelben Schale von reifen Pomeranzen, zwey Unzen unreife Pomeranzen, eben so viel Zimmt und eine Unze luftholtes trockenes Pflanzenalkali mit vier Pfund Malagawein übergießt, und einige Tage in Digestion stehen läßt, dann die Tinctur von den unaufgelösten Theilen scheidet, und mit derselben vier Unzen bittere Extracte, zwey Drachmen Zitronenöl und zwey Unzen schmerzstillenden Liquor vermischt, und statt des sogenannten Brüsselixirs empfehlen sie eine Auflösung von zwey Unzen gereinigten Süßholzwurz in sechs Unzen Fenchelwasser, wozu eine Unze flüssiges Laudanum und sechs Unzen anhaltiger Salmiakgeist gesetzt worden sind. Die Purgirextracte, die sonst nach *Paracelsus*, *Croll's* und *Lemery's* Formeln zubereitet wurden, haben die Vff. in ihr Werk nicht aufgenommen, dagegen theilen sie aber eine Vorschrift zu einem zusammengegesetzten Rhabarberextracte mit, das ungleich einfacher ist, als jene Arzneyen, und doch gewiss in allen Fällen die Stelle derselben sehr gut vertreten kann. Das verflüchte Quecksilber lassen sie durch die Sublimation aus einem Gemische von funfzehn Unzen freßenden Sublimat und zwölf Unzen lebendiges Quecksilber versetzen, und wir sind mit ihnen der Meynung, daß man, wenn man dieses Verfahren befolgt, ein zum arzneyliehen Gebrauche weit geschickteres Product erhält, als wenn man *Scheele's* Vorchrift nachahmt; denn wir sind durch mehrere Erfahrungen, die wir mit der gehörigen Sorgfalt angestellt haben, überzeugt worden, daß sich das Quecksilber auf dem nasen Wege nie so vollkommen verflüchten läßt, als durch die Sublimation. — Die sogenannte eisene Mixture,

Mixtur, welche in diesem Werke den Namen: *Mixtura pyro-tartarica* erhalten hat, ist, nach der hier mitgetheilten Formel, eine Mischung aus zwölf Unzen zusammengesetztem Angelikgeist, acht Unzen Weinsäure und einer Unze concentrirter Schwefelsäure; die zusammengesetzte Benzoëstinctur, welche die Vff. statt des Wund- oder Commodeurbalsams zum chirurgischen Gebrauche vorschlagen, besteht aus sechs Loth Benzoëharz, drey Loth Storax in Körnern, einem Loth glänzende Aloe, zwey Loth schwarzen peravianischen Balsam und drey Pfund Alkohol, eine andere Tinctur aber, zu der ebenfalls Benzoëharz kommt, und die den Namen: benzoëhaltige Mohnsafttinctur bekommen hat, lassen sie aus zwey Pfunden rectificirten Brantwein, einer Drachme Anisöl und eben so viel Benzoëblumen, Mohnsaft und Kampher bereiten und verordnen sie, statt des sogenannten beruhigenden Elixirs, zum innerlichen Gebrauche. Diese Vorschriften sind, wie man sieht, sehr gut und allerdings der Nachahmung werth, und eben so find auch die Formeln zur Verfertigung des Spießglas- und des Strahlweins, der Jalapenharzseife, der Schwefelsäure, der Salmiakgeister, verschiedener Salben, Pflaster, Latwergen, Syrupe u. s. w. mehr oder weniger umgeändert und verbessert; so daß sie gewis auf den Beyfall aller Sachverständigen Anspruch machen können. Indessen, so sehr wir auch, im Ganzen genommen, dieses Werk der Empfehlung werth halten, und ihm einen entschiedenen Vorzug vor mehreren andern Apothekerbüchern einräumen; so müssen wir doch eingestehen, daß uns bey dem Lesen desselben einige Stellen vorgekommen sind, in welchen die Vff. theils Urtheile fallen, die wir nicht ohne Einschränkung unterschreiben möchten, theils Vorschläge thun, die eben nicht die besten genannt zu werden verdienen. Einige Beyspiele dieser Art, die wir noch anführen wollen, werden unsere Beauptung rechtfertigen: das salzsaure Silber erfordert zwar viel Wasser zu seiner Auflösung, aber es gehört doch nicht, wie S. 6. gesagt wird, unter die ganz unauslöslichen metallischen Zusammensetzungen; eben so ist auch der Schwerpath ein in vielen Wasser allerdings auflösliches Salz, und die Meynung, die S. 8. in Hinsicht des Verhaltens desselben gegen die Flüssigkeit vertheidigt wird, ist also nicht ganz richtig. S. 14. der Wallrath verhält sich bey allen Versuchen, die man damit anstellt, als ein seltes schmieriges Oel, und er ist auf dem geraden Wege, eben so wenig, wie andere Oele dieser Art, in warmen Brantweine auflöslich. Das Ricinusöl führen die Vff. im ersten Theile S. 46., und noch einmal im zweyten Theile S. 123. an; da aber dieses Mittel leicht von jedem Apotheker dargestellt werden kann; so hätte es nur am letzten Orte genannt werden Vollen; überdem ist das Ricinusöl, das man bey den Drogisten vorrätzig antrifft, nicht immer von der gehörigen Güte, und man muß daher auch aus diesem Grunde die Apotheker veranlassen, daß sie es selbst bereiten. S. 47. das Sauerkeisalz wird nicht bloß aus den beiden

Pflanzen, die hier angegeben sind, verfertigt, man benutzt an mehreren Orten auch die Oxalis, der Linné den Beynamen: *corniculata* gegeben hat, häufig zu dieser Absicht, und diese Pflanze hätte folglich ebenfalls genannt werden sollen. S. 53 u. f. die getrockneten Wurzeln der Paeonie, des Löwenzahns und der Färberröthe besitzen wohl nicht so große Heilkräfte, daß sie der Stellen, die ihnen hier angewiesen sind, würdig wären; wenigstens ist so viel gewis, daß mehrere Aerzte oft diese Drogen ohne Nutzen angewendet haben, und die meisten Leser werden sie daher gewis zu den sehr entbehrlichen Heilmitteln zählen. Die Weise, auf welche die Vff. S. 79. den Salmiak reinigen lassen, ist zur Darstellung einer ganz reinen salzsauren Ammoniak nicht immer hinreichend; denn wenn z. B. dieses Salz, was allerdings zuweilen der Fall ist, salzsaures Mineralalkali in sich hat; so muß man es auf eine andere Art behandeln, wenn man es von dieser Beymischung befreien will. S. 96. das stinkende oder auflösende Pflaster ist eine sehr gute Zusammenetzung, aber wir fürchten, daß, wenn man, wie die Vff. vorschreiben, die Mischung kocht, das Product bey weitem nicht so wirksam ausfallen wird, als wenn man sie nur bey gelindem Feuer behandelt; wir würden daher den Rath geben, die Ingredienzen durch anhaltendes Reiben in einem mäßig erwärmten Kessel unter einander zu vereinigen, und dann das entstandene Product in verschlossenen Gefäßen zum Gebrauche aufzubewahren. S. 108. Zum Spießglasmohe würden wir goldfarbenen Spießglasochsel oder Mineralakernes, und zur slichigen Salbe frisches Leinöl nehmen lassen, und wir sind gewis, daß diese Heilmittel dann die Erwartungen der Aerzte besser befriedigen werden, als wenn man sie nach den hier angegebenen Formeln verfertigt. Auch die Vorschriften, nach welchen die Vff. das Zahnpulver, die stinkende Asandtinctur, das Quassienextract und einige andere Arzneyen zusammensetzen lassen, scheinen einer Verbesserung fähig zu seyn; wir besürchten aber, daß, wenn wir noch mehrere Erinnerungen beybringen wollten, es das Ansehen haben möchte, als ob wir das Lob, das wir oben dieser Schrift ertheilt haben, wieder zurück zu nehmen die Absicht hätten; wir brechen also lieber ab, und erwähnen nur noch, daß die Vff. außer einem Verzeichnisse der Mittel, die in den Apotheken kleiner Städte vorrätzig seyn sollen, auch eine Tabelle, in welcher die neuen Namen, die sie mehreren einfachen und zusammengesetzten Arzneyen gegeben haben, erklärt sind, und ein vollständiges Register beygefügt, und so die Brauchbarkeit dieses in der That schätzbaren Werks vermehrt haben.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Warschau, b. Wilke: *Taschenbuch für Officiere der kaiserlichen Infanterie*, von einem königl. preuß. Of. ficer. 1797. XVI u. 189 S. 12. (12 gr.)

Der Vf. mag sich einige hübsche Erfahrungen gesammelt haben; aber wie oft soll man es nur wieder-

holen, daß eine Reihe an sich recht guter Bemerkungen, die ein Officier in seinem Taschenbuche aufgezeichnet hat, und die ihn selbst sehr nützlich seyn können, weil in seinem Gedächtnisse sich daran eine Menge verwandter Ideen anschließt, deshalb noch gar nicht geeignet ist, durch den Druck zur Belohnung anderer bekannt gemacht zu werden! Um solche Bruchstücke in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, sie zu ordnen und ein Ganzes daraus zu bilden, dazu gehört mehr Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, und mehr philosophischer Geist, als man bey'm ersten Anblick gedacht hatte; man nimmt dann zu andern Lehrbüchern seine Zuflucht; schreibt aus, versteht oft den Sinn, wo man nur die Worte verändern wollte; und so entstehen denn Taschen- und Handbücher, Instructionen u. d. y. für den Officier im Felde, die nichts Halbes und nichts Ganzes sind, dem Erfahren unnütz und dem Neuling schädlich, weil sie ihn verwirren.

Der VI. des gegenwärtigen Taschenbuchs erspart sich die gewöhnliche Entschuldigung, daß er nichts vollständiges habe liefern wollen. — „Seine Bemerkungen (S. VIII.) sollen auf die *notwendigsten* Fälle gehen, die der Officier der leichten Truppen zu wissen nöthig hat, — weil es (S. VII.) unumgänglich *notwendig* ist, daß er *alle mögliche* Fälle berechne, in die er kommen kann.“ Aber gehört denn die Aussetzung einer Feldwacht nicht etwa auch zu diesen *notwendigen* Fällen? und doch sagt der VI. darüber kein Wort, er handelt bloß von Besetzung der Dörfer oder kleinen Städte.

Es müßte übrigens schlimm seyn, wenn eine solche Sammlung nicht manches Gute enthalten sollte, und das wollen wir auch der gegenwärtigen nicht abprechen; aber da man durchaus nichts darin findet, was nicht in Andern schon oft und besser gesagt wäre; so sehen wir nicht ein, wozu es hier noch einmal gedruckt werden mußte. Alles z. B. was der VI. von der Vorpost bey'm Einrücken in einen Ort, von Alarmplätzen, der Besetzung eines Dorfs, der Vorpost bey Wachen und Posten und gegen Bothen, von Patrouillen, von Angriff und Deckung eines *Canvoy's* oder einer *Fouragierung*, von *Eintreibung von Contributionen*, von *Angriff und Vertheidigung einer Schanze* sagt, ist recht gut, wenn gleich unvollständig und nicht neu, auch nicht durchgehend praktisch, wie z. B. die Vorschrift, bey Avantgarden nur Einen Mann zur Spitze zu nehmen (S. 33.) Am aller schwächsten haben wir den Abschnitt: von *Berechnung einer Gegend*, die *fouragirt* werden soll, gefunden. Anstatt der ganz trivialen Anweisung, wie man den Flächeninhalt eines Dreyecks, Vierecks, oder einer unregelmäßigen Figur

(nach Eintheilung in mehrere regelmäßige) finden soll; hätten hier ganz andere Hülfsmittel zur Schätzung des Grafes oder der Früchte, die auf einem zu fouragirenden Platze Ruhen, gegeben werden sollen, denn *daß* nicht auf den Flächeninhalt des Feldes, kommt es an. Dieser Abschnitt ist völlig leer und unbrauchbar. — Unter den Rubriken: *Regeln über Anlegung verschiedener Werke*, von den *Materialien* und ihrer *Berechnung* und von den *Schussweiten*, steht wieder manches nützliche, das man jedoch vollständiger und besser im Scharnhorst, im Feldingenieur, im *Manuel de l'Artillerie*, und in so manchem *Compendium über Fortification passagire* u. dgl. findet. — Die *Fladerminen* scheinen das Streckenpferd des Vrs. zu seyn, er giebt eine ziemlich ausführliche Anweisung, wie man sie anlegen soll; bey dem letzten Abschnitt über den *Coup d'oeil* aber kann er sich unangenehm selbst verstanden haben. Er verwirrt sich bey dieser Materie, der er gar nicht gewachsen ist, dergestalt, daß er am Ende nicht weiter kann und kurz abbrechen muß; besser würde er, wenn es einmal seyn sollte, gethan haben, wenn er statt optischer Theorien, bloß praktische, auf Erfahrung gegründete Cautele, so wie z. B. Scharnhorst sie giebt, aufgezeichnet hätte. Die Warnung, keine andere, als solche Ferngläser zu kaufen, „die man achromatische oder Dollondische nennt.“ (S. 184.) kann den Käufer irre führen, der gleich dem VI. die Ramsden'schen nicht kennt.

Außer den vielen im Buche selbst angezeigten Druckfehlern, bemerken wir noch folgende, weil sie den Sinn verändern: S. 3. Z. 7. *Cavallerie* anstatt *Infanterie*; und S. 156. das — die Wirkung der einen Mine der andern schade, anstatt *nicht schade*; endlich ist auch im Bogen G die ganze S. 159. auf den Fleck, den S. 158. einnehmen sollte, gedruckt worden. Druck und Papier sind übrigens gut, auch die beygefügen Pläne sauber gestochen.

WIEN, b. Doll: Predigten über den Inhalt der sonntäglichen Evangelien des ganzen Kirchenjahres. Gesammelt von dem Herausgeber der Predigten auf die hohen Feste des Herrn, Marien's und der Heiligen (A. F. Ortmann). Zweyter Jahrgang. 1. Band. 1798. 306 S. 2. Band. 1799. 311 S. 8. (1 Rthr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 113.)

QUEDLINBURG, b. Ernst: Nützlicher Auszug aus Heinrich Sander's Großen und Schönen in der Natur für Kinder. Zweyte sehr verbesserte Auflage. 1799. 150 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 187.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 30. October 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BRESLAU, HIRSCHBERG und LISSA, b. Korn, d. Aetern: Die Hautkrankheiten und ihre Behandlung. Systematisch beschrieben von Robert Willan, M. D. Mitgl. d. K. Collegiums der Aerzte zu London, Arzt der Finsbury-Krankenanstalt und der öffentlichen Krankenanstalt in Carey-Street. Erster Band. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen und einem Anhange begleitet von D. Friedrich Gotthelf Friesle, ausübender (n) Arzt (e) in Breslau. — Mit sieben Kupfertafeln. 1799. 82 S. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Band ist nur der kleinste Theil eines Werkes, welches in sieben Bänden eben so viele Ordnungen der Hautkrankheiten behandeln; und die Objecte durch gefärbte Kupfer nach dem Leben anschaulich machen soll. Der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er sagt, daß die griechischen und lateinischen Aerzte in Hinsicht auf die Hautkrankheiten (doch mit Ausnahme einiger, z. B. der Elephantiasis) noch so gut wie gar nicht bearbeitet worden sind; daß der eine einerley Krankheit mit diesem, der andere mit jenem Namen belegte, und daß dadurch eine Verwirrung entstanden ist, aus welcher man sich nur mit großer Mühe herausheilen kann; daß die Saracenischen Aerzte zwar sehr viele Hautkrankheiten beschrieben, und sich dadurch ein sehr großes Verdienst um die pathologische-praktische Heilkunde erworben haben, daß aber auch bey ihnen Undeutlichkeit und Verwirrung überall herrscht, die durch die unzuverlässigen Uebersetzungen ihrer Werke in barbarisches Latein noch um ein großes vermehrt wird. Die neuern Aerzte beschäftigen sich meistens, und fast immer, selbst den im Alterthum so sehr bewanderten Lorry nicht ausgenommen, fruchtlos, die Verwirrungen, die über diesen Gegenstand unter unsern Vorfahren herrschten, zu berichtigen, und ein Werk, welches dem Arzte von der Gestalt einer jeden Hautkrankheit einen möglichst genauen Begriff giebt, welches alle Hautkrankheiten unter ihren Ordnungen, Gattungen und Arten genau und systematisch behandelt, und über Veranlassung und Heilung derselben die nothwendigsten Bemerkungen und Regeln angiebt, wird, wenn es auch, wie dieses bey diesem Werk der Fall seyn wird, im Ankaufe sehr kostbar seyn sollte, doch gewiß den Aerzten willkommen seyn.

Der Vf. giebt erst eine allgemeine Uebersicht seines Werks. Seine Ordnungen der Hautkrankheiten A. L. Z. 1799. Viertes Band.

sind, wie sehr natürlich, nach der äußern Form derselben bestimmt. Sie sind: 1) Blätterchen, *pimples*, 2) Schuppen, 3) Exantheme, *rashes*, 4) Blasen; 5) Pusteln, 6) Knoten, 7) Flecken. Es ist schade, daß er den wesentlichen Charakter der Ordnungen nicht angegeben hat: dann hätte man besser übersehen können, wie sich jede Ordnung von der andern unterscheidet. Die Definitionen, die er nach dieser allgemeinen Uebersicht aufstellt, sind zu diesem Endzweck nicht hinreichend, und sie enthalten auch nicht immer vollkommen deutliche Unterscheidungsmerkmale. So sind bey dem Vf. Blätterchen sehr kleine und spitzige Erhabenheiten der Oberhaut mit einer entzündeten Grundfläche, die keine Flüssigkeit enthalten, und nicht in Eiterung übergehen. Exantheme sind rothe Flecken, auf der Haut, bey denen man oft Stellen des Oberhäutens erhaben, aber nicht zugespitzt findet. (Dieses ist wider den Sprachgebrauch der Aerzte, und bey dem Scharlachfieber, so wie auch bey dem Erythema, die vom Vf. unter die Exantheme gerechnet werden, finden sich wirklich Blätterchen.) Punct, Mabl, ist ein kleiner rothes Flecken auf der Haut. Flecken, Makel, ist eine bleibende Mißfärbigkeit irgend eines Theiles der Haut. Blase ist eine Erhabenheit des Oberhäutens, von großem Umfang, die unregelmäßig begrenzt ist, und eine durchsichtige wässrige Feuchtigkeit enthält; Pustel ist eine Erhabenheit der Oberhaut, von zuweilen kugelförmiger, zuweilen konischer Gestalt, die Eiter, oder eine fast allemal farbenlohe Lymphe in sich hält. Wenn auch Rec. dieses nicht als einen Tadel aufstellt, daß der Vf. eine Menge von Definitionen von Pusteln folgen läßt, die anders wohin gehören; so sehen die Leser schon aus den gegebenen Proben, daß die Definitionen der Ordnungen nicht immer bezeichnend genug sind. Ueberdem hat die Eintheilung der Hautkrankheiten, wie sie der Vf. liefert, das Unangenehme; daß solche Hautkrankheiten, die mit einander aufs genaueste verwandt sind, oft weit von einander getrennt werden, und daß sie oftmals in einer Ordnung unter solchen Rehen, mit denen sie auch nicht die entfernteste Verwandtschaft haben. So steht *rubeola*, Masern, unter der dritten, *varicella*, unächte Pocken, unter der vierten, und *variola*, Kinderpocken, unter der fünften Ordnung. Mit den unächten Pocken steht die Flechte, und mit den ächten Pocken der Kleiengrund auf dem Kopfe unter einer Ordnung, und die Hautkrankheiten, die in ihrem Verlaufe eine andere Gestalt annehmen, kommen natürlicher Weise unter ganz neue Ordnungen, wie z. B. die Flechten, die

unter der vierten und fünften Ordnung stehen. Dieser Fehler würde sich zum Theil haben vermeiden lassen, wegen Hr. W. zwey Hauptformen von Hautkrankheiten, hitzige und chronische, angenommen, und seine Ordnungen nach diesen bestimmt hätte, und wenn er die Hautkrankheiten, die sich in ihrem Verlaufe unter andern Gestalten darstellten, unter die Ordnung gebracht hätte, die entweder ihrem ersten, oder ihrem höchsten Zeitraume entspricht.

In diesem Bande ist nur die erste Ordnung: Blätterchen, Hautknötchen, *papulae*, abgehandelt. Sie begreift die Gattungen: *strophulus*, *lichen*, *prurigo*. Von *Strophulus* werden keine Merkmale angegeben, als daß Kinder ihm besonders unterworfen sind. Er enthält folgende Arten: *Strophulus interinctus*, *albidus*, *confertus*, *volaticus*, *candidus*. Der *St. interinctus* ist der in Sachen so genannte Anfrung, und überhaupt sind die verschiedenen Arten dieser Gattung lauter Hautblättrchen, die Kinder im ersten Jahre ihres Alters befallen, und die der Vf. wohl zu fein unterschieden hat. Bey der Gattung *Lichen* setzt der Vf. die verschiedenen Vorstellungen, die Griechen und Römer mit dieser Benennung verbunden haben, gut ins Licht. Lichen, Schwindflecken, sind bey ihm Blättrchen, die sich weit ausbreiten, Erwachsene befallen, mit innerlichen Beschwerden in Verbindung stehen, gewöhnlich in einen kleynartigen Schorf übergehen, gern wiederkommen, und nicht ausheilen. Der *Lichen simplex*, den der Vf. als die erste Art dieser Gattung aufstellt, ist von dem *strophulus interinctus* so wenig unterschieden, daß ihn Rec. bloß für eine Spielart desselben hält, die sich deswegen etwas anders modificirt, weil die Haut bey Erwachsenen eine fester Textur hat. *Lichen agrius*, die zweyte Art, entsteht immer nach innerlichen Zufällen. Der Vf. erläutert das Unterscheidende dieser Art durch eine ausführliche Krankengeschichte. *Lichen pilaris*, die dritte Art, wird vom Vf. selbst für eine Spielart des *Lichen simplex* gehalten, wo die Krankheit ihren Sitz besonders in dem Haarzwiebeln habe. 4) *Lichen hircus* unterscheidet sich deutlich. Recht gut zeigt der Vf., daß solche *lichenes lividi* auch bey der Luftpuche oftmals als Zufall erscheinen, und giebt die Merkmale ganz nach der Natur an, durch welche diese *lichenes lividi venerei* kennbar werden. Unter 5) *Lichen tropicus* versteht der Vf. die aus den Schriftstellern über die Krankheiten unter warmen Himmelsstrichen hinalig bekannte Hitzblättern, *prickly - heat* der Engländer, denen die Europäer in heißen Klimaten fast allgemein unterworfen sind, wenn sie die europäische Kleidung fort tragen, und nach europäischer Lebensweise fort leben. Dr. Winterbottom theilte dem Vf. von dieser Krankheit Nachrichten mit, wie er sie in Sierra Leone beobachtet hat, und diese geben den Nachrichten Lind's, Clegborn's, Mosely's, und anderer sehr vieles Licht. Wenn auch die vornehmste Ursache, warum diese Hautkrankheit die Europäer so allgemein in heißen Klimaten befallt, darinnen

zu suchen ist, daß sie in diesen Gegenden sich der europäischen Kleidung und Lebensart nicht entziehen wollen; so sind doch auch die Neger diesem Ausschlage unterworfen, wider den sie den Limonienfäst, aber ohne ausgezeichneten Vortheil, anwenden. Die Sere der Araber, Effora der Arabiden, war eine Gattung, unter welcher die arabischen Aerzte mehrere Arten von Blaterausschlägen begriffen haben, die mit einer Entzündung der Haut verbunden sind. Die dritte Gattung: *Prurigo*, *Jucken der Haut*, gehört nicht durchaus unter diese Ordnung; denn es ist unwahr, daßs immer mit demselben Blättrchen auf der Haut verbunden sind, die auch, wenn sie vorhanden sind, oftmals als zufällige Folge, seltener als wentliche Ursache des Juckens erscheinen. Von der *Prurigo* nimmt der Vf. drey Arten an: *Pr. mitis*, *formicans*, *senilis*; außer diesen sind noch viele Arten local. Wider die *Pr. formicans*, eine Krankheit, die insgemein, außer der Unreinlichkeit, auch von innerlichen Ursachen abhängt, brauchte der Vf. nach vielen fruchtlosen Versuchen mit andern Mitteln, das feuerbehaltende Mineral- und Pflanzenlaugenalz mit großem Vortheil. (Ein äußerliches Mittel ist dabey nicht zu übersehen, welches bey Hautkrankheiten mit Blättrchen und Pulten von auferordentlichem Nutzen ist: das Baden in Wasser, oder noch besser in Milch, worinnen eine nicht zu große Quantität Erzflein aufgelöst ist.) Bey der *Pr. formicans* und *senilis* hat der Vf. oftmals Milben, aber, wie es scheint, nicht als Ursache, sondern als zufällige Begleiter der Krankheit, bemerkt. Bey der letzten Krankheit sind die Laule sehr häufig, und so schwer auszurotten; das Beyspiele von Alten, die von den Läusen im unausstehlichsten Grade geplagt und fast gefressen wurden, nicht ganz unberührt sind. Von dem localen Jucken der Haut werden nur etliche Arten angeführt und beschrieben. Der Vf. gesteht selbst, daß Blättrchen bey diesem Uebel nicht allemal vorhanden sind, und es folgt daraus, daß diese Arten unter die erste Ordnung nicht gehören. Die *Prurigo podica* kennt auch Rec. als eines der beschwerlichsten Uebel bey nervenkranken und zur guldnen Ader geneigten Personen. Zwey Mittel hat der Vf. nicht angeführt, die Rec. sehr nützlich befunden hat: das Sitzen auf ungepolsterten, harten Stühlen, und das *unguentum de linaria*, mit etwas Bleyzucker vermischt. Es ist vollkommen richtig, daß die *Prurigo pubis* am ofterten von Filzläusen entsteht, wenn die Einfrumdung in den baართen äußern Theilen ihren Sitz hat; nicht bemerkt aber hat der Vf., daß diese Thiere besonders durch den Bey Schlaf forgepflanzet werden. Rec. weiß Beyspiele, daßs dreyßig und mehrere von einer Hure mit solchen Läusen angeleckt wurden. Auffallend ist es, daß diese Thiere nur solche Stellen lieben, die mit kurzen und krausen Haaren besetzt sind, die Schaam, den Bart, die Achselgegend, die Augenbraunen. Sie weichen auf die Quacksilberfäße sehr lieher. (Da aber die öfters wiederholte Anwendung dieser Salbe immer bedenklich ist; so sind Einreibungen von Terebinthol besser, weil

welches sehr sicher hilft; aber bey empfindlichen Personen die von den Läusen aufgefressenen Stellen oft heftig reizt.) Auch einer andern Art: *purigo pudendi muliebris* hat der Vf. besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und (nach Lorry) gezeigt, wie diese Krankheit oftmals als Folge einer innerlichen Ursache entsteht, besonders bey Frauen, die das Monatliche verlohren haben. Eine sehr gewöhnliche Ursache des Juckens, den weißen Fluß, hat der Vf. übersehen.

Alle diese einzelnen Arten der Hautkrankheiten sind durch colorirte Kupfererlautert. Diese sind nach Perry durch Richter mit vielem Fleiße gearbeitet, drücken aber freylich die Natur nicht so aus, daß Rec. hoffen könnte, diese Kupfer werden zur Beförderung einer bessern Diagnose der Hautkrankheiten sehr vieles beytragen. Die erste Tafel, auf welcher zur Erläuterung der Dehinitionen achtzehn Hautkrankheiten abgebildet sind, thut am wenigsten Genüge: die zweyte, vierte, fünfte und sechste kommen zur Diagnose des *Strophulus* und *Lichen* beförderlich seyn. Die Uebersetzung ist gut gerathen; nur sind viele Anmerkungen, wo sich der Uebersetzer auf sehr gemeine Schriftsteller, z. B. auf Blandard's medicinisches Lexicon bezieht, überflüssig.

PHILOSOPHIE.

ATONA. auf Kosten des Vf.: *Philosophischer Höhenzwang oder Kritik aller Religionsbücher der Menschheit.* Ein Lesebuch für Aufgeklärte. 1797. 224 S. 8. (16 gr.)

Von den beiden Titeln dieses Buches, hat der eine gar keinen Bezug auf den Gegenstand, und scheint nur darum gewählt zu seyn, um Aufsehen zu machen, und die Erwartung zu erregen, als wenn es mit unwiderstehlicher Kraft geschrieben sey, und selbst die Hölle sich für überwunden halten müßte; der andere bezeichnet nicht einmal ganz genau den Gegenstand der Untersuchung. Denn nur der zweyte Abschnitt, enthält eine Kritik der Religionsbücher, und zwar nur in Rücksicht auf Inspiration; in dem ersten wird der Begriff und die Möglichkeit der Offenbarung überhaupt untersucht, von der historischen Glaubwürdigkeit und den Wundern, als Beweismitteln einer Offenbarung gehandelt, und in dritten die Anwendung und der Nutzen der Religionsbücher gezeigt. Das Resultat, welches der Vf. (am Ende der Vorrede nennt er sich *Hieronymus Schlagbaum*) aus seinen Untersuchungen zieht, ist dieses: keine Offenbarung ist möglich, also auch nicht wirklich gewesen; alle für inspirirt gehaltene Religionsbücher haben einen menschlichen Ursprung. „Für Aufgeklärte ist kein Glaube an Gottlichkeit der Bibel, an Wunder, Offenbarung und Geheimnisse nöthig; aber für den gemeinen Haufen muß dieser Glaube so lange beybehalten werden, als er noch keinen bessern moralischen Unterricht erhält, so lange er nicht selbst denken, forschen und das wahre Wesen, die wahre

Natur und Beschaffenheit aller Religionslehre, aller Moralität und Religiosität einsehen lernt, also bis die Volksmenge reifer wird, zur rechten Vernunftreife nach dem Sinne Christi und der Vernunft selbst.“ Diese kurze Inhaltsanzeige beweiset schon sarkastisch, daß dieses Buch, zumal für Aufgeklärte, welches es der Vf. ausschließlich bestimmt hat, keinen sehr großen Werth haben kann. Denn was das Resultat betrifft, so find gebildete und denkende Menschen auch ohne des Vf. Belehrung darüber einverstanden gewesen, die Ausführung selbst aber ist nicht befriedigend, weder im Philosophischen noch im Historischen. Der Begriff von Offenbarung ist nicht entwickelt; anstatt die Kriterien zuerst zu untersuchen, unter welchen sich eine Offenbarung als möglich und nothwendig denken läßt, singt er gleich mit Gründen gegen die Offenbarung an, und entwickelt erst daraus die Kriterien. Diese Gründe sind zum Theil die bekannten, zum Theil sehr schwach, zum Theil mehr angedeutet als ausgeführt. So heist es S. 19. in der Einleitung: „Die menschliche Darstellung der reinsten Religionsbegriffe und der schönsten Lehren setzt die Möglichkeit ja sogar die Wirklichkeit des menschlichen Ursprungs aller Lehren schon voraus, indem Zoroaster, der erste große Lehrer der Chaldaer, schon lange vor Moßs Zeiten sehr gute Lehren und Begriffe aus der bloßen Vernunft ohne Inspiration vortrug.“ Der Beweis in dem ersten Abschnitt aus den materialen Bedingungen, lautet so: Eine unmittelbare göttliche Belehrung mußte nur solche Dinge betreffen, die 1) entweder wegen ihrer unentbehrlichen Nutzbarkeit früher bekannt werden sollten, als die Menschen durch ihre Vernunft darauf kommen konnten; oder 2) solche, Dinge, welche die menschliche Vernunft nie hätte einsehen und erkennen lernen können; oder 3) zwar bekannte Dinge, die aber wegen ihrer besondern Wichtigkeit durch stärkere Gründe unterstützt und beglaubigt werden mußten. Alle diese Fälle entfernt der Vf., indem er zeigt, daß keine göttliche Belehrung in diesen Fällen, weder in den frühesten Zeiten, als die Menschen noch unter der Herrschaft des Infinites standen, noch späterhin, als die Vernunft erwacht war, und die Cultur begann, nothwendig gewesen, und schließt daraus die Unmöglichkeit der Offenbarung. Damit dieser Beweis überzeugend, hätte müssen gezeigt werden, daß die Induction, worauf er beruhet, vollständig alle möglichen Fälle in sich faßt. Dieses ist aber nicht geschehen, und daher wird der Supernaturalist noch genug Einwendungen übrig behalten. Er kann z. B. sagen, daß gerade der Uebergang aus dem Stande der Rohheit in den der Cultur nicht ohne göttliche Mitwirkung denkbar sey; er wird es für eine *petitio principii* halten, daß immer vorausgesetzt wird, die Vernunft sey sich selbst hinlänglich, alle nothwendigen Wahrheiten zu entdecken, und wenn der Vf. zum Beweise dieser Voraussetzung sich vorzüglich auf die Chaldaer beruft; so wird er, wenn er auch das Factum zugiebt, daß diese die Grundwahrheiten der Moral und Religion entdeck-

doch den Beweis fodern, daß sie bloß durch Vernunft sie entdeckt haben. Zudem ist in diesem Beweise nur die Rede von einer unmittelbaren Offenbarung, nicht von einer mittelbaren; die wäre also vielleicht noch immer möglich. Der zweyte Abschnitt ist eigentlich überflüssig; denn wenn es bewiesen ist, daß keine Offenbarung möglich ist; so braucht es nicht noch weitläufig gezeigt zu werden, daß das alte und neue Testament keinen andern Ursprung als jedes andere Buch habe. Indessen möchte dieses aus manchen Gründen gerechtfertigt werden; aber an dem Talmud, dem Coran u. s. w. ist diese Mühe verschwendet. Und wozu noch die Tradition von Inspiration der Uebersetzung der Septuaginta bestreiten? Es kommt in diesem, so wie in dem ersten Abschnitte manches Brauchbare z. B. über den Inhalt mehrerer biblischen Bücher, über die Gesetzgebung und die Schriften Moses, über Jesus Lehramt vor, wobey wohl vieles aus andern Quellen entlehnt ist; aber er ist auch mit mehreren unrichtigen oder unerweislichen Behauptungen vermischt. Man kann es hingehen lassen, daß das Buch Hiob vor Moses hinauf gerückt wird, denn dafür werden Gründe eingebracht; aber wer wird so positiv behaupten? Hiob trat als der zweyte Lehrer der Aeltern 45 Jahr vor Moses auf S. 127. oder „Moses fand auch dieses Werk erst nach etlichen 40 Jahren in Arabien S. 130. Jesus wird durchaus mit dem weisen Sokrates parallelisiert. Wenn sich Jesus Gottes Sohn genannt habe; so sey dieses eben so unrichtig von seinen Jüngern verstanden worden, als die Schüler Sokrates die Bedeutung seines Genius unrecht gefaßt hätten; Sokrates habe darunter Vorsicht, Weisheit und Gewissenhaftigkeit verstanden; Jesus nenne sich Sohn Gottes, d. h. Liebling Gottes, weil er seine Pflichten erfülle. Und doch setzt er gleich darauf hinzu, der Ausdruck Sohn Gottes komme aus der Platonischen Philosophie, in welcher er auch noch die Dreyeinigkeit findet. Diese Vorstellungsart, welche

er als Beweis gegen die Inspiration dieser *Münneraus* siehet, ist nicht ganz historisch wahr. Es läßt sich gar nicht bezweifeln, daß beide geglaubt haben, unter einem ganz besondern Einfluß der Gottheit zu stehen. S. 119. wärnt der Vf. eine alte längst vergangene Meynung ohne irgend einen Grund anzuführen, wieder auf, daß lange vor Moses ein Zoroaster unter den Chaldäern gelebt, und einen einzigen allgemeinen Weltshöpfer und Wohltäter gelehrt habe, der von dem persischen Zoroaster wohl zu unterscheiden sey. — Das ganze Buch erhebt sich nicht über das Mittelmäßige. Deitoemehr conträstriert damit der Ton, den der Vf. in der Vorrede anstimmt. Gleich anfangs sagt er, ungeachtet die Möglichkeit aller Offenbarung in neueren Zeiten ein Gegenstand der Untersuchung gewesen sey; so habe man doch nichts Entscheidendes darüber geliefert, denn man sey bey der bloßen Untersuchung des Begriffs, und der Möglichkeit aller Offenbarung überhaupt stehen geblieben, habe aber unterlassen, die Religionsbücher, die für göttliche Inspirationen gehalten wurden, nach jenen Grundsätzen zu prüfen. Der Vf. scheint, nach dieser Aeußerung zu urtheilen, sehr partyeisch für sich eingenommen, und nicht sehr vertraut mit der neueren Literatur zu seyn. Der Grund, warum man nichts Entscheidendes über die Möglichkeit aller Offenbarung geliefert habe, ist schielend, er lautet mit andern Worten so: man hat die Möglichkeit aller Offenbarung nicht gründlich untersucht, weil man bey dieser Untersuchung stehen blieb. Sehr anmaßend ist es aber, wenn er, indem er fodert als Philosoph bloß aus Vernunft beurtheilt zu werden, hinzusetzt: „wollte man also diese Schrift verwerfen, welche lauter reine Vernunftwahrheiten enthält, deren Widerlegung sich kein vernünftiger Mensch mit Recht einfallen lassen kann; so müßte man die Vernunft selbst als trügerlich und täuschend verwerfen, folglich alle Ansprüche auf Vernunft fahren lassen.“

KLEINE SCHRIFTEN.

ANSEHNSBEWAHRUNG. Leipzig, b. Gräff: *Ueber das schwere Zahnen der Kinder.* Einige Worte für den Herrn Lehrern *Wichmann* und manchen andern. Von einem orthodoxen Priester der von die schwere Dentition gläubiger Kirche A. 1799. 22 B. 8. (6 gr.) Nach vielen Umwegen, wobey der Vf. beynahe beleidigende Ausdrücke gegen Hn. Wichmann zu brauchen sich nicht enthält, führt er einzelne lange Stellen aus Hn. *W.* Ideen zur Diagnostik 2te Bd. an, und aufsezt sich gegen dieselben weitläufig, jedoch ohne Hn. *W.* Sätze immer gründlich zu widerlegen. Eine ausführ-

liche Geschichte des Zahnausbruches bey einem Kinde beweist nicht evident, daß die Zufälle, die das Kind litt, vom Zahnen desselben abhingen, und das Resultat, welches aus Hn. *W.* Abhandlung über das schwere Zahnen der Kinder sich ergibt: daß bisher die Ärzte in diesem Stücke den Kinderwärtinnen nichts nachgehoben haben, wenn sie jeden Zufall, der Kinder zu der Zeit befiel, wenn die Natur den Ausbruch der Zähne abweckt, einzig auf Rechnung des Zahneus setzen, ist durch diese Widerlegung nicht entkräftet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. October 1799.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGARD, b. Meizler: *Ueber die Concurrenz des Kirchenguts in dem Herzogthum Württemberg zu den Kriegskosten.* Ein Auszug aus dem über diesen Gegenstand erstatteten Kirchenraths-Gutachten vom 6ten Decemb. 1797. 1798. 136 S. 8.

In Württemberg wurden nach der Reformation die Kirchengüter nicht zu dem Kammergut gezogen, sondern es wurden die meisten derselben unter dem Namen des geistlichen Guts, (des großen Kirchenkaßens) in eine Masse und zu einem von dem Lande unzertrennbaren Ganzen vereinigt, und in dieser Vereinigung theils zu religiösen und pädagogischen, theils zu andern gemeinnützigen Zwecken bestimmt. Insbesondere wurde diesem neu errichteten Fonds an „allen gemeiner Landschaft Anlagen und Ausgaben“ der dritte Theil oder diejenige Quote zugeschieden, welche vor der Reformation und in den ersten Zeiten nach derselben die Abteyen des Landes allein zu übernehmen gehabt hatten. Was von dem jährlichen Einkommen nach Abzug dieses Dritttheils sowohl als desjenigen Aufwandes übrig blieb, den die Kirchen und Schulen nach der gegebenen Vorschrift nothwendig erforderten, dies sollte jedesmal der Landschaft übergeben, und von dieser zu Bezahlung von Landesschulden verwendet werden. Die Landesregenten versichern seitdem feyerlich, von diesem Eigenthum des protestantischen Landes sich nie etwas zuzueignen, sondern dasselbe ganz seiner Bestimmung gemäß verwenden zu lassen. Und den Landständen im Ganzen sowohl als dem Prälatenstande insbesondere liegt ob, über dieser Verwendung so wie über der Verwaltung des geistlichen Guts überhaupt sorgfältig zu wachen. Die Landesverträge setzen auch die Stellvertreter des Landes in den Stand, diese Pflicht zu erfüllen. Denn sie weisen alle herzogliche Collegien an, „in Religions- und Kirchen- auch dahin einschlagenden Oeconomia- und politischen Sachen nach der Observanz und dem Herkommen des Herzogthums in Fällen, wo es nöthig, jedesmal mit der Landschaft gehörig zu communiciren, und in Sachen von Wichtigkeit für sich nichts einseitig zu verfügen.“ Und der Verwaltungssche (dem herzgl. Kirchenrathe) ist es noch außerdem zur Pflicht gemacht, nicht nur die Landschaft überhaupt von dem Zustande des Kirchenguts von Zeit zu Zeit zu unterrichten und derselben den jährlichen Ueberschuß anzuzeigen und auszufolgen, sondern auch insbesondere den Prälaten von den jährlichen

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

Einkünften und Ausgaben aus den Rechnungen Nachricht zu geben. Wir glaubten, diese Notizen aus J. J. Moser (neueste kl. Staatschr.) und aus dem im J. 1771 im Druck erschienenen Erbvergleich von 1770 vorausschicken zu müssen, um unsere Leser in den Stand zu setzen, über den Geist der vorliegenden Schrift zu urtheilen. Bey den ungeheuren Kriegskosten, die Württemberg seit einigen Jahren zu tragen hat, war es natürlich, daß die Erwartungen des gedrückten Landes vorzüglich auf den reichen Kirchenfonds gerichtet waren. Man war überzeugt, daß davon ohne Nachtheil der Kirchen und Schulen vieles, sehr vieles zur Erleichterung des Landes geschehen könne. Die Landstände brachten auch diesen Gegenstand schon im Jul. 1797 in einer an den Herzog gerichteten Adresse, die in dem officiellen Blatt des würtemb. Landtags abgedruckt ist, zur Sprache. Sie deducirten die Ansprüche des Landes auf den drittheiligen Beytrag und auf das sogenannte *Remanet*, erklärten aber dabey, daß sie den nöthigen und wohlhergebrachten Ausgaben für Kirchen und Schulen gerne den Vorzug einräumten, und einstweilen blos die Entrichtung des *Remanet*, das bisher immer der Landschaft vorenthalten worden sey, verlangten. Nur wünschten sie zugleich, eine mehrere Jahre vorher angefangene aber ins Stecken gerathene gemeinschaftliche Untersuchung des Zustandes und der Verwaltung des geistlichen Guts fortgesetzt zu sehen, weil das Resultat dieser Untersuchung bestimmen werde, in wie weit das geistliche Gut bey einer bessern Administration ohne Abbruch seiner stiftungsmässigen Ausgaben seiner Verbindlichkeit Genüge leisten könne. Gegen diese Adresse der Landschaft tritt nun das Kirchenraths-Collegium in der vorliegenden Schrift als Gegenparthey des Landes auf. Statt sich auf die Frage einzulassen, wieviel etwa im Nothfalle durch eine sparsamere Wirtschaft erübrigt werden konnte, hält es gleich auf den ersten Seiten dem Regenten und den Landständen eine Lection über die Unbilligkeit, mit der sie bisher der auffallenden Veränderung der Umstände ungeachtet den hergebrachten Concurrenzfuß des geistlichen Guts bestehen ließen. Das Gutachten sucht nämlich zu zeigen, daß derselbe schon längst hätte abgeändert werden sollen, indem die Besitzungen des geistlichen Guts abgenommen haben, während dem übrigen Theile des Landes manches schöne Stück zugewachsen sey, indem überdies die Verwaltungskosten und der Aufwand auf Kirchen und Schulen sich in neueren Zeiten sehr vermehrt haben. Die Landstände sehen freylich, wie aus ihrer Adresse er-

Mm

heißt, gerade in diesem letzten Punkte ein durch Mißbräuche und durch unzeitigen und zwecklosen Aufwand sehr vermehrtes Uebel. Und es ist schade, daß gerade in diesem Auszuge nichts von der Antwort enthalten ist, welche der Kirchenrath auf die landständischen Rügen seiner Verwaltung ohne Zweifel gegeben haben wird. Der Kirchenrath miskennt übrigens nicht, daß hier nicht von Errichtung eines neuen Grundgesetzes, sondern von der Anwendung eines längst bestehenden die Rede ist. Er ist daher darauf bedacht, dieser Anwendung die möglichst enge Grenzen zu setzen. Zuerst hebt das Gutachten mehrere Gattungen der Kriegsbefehrwenden aus der Zahl der übrigen als solche aus, die bey der Bestimmung des sogenannten drittheiligen Beitrags nicht ins Ganze eingerechnet werden dürfen. Darunter werden Fuhrfrohen, Quartierskosten und Schanzfrohen gerechnet. Dann meynt das Gutachten, müsse vom Ganzen alles abgezogen werden, was das steuerfreye Vermögen beytrage, und was etwa durch indirecte Auflagen aufgebracht werde. Mit diesen Behauptungen sind freylich diejenigen Stellen der Grundgesetze schwer zu vereinigen, in denen dem Kirchengute an allen *Einlagen und Ausgaben* des Landes der dritte Theil zugeschieden wird. Die Landstände hatten in ihrer Adresse erklärt, daß sie nicht geneymt seyen, dem Kirchengute mehr zuzumuthen, als es ohne Abbruch seiner *nothigen und unvermeidlichen Ausgaben* zu Kirchen und Schulen leisten könne. Der herzogl. Kirchenrath bemüht sich aber nun zu zeigen, daß alle denkbare *Einlagen* zu Kirchen und Schulen, nicht bloß die nöthige und stiftungsmäßige, vor dem Beitrage zur Landschaft bestritten werden müssen. Durch den Landesreces von 1770 haben auch viele stiftungswidrige Ausgaben des Kirchenguts vertragsmäßige Sanction erhalten, ohne jedoch dem Beitrage zur Landschaft gleichgestellt zu werden, indem dieser *neben* den unvermeidlichen Ausgaben zu Kirchen und Schulen *vor* jedemmal entrichtet werden solle. Durch eine mehr künstliche als überzeugende Auslegung sucht aber das vorliegende Gutachten jenen profanen Ausgaben vor dem Beitrage zur Landschaft den Vorzug zu vindiciren. Und dann vergißt dasselbe nicht zu bemerken, daß immer ein bedeutender Vorrath von barem Gelde, Getreide, Wein u. s. w. aufbewahrt bleiben müsse. Diese Prämien lassen schon erwarten, daß die Landstände auch unter dem Titel des sogenannten *Remanet* nicht viel von dem guten Willen der Verwaltungsstelle zu erwarten haben werde. Inzwischen mußte man es doch für möglich annehmen, daß die nöthigen und unnöthigen Ausgaben für Kirchen und Schulen, die erhöhten Administrationskosten und die großen Vorräthe die jährlichen Einkünfte nicht ganz erschöpfen. Für diesen möglichen Fall wird nun in dem Gutachten auch noch gesorgt. Es läßt nämlich alsdann die Nothwendigkeit eintreten, den in frühern Zeiten verminderten Fonds wieder zu ergänzen. Es beruht wohl auf ganz besondern Verhältnissen, daß hier eine Ver-

waltungsstelle da, wo von Verwendungen zum Besten des Eigenthümers die Rede ist, als Gegenparthey des letzten auftreten kann. Indessen können wir nicht unbin, dem Vf. des Gutachtens das Zeugniß zu geben, daß er die Beweisgründe seiner Behauptungen möglichst zu schärfen gewußt, und in einer reinen und fließenden Schreibart vorgetragen hat.

GESCHICHTE.

ENFANT, b. Keyser: Paul Friedrich Achat Nitsch's, vormaligen Adjuncts und Pfarrers zu Libra in Kurfachen, *Lehrbuch der allgemeinen Völkergeschichte.* — Zum Schulgebrauch und Selbstunterricht. — Nach seinem Tode fortgesetzt von **Jakob Dominikus,** Professor der Philosophie. *Zweyter Theil.* 1798. 327 S. *Dritter Theil.* 1799. 319 S. 8.

Ein Buch, wie jetzt viele in den Umlauf kommen, das die Hauptbegebenheiten meistens richtig vorträgt, nicht schlecht geschrieben ist, sich aber übrigens von der Zahl seiner Brüder durch nichts auszeichnet. Da es den gedoppelten Zweck hat, Lehrbuch in der Schule und zugleich Lesebuch zur eignen Unterhaltung zu werden, so muß es schon hiedurch einigermaßen verunglücken: denn für ein Compendium geht es zuweilen zu sehr in das Einzelne; noch weit öfter aber bleibt man ohne Einsicht in die Verketzung der Begebenheiten und ihre hervorbringenden Ursachen, welche die eigne Lectüre schlechterdings nicht missen kann. Es ist z. B. von Lykurgs Einrichtungen die Rede, und sie werden gelobt; aber man lernt nur einige dieser Einrichtungen, man lernt sie nicht in ihrem Zusammenhange, nicht die zur Ausführung angewendeten Mittel, nicht die in dem Wege stehenden Hindernisse kennen; einiges davon erscheint erst später bey dem Abschnitte von den Sitten und Gebräuchen der Römer. Verirrungen kommen dann auch mitunter zum Vorschein, daß nach S. 5. die Stadt Athen 3 1/2 deutsche Meilen im Umfange hatte, das S. 12. Cypern unter die griechischen Inseln gehört, daß S. 15. die Olympiaden nie als gewöhnliches Zeitmaas seyen gebraucht worden; daß S. 160. nach Marc Aurel sogar der Name dieser einst so mächtigen Nation (der Griechen) verschwunden sey. Auch wunderliche Schreibfehler, S. 3. der Ort *Kynozephalae* (*Kynokephale*). S. 11. die *Kraidengebürge* in Kreta. Diese Vorwürfe treffen den Hn. Mag. Sürgel, welcher die größere Hälfte des zweyten Theils bearbeitet hat; Hr. Prof. Dominikus, von dessen Hand die römische Geschichte ist, schlägt einen ganz andern Weg ein, schickt die Beschreibung Italiens nach der jetzigen Beschaffenheit voraus, und trägt die Geschichte der Könige ausführlich und lebhaft vor. Vielleicht würde seine Erzählung noch besser gefallen, wenn er nicht zur unrechten Zeit den Redner machte. Man sehe z. B. S. 103. die herzbrechende Declaration der geschändeten Lucretia, als

ſie von ihren Verwandten ihr Unglück erzählt, und dann, wie wir wiſſen, ihren Leben ein Ende macht; oder in der Beſchreibung Italiens folgende Stelle. S. 231. „Die älteſten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller nennen die Lage dieſes Landes die Mutter des Ueberflusses, die Quelle der irdiſchen Glückſeligkeit, die unvergleichlichſte Gegend der Erdkugel etc.“ Wer ſind denn aber wohl die älteſten griechiſchen Schriftſteller, welche alle dieſe Schönheiten ſo ſehr zu beſchreiben wiſſen? Hr. D. macht gerne Anſpielung auf neuere Zeiten, aber nicht immer mit Glück. Eine zur Probe, S. 320. „Das Hausgeſinde wurde mit dem gemeinſchaftlichen Namen *Padagogium* oder Familie (weil dies auch in Deutſchland zur Zeit des Mittelalters gewöhnlich war) belegt.“ — Im dritten vom Hn. D. allein bearbeiteten Theile, nimmt der ganze bisherige Plan eine andere Wendung. Er legt mit vollen Rechten das kurze, compendiöſe ganze bey Seite, und giebt eine zuſammenhängende, ausführliche Erzählung, in welcher der Leſer außer der Wirkung auch die Urſachen derſelben ſehen, und die Menſchen, welche ſie hervorbrachten, kennen lernen kann. Die Erzählung wird alſo ausführlicher, und, wenn gleich Rec. auch hier manches anders ausgedrückt wünſchte, in der That belehrend, und für den Leſer unterhaltend; ein Vorzug, der nichts weniger als unbedeutend iſt, wenn es glücken ſoll, wenigſtens die gebildete Zahl von der verderblichen Romanenlectüre auf die wirkliche Welt herüber zu ziehen. Jeder Kenner wird die Darſtellung ſchön und richtig finden, daß die Revolution nicht erſt durch der Lucretia Mißhandlung und Tod plötzlich entſtand, daß ſie vielmehr lange vorher durch Mitglieder der Optimaten vorbereitet war; daß der gemeine Mann weit mehr durch dieſelbe verlor als gewann; daß ſeine Dürftigkeit, ſeine Schulden aus derſelben, und aus den ewigen Kriegen entſtand, wogegen ihn ſein einziger Erwerbungsweig, der ſo oft gehinderte Ackerbau, nicht ſchützen konnte; daß bey der eingeſchränkten wohl auch verachteten Handlung der ſogenannte Mittelſtand unmöglich empor kommen, einen beträchtlichen Grad von Wohlhabenheit gewinnen und ihn über eine größere Anzahl von Mißbürgern verbreiten konnte. Mit Vergnügen wird man dem weitem Vortrage des Viſ. folgen, vorzüglich in der Erzählung der Puniſchen Kriege, und des erſten bürgerlichen Kriegs, in welchem Marius und Sylla ſchon das Original zu den Unthätern unſers Zeitalters lieferten. Eins kann ſich Rec. nicht wohl erklären. Die Revolution, durch welche die ihre Gewalt mißbrauchenden Könige ihre Herrſchaft verlieren, hat des Hn. D. Beyfall; er weiſt die heroischen Thaten eines Brutus etc. in ein glanzendes Licht zu ſtellen; er verſichert ſelbſt, daß nur der Vornehmere bey dieſer Revolution ſeinen Vortheil fand, daß er die neuervorbene mit ſeiner vorhergehenden verbundene Macht zur übermäßigen Vergrößerung, zum Drucke des kleinen Volks anwendete; und findet doch nicht natürlich, daß dieſes die beſſere Seite der erfolgten Veränderung auch auf

ſich herabziehen, ſich wenigſtens dem eifernen Stabe der Patricier widerſetzen wollte. Hr. D. iſt ganz Ariſtokrat, ärgert ſich über die Verfügung des Publicola, daß die Conſula vor dem verſammelten Volke ihre Faſces neigen und dadurch deſſen Obergewicht anerkennen ſollten, ohne zu bedenken, daß das nämliche Volk ſchon unter den Königen die geſetzgebende Macht über die wichtigſten Gegenſtände in ſeinen Händen hatte; er lobt unbeſchränkt die ſtrengen Maasregeln des düſtern Appius Claudius, der um keinen Preis zugeben wollte, daß die ſchweren bloß durch vervielfältigten Kriegsdienst zugezogenen Schulden von dem Halbe des Volks abgenommen und ſeine traurige Lage gemildert würde. Der erſte Schritt der Nachgiebigkeit, ſagt Hr. D. mit dem alten Senator, zieht alle folgenden nach ſich, ohne zu bedenken, daß eben dieſe weitem Schritte aus der Hartnäckigkeit des Weigerns erwuchſen, daß das Volk, welches fühlte, daß es nichts erbitten, wohl aber erztrotzen konnte, nicht bey den erſten erzwungenen Vortheilen ſtehen blieb, die Schrauben der Billigkeit aber erſt ſpäter durch ſeine ehrgeizigen oft beſtochenen Leiter verführt, durchbrach. Hn. D. würde wohl manches in einem andern Lichte erſcheinen ſeyn, wenn er den Dionyſius Halicarnaſi ſelbſt hatte zu Rathe ziehen mögen; er gebraucht aber außer dem Livius bloß neuere Schriftſteller, deren jeder zwar den Alten benutzte, ihn aber nach ſeinen eignen Grundſätzen anwendete, mitunter auch nicht richtig verſtand. Selbſt einzelne Fehler kommen wohl mehr auf Rechnung dieſer neuern Führer zu ſtehen. S. 10. „Man ergänzte nach der Revolution den Rath wieder auf 300, und nahm die neuen Mitglieder aus dem Ritterſtande.“ Einen Ritterſtand gabs um dieſe Zeit noch nicht. S. 36: wundert ſich Hr. D. ſelbſt über die groſſe Zahl der Bürgerköpfe (1,507,000) zur Zeit des erſten Dictators. Rec. weiſt nicht, woher die Angabe genommen iſt, er weiſt aber, daß man eine Null wegstreichen muſs; denn bey dem erſten Auslaſſe des Volks war nach Dionyſius Halicarnaſi die Bürgerzahl 130,000 Köpfe, und kurz vor dem Einfall der Gallier, betrug ſie nach dem Zeugniſſe des Plinius 152,573. S. 60. Spricht der Viſ. von den *Comitibus tributis*, ohne ſie aber richtig anzugeben. Sie waren von den *Curiatibus* bloß dadurch verſchieden, daß eine plebejiſche Obrigkeit ſie beſuchen konnte, und zwar ohne die *Auspicia* zu Rathe zu ziehen, durch welche bisher der Senat manchen nachtheiligen Volkſchlusſs hatte ungültig machen, oder ſo lange hatte hinziehen können, bis durch anderweitige Stimmung ſich die widrigen Geſinnungen veränderten. Durch dieſe Tributa war nun alſo kein Einfluß auf die Verſammlung verloren. Den Ausdruck S. 6. „Die Reute lieſſen ſich die Patricier als verſandene Güter für niedrige Preiſe zuſchlagen,“ wird Hr. D. wohl abändern. In dieſem Theile geht die Geſchichte bis zu der Verbindung des Pompejus, Caſars und Cräſſus; noch vier bis fünf ähnliche Bände ſollen folgen.

LEIPZIG, b. Wolf: *Neue Klio*, eine Monatschrift für die französische Zeitsgeschichte. 1798. Herausgegeben von L. F. Huber. Ergänzungsheft. 120 S. 8. brosch. (12 gr.)

Um die in den letzten Stücken der seit 1797 nicht weiter fortgesetzten Zeitschrift *Klio* abgebrochene Uebersetzung der *Geschichte der constituirenden Versammlung in Frankreich*; für einen Bürger der vereinigten Staaten von Nordamerika geschrieben, von Pierre Granie, nicht unvollendet zu lassen, liefert die Verlags-handlung in diesem Ergänzungsheft das 7te, 8te und 9te Buch derselben nach, welche den letzten Zeitraum der constituirenden Versammlung vom Anfang des Jahrs 1797 bis zu der feyerlichen Annahme der Constitution von dem Könige und der Auflösung der Versammlung am 30ten Sept. desselben Jahres enthalten. Das Urtheil des Rec. über die ersten sechs Bücher dieser Geschichte, (A. L. Z. 1798.

Nr. 357.) wird auch durch gegenwärtige Fortsetzung bestätigt, die durch das merkwürdige Zwischenstück der Flucht des Königs ein'ignes Interesse gewinnt, und in welcher der Vf. durchgehends mit mehr Bestimmtheit als Anfangs den Charakter eines constitutionellen Monarchisten behauptet. — Das bey dem letzten Jahrgang der *Klio* fehlende Brustbild Roderers, von Lips geschnitten, wird gleichfalls bey diesem Hefte ausgegeben.

PARIS: *Lebensbeschreibung des General Buonaparte*, aus dem Französischen. 3te gänzlich umgearbeitete und viel vermehrte Aufl. Mit dessen Porträt in punctirter Manier, Medaille der cisalpinischen Republik, und Karte des italienischen Kriegsschauplatzes in Fol. 1798. XXIV. u. 240 S. 8. (1 Rthl.) (S. d.-Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 149.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ANZNEYERLEHRSB. Nürnberg, b. Stein: *Tabellarische Uebersicht der Fieberkrankheiten für angehende Aerzte*. Erster Theil. 1798. 6 Bae. in 4. Querformat. (9 gr.) Der Vf. versichert, seine Absicht sey gar nicht, etwas Neues zu lehren, oder neue Behandlungsarten dieser oder jener Krankheit vorzuschlagen; nur das, was ältere und neuere Aerzte durch lange und genaue Erfahrung für gut gehalten hätten, habe er dem angehenden praktischen Arzte in kurzer tabellarischer Uebersicht vortragen wollen. Einmüthlich wäre seine Arbeit wohl gewesen, da es uns an guten Anleitungen zur ausübenden Heilkunde nicht mangelt; indessen könnte die, manchen bequemen dankende tabellarische Form vielleicht beitragen, dem Buche Käufer zu verschaffen. Die Einrichtung ist so, daß auf einer Seite, in eben so vielen Columnen, die Zufälle, Ursachen, Abfälle und Anzeigen bey den febricanten Krankheiten, die aufgestellt werden, folgen in eben so vielen Columnen Anmerkungen, die größtentheils die Leitung des Heilungsgeschäftes betreffen, dann Lebensordnung, Hülfsmittel. In der Einleitung bemerkt der Vf., daß noch kein Physiolog (dieses ist ja das Gesicht des Pathologen) eine achte Erklärung von dem Wesen des Fiebers gegeben habe; daß die Fieberbewegungen entstehen, um einen schädlichen Stoff, der größtentheils in den flüssigen Theilen sitze, und von dem Aerzten Krankheitsmaterie genannt werde, aus dem Körper zu schaffen, und daß die Heilung des Fiebers besonders abzwecken müsse, diese schädlichen Stoffe wegzuräumen. Nach diesen Grundätzen ist der praktische Theil in diesem Werk bearbeitet, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der Vf. bey dem Gallenstcher nur Unreinigkeiten sieht, die nach oben oder unten abgeführt, und wenn sie sehr scharf sind, durch arabisches Gummi eingebült werden sollen, und wenn durch arabisches Gummi die tonische Curmethode nur deswegen er bey nichten hält, damit die fernere Ansammlung von Unreinigkeiten in den Gedärmen verhindert werde. So ist auch bey dem febrilen Nervenstieber die erste Anzeige ohne alle weitere Bestimmung gegen den zähen Schleim gerichtet, der in dem Körper verbreitet sey, und weggeschafft werden müsse. Die Cur der Entzündungskrankheiten ist noch am enträglichsten; doch wird ein Mittel, aus vierzig Gran Salpeter mit

zwanzig Loth süßigem aufgelöst, alle zwey Stunden zu höchstens drey Esslöffeln voll genommen, bey nur einigermaßen heftigen Entzündungsfievern viel zu unwirksam seyn. Bey diesen wesentlichen Mängeln des ersten Theils wird ein zweyter, in welchem der Vf. Rücklicht auf das Brownische System zu nehmen verspricht, entbehrt werden können.

SCHÖNE KUNST. 1) *Düsseldorf, b. Schreiner: Goldenes ABC für Junge und Mädchen*. Zwey Gedichte von Fried. Mohr. Mit einer Titelgravure. 1798. 40 S. 8.

2) *Ebenfalls: Goldenes ABC der Ehe*. Zwey Gedichte von Fried. Mohr. 1798. 40 S. 8.

Die Außenseite dieser Gedichte ist zierlich und splendid, und wirklich unadeltlich. Auch der Inhalt ist ganz unbedeutend, das kann aber nicht hindern zu bemerken; daß der Name des Dichters etwas ominös war, und sein herzlich guter Wille wird vielleicht nicht jedermann abholen, über das obenstehende: *Hochgeschätzte Herren und Frauen*, zur Ueberschrift einer pösslichen Dedication an alle edlen deutschen Männer und Frauen, zu lächeln. Solchen Wahrheiten, wie unter dem Buchstaben A. im *ABC der Mädchen*:

„Reinlichkeit entzerrt den Schmutz

Aus beglückter Männer Haue“ sind heutzutage wohl wenig Mädchen, die ihr erstes ABC hinter sich haben, nicht bereits entzerrt. — Uebrigens ist auch der eigentliche Charakter eines ABC's hier nicht beachtet. — *Wie groß ist der wilde Dars!* gehört im alten ABC nicht zum A, ungeachtet der Vers zumal mit diesem Buchstaben anfangt, sondern zum B; ihr Aehn aber leitet ein Sprüchlein, dessen Anfang so lautet:

„Zu den Freuden des Geleits

In der Einämte gewöhnlich“

unter das Z, weil das Sprüchlein mit Z anfangt. Dieses hatte wohl unter das G gehört, weil das Gebe; der Hauptbegriff darin war; wie von den Sprüchleichen haben aber freylich den radicalen Fehler, gar kein Substantivum darzubieten, das einen Hauptbegriff bezeichnete.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 31. October 1799.

PHILOSOPHIE.

HALLER, in der Rengerschen Buchh.: *Propädeutik zu jedem wissenschaftlichen Studio*, von J. S. Beck, ordentlichem Prof. d. Philosophie, in Rostock. 1799. 535 S. 8. (4 Rthlr. 12 Gr.)

Auf die Verbreitung einer wahren Philosophie, die keines Mannes Namen tragen darf, hin zu wirken, ist zufolge der kurzen Vorrede, der Zweck dieser Schrift. Wir müssen dem Vf. das Zeugnis geben, daß er ein sehr brauchbares und selbst für Lehrer der Philosophie sehr nützlich Werk dem Publicum zum Geschenke gemacht hat. Man findet zwar nicht gerade neue Entdeckungen oder Forschungen darin, welches auch der Zweck nicht seyn konnte; aber selbst die Art, wie das Bekannte vorgetragen und dargestellt, wie das Philosophische an die gemeine Erkenntniß angeknüpft, und durch Beispiele klar gemacht wird, ist sehr reich, und dem Zweck, wissenschaftliche Cultur zu befördern, angemessen. Man wird dabey gerne übersehen, daß der Titel: *Propädeutik zu jedem wissenschaftlichen Studio*, bey manchem vielleicht einen andern Begriff von dem Gegenstande und Zweck des Vfs. erregen dürfte. Wenn Propädeutik einer Wissenschaft Darstellung desjenigen ist, was sie an sich (objective) zu ihrer wissenschaftlichen Cultur, oder (subjective) bey Erlernung und dem Vortrage derselben notwendig voraussetzt; so würde man erwarten, daß eine solche Propädeutik einer jeden Wissenschaft versprochen seyn. Nicht diese Art von angewandter Logik ist es aber, was der Vf. uns giebt, sondern eine Theorie des Erkennens in dem weitesten Sinne, oder eine Betrachtung des Materialen und Formalen der Erkenntniß, des Erkenntnißvermögens und ihrer Gesetze; man findet hier Psychologie, Transcendentalphilosophie, Metaphysik (theoretische und praktische) und Logik sowohl reine als angewandte. Der Verstand im weitern Sinne mit seinen formalen und materialen Gesetzen und Regeln ist der Gegenstand, den der Vf. in dieser Schrift eben so lehrreich als gründlich abgehandelt hat. Indem er den Verstandesgebrauch nach seinen einzelnen Zweigen durchgeht, bemüht er sich, das Formelle, welches das constituirende oder leitende Princip des Erkennens ist, in Abstracto zum Bewußtseyn zu bringen, und es gelingt ihm auf die Art, die Transcendentalphilosophie an die Erfahrung, und die Logik an die Transcendentalphilosophie anzuknüpfen. Wir zweifeln nicht, daß

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

durch diese Methode Manche, welche dafür halten, daß es der Logik noch an apodiktischer Gewißheit, und der Kritik der reinen Vernunft an wissenschaftlicher Begründung fehle, auf andere Gedanken kommen werden.

In der Einleitung handelt der Vf. von den mannichfaltigen Producten des Verstandes und der Erkenntnißvermögen, von den Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Erkenntniß, und von den Wegen zu Erkenntnissen zu gelangen. Da es drey Erkenntnißquellen giebt, Erfahrung, Vernunft und die aus Erfahrung und Vernunft zusammengesetzte Erkenntnißquelle, und der Zweck dieser Propädeutik dahin geht, in die Natur dieser Erkenntnißquellen zu führen; so zerfällt die Elementarlehre derselben in drey Hauptstücke; die Methodenlehre aber soll Regeln für das Verfahren geben, wie man zu wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangt.

Das erste Hauptstück der Elementarlehre handelt von der Erfahrung als einer Erkenntnißquelle. Hier wird gehandelt von der Erfahrungserkenntniß überhaupt, von dem äußern Sinne und den fünf Wegen derselben, von den dadurch entspringenden Empfindungen, ihren Bedingungen, ihrem subjectiven und objectiven Gehalt; dann eben so ausführlich von dem innern Sinne. Dann zeigt der Vf. in wiefern diese Empfindungen zur Erkenntniß taugen, daß sie aber an sich noch keine Erkenntniß sind, sondern dieses erst durch den sich anschließenden Erkenntnißact, welcher nichts anders ist, als die Erzeugung des Raums und der Zeit, werden, wie aus der anschaulichen Erkenntniß, und durch welche Operationen eine Erfahrungserkenntniß gewonnen wird; dann von der Einbildungskraft, dem Gedächtnisse, der Association der Vorstellungen, und endlich von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit der anschaulichen Erkenntniß. Dieser reichhaltige Abschnitt enthält nicht bloß bekannte psychologische Erfahrungen, sondern auch manche neue Ansichten und Beobachtungen.

Das zweyte Hauptstück von der Vernunft als Erkenntnißquelle, zerfällt in drey Abschnitte: 1) von dem Verstande, als dem Vermögen der Begriffe; 2) von der Urtheilskraft, als dem Vermögen der Urtheile; 3) von der Vernunft, als dem Vermögen zu schliessen. In dem ersten Abschnitte werden die Begriffe in Ansehung ihres Ursprungs eingetheilt, und dann Regeln über die Erörterung, Definition und

und Eintheilung gegeben. Regeln zu einer Heuristik machen den Befchluss. In dem zweyten handelt der Vf. von dem Urtheil überhaupt, von der reflectirenden und subsumirenden Urtheilskraft, von dem subjectiven Princip der Urtheilskraft, und von den Grundsätzen der Erfahrung sehr ausführlich. Hierauf entwickelt der Vf. erst den Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen, und geht dann zur formellen oder logischen Betrachtung der Urtheile über, und zeigt die Uebereinstimmung der logischen Denksätze mit den Grundsätzen der Erfahrung. In dem dritten Abschnitte wird der Act des Schliessens entwickelt, der Unterschied von dem Urtheilen nach Grundsätzen und dem Finden der Grundsätze, um Urtheile daraus abzuleiten (Genie) gezeigt; dieses führt den Vf. auf den Begriff der Philosophie, welche Logik und Metaphysik begreift: hier wird die Metaphysik der Natur eingeschaltet. Warum es keine Metaphysik des Gemüths geben kann. Darstellung und Kritik der transcendentalen Metaphysik, oder Hyperphysik, welche aus auf die Anlage des Menschen zur Moralität aufmerksam macht. Metaphysik der Sitten, Sittenlehre, Religionslehre. Zuletzt von der Form des Schliessens, von den unmitttelbaren und mittelbaren, den kategorischen, hypothetischen, und disjunctiven und zusammengefügten Schlüssen. Selbst die Regeln von den Figuren und Modis der Schlüsse werden hier ziemlich ausführlich gegeben.

Drittes Hauptstück. *Von der aus Erfahrung und Vernunft zusammengesetzten Erkenntnisquelle.* Dafs es Erkenntnisse giebt, an welchen Vernunft und Erfahrung zugleich Antheil haben, wird aus vielen Beyspielen aus der angewandten Physik mit Scharffinn bewiesen. „Dafs ich die aus den Impressionen der Objecte auf das Seheorgan entstandenen Empfindungen auf Objecte ausser mir beziehe; dieses Urtheil geschieht schon nach einem Grundsatz, in welchem eine Zusammenstimmung der aus den verschiedenen Organen erhaltenen Empfindungen gedacht wird.“ Dieses möchten wir noch bezweifeln. Diese Beziehung ist etwas Ursprüngliches, nicht weiter zu erklärendes Factum, welches bey einzelnen Empfindungen, selbst bey solchen Gegenständen, die nur durch ein Organ empfunden werden, statt findet, wo an keine Zusammenstimmung zu denken ist. Aber der Vf. hat vollkommen Recht, wenn er die Bildung von Grundsätzen, nach welchen man in Erfahrungserkenntnissen, selbst bey der willkürlichen Erinnerung verfährt, als eine noch zu wenig beachtete Seite des Gemüths der Nachforschung der Psychologen empfiehlt. In diesem Hauptstücke handelt der Vf. noch von dem Fürwahrhalten, den Arten desselben, Meynen, Glauben, Wissen, von der Wahrscheinlichkeit und von dem Irrthum. Materien, welche wohl nicht ganz an ihrem Orte stehen. Der zweyte Theil, die *Methodenlehre*, ist sehr kurz, und enthält nicht eigentlich eine wissenschaftliche Belehrung über die Methode, wie man zu gelehrter Erkenntnis gelangen kann, sondern nur die Begriffe

von gemeiner und gelehrter Erkenntnis, Betrachtung über den Weg, welchen die Natur den Menschen von jener zu dieser führt, über den letzten Zweck aller Erkenntnis und den Unterschied von Gelehrten als Gelehrten (Eruditus) und als Geschäftsmann (Doctus). Mit mehrerem Rechte hätte das, was in den vorübergehenden Theilen von der Heuristik, der Erörterung, Definition und Eintheilung der Begriffe u. s. w. gesagt worden, eine Stelle in der Methodologie verdient. Der Vf. entschuldigt sich in der Vorrede wegen der Unvollständigkeit und Mangelmäßigkeit dieses Theils, die uns aber in dem Plane des Ganzen schon gegründet scheint, damit, dafs ihm der Ruf nach Rostock hinderte, mit der gehörigen Geistesruhe zu arbeiten. Und man wird diese Entschuldigung um so eher gelten lassen, weil das Buch, diesen kleinen Fehler abgerechnet, doch sehr zweckmässig und brauchbar ist. Mit allen Behauptungen des Vfs. wird man indessen nicht einverstanden seyn. Die Erklärung von einem Urtheile: *es ist die Handlung, wodurch die objective Einheit einer Erkenntnis unter einen Begriff gebracht wird*, S. 206. ist zu enge, und paßt nur auf Erfahrungsurtheile, nicht auf solche, in welchen blofs Merkmale eines Begriffs zur objectiven Einheit verbunden werden. Weiter unten S. 286. sucht der Vf. zwar diese Schwierigkeit zu heben, indem er sagt: *es sey eigentlich die logische Einheit des Begriffs vom Begriffe, welche in diesen Urtheilen zur objectiven Einheit erhoben werde.* Allein es erhellt daraus nur noch mehr der Fehler der obigen Erklärung. S. 482. 483. scheint der Vf. anzunehmen, dafs jeder Irrthum aus einem Mangel der urtheilenden Handlung entspringe; ein solches Urtheil, sagt er, würde dennach ein Urtheil seyn, dem die urtheilende Handlung abgeht. Allein der Vf. hat sich wohl nur nicht ganz bestimmt ausgedrückt, und den Mangel, einen Fehler der Urtheilskraft, mit dem Mangel an urtheilender Handlung verwechselt. Die Folgerung, welche der Vf. S. 486. davon ableitet, scheint uns auch zu hart, und nicht die nöthige Rücksicht auf die Materie und die Form eines Urtheils zu nehmen. Er sagt: man könne von jedem Irrthum sagen, dafs eine culpa dabey, und von keinem einzigen Irrthum, dafs er unüberwindlich sey. „Es ist allemal eine Lüge, die der Mensch, wenn er irrt, gegen sich selbst begehrt; denn des Mangels an eigener urtheilender Handlung mufs sich doch der Mensch, der ein solches Urtheil ausspricht, bewußt seyn.“ Doch dieses sind nur Kleinigkeiten, welche den Nutzen, den dieses Werk verspricht, im Ganzen gar nicht vermindern.

SCHÖNE KÜNSTE.

CÖTTEN, b. Aue: *Ausstellungen historischer Gemälde*, von Kagka. 1798. 234 S. 8. (16 gr.)

Wir zweifeln, dafs Kenner bey dieser Gemäldeausstellung ihre Rechnung finden dürften. I. Katharina die Zweyte. Bruchstück aus ihrer Regierungs geschichte.

Schichte. Eine Uebersicht des bekanntesten, ohne Geist und Charakter vorgetragen. Es ist das ganz Gewöhnliche aus ihrer Lebensgeschichte, mit allgemeinen Lobsprüchen verbräut. Die unbedingten Lobredner dieser thaurereichen Regierung dürfen aber wohl eben so sehr ihr Ziel verfehlen als ihre unbedingten Tadler. II. *Die Fürstin de la Torre.* Die Geschichte einer deutschen Prinzessin, die an den Fürsten de la Torre verheirathet ist, nebenbey aber einen Liebhaber unterhält, sich von diesem bis zur Vergiftung ihres Gemals treiben laßt, aber darüber errappt wird, und auf der Festung Ribir — gemein und geschmacklos vorgetragen. III. *König Theodor.* Die Geschichte des bekannten Abentheuers in Corrika, aus irgend einer corischen oder geneuesischen Geschichte genommen. IV. *Tell's Schicksale.* Wir begreifen nicht, wie ein Mann von einigen Geschmacks sich mit dieser unsaubern Erzählung in diese Sammlung verirren konnte. Und nicht etwa sind es Grevousche oder Crebillonische Cabinetstücke: es sind Sudeleyen, mit grobem Pinsel zum besten irgend einer schmutzigen Dorfschenke entworfen. V. *Der Korfar.* Ein Korfar wird von einer spanischen Familie zum Gefangenen gemacht. Er liebt ein Mädchen in Afrika: es findet sich, daß die Spanier seine Verwandten sind, und sie geben ihm die Freyheit wieder. Inzwischen hat sein Mädchen sich selbst auf ein Schiff gesetzt, um sich zu befreuen: sie finden sich unterwegs auf der See, sechten mit einander, erkennen sich und segeln nach Afrika. Wir waren froh, sie endlich an dem Orte ihrer Bestimmung ankommen zu sehen. VI. *Die Ehs.* Zwey Seiten voll verunglückten Witzes.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Romanen-Kalender für das Jahr 1799.* Von B. A. August Lafontaine, Mademoiselle Lovelace, Sophie Mereau, Karl Reinhard und G. W. K. Starke. Mit Kupfern von Schubert und Riepenhausen. 1799. 328 S. 16. (1 Rtblr. 8 gr.)

1) *Glück aus Unglück*, von Lafontaine. Leicht und angenehm, ohne alles weitere. Weder auf das Innere, d. h. auf die Verknüpfung der Begebenheiten und die Charaktere noch auf den Vortrag scheint uns genugsame Sorgfalt gewendet. Möchte Hr. Lafontaine weniger für die augenblickliche Unterhaltung arbeiten, und den Gedanken, daß ein Roman in allen seinen Theilen ein Werk der schönen Kunst seyn muß, seltner in sich entschlummern lassen! 2) *Therese, die Einsiedlerin*, von B. A. Eine interessante Situation, interessant vorgetragen, von einem bekannten Verfasser. In tiefer Einsamkeit verbirgt sich Therese vor den Blicken ihres Geliebten, der zwischen der Liebe zu ihr und einem andern Mädchen schwankt, vorher aber hat sie ihn das Gelübde ablegen lassen, daß er keine von beiden wählen solle, bis eine von beiden todt sey, und aufsehernd will sie nun glauben machen, sie habe sich selbst das Leben genommen, um ihn die Hand der andern Geliebten zu verschaf-

fen. Mittlerweile entdeckt sich, daß diese zweyte Geliebte seine Schwester ist, und diese reißt ihn nach, um ihm hiernach Nachricht zu hinterbringen, wird aber unterwegs krank, und in dem Schloß der Einsiedlerin aufgenommen. Vertraulich erzählt ihr diese ihre Leidensgeschichte, bis am Ende derselben jene ihr um den Hals fällt, und sich als ihre Nebenbuhlerin und nunmehrige Schwester ihres Geliebten offenbart. Der Schluss versteht sich von selbst. Therese's Entsagung würde noch anziehender seyn, wenn sie ein anderes Mittel gewählt hätte, ihren Geliebten und ihre Nebenbuhlerin zu vereinigen als das Mittel der anscheinenden Selbstentlebung. Welche Begriffe mußte sich Therese von ihrem Geliebten machen, wenn sie hoffen konnte durch dieses Mittel sein Glück zu gründen! Auch erwirbt sich dieser durch die ewige Unentschlossenheit, in der er dargestellt wird, nicht eben ein lebhaftes Interesse. Der Stil ist fein und mit Sorgfalt gearbeitet, doch nicht ohne die Fehler, die schon an den frühern Schriften des Vfs. sichtbar sind. Hietunter rechnet Rec. vorzüglich eine zu stürzte Kürze und Gedrungenheit der Perioden, wodurch eine gewisse Monotonie hervorgebracht wird, und ein zu häufiges Verwerfen der Wortfolge. 3) *Das Loos in der Lotterie*, von Starke. Kurz unbedeutend. 4) *Die Erscheinung*, von dem Herausgeber, Hn. Reinhard. Ein Schweizeröflicher verliebt sich in eine junge Nonne, sie wird schwanger, die Aebtißin kommt hinter das Geheimniß, mißhandelt sie und sie stirbt. Seit der Zeit wird ihr Liebhaber von unaufhörlichen Gewissensbissen zerfoltert, und glaubt sie regelmäßig alle Abende um eilf Uhr, als der Stunde ihres Todes, zu sehen! Seine Freunde, um ihn von diesem Wahnsinn zu heilen, fallen auf ein außerordentliches Mittel. Sie kleiden ein Mädchen, die mit ihr viel Aehnlichkeit hatte, in ein Nonnengewand, lassen ihm diese eines Abends, ebenfals um eilf Uhr, erscheinen und ihm zu seiner Beruhigung sagen, daß er sich trösten solle, daß sie ihre Strafe gebüßt habe und glücklich sey. Aber dieses Mittel bringt gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor: in Verzwieselung ruft er: Gott, Gott! ist es nicht genug an Einer! Es sind zwey! fällt in ein hitziges Fieber und stirbt. Die Geschichte ist ganz leicht und gefällig erzählt, daß sie aber kein größeres Interesse hervorbringt, liegt wohl daran, daß das von den Freunden des Leidenden ergriffene Heilmittel einem bey dem ersten Anblick sehr thöricht und zweckwidrig vorkommen muß, auch mußte, um einen für solche Erzählungen aus der Geisteswelt zu gewinnen, die Sprache durchaus ein schwärmerischeres Colorit haben. Ein ganz falscher Gedanke des Zeichners war es, auf dem Kupfer wirklich zwey Geistergestalten anzubringen, da doch nur die eine in der Wirklichkeit, die andere offenbar nur in der Phantasie des Sehers existirte. 5) *Die Prinzessin von Cleves.* Frey nach dem Französischen von Sophie Mereau. Ein anziehendes Charakterstück, das durch feinere Details und eine lebhaftere Darstellung noch hätte gewinnen können. Es ist die Geschichte der

unglücklichen Liebe der Prinzessin von Cleves zum Herzog von Nemours, die sie aus Achtung vor ihrem Gemal bis ans Ende ihres Lebens zu bekämpfen sucht. Sowohl der Charakter der Prinzessin als des Herzogs und des Prinzen von Cleves sind fein behandelt, doch würde der erste uns noch mehr fesseln, wenn der Dichter zur Ursache des Todes ihres Gemals nicht *Verdacht* gegen sie (zomal da man sich sagt, daß sie durch Annahme des Besuchs vom Herzog doch gewissermaßen dazu Anlaß gegeben hat) sondern bloßen Gram über ihr getheiltes Herz gemacht hätte, und dann, wenn ihr Ränkevernetzung über die Ehe weggeblieben wäre, welches unnatürlich und nicht weiblich ist. Die Uebersetzung oder vielmehr die freye Bearbeitung, die das Stück der Mad. Mireau verdankt, ist sehr gut. 6) Das Lamm.

Eine Schäfererzählung, von Mlle. Levesque, dem Herausgeber im Manuscript mitgetheilt. Eine kleine Idylle, worin Zartheit der Empfindung sichtbar ist, doch hätte eine reichere Einbildungskraft die Handlung wohl noch interessanter zu machen gewußt. — Schließlich kann Rec. den Wunsch nicht bergen, daß die besten Köpfe Deutschlands in dieser Dichtungsart sich zu einer solchen jährlichen gemeinschaftlichen Ausbeute vereinigen möchten, so, wie die in andern Dichtungsarten sich im Schillerischen Musenalmanach verbinden. Ein solcher von Zeit zu Zeit gewählter Ueberblick über die Fortschritte und Bemühungen der Deutschen hat gewiß sehr viel Gutes, und in Journalen sehen kleine Romane zu zerstreut und abgerissen, als daß sich von hieraus dieselbe Wirkung erwarten ließe.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Berlin, b. Unger: Ueber die Verbesserung der Landschulwesen in der Kurmark Brandenburg. Von F. S. G. Sack, königl. Hofprediger, Oberconsistorial- und Kirchenrath. 1799. 72 S. (8 gr.) Die rühmlichen Bemühungen, die man gegenwärtig in den Staaten des Königs von Preussen auf Verbesserung der Landschulen verwendet, veranlaßt diese kleine Schrift. Sie war zu einem bey dem Oberconsistorium daherhalb einzureichenden Gutachten bestimmt, ward aber, weil sie einen, alle Menschenfreunde interessirenden Gegenstand betrifft, von ihrem würdigen Vf. öffentlich bekannt gemacht. Der Grund von dem, der preussischen Schulverfassung, besonders auf dem Lande in der Kurmark, anklebenden Mängeln findet der Vf. in dem Brodmangel der Schullehrer und ihrer daher rührenden schlechten Beschaffenheit, in der zweckwidrigen Beschaffenheit der meisten Schulhäuser, in dem nachlässigen Schulbesuche und in dem zweckwidrigen Unterrichte. Seine Vorschläge zur Abstellung des erstern dieser Gebrechen nehmen größtentheils Rücksicht auf Localverfassung. Daß das Amt eines Predigers und Schullehrers, wie der Vf. S. 13. vorschlägt, combinirt werde, scheint uns, bey der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge, nach welcher dem Prediger eine Menge mechanischer Gefehalle, die, wenn auch nicht Nachdenken, doch Zeit kosten, zur Pflicht gemacht wird, nicht ganz ausführbar zu seyn. Hingegen dürfte es wohl nicht unbillig seyn, daß dem Landprediger die Uebernahme einiger bestimmten Schularbeiten ausdrücklich zur Pflicht gemacht würde. Die allgemeine Verpflichtung, sich der Schulen thätig anzunehmen, ist bey den meisten Landpredigern unzureichend, sie aus dem Schlummer der Trägheit zu wecken. Realisirt zu werden verdient besonders der Vorschlag, daß der Schullehrer das Schulgeld aus den Händen der Obrigkeit erhalte. Wenn es nicht unter der Würde obrigkeitlicher Personen ist, Milizgelder einsenden zu lassen, dürfte es wohl für sie eben so wenig anstößig seyn, das Schulgeld zu erheben und zu verrechnen. Obgleich der Vf. unter die in Landschulen aufzunehmenden Lehrgegenstände, wie billig, Schreiben und Lesen zählt; so meynet er doch S. 75—79. daß von beiden Kenntnissen der Nutzen für den Landmann sehr geringe sey. Darin kann Rec. dem würdigen Vf. durchaus nicht beystimmen. Freylich kann der Landmann gegenwärtig, da die Sorge für seinen und der Seinen Unterhalt die angeregteste Thätigkeit und die Verwendung des größtentheils freyen Lebenszeit zu körperlichen Arbeiten erfordert, nicht viel Zeit auf Schreiben und Lesen verwenden. Aber sollte er denn nicht mit eben dem Rechte, wie jede andere Menschenclasse, in seinen Erholungsstunden am Abende der

Wochentage und an den Festtagen auf den geistigen Genuß, den die Lectüre eines belehrenden und unterhaltenden Buchs gewährt, Anspruch machen dürfen? Und sollte man nicht hoffen dürfen, daß in Zukunft, ohne Revolution, wenn nur den verderblichen Kriegen und den damit zusammenhängenden Uebeln Einhalt gethan wird, das 19te des Landmannes für seine fortschreitende Geistesbildung auch eine Nothwendigkeit seiner Berufsbeschäftigung, günstiger seyn werde, als es jetzt noch ist? Jeder gute Schulplan sollte also nicht bloß auf die Gegenwart, sondern in einer gewissen Rücksicht auch auf die mit Wahrscheinlichkeit zu hoffende Zukunft berechnet seyn. Ueber ein Mittel, welches zur Bildung des menschlichen Geistes und Herzens so viel beiträgt, als das Lesen in der That für jede Classe von Menschen beitragen kann, und, wie die Erfahrung lehrt, wirklich beygegraten hat, sollte doch ein Mann, dessen Worte so viel Gewicht haben, nicht so herabsetzend urtheilen. Eben so verhält es sich auch mit dem Schreiben. Warum soll nicht auch der Landmann eine schriftliche Wirtschaftsrechnung machen, warum nicht auch seinen abwesenden Freunden seine Gedanken und Empfindungen in einem Briefe mittheilen, warum nicht auch eine, ihm und seinen Nachkommen interessante Familiennachricht aufzeichnen dürfen? Der Gewinn, welchen sich der Vf. S. 61. von dem Unterrichte über die Thatsachen der Landesfürsten und vorzüglich topographischen Verfahren, zur Erweckung des Patriotismus verspricht, dürfte dagegen nach unserm Dafürhalten nicht so hoch in Anschlag gebracht werden. Sollen nach und nach alle Hindernisse, welche den glücklichen Fortgang der Schulverbesserung hemmen, aus dem Wege geräumt werden; so muß der Staat bey Anstellung der Prediger vorzüglich darauf sehen, daß sie, wenn auch nicht tiefe pädagogische Kenntnisse haben, doch wenigstens einige praktische Schullehrerkennnisse besitzen. Die öffentlichen Prüfungen in den Consistorien müssen daher besonders auch darauf Rücksicht nehmen, und unfruchtbare Subtilitäten der Dogmatik und die Symbolik immer mehr in Vergessenheit kommen lassen. — Und da der Einfluß der Beamten auf das Schulwesen oft sehr bedeutend ist; so sollten auch dergleichen Stellen nicht mit Ministern besetzt werden, die bloß die Rechtswissenschaft inne haben, sondern mit solchen, deren Einblick in süßlich-religiöse Gegenstände sich wenigstens über den in den Jahren ihrer Kindheit auswendig gelernten Katechismus erhebt. So würden die Hindernisse wegfallen, welche jetzt noch dem Gedeihen des Schulwesens von Seiten der unauferlegten Rechthabungen in den Weg gelegt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 1. November 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT,

HALLER, b. Gebauer: *Jesus, wie er lebte und lehrte, nach den Berichten der Evangelisten. Nebst Resultaten über Jesus.* Elue Beylage zu Niemeyer's Charakteristik der Bibel. 1799. XII u. 258 S. 8. (18 gr.)

Es schmerzte den ungenannten Vf. zu sehen, wie es herrschende Sitte werde, daß viele aus den sogenannten gebildeten Ständen, und selbst mancho aus der niedern Volksclasse, die etwas von der neuen Aufklärung hörten, und einige wunderbar und kezerisch scheinende Beauptungen aufzählten, dann, wenn ihre äußere Lage nicht dadurch gefahrdet wird, mit Leichtsinne und schnöder Beurtheilung von dem Stifter der christlichen Religion sprechen, und es zum guten Ton rechnen, sich über den gewöhnlichen Glauben hinwegzusetzen, nur gerade ganz anders als die christliche Vorwelt zu denken und über dogmatische Gegenstände abzusprechen, ohne daß sie je über den Grund der Wahrheit oder Falschheit derselben nachgedacht haben. Dieses ammaassende Absprechen der Halbaufgeklärten, welche ohne Zurückhaltung über alles urtheilen, weil sie sich so gerne selbst urtheilen hören und dadurch den Ansich eines tiefen Verstandes vor dem großen blind anstauenden Haufen sich zu geben glauben, hält er mit Recht für den Tod der wahren Aufklärung, und glaubt den Grund dieses Hinwegsetzens über Vorurtheile, ohne eingesehen zu haben, warum sie Vorurtheile sind, darin zu finden, daß man auf den Geist des Zeitalters, welches die Ketten des blinden Glaubens abwirft und in Reiche des Denkens frey seyn will, nicht gehörig achtet, sondern die alten bestehenden Formen gegen den Aufschwung dieses alles mit sich fortreisenden und auf Umwälzung des Bestehenden binarbeitenden Geistes noch immer erhalten zu können wachne. Schon viel zu lange, sagt er S. VIII, hat man das alte Kirchensystem in seiner veralteten Form behalten, (?) viel zu spat hat man die bessernde Hand an öffentliche Veränderungen in Kirchensachen gelegt, da doch fast jeder diese Veränderung schon in sich vorgenommen hat, und die meisten im Volke schon längst nicht mehr an die orthodoxen Sätze, welche der Prediger seines Amtes wegen noch vortragen muß, (muß?) glauben. Er halt es daher für sehr nothig, daß man in einem Zeitpunkt, wo der Geist der freyen Unterluchung erwacht ist, wirklich Veränderungen vornehme und mit kluger Beherzigung der Umstände (deren richtige Schätzung aber freylich so leicht nicht ist und eine sehr umfassende

A. L. Z. 1799. Viertes Band,

Uebersicht der Dinge erfordert,) in das Zeitbedürfnis eingreife und es befriedige, ehe es sich selbst auf eine flüchtige Art Befriedigung verläßt. Diese Betrachtungen veranlassen den Vf., den gegenwärtigen Versuch zu machen, die Geschichte Jesu durchaus begreiflich, von allem Wunderbaren entkleidet, darzustellen und zu zeigen, wie Jesus ohne übernatürliche Einwirkung oder Mitwirkung, nur durch die Umstände und durch den Grad der damaligen Geistes-cultur geleitet, das aus sich selbst machen und das thun und lehren konnte, was er war, that und lehrte. Auf diesem Wege hofft er die Person und Lehre Jesu, der nun blos in dem natürlichen Lichte eines grossen moralischen Menschen erscheine, selbst dem Denker und denen, welche durch die Zumuthung, Offenbarung und Wunder zu glauben, empört werden, interessant und ehrwürdig zu machen. Zu dem Ende geht er die Geschichte Jesu von seiner Geburt bis zu seinem Abtreten vom irdischen Schauplatze durch, ohne jedoch jede einzelne von den Evangelisten erzählte Begebenheit oder That zu berühren, und liefert einige der merkwürdigsten Reden Christi, besonders die sogenannte Bergpredigt und die Abschiedsrede an die Jünger, mit seinen Erläuterungen. Von dem allen kommen aber nur einige wenige Proben hier gegeben werden; und von den Erinnerungen, welche Rec. über eine ziemliche Anzahl angestrichener Stellen zu machen hätte, werden noch wenigere hier Raum finden.

Bey den wunderbaren Umständen, welche von der Geburt Jesu erzählt werden, macht der Vf. keinen Gebrauch von den kritischen oder hermeneutischen von andern angewandten Künsten, sondern nimmt die außerordentlichen Ereignisse für Begebenheiten, die den Verfassern der Evangelien mit den Ausdrücken und nach dem Glauben ihrer Zeit erzählt worden seyen, und die sie treulich als Geschichtschreiber wieder erzählt hatten, deren Bemerkungen aber über diese Vorfälle für uns nicht Geleze und Ansprüche der nicht zu bezweifelnden Wahrheit seyn sollten, sondern uns nur Aufschluß geben, was sie dabey und wie sie sich die Vorfälle dachten. (Dies scheint doch nicht recht damit übereinzustimmen, daß gleich vorher die Schmidtische Erklärung angenommen ward, nach welcher der Erstgeborne einer bis dahin tugendhaften Frau ein vom heiligen Geist geweiht oder gezeugter in dem damaligen Sprachgebrauch geheissen habe. Wenigstens hiesan dachten die Verfasser jener Erzählungen nicht. Die anderwärts einmal mit gutem Erfolg von unserm Vf. angewandte Methode, auf die Quellen, woraus eine

Oo

Er-

Erzählung geflossen seyn kann oder muß, zurückzugeben, dürfte auch hier von Nutzen gewesen seyn. Auf alle Fälle aber möchten die Leser eine bestimmte Auskunft darüber erwartet haben, ob bey diesen so schwierigen Erzählungen ein rein historisches Factum zum Grunde liege, und wie dieses eigentlich beschaffen gewesen seyn möge? Auch die Vorgänge mit den Magiern, die Engelerscheinungen, den englischen Lobgesang u. s. w. läßt der Vf. ohne weitere Aufklärung.) — S. 13 ff. sagt er uns, wie er es sich vorstelle, das in der Seele Jesu der Gedanke, und dann die vollste Ueberzeugung, er sey der Messias, entstanden sey; nämlich durch eignes vorurtheilfreies und in den Geist der heiligen Schriften eindringendes Studium des A. T., durch das ihm daher vorwuchsende Ideal eines blos geistigen, die Nation moralisch veredelnden Messias, welches er mit dem reinen Auge der menschlichen Vernunft erblickte, mit seinem edeln von Enthusiasmus für Tugend glühenden Herzen ergriff, und im Vertrauen auf Gott und im Gefühl seiner eignen Kraft realisiren zu können hoffte; ferner, durch das augenscheinlich höchst dringende Bedürfnis eines solchen moralischen Retters des Volks, und durch die allgemeine Erwartung, daß der langst Versprochene ohne Aufschub nun kommen müsse. — Zum allen möchten die Erzählungen, was vor und nach seiner Geburt mit ihm vorgegangen sey, (aber was konnte man ihm davon eigentlich erzählen?) hinzugekommen seyn, und die Erfahrung, daß die Vorsehung sein edles Unternehmern begünstige, habe dann die Ueberzeugung vollendet. (Daß doch nicht alle damalige Juden die grobähnliche Vorstellung vom Messias hatten, daß man auch von einem leidenden Messias redete u. dgl. wäre wohl auch mit in Anschlag zu bringen gewesen.) Der Vf. glaubt indessen, Jesus habe Anfangs nur darauf gedacht, seine Nation zur Tugend zu erziehen, und später erst (vergl. S. 118.) sey der noch größere Gedanke, seine Wirksamkeit auf die ganze Menschheit auszudehnen, in ihm erwacht. — Die Versuchung nimmt er, unsers Bedünkens mit Recht, für eine nach morgenländischem Gesehrack und nach den Zeitbegriffen gebildete, aber von den Zuhörern und daher auch von den Geschichtschreibern zu buchstäblich genommene lehrreiche Erzählung, durch welche Jesus darstellten wollte, was in seinem Innern vorgegangen war, wenn er mit Reizen zu plichtwidrigen Handlungen zu kämpfen hatte, und durch welche Wasser er den Sieg dann errang. — Was über Jesum als Wunderthäter gesagt wird, befriedigt nicht. Wir sind zwar nicht in Abrede, daß die Frage: was sollten die Wunder bewirken und was haben sie bewirkt? wichtiger sey als die andere: wie geschehen sie? können aber nicht bestimmen, daß die letztere nur auf Befriedigung unsrer Neugierde abzwecke. Wenn man nicht annehmen darf, daß der Zweck die Mittel heilige, so läßt in Hinsicht auf den Charakter Jesu gar nicht gleichgiltig, wie er diejenigen Thaten verrichtete, die er selbst von seinem Vater ableitete. Wenn der eine die Wunder als Beweise der göttlichen Sendung Jesu

und der Göttlichkeit seiner Lehre geltend machen will; so halt der andere sie für wichtige *Eingewandungen* dagegen, und ändert Tauschungen, die des Lehrers einer reinen Moral unwürdig gewesen wären. Diesem Argwohn hätte, nach der Absicht dieser ganzen Schrift, begegnet werden müssen. Der Vf. sagt: es seyen damals sehr oft Männer aufgetreten, welche die Fehler der Natur verbesserten, und sich für Eingeweihte in die Geheimnisse der Theurgie, wo man durch Verbindung mit Gott und durch seine Mitwirkung außerordentliche Thaten ausübte, angaben; (mit welchen Leuten er doch gewis nicht den von ihm so hochgepriesenen und zur innigsten Verehrung aufgestellten Mann in Eine Classe setzt.) Jesus habe sich durch genaue Beobachtung und Erfahrung unfreistig (seitdem, wie es scheint, verloren gegangene) Kenntnisse der Natur und des Menschen erworben, so wie viele andere, die aber blos unter der Larve der Wunderthäter, und nicht mit der Absicht die Nation sittlich zu machen, aufgetreten seyen; er hingegen habe zu edeln Zwecken die Gewalt benutzt, die er über die Menschen wenigstens in der Rückficht gehabt habe, daß sie an ihn als an einen außerordentlichen Mann, der Zeichen und Wunder verrichten könne, glaubten, und durch diesen festen Glauben gestärkt, jedes Wort, jedes kleine Mittel, welches vielleicht sonst die Heilung nicht bewirkt haben würde, für sich wirksamer machten; der Mensch greife nicht in den ewig notwendigen Gang der Natur ein, und vernähme den Rädern in der großen Weltenuhr keinen Stillstand zu gebieten; (Sehr wahr! aber die neuere Apologetik betrachtet die Sache aus einem andern Gesichtspunct:) alle Zeichen und Wunder müßten also natürlich zugegangen seyn, es sey auf dem physischen oder psychologischen Wege, wenn wir gleich hier nicht mehr ganz nachkommen könnten, weil uns die geschichtlichen Data dazu fehlen u. s. w. Allein dies alles möchte zur Rechtfertigung des Charakters Jesu in den Augen des wahrheitsliebenden Forschers schwerlich zureichen, sondern dieser wird vornehmlich auch das gern wissen wollen, ob denn Jesus selbst seine Thaten für Wunder hielt oder nicht, und was er in letztern Falle wollte, daß man davon halten solle. Anderswo S. 166 ff. wird von den wunderbaren Ereignissen bey dem Tode Jesu gesagt, die Evangelisten hätten sie gewis für Wunder gehalten; wir aber könnten den ewig notwendigen, unabänderlichen Gang der Natur, hätten reinere Begriffe von Gottes moralischer Weltregierung, und müßten diese aufscheinenden Wunder durch den Gedanken widerlegen, daß man alle diese Begebenheiten für ganz natürliche Ereignisse gehalten haben würde, wenn sie nicht gerade in diesem Zeitpunkt eingetreten wären; die Sache selbst sey also kein Wunder, sondern sie erhalte diese Bedeutung nur für uns, weil unser beschränkter Blick nicht die Ursachen und Wirkungen übersehen könne u. s. w. Mancher wird vielleicht doch eine Erörterung der Frage hier noch wünschen: ob nicht etwa die besagte moralische Weltregierung Gottes das Zusammenreffen der natürlichen Ereignisse gerade in diesem Zeitpunkt absichtlich angeordnet haben.

haben könne, damit diese Dinge *für uns* eine gewisse Bedeutung bekamen? Denn darauf käme es wohl eigentlich an; und das um so mehr, da der V. S. 184 sagt, Jesus selbst habe noch nicht auf dem Punkte der Bildung gestanden, daß er nicht in dem besondern Zusammenstreffen der Umstände und in äußern, vielleicht sich zufällig ereignenden Begebenheiten, bedeutende Winke der Vorsehung und tiebreiche Bestätigung seiner für das Wohl der Menschheit begeisterten Absichten gesehen haben sollte. — Von dem Aussprüche Matth. 5, 29. 30. urtheilt der V., er sey für die Juden sehr beiläufig gewesen; wie aber, die wir jetzt die Stärke unserer selbst bestimmt und aus Gründen kennen, wenn wir *erstlich* gut seyn wollten, bräuchten diese Warnung nicht; wir hätten nicht nöthig, eine solche gewaltsame Wegraumung des Verführerischen vorzunehmen; (freylich brauchen wir uns nicht buchstäblich im Auge auszureißen) den wahrhaft Guten bringe nichts aus seiner Fassung, sondern er stehe in jedem Sturme fest und unerschüttert da! (Dennach muß es erstaunlich wenig wahrhaft Gute geben. Denn die meisten, die sonst wohl dafür gelten, kommen zu weilen in Falle, wo sie sehr nothig haben, sich zuzurufen, es sey Pflicht, selbst das Liebeste und Nothwendigste einzusehen aufzusopfern, wenn es der Tugend gefählich wird.) — Eine Skizze von dem Geiste der Lehre Jesu findet sich S. 106 ff. vergl. S. 84. Ueber Matth. 24. bemerkt der V., Jesus habe nicht eben bestimmt die künftigen Umstände vorausgesagt, sondern er habe, wie es bey allen Propheten des A. T. der Fall gewesen, seine Erfahrungen in ein Ganzes verbunden, und mit denkenden Geiste die natürlichen Folgen geschlossen, welche aus dieser Verkettung der Umstände und der Charaktere hervorgehen mußten; worauf denn, wenn diese Hindernisse aus dem Wege geräumt seyn würden, das Messiasreich prächtig und herrlich über alle Länder sich gewiss ausbreiten, d. i. die Religion des Herzens bey allen Völkern Eingang finden werde. — Der Geist der Wahrheit, der *παράκλητος*, ist dem V. das Gewissen in unsrer Brust, das Bewußtseyn des Rechthandelns, welches der Beystand in Trübsalen sey, und das Göttliche, was in ihm liegt, zeuge von unsrer Verwandtschaft mit dem heiligen Gott. — Ueber Joh. 17. äußert der V., es sey wirklich *empörend* für den, der dieses vortreffliche Gebet mit der Freyheit seines Geistes liest, daß man daraus dogmatische Distinctionen von der Gottheit Christi u. s. w. gemacht habe. Jeder, der Sinn und Herz für etwas Großes, Erhabenes habe, werde das Tiefempfundene des Ganzen fühlen. (Das Letzte ist sehr wahr. Allein wer nun aus andern Stellen und Gründen sich für überzeugt halt, daß in Christo etwas Uebermenschliches gewesen sey, wird bey dem feinsten Sinne für das Erhabene doch nichts *Empörendes* darin finden, wenn jemand glaubt, Jesus habe im Bewußtseyn seiner hohen Würde einige darauf sich beziehende Worte in dieses Gebet einfließen lassen. Freylich kommt es an jene Stellen und Gründe an; aber Polemik scheint überhaupt in einer solchen Schrift nicht an der rechten Stelle zu seyn.) — Der Charakter des Pilatus

ist S. 138 ff. wohl zu sehr ins Heile gemalt; die Lust, die von ihm verachteten und gehassten Juden ein wenig zu necken, hatte ohne Zweifel auf sein ganzes Verfahren bey dieser Gelegenheit ziemlich viel Einfluß, und auch außer der evangelischen Geschichte erscheint er eben nicht als edler Mann. — Die Evangelisten und Apostel, sagt der V., glaubten alle mit fester Ueberzeugung, daß Jesus *wirklich gestorben* sey, und die Gründe, die man aus dem Texte selbst dafür hat hernehmen wollen, daß er nur scheinodt gewesen sey, beweisen nichts. Haben wir aber innere Gründe aus dem Wesen der Natur und der Organisation überhaupt, welche uns den Scheintod wahrscheinlich machen; so mögen wir dies glauben oder uns davon deutlich überzeugen. Einen wesentlichen Theil der christlichen Religion macht der Glaube an den wirklichen Tod nicht aus; (dies hätte wohl deutlicher gezeigt werden sollen;) und für unsre Tugend ist er gleichgültig. — S. 176 ff. werden über die Erzählungen von den Wächtern am Grabe und von der Engel, der den Stein vom Grabe gewaltz haben soll, Bemerkungen gemacht, die der Prüfung nicht unwürdig sind. — Die Erzählung von der Himmelfahrt glaubt der V. auf folgende Weise begreiflich zu machen: Jesus habe bey seiner letzten Zusammenkunft mit seinen Jüngern wie gewöhnlich von ihnen sich getrennt, ohne daß ihnen dies aufgefallen wäre. Als aber ein Tag nach dem andern, ein Monat nach dem andern vergangen sey, und Jesus kein einzigmal sich ihnen wieder gezeigt habe, da erst habe man gefragt: *wo* schied er von uns? *wo* muß er wohl seyn? und man habe aus den Aeußerungen Jesu, daß er zum Vater gehen werde, endlich die Antwort sich gegeben, er sey unsterblich im Himmel bey seinem Vater; zumal einige bemerkt haben wollten, daß gerade damals, als er sich von ihnen auf dem Berge trennte, eine Wolke sich vor ihm gestellt habe. (So allmählich entstand dieser Gedanke wohl nicht. Denn schon zehn Tage nach der Trennung, am Pfingstfest, redeten die Apostel laut davon, er sey im Himmel, zur rechten Hand Gottes.) Jesus aber habe sich in die Einsamkeit zurückgezogen, von wo er den Fortgang der Bemühungen seiner Schüler bemerkte und sie gleichsam unsichtbar lenken konnte; mit erhabener Resignation habe er der Welt entsagt, und sey nie wieder aufgetreten, wie ehemals auch Lykurg und Solon: es gemacht hätten.

Diese Behandlungsart der Geschichte Jesu, von der wir einige Proben gegeben haben, sieht der V. als das dringendste Bedürfnis an. Jetzt, sagt er S. 224 ff. jetzt sey es hohe Zeit, und das erste, was hier gethan werden müsse, sey, den geheimnißvollen Schleyer und das veraltete Gewand des Unbegreiflichen und Wunderbaren von Jesu abzunehmen, ihn als Mensch darzustellen, und seine hohe Vortrefflichkeit, welche Keinem, auch noch so gebildeten Zeitalter gleichgültig oder unbedeutend werden könne, auf das Bestimmteste zu würdigen, wenn das Gebäude der christlichen Religion sich erhalten solle; es sey drin-

gendes Bedürfnis, im Aeußern und Innern der Kirche öffentliche Veränderungen vorzunehmen; das alte Kirchensystem habe nichts als Gläubige, die nur blind glaubten, ohne einzusehen, ohne zu begreifen, bilden können; doch sey es der Einsicht der Staaten zu überlassen, wann diese Veränderung zu erwarten sey u. s. w. Fast vermuthen wir, die Staaten möchten solche öffentliche Veränderungen, als hier angedeutet sind, noch zu früh für die bey weitem größere Menge finden, und sich überzeugt haben, daß blinder Glaube, dem wir gar nicht das Wort reden, weit weniger als blinder Gehorsam die Menschen empöre. Wenn noch die Einführung neuer, nur wenig veränderter Gesangbücher und Liturgien an so vielen Orten große Unzufriedenheit und sogar Bewegungen verursacht; wenn stille Landbewohner lieber ihr Vaterland mit dem Rücken ansehen, als sich gefallen lassen wollen, daß in dem Katechismus einige für den ersten Anfänger zu schwere Bibelsprüche mit einem Sternchen bezeichnet werden; so möchte es vor der Hand noch rathlich seyn, Ratt zu voreiliger und zu auffallender öffentlicher Veränderungen lieber desto ernstlicher daran zu denken, wie dem großen Theil des Volks, welcher noch so sehr weit zurück ist, zwar möglichst schnell aber doch allmählich und ohne gefährlichen Sprung, fürs erste nur so fortgeholfen werden könne, daß er zu etwas tiefer greifenden Verbesserungen hinlänglich vorbereitet sey. Denn eben darin liegt ein Hauptgrund des täglich sich mehr äußernden Übels, daß das, was dem einen Theile noch zu wenig scheint, für den andern schon zu viel ist. Uebrigens zeichnet sich der Vf. vor manchen andern vorthailhaft aus, die ganz oder zum Theil einerley Zweck mit ihm zu erreichen suchten. Er ist mit den richtigen Auslegungsregeln bekannt, und zeigt Gewandtheit in Anwendung derselben. Er verwandelt die Geschichte nicht in einen Roman, thut den Erzählungen der Evangelisten keine Gewalt an, und giebt zu, was sich nicht läugnen läßt, daß sie selbst Wunder gesehen zu haben überzeugt waren, und also auch Wunder erzählen wollten. Er unternimmt es nicht, jedes Wunder ohne Ausnahme, ob er sie gleich alle für natürliche Ereignisse hält, aus natürlichen Ursachen zu erklären, sondern führt vielmehr Gründe an, weswegen dies für uns unmöglich sey. Er macht auch Jesus nicht zu einem tiefdenkenden Philosophen des letzten Quinquenniums des 18ten Jahrhunderts, ungeachtet er selbst unverhohlen zur neuesten philosophischen Schule sich bekennt, sondern behauptet geradezu, Jesus sey gar nicht Philosoph gewesen, und läßt ihn vielmehr einen unter den Juden gebildeten ehrwürdigen Weisen bleiben. Jesus, sagt er S. 215 ff., erhob sich zu dem Punkte des Denkens nicht, auf welchem der Idealist sein Gewissen als das selbstgegebene Gesetz für seine Handlungen betrachtet, und auf welchem der Denker nicht

von Dingen, sondern von sich, nicht von einem Seyn, sondern von einer Thätigkeit ausgeht, welche er als das oberste Princip des menschlichen Wissens aufstellt. Zu diesem Standpunkte konnte Jesus sich nicht erheben, wenn wir den notwendigen Gang des menschlichen Wissens nicht als durch ihn überschritten annehmen wollen. Erwacht der Mensch zum Nachdenken; so ist das Gesetz der Causalität das erste, was in ihm spricht. Noch nie hat er sich selbst betrachtet; aber er hört die Stimme in seiner Brust, und er vernimmt sie als Gottes Stimme. Das Gewissen erhebt ihm als die Wirkung, als der Befehl Gottes. Bey diesem Gewissen blieb auch Jesus stehen; dieses Gefühl war ihm untrüglich; und es ist untrüglich, man mag wissen oder nicht wissen, woher das Gewissen und was es sey. Zwar muß jeder Mensch, der einmal diese innere Stimme vernahm, sie für untrüglich halten; aber die große Stärke Jesu, seine Außerordentlichkeit, der große Vorzug, der ihm noch vor allen Menschen gebührt, war, daß er unabdingt und ohne Ausnahme der innern Stimme getreu blieb. Eben darum müssen seine Aussprüche, welche die Resultate der reinsten Menschheit enthalten, auch ewig wahr bleiben. Er hatte nie nach dem Grunde seines Gewissens gefragt, und wußte nicht, auf eine wissenschaftliche Art begründet, was gut sey, warum es gut seyn müsse, und warum gerade nur das Gewissen das Gute verkündige; aber er fühlte das, was wir jetzt wissen. Ohne wissenschaftlich begründete Erkenntnis der Tugend, übte er die strengste Tugend; sein ganzes Leben war eine sittliche That, und es ist herzerbeugend, sich diesen Mann als den Stifter der christlichen Religion zu denken, diesen Mann, der gleichsam die ganze Menschheit durch seine Tugend weichte, und die schöne Verfasserschaft auf alle gewesene und kommende Geschlechter niederlegte, daß der Mensch sich durch eigene Kraft veredeln, und dem höchsten Ideale seiner Vorsehung, dem heiligen Wesen ähnlich machen kann. — Dies sind einige der Resultate, welche der Vf. seiner Schrift angehängt hat, und aus welchen sich ergibt, eines Theils, wie er, ohne eine übernatürliche Einwirkung Gottes anzunehmen, die Lehre Jesu höchst vortreflich und auch für uns noch höchst wichtig finden konnte, andern Theils, was ihn vor dem Abwege, die Aussprüche Christi in die Formen der heutigen Philosophie zu zwingen, schützte, und ihn auf dem sicherern Wege der grammatisch-historischen Interpretation erhielt.

MAGDEBURG, b. Bauer: *Menschenhafts und kindliche Reue*, Schauspiel in fünf Aufzügen, nach A. v. Kotzebue für Schulkreiter. Neue Auflage. 1799. 127 S. 8. (9 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonntags, den 2. November 1799.

OEKONOMIE.

NÜRNBERG, b. Stein: *Der Förster oder neue Beyträge zum Forstwesen*, von Fr. Heldenberg. Zweytes Heft. 1798. 178 S. kl. 8. mit 1 Kupf. (12 gr.)

In dem zweyten Heft dieser forstlichen Zeitschrift kommen vier Abhandlungen vor, von welchen die erste sehr wichtige Gründe gegen die im ersten Heft vertheidigte Zerstückelung der Domainal-Waldungen unter einzelne Besitzer enthält, die aber zu weitläufig sind um hier angeführt zu werden.

Nr. II. enthält einen acutenmäßigen Beytrag zur Geschichte der Fichtentrocknuis in Oberdeutschland; unter den hier vorkommenden Actenstücken zeichnet sich aus schließlich das von Hn. Heldenberg aufgestellte Promemoria aus. Nach diesem ist der Borkenkäfer nicht veranlassende Ursache der Baumtrocknuis, sondern nur beschleunigende Ursache derselben, während die wirkende Ursache selbst in Umständen liegt, wobey das Gehölze in seinem Wachsthum zurückgesetzt, und die Circulation seiner Säfte mehr oder minder gestört wird. Dies würden wir nicht so ganz unbeschränkt behaupten. Denn nach unserer Meynung ist der Verderb der Waldungen durch den Borkenkäfer, in Verhältnis seiner Menge; und diese selbst ist in nächster Beziehung mit dem kränklichen Zustande der Waldungen, und der mehr oder minder günstigen Witterung bey seiner Entstehung. Es naht sich nämlich die Made des Borkenkäfers an seiner Stelle, durch den Ueberschuss der Säfte, den sie nach den Umständen sich zueignet; und dieser Ueberschuss ist um so größer, je ungediehllicher die Digestion des Saftes in dem Baum vor sich gehen muß, und je mehr die Temperatur die gleichsam unverdauten Theile des Saftes, zur Gährung bringt. Je mehr also in einer Waldung das Gehölze durch Sturm, Kälte und Hitze, oder auch durch die Mischung der saftigen und erdichten Theile ihres Bodens, in eine Lage kommt, daß die Zerletzung und Vertheilung der Nahrungs-Säfte nicht mehr wie bisher gediehllich vor sich gehen kann: um desto günstiger wird dieselbe für die Entbindung des Borkenkäfers; und dieser entsteht in derselben in so größerer Menge, je mehr nach dem Zustande der Witterung die Gährung in jenen Theilen befördert wird: wird nun auf diesem Wege die Menge der Käfer so groß, daß sie sich in ihrer Heynath nicht mehr nähren vermögen, so suchen sie dieselbe auf den nächtlichen Wegen; und geben

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

dadurch zum Verderben gesunder Waldungen öftere Veranlassung.

Recht viele Beherzigung von Seiten forstlicher Collegien, verdient ferner das, was Hr. Heldenberg über die Anttheilung solcher Subjecte anführt, die sich einzig nur mit der Theorie beschäftigen, und mit Beseitigung des in den Waldungen angestellten Personals, nachtheilige Reformen in denselben vornehmen.

Der IIIte Aufsatz enthält traurige Bemerkungen über den Zustand der Waldungen im untrüglichen Frankreich; die IVte ist eine vortheilhafte Abhandlung des Hr. Heldenberg's über den Lerchenbaum. In Nr. V. erklärt sich Hr. Moll über die Beurtheilung seiner fortgesetzten Mullenkampfschen Sammlung von Forstordnungen; und Nr. VI. enthält die fortgesetzte neueste Forst-Literatur.

U. m. in der Stettinschen Buchhandlung: *Neuvs Forstarchiv zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft, und der Forst- und Jagd-Literatur*; ehemals herausgegeben von W. G. von Mosser, nun aber fortgesetzt in Gesellschaft mehrerer Gelehrten und erfahrener Forstwirthe von D. Christoph Wilhelm Jacob Gatterer. 1 B. 1796. 285 S. 2 B. 200 S. 3 B. 1797. 314 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Bekanntlich unterzog sich Hr. Prof. Gatterer in Heidelberg der Fortsetzung des von Hr. von Mosser herausgegebenen Forstarchivs, welches bis auf den 17ten Band gediehen ist. Der erste Band dieses neuen Forstarchivs ist daher als der 18te des Moserschen anzusehen. Da nun Hr. Gatterer den ersten und zweyten Band dieses seines Archivs bereits auch unter dem Titel eines *allgemeinen Repertorii der forstwissenschaftlichen Literatur* besonders hat abdrucken lassen, welches zu seiner Zeit in der A. L. Z. mit gebührendem Lobe angezeigt worden: so geht Rec. sogleich zu dem 3ten Band über.

In diesem Bande kommt zuvörderst ein Aufsatz über verschiedene Gegenstände vor, welche der Forstpflege im Nordgau am meisten nachtheilig sind; zunächst ein Nachtrag als unmaßgeblicher Vorschlag zur Holzerparung, diesem folgt ein anderer über den Zucker-Ahorn von Benjamin Rusch, in Verbindung mit andern Pflanzen, die einen Zuckerfaß liefern.

Unter den Auszügen aus andern Schriften findet hier die Cultur des weißblühenden Acacienbaums von Hr. Gotthard, nebst einigen praktischen Bemerkungen.

lungen über die Cultur der Espen, Erlen, Bruchweiden und Rofskanien, den ersten Platz; und nun folgen in dem 4ten Abschnitt ältere und neuere Verordnungen in Forst- und Jagdsachen, worunter nebst einigen Zweybrückischen, ältern Nürnbergschen, Darnstädtischen, Pfälzischen auch die Neufränkische allgemeine Instruction für die Forste und Wäldungen der eroberten Lande zwischen dem Rhein und der Mosel enthalten ist.

Der 5te Abschnitt ist der forstlichen Literatur gewidmet, und Nr. VI. oder in den vernünftigen Nachrichten kommt eine Anzeige von der Einrichtung und Statuten der Societät der Forst- und Jagdkunde zu Watershausen, und nebst mehreren, theils mehr, theils minder interessanten Notizen, auch ein Aufsatz vor, über die beste Behandlungsart des Steinkohlen-Brandes in Oefen, zur Ersparung des Holzes, nebst einer hiezu gehörigen Kupfertafel.

Ulm, b. Stettin: Forstcalender, oder Verzeichniß der Vorrichtungen, welche einem Forster in der Kurpfalz in jedem Monat des Jahrs besonders obliegen. 1798. 140 S. 8. (10 gr.)

Hr. Bergrath Gatterer liefs diesen Forstcalender dem vierten Bande seines neuen Forstarchivs besonders beydrucken. Sein V. ist ein alter Praktiker des Forstwesens, der schon im Jahr 1767 denselben verfaßte: er enthält dabey, außer einigen der wichtigsten Beschäftigungen eines Forsters durchs ganze Jahr, auch eine kurze Natus-Geschichte der Nadelholzer und einiger Laubholzer.

PHILOLOGIE.

Halle, b. Hennerde und Schwetschke: *Phaedri, Augusti liberti, fabulae Aesopae*. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Register, worin alle vorkommenden Wörter erklärt werden. Für Schulen herausgegeben von Ludwig Heinrich Jakob. Von neuem bearbeitet und mit neuen kritischen Versuche vermehrt von M. Wilhelm Lange, Lehrer am lutherischen Gymnasio in Halle. 1799. XXVIII. und 200 S. gr. 8.

Von der ersten Auflage dieses Buches, welche Hr. Prof. Jakob in Halle besorgte, ist zwar auf besonderen Anlaß eine doppelte Beurtheilung in diesen Blättern (1785. Nr. 122. und 144.) erschienen: in des die zweyte Auflage so vielfach verändert und vermehrt worden ist, daß sie mit Recht als ein neues Werk betrachtet werden kann; so darf auch diese auf etwas mehr, als eine bloße Titelanzeige Anspruch machen. Der jetzige Herausgeber, dem Hr. Jakob das Geschäft übertrug, und die seiner Ausgabe beygefügte Bemerkungen intheilte hatte, dachte sich diejenigen, für welche er seine Arbeit bestimmte, nicht ganz als Anfänger in der Sprache, und den Phädrus nicht als den ersten klassischen Schriftsteller, den sie in die Hände bekämen. Mit

Recht erinnert er, daß diesem Autor sein Platz in dem Schulunterrichte am schicklichsten da anzuweisen sey, wo der Schüler durch Lesung einiger profaischen Stücke der Alten mit den gewöhnlichen grammatischen Regeln bekannt worden ist, und zur Lectüre eines Dichters übergehen kann. Indes läugnet er nicht, daß einige unter den Fabeln des Phädrus, wenigstens für uns, die wir ihre nähere Beziehung nicht kennen, ziemlich mager, und für die Jugend nicht wohl zu gebrauchen sind. Um daher Vollständigkeit mit Auswahl zu vereinigen, hat Hr. L. die seinem Urtheile nach besten Stücke, oder auch solche, welche für die Jugend nichts Anstößiges enthalten, mit einem Sternchen bezeichnet. Wir haben diese Bezeichnung in den Fabeln, die wir jetzt wieder lesen, an ihrem Orte gefunden: auch der Lehrer, welcher sich sonst in solchen Urtheilen nicht gern vorreisen läßt, wird noch immer Gelegenheit behalten, die Gründe der Bezeichnung seinen Schülern zu entwickeln; oder dadurch, daß er sie ihnen selbst aufsuchen läßt, ihre Urtheilskraft zu scharfen. In Ansehung der Kritik äußert der Herausgeber (Vorr. S. VI.) richtige Grundsätze: er selbst ist größtentheils dem Burmannischen Texte gefolgt, und nur in wenigen Stellen, wo die gewöhnliche Lesart ohne Noth gegen eine andere vertauscht war, von ihm abgewichen. Uebrigens bemühte er sich, nicht sowohl den Vermuthungen der Kritiker über schwierige Stellen noch neue hinzuzufügen, als vielmehr die willkürlich geänderten Lesarten zu rechtefertigen. Dieser Bemühung ist der vorausgeschickte kritische Versuch gewidmet, der mehrere dunkle Stellen, zum Theil mit Glück und Scharfsinn, behandelt, und überhaupt solche Ausführungen, auch Kritiken einzelner Fabeln, enthält, welche die Grenzen der Noten, die unter dem Texte stehen, überschritten haben würden. In den Noten werden, wie billig, die gewöhnlichen grammatischen Bemerkungen, auch schwerere Constructions, die sich der Schüler durch eigenes Nachdenken lösen kann, mit Stillschweigen übergangen, und nur kurze Erläuterungen dunkler Worte durch bekanntere, so wie historische, mythologische, geographische, antiquarische und biographische Erörterungen beygebracht. Die Fehler der ersten Auflage sind in diesen Noten glücklich vermieden, und so sehr auch Hr. L. in denselben das Gesetz der Kürze beobachtet hat; so glauben wir doch, daß der Schüler bey den Vorkenntnissen, welche der Herausgeber verlangt, damit ausreichen werde: dem unähzern wird das vollständige, mit Ueberlegung eingerichtet Wortregister ersprißliche Dienste leisten. Das voranstehende Leben des Phädrus verdient noch eine besondere Empfehlung: es ist aus den Prologen und Epilogen des Dichters auf eine Art entwickelt, daß es zugleich als Commentar mehrerer Stellen, und überhaupt als schickliche Vorbereitung auf die Lectüre der Fabeln betrachtet werden kann.

Ueber einzelne Stellen werde sich wohl noch, von Seiten der Kritik so wohl als der Erklärung, mit dem

dem Herausgeber rechen. Zuweilen ist die gegebene Erklärung nicht bestimmt genug. So II, 3. 2. *est ardentior quaedam Romae natio, trepide concursans.* Hr. L. fügt zu: *trepide: nescientes quid agant.* Richtiger wäre gewesen: *sesternantes*; wie auch *Servius ad Virgil. Aen. VIII, 4. tropido tumultu* erklärt. — Zuweilen fehlt ein grammatischer oder kritischer Wink, wo er nöthig war. Bey *mares — aegre recepti* (IV, 5, 3.) hatte die *significatio media* (für *aegre se recipientes*) nicht unbeachtet bleiben sollen. III, 6. 6. wird *lentum flagello*, das die Ausleger gewöhnlich durch *flexibile, infragile, factoque* ex *loris* erklären, richtiger und dem Zusammenhang gemäßer für *langsam* genommen: „der, welcher mich lenkt, befiehlt mir jetzt langsam zu gehen; allein gleich darauf verdiente wohl bemerkt zu werden, daß *fragandum est*, welches Hr. L. auf die gewöhnliche Weise zu erklären sucht, zuerst von *Salmasius* (*Exercit. Plin. p. 40.*) eingeführt worden. *Bentley* behielt die *Vulgata: trivandum est*, bey; und am richtigsten vielleicht hat neuerlich *Waksfield* (*ad Lucret. l. 411.*) den Vers hergestellt: *Namque, ubi pigrandum est, et ubi currendum, scio.* *Pigro, óvris, veron es.* *Philox. glossar.* Ueberhaupt geht Hr. L. nicht selten in Vertheidigung der gewöhnlichen Lesart zu weit. Die schwierigste Stelle im ganzen Phädrus ist unstreitig I, 16, 1. *fraudator nomen quom locat sponso improbo, non rem expedit, sed male videre, expetit.* Hr. L. bemüht sich, ohne alle Aenderung, folgenden Sinn zu entwickeln: „Wenn ein Betrüger borgen will, und einen andern „als Bürgen stellt, so will er nicht das Geschäft zu „Stande bringen (non rem expedit expetit) sondern „legt es recht darauf an (expetit), es schnell zu beforschen (male expedit).“ Allein heißt *expetit* in dieser Verbindung: er legt es recht darauf an? Und wo bleibt *videre*? Die gleich darauf aus *Cic. ad famili.* VII, 3. angeführte Stelle, wo *negotia videre* vorkommt, paßt nicht hieher, und am unwahrscheinlichsten ist, daß, wie Hr. L. meynet, folgender Rath in der Fabel liege: „Wer keinen fönderlichen Credit hat (fraudator??) und borgen will, der hüte sich, einen anerkannten Betrüger oder sehr verdächtigen Mann als Bürgen einzubringen; sonst hat er sich Schicksal.“ u. s. w.

Jedoch diese Erinnerungen, deren wir mehrere beyfügen können, hindern uns nicht, die Ausgabe, ihrer Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit halber, zum Gebrauche der Schulen mit Ueberzeugung zu empfehlen.

ALTENBURG, B. Richter: *Libanii Sophistae Orationes et Declamationes.* Ad fidem codicum manuscriptorum recensit et perpetua annotatione illustravit Jo. Jacobus Reiske. Volumen quartum. 1797, LXXIV. und 1145 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Die ersten drey Bände dieser Ausgabe, welche das Andenken an Reiske's uner müßliche und ausopfernde Thätigkeit, so wie an die seltenen Kenntnisse sei-

ner berühmten Gattin, auf die spätere Nachwelt bringen wird, sind von einem andern Mitarbeiter an diesen Blättern (1795. Nr. 313 b.) beurtheilt, zugleich auch die Hülfsmittel, deren sich das gelehrte Paar dabey bedient, nach dem Gebrauche, den es davon gemacht, genau angegeben worden. Die Manier der Bearbeitung ist sich zwar im Ganzen gleich geblieben; aber die Genauigkeit scheint mit der fortwährenden Arbeit nicht gleichen Schritt gehalten zu haben. *Frid. Morell's* Vorreden und Anmerkungen über die in diesen Bände enthaltenen Schriften des Libanius machen den Anfang. Da Reiske die von Morell hier beygebrachten Lesarten und Verbesserungen in seinen Noten oft ganz übergangen hat; so war ein Abdruck derselben allerdings zweckmäßig und dankeswerth: nur hätte, da Reiske die Reden in einer ganz andern Ordnung herausgegeben, als sein Vorgänger sie auf einander hatte folgen lassen, für die Bequemlichkeit des Gebrauchs durch bestimmte Nachweisungen gesorgt werden sollen. Aber auch die sechs und vierzig Declamationen, welche dieser Band begreift, und worunter die letzten fünf vorher noch nicht gedruckt waren, sind hier nicht einmal numerirt; ja jene neu herausgegebenen Declamationen (die erste ausgenommen, welcher Varianten aus der Baierschen Handschrift beygefügt worden) erscheinen ohne alle Anmerkungen und Verbesserungen, wahrscheinlich Weise ganz so, wie sie aus den Handschriften (aus welchen, ist wieder nicht bemerkt) abgeschrieben worden waren. Sie sind nicht ohne Verdienst von Seiten des Ausdrucks; aber sie bedürfen noch durchaus der Hand des Verbesserers, und der Lese in der Kritik wird durch die Fehler, die sich ihnen überall entgegen drängen, von der angenehmen Lectüre bald zurück gedrückt werden. Es kann hier der Ort nicht seyn, durch Beispiele dies zu erweisen: wir begnügen uns, die Titel dieser fünf Declamationen unseren Lesern mitzutheilen: *παρὰ τὴν αὐτοῦ πατρὸς ἀποδείξας ἀρχολογία* (S. 771.) *Ἡ Φιλόνεικος* (S. 798.) (Vgl. Fabricii *Bibl. graeca* VII. p. 413. wo wenigstens das Ende der *προσῳδια* und der Anfang der Rede angedeutet worden, welches in der Reiskischen Ausgabe unbemerkt geblieben) *Δυσκολύτης* (S. 817.) *Φιλάργου ἐραδίας ἐπιχίρας* (S. 827.) *παρὶ βουλευτικῆς γρηγορίας ἀποδείξας* (S. 841.). Auf diese Reden folgen (von S. 853. an bis zum Schluß des Bandes) rhetorische Vorübungen (*προγυμνάσματα*), wieder nicht numerirt, und zum Theil ohne alle Anmerkungen und ohne Nachweisung der ersten Ausgaben abgedruckt. An eine scharfe Sichtung des Aechten und Unächten ist noch weniger zu denken: nur hie und da hat sich ein Wink dieser Art unter die Reiskischen Anmerkungen verloren; das Meiste aber bleibt künftigen Bearbeitern vorbehalten. Den Schluß macht (von S. 1239. an) ein *Conspicius Orationum, Declamationum et προγυμνασμάτων*, der sich über alle vier Bände erstreckt.

Man würde ungerecht seyn, wenn man Reiske das Verdienst absprechen wollte, den Libanius durch

diese Ausgabe aus der Vergessenheit gezogen, und lesbarer gemacht zu haben. Indess bleibt in unmittelbarer Hinsicht auf dieselbe noch manches zu wünschen übrig, sowohl was Vollständigkeit, als was den leichtern Gebrauch betrifft. Jene wurde erlangt werden, wenn sich der jetzige Besitzer der Verlagshandlung entschloße, die in den *Anecdotis literariis*, *emphits Codd. erutis* (Vol. I. und II.) bekannt gemachten Fragmente, so wie die von *Villoison* (*Anecd. gratæ*, II. p. 11.) von *Morrelli* (*Declamat. pro Socrate*, Venet. 1785. 8.), und neuerlich von *Siebenkees* (*Anecd. gratæ*, I. p. 75.) zuerst editirten Reden des Libanius in einem künftigen Bande beizufügen. Den Gebrauch der Ausgabe aber würde untreulich das sehr erleichtern, wenn mehrere mit Sorgfalt versorgte Indices, über den Inhalt der Schriften, über die Gracität des Libanius, über die Reisküchen und Morrellischen Anmerkungen, und endlich eine vergleichende Tabelle der Seitenzahlen dieser beiden Ausgaben (so, wie sie Schweighäuser zum Appian geliefert hat) durch Beforgung eines fleißigen Gelehrten hinzukämen.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göhards W.: *J. B. Depisch* Homilien zur Erklärung des Wortverstandes

des der gewöhnlichen Sonn- und Festtagserangelien im ganzen Jahre. 3te von neuen übersehene und verbess. Ausgabe. 1 B. 1798. 430 S. 2 B. 446 S. 3 B. 376 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 57.)

NÜRDLINGEN, b. Beck: *Kurzer Begriff aller Künste, Handwerker und Geschäfte des gemeinen Lebens*, ein Lesebuch für junge Leute, von J. G. Beck. 3te ganz umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. 1799. XVI. und 263 S. 8.

FRANKFURT AM MAIN, b. Guilhaumann: *Ueber verschiedene Erfindungen die Gebäude auf eine sehr einfache und wohlfeile Weise gegen Feuersbrünste zu sichern*. Aus dem Französischen des Abbe Mann. Mit 1 Kupfer. 2te Auflage. 1799. 102 S. 8. (3 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 330.)

ERLANGEN, b. Palm: *Erbauliche Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu*, von D. G. F. Seiler. 1799. 165 S. 4. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1785. Nr. 292.)

SAIZBURG, b. Duyle: *Der kleine Schreibschüler*. Ein Geschenk für Kinder, welche nicht bloß schon, sondern auch richtig zu schreiben wünschen. 2ter Th. Neueste Auflage. 1799. 128 S. 8. (6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 173.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARENENGEWIRTHEIT. *Jew*, in 8. akad. Buchhandl.: *Forschung über das toxiodeschone, korrumpire Gifte oder Giftgemisch, nebst Krankheitsgeboten, welche die Wirksamkeit des Mittels in parasitischen Krankheiten beweisen*, von John Wilson, Med. Doct. Aus dem Englischen überetzt von B. Ludwig Friedrich Forster. 1799. 71 S. 8. (6 gr.) Rec. hat sich oft gewundert, daß, seit Boerhaave den merkwürdigen Fall von einem Menschen bekannt machte, der sich im Garten zu Leiden des Winters mit einem Blatte von dem Giftmisch abwasche, und darauf von einem tödlichen Brande an diesem Theil befallen wurde, so wenig Aerzte über die Natur und Wirkung des in diesem Sauche liegenden Giftes Versuche angestellt haben, und daß bisher kein Arzt Unerfahrungen über die Heilkräfte, die dieses Gift etwa haben möchte, ange stellt hat. Der Vf. dieses Versuches gehört daher unter diejenigen Aerzte, die die medicinische Materie an diesem Gifte mit einem neuen, und wie es scheint, kräftigen Mittel bereichert haben: nur zu bedauern ist es, daß die Fälle nicht genau genug pathologisch bestimmt hat, wo das Mittel ein Nutzen angewendet wird, und daß er in dieser Hinsicht in den Fehler fast aller Aerzte gefallen ist, die Beobachtungen über die Wirkungen einzelner Mittel aufgeschrieben haben. Denn es ist, um mit möglicher Sicherheit ein Mittel einzusetzen, dessen Wirkungsart und Heilkräfte noch nicht genug bestimmt sind, nicht hinreichend zu wissen, daß es z. B. bey der Lähmung wirksam ist: man muß auch die Verhältnisse auf das genaueste kennen, unter denen es bey dieser Krankheit nützlich ist, und diese sind in den 18 Beobachtungen, die der Vf. über die Wirksamkeit seines Mittels bekannt

macht, nicht scharf genug bezeichnet. Nach dem Vf. scheint das Mittel als reizend zu wirken, doch mit besonderer Determination des Reizes nach den leidenden Theilen. Es ent steht auf seinen Gebrauch die Empfindung von sanfter Wärme, die durch das gelähmte Glied zieht: bey zu starken Gaben entstehen heftige krampfartige Schmerzen in den gelähmten Theilen, mit krampfhaften Verdrehungen derselben. Schließ lich, wo die Seelenkräfte bey Lähmungen beträchtlich gesunken sind, erhebt es diese machig. Auf den Magen scheinen auch große Gaben davon weniger heilig zu wirken. Der Vf. wendete das Mittel in Pulver, mit erregenden Mitteln, z. B. mit Bereitungen aus Pomeranzen, verbunden, in einer Gabe von einen halben Gran bis auf 25, ja sogar bis auf 30 Grane, in oftmals wiederholter Gabe, mit welcher er immer mit angestrichlicher Vorlicht liegt, bey Lähmungen an, die in sehr geschwächten Körpern entstanden und mit allen Zufällen von Schwäche verbunden waren, und auch bey verminderter Thätigkeit einzelner innerer Organe, z. B. bey einer harnackigen Dyspepsie, leistete es die erspriesslichsten Dienste. Sehr merkwürdig ist die Beobachtung S. 49, wo der Vf. dieses Mittel bey einem sehr heftigen, wie es scheint, atonisch-acridischen Gesichtschmerz mit Vortheil gegeben hat: aber auch diese Beobachtung läßt noch den Zweifel übrig, ob nicht die Fiebererde in Verbindung mit dem süchtigen Laugefusse das meiste zur Heilung beygetragen habe. Die Dosissetzung ist, so viel Rec. *q*, ohne das Original bey der Hand zu haben urtheilen kann, gut geraten. S. 5. Ist Mäsgold aus Mäsgold vielleicht ein Druckfehler.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. November 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Stockdale: *Travels through the States of Northamerica and the Provinces of Upper and Lower Canada during the Years 1795—1797.* by Isaac Weld. 1799. 464 S. 4. mit sechzehn Karten und Kupferplatten.

Der Vt., ein junger Irländer, bereisete in den angeführten Jahren die mittlern nordamerikanischen Freystaaten und das brittische Canada, um mit eigenen Augen die gerühmte glückliche Lage der Einwohner, den steigenden Flor des Landes und die vermeynten Unterschiede der brittischen und nordamerikanischen Regierungsformen zu beobachten. Er kannte zwar diese Länder schon aus frühern Beschreibungen, aber so ganz vorbereitet scheint er doch nicht zu dieser Reise gewesen zu seyn, indem ihm vieles als neu und wichtig auffällt, was aus andern Nachrichten bekannt genug war, oder er oft bey unbedeutenden Gegenständen, elenden Wirthshäusern, abschrecklichen Wegen, der unerträglichen Neugierde der Einwohner zu lange verweilt, und darüber andere von mehrerer Bedeutung aus der Acht laßt. Die nördlichen und südlichen Freystaaten besuchte Hr. W. nicht, und von den mittlern blieb er am längsten in Virginien, Pensilvanien und Neuyork. Hier besuchte er die innersten Cantone, die sonst außerhalb der Straße der meisten Reisenden liegen. Canada aber erregte vorzüglich seine Aufmerksamkeit, hier hielt er sich einige Zeit in allen brittischen Posten und Niederlassungen auf, welche längst den großen Seen liegen, auch in Quebec und Montreal, und hatte hier Gelegenheit, so mancherley nützliche Nachrichten über beide Gouvernements einzuziehen, so dafs seine Beschreibung von Ober- und Nieder-Canada fast die Hälfte des ganzen Werks betragt. Uebertriebener Bewunderer der amerikanischen Verfassung und anderer Einrichtungen ist der Vt. nicht, er rügt freymüthig, wenn er hier oder dort nicht die gerühmten Vorzüge findet, hält aber auch seinen Beyfall nicht zurück, wenn sich dazu Gelegenheit darbietet. So selten auch Hr. W. seinen Gegenstand erschöpft, oder etwas weiter als allgemeine Reisebeobachtungen liefert; so lassen sich seine Beobachtungen doch angenehm genug lesen, wenn sie gleich nicht allemal bey seinen Lesern den beschriebenen Eindruck machen sollten, weil sie eben dieselben oder ähnliche Beschreibungen schon aus andern Reisebeschreibungen kennen.

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

Hr. W. landete in Philadelphia, und er fand die Einwohner weder gastfrey noch artig gegen Fremde. Seit 1793 darf kein Schiffer fremde Passagiere in die Stadt bringen, bevor von einem vereideten Arzte ihr Gesundheitszustand aufs genaueste untersucht worden. Im Schauspielhause wird von den Zuschauern während der Vorstellungen Toback geraucht, auch zwischen den Acten im Parter Wein und Bier herumgegeben. Baltimore hat 16000 Einwohner, ist aber nicht gepflastert, daher Fußgänger bey regnetem Wetter nur mit großer Beschwerde fortkommen. In dieser Stadt sind drey Banken, die Zettel vom Werth eines Thalers im Umlauf bringen. Die Bundesstadt Washington worin der Congress im Jahre 1800 seinen Sitz zu nehmen gedenkt, ist noch von ihrer Vollendung weit entfernt. Das Capitol, welches eine Million Pfister kosten wird, war 1796 erst angefangen, auch die Wohnung des Präsidenten noch lange nicht ausgebaut. In vielen Straßen stehen, der vorgeschriebenen Ordnung zuwider, hölzerne Häuser, die Bäume sind noch lange nicht ausgehauen, so dafs man durch einen ordentlichen Wald gehen muß, wenn man von einer Gegend in die andere will. Aus Mangel an Gelde mußte man in dem angeführten Jahre mit dem Bau einhalten, und mit großer Mühe konnten die Baucommissarien unter Garantie des Congresses 300,000 Pfister zusammenbringen, um nur mit den öffentlichen Gebäuden fortfahren zu können. Doch zählt man jetzt schon 5000 Einwohner in der Stadt. In Pensilvanien hat die Volksversammlung ihren Sitz von Philadelphia nach Lancaster verlegt, weil diese Stadt mehr in der Mitte des Landes liegt. Aus gleichen Grunde hatten die Stände von Neuyork ihre Versammlungen in Albany. Den deutschen Landleuten ertheilt der Vt., wie schon andere vor ihm gethan haben, das gebührende Lob. Sie bauen gewöhnlich einen guten Boden, bleiben immer beyfammen, und beschäftigen sich weniger mit der Politik, als die andern Amerikaner. In Virginien gedeiht die Baumwollpflanze, und die Einwohner lassen durch ihre Sklaven Nankins und andere Zeuge weben, selbst grobe Tücher werden von den Negern dort verfertigt. Sie vermehren sich außerordentlich, so dafs oft die Gutsbesitzer nicht wissen, was sie mit ihnen anfangen sollen. Der Toback leidet im Wachsen sehr von einer Art schwarzer Käfer, die daher mit großer Sorgfalt von den Blättern abgesehen werden müssen. In dem Collegium zu Williamsburg befanden sich nur dreyszig Studenten, die zum Theil baarfus einher gingen. Die alten Sprachen werden dort nicht weiter gelehrt.

Q q

Schwer-

Schwerlich ist ein solches Gesetz vorhanden, als hier unter den virginischen angeführt wird, nach welchem ein Landbesitzer Schuldner wegen nicht belangt werden kann, oder Schulden nicht auf liegenden Gründen haften. Die Kirchen auf dem platten Lande in Virginien werden schlecht unterhalten. Viele haben weder Fenster noch Thüren, und selbst in den Städten wird nur alle vierzehn Tage oder drey Wochen Gottesdienst gehalten. Der Haug zum Spiel ist unter den Einwohnern desto allgemeiner. Auch das elendeste Wirthshaus ist mit einem Billard oder Farpisch versehen, und sie sind beynahe immer mit verschiedenen Spielpartien angefüllt. Der gemeine Mann liebt Balgen und Klopffechten, auch ist das Augenausflechen (*gouging*) sehr gewöhnlich. In Georgien und Carolina ist die grausame Sitte, des Gegners Auge mit den Fingern auszubohren, noch allgemeiner, hier sieht man oft den dritten oder vierten Mann, der auf diese Art ein Auge verloren hat.

Auch die berühmte Felsenbrücke in der virginischen Grafschaft Rockbridge, zehn englische Meilen vom Flusse Fluvanna, besuchte der Vfr. Er hat sie auch ausführlich beschrieben und durch ein Kupfer erläutert. Von hier ging er wieder nach Philadelphia zurück, um durch den Staat von Newyork nach Canada zu gelangen. Von der Stadt Newyork fuhr er auf dem Hudsonsfluß bis Albany. Die Fahrt ging so schnell von statten, daß er nicht einmal die neuerbaute, durch mancherley Gewerbe blühende, Stadt Hudson bemerkte. Die Festungen zwischen Albany und Canada sind jetzt sämmtlich verfallen, und die benachbarten Landleute brechen die Steine aus, um ihre Wohnungen aufzuführen. Die Canadier fand Hr. W. im ganzen höflicher, billiger und zutraulicher, als die einzeln zerstreuten Einwohner oder Gastwirthe im Innern der nordamerikanischen Freystaaten. Auf dem See Champlain halten die Engländer ein armirtes Fahrzeug von zwanzig Kanonen, bey dem sich alle Fremde melden müssen, die weiter reisen wollen. St. John ist der äußerste englische Posten gegen Newyork und Vermont. Der Platz besteht aus fünfzig elenden hölzernen Häusern, hat aber eine starke Garnison und ein gut versehenes Schiffswerk. Im Jahre 1788 wurden die nachliegenden Waldungen von Feuer verzehret, daher die Einwohner schon anfangen Holzmangel zu spüren. Nach Montreal segeln, trotz einer sehr gefährlichen Fahrt, Schiffe von vierhundert Tonnen den Lorenzfluß aufwärts. Aber sie ist so langweilig, daß man eher das atlantische Meer durchschiffen, als von Quebec nach Montreal fahren kann. Daher machen die Schiffe diese Reise nur einmal im Jahre. Montreal ist ein Ort von 1200 Häusern, die Zahl der Einwohner wird nicht angegeben. Sie leben aber vorzüglich von Pelzhandel nordwärts der großen Seen und im äußersten Westen von Canada. Hier gerathen ihre Handelsbedienten häufig in Stridigkeiten mit der Hudsonsbaygesellschaft, die sich den Alleinhandel in diesen Wästen anmaßt. Beide Theile haben sich aber jetzt verglichen, und

schlagen ihre Factoreyen in der Nachbarschaft der andern auf, um einander gemeinschaftlich gegen die Wilden zu beschützen. Die Kaufleute in Montreal oder die nordwestliche Gesellschaft beschäftigt jährlich 2000 Personen, von denen viele vier bis fünf Jahre unter den Wilden leben, und sich mit den Töchtern des Landes verheirathen, um den Schutz des ganzen Stammes zu genießen. In Montreal erfuhr Hr. W. auch einiges von den Reisen eines gewissen Mackenzie in die unbekannten nordwestlichen Länder. Seine Reise vom Jahre 1789 auf dem Mackenziesfluß nach der Wallishinzel im nördlichen Eismeer ist bekannt, und man findet seine Marschroute auf mehreren Karten von Nordamerika. Aber eine andere Reise, welche er um 1794 unternommen haben soll, ist bisher unbekannt geblieben. Er reiste von den äußersten canadischen Handelsposten immer gegen Westen, erreichte endlich mit Hülfe einiger Wilden die Gebirge, auf denen die Flüsse entspringen, die westwärts sich in das Rille Meer ergießen, und überstieg dieselbe. Nach vielen Mühseligkeiten gelangte er an die nordwestliche Küste von Amerika, in der Nachbarschaft von Nutka, sandte bey den Einwohnern verschiedene englische Artikel, und erfuhr, daß seit sechs Wochen ein britisches Schiff diese Küsten verlassen habe. Da Hr. Mackenzie ein Tagebuch auf dieser Reise gehalten hat; so werden wir wohl nächsten mehr darüber erfahren.

In Canada ist der Schiffbau noch unbedeutend, ungeachtet des großen Ueberflusses an gutem Schiffeholz, weil Eisen, Hanf und Thauwerk von Europa eingeführt werden müssen. Bey Trois Rivières werden freylich Eisenwerke gefunden, aber, da das Erz immer ärmer wird, wird man die Arbeiten wohl aufgeben müssen. Die dortigen Anlagen sind auch nie von Bedeutung gewesen, und es wurden meistens nur eiserne Oefen gegossen. Quebec hat kaum 12000 Einwohner. Die Mönchsklöster lasten man nach und nach austerben, aber die weiblichen bleiben in ihrer alten Verfassung. Canada wird durch eine Linie 45° N. Br. in zwey Provinzen, Nieder- und Obercanada, getheilt. Beide haben ihre besondere Verfassung und ihren eigenen Gouverneur. Die Verfassung beider Provinzen hat Hr. W. nach der Parliamentsacte von 1791 hinlänglich beschrieben. Dafs die Geschenke, welche die Krone jährlich den Wilden reichen läßt, 100.000 L. kosten sollten, scheint uns übertrieben. Vom Zuckerahorn benutzte man vorzüglich zwey Gattungen. Der Berg- oder gekrümelte Ahorn (*curled Maple*) liefert von drey Gallons Saft ein Pfund Zucker, da hingegen man vom Sumpfhorn (*Swamp Maple*) nur ein Pfund Zucker von 6—7 Gallons Saft erhält. Ein Ahornbaum von 20 Zoll im Durchmesser hat oft in Canada dreyßig Jahre lang fünf Pfunde Zucker jährlich geliefert. Die Bäume geben nach sechs oder sieben Jahren mehr Saft, als im ersten Jahre, wenn sie angezapft werden. Nur ist dieser Saft weniger zuckerreich. Die Landleute bringen diesen selbstgewonnenen Zucker in dicken runden Kuchen

nach Quebec zu Markt. Auch hat man hier bereits glückliche Versuche gemacht ihn zu raffiniren. Aus dem Saft wird in Quebec Essig gewonnen, auch gutes Bier aus demselben gebrauet.

Canada würde bevölkerter seyn, wenn die britische Regierung die den neuen Kolonisten gratis verliehenen Länder erb- und eigenthümlich überliesse. Nach der gegenwärtigen Lage der Dinge werden fremde Einwanderer, vorzüglich Nordamerikaner, abgesehreckt sich anzubauen, die sich hier schon häufig nach Land umsehen. Die Wandertauben sind auch in Canada häufig, aber alle sieben oder acht Jahre lassen sie sich in so ungeheuren Schwärmen sehen, daß man davon diese Jahre Taubenjahre nennt. Auch Bären und Eichhörner wandern wie jene in großen Schaaßen von Norden nach Süden. Die erste Stadt, welche man in Obercanada zu Wasser von Montreal erreicht, ist Kingston am nordöstlichen Ufer des Sees Ontario. Dicht bey derselben liegt das ehemalige französische Fort Frontenac. Kingston hat einen guten Hafen, und der ganze Handel von Nieder- und Obercanada concentrirt sich in diesem Platz, der eine lebhafteste Schifffahrt auf dem Ontario treibt. Der Ontario enthält 2,390,000 englische Morgen, und hat Ueberfluß an Fischen von allen Sorten, selbst Seefische, die aus dem Lorenzfluß dahin gelangen. Niagara, in der Nachbarhaft des berühmten Wasserfalls, war bisher der Sitz der Regierung von Obercanada. Die Einwohner leben vom Handel mit den Wilden, vorzüglich dem Pelzhandel, sind aber im Sommer größtentheils mit Fiebern behaftet. Das ehemalige Fort Niagara ist jetzt den Amerikanern überlassen, die darin eine kleine Garnison halten. Ueberhaupt haben die Engländer den Nordamerikanern außer Niagara folgende Festungen zurückgegeben, die sie seit 1783 noch auf dem Gebiet der Freystaaten besetzt hielten. Oswago, im Gebiet von Newyork, Detroit an See Erie und Michilima Kinak. Detroit war von allen der wichtigste Posten, wo sich schon 1,200 Einwohner angebaut hatten, die jetzt größtentheils ins englische Gebiet gezogen sind. Sie trieben mit zwölf Schiffen einen ansehnlichen Handel auf den westlichen Seen. Der Vf. zeigt bey dieser Nachricht mit Gründen, daß die Freystaaten durch die Erlangung dieser Posten den Pelzhandel mit den Wilden nicht erlangen werden; so lauge die Engländer Meister des nördlichen Landes sind, und den Wilden europäische Waaren viel wohlfeiler liefern können.

Den berühmten Niagaraßall beobachtete der Vf. zu verschiedenen Zeiten, aus mehreren Ansichten, und hat ihn daher recht malerisch beschrieben. Ausser einer Karte von dem Niagaraßtrum hat er den Fall, oder die drey verschiedenen Fälle des Flusses auf drey Kupfertafeln abbilden lassen. Nur Schade, daß der kleine Raum derselben das majestätische Naturschauspiel zu schwach darstellt. Der größte oder sogenannte Hufeisenfall ist 600 Yards breit, und das Wasser fällt 142 Fufs in die Tiefe herunter, der

zweyte ist nur fünf Yards breit, und der dritte nur 350. Aber die Höhe dieser beiden Fälle beträgt 163 Fufs. Der britische Ingenieursofficier, der den Vf. heraufholte, berechnete, daß jede Minute von diesen Hohen 670,235 Tonnen Wasser herabstürzen. — Von hier ging die Reise weiter auf dem See Erie nach Detroit. Auch diesen Posten hatten die Engländer damals verlassen, aber über eine Insel, die in dem Fahrwasser vom Erie in den Huronsee liegt, und welche die Engländer besetzen wollten, war Streit entstanden. Ungeachtet sie nach den klaren Buchstaben des Pariser Friedens den Briten gehörte; so wohnten diese, bis der Fall entschieden war, in einem großen Blockhause. Der Vf. war in Detroit bey der Antheilung der Geschenke zugegen, welche die Engländer unter verschiedene Stämme der Wilden austheilten. Dies giebt ihm Gelegenheit, das verschiedene Verhalten der Engländer und der verbündeten Staaten gegen die Eingebornen zu beurtheilen. Aber darin that er letzten Unrecht, wenn er behauptet, die Freystaaten suchten die Wilden nicht durch Geschenke zu gewinnen. Im letzten Frieden erhielten sie auf einmal für 10,000 Dollars Geschenke, und außer was einzelne Staaten unter ihre Nachbarn theilten, zahlte ihnen der Congress jährlich in mancherley Artikeln 9700 Dollars. Den Sitten und Gebräuchen der Wilden widmet er einen ganzen Abschnitt, oder den ganzen 33. Brief, denn seine Reisebemerkungen sind in acht und dreyßig Briefen gesammelt. Er hat darin ihre Kleidung, Wohnplätze, Geräthschaften, Waffen und andere Eigenthümlichkeiten beschrieben, die aber größtentheils aus frühern Beobachtungen bekannt sind, oder die Nachrichten anderer nur stellenweise erläutern. In großen Städten setzt manche Wilden nichts so sehr in Erlaunen als die Läden der Restaurateurs oder Speisehäuser, weil man dort immer Speisen findet, ohne lange jagen und fischen zu dürfen. Wästen sie aber, daß nichts ohne Bezahlung verabfolgt wird; so würde ihre Verwunderung bald aufhören. Vom See Erie trat der Vf. die Rückreise an, und wanderte in Gesellschaft einiger Wilden südwärts des Sees Ontario bis zum Generalsdistricte im Lande Newyork, der seiner Fruchtbarkeit wegen vor einigen Jahren in Deutschland so berühmt war, aber wegen des ungesunden Clima eben so benüchtigt ist. Hierauf wandte er sich durch den nördlichen noch wenig angebauten Theil von Pensilvanien nach Philadelphia, und von hier nach Newyork, wo sich der Vf. wieder nach England einschiffte. Da er bald zu Fufs und bald zu Wasser reisen mußte, und auf dem ganzen Wege keinen beträchtlichen Ort berührte, als Bethlehem, Philadelphia und Newyork, die von ihm schon vorher beschrieben waren; so fehlte es ihm an Zeit und Gelegenheit, Bemerkungen zu machen. Er hat daher von dieser letzten Reise nur die einförmigen Begebenheiten eines jeden Tages, einzelne Reisanfälle, und die elende Beschaffenheit der Wirthshäuser im Innern des Landes verzeichnet. Wir haben bereits einige Kupfer angeführt, welche dieser Reise zur Erläuterung dienen.

Von den übrigen vertheuern verschiedene das Werk auf eine unnöthige Art, wie die Abbildung eines amerikanischen Postwagens und einer canadischen Cariole. Andere sind bloße Nachstiche, wie Mount Vernon, der Wasserfall Cahoz, im Mohawkfluß, der Grundriß von der Stadt Washington und die Ansicht von Bethlehem. Die beygefügte Karten verdienen noch weniger Erwähnung. Die allgemeinen Karte enthält oft nicht die Hauptörter, welche auf der Route des Vfs. liegen, auch fehlt der ganze Staat Tenessee darauf. Die Karte von Canada ist gerade von der Art, wie man sie in den gewöhnlichen Gazetteers findet. Die Karte von den Wasserfällen Niagara verdient allein Erwähnung.

11. Abschn. Reisen nach den westafrikanischen Küsten. Eine brauchbare Karte vom Cafferlande beyh XIX. B. desgleichen von dem rothen Meere, auf welcher die Fahrt des Irwin von Yamba nach Cosire in einem offenen Boot bemerkt ist, erhöht die Nützlichkeit dieses Werks. Rec. glaubt zu bemerken, daß Druck und Papier — wenigstens nicht schöner werden.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: Züge zu einem Gemälde des russischen Reichs unter der Regierung der Kaiserin Catharina II. In vertrauten Bänden. 1799. 294 S. 8.

Die erste Sammlung ist zu ihrer Zeit in unsern Blättern Jahrg. 1798. Nr. 396. angezeigt worden, auch andere Recensenten haben, wie der uns unbekannte Vf. in der Vorrede versichert, diese Züge mit Beyfall aufgenommen. Wir können ihnen auch den unserigen nicht versagen, obgleich der Vf. mehr darin Liehland und vorzüglich Riga schildert, und das übrige Rußland nur gelegentlich herbegezogen wird. Mißbrauch genug sind hier aufgeführt und freymüthig ohne Spott oder bitteren Tadel dargelegt worden. Die hier abgedruckten fünf Briefe verbreiten sich über die russischen Volksschulen, und die Gefahr, daß sie wegen Mangel an tüchtigen Lehrern eingelesen werden. Sehr ausführlich wird bey dieser Gelegenheit der Streit zwischen der Regierung und dem Magistrat von Riga über die dortigen Stadtschulen vorgelegt. Ferner über das Kadettencorps in Petersburg, die Universität Moskau und das dortige Waisenhaus. Der Zustand der Leibeigenen, in welchen die Vorzüge der russischen vor den lettischen und lielandischen Bauern, sind hier sehr deutlich entwickelt, auch die ungünstige Darstellung des russischen Nationalcharakters gründlich widerlegt. Der dreyzehnte oder der letzte Brief untersucht die Hindernisse der allgemeinen Cultur im russischen Reiche. Natürlich mußte der Vf. hier auch die strenge Censur berühren. Uns ist dabey am meisten aufgefallen, daß die Censoren ein ganz rein geschriebenes Manuscript ohne die mindelle Correctur verlangen. In dem Anhang wird Hn. Merkel's Anklage des alten rigischen Magistrats gerügt, nachdem schon vorher einzelne Stellen seines Buchs über die Letten ausgehoben und beurtheilt worden.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Brönnert: *Lehrreiche und angenehme Uebungen des lateinischen Stils für untere und mittlere Classen.* von J. G. Rösching. Fünfte verbesserte Auflage. 1799. 376 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 117.)

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welche seit dem XII. Jahrhundert zu Wasser und zu Lande unternommen worden sind,* von Theoph. Friedr. Elermann. XV. B. 1796. 364 S. XVI. B. 1796. 394 S. XVII. B. 1797. 310 S. XVIII. B. 1797. 304 S. XIX. B. 1798. 406 S. XX. B. 1798. 429 S. XXI. B. 1798. 220 S. XXII. B. 1799. 309 S. 8. (7 Rthlr. 12 gr.)

Unsere Leser sind durch die Anzeige der vorhergehenden Theile mit dem kritischen Fleiße und der seltenen Gabe des Vfs. das Nützliche mit dem Angenehmen zu paaren, bereits bekannt, daß es ihnen an der Anzeige des Inhalts der vorliegenden Theile, und der Versicherung, daß der unverdrossene Vf. sich auch hier gleich bleib, genügen kann. Der XV. Band begreift noch aus dem 5. Abschnitte die Reisen in und durch das Cafferland. Ausgezogen sind hier: Hop's Tagebuch in das Nomadenland, Thunberg's Reisen durch das Cap und Hottentottenland, Mission's drey Reisen und Sparrmann's Reise durch das Hottentottenland. XVI. B. enthält Patterson's Reisen und Le Vaillant's erste Reise, Beschreibung des Hottentottenlandes. XVII. B. Fortsetzung dieser Beschreibung und Le Vaillant's zweyte Reise als Anhang. XVIII. B. Reisen in das östliche Cafferland A) im englischen Verstande, B) di Lagoa Küste. Als Nachtrag wird die Reise und Abenteuer einer holländischen Frieslandschiff 1686 ausgezogen, und Zufätze zur Beschreibung des Hottentottenlandes und seiner Einwohner aus Le Vaillant's zweyter Reise geliefert. Der XIX. B. schließt die Reisen durch das östliche Cafferland mit der Küste Sofala oder Sena. Der 6. Abschn. enthält die Reisen nach der Ostküste von Afrika, und der 7te die Reisen nach Habelsimien, von denen Lobo und Bruce in Auszug gebracht werden. Mit dem XX. B. fängt der 9. Abschn. an, welcher die Reisen nach und durch Aegypten enthält. XXI. B. 10. Abschn. Reisen durch die Barbarey. XXII. B.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 4. November 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. R. Faulder: *A Journey from Bengal to England through the northern Part of India, Kashmir, Afghanistan, and Persia, and into Russia by the Caspian Sea, by George Forster.* 1798. Vol. I. 315 S. Vol. II. 297 S. 4.

Diese merkwürdige Reise erschien schon 1790 in Calcutta, und war aus Ursachen, die wir nicht erklären können, so selten, daß sie selbst in England nicht für Geld zu haben war, und Ausländer sie nur aus dem kurzen Abriss kannten, den Hr. Major Rennel davon in seinem *Memoir of a Map of Hindostan* gegeben hatte. Eben dieser Seltenheit wegen hat der Buchhändler Faulder sie nachdrucken lassen, doch ohne in den Vorreden oder in einer Anmerkung die mindesten Nachrichten von ihrem Vf. zu geben, den englische Journalisten zuweilen mit unserm verewigten Weltumsegler gleiches Namens verwechseln, der aber nach vollendeter Reise abermals nach Indien schiffte, und dort vor einigen Jahren am Hofe des Subah von Dekan, in Hyderabad gestorben ist. Hr. Forster verließ die Hauptstadt Bengalens den 23ten May 1782, gieng über Benares, Elhadabad, durch die Provinzen Auhd und Rossicum, und durch mehrere indische Staaten längs den nördlichen Gebirgsketten bis Kaschemir. Auf diesem Wege hat Hr. F. die indische Länderkunde mit mancherley trefflichen Erfahrungen bereichert, und die Sitten und Verfassung mehrerer großen und kleinen Staaten ans Licht gebracht, welche bisher von keinem aufmerksamen Reisenden besucht, von Beherrschern Hindostans selten oder nur auf kurze Zeit bezungen wurden, und welche jetzt durch die Streifereyen der Sieks, und die ewigen Fehden der kleinen Bergfürsten verheert werden. Da dieser Theil der Forsterischen Reise bereits von Herrn Meiners, Zürich 1796 verdeutscht, auch diese Uebersetzung bereits (Jahrg. 1797. Nr. 350.) angezeigt ist; so setzen wir dessen Inhalt bey unsern Lesern billig als bekannt voraus. Die fernere Reise gieng, weil der Vf. die Länder der Sieks nicht zu betreten wagte, von Kaschemir durch das Gebiet der Afgahnen, welches damals der in der indischen Geschichte bekannte Timur Shah beherrschte, das nördliche Persien, über das caspische Meer nach Astracan und von hier auf dem gewöhnlichen Wege nach Petersburg. Auf diesem Wege konnte der Vf. weniger Beobachtungen machen, weil er unter diesen rohen Völkerschaften sich leicht durch Fragen verrathen konnte, wegen seiner verneyneten Schätze vieler

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

Nachstellungen unterworfen war, in Persien, wo es wagte sich als Christ zu zeigen, viele Beleidigungen und Grobheiten erdulden mußte, und in Russland die Landessprache nicht verstand. Daher, weil der Vf. oft menschenleere Wüsten durchzog, oder die Caravanen des Nachts reiseten, erfahren wir von diesen Ländern nichts mehr, als die Namen der Ortschaften, welche Hr. F. berührte, die Verwüstungen, wodurch Fanatismus, Kriege und Empörungen, die blühendsten Länder zu Grunde gerichtet und entvölkert haben, oder kurze Nachrichten von den Gefahren seiner Reise oder einzelnen Gegenständen, die sich ihm überall gelegentlich darbieten mußten. Oft hätte er vielleicht sein Tagebuch mit nützlichen Bemerkungen bereichern können, wären ihm manche seiner Vorgänger bekannt gewesen, oder hätte er früher über die von ihm bereiseten Länder die Erfahrungen anderer gesammelt. So erfuhr er erst in Kaschemir, daß bereits Bernier dieses Paradies von Indien nach eigener Ansicht beschrieben habe.

In Kaschemir, welches über zweyhundert englische Meilen nordostwärts von Lahor liegt, reisen die Gewächse des südlichen Indiens nicht mehr, außer der Maulbeerbaum, dagegen sind Pfirschen, Apriosen, Aepfel, Birnen etc. in Ueberflus vorhanden. Aus diesem Lande darf Niemand ohne Pafs der Regierung verreisen, auch nicht ohne dergleichen dasselbe betreten. Hr. F. hatte Mähe genug einen solchen Reisepafs zu erlangen, und mußte zuletzt heimlich aus dem Lande schleichen. Die Hauptstadt sonst Scinaghur genannt, führt jetzt den Namen des Landes und liegt in einem Bezirk von drey englischen Meilen an beiden Seiten des Flusses Jehlen oder Hydaspes, der in den Gebirgen entspringt. Der treffliche kaiserliche Garten Shelninar, den Jehan-gis so sehr verschönerte, besteht, seit dem die Afgahnen Herrn des Landes sind, aus Ruinen. Das Thal Kaschemir von allen Seiten mit Bergen umgeben, hat eine elliptische Form, und dehnt sich von Südost nach Nordwesten auf neunzig englische Meilen aus. Die Breite ist meistens vierzig Meilen. Kaschemir producirt vielen Reis, trefflichen Safran, und gutes Eisen. Die berühmten Shauls werden hier in Menge und von vorzüglicher Güte verfertigt. Die Wolle kommt aus Tibet, und ist von dunkelgrauer Farbe. Man bleicht sie auf eine eigene Art mit Reismehl. Ein gewöhnlicher Schaul kostet auf dem Webersstuhl acht Rupien, da man sie aber mit bunten schon gebäutten Bordirungen verziert, so gilt ein solcher auf der Stelle wohl hundert Rupien. Unter der Herr-

Rr

schaft

schaft der indischen Kaiser zählte man in Kaschemir 40,000 Weberstühle für Schauls, jetzt sind kaum 16000 vorhanden. Die Sprache der Einwohner ist eine Tochter des Sanscrit, und hat Aehnlichkeit mit dem maratichischen Dialect. Kaiser Aurungzebe zog aus diesem Lande zur Zeit seines größten Floris nur viertelhalb Lack Rupien, jetzt da die meisten Erwerbsquellen verfiel, und die Einwohner durch Erpressungen ihrer Beherrscher verarmt sind, müssen sie jährlich zwanzig Lack bezahlen, ohne was der afghanische Stadthalter ihnen noch auflagt, von denen sie mit der größten Barbarey behandelt werden, wie der Vf. mit Beyspielen belegt. Die Soldaten hatten in zwey Jahren keinen Sold bekommen, und waren daher gezwungen vom Kern der Singerah, oder Wassernufs zu leben, welche elende Nahrung ein Monopol des Landesherrn ist, welches ihm ein Lack Rupien einbringt. An den Grenzen von Kaschemir hatte ein mohameranischer Pilgrim einen gefährlichen Pafs im Gebürge für Reisende gangbar gemacht, auch zu ihrer Aufnahme ein Haus erbaut, so wie der Hirtenknahe Heinrich 1385 den Weg über den Arlbeg im Vorderösterreichlichen für Reisende zuerit im Winter zugänglich machte. Der Weg durch Afganistan war wegen der herumstreifenden Banditen sehr gefährlich, doch wurden diese rohen Barbaren zuweilen durch das Vorwort eines einzigen angesehenen Mannes von Plündern abgehalten. Das Land der Afghanen ist wie das nördliche Hindostan in eine Menge kleiner Gebiete zerstückelt, deren Regenten zuweilen dem Oberhaupt, oder dem König der Abdallis Tribut zahlen; zu andern Zeiten aber die Unabhängigkeit zu erringen suchen. In der Nachbarschaft der Stadt Atlok, war der Indus eine Meile breit. Peshaur und Kabul waren die ersten Städte von Wichtigkeit, welche Hr. F. jenseit des Hindus berührte. Letzte ist die Residenz des Königs der Abdallis, und hier werden alle Religionen geduldet. Die Gegend umher leidet Mangel an Holz, so wie die ganze Landstrecke westwärts des Hindus. So wie der Vf. im ersten Theil gelegentlich kurze Uebersichten der Geschichte der Sciks, der Nabobs von Auhd und Bengalen einschaltete; so erteilt er bey seiner Durchreise durch das Land der Afghanen eine kurze Nachricht von diesem rohen Volke und ihren Beherrschern seit Shah Nadirs Tode. Sie sind aber wenig reichhaltig, als die historischen Excursus des ersten Theils.

In Kabul liefs sich Hr. F. verleiten sich für einen Christen auszugeben, da er bisher unter dem angenommenen Namen eines türkischen Kriegsmanns gereiset und meistens gut aufgenommen war, aber er hatte Gelegenheit genug seinen Entschluß zu bereuen, indem ihn die ungeschlachten Muselmänner in Afghanistan und Persien aus grösste und empfindlichste behandelten. Hinter Kabul ward der Weg dem Hn. F. auf Kamelen sehr unbequem, und ward von der Caravane immer nach Furlangs (Furlangen) berechnet, jede zu vier englischen Meilen. Ghizni, ehe-

dem die Hauptstadt eines mächtigen Reichs, liegt ganz in Ruinen. Kandahar ist eine große, volkreiche Stadt, die einen lebhaften Handel treibt. Hier wohnen viele indische Kaufleute, auch wird sie von Caravanen aus Bochara und Samarkand besucht, die dort Indigo eintauschen. Die Stadt liegt aber nicht, wie man gewöhnlich glaubt, in Gebirgen, sondern in einer ebenen Gegend. Von hier bis Herat ist das Land menschenleer und wüste, die meisten Dörfer waren der herumstreifenden Räuber wegen mit Mauern umgeben. In Herat wohnen viele Armenier. Diese, so wie die in Ostindien zerstreuten armenischen Kaufleute, stammen aus der Stadt Jolfa in der Nachbarschaft von Isphahan, wo Shah Abbas eine Kolonie dieser Nation gründete, um den Persischen Handel zu beleben. Von Herat zog der Vf. nach Beltrisch, einen Hafen am südlichen Ufer des Caspischen Meers. Die Reise dauerte vom 27ten Nov. bis zum 27ten Januar. In Herat fand der Vf. über hundert indische Kaufleute ineit aus der Provinz Multan, die eben so zusammen leben, als ihre Landsleute in Afracan. Man findet diese Indier auch in Calbin, Yezd, Muschid und andern persischen Städten, vorzüglich in denen am persischen Meerbusen, und am caspischen Meer. Sie lassen aber ihre Frauen zu Hause, um sie nicht der rohen Behandlung der Perser aussetzen. In dieser Stadt gab Hr. F. den unaufhörlichen Verfolgungen müde, sich wieder für einen reisenden Mohameraner aus. Denn in den nördlichen Persien, darf kein Christ, oder wie er dort genannt wird, kein Nazarener es wagen unter diesem Namen zu reisen.

Auf dem Wege zum caspischen Meere bemerkt des Vfs. Tagebuch nur die Namen der täglichen Ruheplätze, oder einiger längst zerstörten Ruinen, entweder weil bey dem ewigen Einerley der Gegenden nichts zu beobachten war, oder die Mühe sich Lebensmittel zu verschaffen, einen grossen Theil seiner Zeit wegnahm. Uns fand bey des Vfs. Beschreibung dieses langweiligen Landweges die Tagebücher der Gefandtschaften nach China, durch das russische Asien, und die trocknen Handelsreisen der Europäer im vorigen Jahrhundert durch Hindostan mehr als einmal eingefallen. Hr. F. machte die feine in einem an der Seite eines Kamels befestigten Korbe von Kalan an, und seine Nahrung bestand in Brod, Schakfäse und Wasser. Auf der andern Seite des Kamels hingen häufig mohameranische Zeloten, Weiber mit ihren Kindern oder allerley Handelsartikel.

Nach seiner Ankunft in Balfrosch erfuhr unser Reisende, dafs drey russische Schiffe bey Muschid Sir, einem Dorfe zwey Meilen vom caspischen Meere, und zehn Meilen von Balfrosch entfernt segelfertig lagen. Er gab sich bald den Eigenthümern derselben zu erkennen, und da die Schiffe von hier nach Baku bestimmt waren; so begab er sich endlich dorthin. Die Provinz Masanderan, wovon Balfrosch die Hauptstadt ist, gewinnt sehr vielen Zucker, aber die Einwohner wissen ihn nicht zu raffiniren. Vor einiger Zeit hatte ein Kaufmann aus Afracan dort derglei-

gleichen versucht, welches ihm aber nicht geglückt war. Bey Baku beobachtete der Vf. die Naphtquellen, nebst den indischen Pilgrimen, welche dort das heilige Feuer unterhalten, aber andere haben diese Naturnaerkwürdigkeiten längst ausführlicher dargestellt. Er beschreibt ferner die Provinz Shirwan, und schaltet eine kurze Geschichte der Unruhen und Verwirrung in Persien ein, von Nadirs Regierung bis zu unsern Zeiten, auch wird Bruce's Beschreibung des caspischen Meeres hier wiederholt. In Astracan verweilte der Vf. einige Wochen, und da er hier Landesteute fand; so erfuhr er hier manches über den Handel und die Einwohner dieses berühmten Handelsplatzes, das aber unter uns bekannt genug ist, und mit den Nachrichten, welche uns Hr. Pallas in seiner neuesten Reise über Astracan gegeben hat, keine Vergleichung aushält. Von hier nahm der Vf. den gewöhnlichen Weg nach Petersburg. Da er aber sehr schnell reisete, und der Landessprache ganz unkundig war; so konnte er unterwegs nichts weiter, als die Namen der Stationen, ihre Entfernung von einander, oder gewöhnliche Reisevorfälle bemerken.

GOSLAR, b. Kircher: Topographisch-statistische Beschreibung der Kaiserlichen freyen Reichs-Stadt Goslar; zur Belehrung und Unterhaltung für Leser aus allen Ständen, von Sebastian Georg Friedrich Mund; Pastor primar. an der Haupt- und Marktkirche und Consistorialis zu Goslar u. f. w. Erstes Heft. (1799.) 114 S. 8. (6gr.)

Die, selbst nach dem Verluste ihrer ehemaligen Bedeutung in gewisser Rücksicht noch merkwürdige, Reichsstadt Goslar verdiente eine gute, lesbare Beschreibung. Von Hn. M. darf man sie erwarten, wenn er nicht bloß so fortfährt, wie er im gegenwärtigen Hefte angefangen hat, sondern zugleich die kritische Feile etwas mehr schärft. Archivische oder andere handschriftliche Nachrichten von Belange standen ihm, wie es scheint, nicht zu Gebote. Geismar's geschriebene Chronik ausgenommen, die er aus Gründen, deren Ausführung er, des Raums zu schonen, unterließ, für sehr glaubwürdig halt. Die gedruckten Quellen und Hülfsmittel hat er fleißig und meistens nicht ohne Prüfung benutzt. Das vor uns liegende Heft besteht aus zwey Abtheilungen. Die erste derselben ist überschrieben: *Zustand des liefsigen Landes vor der Erbauung der Stadt Goslar*, und enthält sechs Kapitel, in welchen der Zustand der Gegend um Goslar in den entferntesten und weniger fernern Zeiten, die Veranlassung zum Erbauen der Stadt, das Verfahren bey der Anlage derselben, und ihr allmähliges Zunehmen dargestellt wird. Die Anschrift entspricht also dem Inhalte nicht, weil dieser mehr giebt als er, jener zufolge, geben mußte. Die andere Abtheilung führt den Titel: *Lage und Wachstum der Stadt*. Man könnte, da hievon vorher schon geredet ist, hier in Versuchung kommen, den Vf. eines *υπερτον πρίστων* zu zeihen, würde jedoch ihm

Unrecht thun. Er hat sich nur oneigentlich und wiederum zu kurz ausgedrückt. Der Titel sollte heißen: *Nähere Bestimmung der Lage, fernerer Wachstum, und zum Theil jetzige Beschaffenheit der Stadt*. Diese Materie ist in fünf Kapiteln vorgetragen, die folgende Rubriken haben: Erstes Kapitel: *Grund und Boden um die Stadt*; zweytes Kapitel: *Gegenwärtige Lage und Außenseite der Stadt*; drittes Kapitel: *Gegenwärtige innere Einrichtung der Stadt*; viertes Kapitel: *Von den Wassern der Stadt Goslar*; fünftes Kapitel: *Botanisches Klima der Stadt und ihrer nächsten Gegend*. Nicht das Bergwerk, wie einige meynen, sondern die verheerenden Einfälle der Hunnen gaben die erste Gelegenheit zum Entstehen der Stadt Goslar. Um Deutschland gegen dies nach damaliger Sitte raubgierige und graufame Volk zu sichern, ließ bekanntlich der König Heinrich der I. unterschiedliche Städte anlegen. Er wurde auch der Schöpfer Goslars, dessen Ursprung in die Jahre 923 und 924 zu setzen ist. Die Stadt wurde in der Nähe des in der mittlern Reichsgeschichte berühmten Schlosses *Werla*, *Werlaon*, *Werlaha*, erbauet, das zu so vielen gelehrten Discussionen Veranlassung gegeben hat, die endlich durch Hn. Blum's gründliche, unter dem Voritze des sel. Häberlin 1766 vertheidigte Disputation: *De vero situ veteris palatii — Werlae sive diplomatum et veterum scriptorum episcopatu Hilfeldensi asserto* ziemlich ausgeglichen und aufs Reine gebracht sind. Ihren, ein Hofsager an der Gose andeutenden Namen erhielt die Stadt nach dem unter ihr und durch sie fließenden, ihr sehr wohlthätigen Strome *Gosse*; doch wurde sie, wie der Vf. sagt, die nächsten 60 Jahre hindurch seit ihrem Entstehen auch manchmal *Werla* genennet. Das mag im gemeinen Leben und vielleicht von diesem oder jenen Schriftsteller gesehen seyn; in Urkunden sind unsers Wissens *Werla* und *Goslar* nie als Synonymen gebraucht, wie sie denn auch zwey unterschiedene Plätze waren. Bey dem Tode ihres Gründers befand die Stadt sich noch in der Kindheit, aber im J. 984 war sie schon so weit gediehen, daßs die Reichsfürsten in ihr eine Versammlung halten konnten, in welcher sie den König Otto III. zum Oberhaupte des Reichs bestätigten. — Was der Vf. S. 14. von den Oberkurnern sagt, hatte er zum Theil, fast mit denselben Worten, schon S. 11. angeführt. Von Karl dem Großen heist es: „Karl sahe es gar wohl ein, daßs die sanfte Lehre des Erlösers mit äußerlicher Gewalt sich nicht verträgt, und die Ueberzeugung von göttlichen Wahrheiten durch Drohungen und Zwangsmittel nicht erreicht werden kann“ u. f. w. Hinterher mag Karl das eingesehen haben, aber immer dachte er nicht so; eine Zeitlang mußte er es nicht nur für erlaubt, sondern auch für thunlich gehalten haben, das Christenthum durch Feuer und Schwerdt auszubreiten, sonst würde er dies Mittel nie ergriffen haben, wovey jedoch zu seiner Entschuldigung der Genius der damaligen Zeit mit in Rechnung zu bringen ist. Jene Aeußerung conträ-

stirt ja auch mit demjenigen, was der Vf. selbst kurz vorher gesagt hatte: „Daneben liefs er (Karl) die kriegsgefangenen Sachsen in dem Christenthum unterrichten, drang ihnen unter den härtesten Drohungen das christliche Glaubensbekenntnis auf, liefs sie taufen, und schenkte ihnen sodann die Freyheit, in der Hoffnung, das sie auf die Weise ihre Landsleute mit unserer heiligen Religion bekannt, und zur Anehnung derselben geneigt machen würden.“ Wie konnten diese einer Religion geneigt werden, die man ihren Brüdern unter den härtesten Drohungen aufgedrungen hatte? Einen schönen Beleg zu demjenigen, was der Vf. S. 21. 22. 23. von Karl's Einrichtungen auf seinen Kammergütern anmerkt, konnte ihm dieses Kaisers *Capitalare de Villis*, von Hn. Resz überfetzt und erläutert, geben. Dafs dem Heinzeus und dessen Gewährsmännern die Sage, bey Merseburg wären im J. 933 (934) sechs und dreyßig tausend Ungarn niedergegangen, treuerzich ohne den mindesten Zweifel dabey zu aufsern, nachgeschrieben ist, nimmt uns Wunder. Wer kann das glauben? — Wie und da hat der Vf. die Grundlosigkeit verschiedener Goslar betreffenden Nachrichten dargezogen. Man sehe z. B. S. 84—89. 103. 106. Wenn er aber es beynahe übel nimmt, das ein Reisender meynete, die Schieferdächer gäben ein finstres und melancholisches Ansehn,“ und dabey anführt, das andere „nicht begreifen, wie ein vor Alter schwarzlich gewordenes Ziegeldach mehr Heiterkeit einflößen könne, als ein bejahrtes graues Dach von Schiefer;“ so geht er in der Vorliebe für die ihm gewohnten Dächer zu weit. Die meisten Stimmen hat gewifs jener Reisende für sich, und die, denen sein Gefühl unangenehm ist, gehören zu den Sonderlingen. Dafs der Vf. die Anmerkungen und Beweisstellen hinter jedes Kapitel nach einander gesetzt hat, halt im Letzen auf; besser ständen sie auf jeder Seite, zu welcher sie gehören, unter dem Texte. Die Allegate

sind nicht immer genau genug; von jeder Schrift sollte da, wo sie zum erstenmale citirt wird, Ort und Jahr des Drucks angegeben seyn. Ein parmal finden wir *Vossien* für *Fossien*, vermuthlich durch einen Druckfehler. Zur Probe der natürlichen, prunklosen Schreibart setzen wir noch folgende Stelle her: „Ein aumuthiges, von drey Seiten mit Wiesen und Waldung eingefasstes Thal, welches in Westen zwischen hohen Bergen enge herausgeht, und nach Osten sich allmählig erweitert, bis es in fruchtbaren Feldern sich endlich ganz verliert, schliesst die Stadt Goslar ein. An ihrer Süd- und Westseite ragen ziemlich hohe Berge empor, die neben ihr beynahe einen rechten Winkel bilden, und mit dem andern Harzgebirge zusammenhängen. Der Rammelsberg in Süden hat hinter sich eine Kette von Bergen, die gerade nach Osten durch das Braunschweigische ins Halberstädtische hinreicht. An seiner Westseite liegt der Herzberg, durch ein enges Thal von ihm geschieden, von der Stadtseite sehr steil (ein unedler Provinzialismus für *steil*), und mit Rothannen oder Fichten stark bewachsen.“

LEIPZIG, b. Gerhard Fleischer: *Predigten zur Beförderung eines reinen und thätigen Christenthums*. Von G. Ch. Canabich. 3ter Th. 1799. 384 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 81.)

BERLIN, b. Mylius: D. J. F. Zückert's *Unterricht für Aelteren zur diätetischen Pflege der Säuglinge*. 4te vermehrte Auflage, herausgegeben von D. L. Formey. 1799. 174 S. 8. (8 gr.) (Die erste Ausgabe erschien schon i. J. 1779.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ΟΙΚΟΝΟΜΙΑ. *Insectorum*, in der Helwigischen Hofbuchdruckung: *Purais Heterogae*. Ein Beytrag zur Kenntniss wilder dreifelder Insecten von J. v. Utlar. 1798. 63 S. 8. (mit 1 Kupft.) 12 gr. In dieser kleinen über ihrem Inhalte nach vernünftigen Abhandlung stellt der Vf. zuvörderst kurze Bemerkungen über die Vermehrung, die Nahrung, den Nutzen und Schaden der Insecten an, und geht von da auf die mannigfaltigen Umstände über, durch welche in unsern Zeiten besonders die wohlverderbenden Insecten, für die Waldungen gefährlicher zu werden werden: nämlich Er findet diese in der zu weit getriebenen Verminderung der Saugrögel, in den Rodungen und Auswüchsen der Wälder, als wodurch das

Clima in Deutschland verändert und gemildert, und eben dadurch die Fortpflanzung der Waldfeinde begünstigt wird. Diese Betrachtungen folgt nun ein Verzeichniss der bis jetzt bekannten Raupenarten des Nadelholzes, wovon sich der Vf. insbesondere über den Fichtenwickler (*Purais Heterogae*), von welchem gegenwärtig Abhandlung ihren Namen hat, ausbreitet, und denselben in seiner wahren Gestalt, Grösse und Verwundungsart in einem schön gelochenen Kupfer abbildet. Sehr wichtig sind dabey die Bemerkungen über die Folgen, welche man bey solchen durch Insecten angegriffenen Bäumen wahrnimmt: es scheint, das durch ein Insect die Reizbarkeit organisirter Theile mehr als durch ein anderes afficirt werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. November 1799.

GESCHICHTE.

WEIMAR, in der Hofmannischen Buchh.: *Archiv für die neueste Kirchengeschichte*. Herausgegeben von D. Heinrich Philipp Conrad Henke. Vierten Bandes Erstes Stück. 1796. 192 S. — Zweites Stück. S. 193—384. — Drittes Stück. 1797. S. 385—592. — Viertes Stück. 1797. S. 593—782. 8. (2 Rthl.)

Die einzige Empfehlung, deren auch diese Fortsetzung einer vorzüglich fruchtbaren periodischen Schrift bedarf, liegt in einer genauen Anzeige ihres Inhalts. Erstes Stück. I. Königl. preussisches Rescript an die theologische Facultät zu Halle, wie sie ihre Vorlesungen dem Religionsedict gemäß einzurichten hat, vom J. 1794. nebst einem Fortrichte aus dem Dänischen. S. 1—15. Da der Herausgeber — welches freilich zu bedauern ist — keine zuverlässige Abschrift dieses Rescripts hat erlangen können; so giebt er es hier aus der dänischen Uebersetzung, die sich in dem Repertorium für Faerlandts Religionssacere befindet, in Deutsche zurück übersetzt. An dem Vorberichte nimmt er weiter nicht Theil, und will ihn bloß als Probe der im dänischen Journal herrschenden Denkungsart angesehen wissen. Eine Denkungsart, setzen wir hinzu, die zwar in Ganzen die allgemeine einsichtsvoller und freymüthiger Männer heissen kann; aber nur nicht in eine Sprache hätte ausbrechen sollen, die noch mehr als satyrisch und bitter ist. Die Geschichte kennt weder die Diener der Ligue, die sich Priester der Religion nennen, und von denen Thomasius verfolgt worden seyn soll, noch die satanischen Theologen, welche auf *Wolfen* Banstrahlen geschleudert haben sollen; auch würde sie nicht von einem Lichte, das *Semler* in das dunkle Chaos hervorrief, sondern bestimmter von seinen und seiner Vorgänger Verdiensten sprechen. II. Religionszustand auf den westlichen Hebriden. S. 15—34. Diese Inselnade von etwa hundert und achtzig englischen Meilen in die Länge und fünf und zwanzig in die Breite, hat in den neuen Zeiten immer noch die Aufmerksamkeit der schottländischen Gesellschaft zur Ausbreitung der christlichen Erkenntniß beschäftigt. Hier wird aus *Johann Lane Buchanan*, (der selbst ein geborner Hochländer ist, im J. 1782, da er schon Gehülfe eines berühmten Predigers zu Comria war, wegen seiner galischen Sprachkenntniß, und weil er sich gewohnt hatte, unter armen Leuten zu leben, von der gedachten Gesellschaft zum Missionarius für jene Gegenden bestellt wurde, im J. 1791 diese mahlige Stelle nie-

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

derlegte, und seitdem in einem sechszigjährigen Alter zu London lebt.) Reisen durch die westlichen Hebriden, gezeigt, daß sowohl die Früchte der Missionsgesellschaften sehr gering find, als auch die Religionsanstalten, welche die Regierung getroffen hat, diese Insulaner zu Humanität zu gewöhnen, wenig Vortheile versprechen. Die Prediger und Aeltesten, (eine Art Laienbrüder der schottischen Kirche, die gewissermaßen zugleich Katecheten und Diaconi sind,) trachten mehr nach dem Genuße jetziger Lebensfreuden, als nach geistlichen Zwecken. Die große Volksmasse aber ist so sehr mit zeitlichen Arbeiten beschäftigt, daß ihr keine Zeit übrig bleibt, sich in geboriger Stimmung zum Gottesdienste zu versammeln. Die Missionarien endlich werden überall vernachlässigt, oder hart und unfreundlich behandelt; außer von den armen Unterdrückten, zu denen sie gesandt werden; wiewohl diesen nur wenig Zeit und Gelegenheit verflatter wird, ihren Unterricht anzuhören. III. Markgrävlich Badensches Rescript an das Kirchenrathcollegium, die Ordnung der Befähigung und Prüfung der theologischen Candidaten betreffend, vom J. 1794. S. 34—64. Es enthält viel Nachahmungswürthes. Wenn S. 37 von den abgehenden Gymnasialisten gefodert wird, daß sie in der Kirchengeschichte eine Kenntniß der wichtigsten Concilien, der bekanntesten Secten, nach dem Zeitpunkte ihrer Entfaltung und Ausbreitung u. s. w. besitzen sollen; so würde es wohl zum Hauptzwecke dieser Art von Geschichte gerader hinkommen, wenn ihnen in derselben ein bündiger Begriff von Ursprunge, Fortgange und den mannichfaltigen Veränderungen der christlichen Religion beygebracht würde. Nur in Rücksicht auf diesen Gang des Christenthums, würde es für sie nöthig seyn, eines und das andere der ältesten oekumenischen Concilien zu kennen. Daß nach S. 53 die von der Universität zurückgekommenen Examinanden eine Probe ihrer katechetischen Unterweisungsfähigkeit in einer Schule ablegen sollen, wäre überall zu empfehlen; wie wir denn bey dieser Gelegenheit überhaupt wünschen, daß bey solchen Prüfungen nicht bloß, wie gewöhnlich, auf die Fertigkeit und geschickte Beantwortung einzelner Fragen; sondern hauptsächlich auf die Fertigkeit im zusammenhängenden, fasslichen und erbaulichen Vortrage gewisser Lehrsätze oder Schrifterklärungen — und das aus dem Stegreif — nicht in vorher aufgegebenen Predigten geübt würde. IV. Kurze Geschichte und gegenwärtiger Zustand der württembergischen Wadenser. Zweyter Abschnitt. S. 64—87. Sie können sich ohne ausländische Unterstützung noch immer

nicht gehörig erhalten. Ihr geistiger und moralischer Zustand hat sich in diesen Jahrhunderte am wenigsten gebessert. Unwissenheit herrscht bey ihnen im hohen Grade. Daran ist hauptsächlich der schlechte Schulunterricht und der Mangel an Sprachschuld. Auch der Aberglaube ist bey ihnen beträchtlich groß. In ihrem Charakter find Rohigkeit, Wildheit, Falschheit, Mißtrauen und Eigensinn Hauptzüge; er drückt sich auch nicht undeutlich in ihrem Gesichte aus, und es finden sich keine der hervorstechenden Tugenden bey ihnen, die ihre Vorktern auszeichnet haben. Ueber ihre bürgerliche und kirchliche Verfassung wird noch manches beygebracht. Der Vf., der sieben Jahre unter ihnen Lehrer gewesen ist, ging mit einer schlechtern Meynung von ihnen, als die war, mit der er kam. V. Zwey Schriften ausgewandeter französischer Geistlichen. S. 87—94. In der einen wird das Unheil, welches Frankreich getroffen hat, aus der gänzlichen Vernachlässigung der Volksunterweisung hergeleitet; die andere vertheidigt das Verhalten der emigrirten Priester gegen die jetzige französische Regierung. VI. Nachricht von der Vergleichung der Manuscripte der griechischen LXX. entnommen vom D. Robert Holmes zu Oxford. S. 95—123. Aus einer Nachricht, welche dieser Gelehrte selbst im J. 1794 im sechsten Jahre seiner Collation herausgegeben hat. Er ist dabey so reichlich unterstützt worden, daß in den letzten drey Jahren die Subscription immer gegen 700 Pf. St. betragen hat; sogar der Bischof von Beja in Portugal gab 10 Guineen dazu. Die lateinische, freylich barbarisch geschriebene Vorchrift für seine Colloatoren, ist hier abgedruckt. Einige Bemerkungen darüber und historische Zufätze sind auch beygefügt worden. VII. Letzte Adresse des französischen Volks an den Nationalconvent. Ein Vorschlag: entworfen in den Sectionen von Paris am 3ten Octob. 1795. nebst einer Anmerkung über das Gottesdienst betreffende Decret, aus dem Französischen. S. 123—133. Es sind die heftigsten Vorwürfe über den Verlust einer gesetzmässigen Regierung und Freyheit, der wahren Religion u. dgl. m. VIII. Heinrich Julius Brauns, Schullehrer und Cantor zu Rekan, aus Zerrenners deutschem Schulfreunde, B. XI. S. 133—138. Dieser Meister in der sokratischen Kunst und in der ganzen Behandlung der Kinder, starb im J. 1794. IX. Heinrich v. der Hude, Pastor an der Marienkirche zu Lübeck, Jonchim Heinrich Ostermeyer, Pastor zu Travemünde und Johann Adolph Schumacher, Superintendent zu Lübeck, welche drey vom 3ten August 1795 bis zum 3ten May 1796 gestorben sind, werden hier lehrreich charakterisirt. S. 139—152. Der merkwürdigste unter ihnen, und auch am besten ausgezeichnet, ist der dritte. X. Noch ein Paar Worte über die Klosterbergische Schule, wie sie unter Frommann war. S. 153—169. Dieser würdige Mann wird gegen die Vorwürfe, die ihm in der deutschen Monatschrift vom J. 1796 gemacht worden waren, sehr wohl vertheidigt; es werden auch die von ihm behaupteten Lehrer beschrieben. XI. Zustand des Land-

schulwesens in Liefland. S. 169—172. Es ist äußerst ansehnlich; der Bauer sieht die Schule als eine Bedrückung mehr an; Invaliden und ausgediente Leibeigene geben meistens die Dorfschullehrer ab. XII. Etwas über Joh. Ignatius von Felbiger. S. 173—176. Dieser um die Schulverbesserung sehr verdiente Mann, der aber dabey in Ungarn unüberwindliche Schwierigkeiten fand, starb als Probst zu Preßburg im J. 1783. XIII. Ueber den jetzigen moralischen Zustand in Frankreich, von Mercier, geschrieben zu Paris im Jenner 1796. S. 176—180. Die Revolution hat, nach seinem Geständniß, den Keim der Verderbnis in alle Classen der Gesellschaft, und besonders unter den Landmann, gebracht. XIV. Abschilderung des Verfahrens der unbeidigten Priester in Frankreich. S. 180—184. Aus dem neuen grauen Ungeheuer, St. 3. Die Farben dazu sind sehr häßlich; aber auch wohl zu ehestig gewählt. XV. Vermischte kirchliche Nachrichten aus Nordcarolina, aus einem Briefe des deutschen Predigers zu Salisbury, Hn. Storck, an Hn. D. Velthusen, vom 25ten Dec. 1796. S. 185—190. Wachstum dieses Staats; Anlegung einer Universität daselbst im J. 1793; Zustand der dortigen evangelischen Gemeinden u. dgl. m. XVI. Vermischte Nachrichten. Tod des berühmten Anaduzzi zu Rom im J. 1792.

Zweytes Stück. I. Absaßbrief des Papstes Pius VI. vom 1ten Jenner 1795. für die österreichischen Staaten, mit Erläuterung der dunkeln Stellen, von einem katholischen Gelehrten. S. 193—298. Zuerst im lateinischen Original, bis S. 201, sodann die Uebersetzung bis S. 209. In der darauf folgenden Erläuterung, wahrscheinlich von einem römisch-katholischen Gelehrten, werden viel tüchtige, auch besonders auf unser Zeitalter passende Wahrheiten gesagt. II. Ueber Kirchenvisitationen in Schlesien. S. 298—328. Hr. Menzel, ein alter verdienter Prediger daselbst, hatte in den schleßischen Provinzialblättern vom J. 1795. einen Aufsatz drucken lassen, worin er das für Prediger in mancherley Betrachtungen Herabwürdigende in den Fragen zeigte, welche von den Inspectoren bey Kirchenvisitationen der Gemeine über jene vorgelegt werden. Darüber bekam er aus dem königl. Oberconsistorium zu Glogau einen scharfen Verweis. Beide Stücke sind hier eingerückt. III. Nachricht vom Kirchengesangbuch für das Herzogthum Lauenburg in seiner jetzigen Gestalt. S. 328—345. Die elenden Liederbücher, die dadurch verdrängt worden sind, werden auch beschrieben. IV. Brief des Hn. Boissier, Licentiaten der Theologie zu Paris, und epistol. Missionars in Cochinchina, an Hn. Mercier, D. der Theologie, vom J. 1792. S. 345—362. Zuerst eine kleine Statistik des Reichs; sodann einige Nachrichten von den dortigen Christen. Nichts geht über ihre Ehrerbietung gegen einen Missionar; sie haben einen einfältigen starken Glauben, besonders wenn sie von Städten und Flecken entfernt sind; ihre Sitten sind sehr christlich. V. Constitutio rei sacrae Unitarium five Socinianorum in M. Principatu Transilvaniae, quae Vir Pl. Rev. Stephanus Laci-

zár. Unitariarum Transilvaniae Superratendens. d. 28. Sept. a. 1795. descript. Die Unitarier haben in Siebenbürgen 110 Pfarrkirchen und 54 Filialkirchen, welche in sechs Diöcesen vertheilt sind, und unter zwey Consistorien stehen. S. 362 — 370. VI. Wundergeschichte aus Italien, über Paderborn angelangt, im J. 1796. S. 370 — 374. Ein Bild der Jungfrau Maria zu Ancona wandte die Augen viele Tage lang herum, kein Wunder, daß sich die Frauen so lange in Ancona hielten! VII. Merkwürdiges Rescript vom geistlichen Departement an die Conventualen zu Kloster Bergen. S. 374 — 378. Nach dem J. 1796 wird wohl kein zweytes dieser Art zum Vorschein kommen. VIII. Vermischte Nachrichten. Darunter ist des im J. 1794 zu Rom verstorbenen berühmten Dichters, des Cardinal Bernis, im J. 1795 gedrucktes Gedicht: *La Religion vengée*, nur für Rom tröstlich zu nennen.

Drittes Stück. I. Geschichte der schottländischen Mission zur Ausbreitung christlicher Erkenntnis in den Hochländern und auf den Inseln, und ihrer correspondirenden Deputation in London, von Errichtung der Gesellschaft im J. 1701 an, bis auf unsere Zeit, von D. Heinrich Hunter, aus dessen *Sermous*. London 1795. S. 385 — 430. Ein angenehmes Denkmal von gemeinnützlichen Ansichten und edler Freygebigkeit. Wir führen nur das Einzige an, daß diese Gesellschaft nicht weniger als 323 Schulen für den religiösen, und für den ersten wissenschaftlichen und Industrie-Unterricht unterhält, welche 3214 Pf. Sterngeld kosten, und von denen 16 erst im J. 1794 errichtet worden sind. In denselben werden 14 bis 25000 Kinder erzogen, die ohne diesen Unterricht wahrscheinlich in Trägheit und Unwissenheit aufgewachsen würden. Aber außerdem unterhält sie zwölf Missionsgeistliche und Katecheten in entlegenen Gegenden der Hochländer und Inseln; giebt sechs die Theologie studirenden jungen Männern, welche die wälsche Sprache verstehen, jeden eine jährliche Pension von 15 Pf. St. anderer ihrer nützlichen Ausgaben, besonders für Buchdruck, nicht zu gedenken. II. Bemerkungen über den kirchlichen und sittlichen Zustand in Südpfaffen. Aus einem Briefe. S. 450 — 459. Es ist von den R. Katholiken die Rede; denn der protestantischen Kirchen sind daselbst kaum zwölf, die noch gar keine feste Verfassung haben. Bey jenen herrscht noch großentheils Unwissenheit und Trunkenheit. III. Ueber den Gang der Katechetik und Pädagogik im Herzogthum Lauenburg. S. 459 — 484. Der jetzige Superintendent daselbst, Hr. Eggers, hat um beide nicht geringe Verdienste. IV. Päpstlicher Eigebühatsbrief für den jetzigen Fürstbischof von Würzburg, bey der letzten Wahl eines Fürstbischöfs zu Bamberg, im J. 1795. S. 484 — 503. Dieser kühne Versuch, die Wahlfreyheit eines deutschen Domcapitels zu tödten, ist fruchtlos gewesen. V. Brief des französischen Missionars. In. Dufresse, an Hn. Mouton, ehemaligen Missionar in China. Gesehen zu Yon-Tcheou. IIlin, in der Provinz Su-

Tchean, in China, am 20ten Sept. 1792. S. 503 — 509. Die röm. katholische Gemeinde in diesem Reich ist noch zahlreich genug; ihre Lehrer erhalten aber aus Frankreich keine Unterstützung mehr. Aus den *Nouvelles des Missions orientales*, d. Liège, 1794. VI. Gedanken eines neuern Schriftstellers über die Quellen des moralischen Elends in der deutschen-katholischen Kirche, aus der Rede eines Landpfarrers im Erzbisthum Mainz, über die Quelle jetziger unglücklicher Zeiten, gehalten an zwölf seiner Aumtbrüder, bey der Feyer seines Jubiläums, 1793. (S. 507 — 523.) Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, dem heil. Geiste, der Wahrheit und seinen Freunden gewidmet von einem Domherrn in Würzburg, 1795. einer kleinen, sehr freymüthigen, etwas mit Gallie vermischten, aber auch mit vielem Salze gewürzten Schrift. Der Vf. zeigt, daß die Domherren, die so ganz von ihrer ersten Bestimmung ausgeartet sind, die ersten Quellen jenes Sittenverderbnisses sind, und daß die aus der Mitte derselben genommenen Fürstbischöfe daselbe vermehren und auf die ärgerliche Art erweitern. „Es ist ein Wunder Gottes, sagt er S. 513. daß daraus noch hie und da ein Dalberg, ein Erthal, ein Colloredo, ein Honthelm hervorgehen kann.“ Der höhere Clerus praßt und schwelgt von den Einkünften der Kirche und ihrer Lehrer, ohne für Kirche und Religion das Geringste zu thun. VII. *Verhaltensregeln für die französische Geistlichkeit in Frankreich, von der französischen Geistlichkeit außer Frankreich*. S. 525 — 572. Es ist die im J. 1793 unter der Aufschrift: *Avis concernant l'exercice du Saint Ministère dans les circonstances présentes*, erschienene Pastoralinstructio für den dem Papste treu gebliebenen und hauptsächlich außer Frankreich befindlichen französischen Clerus; zugleich ganz nach den alten Grundsatzen, aber auch mit einer feinen Kunst in der Anwendung derselben, auf vielfältige verwickelte casuistische Fragen, und mit einer, bey aller Schärfe in der Festhaltung des Wesentlichen, doch auch den Umständen der Zeit so angemessenen klugen Billigkeit und Schonung abgefaßt. VIII. *Schreiben der remonstrantischen Bruderschaft an alle Lehrer und Vorsteher der sämmtlichen protestantischen Gemeinden in den vereinigten Niederlanden*. 1796. Aus dem Holländischen S. 573 — 589. Eine lehrwürdige und rührende Auforderung zur Vereinigung der protestantischen Gemeinden, von einer kirchlichen Gesellschaft, die vom Anfange her strenger aber auch friedfertiger, als die übrigen größern Gemeinden, dachte und lehrte; die auch nummehr, nach S. 555 nicht einmal mehr den Namen Remonstranten dem Geiste christlicher Liebe gemäß hält; sondern blos eine Gemeinde von Christen heißen will. IX. *Vermischte Nachrichten*. Vom 1ten Jan. 1793. sind innerhalb 15 Monaten 5994 Ehescheidungen zu Paris bekannt gemacht worden, von denen 3870 auf Verlangen der Frauen zu Stande kamen. Gewaltige Vermehrung der Methodisten in England, deren im J. 1797 nur 25,911 und im J. 1795. 53,363, wenigstens nach der Angabe eines unter ihnen, waren.

*Viertes Stück. I. Neue Aufschlüsse über die Entdeckung der französischen Revolution aus der Freymaurerey, in zwey neuern Schriftstellern. (S. 593—599.) Credit Judaeus Apella! II. Das letzte Wort über Johann Friedrich Hahn, gewesenen Abt des Klosters Bergen, und nachmaligen Consistorial- und Kirchenrath, wie auch Generalsuperintendenten über Ostfriesland und das Harlingerland. S. 599—638. Rec., dem der im J. 1789 in seinem 79ten Jahre zu Aurich verstorbene Hahn persönlich und von einer vortheilhaften Seite bekannt war, hält die hier eingerückte Schilderung desselben für sehr unparteylich. Sie macht es besonders auch sehr begreiflich, wie bey ihm eine solche Mischung guter und schlechter Eigenschaften habe entstehen können. III. Von dem Hochstifte Bamberg. Ein Beytrag zur deutschen Kirchenstatistik, von F. A. Schneidawind in Bamberg. S. 638—657. Die geistliche Verfassung dieses Hochstifts wird genau beschrieben. Die Duldung gegen die dortigen Protestanten, welche sechs Pfarren im bambergischen Kirchensprengel haben, ist rühmlich. Im jetzigen Reichskriege ist die Geistlichkeit daselbst einer besondern Decimation unterworfen, die sich mit Ausnahme dessen, was das Doncapitel zu dieser Collecte beiträgt, auf 28000 Gulden beläuft. IV. Ueber die hannoversche Consistorialverordnung vom J. 1796. zur Beförderung des Fleisses der Candidaten des Predikamts. S. 657—668. Die darüber gemachten sehr treffenden Bemerkungen, passen auch völlig auf Candidaten anderer Länder. Denn leider möchte es von den meisten heißen: *max daturus progeniem vitiosorum!* V. Kurze Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und gegenwärtigen Zustandes der englischen Gesellschaft zur Beförderung religiöser Erkenntnisse unter den Armen. S. 668—672. Benjamin Forsit wurde im J. 1750 ihr Stifter. Sie hat schon über 136000 Bibeln, und ausserdem eine große Anzahl Erbauungsbücher und religiöser Abhandlungen vertheilt. VI. Unruhen in lutherischen Gemeinden des Fürstenthums Anhalt-Cöthen, wegen eines neuen Ge-*

sangbuchs, seit 1795. S. 672—694. Ein Seitenstück zu den ehemaligen berlinischen Gesangbuchsunruhen; auch Cöthen hatte seinen Apstich. Uebrigens wissen wir zuverlässig, daß diese Erzählung einiger Ergänzungen und Berichtigungen bedarf, die der Herausgeber vermuthlich schon erhalten hat. VII. Ein neues Evangelium der Kindheit Jesu, unter dem Titel: *Bethlehems erste Weihnachtsfeier*, über Luc. II, 1—14. zu Berlin 1795 gedruckt. S. 694—728. Es ist von dem dortigen Ober-Consist. Rath und Prediger Woltersdorf in seiner Gemeine verbreitet worden; ein tadelnder Dialog, dem nichts weiter zu seiner Vollendung fehlt, als eine wirkliche Krippe und andere solche Weihnachtsgeschenke für Kinder und Pöbel. VIII. Auszüge aus den letzten Verordnungen unter Herzog Carl von Württemberg, die Volkschulen betreffend. S. 729—738. Das Schulwesen wachte in den letzten Jahren seiner Regierung einen Lieblingsgegenstand seiner Geschäfte aus; daraus sind mehrere nützliche Anstalten geflossen. IX. Zur biographischen Literatur vor kurzem verstorbenen theologischer Schriftsteller. S. 738—765. Es sind: Rob. Robinson, Wilh. Romaine, Georg Horne, Joh. Drysdale, Jac. Danzer, vormals Prof. der Theologie zu Salzburg, gest. zu Buchau in Schwaben, im J. 1796. 53 Jahre alt, der vorzüglichste Moralist seiner Kirche, und Ideofons Schwarz, der auch rühmlich bekannte Professor im Stifte Banz. X. Königl. preuss. Verordnung für die Prediger, die Einschränkung der Wichtigkeit des Eidschwurs betreffend, im J. 1796. S. 765—768. XI. Ordinationsschein für die katholischen Priester im Stifte Hildesheim, in jetzt üblicher Form. Es wird ihnen unter andern erlaubt, auch a peccatis et casibus licet Episcopo reservatis, etiam ab haeresi formalis (excepto tamen peccato complicitis in materia venerea) nach der gewöhnlichen Form, und nur in foro conscientiae, zu absolviren. Manche gewöhnliche Mißbräuche der Beichtväter werden verboten; auch soll kein Pfarrer neue Wunder, ohne Genehmigung seines Bischofs, verbreiten.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRACHTZ. Ohne Druckart: *Das linke Rheinufer*, in Alter und neuern Zeiten. Eine kurze Bezeichnung für Unwissende. Im Anfang des Jahrs 1798. 32 S. 8. (3 gr.) Der Titel, der dem Rec. anfangs auflief, ist sehr schicklich gewählt, denn nur für sehr Unwissende kann diese harmlose Schriftchen gedruckt worden seyn; geschrieben wurde es wahrcheinlich als eine Schulübung, und macht als solche, durch den einfachen Vortrag und die beym Excerptiren angewendete Aufmerksamkeit des Schülers, dem es ausgeben wurde, Ehre. Der 6 Seiten lange Vorbericht, der mit einem: *Gloria in excelsis Deo*, schließt, scheint von dem Leirer hinzugesetzt worden zu seyn, und zeigt uns, wie die Abtreibung des linken Rheinufers, welche die Franzosen „verlangt haben sollen“, nothwendig Religion und Sittlichkeit umstürzen müsse. Die

Weglassung der Beweistellen wird hier durch die beliebige Kürze entschuldigt; sie wären auch bey so bekannten Dingen ganz unnütz, denn wir erhalten in vierzeim Abschnitten alle die Namen der verschiedenen Beherrscher, welche die Provinzen des linken Rheinufers seit der Römer Zeiten gehabt haben. Im Schlußparagroph wird daraus erwiesen, daß diese Provinzen allerdings zu Deutschland gehören, die Folgen ihrer Abtreibung werden aber denjenigen zu beurtheilen überlassen, welchen die Erhaltung und das Wohl anderer Staaten anvertraut ist. S. 28 kommt in einer Note die naive Vermuthung vor, die Abtreibung des untern Elbsaßs müsse sich wohl durch ein Versehen in das Instrument des westphälischen Friedens eingeschlichen haben, weil der Kaiser, dem dies Land nicht gehöre, es auch nicht habe weggeben können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. November 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

- 1) **ALTENBURG**, b. Richter: *Die Psalmen*, neu übersetzt von *Wilhelm Friedrich Hezel*, fürstl. hessischen geh. Regierungsrathe und Professor zu Gießen. Erstes Buch. (Pl. 1 bis 41.) Nebst Kritiken über die Mendelssohn'sche Psalmenübersetzung. 1797. 106 S. 8. (7 gr.)
- 2) **EBENDASELBT**: *Die Psalmen*; dargestellt nach ihrem wahren Geiste für alle Classen von Lesern; zunächst für die Jugend und für Leyer bestimmt. Erstes Buch. 1797. 254 S. 8. (16 gr.)
- 3) **LEIPZIG**, b. Köhler: *Die Psalmen*. Metrisch übersetzt und mit Anmerkungen von *Christian Gottlieb Kühnol*, Professor der Philosophie auf der Universität zu Leipzig u. s. w. 1799. IV und 378 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein Hauptmittel, um das Interesse für die dem Freunde der Dichtkunst und dem philosophischen Beobachter der Menschengeschichte wichtigen Ueberreste der alt-hebräischen Poesie von neuem zu beleben, ist eine treue, und in einer kraftvollen Dichtersprache abgefaßte Uebersetzung derselben. Und aber mit dem Dichter fühlen, und sich für seine Darstellungen wahrhaft interessieren zu können, muß man die nähern Veranlassungen seiner Gesänge kennen, mit den Localbeziehungen derselben bekannt seyn, und sich in den Kreis seiner Ideen und Verhältnisse zu versetzen wissen. Dafs dieses bey Dichtern, welche in Absicht auf Zeit und Sitten in einer so großen Entfernung von uns stehen, wie dies der Fall mit den alt-hebräischen Dichtern ist, mit vielen Schwierigkeiten verbunden sey, bedarf keines Beweises. Bey der so dürftigen Kenntniß der Geschichte des Zeitraums, in welchen jene Gesänge fallen, und bey den bloß fragmentarischen, und einseitigen Nachrichten, welche wir in den epitomirten Annalen der Hebräer von manchen alttestamentlichen Gedichten und deren Verfassern finden, bleibt uns oft nichts anders übrig, als in diesen Gedichten selbst die Spuren aufzufuchen, die uns auf den richtigen Standpunkt ihrer Erklärung hinführen können, und durch Vergleichung dieser innern Anzeigen mit den Bruchstücken der Zeugschichte auf treffende Resultate zu kommen. Jeder, mit Kenntniß, Geschmack und Beurtheilung angefüllter Versuch, uns in Rücksicht der Würdigung jener dichterischen Ueberreste weiter zu führen, verdient den Dank des Publicums. Unter den schätzbaren Ueberresten der alt-hebräischen Dichtkunst, welche A. L. Z. 1799. *Vierter Band*.

che der gründlichen Bearbeitung gelehrter und geschmackvoller Interpreten werth sind und bedürfen, zeichnet sich besonders jene schöne Anthologie von gottesdienstlichen Gesängen, Hymnen, Oden, Elegien, Lehrgedichten, Fest- und Pilgerliedern aus; die wir unter dem Namen der *Psalmen* begreifen. Diese, in Rücksicht des verschiedenen Zeitalters, der verschiedenen Verfasser und der großen Verschiedenheit des Stils, manchen Schwierigkeiten der Auslegung unterworfenen Sammlung ist in den letzten Jahren von *Paulus*, *Nachtigal* u. a. glücklich bearbeitet worden. Insbesondere hat der Erste viel Treffendes über den Localbezug dieser alten Lieder gesagt, und sich auf den richtigen Gedanken gestützt, dafs es bey diesen Gesängen höchst unwahrscheinlich sey, dafs irgend einer davon, wenn er bestimmte Züge und Localanspielungen enthält, anders, als durch die Localumstände selbst aus dem Geiste des Dichters hervorgerufen worden sey. Was das Poetische dieser zum Theil trefflichen Gesänge betrifft; so ist es bey nahe in den meisten bisherigen Uebersetzungen fast gänzlich verworfen worden; einige neuere Uebersetzer haben das viele Wasser in den frühern Uebersetzungen nicht abgeliehet, sondern nur etwas verdunnen lassen. Nur sehr wenige haben den sinnlichen Sängern nachgefühlt, und das, was sie begeistert, in ihrer kräftigen Muttersprache wieder dargelegt.

Diese hebräischen Ueberreste müssen nun aber nicht bloß mit Dichterfönn, sondern auch in einem bestimmten, nur nicht zu eintönigen Metrum übersetzt werden. Der Orientale bestimmte seine Abschnitte nicht bloß durch den Gedanken, und den sich der Begeisterung darbietenden Numerus, sondern er bediente sich ohne Zweifel auch bestimmter Sylbenmassen. Dafs dies die *Araber* thaten, welche sich seit den ältesten Zeiten sogar des Reims bedienten, lehrt theils der Augenschein, theils haben es *Samuel Clarke*, *Casiri* und *Will. Jones* überzeugend dargethan, und sogar mehrere Gattungen des Sylbenmasses aufgestellt. Eben dieses gilt von den *Syrern*. Vergl. *Eichhorn's* Vorrede zu *Will. Jones* Abhandlung über die asiatische Poesie. Dafs auch den alten Hebräern mehrere Gattungen des Sylbenmasses nicht abgesprochen werden dürfen, bezeugen *Josephus* und *Philo*, und unter den neuern *Hare*, *Anton*, *Greve* u. a. Die hebräischen Dichter erlaubten sich gewisse Freyheiten, um des Sylbenmasses willen, und dieses war wieder ein freyeres Sylbenmass, wie man aus einigen alphabetischen Psalmen sieht, worin einige Strophen mehrere, andere weniger Sylben haben. Da

indul-

indessen für uns die wahren hebräischen Sylbenmasse verloren gegangen sind, — ob sie gleich *Hare, Anton* u. a. wieder gefunden zu haben glauben; — so müssen wir durch ähnliche, dem Geist und Inhalte der Urschriften angemessene Sylbenmasse nachzuhelfen suchen. Ein neuerer Uebersetzer der Psalmen glaubte dies durch Uebertragung derselben in Horazische Sylbenmasse am besten bewirken zu können. Doch scheitern uns diese nicht durchgehends anwendbar zu seyn. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Behandlung hebräischer Gedichte, wenden wir uns zur nähern Anzeige der oben angegebenen Psalmen-Erklärungen.

Nr 1. Noch immer übertrifft die *Mendelssohn'sche* Verdeutschung der Psalmen alle ihre ältern und jüngern Schwestern an Würde, Geschmeidigkeit und Rundung des Ausdrucks, an Eleganz und wahren Dichtergeiste, und wenn gleich diese mehr als zehnjährige Arbeit des auch für Wohlklang und Harmonie besorgten *Mendelssohn* den gelehrten Orientalisten in einzelnen Stellen nicht befriedigen, und hier und da in Abticht auf Richtigkeit und Treue mancher neuern Uebersetzung sollte nachstehen müssen; so wird sie doch, was poetisches Verdienst und einen glücklichen Totaleindruck anlangt, noch nicht sobald von einer spätern Uebersetzung übertroffen werden. Bisweilen vergessen es auch die Kritiker *Mendelssohn's*, den eigenthümlichen Gründen nachzuspüren, die er hatte, so und nicht anders zu übersetzen, und den gebahnten Pfad zu verlassen. Eine Psalmen-Übersetzung, welche statt des Originals genommen werden könnte, ist noch nicht erschienen, und dürfte auch wohl schwerlich das Werk eines Mannes seyn. Durch die vereinigten Bemühungen mehrerer Forscher kommt sie vielleicht in der Folge zu Stande! Hr. H. entschloß sich einstweilen, „sein Scherlein an Kritiker über die *Mendelssohn'sche* Arbeit heraus zu geben, und darin zu zeigen, was seiner Empfehlung und seiner Einsicht nach in derselben noch fehlerhaft sey, und von dem künftigen Uebersetzer auf der einen Seite vermieden, und auf der andern noch gethan werden müsse.“ Bescheidene und gründliche Kritiken über die Verdeutschung von *Moses Mendelssohn* würden allerdings keine überflüssige Arbeit seyn. Hr. H. sagt auch wirklich in seinen Kritiken — neben manchem Altbekannten und Trivialen — viel Gutes und Beherzigungswerthes. Allein er scheint des Kritizirens bald müde geworden zu seyn, denn er kam mit seinen Kritiken kaum bis zum achten Psalm, als er durch die Ausführlichkeit seiner Recension seine Leser zu ermüden befürchtete, und daher das Recensiren ganz einzustellen, und dafür lieber eine eigene Uebersetzung zu geben, beschloß. Hätte doch der Vf. lieber manche Weitläufigkeit im Ausdruck vermieden, manches allgemein-bekannte und so viele überflüssige Gedankenstriche weggelassen, und seine Kritiken fortgesetzt, da wir an eigenen Psalmen-Übersetzungen gar keinen Mangel haben! Nur einige Proben! Richtig wird bey Pf. 1, 1. bemerkt, daß

die Abwechselung zwischen Jamben und Trochäen bey *Mendelssohn* in einem Verse eine unangenehme Wirkung thue, und das Imperfect (*beirat, safs*) der Meynung des Dichters nicht ganz antworte, so wie das „wie“ auf der andern Seite wieder zu viel sage. Eben so gut wird statt des „sitzen“ das V. „weilen“ substituirt. Im 3. v. wird M. Uebersetzung: „kein Blatt zu früh abwirft“ mit Recht getadelt. „Zu früh“ ist dem Texte fremd, und von M., um der von ihm nicht glücklich gefassten Idee des *Abwerfens* willen, (indem er sich *קצר*, statt *קצר* gedacht zu haben scheint) eingeschoben worden. Im Psalm aber ist, ohne Rücksicht auf Jahreszeit, vom Verwelken des Laubes die Rede. Auch darin stimmt Rec. Hn. H. bey, daß er *Mendelssohn's* Uebersetzung „und was er thut, gelingt,“ tadelt, und die Worte des Originals auf das Bild des gerechten Mannes, den Baum, bezieht. H. übersetzt: „Des Laub nie welkt; denn alles, was er trägt, gerath.“ Ueber die zwar nicht grammatisch-richtige, aber einen sehr poetischen Gedanken enthaltende Uebersetzung M. vom 6. v. „der Sünder Weg verliert sich“ eilt der Kritiker zu flüchtig hinweg. *Mendelssohn* erstalte ein fruchtbares Bild von der Lage des Sünders; er dachte sich einen gebahnten Weg, der sich auf einmal schließt — rund herum Waldungen, Felsen; Tiefen — der Wanderer kennt keinen Ausgang, und die aufbrechende Nacht vermehrt das Peinvolle seiner Lage. Pf. 1, 2. hat durch Hn. H.'s harte Veränderung nichts gewonnen. Er übersetzt: „Empören Erdenkönige sich wider'n Ewigen, und den Er weithet.“ Pf. 2, 12. übersetzt M.: „Heil denen, die er schätzt!“ H. erklärt dies richtiger von denen, die sich in seinen Schutz begeben, die sich als gehorsame Vasallen zeigen, und seines Schutzes werth sind. Der Ausdruck: *lieben Herren* im 4. Pf. wird als unedel verworfen. Ueberhaupt halt Rec. die *Mendelssohn'sche* Uebersetzung dieses Pf. für keine der gelungensten. Auch im 7. v. verdient der Ausdruck: „Lafs deines Angesichtes Strahl — nur weilen über uns!“ eine Rüge, denn von einem Strahl kann nicht *weilen* gesagt werden. Rec. würde die Worte des Originals entweder, „Erhebe deines Angesichtes Strahl, Jehovah, über uns!“ oder noch freyer: „Sieh, Ewiger, auf uns mit heitern Blick hernieder!“ übersetzen. Pf. 7, 6. „Seele im ersten, „Leben“ im zweyten, und „Ehre“ im dritten Versgliede, als bloß hebräisch-poetische Umschreibung der *Person* duldet die deutsche Sprache nicht, und es werden durch solche Uebersetzungen falsche Begriffe bey den, des Originals unkundigen Lesern erregt. Pf. 8, 9. übersetzt *Mendelssohn*: „Er bahnt sich Wege durch die Meere!“ und bezieht dies auf Gott. Hr. H. zelt bemerkt hierbey richtig, daß hier das Subject nicht Gott sey, sondern *Wasserthiere*, außer denjenigen, die man gerade zu unter dem Namen der *Fische* begreift. Er übersetzt: „und was sonst die Bahn der Fluthen geht.“ Vielleicht etwas geschmeidiger so, „und was sich Wege bahnt durch Fluthen.“ Beym achten Psalm endigen sich die, in einem humanen Tone abgefaßten

fasten *Herzlichen Kritiken*. Was nun die von ihm gegebene eigene *Uebersetzung* anlangt; so übertrifft sie unstrittig *Stellenweise* die *Mendelssohn'sche* an Treue, Richtigkeit, und bisweilen selbst an Wohlklang. Im Ganzen genommen aber kommt sie der *Mendelssohn'schen* an achteln Dichtergeiste und an Sprachfülle nicht bey. Dennoch aber kann sie einem neuen Bearbeiter der Psalmen gute Dienste leisten. Als eine Probe setzen wir den Anfang des im Ganzen genommen glücklich überetzten 22. Psalms hieher:

Mein Gott! mein Gott! warum verläßt du mich?

Bist fern? zu helfen mir: — von meinen lauten

Klagen!

Mein Gott! des Tages ruf ich; und du siehst nicht auf!

Die Nacht selbst hab' ich keine Ruh!

Die zweyte Zeile gefällt uns nicht; der Ausdruck: „Ferne seyn zu helfen — von lauten Klagen“ ist zu geschraubt. Warum nicht lieber so:

Warum erreichen meine lauten Klagen

Nicht meinen Retter?

oder noch kürzer so; ohne Frage:

Von Hülfen fern sind meine Klagen!

Die Uebersetzung des 9. v. ist zu unedel: „Ey: — wend' Er sich zum Herrn! — der wird ihn retten!“ — — Schleppend ist der 26. v. überetzt:

Dir sollt' mein Lied ertönen unter der Versammlung Menge;

Erfüllen wollt' ich mein Gelübde vor den Augen aller, die verehren ihn!

Pf. 20, 2. thut das in drey Zeilen dreymal an Ende der Zeile stehende „nicht“ eine üble Wirkung. Der treffliche 20. Pf. ist dagegen ganz gut überetzt. Nur in den Worten des 8. v.: „Beben macht der Ewige die Kadesche Wüste“ dürfte man schwerlich ein Metrum erkennen. Pf. 31, 21. kommt eine janisch-seynsollende Zeile von ein und zwanzig Sylben vor!

„Du birgst sie, in der Wohnung, wo dein Antlitz glänzet, gegen Anderer Verläumdung.“

Nr. 2. Wenn man die Unbestimmtheit des Titels abrechnet, — denn welcher gebildete Schriftsteller dürfte wohl „alle Classen von Lesern mit liebe Kinder!“ antreden? — wenn man einige zu detaillirte Beschreibungen überseht, und den ungewohnten V. seinen langweiligen Ton zu gute halt; so wird man manches Nützliche und Brauchbare in dieser Schrift finden. Nur für Kinder ist die Lectüre der Psalmen nicht geeignet, wenn sie sich auch einzelne dunkle Stellen erläutern lassen sollten. Manche, in den Psalmen herrschende Begriffe stimmen mit den geläuterten Religionsbegriffen, die man der Jugend einprägen soll, gar nicht überein. In der Vor Erinnerung wird die von uns angezeigte Arbeit des Hn. H. über die

Psalmen empfohlen. Die Veranlassung zu manchen Psalmen wird gut angegeben, bisweilen scheuen uns jedoch die Gründe des Vfs. nicht stark genug zu seyn. Auch in dieser Schrift kommen ungewöhnlich viele *Gedankenstriche*, und bisweilen da vor, wo sich gar nichts hinzu denken läßt. Beym 41. Pf. brechen die Erläuterungen ab, die dem denkenden Laien das Verstandniß mancher dunkeln Psalmstelle erleichtern werden.

Nr. 3. Hn. K's metrische Psalmenübersetzung ist zunächst für den Gebrauch seiner Vorlesungen bestimmt. Um aber auch denen zu nutzen, die sich seines mündlichen Unterrichts nicht bedienen, oder die ohne einige Kenntniß der Grundsprache die Psalmen dennoch lesen und verstehen wollen, hat er seine Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen doppelter Art begleitet. Die unter der Uebersetzung stehenden Bemerkungen beschäftigen sich mit der nähern Entwicklung des Sinnes schwieriger Stellen und der Dichterbilder. Die am Ende des Buchs abgedruckten Anmerkungen sind größtentheils kritischen Inhalts, und geben die verschiedenen Lesarten an, denen Hr. K. folgte. Die Veranlassung und der Inhalt der Psalmen ist größtentheils sehr glücklich, und, bey aller Kürze, doch deutlich angegeben, und was andere Ausleger in dieser Hinsicht geleistet haben, mit guter Beurtheilung benutzt worden. Nur hier und da ist Rec. nicht der Meynung des Vfs. Z. B. Pf. 2. Nach Hn. K's Meynung, belingt darin David den Messias, und die Grundzüge des Gemaldes sollen von Davids Regierung, die zum Ideal erhoben worden wäre, hergenommen seyn. Weit mehr Wahrscheinlichkeit hat für uns die Meynung des Hn. Dr. Paulus, welcher glaubt, dieser Psalm sey seiner ersten Bestimmung nach, ein kriegerisches Troitzied gegen auswärtige Feinde Salomo's, bey seinem Regierungsantritt von ihm selbst gedichtet. Nachher sey dieser Psalm bey Königsweihungen immer wieder neu gedichtet, und zuletzt ein Lied voll Hoffnungen für den Juden und Christen geworden. David's Ton weht nicht in diesem Psalm; und wenn Rec. diesen Psalm auch nicht für Salomonisch halten, sondern ihn auf den David beziehen wollte; so würde er doch höchstens nur annehmen, daß er auf den David gedichtet sey. Was den Messianischen Gesichtspunct anlangt; so ist es in unsern Tagen nicht so ganz leicht, diesen zu erörtern; ohne ihn an veraltete dogmatische Ideen zu knüpfen. — Den letzten Theil des 10. Psalms vom 16. v. an, hält Hr. K. für Fragment eines eigenen Liedes, in welchem ein über fremde Völker (vielleicht über die Jesuiter 2. Sam. 5, 6 fg.) erfochtener Sieg besungen wurde. Die Vervollständigung des 16. Psalms, so wie die des 143ten, setz der Vf. in die Zeiten der Abfalonischen Unruhen. Nur wurde, seiner Meynung nach, der 16. Psalm von David später vervollständigt, als die Sachen bereits eine günstigere Wendung genommen, und David erfahren hatte, daß Huiasi für ihn so günstiger Rath von Abfalon befolgt würde. Den 45. Psalm hält Hr. K., mit vie-

len andern Auslegern, für eine Ode auf den Messias, den sich die jüdische Nation unter dem Bilde des größten irdischen Monarchen dachte. Rec. kann in diesem trefflichen Dichtergemälde, worin man die schönsten Züge orientalischer Pracht und die anmuthigsten Bilder jungfräulicher Liebe findet, noch immer nichts anders erkennen, als einen Gesang eines ungenannten Dichters, der einem Könige zur Veremählung mit einer ausländischen Prinzessin Glück wünscht. Nach Hn. K. soll Paulus Hebr. 1, 8. zeigen, wie der Christ diesen Psalm zu verstehen habe. Dies möchte doch wohl etwas zu viel gesagt seyn. Die Verfertigung des 89. Psalms verlegt der Vf. in die Zeiten der Regierung des Königs Hiskias. „Als Hiskias an der Pest tödtlich krank darnieder lag, seine Hauptstadt von Feinden umringt war, er selbst noch keine Erben hatte (Jes. 37, 38.), und keine Aussicht vorhanden war, dass die Hoffnungen des Hauses David in Erfüllung gehen würden, die sich auf eine Verheißung Nathans bezogen: Jehovab wollte David's Nachkommen erhasen und ihren Thron besetzen (2. Sam. 7, 16. 2. Chron. 7, 18.): da sang ein Dichter dieses Lied, in welchem er eine Verheißung Nathans weitausläufiger anführt, dann den gegenwärtigen Zustand des Reichs schildert, und zuletzt Jehova um Rettung und Hülfe bittet. Die Sprache des Liedes trägt Spuren dieser späteren Zeitperiode, auch wird v. 46. der König noch als jugendlich beschrieben. Sonach kann aber Ethan, der Bruder Hemans, 1. Chron. 6, 18. 15, 17. der zu David's Zeit einer von den Aufsehern der Tempelmusik war, nicht der Vf. des Liedes seyn; sondern die Ueberschrift ist entweder unrichtig, oder es ist an einen andern zu Hiskias Zeiten lebenden Ethan zu denken.“ Der 110. Psalm ist, nach Hn. K., wieder eine Hymne auf den Messias. Die Ueberschrift des 139. Psalms, welche den David als den Verfasser angebt, hält Hr. K. mit Recht für unrichtig. Die Sprache des Liedes, die darin so häufig vorkommenden Chaldaismen und Syriasmen verrathen deutlich genug einen spätern Dichter.

(Der Beschluss folgt.)

LEIPZIG, b. Hertel: *Katechetisches Handbuch über das von Hn. D. Rosenmüller herausgegebene christliche Lehrbuch. Erster Theil. 1799. 146 S. 8. (7 gr.)*

Sich zum Führer Anderer in der Katechisirkunst aufzuwerfen, dazu gehört in der That mehr, als die nothdürftige Geschicklichkeit, einen Abschnitt eines Lehrbuchs in einige Fragen zu zerlegen, und das, was man dem Schüler abzufragen sich nicht geschickt genug fühlt, in langweiligen Zwischenreden vorzu-

predigen. Der Vf. des gegenwärtigen Handbuchs ist noch nicht mit der Kunst, Begriffe zu entwickeln, so vertraut, wie man sie in *Gräffe's* Katechetik und in einigen gedruckten Katechisationen angewandt findet. Zwischenreden, welche bey katechetischen Unterredungen, die vor einer gemischten Versammlung gehalten werden, zweckmäßig seyn können, dürfen in gewöhnlichen Katechisationen, wo Alles vornehmlich auf Entwicklung der Begriffe abzielt, nicht so häufig vorkommen, wie in diesem Handbuche. In der Fragenbildung ist der Vf. noch nicht gewandt genug. Daher er bald zu leicht, bald zu schwer fragt. Seine Begriffe sind zum Theil noch nicht zur völligen Klarheit gereift, wie man aus folgender Stelle sieht, S. 12.: L. Beides aber, eine wahre Erkenntnis von Gott und würdige Verehrung desselben lernen wir — wo? K. In der wahren Religion. Scheint das nicht als ob die wahre Religion ein Ort oder ein Buch, oder Etwas dem ähnliches wäre. Im Vortrage selbst stößt man auf eine Menge Tautologien wie S. 1. Durch ihn (den Religionsunterricht) erhaltet ihr die Mittel, die euch in Leiden und Widerwartigkeiten dieses Lebens stets trösten, aufrechten und beruhigen können. Auf dem literarischen Jahrmarkt wird überhaupt jetzt die Firma: *Katechetik*, häufig ausgehungen, und das Publicum nicht selten getäuscht. Um dem daraus entspringenden Unwesen zu steuern; darf sich hier die Kritik keine Schonung erlauben. Daher wir auch dem Vf. zu einer Fortsetzung unmöglich rathen können.

HANNOVER, b. Hahn: *Entwurf eines christlichen Religionsunterrichts für gebildete Konfirmanden. Von D. G. Leßs. 1797. 276 S. (16 gr.)*

So viel Abtheilungen und Unterabtheilungen in diesem Entwurf vorkommen; so ist es doch sehr schwer, den eigentlichen Ideengang des Vfs. heraus zu finden. Ordnung und Präcision war überhaupt nicht die Sache des sel. Leßs. Sein Bestreben, einen eigenen Weg zu gehen, führte ihn zu oft in seine Lehrbüchern von dem natürlichen Pfade ab; seine Neigung sich kurz, energisch und original auszudrücken, machte ihn oft pretios und undeutlich. Oft wurden gemeine Sachen in gefuchten Ausdrücken vorgetragen. Dies alles wird man auch in dieser kleinen Schrift finden. Rec., der oft gebildete Konfirmanden unterrichtet hat, würde in großer Verlegenheit seyn, auch ihr zu lehren. Schon die Menge von biblischen Sprüchen, die wörtlich abgedruckt sind, findet er unzweckmäßig. Daneben aber herrscht in vielen Sätzen ein so abprechender Dogmatismus, dass mancher denkende Jüngling sich dabey schwerlich beruhigen dürfte.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. November 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) *ALTENBURG, b. Richter: Die Psalmen, neu übersetzt von Wilhelm Friedrich Hezel, etc.*

2) *Ebendasselbst: Die Psalmen; dargestellt nach ihrem wahren Geiste etc.*

3) *LEIPZIG, b. Köhler: Die Psalmen. Metrisch übersetzt und mit Anmerkungen von Christian Gottlieb Kühnol. etc.*

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was nun die neue metrische Uebersetzung des Hn. Kühnol anlangt, so nähert sie sich dem Ideale einer guten Uebersetzung mehr, als die meisten der bisher erschienenen. Sie ist nicht nur treu und verständlich, sondern auch größtentheils kräftig und wohlklingend. Man vermisst in ihr nicht jene Würde, vereint mit kunstloser Einfachheit, welche den meisten Psalmen in der Urschrift eigen ist. Sie bringt die schönen Blumen des Morgenlandes gefälliger dar, als die meisten ihrer älteren Schwestern. Nur selten möchte man ihr noch etwas mehr Gedrängtheit und Geschmeidigkeit, und dem Ausdrucke mehr Poesie wünschen. So fängt z. B. gleich der 1. Pf. ziemlich prosaisch an: Wohl dem, der nicht befolgt der Freveler Denksart! Das Pf. 4. und sonst häufig in den Ueberschriften vorkommende מִן הַשָּׁמַיִם ist zu sehr durch

Kapellmeister modernisirt. Als eine Probe der gelungenen Stellen setzen wir den Anfang des 19. Psalms hierher:

- 1) Der Himmel rühmt Jehovens Größe,
Der Aether zeigt, was er vermag.
- 2) Ein Tag ruft es dem andern zu,
Und jede Nacht mach's kund der andern.
- 3) Kein Unsicht und keine Sprache,
Von der man nicht den Schall vernahmt!
- 4) Ihr Klang durchtönt den Erdenkreis
Ihr Ruf bis zu des Erdballs Ende.
- 5) Er gab der Sonn' ihr Zeit am Himmel,
Sie kommt — so wie der Neuernahle
Hervorkommt aus dem Brautgemach.
Und wehgemuth so wie ein Held,
Durchreißt sie die bestimmte Bahn.

V. 1. Würden wir, Ratt Aether, lieber Wolkenbau
übersetzt, und das zweyte Glied so gegeben haben:

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

„der Wolkenbau verkündigt seine Werke.“ Im 4. V. paßt das Wort: durchtönt doch nur zum ersten Gliede des Verses; denn man kann nicht sagen: „Ihr Ruf durchtönt bis zu des Erdballs Ende.“ Warum nicht lieber so:

Ihr Klang durchtönt den Kreis der Erde,

Ihr Ruf erschallt so weit, als die bewohnte Welt?

Die Worte: שֶׁשֶׁשׁ טֶם אֶחָד בָּהֶם möchten wir lieber zum Vorübergehenden ziehen. Hr. Kühnol fängt damit einen neuen Vers an, wodurch aber der genaue Zusammenhang unterbrochen wird. Der Klang jener allgemein verständlichen Sprache soll so weit erschallen, als die bewohnte Welt sich erstreckt, bis dahin, wo Gott der Sonne ihr Zeit aufschlug. Das Wort מִן, welches außer dieser Stelle nur noch Joel 2. 16. vorkommt; hat Hr. K. gut durch Brautgemach übersetzt; denn in dem Herausgehen aus dem Brautgemache liegt zugleich die schöne Erinnerung an den Morgen. Nur bleibt auch in seiner Uebersetzung die unendlichen unpassende Vergleichung eines weiblichen Wesens — der Sonne — mit einem Bräutigam. Mendelssohn's seines Gefühl sträubte sich gegen diese Vergleichung, um ein Masculinum zu haben, übersetzte er שֶׁשֶׁשׁ durch Sonnenglanz. Da jedoch Glanz nur eine Eigenschaft der Sonne, nicht aber die Sonne selbst ist; so hat auch dieses seine Unbequemlichkeit, und man wird also wohl jene kleinere ertragen müssen. Wir wunderten uns darüber, daß Hr. Kühnol die unpassende Ueberschrift des 34. Psalms nicht nur überfetzte, sondern sie auch als eine richtige Angabe der Gelegenheit gelten liefs, bey welcher dieses alphabetische Lied verfertigt worden sey. Die moralischen Gemeinprüche, welche dieser Pf. enthält, stimmen mit der Ueberschrift gar nicht überein, und können eher bey jeder andern Gelegenheit zusammengefaßt worden seyn. Pf. 68, 7. hat Hr. K. יְרֵדוּךָ nicht Verwaisete, sondern Irrende übersetzt. Pf. 84, 4. hat er יְרֵדוּךָ mit Mendelssohn, durch Schwabe gegeben. Andere haben es durch Turteltaube übersetzt. Da jedoch dies Wort hier, und Spr. 26, 2., wo es noch einmal vorkommt, dem Genus Vogel entgegengefaßt wird; so ist es noch gar nicht ausgemacht, ob es überhaupt eine Vogelart, und nicht eher ein anderes Thier anzeigen soll. Das Wort קָן von קָן bauen; wird auch bey andern Thieren gebraucht. Der 90. Psalm ist gut übersetzt; nur ist die Abtheilung desselben in drey Chöre zu willkürlich. Der sel. Mendelssohn fand nur im letzten Verse eines Chorgesangs.

Uu

Pf.

Pf. 91., 2. scheint uns die Aenderung des *אֶרֶץ* in *אֶרֶץ* oder *אֶרֶץ* nicht nöthig zu seyn. Den 137 Pf. hat Hr. K. recht schön, und wie es sich für dies Klagebuch schicken, in Trochäen übersetzt. Nur ist der 9te V. zu hart scandirt; „Jä! Heil dem, der deine Kinder greift!“ etc. Diesen letzten grausamen Gedanken suchte Mendelssohn dadurch einigermaßen zu mildern, daß er statt Kinder oder Säuglinge, das gewöhnlichere Wort Brut substituirt:

Heil dem, der deine Brut ergreift,
Und an dem Fels zerchüßigt!

Auch Hr. K. hat, nach dem Beispiele anderer Bibelklärer, sich der Abtheilung mehrerer Psalmen in *abwechselnde Chöre* bedient, wodurch allerdings mehr Licht über den Gang derselben verbreitet wird. Er hat 57 Psalmen in dergleichen Wechselchören dargestellt. Dafs hierbey auch viel Willkürliches statt finde, — so machen z. B. hier im zweyten Pf. die *Emporer* einen *eigenen Chor* aus! — und dafs man schon hin und wieder anfangs, mit Chorgefangen, Liederfragm.nten, Trennungen und Versetzungen grossen Mißbrauch zu treiben, fällt in die Augen; und es möchte daher wohl Zeit seyn, den Bibelübersetzern mehr Vorlicht und Behutsamkeit anzurathen.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Beygang: *Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig, nebst der umliegenden Gegend.* Herausgegeben von J. G. Leonhardt, ordentl. Professor der Oekonomie zu Leipzig. Mit einem Plane und Titelkupfer. 1799. XVI. u. 750 S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Seit funfzehn Jahren ungefähr hat Leipzig eine neue, und unstreitig seine blühndste Epoche begonnen, welche es theils zufälligen Begünstigungen mehrerer Umstände, theils und vornehmlich dem Gemeinfinn und Geschmack des um Polizeyverbesserungen sowohl als um die Verschönerung der Stadt höchst verdienten Geh. Kriegsraths Müller verdankt. So wie das Aeusere derselben sich seit kurzem auf eine Art umgeformt, welche nicht blofs den Fremden, sondern selbst den Einheimischen, der nur ein Lusttrum abwechselnd war, auf das angenehme überrascht; so hat auch ihr Handelseinfluss einen veränderten und von dem vorigen ganz abweichenden Gang genommen. Eine neue Beschreibung dieser merkwürdigen Handelsstadt, nach ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, war daher jetzt mehr als jemals Bedürfnis, und schwerlich konnte die Befriedigung desselben von einem andern Gelchtem mit so günstigem Vorurtheil erwartet werden, als von Hn. Leonhardt, dem der patriotische und durch eine vortheilhafte literarische Anstalt um Leipzig selbst sehr verdiente Verleger schon vor mehreren Jahren dies Geschäft übertragen hatte. Hr. L. hat alles geleistet, was man

von dem berühmten Geographen der Sächsischen und Preussischen Länder vorauszusetzen oder auch zu fordern berechtiget war. Ueberall bewährt sich seine unermüdete Thätigkeit im Sammeln brauchbarer Nachrichten, überall seine Genauigkeit und Einficht in Verarbeiten derselben. Er begnügte sich nicht, die vorzüglichsten Schriftsteller, welche in *Meiners's* Versuch einer Literatur der sächsischen Geschichte und Staatskunde I. p. 198—234. verzeichnet sind, zu benutzen, sondern zog noch überdies viele handschriftlich und mündlich mitgetheilte Nachrichten zu Rathe. Aus diesem Stoffe bildete er nicht blofs eine Beschreibung, sondern eine formliche Geschichte von Leipzig, welche in Ansehung der Vollständigkeit, Wahrsamkeit und Ordnung alle ihre Vorgängerinnen weit übertrifft. Mag man auch dem Vortrage die und da weniger Trockenheit, und Weisheitsfähigkeit; mag man der ganzen Darstellung mehr Mannichfaltigkeit und Aumuth wünschen; so wird man doch nirgends den pragmatischen Topographen vermissen, der sich durch dieses Werk neben den würdigen Beschreiber der königlich preussischen Residenzstädte einen ruhmvollen Platz erworben hat. Auch bekennet Hr. L. in der Vorrede selbst, dafs ihm der nach den Ortnmständen abgeänderte Plan des *Nicolaischen* Werks Muster der Nachahmung gewesen sey.

Der Hauptzweck des Vfs., nach welchem die Wahl und Ausführung der Materien natürlich beurtheilt werden mufs, ging dahin, sowohl eine richtige Geschichte der stufenweise bewirkten Vergrößerung der Stadt, als auch die in verschiedenen Zeiträumen erfolgten Ausbildungen der Nahrungsgewerbe, der Wissenschaften, der Verfassung und des Einflusses derselben theils auf die allgemeinen Handelsverhältnisse, theils und insbesondere auf den Nahrungszustand der kurfürstlichen und angrenzenden Länder zu schildern. Ohne daher die Neugier zu befriedigen, welche etwa Erzählungen von Wunderzeichen, von Bürgerfehden der ältern und mittlern Zeit, oder ähnliche Nachrichten hier suchen dürfte, hat der Vf. vielmehr nur solche Begebenheiten aufgenommen, welche auf den vermehrten oder verminderten Wohlstand der Stadt unabweislichen Einfluss gehabt haben. Vorzüglich aber hat er sich dadurch, selbst bey den Einheimischen, ein grosses Verdienst erworben, dafs er eine genaue, auf Urkunden sich gründende Darstellung von dem Gerichts- und Polizeywesen, der Universitätsverfassung u. s. w. geliefert, und die Urkunden und Actenstücke zum Theil selbst seinem Werke einverleibt hat.

Gleich die Geschichte der Entstehung der Stadt und ihrer allmählichen Vergrößerung bis auf unsere Zeiten, welche die *Einleitung* des Werkes ausmacht, ist zwar etwas weilaufig (S. 3—70.) ausgefallen, aber durchaus historisch und diplomatisch begründet, und giebt einen schönen Beweis von der Kunst, womit der Vf. die zerstreutesten Nachrichten zu einer chronologischen Deduction zu verbinden und zu ord-

nen verkehrt. — Die Topographie der Stadt innerhalb der Ringmauer in der ersten, und die Topographie der weitausläufigen Vorstädte in der zweyten Abtheilung wird dadurch interessanter gemacht, daß mehrere Denkmäler der bildenden Künste, welche hier bald Häuser, bald Gärten, bald die Esplanade verschönern, mit einer lehrreichen Ausführlichkeit behandelt werden. Wir machen nur auf die Beschreibung des Mülserfchen, von dem berühmten Kreuchaus erbauten Hauses aufmerksam, das sich sowohl durch seine innere, ungemün geschmackvolle Einrichtung, als durch die merkwürdige Suite der darin befindlichen Oesefchen allegorischen Gemälde auszeichnet: von den letzten wird hier S. 237 — 247. die Kreuchauffische, mit Kunstfönn entworfene Schilderung mitgetheilt. An diese Topographie schließt sich eine mit mühsamer Genauigkeit angestellte Berechnung der Anzahl der Einwohner, von Orto dem Reichen (zwischen 1156 und 1189) bis auf die neuesten Zeiten an: überall wird die allmähliche Vermehrung derselben aus Urkunden, und von mehreren Jahren auch eine sorgfältige tabellarische Eintheilung geliefert. In dem letzten Jahre (1797), von welchem hier eine Berechnung der Volksmenge angestellt ist, belief sich dieselbe auf 31, 847 Einwohner. Sehr auffallend ist die für eine nur mittelmäsig große Stadt außerordentliche Sterblichkeit, welche in Leipzig herrscht. Der Vf. will sie keinesweges von der unreinen Luft oder andern Umständen, sondern bloß von der schlechten Wartung und Pflege herleiten, welche den Kindern der üntern Bürgerclassen überhaupt, und den unehelichen Kindern insbesondere zu Theil wird. Allein wir müssen seiner Versicherung widerprechen, daß die Einwohner der Stadt insgesamt, auch in der niedrigsten Gegend, einer sehr gesunden Luft genießen (S. 253.). Vieles ist allerdings auch in dieser Hinsicht verbessert, seitdem Leipzig weder fließende stinkende Wasser, noch die alten Schwindgruben mehr hat: allein wir fragen den Vf., ob er jene Behauptung auch auf den ganzen Brühl, und, um mehrere enge Gäßchen und viele Höfe zu verschweigen, auf die fast immer mit Unrath und widrigen Gerüchen erfüllte, ziemlich lange Sandgasse zu beziehen sich getraue. — Nicht minder bemerkenswerth ist, was der Vf. S. 259. erinnert: daß, nach den gewöhnlich angenommenen Grundsätzen von dem Verhältnisse der Gebornen zu der Anzahl der Lebenden, Leipzig mit keiner europäischen Stadt zu vergleichen ist, sondern in diesem Stücke selbst Rom übertrifft, da in Leipzig mit Gewißheit auf 32 Lebende eine Geburt gerechnet werden kann, weil man dadurch der gezählten Volksmenge am nächsten kommt. — Dem politischen Rechner wird das zur Uebersicht des Steigens und Fallens der Geburten, Gebornen und Gestorbenen S. 260. eingerückte authentische Verzeichniß von dem J. 1617 bis 1793 noch zu manchen andern Vergleichen fruchtbringend Anlaß geben. — Die vierte Abtheilung, die von den Nahrungsgewerben der Einwohner, von dem Handel, den Münzen, Maas und Gewichte han-

delt, hebt mit der wahren Bemerkung an, daß Manufacturen und Fabriken kaum dem sechszehnten Theile der Leipziger Einwohner ihre Nahrung verschaffen können, weil gerade Leipzig unter allen kursächsischen Städten aus mehreren Ursachen der unschicklichsten Ort ist, dergleichen zu errichten. Die noch jetzt vorhandenen Anstalten dieser Art werden sorgfältig aufgezählt: bey weitem der größere Theil der daseigen Einwohner ernährt sich durch Betreibung ihrer Handwerke und Künste, deren mehr oder weniger blühender Zustand von dem Steigen und Fallen der Handlung und der Universität abhängt. Hier eine weitausläufige und genaue Geschichte des Leipziger Handels, der sowohl auf die drey Messen gegründet ist, als auch außer denselben eine andere Hauptnahrungsquelle ausmacht. Der Betrag der sammtlichen im Laufe eines Jahres nach Leipzig eingehenden Waaren wird auf 260,000; und mit Inbegriff der Waaren, welche in den dasigen Fabriken, Manufacturen und Buchdruckereyen gefertigt werden, auf 290,000 Centner angelezt; die nach einer auf Wahrseheinlichkeit beruhenden Classification die Summe von 18,000 Thalern geben. — Von vorzüglichem Interesse ist die fünfte Abtheilung, welche die Gerichts- und Polizey-Versaffung begreift. Der Vf. führt die Geschichte derselben bis auf die demokratische Regierungsverfassung zurück, welche unter den Sorben in Städten und Dörfern statt fand: er handelt von dem Magistrat überhaupt; von dem Stadtgerichte, der Landrube, der Vormundschafsstube und dem Handelsgerichte, als welchen vier aus dem Magistrate deputirten Collegien die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit zustehet; von der Stadtkämmerey. In dem Abschnitte über die Polizeyverfassung hat Hr. L. die Erhebung des nach Schließung der Thore eingeführten Einlassgeldes, welche freylich, seit dem der Thorfluß mit Rücksicht auf die wahre astronomische Tageslänge vollzogen wird, nicht mehr so drückend ist, sehr nachdrücklich vertheidiget, und die in Leipzig so weise und wohlthätig angeordneten Feueranstalten, wie sie nicht leicht eine Stadt in Europa besitzt, mit vollem Rechte gerühmt. — Wenn die sechste Abtheilung, welche von der kirchlichen Verfassung, dem Jure patronatus, der Liturgie, dem Anfange und Beschlusse des Gottesdienstes einen bloß historischen Bericht erstattet, einige Befremdung über die noch immer in Leipzig gepflegte Alterthümlichkeit erregen, und zu manchen frommen Wünschen Anlaß geben sollte; so wird man desto die folgenden Abtheilungen (6—8) von den Landescollegien, die nicht in der Residenzstadt, sondern in Leipzig ihren Sitz haben, von den landschaftlichen Collegien, d. h. den Einnahmen, welche zur Erhebung der von den Landständen jedesmal auf den Landtagen bewilligten Steuern bestimmt sind, und endlich, von der Universität, ihrer belehrenden Genauigkeit halber, mit desto größerer Befriedigung lesen. Zur Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Steuerertragnisse ist S. 217. eine Tabelle über die Steuer-Capital-Sebel-

den eingerückt, „wie solche im Neujahrsmarke 1764 gestanden, was darauf Inhalts der im Neujahrmarke 1793 gefertigten Tabelle vom J. 1764 bis mit 1792, dann vom J. 1793 bis 1799 Inhalts der Jahresrechnung 1798 noch im Reite verblieben ist.“ An die Geschichte der Universität, deren ganze, sehr complicirte Verfassung nach dem jetzt bestehenden Personale vollständig geschildert wird, schließt sich die Aufzählung der sechs gelehrten Gesellschaften, welche mit ihr in genauer Verbindung sind. Mit Vergnügen sehen wir hier, neben der alternden deutschen Gesellschaft, nunmehr auch zwei neuere vielversprechende Societäten, die philologische, von Hn. Prof. Beck, und die Linneische, von Hn. D. Ludewig gestiftet, in der Reihe aufgeführt. Dem Schulwesen und Anstaltswesen ist die zehnte Abtheilung gewidmet. Jenes ist ausnehmend erweitert, seitdem der Thomas- und Nicolai-Schule die wohlthätige, vom Rathe gestiftete und seit 1792 eingerichtete Freyschule für arme Kinder beiderley Geschlechts hinzugefügt worden. Die hier weitläufig geschilderte Einrichtung derselben, wird jeden Patriotenbegünstigten mit Freude und Dank gegen die edeln Stifter erfüllen. Das Institut für Taubstumme, das unter der Oberaufsicht der Universität steht, wird noch jetzt von der Wittwe des verstorbenen Heinicke, in Verbindung mit ihrem Adjunct, Hn. Petzke, welcher den Unterricht ertheilt, fortgesetzt. — Die elfte Abtheilung umfaßt die Bibliotheken, die Naturalien-Gemahlde- und Kunst-Sammlungen und Schenkungen. Der Büchervorrath, den gegenwärtig die Raibsbibliothek bezieht, wird zu 35,000 Bänden, so wie der der Universitätsbibliothek zu 25,000 Bänden und 2000 zum Theil sehr wichtigen Manuscripten angegeben. Die Bibliothek bey der Sternwarte ist unter allen die neueste: sie giebt dem Vf. Veranlassung, sich (S. 111.) über das Observatorium selbst zu verbreiten. Die folgenden Abtheilungen (12. 13.), welche von den milden Stiftungen und ihrer Verwaltung, sodann von den Vergnügungen,

Gärten und öffentlichen Spatziergängen der Leipziger handeln, brauchen, um das nöthige Interesse zu erregen, nur bezeichnet zu werden: jedoch verrath der Vf. da, wo er von den städtischen Vergnügungen seiner Mitbürger, und namentlich vom Schauspiele spricht, allzu lebhaft seine Vorliebe für die Stadt, deren Glanz und Ruhm durchaus nichts beschatten soll. — Dem Fremden, der sich in Leipzig verweilet, wird die in der vierzehnten Abtheilung enthaltene Nachricht von verschiedenen Dingen, welche er notwendig wissen muß, z. B. von der Ankunft und dem Abgange der Posten, von der Posttaxe, von den vorzüglichsten Aerzten, Handels- und öffentlichen Gast-Häusern, von dem, was man bey'm Mienhen einer Lohnkutsche, eines Pferdes, oder bey'm Gebrauch der Säufte zu zahlen hat u. f. w., sehr willkommen seyn, wenn sie gleich nicht überall den vertrauten Wink eines Freundes, der Leipzig genau kennt, entbehrlieh macht. Auch kann, wie sich von selbst versteht, ein großer Theil dieser Nachrichten nur etwa zwey bis drey Jahre lang seine Gültigkeit behaupten, da das Meiste, wovon die Fremden hier belehrt werden sollen, dem steten Wechsel der Zeit und des Glucks unterworfen ist. Eine ausführliche Beschreibung der Leipziger Kreisamts-Bezirks macht in der funfzehnten Abtheilung den Beschluß. Noch ist endlich, zur bessern Uebersicht für Einheimische und Fremde, von dem Verleger ein Plan der Stadt beygefügt, welcher nicht bloß die Straßen genau anzeigt, sondern auch die Nummern der Hauser und überhaupt die in neuern Zeiten geschehenen Veränderungen nachweist: wodurch die Bestimmung dieses Buchs, zugleich zum Wegweiser zu dienen, ungemein erleichtert worden ist.

Ohne Druckort: *Kurzer Begriff aller Künste, Handwerker und Geschäfte des gemeinen Lebens, ein Lesebuch für Knabenschulen vom Pfarrer J. G. Beck.* 2te Ausgabe. 1796. 104 S. 8. (4 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pastorale. *Lubeck und Leipzig, b. Bohn: Die Grundsätze der englischen Sprache, für den Jugendunterricht: entworfen von A. J. B. Fichten. 1799. 50 S. 8. (3 gr.)* Auf diesen wenigen Bogen ist nicht allein die Aussprache des Englischen, sondern auch die Form der wichtigsten Redetheile, ihre Declination und Conjugation, in möglichst Kurze vorgetragen. Daß diesem Lexikalen manches an Vollständigkeit fehlt, läßt sich leicht erkennen; doch bleibt er immer für Lehrer brauchbar, wenn die Lücken nach Verhältniß der Fertigkeiten und Fortschritte ihrer Schüler auszufüllen wissen.

Einige hervorsteckende Fehler in der Aussprache sind: S. 5. *shall*, dessen *a* nicht wie in *tail* lautet, sondern wie ein *duapies* *u*; S. 19. *country*, dessen *ou* nicht wie *an*, sondern wie kurzes *o* ausgesprochen wird; S. 21. *true* nicht *trjn* sondern *truh*. — Das Zeichen eines *verbs reflectivi* (welches der Vf. *reciprocum* nennt) ist *one'self*, nicht *himself*. Man sagt also *to wash one'self*, aber nicht *to wash himself*, wie S. 49. lehrt. Ein *verbum reciprocum* hat zum Beysatze auch *other*, welches der Vf. nicht erwähnt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 7. November 1799.

GESCHICHTE.

DORTMUND U. ESSEN, b. Blothe u. Comp.: *Nicolaus Kindlinger's nähere Nachrichten vom ältesten Gebrauche der Siegelblatzen und des Siegellacks in dem 16ten und 17ten Jahrhunderte.* Ein Beytrag zur Geschichte der Diplomatiek und der nützlichen Erfindungen. 1799. 6; Bog. 8. (6 gr.)

Durch die Schriften der fleissigen Diplomatiker Spiess, Schwartner und Roos wußte man, daß die älteste bisher bekannte mit einer Oblate gefiegelte Scriptur vom Jahre 1603 war, und der Gebrauch der Siegelblatzen bey eigentlichen Urkunden nicht über das J. 1623 hinausgehe, bey Kanzley- Aunts- und Cabinetsschreibern aber erst gegen den Ausgang des 17ten Jahrhunderts, und zwar nur in den am linken Rheinufer liegenden Reichslanden, eingeführt sey. Da Hr. K. Beweise früherer Siegelung mit Oblaten fand; so theilt er im gegenwärtigen Tractate das Resultat seiner, der Verwandtschaft wegen zugleich an den älteren Gebrauch des Siegellacks und der Notariatslignate gerichteten, Beobachtungen mit. Ein sehr dankenswerthes Geschenk, durch welches die Kenntniß eines zwar kleinen, aber nicht zu vernachlässigenden Nebenzweiges der diplomatischen Semiotik mehr Licht und Bestimmtheit erhält. Das älteste *Oblaten*-Siegel fand der Vf. in dem fürstl. Essenschen Archive an einem Briefe vom 13ten Junius 1571, den Johann Jakobs (Jakobssohn) aus Arennshorst in Salzlände an die Aebtrissin Irmgard von Essen geschrieben hat. Ausser diesem fand ihn aus dem 16ten Jahrhunderte noch drey, oder eigentlich vier solche Siegel an Briefschaften von den Jahren 1579, 1590, 1597 und 1600 zu Gesicht gekommen. Das letzte dieser Siegel rechnet er ohne Grund zum nachfolgenden Jahrhunderte. In diesem wurden die Befehlungen mit Oblaten häufiger, und der Vf. führt aus dem ersten Viertel desselben deren ziemlich viele an von den Jahren 1602, 1604, 1607, 1610, 1614, 1616 (von diesem Jahre zwey), 1618, 1619, 1620 (hievon drey), 1622, 1623 (aus diesem Jahre ebenfalls drey), 1624 (fünf), und 1625. Bis dahin bedienten meistens nur der niedere Adel und Bürgerliche, seltener höhere Standespersonen sich der Siegelblatzen. Im zweyten Viertel des 17ten Jahrhunderts siegelten schon viele geistliche und weltliche Fürsten und Grafen, in und ausser Deutschland, mit Oblaten, nicht nur ihre Handbriefe, sondern auch ihre Kanzley- und Cabinetsschreiben und Urkunden; gleich nach der Hälfte des gedachten Jahrhunderts aber wurde der

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

Gebrauch der Siegelblatzen bey den Kanzleyen und bey Ausfertigung öffentlicher Urkunden noch gemeiner, welches hier S. 34—46 an genugsamen Beyspielen überzeugend erwiesen ist. Im letzten Viertel, nicht, wie der Vf. nachher einmal aus Uebereilung sagt, schon in der ersten Hälfte, des 17ten Jahrhunderts ist denn das Siegeln mit Oblaten unter Personen höhern Standes fast allgemein geworden. Was Gerichtspersonen und Notarien betrifft, so wurden, nach den bisherigen Daten zu schliessen, die Siegelblatzen bey den geistlichen Gerichtsstellen früher, als bey den weltlichen eingeführt. — Das als Epoche des Gebrauchs des spanischen Wachses zum Siegel bekannte Jahr 1533 behauptet sich noch in dieser Würde, Nicht einmal so hoch hinauf reichen die von unserm Vf. gemachten Entdeckungen, da das älteste ihm vorgekommene mit spanischem Siegelwachs versehene Document vom 14ten Nov. 1532 ist. Inzwischen sind seine S. 52—67 mitgetheilten Bemerkungen über diese Materie lesenswerth, weil die Theorie durch sie etwas mehr vervollständigt wird. Einige hieher gehörige Erläuterung kann er im 92ten Stücke des neuen hannoverschen Magazins vom J. 1793 finden. Die Farbe der Oblaten sowohl als des Siegellacks war der Regel nach roth. Von andern Farben kommt im 17ten Jahrhunderte die schwarze bisweilen vor, die übrigen sieht man selten; doch hat der Vf. weisse Oblaten an zwey Schreiben von den Jahren 1623 und 1624, und grüne an zwey andern von den Jahren 1637 und 1644 gefunden. Schwarzes Siegelack zu verfertigen, war schon im J. 1579 bekannt, aber der Gebrauch desselben wird kaum vor dem J. 1630 angetroffen. Die Oblaten von schwarzer Farbe waren zwar im 17ten Jahrhunderte auch nichts neues, sie erschienen aber als Siegelmaterie noch später als das schwarze Siegelack; die erste von der Art, welche dem Vf. zu Gesicht kam, ist an dem Antwortschreiben welches die kurbrandenburgischen zur cleve-markischen Landesregierung verordneten Präsident und geheimen Rathe an die Aebtrissin von Essen unterm 9ten März 1689 erlassen. Als etwas sonderbares wird angeführt, daß der Pfalzgraf Johann Wilhelm als Reichsveicar sich schwarzer Siegelblatzen nach dem Tode des Kaisers Joseph des I. im J. 1711 bediente. Dies ist das einzige Beyspiel in seiner Art; denn bey den nachherigen Todesfällen der Kaiser hat das päpstliche Reichsveicariat immer mit gemeinem schwarzen Wachse gefiegelt. Hr. K. ist übrigens der Meynung, daß das Siegelack und die Siegelblatzen, so wie die feineren Papierarten, in den Niederlanden erfunden seyen. Seine Gründe sind

Xx

sind nicht unwahrscheinlich, beruhen jedoch nur auf Vermuthungen und geschickten Combinationen. Ob sie, so viel das *Siegellack* betrifft, vor denjenigen, aus welchen die Erfindung desselben einem Spanier, der sie in Frankreich oder England machte, zugeeignet wird, den Vorzug verdienen, läßt sich, bis mehrere Data zum Vorschein kommen, nicht entscheidend bestimmen. — In Aufsehung der *Notariats-Signete* ist bekannt, daß sehr frühzeitig den Urkunden sowohl als andern Scripturen von den Concipienten oder Abschreibern derselben gewisse Zeichen, meistens *fs* (*subscript*), beygesetzt wurden. Diese Signaturen verloren sich allmählig mit dem Ausgange des zehnten Jahrhunderts und verschwanden dann auf eine Zeitlang gänzlich. Im dreyzehnten Jahrhunderte sieht man beygesetzte Zeichen wieder, doch nicht in kaiserlichen Urkunden, sondern in andern öffentlichen von den kaiserlichen und päpstlichen Notarien ausgefertigten Instrumenten; und diese Schnäkel sind anders gestaltet, sind willkürliche Zeichen, in denen man keine Spur des ehemaligen *fs* entdeckt. Mit dem Anfange des 14ten Jahrhunderts stellen die Notariatszeichen künstliche Züge vor, die immer mehr verziert wurden, so daß bald ganze Figuren zum Vorschein kamen. Um die, oder nicht lange nach der Mitte dieses Jahrhunderts gab man den Figuren Fußgestelle, wodurch denn die meisten Notariatszeichen den sogenannten Monstranzen ähnlich wurden. Das vom Vf. gesehene älteste Zeichen von der Art, ist an einer Urkunde vom J. 1361, und noch vom J. 1597 hat er dergleichen angetroffen. Die nachherigen Notariatsignete haben meistens die noch jetzt übliche runde Form. Die Namen der Notarien erblickt man in ihren Handzeichen kaum vor der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, eine Zeitlang hindurch meistens nur nach den, bisweilen künstlich genug mit der Figur des Signets verflochtenen Anfangsbuchstaben, dann aber ganz, oder zum Theil ausgeschrieben. Die Wahlsprüche in den Signeten der Notarien erscheinen erst im sechzehnten Jahrhunderte. Damals fing man auch an, die Notariatszeichen in Kupfer stechen zu lassen. Der älteste Abdruck eines solchen gestochenen Zeichens, den der Vf. gesehen hat, ist unter einer vidimirten Quitung der Reichsstadt Frankfurt vom 17ten April 1576 über die von der Aebtkin von Essen bezahlten Baugelder, die durch den speierischen Reichsabschied vom J. 1570 (zum Erbauen und Befestigen der ungarischen und zipfischen Pässe und Grenzstellen) bewilligt waren. Da des Vfs. Absicht nicht war, diese Materie im Zusammenhange abzuhandeln; so darf das Fragmentarische in seinen Bemerkungen nicht befremden. Sie können aus dem *Gattererischen Abrisse* der Diplomatik S. 68 — 84. ergänzt werden. — Als Belege des von dem Gebrauche der Siegeloblaten und des spanischen Siegelwachses Gefagten hat der Vf. neun Documente beygefügt, von welchen das älteste vom J. 1579, und das jüngste vom J. 1654 ist. Jenes, so wie auch das unter Nr. V. vom J. 1626 — eins wie das andre ein Reisepaß — beehret er

mit dem Namen „*eigentlicher, wirklicher Urkunden*.“ Hierin hat er zwar manche, übrigens brave Diplomatiker zu Vorgängern, die auch, weil ihnen der Ausdruck *Urkunde* so geläufig ist, fast jede, einigen Beleg gewahrende Schriften gleich zu Urkunden stempeln; aber begibt sich das nicht werden. Wenn ein bloßer Paß eine Urkunde seyn soll, wie viel Geschreibe möchte denn wohl übrig bleiben, das nicht bey irgend einer Veranlassung zur Urkunde würde? Nur die unter gewissen *Feyerlichkeiten* errichteten Aufsätze über Rechte und Verbindlichkeiten sollte man *Urkunden* im eigentlichen Sinne des Worts nennen. Ein dunkles Gefühl hievon scheint Hn. K. doch vorgeschwebt zu haben, weil er S. VII. der Vorrede, nach der Bemerkung, daß der Gebrauch der Siegeloblaten bey Ausfertigung eigentlicher Urkunden vorher aus nicht früherer Zeit als um das J. 1623 bekannt gewesen sey, hinzusetzt: „es wäre dann, daß man den Reisepaß von 1623 darunter zählen wolte.“ Gleichwohl giebt er in der Abhandlung selbst die von ihm mitgetheilten Reisepässe für wirkliche Urkunden aus! In dem letzten dieser Pässe heist es S. 94. durch einen im Erraten verzeichneten nicht angegebenen Schreib- oder Druckfehler: „*aller passer et retourner tant par cave, que par terre etc.*“ Wollte man auch *cave* substituiren; so wäre das nur Unsinu gegen Unsinu verkauft; wahrscheinlich steht im Originale: *tant par eau* oder *eaux, que par terre*; dann ist die Stelle verständlich. Ob in Nr. I. vom J. 1579 *fait* richtig gelesen ist? wir vermuthen feht, daß in der Umschrift *fais* stehe. Ein zwar unangezeigter, aber gleich auffallender Druckfehler ist S. 18 in der Note a), wo es, anstatt *Epacten*, heissen muß: *Ephacten* Ein Lesefehler ist es, wenn S. 78 in der Note f) der Gegenunterzeichner des da angeführten karolinischen Edicts vom J. 1536 *Bernburger* genannt wird; er hieß *Obernburger*. Zu den neubeiher eingestreuten, durch den Hauptgegenstand herbeigefleiteten nützlichen Notizen rechnen wir unter andern, was von einigen angesehenen Familien, z. B. von *Wael*, von der *Capellen*, Grafen zu dem *Berge*, von der Zeit, zu welcher unterschiedliche deutliche Erzbischofe, Bischöfe und Pralaten Schwert und Stab in ihre Siegel aufnahmen, von hangenden Siegeln an papiernen Urkunden, und vom Alter des Lumpenpapiers beygebracht ist. Der Vf. hat eine ziemliche Anzahl auf Papier geschriebener mit angehangenen Siegeln versehener Urkunden aus dem funfzehnten Jahrhunderte gefunden. Wir haben ein altes Document der Art, nämlich vom J. 1361 gesehen. Die Erfindung des *Lumpenpapiers* setzt der Vf. mutmaßlich in das Ende des dreyzehnten, oder die ganz ersten Jahre des vierzehnten Jahrhunderts. Der älteste ihn zu Gesichte gekommene Brief auf Papier ist vom J. 1311, zu Avignon *seria quinta post Remigii* geschrieben, und zeugt, daß der Gebrauch des Papiers nicht mehr ganz neu war. Die Aechtheit des vom Hn. v. *Schwandner* in der Abhandlung: *Chartam lineam antiquissimam etc.* gelieferten auf Leinenpapier geschriebenen

nen Documents hat bekanntlich starke Zweifelsgründe gegen sich, Gruber's Behauptung (in dessen Lehrsystem einer allgemeinen Diplomantik Th. I. S. 39. 62.), daß die älteste auf Leinwandpapier geschriebene von der Göttingischen Societät der Wissenschaften für richtig erkannte Acte vom Jahre 1239 sey, ist, nach Huch's Versicherung, ein von allem Beweise entbloßtes Vorgeben. Bey diesen Umständen gehört die Frage: Wann wurde das Lumpenpapier zuerst als Schreibmaterial gebraucht? noch zu den ihre Auflösung von glücklichen Zufällen erwartenden Problemen.

LITERATURGESCHICHTE.

WIEN, b. Degen: *Catalogue raisonné de toutes les estampes qui forment l'oeuvre de Lucas de Leyde. Par Adam Bartsch*, Garde de la Bibliothèque Imp. et Roy. et Membre de l'Académie J. et R. des beaux-arts de Vienne. XVIII u. 133 S. 8.

Lucas von Leyden, ein eben so großer Maler als Kupferstecher, Albrecht Dürer's und Marc-Anton's Zeitgenosse, behauptete von jeher unter den Künstlern der ersten Größe einen vorzüglichsten Rang. Von der Natur mit den herrlichsten Talenten ausgestattet, belebte ihn von der frühesten Jugend an, ein unablässiger Eifer, zugleich mit jenen beiden Meistern, die Kunst auf eine Stufe der Vollkommenheit zu erheben, die sie bis dahin nicht hatte erreichen können. Allgemein von seinen Zeitgenossen geschätzt, konnte ihn auch die Nachwelt nicht verkennen. Künstler sowohl, als bloße Liebhaber, sammelten daher mit der größten Begierde alles, was die Hand dieses Meisters gebildet hatte, und noch immer sind seine Werke die Zierden großer und kleiner Sammlungen. Indessen werden derselben vielleicht nur wenige seyn, die alles, was er besonders als Kupferstecher hinterlassen hat, zu besitzen, sich werden rühmen können; und vielleicht ist es nur die *kaiserliche Bibliothek in Wien*, die, in Ansehung der Vollständigkeit und der Feinheit der Blätter, den größten Sammlungen den Rang streitig machen kann. Und eben diese so herrliche Sammlung war es denn auch, die den Vf. des gegenwärtigen Catalogs in den Stand setzte, den Kennern mit einem vollständigen Verzeichnisse der hinterlassenen Kupferstiche dieses großen Meisters, das angenehme Geschenk zu machen. Voran steht, nach einer kurzen Vorrede, die Lebensgeschichte dieses Meisters, welcher 1494 in Holland, in derjenigen Stadt geboren wurde, von welcher er seinen Namen erhielt. Denn sein Vater, ein mittelaltiger Maler, hieß *Ingo Jacobsz.* Von diesem lernte er die ersten Anfangsgründe der Kunst. Seine Talente entwickelten sich so frühzeitig, daß er schon im neunten Jahre seines Alters zu zeichnen anfang. Von dieser Zeit an widmete er sich ganz der Kunst, so daß ihm alles andere, was auf dieselbe keinen Bezug hatte, gleichgiltig war. Sein Umgang schränkte sich auch bloß auf diejenigen jungen Leute ein, welche sich, eben so wie er, der Kunst ganz ge-

widnet hatten. Einer seiner vorzüglichsten Freunde war Dürer, der ihn auch in Leyden besuchte. Er beschloß sein kurzes, außerdem gar nicht merkwürdiges Leben, im J. 1533, im 39ten Jahre seines Alters. Was nun diesen Catalog betrifft, so ist derselbe nach den Materien geordnet, und in drey Abschnitte getheilt. Der erste enthält Gegenstände, die aus dem A. Test. gewonnen sind. Derselben sind 33 Blätter. Im zweyten Abschnitt werden 80 Blätter beschrieben, die ihren Bezug auf das N. Test. und auf die Geschichte der Heiligen haben. Die im dritten Abschnitt bemerkten 50 Blätter bilden Gegenstände aus der Profanhistorie ab. Bey einem jeden Blatt ist nicht nur die Höhe und Breite desselben bemerkt, sondern es sind auch die Gegenstände eines jeden derselben auf das genaueste und mit sichtbarem Fleiße beschrieben worden. Den Beschlus macht endlich ein, nach der Zeitordnung eingerichtetes kurzes Verzeichniß aller in den vorhergehenden drey Abschnitten ausführlich beschriebenen Blätter. Man hat dem Künstler zwar auch einige Holzschnitte zugeeignet, wie denn auch wirklich einige mit seinem Namen bezeichnete, vorhanden sind. Da sie aber, mit Grund, für unecht erklärt worden sind; so konnte sie der Vf. mit allein Rechte übergehen.

ERLANGEN, b. Walther: *Nachtrag zu der Literatur der deutschen Uebersetzungen der Römer*, von Johann Friedrich Degen. 1799. 28 u. 316 S. 8.

Gegenwärtiger Nachtrag, womit uns der würdige Vf. so bald nach seiner vollendeten *Literatur der Griechen* beschenkt hat, ist wohl ein sicherer Beweis, von dem Eifer desselben, seinem so schätzbarem Werke die möglichste Vollständigkeit zu geben, und in dieser Absicht nicht nur das, in den beiden Bänden übergangene nachzuholen, manches aber auch zu berichtigen, sondern auch die neuerdings erschienenen Uebersetzungen der Römer bekannt zu machen, und nach ihrem Werth od. Unwerth darzustellen. Freylich waren es nur diese letzten, die den größten Raum in diesem Nachtrag erforderten; doch war auch die Nachernte, die man hier antrifft, nicht unbedeutend, so wie es auch bey einem Werke von dieser Art, an Berichtigungen und Verbesserungen unmöglich fehlen konnte, wohin z. B. die erst neuerdings gemachte Entdeckung gehört, daß von der *Schwarzenbergischen Uebersetzung der drey Bücher des Cicero von den Pflichten*, in einem Jahre, nämlich 1531 zu Nürnberg, drey wirklich verschiedene Ausgaben, die erste am 16ten Febr. die zweyte am 20ten April und die dritte am 7ten Decemb. erschienen sind. Auch bemerkt der Vf. S. 109, daß nach der Anzeige eines Rec. in der A. L. Z. 1796. Nr. 348. S. 325. ein gewisser Hertzlieb, schon mehr als vor dreyhundert Jahren, eine Uebersetzung von Ovid's *Gegenmittel wider die Liebe* gefertigt habe. Dieser Hertzlieb wird aber wohl niemand anders seyn, als der bekannte Hartlieb, dessen Uebersetzung dieser Schrift in den *Pauzzerischen deutschen Annalen* S. 131. Nr. 163. angeführt worden ist. Wie sehr aber die Uebersetzungen

setzungsliteratur der Römer, in den letzten fünf Jahren bereichert worden sey, davon liefert der Vf. die anschaulichsten Beweise in dem gegenwärtigen Nachtrage. Er selbst hat die vorzüglichsten neuesten Uebersetzungen, in der voranstehenden, an Hn. Hofr. *Musfel* gerichteten Zeugnisschrift bemerkt, die wir hier, da dieselben größtentheils neu, und also bekannt genug sind, zu wiederholen, nicht für nöthig finden. Merkwürdig ist die S. 205 u. f. erzählte Geschichte einer Uebersetzung des *Petrone*, die 1796 in der *Ungerischen* Officin zu *Berlin* für eine auswärtige Buchhandlung gedruckt, nachher aber, und ehe dieselbe in die Hände des Publicums kommen konnte, weil sich die Orts Obrigkeit dem Verkauf widersetzte, von dem Vater des Uebersetzers, nachdem derselbe dem Drucker die Kosten bezahlt hatte — dem Feuer aufgeopfert worden. Doch erhielt der Vf. von einem Freunde einen Bogen, und bekam also dadurch Gelegenheit, seinen Lesern von dieser Nachbildung eine Probe vorzulegen.

NÜRNBERG, b. Bock: *Sammlung von Bildnissen Gelehrter und Künstler.* Nebst kurzen Biographien derselben. Ein und zwanzigstes und zwey und zwanzigstes Heft, oder das zweyten Bandes, neuntes und zehntes Heft. 1798. 1799. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Herr Kupferstecher *Bock*, der nun dem Verlag dieser beliebten Sammlung selbst wieder übernommen hat, liefert in diesen beiden Heften, die Bildnisse und Biographien folgender Gelehrten und Künstler.

Wilhelm von Bommel, der berühmte Landschaftsmaler und Stammvater der Bommelschen Künstlerfamilie, wurde 1630 in *Utrecht* geboren, und starb 1705 in *Nürnberg*. Warum derselbe, dem Zweck dieser Sammlung ganz zuwider, aufgenommen worden sey, mag der Künstler verantworten. *Georg Wolff*, *Augustin Fikenscher*, Rector des Lyceums zu *Culmbach*. *Carl Caspar Siebold*, der berühmte Wundarzt in *Würzburg*. *Carl Friedrich Wilhelm Freyherr von Volderndorf und Waradein*, Regierungspräsident zu *Bayreuth*. Die eben so merkwürdige, als lehrreiche Selbstbiographie, ist auch besonders abgedruckt worden. *Egid Joseph Carl von Fahrenberg* auf *Burgheim*, österreichischer Directorialgesandter zu *Regensburg*. *Johann Augustin Philipp Gfessner*, *Oetting*, Wallersteinischer Geheimer Hofrath und erster *Physicus* in *Rothenburg*. *Maurus Schenckel*, Benedictiner und Schulrector in *Amberg*. *Georg Wilhelm Zapf*, kurnaynzischer Geheimerrath, Verfasser der Biographie desselben ist Hr. *Canonicus Bader* in *Freysing*. Sie ist aber schon 1797 entworfen worden, und verdiente fortgesetzt zu werden.

BERLIN, in der Vossischen Buchh.: *Quintius Heymeran von Flaming.* Von *A. Lafontaine*. Neue verbess. Aufl. 1ter Th. 1798. 410 S. 2ter Th. 406 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. Nr. 229.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Deutschland: *Ueber die Zweckwürdigkeit eines neuen Kriegs gegen die französische Republik; und über die Gefahr, besonders für das deutsche Reich, zu Ende Jahr 1798. VIII u. 70 S. 8.* Der Vf. sagt in dem Vorberichte: die Ausgewanderten und die Geistlichen, welche die Säkularisationen fürchteten, verbreiteten die Meynung, daßs Krieg das einzige Mittel sey, alle Thronen und die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten; er wül daher „seinem Vaterlande durch den Druck die Gründe bekannt machen, aus denen er glaubt, daßs ein neuer Krieg mit Frankreich „für das Interesse des Ganzen zwecklos — besonders aber für „das deutsche Reich von den traurigsten, fürchterlichsten und „schrecklichsten Folgen seyn dürfte.“ Um dies zu bewirken, beantwortet er in dieser kleinen Abhandlung die Fragen: *Welchen Zweck haben die deutschen Mächte bey dem Kriege? Ist er reell oder eingebildet? Können sie ihn erziehen? Was haben sie zu fürchten, wenn sie öfters unglücklich sind? Was wird die Folge von den glänzenden Siegen seyn? Ist der Krieg das einzige Mittel, das zum Zwecke führt? oder giebt es einen leichtern, sicherern und bessern Weg, um dahin zu gelangen?* Er sagt dabey, obgleich der Erfolg beweiset, daßs er nicht immer richtig argumentire, manches Wahre und Gute; aber die nicht neuen und oft mit unnöthiger Weilschweifigkeit

vorgetragenen Gründe werden die Gegner wohl schwerlich auf andere Gedanken bringen.

Ohne Druckort: *Ueber Luxus und Luxusgesetze.* Auch noch eine kleine *Denkschrift zur Beherzigung für die gegenwärtige württembergische Landstände Versammlung.* 1797. 14 S. 8. (1 gr.) Nach einer kurzen Einleitung über den Luxus überhaupt legt der Vf. folgende Vorschläge zur Verminderung oder Verminderung des schädlichen Luxus den württembergischen Ständen vor: Bestrafung derer, die durch übertriebenen Aufwand ihr Vermögen aufgezort haben; (dies scheint kein Druckfehler zu seyn, denn der Vf. hat eine ganz eigene Orthographie; daßs, für daßs; gewies, gewiesle, für gewiss, gewisse.) Einschränkung der Begräbnis- Hochzeit- Kindtaufs-Gastmähler; Unterscheidungszeichen für die verschiedenen Stände in der Kleidung; Luxus Accise besonders auf diejenigen, die mehr als zwey Oesen heizen.

Ueber die Zweckmäßigkeit der Vorschläge will Rec. die Leser urtheilen lassen. Daßs übrigens über diesen neueren Zeit von Vielen, und besonders von Heß in seinen *Versuchen zu sehen*, sehr schön bearbeiteten, aber doch nicht erschöpften außersüß wichtigen Gegenstand hier ein neues Licht verbreitet werde, läßt sich bey der geringen Seitenzahl der Abhandlung ohnehin nicht erwarten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 8. November 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Unter dem angeblichen Verlagsort: Rom: *Die Wunder des Alten und neuen Testaments in ihrer wahren Gestalt. Für ächte Christusverehrer.* 1799. 200 S. 8. (16 gr.)

Ein neuer Versuch eines Denkers, die Wundererzählungen der Bibel naturgemäfs zu erklären, Mehr als die verachteten Erklärungen selbst scheinen die vorausgeschickten Bemerkungen, ob sie gleich den Freunden der Religionsphilosophie nicht neu sind, Aufmerksamkeit zu verdienen; daher wir unsern Lesern in möglichster Kürze den Inhalt dieser Schrift vorlegen wollen. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit Bemerkungen über Wunder im Allgemeinen. Wunder sind Handlungen, oder Aufseerungen oder Begebenheiten, worüber man sich wundern, d. h. von denen man gestehen soll; daß sie uns unter den Umständen noch gar nicht, oder nicht von der Art, oder nicht oft vorgekommen sind. Sowundernd sich der Arzt über seltene Krankheiten, der Hausfreund über Fleifs und Kopf eines Kindes etc. Bey dieser allgemeinen Bedeutung sollte man stehen bleiben, und unter Wunder Dinge verstehen, über welche man sich zu irgend einer Zeit gewundert habe. Hierbey kommt vorzüglich die Frage in Untersuchung: wer waren die Leute, die sich wunderten? Kinder und Unwissende würden uns sonst ein ungeheures Wunderverzeichnis liefern. Diese Frage zerfällt in mehrere: 1) waren die Bewunderer Augenzeugen des Wunders, oder nicht? Denn jeder Erzähler behandelt den Gegenstand der Erzählung auf seine Art. Einer theilt die nackte Thatsache mit; ein anderer schmückt sie mit seinem Raisonnement, oder seinen Erklärungen, ein anderer durch für ihn interessante Zusätze aus. Andere Erzähler unterscheiden sich durch die getroffene Auswahl. Einer giebt blofs die Hauptsache; ein anderer verweilt bey Nebenumständen; ein dritter supplirt die Sprünge. Ganz anders wird es, wenn dieselbe Geschichte durch die Reihe der Erzähler umherläuft, Hauptfachen werden weggelassen, blofs im Kopfe des Erzählers existierende Nebenumstände eingeschoben. Wie verschiedene wird unser Urtheil über die Bewunderer ausfallen, welche die Sache selbst sahen, oder nur aus Erzählungen kennen lernten. Bey der Benennung Wunder, welche eine Begebenheit verfloßener Zeiten trägt, sollte also erst ausgemittelt werden, ob ihr der Augenzeuge, oder der Erzähler, der nicht Augenzeuge war, oder der spätere Leser der Erzählung den Namen Wunder gegeben habe. Die beiden letzten müssen uns so lange verdächtig seyn, bis sie den schweren Beweis geführt haben, daß die Augenzeugen sich auch gewundert haben. Denn der sonst ehrliche Erzähler kann getäuscht seyn, kann sich frommen Betrug erlauben haben, kann ein einfältiger Mensch gewesen seyn, kann aus Enthusiasmus für seine Sache oder seinen Helden, rhetorisch oder poetisch erzählt haben, oder kann bey seinen Quellen auf verschönernde Gemälde des Redners oder Dichters gerathen seyn. 2) Muß untersucht werden: müssen wir uns auch über Etwas wundern, was jenen Augenzeugen wunderbar vorkam? Zu dem Ende müssen wir uns über Einsichten und Cultur der Personen unterrichten, deren Wunder wir vor uns haben, müssen die Menge und Mannichfaltigkeit sowohl ihrer, als der damals überhaupt in Umlauf gewesenen Kenntnisse, oder derer, welche nur das Eigenthum einiger Seltenen seyn mochten, ausmitteln, und den Grad und die Höhe in Aufschlag bringen, welche jede Art der Kenntnisse unter dem Wunder sehenden Volke erreicht hatte. Unter rohen Nationen verehrt man europäische Aerzte als Wunderthäter, die bey uns nur Stümper seyn würden. Vom Grade der Kenntniß hängt die Erklärung eines Falls, oder die Vermuthung darüber, ab. Ein rohes Volk wird die von ihm angekauften Begebenheiten fast immer naturwidrig erklären, weil es die naturgemäße Erklärung nicht kennt; es erlaubt sich den Schluss: die wirkende Ursache muß nahe seyn. Ich habe sie in der Person oder Sache gefunden: die Kraft, wodurch gewirkt wird, ist größer, als die meinige, folglich eine mehr, als menschliche, — eine Wunderkraft. Nach den verschiedenen Religionsystemen eines Volks wird bald die Gottheit selbst, bald werden Engel, Teufel, Luftgeister zur Wundererklärung gebraucht. 3) Muß untersucht werden: ist bey dem einzelnen Wunder die Annahme einer übermenschlich wirkenden Kraft der einzige notwendige Erklärungsweg? Bey dieser Ausmittlung muß man a) das nackte Factum wieder zu gewinnen suchen, das vielleicht entstellt seyn kann. Hier müssen rhetorische oder dichterische Gemälde von rhetorisch oder dichterisch ausgeschmückten Erzählungen unterschieden werden. Nur diese liefern eine ächte Thatsache, jene nur Fiction. Die rednerische oder dichterische Darstellung muß auf die Sprache des gemeinen Lebens, oder auf einfache Prosa zurückgeführt, aber deutsche Prosa und Sprache des gemeinen Lebens in Deutschland darf nicht der eines Volks von andern Sitten, anderer Cultur untergeschoben werden.

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

Yy

den.

dem: Von dem Reste müssen die etwaigen Ergänzungen des Erzählers, oder seine Vermuthungen über den Erklärungsgrund abgefondert werden, welches bey zwey verschiedenen Erzählern Eines Wunders, oder bey dem Vorfinden zweyer ähnlichen Wunder bey einem Erzähler, leicht feyn wird. b) Das erhaltene reine Factum muß nun nach Naturgesetzen beurtheilt werden. Ungerecht ist es, den Erzähler eines Wunders einen Betrüger oder Lügner zu nennen, weil aus das Erzählte keine Bewonderung abdringt. Ist der Landmann Betrüger oder Lügner, der den Drachen ziehen, oder ein Schwert am Himmel sah? Er ist bloß unwissend, oder leichtgläubig. Es ist wegen unserer Entfernung vom Schauplatze, durchaus nicht möglich, alle Wundergeschichten zu erklären, aber darum dürfen wir sie nicht aus der Reihe naturgemäße gewirkter Begebenheiten ausheben, oder man müßte beweisen, daß alle Umstände, welche die naturgemäße Erklärung erfordert, wirklich vorhanden seyn, daß aber alle mögliche Erklärungsarten die Begebenheit dennoch nicht aufzuklären vermögen, daß folglich außerhalb der Natur und ihren Gesetzen ein zureichender Erklärungsgrund gesucht werden dürfe. Es ist daher auch nicht nöthig, daß jede Wundergeschichte von allen Untersuchern auf eine Art erklärt werde; die Einschaltung der möglichen Nebenumstände, die verschiedenen, auf das fragmentarisch erzählte Factum anwendbaren Naturgesetze verändern die Erklärung sehr. Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit den Quellen der jüdischen und christlichen Wundergeschichten. Obgleich das bisher Behauptete von alten, altern und neuern Wundergeschichten gilt, so bezieht es der Vf. doch nur hier auf die unter den Christen angenommenen, die wir aus den heiligen Schriften beider Parteyen wissen. Läst man diese Bücher auch nicht mehr auf göttlichen Befehl und unter Leitung Gottes geschrieben seyn; so hegt man doch noch immer von ihnen die sonderbarsten Meynungen, wenn man sie für gleichzeitig den erzählten Begebenheiten, oder ihre Vfs. nicht bloß für gute, ehrliche Leute, (welche sie auch nach unsers Vf. Meynung waren) sondern auch für einsichtsvolle Männer hält. Was die Gleichzeitigkeit dieser Schriftsteller betrifft, so ergiebt sich aus den darüber angestellten Untersuchungen, nur, daß zu Christus Zeiten des schon vorhanden war, was wir A. T. nennen, auch ungefähr in seinem gegenwärtigen Zustande, als im 7ten Jahrhundert erst in der christlichen Kirche der Glaube an die Aechtheit der Schriften unsers N. T. allgemeiner und im 8ten der Canon geschlossen ward. Zur Beleuchtung einzelner, und in dieser Sache sehr gewöhnlicher Behauptungen bemerkt der Vf., mit Beziehung auf Nachtigall's Aufsatz im Henckeschen Magazine, daß die ungelehrten, mit kritischen Untersuchungen ganz unbekannten Juden ihre Sammlung erst kurz vor Christi Geburt machten, daß ein Theil des A. T. als Moses, die Richter, erst spät aus alten Urkunden zusammengezetzt; die Bücher der Könige und Chronik aus ältern, verloren gegangenen

Schriften erst spät excerptirt, und die prophetischen Schriften mit unächten Stücken, in schlechter Ordnung zusammengeordnet seyn. Die Compilation verräthe sich durch Nennung der gebräuchlichen Schriften, durch Wiederholung einer Erzählung, durch Anmerkungen, die kein Gleichzeitiger machen könnte, als: ein Name sey noch erhalten bis auf den heutigen Tag etc. Im N. T. erzählen einige wandererzählende Schriftsteller die Thaten Jesus, andere die seiner Apostel. Von den vier Evangelisten sey nicht erweisbar, daß sie Schriften der Manner find, nach welchen sie genannt werden. Lucas erkenne sich selbst nicht für gleichzeitig, Matthäus und Marcus seyen wahrscheinlich durch Zusätze, welche aus Traditionen, andern Evangelien und historischen Liedern stoffen, und durch Abkürzungen verfälschte Uebersetzungen einer aramäischen Schrift, welche aus Gerathewohl nach ihnen genannt und in der griechischen Kirche ihnen beygelegt ward. Aus dem Reste des Ev. der Hebräer und aus Justin's Citaten ergebe sich, daß man an Matthäus und Marcus zwey vollständige Uebersetzungen und bey'm Justin eine unvollständige eines Originals habe, davon Marcus der Urschrift am nächsten komme. So habe man also statt dreyer Zeugen nur einen. Die Frage: waren jene Schriftsteller klug, einsichtsvolle strenge Prüfer? beantwortet der Vf. so: sie waren alle angesteckt von dem kleinlichen Geiste ihres Volks; voll Nationalstolz und Nationalvortheile, welches ihnen aber, bey ihrer Erziehung unter einem barbarischen, mit dem Handel unbekannten und unter ewiger Priesterherrschaft lebenden Volke, nicht zur Last fällt. Ein orientalisches Barbarenvolk, der wildesten Uebertreibungen und kühnsten Bilder fähig, sah überall Wunder. David warf einem Philister den Kopf ein, und Saul sahe zu. Das hieß im Volksliede: 1000 schlug Saul, 10,000 David etc. Stolz, Unwissenheit und kühne Bildersprache sind die Quellen der Wunder. Der dritte Abschnitt liefert Erklärungsversuche einiger Wundergeschichten. Der Vf. unterscheidet: Wunderbegebenheiten und Wunderthaten. Die ersten haben, nach seiner Angabe, gleichsam ein größeres Publicum, mehr Zeugen, mehr innere Wahrscheinlichkeit, die letzten gehören meistens zu den ungründeten Volksfagen. Von den Wundergeschichten des A. T., bey deren Erklärung der Vf. nach der Zeitfolge geht, übergehen wir die Sprachverwirrung, den Schwefelregen, Isaaks Aufopferung, und bemerken nur, daß er S. 37. den israelitischen Kindermord durch die Vermuthung erklärt, man habe den Israeliten einige ihrer Kinder als Geiseln abgenommen und sie ägyptisch erzogen, um dadurch die Israeliten zur Bezahlung der Abgaben zu zwingen. Bey dem brennenden Busch kann eine Vision oder das Einschlagen des Blitzes Grundlage seyn. Die Größe der ägyptischen Plagen wird, nach unsers Vf., mit orientalisch übertriebenen Ausdrücken nicht gleichzeitig und von einem Vf. beschrieben, der, wie aus seinen Vorstellungen von Aegypten erhellt, dieses Land nie sahe. Ein Aegypter würde,

Aur, anstatt das Nilwasser in Blut zu verwandeln, derselben eine rothe (trübe) Farbe gegeben haben, die es bey Ueberschwemmungen des Nils noch jetzt thut. So gieng es auch mit den übrigen Plagen natürlich zu: Nur die Henschrecken trafen Aegypten nicht zur Zeit der Fluth: Die Finkelnis wird durch einen Nebel erklärt, der das feuchte Land, aber nicht die höher liegenden von Israeliten bewohnten Steppen traf; das Sterben der Erstgeborenen durch eine von Israelitischen Heere vorgenommene Ermordung, wie aus der Thürbezeichnung geschlossen wird. Diese Plagen, die der Erzähler ganz Aegypten treffen läßt, müssen nur auf Memphis und das nächste Gebiet eingeschränkt werden. Auch die übrigen Wundererklärungen übergehen wir und bemerken nur mit dem Vf., daß die Periode unter Samuel, David, Salomon leer an Wundern stehe, weil diese drey Männer in der schönsten Periode der Israelitischen Cultur lebten, welche die Wunder vertreibt. Unter Jerobeam glaubten die Demagogen wieder durch Wunder auf das Volk wirken zu können. Nun beleuchtet der Vf. die wunderbaren Thaten einzelner Maim. Aus Moses Gesetzen sucht er den Beweis zu führen, daß dieser Mann in der That nicht so gebildet war, als man gemein glaubt, seine Wunder erklärt er daher für Schamanenstücke, Simsons, Elias und Elisas Thaten läßt er größtentheils auf Sagen beruhen, an denen das meiste Redner- oder Dichterschmuck ist. Zur Erklärung der Wundergeschichten des N. T. bahnt er sich den Weg durch Voraussetzung einiger Ideen, welche die Juden von dem Messias hegten, der nach ihrer Meynung ein größerer Wunderthäter seyn müßte, als Moses etc. Erst, als er sich, aus Nachsichtigkeit, für den Messias erklärt hatte, meynete man, sein Jugendleben, welches vorher Niemanden interessirte, müsse sich von dem gewöhnlicher Menschen ausgezeichnet haben, und man half sich mit Vermuthungen. Nur griechische Uebersetzer, denken in ihren Zufätzen der, den Zeitgenossen Jesus ganz unbekannten wundervollen Schwangerschaft. Der Vf. führt drey Quellen an, aus welchen diese Sage geflossen seyn könne. Daß Jesus zu Bethleem geboren sey, vernuthete man aus Mich. 5, 1. Ueber den Geburts- und Aufenthaltsort des Messias gab es eine doppelte Sage; er sollte aus Bethleem und Nazareth kommen. Matthäus versucht die Vereinigung beider Sagen auf einem natürlichen Wege, er läßt Joseph und Maria zu Bethleem wohnen, und sie erst nach einigen Jahren der Sicherheit des Kindes wegen, nach Nazareth ziehen. Lucas versucht eine künstlichere Vereinigung. Er läßt Joseph mit seiner Frau nach Bethleem ziehen und diese hier niederkommen. Von einem Censur in Palästina zu der von Lucas angegebenen Zeit weiß kein Historiker etwas. Ganz ehrlich beurtheilt auch der mit einem Röm. Censur ganz unbekannte Lucas denselben nach jüdischen Geschlechtszählungen. Denn die Römer zählten die Bewohner des Orts, aber jüdische Zählungen wurden nach Stämmen und Familien vorgenommen. Die Erzäh-

lung von den, die Geburt Jesus verkündigenden Engeln erklärt der Vf. für eine, auf Widerlegung des Einwurfs, niemand, als Jesus selbst habe ihn für den Messias erklärt, abweichende schöne Dichtung eines Redners. Ueber Jesus Aufenthalt in Aegypten, über seine Anerkennung von den Messias im Tempel etc. werden verschiedene Vermuthungen S. 139. ff. angeführt. Nachdem der Vf. auf die bey Johannes und Matthäus vorkommende Widersprüche in der Erzählung von Jesus Taufe aufmerksam gemacht hat, nimmt er, nach einer Stelle bey Justin an, daß Jesus zu der seltenen Menschen gebore, aus welchen, bey einer Berührung, unter günstigen Umständen Funken ausstritten, dessen Körper vielleicht in der Dämonen- leuchtete. Hieraus erklärt er auch die Erzählung von der Verkörperung auf dem Berge. Bey der Verführungsgeschichte nimmt er an, Jesus habe die drey Verführungen als belebende Dichtungen, bey den unvernünftigen Forderungen, die seine Schüler an ihm machten, in drey Parabeln erzählt, aus welchen sich die spätere Erzählung bildete. Bey den von dem Vf. verführten Erklärungen der Wunder Jesus verläßt er die schon ohnehin etwas lang gerathene Anzeige kein Verweilen. Wir haben daher nur noch des Vfs. Gedanken über Jesus Auferstehung aus. Durch Reisende bekannt gemachte Bemerkungen thun widersprechlich dar, daß die Kreuzigung nicht tödtete. Wozu auch sonst das Bewachen der Gefraßen bis zu ihrem Tod? Das Niederstürzen des Hauptes bey Jesus war ein Zeichen der Ohnmacht. Anstatt durch Keulenschläge, Gebein und Bruch zu zerrümmern, wie es sonst bey den Kreuzigten zu geschehen pflegte, begnügte sich der durch das Erdbenen und durch die laut werdende Stimme von einem Gottes Sohne, in einem gewissen Schauer versetzte Römer, mit einer leichten Verwundung der Seite Jesus, die das durch die Rippen gesicherte Herz nicht traf. Die erquickende Fellechast, das stärkende Bad, die Salben tufen den Scheintoten in das Leben; ein heftiger Erdstoss zerprengte den Kerker. Von der Himmelfahrt weiß Johannes Nichts. Matthäus läßt ihn vom Elfsaal aus. Lucas vom Berge der Himmel fahren. Das dieser Erzählung zum Grunde liegende Wahre ist: Jesus verließ seine Schüler, nach einer feyerlichen Trennung. Nachdem der Vf. noch seine Gedanken über die Thaten der Apostel vorgetragen hat, beantwortet er im vierten Abschnitte die Frage: warum ließe Gott Wunder geschehen? so: Gott ließe darinn Wunder geschehen, weil er keine Wunder thun wollte, sie zu verhindern. Wunder werden von dem Menschen gefehen werden, so lange er sich über etwas zu wundern, etwas als ungewöhnlich anzusehen, noch genug findet. Auf eine Prüfung der von dem Vf. verführten Erklärung einzelner Wunder können wir uns nicht einlassen, weil wir ihm doch immer weiter Nichts, als nur wieder Vermuthungen und Hypothesen entgegensetzen könnten. Was aber die vorausgesehenen allgemeinen Bemerkungen betrifft, so darf der Vf. gewis in der Hauptfache die

Bestimmung mehrerer vorurtheilsfreyen Denker erwarten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Musarion die Freundin weiser Geselligkeit und häuslicher Freuden*. Eine Monatschrift für Damen von Aug. Lindenmann. Erstes bis drittes Heft. 1799. 316 S. 8. (im farb. Umschl. der Jahrg. Subscr. 5 Rthlr. im Golde.)

Erzählungen und Gedichte füllen die drey vor uns liegenden Hefte dieser Zeitschrift, von welcher zu Anfange jedes Monats ein Heft von sechs Bogen mit Kupfern und Notenblättern erscheinen soll. In den, nach der Manier der beliebten Starke'schen häuslichen Gemälde abgefasten Erzählungen weht ein edler Geist. Alles ist darauf angelegt, den Werth des mit einem sittlichen Sinne harmonisirenden stillen, häuslichen Freuden genusses, die Würde und Anmuth der gerauschten Tugend des schönen Geschlechts und insbesondere die sittliche Lebenswürdigkeit der kleinlich scheuen, aber wegen ihres Einflusses auf das Ganze so bedeutenden Häuslichkeit und Familienforge mit reizenden Farben zu malen. In dieser Hinsicht zeichnen sich besonders

die Aufsätze: *Frauenehre im ersten Heft*, *Mädchen-Werth*, über Freude und Sittlichkeit, *Miss Melwil* im zweyten und die Schwestern im dritten Heft vortheilhaft aus. Natürlich, lebendig, malerisch und gefällig ist Darstellung und Diction. Unter den Gedichten sind die meisten zur angenehmen Unterhaltung der Leserinnen geeignet. Weniger haben dem Rec. die aus der ältern Geschichte bearbeiteten Scenen: *Poponilla*, die *Gallierin* im ersten und *Arria*, nach dem Lateinischen des Plinius im zweyten Hefte gefallen. Der, besonders aus dem letzten Aufsätze hervorleuchtende Heroismus scheint uns etwas zu sehr mit sanfter Weiblichkeit zu contrastiren. Daher wir die Bearbeitung ähnlicher Scenen in den folgenden Heften dieser sonst so gut angelegten Monatschrift nicht wünschen würden. Die Kupfer liefern Ida's Bildniß, englische Damen und chinesische Frauenschue.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, nebst ihrer Anwendung auf praktische Rechnungen, das Feldmessen und die Markscheidekunst*. Von G. S. Klügel. Mit 3 Kupferplatten, 3te verbess. Auflage. 1798. 168 S. 8. (8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Erlangen, b. Hilpert: *De politia Atheniensium*. Dissertationis historico - antiquariae specimen, quod — pro gradu Doctoris Philol. et AA. LL. Magistri — defendit Christianus Ernestus Wendt, Erlangenfis, Jur. Cultor. 1798. X und 40 S. (ohne die angehangene Epistel des Hu. Hr. Horst). gr. 8. Der Vf. führt in der Vorrede die wahre Bemerkung aus, daß Griechen und Römer das Wort *politia* in der Bedeutung, die ihm heut zu Tage untergelegt wird, nicht gekannt haben; daß bey ihnen die *Polizey* keinen abgesonderten Theil und Gegenstand der Staatsgeschäfte mit einem bestimmten Namen ausmachte, weil die Beforgung derselben vertheilten Magistratspersonen, gleichsam als Aushang anderer öffentlichen Geschäfte und Pflichten, oblag; daß sie also als ein Theil der Staatsverwaltung (*politeia*) betrachtet wurde. Die von Neuern dafür eingeführte Benennung: *disciplina reipublicae* will der Vf. auch nicht gelten lassen, quoniam (wie er sagt) *disciplina apud Romanos cunctis complexa est leges, et inde quoque, quod quidem maxime iugendum est, iustitiae cogitationem facile nobis movet*. Die Benennung ist freylich zu eingeschränkt, indess scheint sie auch uns noch eher geschickt, unsern Begriff von *Polizey* in sich zu fassen. — Den Zweck der *Polizey* bestimmt der Vf. dahin: *ut magistratus, ope inspectionis, civis a vi impetueque malorum externorum tutos praestet, summae vitae eorum reddant jucundum commodumque, quantum quidem salus reipublicae ipsius id requirit*. Dieser Bestimmung zufolge, hat Hr. V. von der *Polizey* der

Athenen, wie fern sie sich zuvörderst auf das Wohl des ganzen Staats bezog, und sodann wie fern sie für das Wohlbey einzelner Bürger sorgte, in kurzen Abschnitten gehandelt.

Der reichhaltige Stoff ist freylich in dieser Abhandlung bey weitem nicht erschöpft; sie leidet nicht einmal so viel, als die bekannten göttlichen Preistchriften über die *Polizey* der Römer geleistet haben. Wenn indess der Vf. künftig, bey reiferem Nachdenken und einer ausgedehnteren Belesenheit, diesen Gegenstand, seinem Versprechen gemäß, von neuem bearbeitet; wenn er die Bestimmung der *Polizey* vollständiger faßt, und die einzelnen Theile derselben — *Sorge für öffentliche Ruhe im Staate; Sorge für persönliche Sicherheit; Sorge für Bequemlichkeit des Lebens und Industrie der Bürger; Sorge für Erhaltung der Stadt, und besonders der öffentlichen Gebäude; Sorge für öffentliche gute Sitten, mithin auch für die Erziehung; — Sorge für Bevölkerung des Staats* — wenn er diese Theile, deren einige hier nur flüchtig berührt, andere ganz übergangen worden, in ihrem ganzen Umfange behandelt; wenn er endlich die bistorischen durchaus der Beweisen bedürftigen, Ausführungen zugleich mit Reflexionen über die Ausführbarkeit und Wirkum aller jener Polizeyverordnungen begleitet; so läßt sich nach den von ihm übrigen gezeigten Kenntnissen und Anlagen mit Zuvorlicht hoffen, daß er als Mann die Leser mit den Mängeln einer jugendlichen Probestchrift völlig ausöhnen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. November 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

JENA, b. Göpferdt: D. *Johann Christian Stark's*, auf Lauenenthal und Sachsenhausen, Herzogl. S. Weimar. Hofraths, wirlk. Leibarzts und ordentl. öffentl. Lehrers, *Handbuch zur Kenntniss und Heilung innerer Krankheiten des menschlichen Körpers*, vorzüglich aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen am Krankenbette gezogen. 1799. XLVI u. 668 S. 8. mit dem getroffenen Brultbilde des Vfs. (2 Rthlr. 4 gr.)

Kurze Andeutungen zur Führung des praktischen Geschäftes in der Heilkunde sind immer für den angehenden Arzt nothwendiges Bedürfnis, und auch selbst der ausübende Arzt, der durch Uebung und eigene Erfahrung es in seiner Kunst zu einiger Vollkommenheit gebracht hat, bedarf oft eines Werks, in welchem das Wichtigste über Erkenntniss und Heilung der Krankheiten zusammengestellt ist, um sich daraus zu unterrichten, und manche Dinge, die dem Gedächtnisse weniger stark eingeprägt sind, wieder aufzufrischen. Ein solches Handbuch muß den Aerzten um so willkommener seyn, je größere Erfahrung und Uebung sein Vf. in der Kunst selbst hatte, und je größere Bekanntschaft er mit den gangbaren Vorstellungs- und Verfahrensarten der Aerzte und deren Vortheilen und Nachtheilen verträth. Wenn der Verfasser dabey das gehörige Maas beobachtet, und es weder zu weitläufig noch zu eng anlegt; wenn der Vortrag bestimmt und deutlich ist, und wenn besonders die Fälle bestimmt angegeben sind, in welchen ein bestimmtes Heilungsverfahren bey einer Krankheit Nutzen verspricht; so wird ein Werk dieser Art den Aerzten von fast allen Classen großen Nutzen gewähren, und Selle's *medicina clinica*, Vogel's praktisches Handbuch, in gewissem Betracht auch Kämpf's *enchiridion medicum*, haben in unsern Tagen einen ausgebreiteten und unverkennbaren Nutzen gestiftet. Der würdige und verdienstvolle Vf. dieses Werks schließt sich an die genannten Männer an, und liefert in diesen ersten Theile eine Anweisung zur Kenntniss und Heilung der Fieber und der hitzigen und langwierigen Hautkrankheiten. Rec. glaubt selbst, daß es ein etwas gewagtes Unternehmen war, mit diesem Werke zu einer Zeit hervorzutreten, wo die Aerzte in zwey Partheyen getheilt sind, und wo die eine Parthey, welcher der Vf. nicht beypflichtet, stärkere Gründe für ihre theoretischen Meynungen; und selbst für ihre praktische Verfahrensart zu haben scheint, als

die, welche in den Säften und in Krankheitsmaterien die erste Ursache der meisten Krankheiten sucht, und keine andere Mittel kennt, als solche, welche die Säfte entweder verändern oder ausleeren. Wenn man aber auch von diesem Gedanken abgeht, und bedenkt, daß höhere Theorie nur selten mit bleibendem Glück am Krankenbette angewendet wurde, und daß der Dogmatiker, der Methodiker, der Pneumatiker, der Paracelsist, der Sylvianer, der Mechaniker, der Stahlianer, am Krankenbette gleich glücklich war, wenn er nur den richtigen praktischen Blick zu denselben hinbrachte, und daß in der praktischen Heilkunde die Erfahrung immer die sicherste Leiterin ist und bleiben muß; so muß jedem Arzte ein Werk, wie dieses willkommen seyn, geschrieben von einem Manne, der seit mehr als 20 Jahren sehr viele Kranke mit ausgezeichnetem Glücke behandelte, dem also die Gelegenheit Krankheiten kennen zu lernen, und das Heilungsverfahren bey denselben am Krankenbette zu berichtigen, sich auf das reichliche darbott, und der alle diese feine Beobachtungen und Erfahrungen in diesem Werk den Aerzten weniger zur Prüfung, mehr zur Nachahmung und Befolgung, mittheilt. Und dieses ist auch die vortheilhafteste Ansicht, aus der man dieses Handbuch betrachten muß. Sein Vf. hat mit der vollen Kunst des scharfen und der Natur getreuen Beobachters den Anfang und Verlauf der Krankheiten genau gezeichnet, und immer die Punkte bewerklich gemacht, auf die man in der Diagnostik, sowohl bey jeder Krankheit im Allgemeinen, als bey den Wendungen, die sie nehmen kann, und die das Heilungsverfahren bestimmen, zu sehen hat. Dabey glaubt Rec., daß es dem Werke zum Vortheil gereiche, daß, wenn sein Vf. auch den in den ersten Wegen liegenden Materialien, als Krankheitsursachen betrachtet, zu viel zuschreibt, und im Allgemeinen die diese Stoffe verändernde und ausleerende Methode öfter anwendet, als sie angewendet werden sollte, und wenn er eine widernatürliche Beschaffenheit und Schärfe der Säfte, als Krankheit bewirkende Ursache, viel zu oft annimmt, daßelbe doch auch in vielen Fällen die Aufmerksamkeit der Aerzte auf diese Veränderungen lenkt und sie zu verbessern lehrt. Bey sehr vielen Krankheiten hat der Vf. Fälle, die er beobachtet, kurz erzählt, und Bemerkungen, die ihn ausschließend eigen sind, eingefleut. Hierher gehört z. B. daß nach seinen Beobachtungen bey vorhandener wirklichen Entzündung des Gehirns immer gleich starkes Delirium vorhanden war; daß aber, wo die Entzündung in den Hirnhäuten saß, vor dem Delirium,

rium, welches später erfolgte, immer ein fürchterlicher Schmerz vorausging. Die Zufälle der Herzentzündung hat er genauer pathologisch bestimmt, und mehrmals fand er nach dieser Krankheit die Oberfläche des Herzens und des von Wasser vollen Herzbeutels nach dieser Krankheit mit Eiter überzogen. Ein merkwürdiger Fall von einer über 33 Tage dauernden Leibesverstopfung steht S. 204. Bey so lange dauernder Verstopfung liege die Ursache immer in dem untern und dicken Theil des Darmcanals. Die Unterscheidungskennzeichen des Scirrhus der Gebärmutter sind genauer, als Rec. irgendwo gefunden hat, angegeben. Eben so findet Rec. die Pathologie des Frießels und des Juckens auf der Haut, wovon ein merkwürdiger und tödtlicher Fall erzählt wird, wo der Kranke bey ungeheurer Eßbegierde und unaufhaltsamem Jucken auf der ganzen Oberfläche endlich nach einem fürchterlichen Leiden von vielen Jahren an der Abzehrung den Geist aufgeben mußte, und von letzterer Krankheit auch die theoretische Erklärung, besser vorgetragen, als er anderswo gefunden hat. Wenn auch, wie gleich erwiesen werden soll, gegen den praktischen Theil des Werks vieles mit Grund erinnert werden muß; so hat er doch das Eigene was dem Buche zu grosen Vortheil gereicht, daß der Vf. die Heilung nie, wie sonst oft in kurzen Handbüchern der Fall ist, nur im Allgemeinen angegeben, sondern daß er die Fälle, unter welchen dieses oder ein anderes Heilverfahren notwendig wird, unter welchen diese oder andere Mittel gegeben werden müssen, ziemlich genau bestimmt hat. In dem, was die Wahl und Anordnung der Mittel betrifft, spricht ganz der erfahrene Praktiker, der seine Vorschläge durch den Probierstein der Erfahrung geprüft und am Krankenbette bewährt gefunden hat. Er braucht viele Mittel, die ein geläuteter Geschmack in der Heilkunde als veraltet aufsetzen möchte: er setzt seine Mittel oft in Verbindungen, die durch chemische Grundsätze nicht gut geheissen werden, und nur einmal findet man (S. 399) eine Zusammenfassung dieser Art, als eine solche, die durch die Erfahrung bewährt gefunden worden sey, entschuldigt: seine Zusammenfassungen sind zuweilen zu sehr überladen und dem Genius unsers Zeitalters nicht angemessen: sehr oft sind Mittel von den verschiedensten Kräften und Wirkungen zu einem Endzweck empfohlen, ohne daß bemerkt wird, wenn das eine oder das andere gegeben werden soll. Bey allen diesen Mängeln, welche am Ende dieser Recension mit Belegen erhärtet werden sollen, hält dennoch Rec. diesen Theil dieses Handbuchs für sehr wichtig, glaubt aber, daß er nur einem vorichtigen und mit Prüfungsgeist ausgerüsteten Manne vollkommenen Nutzen gewähren wird.

Der Vf. ist dem Brownianismus entgegen, und erklärt sich in einer Stelle seines Werks und in der Vorrede sehr bestimmt gegen denselben. Dieses wird kein billiger dankender Leser übel aufnehmen; aber wenn er sowohl in seinem theoretischen Glaubensbe-

kenntnisse in der Vorrede, als auch im Detail seines Werks ganz der Humoralpathologie folgt; wenn er die von den Pathologen sogenannte materielle Ursache mit der nächsten verwechselt, und also annimmt, jede Krankheit müsse einen materiellen Stoff zum Grunde haben; wenn er das Gallenfieber in seinem ersten Zeitraume als ganz von der Galle abhängend behandelt, und von fester, beweglicher, von hoch und tief liegender Galle, und vom Uebergange der Galle in das Blut spricht; wenn er, nicht zufrieden mit dem Heere von Scharfen der Humoralpathologen, auch noch unbestimmte Scharfen annimmt, und z. B. S. 414. sagt: wenn beym Wechselstieber irgend eine *feine Scharfe* noch etwas Reizung und Krampf macht, so gebe man mehr reizende — Mittel; dann wird ihm auch der erklärte Gegner des Brownischen Systems seinen Beyfall versagen müssen. Er sucht diese seine theoretische Vorstellung von Entstehung der Krankheiten aus materiellen Ursachen in der Vorrede zu rechtfertigen. Auffallend war es Rec., daß er die gastrischen Stoffe immer als reizende *Schadlichkeiten*, wie er sich ausdrückt, betrachtet: denn sie können auch mit einer verminderten Lebensthätigkeit in der Faser, also mit vermindelter Fähigkeit derselben gereizt zu werden verbunden seyn, wie man dieses auch bey dem ehemals sogenannten faulichen Gallen- und Schleimfieber beobachtet. Weil die Organe mit ihren Kräften bald in Untbätigkeit und Verderbniß verfallen, wenn sie nicht durch Säfte genährt, ersetzt und unterhalten werden, und weil sich also die Beschaffenheit der festen Theile nach den Säften, als ihrer Grundlage, richten müsse; so müsse auch die Qualität und Quantität der festen Theile durch die Säfte verändert werden, und Krankheitsstoffe können daher sowohl in den festen, als in den flüssigen Theilen, sich erzeugen. Wenn man den Satz: daß die Säfte in unserm Körper das Resultat von der Lebensthätigkeit der Organe sind, als erwiesen annimmt; so folgt daraus, daß eine ursprüngliche Affection der Säfte in dem belebten Körper nicht Statt finden kann; es folgt aber auch, daß in eben dem Verhältnisse, als die belebten festen Theile afficirt werden, auch die Säfte in einem dieser Affection gemäßen widernatürlichen Zustand gerathen, und daß sie, da sie im natürlichen Zustande als natürliche Erregungsmittel der belebten festen Theile wirkten, in denen sie enthalten sind, sie in widernatürlichen Zustande der festen Theile widernatürlich auf dieselben wirken müssen. Die Säfte stehen also allerdings in einer Causalverbindung mit der Krankheit: aber die Ursache, die in den Säften liegt, trägt nicht zur ursprünglichen Entstehung, sondern nur zur Determination der Krankheit bey, und dann hat der Vf. vollkommen Recht, wenn er behauptet, die Mischung der Säfte leide bey Krankheiten Veränderungen; aber er hat Unrecht, wenn er diese Veränderungen als erste und wesentliche, ja als nächste Ursache der Krankheit ansieht: er hat also Unrecht, wenn er die Scharfen, als erste Ursachen der Krankheiten, in Schutz nimmt; so sehr es wahr ist, daß

ſie nach entſtandener Krankheit ſtatt finden können, und daß ſie dann auch ein Gegenſtand werden können, ohne deſſen Entfernung der Arzt bey Heilung der Krankheiten nicht glücklich ſeyn kann. Die Vorſtellung des Vfs. von der nächſten Urfache hat ihren Grund in ſeiner Humoraltheorie. Er ſagt, ſie ſey diejenige Urfache, welche als Materie, oder als Krankheitsinſtrument, wirkt, z. E. „bey Gallenſiebern iſt „die prädiſponirende Urfache das gereizte Nervenſyſtem der Gallenblaſe und andere Fehler, ſowohl der „Menge, als der Beſchaffenheit der Galle. Werden „dieſe durch Zorn — in Bewegung geſetzt; ſo iſt „Zorn Gelegenheitsurſache, welche die Nerven reizt. „Dadurch wird mehrere, und vielleicht fehlerhafte „Galle ergoſſen, dieſe macht neuen Reiz auf die an „ſich mehr reizbaren Nerven und Faſern, folglich „iſt die Galle das Inſtrument oder die nächſte Urfache „des Gallenſiebers.“ Man kann ſich nun leicht denken, worauf die Praktik des Vfs. eigentlich gegründet iſt. Krankheitsmaterien und Schärfen ſieht er überall, er verbessert ſie immer, und führt ſie immer aus, und in dieſem Stücke werden die Anhänger des neuen Syſtems eben ſo wenig zufrieden ſeyn, als der Patholog und Praktiker, der mit ſeinem Zeitalter fortſchreitet, wenn er auch den Mitteln und Wegen, durch welche Hr. S. Krankheiten heilt, ſeinen Beyfall nicht immer wird verſagen können, ſeine theoretiſchen Vorſtellungen wird gut heißen mögen. Seine Vorliebe für Erläuterungen aus der Humoralpathologie geht oft unglücklich weit. Selbſt der Leidenſchmerz und das beſchwerliche Harnen, welches bey Fiebern nichts weiter als Folge des Fieberreizes iſt, entſteht bey ihm von einer Schwäche, welche ſich auf die Theile abgelagert hat, woraus nach ſeiner Meynung auch ein kranflicher Zuſtand erfolgt. Das Nervenſieber entſteht von einem außerſt feinen Stoffe, den er S. 95. als Gelegenheitsurſache aufſtellt, da er doch nach ſeiner Erklärung nächſte Urfache ſeyn ſollte, welcher ſich auf die Nerven wirft und ſie aus ihrer natürlichen Thätigkeit ſetzt. Das Faulſieber iſt S. 259. dasjenige, was ein faulichter Stoff, der entweder in den erſten oder in den zweyten Wegen ſich entwickelt, oder durch Aufſteckung in den Körper kommt, ein Fieber erregt, welches eine faulichte Auflöſung und Zerkörung der Theile bewirkt. Nur bey dem hitzigen Nervenſieber mit vermehrter Reizung macht er eine Ausnahme: dieſes hat nach ihm hauptſächlich ſeinen Sitz in den Nerven und in Vermehrung und Exaltation der Nervenkraft.

Dieſer Theil enthält nur den erſten Theil des pathologiſch - praktiſchen Syſtems des Vfs., nämlich Claſſe Krankheiten der Thierkräfte und Vermögen mit ihren beſtimmten Organen, und Claſſe II. Krankheiten der Haut, vorzüglich in Anſehung ihrer Form und Farbe. Von ſeinem ganzen noſologiſchen Syſtem hat er von S. 23. bis 46. einen Abris gegeben, deſſen Beurtheilung hier die Grenzen überſchreiten würde. Die erſte Claſſe enthält die Fieber, die zweyte die Krankheiten der Haut, der Nagel und der Haare.

Er giebt erſt eine allgemeine hiſtoriſche Einleitung, in welcher er die verſchiedenen Syſteme der Praktiker kurz darſtellt; dann wird weitläufig von dem Fiebern im Allgemeinen gehandelt. Seine Vorſtellung von Entſtehung der Fieber iſt folgende: in der erſten Periode des Fiebers find die thieriſchen Kräfte durch eine ſchwächende Urfache geſchwächt, in der zweyten (der Hitze) ſind ſie vermehrt. Fieber iſt alſo derjenige Zuſtand des Körpers, wo auf eine anſcheinende oder wirkliche Verminderung der Kräfte unſers Körpers bald wieder eine Zunahme unter beſtändiger Wirkung und Gegenwirkung folgt. Mit dieſer Deſinition werden unſere philoſophiſchen Aerzte nicht zufrieden ſeyn können. Jedes Fieber muß ſeine nächſte Urfache, das heißt eine Materie oder Krankheitsſtoff zum Grunde haben, der durch einen Excretionsweg aus dem Körper geworfen werden muß, welches Geſchäft alſo der Arzt zu beſordern hat. Die Fieber ſind: 1) anhaltend einfache, darunter gehören Nervenſieber mit Schwächung der Lebenskraft, Nervenſieber mit Erhöhung der Lebenskraft, Faulſieber und Entzündungsſieber; 2) anhaltend ſammengeſetzte, *complicatae*, unter dieſe rechnet der Vf. die Ausſchlagfieber. Die nachlaſſenden Fieber deſignirt er als ſolche, wo die Kräfte bald vermehrt, bald vermindert erſcheinen. Unter die einfachen Fieber dieſer Gattung rechnet er nicht weniger als fünf Arten, das eigentliche gaſtriſche Fieber, das Darmſieber, und darunter das *Kothſieber*, das Gallenſieber, das Schleimſieber und das Wurmſieber. Als einfache nachlaſſende Fieber von Unreinigkeiten der zweyten Wege ſieht er das Zahnſieber, das Milchſieber, das Nervenſieber und das Zehrſieber an. Die ſammengeſetzten nachlaſſenden Fieber ſind das Katarrhſieber, das Flußſieber, das Ruhrſieber. Unter die langſam ablaufenden Fieber gehört das ſchleichende Nervenſieber und das Wechſelfieber.

(Der Beſchluß folgt.)

ERRAUNGSSCHRIFTEN.

GOTHA, b. Perthes: *Predigten*, gehalten und gemeinſchaftlich herausgegeben von Georg Friedr. Gutz, erſtem Prediger der luther. Gemeinde in Caſſel, und Herm. Friedr. Rehm, Metropolitan und reform. Prediger in Waldkappel. 1799. 356 S. 8. (22 gr.)

Gehören gleich dieſe Vorträge nicht zu den vorzüglich guten; ſo kann man ihnen doch Deutlichkeit und lichvolle Darſtellung nicht abſprechen. Sie ſind praktiſchen Inhalts und werden für ein nicht ganz ungebildetes Publicum nicht ohne Nutzen ſeyn. Die vier erſten (die ganze Sammlung enthält zwanzig Predigten) ſind ein Wort zu ſeiner Zeit. 1) „Wodurch empfiehlt ſich die Abwartung unſerer öffentlichen Andachtsübungen dem denkenden Menſchen.“ 2) „Widerlegung der vorzüglichſten Einwendungen gegen unſere öffentlichen Andachtsübungen, mit welchen viele

ihre Vernachlässigung derselben rechtfertigen wollen.“ 3) „Einige Quellen, aus denen es kommt, daß so manche Christen sich unsern öffentlichen Andachtsübungen entziehen, oder sie doch vernachlässigen.“ Warum nicht lieber so: „Woher kommt es, daß viele den öffentlichen Gottesdienst entweder

gänzlich verabsäumen oder ihm doch nur selten beywohnen.“ Die Vff. drücken sich oft auch in der Ausführung etwas zu weitschweifig aus. 4) „Wie können wir den abnehmenden Eifer unserer öffentlichen Andachtsübungen unter uns wieder erwecken und erhalten?“

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESICHTS. Parma, a. d. k. königl. Druckerey: *Annales Hebraico-Typographici ab An. MDI ad MDXII.* Diresit notisque h. r. criticis influxit Joh. Bernhardus De-Rossi, Ling. Orient. Professor. 1799. 79 S. gr. 4. — Ganz zu vermuthen übertracht uns Hr. De-Rossi mit der gegenwärtigen Fortsetzung seiner *Annal. typogr. hebr. Sec. XVII.* deren ansehnliche, ganz umgearbeitete, und beträchtlich vermehrte Ausgabe wir in diesem Blatte (1796. Nr. 153. S. 246.) angezeigt haben. Alles was wir damals von der Vff. eben zu großem Glück, als unermüdetem Fleiße, die seltensten Ausgaben, theils kennen zu lernen, theils für sich selbst zu sammeln, Gutes und Schlechtes abzufindern, und das was sich als acht gegnßam legitimirt hatte, mit der größtmöglichen Ausführlichkeit zu beschreiben, gesagt haben, das gilt nun auch von dieser äußerst schätzbaren Fortsetzung, die sich bis auf das J. 1540 erstreckt, und die in diesem Zeitraum erschienenen grössten theils, wenigstens in unsern Gegenden, höchst seltenen, zum Theil vorher ganz unbekannten Ausgaben bekannt macht. Obgleich die allgemeinen Jahrbücher der Buchdruckerkunst, der zu wünschenswerthen Vollständigkeit näher bringt. Wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Producte im Orient, oder an andern weit und fern Orten zum Vorschein gekommen, außerdem in Bibliotheken aufbewahrt, und größtentheils in den Händen der, mit dergleichen Schätzen zu rückhaltenden Juden geblieben sind; so wird man, wie über die vorhergehende, also auch über die gegenwärtige, nur von einem gelehrten Kenner zu erwarten gewesene Zusammenstellung derselben sich freuen, noch mehr aber darüber erstaunen müssen, daß der Vff. 165 der vorzüglichsten Schriften für sich selbst zu sammeln, den grössten Theil der übrigen doch wenigstens zu sehen und zu berühren, und folglich alle seine Vorgänger in diesem Fache, z. B. einen Buxtorff, Wolf, Masch, Bartoloci, Swabius u. a. weit zu übertreffen, das so seltene Glück gehabt hat. Es zerfällt aber diese Fortsetzung, so wie die vorhergehenden Annalen des 15. Sec. in drey Theile, von denen der erste diejenigen Schriften in chronologischer Ordnung namhaft macht, bey denen das Druckjahr ausdrücklich angegeben worden ist. Von diesen sind hier 292 aufgeführt worden. Die zweite Abtheilung begreift diejenigen, die ohne Bemerkung des Druckjahrs zum Vorschein kamen. Derselben konnte der Vff. 29 anführen. Die dritte Abtheilung enthält 125 Schriften, über welche, aus guten Gründen, das Urtheil der Verbanung aus diesen Jahrbüchern ausgesprochen wurde. Den Reclusus macht ein kurzer alphabetischer Index auctorum et operum. Die Druckorte sind folgende: Augsburg; Basel, Bologna, Köln, Complutum, Constantinopel, Cusana, Fasil, Genoa, Hagewin, Ing. Leipzig, Lyon, Mantua, Mayntz, Orléans, Ostona, Paris, Prag, Romani, Salingianum (Seligstadt?) Thesalonich, Trident, Tübingen, Venedig, Wittenberg, Worms; unter denen Constantinopel und Venedig die eiste fortgesetzten Jahrbücher die ergebensten gewesen sind. Daß sich der Vff. bey denselben der Kürze bedienen habe, wird man freylich ungern sehen; insofern ist doch, zumal bey wichtigen Schriften, oder bisher unbekannten Ausgaben, mehr von Erheblichkeit übergangen worden. Vorzüglich geteicht es dem Vff. zur Ehre, daß er nicht nur die Verirrungen seiner Vorgänger mit Bescheidenheit (wie es, besonders

bey solchen Gegenständen, wo man so leicht auf Abwege gerathen kann, höchst billig ist) gerügt, sondern auch seine eigenen vormägen Behauptungen zu berichtigen gesucht hat. Zusätze zu einem solchen Meisterwerke machen zu wollen, würde wohl Verwegenheit heißen. Wir müssen es also bey einigen Merkwürdigkeiten, die wir kürzlich berühren wollen, bewenden lassen. S. 7. Nr. 30. wird das erste in Deutschland zum Vorschein gekommene Product, nämlich die *Hebrae Insulpsan*, angezeigt, die *Reuchlin*, der Vater der hebräischen Literatur darstellte, im J. 1512 mit der lateinischen Uebersetzung und seinem Commentar in Tübingen herausgab. Bey dieser Gelegenheit hatte vielleicht doch seiner 1506 zu *Parchein* gedruckten hebräischen Grammatik gedacht werden können. S. 11. Nr. 55. *Pfister. hebr. groec. arab. chald. etc. c. gloss. Argusini Isidori* kam als das erste Specimen einer Polyglostenbibel 1516. fol. in *Genoa* heraus. S. 15. Nr. 73. wird die erste Rabbinische Bibel, die *Bomberg* in *Venedig* druckte, nicht, wie bisher gesagt, unter das Jahr 1518, sondern unter das vorhergehende Jahr 1517 gesetzt (*An. 278. min. supp. die XXI II mensis Chislev. hebr. bey dem Vff. zu Anfang des Decembris, im Jahr Chislev 1517.*). Auch die erste *Bombergische* zu *Venedig* gedruckte hebraische Bibel, seit nun unter dem Jahre 1517. S. 17. Nr. 84. wird ein, von dem Vff. neuerdings entdecktes *Psalterium hebr. Irenaei*, das der Vff. Anfangs selbst für einen spätern Druck hielt, zurück und unter 1515 gesetzt. Vielleicht hatten *Reuchlini Libri tres de occent. et orthogr. hebr. Hagewin* 1518. 4. ingleichen *J. Cellerii Usagie in hebr. liter. ibid. 1518. 4.* hier ebenfalls angeführt werden können. S. 23. Nr. 123. von dem *Psalterio cum comment. Kimchi*, 1522 zu *Thessalonich* in fol. gedruckt, besitzt der Vff. ein auf Pergament abgezogenes Exemplar. S. 28. Nr. 160. *Tephilloth c. cum. Kimchi Tridini* 1525. 4., eine der seltensten Ausgaben auf Pergament gedruckt, besitzt Hr. De-Rossi ebenfalls. S. 37. Nr. 238. *Moschor germ. riv. 1536. fol.* ist nicht, wie der Vff. elichin selbst glaubte, und es auch H. Masch bekannt machte (*S. Bibl. Jacq. Vol. IV. App. p. 18.*) zu *Hamburg*, sondern zu *Augsburg* gedruckt worden. S. 40. Nr. 272. wird die eben so seltene als prächtige hebraische Bibel, die *Robertus Stephanus* von 1539—1544 zu *Paris* in gr. 4. druckte, vermuthlich beschrieben, und einige, vielleicht aber doch nur vermuthliche Unrichtigkeiten gerügt. Rec. besitzt von dieser Ausgabe selbst ein wohlbehaltenes Exemplar, das mit demjenigen, welches der Vff. in seiner Sammlung hat, vollkommen übereinstimmt. Da diese Ausgabe nach dem gültigen Zeugniß des Vff. nicht nach der *Bombergischen* von 1522 abgedruckt worden, sondern mehrere eigene und erhebliche Lesarten hat; so ist dieselbe auch in dieser Rücksicht sehr schätzbar. Die dritte Abtheilung, in welcher, wie schon vorhin gedacht worden ist, über 185 für unacht erklärte, obgleich oft durch die günstigsten Zeugen aufgestellte Ausgaben, der Saz gebrochen wird, dient jedem Literator, der dieses Fach zu bearbeiten unternehmen will, zur Warnung, nichts ohne vorhergehende genauere Prüfung, gehen zu lassen, die auf denselben aber doch auch, im Fall er sich doch manchmal hätte blenden, und folglich irre führen lassen, zur Entschuldigung dienen, die er auch bey billigen Richtern finden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. November 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

JENA, b. Göpferdt: D. Johann Christian Starkk's, auf Lautenthal und Sachsenhausen, Herzogl. S. Weimar. Hofraths, wirlk. Leibarzts und ordentl. öffentl. Lehrers, *Handbuch zur Kenntniss und Heilung innerer Krankheiten des menschlichen Körpers etc.*

(Beschluß der im vorigen Stucke abgebrachten Recension.)

Wir haben schon bemerkt, daß der Theil des Handbuchs, in welchem die pathologische Geschichte der Krankheiten vorgetragen wird, sehr gut gearbeitet ist. Indessen sind doch zuweilen die Farben zu stark aufgetragen, z. B. S. 52 u. 53., wo die Zufälle der höchsten Bösartigkeit als solche angegeben sind, die gewöhnlich erscheinen, wenn es bey *Synochus imputris* bis zum vierten Tag nicht besser wird. So kann man auch bey einem Buche, welches ganz auf Humoralpathologie gegründet ist, es sich wohl vorstellen, daß auf die Krisen viele Aufmerksamkeit gewendet worden ist: und doch hat der Vf. nicht bemerkt, daß der Grund der Krisis eigentlich im Nachlaß der fieberhaften Reizung liegt, und daß daher bey fieberhaften Krankheiten doppelte Krisen erfolgen, die allgemeine durch den Schweiß und Harn, und die besondere durch das Organ, welches eigens litte, oder durch stellvertretende Organe. Der Satz des Vfs.: Krisen, die durch den Urin erfolgen, sind für den Kranken leichter, als die durch den Schweiß, ist daher nicht so allgemein wahr, als er hier vorge stellt ist, und Rec. hat oft gesehen, daß kritischer Harn auch unter den günstigsten Umständen nicht vollkommen kritisch war, wenn kein Schweiß zugleich erfolgte. Das Kapitel vom Friesel und von dem chronischen Friesel gehört unter die besten Artikel des Werks, besonders was den pathologischen Theil anbelangt: im Kap. von der Lungenentzündung hatte daher die Stelle S. 175. kürzer gefaßt werden sollen. Neu war Rec. die Bemerkung, daß sich die Nierenentzündung gewöhnlich durch einen Diabetes endige, wovon Rec. kein Beyspiel bekannt ist: aber der Vf. scheint wider den allgemein geltenden pathologischen Begriff jeden Harnfluß mit dem Namen Diabetes zu bezeichnen. Bey dem nachlassenden Fieber begehrt er mit andern Nosologen den Fehler, daß er zu viele Fieber unter diese Classe setzt, die nicht nachlassend sind, das heißt die keine offensbaren Exacerbationen und Remissionen haben, und daß er dadurch die Anfangs ver-

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

wirrt. So ist z. B. das Gallenfieber des Vorfommers nur sehr selten nachlassend, sondern anhaltend; und doch steht es unter den nachlassenden Fiebern, die in den Gegenden, wo Rec. lebt, nur sehr selten vorkommen. Artig ist der Gedanke des Vfs., daß, da bey allen Fiebern die erste prädisponierende Ursache Verminderung der Kräfte des Körpers ist, die Anlagsursache der Wechselstieber im Mangel der thierischen Wärme besteht: denn alle Kranke geben auch außer den Anfallen Beweise von verminderter thierischer Wärme.

Wir haben schon oben den Charakter des praktischen Theils dieses Werks im Allgemeinen angegeben, und Rec. muß es wiederholen: es enthält einen Schatz von guten Erfahrungen, die dem Arzte am Krankenbette großen Nutzen gewähren können. Wenn aber auf der einen Seite dem Werke die zu große Vorliebe seines Vfs. für die Humoralpathologie und dieses schadet, daß er bey jeder Krankheit eine Materie, als nächste Ursache derselben annimmt; so find auf der andern Seite oft die Heilmittel angegeben, ohne die Fälle, wo sie anzuwenden sind, so genau pathologisch zu bestimmen, als es die große Wichtigkeit dieses Gegenstandes fodert. Rec. könnte die Beyspiele davon zu hunderten anführen, die er sich angemerkt hat: nur ein Beyspiel setz er mit den eigenen Worten des Vfs. her, um auch die Manier, in welcher der praktische Theil dieses Buches geschrieben ist, einigermaßen kenntbar zu machen. „Bey der Pneumonie lasse man Milch von *emolirenden*, *antispasmod. resolvirenden* Kräutern, besonders „von *Ruta* und *Arnica*, *flor. Sambuc. Malt.* durch die Mudgeische Maschine einziehen. Sollte viel „Kramph dabey seyn; so setze man *Hb. Hyosciam.* „*Scm. papav. Gummi galb.* und dergleichen zu, auch „wende man dephlogitisirte Luft an, oder lasse ins „Zimmer Dampf von Essig und Salpeter in Wasser, „auf Kohlen gekocht, gehen.“ Wenn man auch davon abgeht, daß die Raute, die Wolferley- und die Malvenblumen einander gerade entgegengesetzte Kräfte besitzen, daß das Galbäum ein sehr reizendes Mittel ist, und daß, wenn man Salpeter mit Wasser oder Essig kocht, keine Salpeter- sondern Wasser- oder Essigdämpfe in die Höhe steigen; so muß man den Rath: dephlogitisirte Luft einathmen zu lassen, sehr bedenklich finden, da diese, nach den Beobachtungen aller Aerzte die Entzündung direct vermehrt.

In Aufzählung der Heilmittel, deren Verbindung mit andern Gaben u. dgl. ist sehr vieles zu erinnern. Unter diesen nur einiges zur Probe: Bey dem Syn-

Aaa
ochus

ochus imputris Galeni soll man zwey Loth Salpeter und zwey Loth Weinstein in drey bis vier Pfund Wasser auflösen, und dieses zum gewöhnlichen Getränk gebrauchen. Wegen des anfallenden Salzgeschmacks wird dieses so leicht kein Kranker trinken mögen: auch wird solchen Kranken, die nur einigen Durst haben, die zu große Quantität Salpeter, die sie im Getränk bekommen, sehr leicht schaden können. S. 81. „Die fixe Luft, oder der entwickelte Sauerstoff, ist vorzüglich kühlend.“ Man kann sie rein „durch Einathmen erhaben, welches aber beschwerlich und nicht allezeit so nützlich ist, daher nehme man sie lieber im Pulver.“ (aus *Crem. tartari* und *Blagnesia*) Hier verwechselt der Vf. die dephlogistisirte Luft mit der fixen, und diesen Fehler hätte er nicht begehen sollen. Dafs das Einathmen der fixen Luft beschwerlich ist, glaubt Rec. gern: denn die Kranken sterben daran. Die Verbindung des *elidiv. acid. Halleri* mit *Liquor anodynus* ist sehr pleonastisch, und der Vf. verordnet sie oft. Für den der Pharmacie kundigen Arzt kann es nicht gleichgültig seyn, ob er das Pflanzenlaugenfalz mit Vitriolfäure oder mit Essigsäure sättigt: er weifs, dafs erstere vitriolisirter Weinsäure, letzteres gebitterte Weinsteinerde giebt, zwey an Kräften himmelweit von einander unterschiedene Neutralfalze. Dem Vf. ist es nach S. 321 gleichgültig, ob in einer Portion das Weinsteinfalz mit verdünnter Vitriolfäure, oder mit Meerzweibelhonig gesättigt wird. Das Pulver S. 349 aus *Sal tartari dr. 2. crem. tart. unc. dimid. magnes. dr. 23 fuscchar. dr. 3.* wird nicht lange Pulver bleiben, sondern zerfliesen. Wenn man auch an die sehr überflüssige Verbindung zweyer Alkalien nicht denkt, wird wohl der Kranke das Pulver im Aufbrausen nehmen können, wenn es schon zerfließen ist, und die ganze Mischung sich in ein mit Alkali überfättigtes Neutral- und Mittelfalz (diesen Unterschied kennt überhaupt der Vf. nicht) verwandelt hat? Einige (46) vorzüglich nützliche Arzneiformeln sind angefügt. Der Vf. rühmt in der Vorrede und auch in einzelnen Anmerkungen von denselben sehr viel. Das *grofse Mittel* Nr. 27, wie es der Vf. nennt, wird sich vielleicht durch seine Wirkung mehr empfehlen, als es sich durch seine Composition empfiehlt. Das *Recept* Nr. 7. *Rec. Sal mirab. Glauberi, oder Sal Sedlitzens. unc. 1. Sal tartari dr. 2. ol. amygd. dulc. unc. 1. aquae fragrar. unc. 5.* sollte nicht in einem Verzeichniß stehen, welches lauter ausgefuchte und erprobte Mittel enthalten soll. Wenn der Arzt Sedlitzer Salz wählt, dessen Wahl Hr. St. ja frey läßt; so wird das Weinsteinfalz, bey seiner grofsen Verwandtschaft mit der Vitriolfäure im Sedlitzer Salz, als mit dem setzten Oel, mit welchem es sich nur in der fortwährenden Siedhitze zur Seife verbindet, sich mit jeder zu einem vitriolisirten Weinstein verbinden, und der andere Bestandtheil des Sedlitzer Salzes, die Bittererde, wird frey werden. — Der Stil des Vfs. ist zwar reiner von Fehlern als andre seiner Schriften, doch wären noch manche Nachlässigkeiten, unnötige französische Wörter u. dgl. zu vermeiden gewesen. Dafs

das Wort: *decubitus* das deutsche: *Anfliegen, Wundliegen* der Kranken bedeutet, lernte Rec. aus mehreren Stellen.

GÜTTINGEN, b. Dieterich: *Bibliothek für die Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, von einer Gesellschaft von Gelehrten.* Herausgegeben von F. Arzemann, Professor zu Göttingen. *Ersten Band des ersten Hefes.* 1799. 168 S. 8. (12 gr.)

Wenn, wie es sich von der Thätigkeit und den literarischen Verbindungen des Herausgebers hoffen laßt, und wie auch dieses erste Stück zum Theil beweist, diese Bibliothek dasjenige leisten wird, was Hr. A. davon in der Vorrede verspricht; so wird sie unter den Werken ihres gleichen eine sehr ehrenvolle Stelle einnehmen. Sie soll an die Stelle der seit 1790 von Herausg. herausgegebenen Bibliothek für Chirurgie und praktische Medicin treten; aber der Herausg. hat seinen Plan erweitert. Er ist mit mehreren Aerzten, unter denen sich in diesem Hefte zwey, die Herren *Wiedemann* und *Rose* unter eizlichen Recensionen unterschrieben haben, in Verbindung getreten, und nun soll diese neue Bibliothek die sammtlichen Schriften in sich fassen, welche in die theoretische und praktische Medicin, Chirurgie, gerichtliche Medicin und Geburtshülfe einschlagen, mit Ausschluss der Botanik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Thierarzneykunde und der periodischen medicinischen Schriften. Die literarischen Producte Deutschlands sind der erste Gegenstand dieser Bibliothek; aber es soll auch so viel möglich auf das Ausland Rücksicht genommen werden, und dieses kann Hr. A. in Göttingen leichter, als fast unter jedem andern Verhältniß. Ein Band soll immer die Schriften eines jeden Jahres fassen, und die Erscheinung sowohl, als die Menge der Hefte, soll von der Thätigkeit der Schriftsteller abhängen. Unwichtige Schriften sollen nur summarisch angezeigt werden: auch Kupfertafeln sollen, wo sie erforderlich sind, geliefert werden, und so wie kein Werk von Wichtigkeit übergangen werden soll; so sollen auch keine Hindernisse den schnellsten Gang der Bibliothek unterbrechen. Mit den Schriften von 1799 ist der Anfang gemacht worden.

Die sieben Recensionen, welche in diesem ersten Hefte unter folgenden Rubriken stehen: I. Theoretische Medicin. Anatomie, Physiologie, Pathologie. II. Praktische Medicin. Therapie, Materia medica. III. Chirurgie. IV. Geburtshülfe. V. Populäre Medicin, entsprechen dem Zwecke, den der Herausg. sich vorgesetzt, vollkommen. Sie stellen den Inhalt der Werke genau dar, und die Kritik ist genau, männlich, scharf, jedoch mit Anstand, und nie gegen die Person, als nur in dem Fall, wo es wie IV. n. 3. seyn mußte, sondern bios auf die Sache gerichtet. Wenn der Herausg. nebst seinen Mitarbeitern den Grundsatz, den sie sich vorgesetzt haben: es kommt nicht darauf an, welche Person Recht hat, sondern welche Meynung die wahre ist, nie aus den Augen ver-

verlieren, und wenn sie das Versprechen halten, die Schriften eines Jahres immer in einen Band der Bibliothek zusammenzufassen, wo dann freylich manche Recensionen weniger weitläufig seyn müßten, als von II, 1 — 4; so wird der Beyfall des Publicums diesen in allem Betracht gut angelegten und in dieser ersten Probe auch gut ausgeführten Werke nicht fehlen.

LEIPZIG, b. v. Kleefeld: *Handbuch für die medicinische Literatur nach allen ihren Theilen; oder Anleitung zur Kenntniß der besten auserlesenen medicinischen Bücher, mit beigefetztem Inhalt, Werth, Jahrzahl, angeführten Recensionen, historischen, biographischen und andern Anmerkungen, in systematischer Ordnung.* Ein Versuch zum Gebrauch angehender Aerzte, von D. Immanuel Verwagott Rothe. 1799. 664 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf. entschuldigt den Mangel an Vollständigkeit, oder wenigstens an guter und planmäßiger Auswahl, die nicht überall gute und zweckmäßige Ordnung und die hin und wieder sehr bemerkbare mindere Richtigkeit der Angaben mit seiner Lage. Wenn er mehr von Kummer und Sorgen befreyt gewesen wäre, das Werk an einem Orte hätte ausarbeiten können, wo er Bibliotheken, Buchhandlungen u. dgl. hätte benutzen können; so würde er gewis etwas besseres geliefert haben. Er bittet um Nachsicht, Schonung und Belehrung, weil ihn oft die wahren Quellen gefehlt hätten, und er sich auf sein Gedächtniß und auf seine handschriftlichen Sammlungen habe verlassen müssen. Weil er erst später im Lesen und Excerptiren eine andere Methode eingeschlagen habe, und weil seine frühern Excerpte noch nicht in Ordnung waren, so sey sein Werk auch dadurch mangelhaft und hin und wieder unordentlich geworden, welchem Fehler er bey einer neuen Auflage mit allem Fleiße und aller Treue zu begegnen suchen wolle.

So sehr auch Rec. die unangenehme Lage fühlt, in welcher ein Mann sich befindet, der sich mit Literatur beschäftigt, und dem die notwendigen Hülfsmittel dazu fehlen; ernstlich würde er doch Hn. R. abgerathen haben, dieses Buch eher drucken zu lassen, als bis er ihn die notwendige planmäßige Vollständigkeit, die Gleichförmigkeit in der Ausführung und die gehörige Genauigkeit in den Angaben hatte geben können. Seine Versicherung; dafs Bibliographie sein Steckpferd sey und bleibe, seine an vielleicht mehr als zwanzig Stellen wiederholten Klagen über Mangel an Gelegenheit und Unterstützung, entschuldigen ihn, auch bey dem wirklich großen Fleiße, den er auf die Ausarbeitung dieses Werks gewendet hat, in den Augen des Publicums, welches sich ungern mit dem Bekenntniß der Sünden und dem Versprechen künftiger Besserung bey einer zweyten Auflage befriedigen läßt, sondern gleich etwas Gutes erwartet, nicht, und er würde auf den Beyfall

derer, die literarische Hülfsmittel, wie dieses Handbuch, gebrauchen, nicht vergebens haben rechnen dürfen, wenn er bey längerer Muße und bey längerem Zurückhalten seines Werks, sowohl das Ganze besser geordnet, als jedem einzelnen Theile desselben die relative Vollständigkeit, die in seinem Plane lag, und diejenige Richtigkeit gegeben hätte, ohne welche ein Werk dieser Art den grössten Theil seiner Brauchbarkeit verliert.

Die Anlage des mit ziemlicher Ersparung des Raumes gedruckten und wegen mancher Abbreivirungen im Lesen zu eilen lästigen Werkes, ist sehr weitläufig. Bis S. 133 sind die Bücher aus den allgemeinen Wissenschaften verzeichnet, „die ein Arzt „besitzen muß, wenn er auf den Titel eines Gelehrten Anspruch machen will, ungeachtet sie nicht den „eigentlichen Arzt bilden, sondern ihn nur voll- „kommen machen helfen.“ Nun erst folgen die Bücher über die besondern Wissenschaften, die zur Bildung des Arztes gehören, Physik, Chemie, Naturgeschichte, und dann S. 237 medicinische Wissenschaften. Bis dahin hat der Vf. den Plan des Hn. D. Ersch in Allg. Repertorium der Literatur fast ganz befolgt, und es ist zu loben, dafs er dieses gethan hat; aber er geht von der Meynung aus, dafs der Arzt, wo möglich, alles wissen müsse. Sogar für die persische, kurdische, copticische, chinesische Sprache, für die ostindischen Sprachen, giebt er die Hülfsmittel an. Diese auf der einen Seite so grosse Weitläufigkeit, die doch bey alle dem weder auf Vollständigkeit, noch inner auf ganz gute Auswahl berechnet ist, mußte nothwendig nach sich ziehen, dafs der Vf. bey der Literatur der eigentlich medicinischen Fächer sich kürzer fassen mußte, bey deren Bearbeitung sich auch wider die Anordnung einzelner Theile vieles mit Grund erinnern läßt. Die Schriften stehen oftmals sehr zerstreut unter sehr verschiedenen Rubriken: man findet z. B. *Tulpii observ.* an einem ganz andern Orte, als man die überhaupt äußerst sparsam angeführten Beobachtungen findet. Manche Fächer sind ausserk mangelhaft, z. B. die gerichtliche Arzneywissenschaft, wo Hr. *Demiel* so gut vorbereitet hatte, und die doch nur sieben Seiten einnimmt! Manches ist sehr zerstückelt. Es stehen z. B. die Schriften über die medicinische Policey zum Theil unter der ersten Abtheilung, zum Theil am Ende des Buches. Dabey ist sein Plan sehr schwer zu übersehen, weil er ihn nicht hat als *conspectus operis* abdrucken lassen, und in den Nummern, Buchstaben u. dgl. durch die er die Unterabtheilungen kenntlich machen wollte, giebt es viele Fehler. Die Einrichtung des Buches ist übrigens folgende: Unter ihrer angewiesenen Stelle stehen die Bücher, nach ihrem, wo es nur seyn konnte, abgekürzten Titel verzeichnet. Sehr oft sind auch nur die Namen der Verfasser genannt; zuweilen verweilt der Vf. bey einzelnen Theilen seines Planes lüchzig auf andere Werke, wo man die Bücher schon angezeigt finden werde: zuweilen giebt er aus Mangel der Hülfsmittel gar keine Bücher an, und fällt lange

Stellen mit Klagen über sein ungünstiges Schicksal. Bey den vielen Uebersetzungen, womit besonders die Aerzte überhäuft werden, ist es unangenehm, daß nur selten die Originale angegeben sind. Zuweilen stehen bey den Schriftstellern ganz kurze literarische Nachrichten von ihrem Geburts- und Aufenthaltsort. Auf die Büchertitel folgt zuweilen Anzeige etlicher kritischen Blätter, in denen die Bücher beurtheilt worden sind, und zuweilen vor diesen, zuweilen auch nach diesen, doch nicht bey allen, steht entweder das eigene, oder das aus kritischen Blättern entlehnte Urtheil des Verfassers. Unter dieses mischt er eine Menge von fremden zur Sache nicht gehörigen Dingen, die einen Raum wegnehmen, der zur genauern Angabe der Titel und zur Bereicherung des Werks mit nützlichen Notizen besser hätte verwendet werden können, und die dem Vf., da er zuweilen auch Sachen beybringt, die nicht als erwiesen angesehen werden können, und über die sich mancher beleidigt finden wird, vielen Verdruß zuziehen können. Ueberhaupt gereicht es dem Werke nicht zum Vortheil, daß der Vf. Urtheile über die Bücher (oft auch über die Verfassers derselben!) beygefügt hat. Da er einmal das Allg. Repertorium der Literatur nutzte; so konnte er ja auch bey Anzeige der Recensionen die Zeichen, durch welche das Repertorium Lob oder Tadel kenntlich machte, annehmen; und wenn er seiner Absicht ganz getreu geblieben wären, nur gute Bücher aufzunehmen, und nicht ein schlechtes, wie er ausdrücklich versichert, so wäre auch nicht einmal eine Bezeichnung nothwendig gewesen. Man hätte ja das Buch mit der Uebersetzung nutzen müssen, nur Angaben von guten und brauchbaren Büchern in denselben zu finden. Da der Raum möglichst geschonet werden mußte; so konnten die Urtheile auch nur kurz und einförmig, also wenig nützlich seyn. Was kann es z. B. helfen, wenn man S. 536. liest: wer diese Abhandlung (Wichmanns Ideen) noch nicht gelesen hat, studiere sie ja bald, und wenn man bey Kaufs Briefen S. 361. und bey Scheidemann's Beyträgen S. 483. ganze Seiten

Inhaltsanzeigen abgeschrieben findet? Wenn der Vf. S. 390. sagt: „ich habe bisher den Mantel nach dem „Wind gehängt,“ so wird diese Aeußerung eben so wenig den Beyfall des braven Mannes haben können, als er sich durch den Vorsatz „die Wahrheit zu reden, weil er bey seiner vorigen Handlungsweise nichts mehr gewinne,“ die Achtung sichern wird, auf welche der aus Grundätzen wahrhafte Mann immer Anspruch machen darf. Auch mag der Vf. seine Begriffe von Wahrheit noch nicht ganz berichtigt haben: denn er hat auch manches aufgenommen, was nur Sage ist, und was, wenn er auch von dessen Wahrheit überzeugt seyn mochte, doch für das Publicum nicht gehört. Ueberhaupt hat er anhaltenden Fleiß und Sinn für das Fach, dem er sich widmet, und dieses gereicht ihm um so mehr zum Lobe, da er mit Hindernissen von mancherley Art zu kämpfen hat; aber er ist in seinen Aeußerungen und Urtheilen zu unvorsichtig, zu absprechend, und scheint hierin einem unserer noch lebenden Literatoren nachahmen zu wollen, ohne dessen ausgezeichnetes Talent zu haben. Er arbeitet überhaupt viel zu flüchtig. Er mengt lateinische und deutsche Perioden durcheinander, wie sie etwa die Collectaneen gegeben haben mögen. Er weiß, daß er Fehler begeht, und bekennt sie; aber er denkt weniger an ihre Verbesserung, als an eine neue Auflage, wo er erst bessern will, und bedenkt nicht, daß er eben durch diese Verfahrensart seinem Werke die Aussicht, eine neue Auflage zu erleben, sehr ungewiß macht.

ULM, in der Stettinschen Buchh.: *Forst- Archiv zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft und der Forst- und Jagdliteratur*; ehemals herausgegeben von W. G. v. Moser; nun aber fortgesetzt in Gesellschaft mehrerer Gelehrten und erfahrner Forstwirthe von D. Ch. W. J. Gatterer. 18ter Bd. 1796. 285 S. 19ter Bd. 200 S. 20ter Bd. 1797. 314 S. 8. (2 Rthl. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 189.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KUNST. Magdeburg, b. Keil: *Allgemeine Einleitung in das Studium der schönen Kunst des Alterthums. Erste Abtheilung.* Eine Einladungsschrift zu der Schulfeyerlichkeit im Klost. Berge am 14ten und 15ten März. Von J. Gurlitt, Prof. und Director. 1799. 50 S. 4. (6 gr.) Die vier Abschnitte: I. Was ist Archäologie? — Begriff und Eintheilung derselben. II. Wozu erlernen wir Archäologie? Nutzen und Endzweck derselben. III. Welches sind die Hilfsmittel zur Erkennung der Archäologie? IV. Was muß ich zu diesem Studium mit hinzubringen? sind alle kurz, aber mit Sachkenntnis abgehandelt und Rec. hat, so weit seine Einsichten rei-

chen, wenig gefunden, welches zu widerlegen oder zu berichtigen nothwendig schien. Ein kleiner Irrthum schlich sich in der Note S. 26 ein, denn es wird daseibst gesagt, die sogenannten *Sette Celte* in den Bädern des Titus zu Rom seyen seit Raphaels Zeit so verachtlich worden, daß man heut zu Tage selbst die Stätte derselben nicht mehr kenne. Allein alle diese Grotten sind noch wohl bekannt und leicht zugänglich, nur haben die antiken Malereyen hauptsächlich vom Dampf der Fackeln, welche die Neugierigen mitzubringen pflegten, viel gelitten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 11. November 1799.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN. b. Rosenbuch: *Weltgeschichte*. — Erster Theil, welcher die alte Geschichte von ihrem Anfang bis auf die Völkerwanderung enthält. — (Auch mit dem besondern Titel: *Geschichte der alten Welt*.) Von Johann Gottfried Eichhorn. 1799. 574 S. 8. (2 Rthlr.)

Mit einer Art von Muthlosigkeit geht Rec. an die Beurtheilung dieses wichtigen Buchs. Er sieht so viel Schönes, richtig und trefflich Gefagtes in der meisterhaften Entwicklung glänzen, und findet doch dabey wieder eine Anzahl unrichtiger, oder ihm unrichtig scheinender Angaben, daß er sich kaum in den Resultaten seines Spruchs zu benehmen weis. Die Ueberzeugung aber, daß ein Mann, wie Eichhorn, von der Aufgedunsenheit mittelmaßiger Schriftsteller, welchen jeder auch gerechter Tadel unerträglich wird, weit entfernt ist, und zugleich die unerlässliche Pflicht gegen das Publicum, giebt den Entschluß, die gerade Straßse zu wählen; mit theilnehmendem Vergnügen die Vorzüge darzulegen, durch welche sich dieses Werk vor so vielen andern seiner Brüder auffallend auszeichnet; dann aber auch, mit der einem unserer vorzüglichsten Schriftsteller gebührenden Achtung, offenherzig anzugeben, was Rec. in diesem Buche nicht ganz zweckmäßig schien, wohl auch was er als Fehler zu erkennen glaubte. — Es ist eine dem Vf. eigene, nicht vielen Schriftstellern geschenkte Gabe, jeden seiner Gedanken, weil er ihn rein fasste, mit den möglichst wenigen Worten bündig und ungesucht nieder zu legen; auch hier findet sich dieser beideswerthe Vorzug auf jeder Seite wieder. Kürzer und zugleich treffender lassen sich z. B. die Veranlassungen zu dem Abfalle der Juden von den syrischen Königen gewis nicht vortragen, als mit den Worten des Vfs. S. 257., einer Stelle, die wir aus so vielen andern, zum Theil noch besser vorgetragenen, eben deswegen ausheben, weil sie so wenig Raum einnehmen. „Antiochus der Große vererbte Palästina als bleibende, Eroberung an seine beiden Söhne und Nachfolger. „Indessen hatten die Römer durch die harten Geldstrafen, die sie dem syrischen Reiche auferlegten, dasselbe erschöpft, und die syrischen Könige suchten, durch Gelderpressungen, die sie sogar bis zur Verleügerung der hohen Priesterwürde ausdehnten, ihrer Schatzkammer aufzuhelfen. Schon darüber ward das Mißvergnügen laut. Nun liefs sich sogar Antiochus Epiphanes beyfallen, die Annäherung der

„Juden an griechische Sitten, die sich bey dem freyer „denkenden Theil der Nation immer mehr zeigte, „und schon im Gebrauch der griechischen Sprache „und in der Nachahmung griechischer Kampfspiele, „zum großen Aergerniß der bigottern Juden sichtbar „wurde, bis auf die Einführung des Jupiter Olymp „pius als jüdischen National - Gottes auszudehnen. „Dadurch ging das Mißvergnügen in eine förmliche „Empörung über, in welcher sie sich unter den Mak „kabaern glücklich ihre Freyheit erkämpften.“ Jedem Leser dieses Buchs, und es sind ihrer gewis viele, empfehlen wir aus vielen andern S. 122. die glückliche Erklärung der auffallenden Thatfache, warum Kambyses, ansehnend selbst gegen seinen Vortheil, die bezwungenen Aegyptier und vorzüglich ihre Priester so unmäßig hart behandelte. S. 232. und 225. die tief gedachte Würdigung der oft gepriesenen griechischen Freyheit und Gleichheit, welche statt des gesuchten Glücks ewigen, oft kleinlichen Kampf zwischen den einzelnen Staaten, Hinterlist und Tücke jeder Art, nie aber feste Ruhe, nie eine glückliche Periode für die Mitglieder desselben hervorbrachte; doch eben durch das gegenseitige Streben zur schnellen und glänzenden Entwicklung jeder Art von Geistes- und Körperkräften machtwirkte. Auch S. 239. die unpartheyische Schätzung des Werths der morgenländischen Schriftsteller über die alte persische Geschichte, die aus Sagen entstanden, und durch Dichtungen verschönert worden sind. Aus dem Munde eines Mannes, den der häufige Gebrauch orientalischer Schriftsteller leicht zum Verfälscher ihrer Sache anwerben kann, eine so offenherzige Aeußerung zu hören, ist gewis sehr interessant. Nicht minder anziehend wird man S. 377. und schon in mehreren vorhergehenden Stellen, die Angaben und Urtheile über das Steigen und Fallen der bildenden Künste bey den Griechen, aus den noch jetzt vorhandenen Meisterstücken abgezogen finden. Und gewis freut sich jeder unbefangene Leser der S. 498. vorgelegten, wenn gleich außerst gedrängten Schilderung von Roms Lage nach des Antonius Besiegung bey Actium, nebst der Auseinanderetzung, wie Octavian durch seine Titel in der That die übertriebene despotische Gewalt in seinen Händen hatte, ohne deswegen den Schein eines Privatmanns anzugeben. Als Consul hatte er den Vorsitz in dem Senate und alle executive Gewalt; als Tribun war er eine heilige unverletzliche Person, die jedes Verfahren hindern und Gesetze vorschlagen konnte; als Censor hatte er Gewalt über Ehre, Stand und Würde eines jeden Bürgers; als Augur und Oberpriester konnte er durch Aberglauben und

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

bb

und als Imperator durch eine unermessliche See- und Landmacht herrschen. Die Stelle S. 332 über das Leben und Weben der Stadt Athen, und über die gerechten Ursachen zur Unzufriedenheit der meisten andern griechischen Staaten gegen das übermüthige Athen, ist zu schön, als das wir sie nicht neben den bisherigen für den Leser bemerken sollten, der aber ohne langes Suchen auf mehrere von ähnlichem Gehalte stößt. — Auch Einwendungen haben wir zu machen, und diese treffen zunächst den Erklärer und Darsteller von Begebenheiten; über welche nur einzig unsere Bibel Auskunft oder vielmehr dunkle Winke giebt. Lange, vielleicht zu jeder Zeit, war es hergebrachte Sitte, daß der Ausleger, welcher Schwierigkeiten in den alten Erzählungen von der Schöpfung, Sündfluth, Zerküftung der Menschen, Entstellung der Sprachen, Abgötterey etc. zu finden glaubte, und den Muth hatte, oder ehemals haben durfte, durch mehr oder minder einleuchtende Erklärungen innere Wahrscheinlichkeit in die Mythen des Alterthums zu bringen, seinen Fund für erwiesene Wahrheit hielt, und auf die herausgesponnenen Grundätze ganz sorglos ein weiteres System fortbaute, mit der festen Ueberzeugung, daß dies alles gar nicht anders seyn könne. Bey dem Bibelklärer nahm man diese Verfahrensart stillschweigend als gültig an; man hatte nichts gegen die Methode einzuwenden, daß die Richtigkeit einer Bibelerzählung immer schon vorausgesetzt, und dann nur alles mögliche angewendet wurde, um sie durch sinnreiche Erklärungen gegen scheinbare oder wirkliche Widersprüche zu retten. Wendet man ein, daß ein höherer Einfluss die Voraussetzung der Wahrheit hier zur Nothwendigkeit mache; so hat Rec. nichts gegen die Behauptung zu sagen; aber auf die Profangeschichte darf die Verfahrensart nicht übertragen werden. Diese fordert unbelangene Untersuchung über die Wahrheit des angeblichen Factums selbst, und verwirft es ohne weiters als Fabeln, wenn sie Mangel an innerer Haltung, Widersprüche in denselben zu bemerken glaubt. Sie räumt aufs höchste ein, hinter der mythischen Hülle möge ein Fond von Wahrheit verborgen liegen, gesteht aber; eben wegen des Mangels an hinreichenden Gründen zur Enthüllung, ihr Unvermögen ein, diese Wahrheiten benutzen zu können. Sie macht wohl auch Versuche zur wahrscheinlichen Erklärung, hütet sich aber sehr diese für etwas anders als Hypothese anzugeben; hütet sich sie zur Grundlage weiterer Folgerungen zu machen. Gegen diese unverletzliche Hauptregel der Geschichtschreiber haben mehrere berühmte Schriftsteller gesündigt, auch Hr. E. sündigt gegen sie. Wahr ist es, seine Hypothesen, die schon größtentheils aus andern seiner Schriften bekannt sind, bleiben sehr wahrscheinliche Hypothesen, zumal in dem Festkleide, das er ihnen anzuziehen weiß; sie verrathen den Kenner des Alterthums, den tiefdenkenden Mann; aber erwiesene Wahrheiten sind sie nicht; man darf nicht, wie hier geschieht, wichtige Folgerungen aus ihnen als festgesetzten Prämissen ziehen, ohne die ganze Ge-

schichte mit einem Zuge zu vernichten. Es sey, daß alle Menschen von einem Paare entsprungen, wiewohl die Annahme ihre sehr großen Schwierigkeiten hat, die sich bey der Behauptung des Gegentheils nicht finden; Indien oder Baktrien sey der wahre Platz für das Paradies dieser glücklichen Urgeschöpfe gewesen; aber woher weißs z. B. der Vf. daß alle Nachkommen Noahs in den Strichen zwischen dem Euphrat und Tigris, wo in der Folge Babylon entstand, lebten, daß bey Vermehrung der Menschzahl die Noth sie antrieb, theils Ackerbauer zu werden, theils in ganzen Stämmen, und zwar gerade unter den von ihm angegebenen Umständen, auszuwandern? Offenbar ist das Ganze erkünstelt, um die Erzählung vom Thurmabbau zu Babel, welche der Geschichtsforscher, wenn er sie in einem alten Griechen gefunden hätte, ohne weiters verwerfen würde, vom Untergange zu retten. Der Schwierigkeiten sind aber viele, die sich auch seiner Erklärung entgegensetzen: Hr. E. nimmt selbst an, daß die Arche sich in Armenien zur Erde senkte, und dieses bergichte grasreiche Land ist für den Nomaden weit bequemer als das dürre Babylonien, wo erst die spätere Cultur durch künstliche Bewässerung Fruchtbarkeit hervor bringen konnte. Um diese Gegend zu erreichen, mußte man die reizenden Gefilde des nördlichen Mesopotamiens hinter sich lassen, und die ganze Wüste des südlichen Mesopotamiens durchwandern. Eine ungeheure Aufgabe für rohe Kinder der Natur, die das Schöne und Gute unter ihren Füßen haben, und es doch unter großen Mühseligkeiten verlassen, um ein unbekanntes Besseres aufzusuchen. Und warum mußten sie denn schlechterdings Nomaden seyn, sie, die aus ihrem Kasten die Erfahrungen von 2000 Jahren einer frühern Welt mit sich brachten? Und warum hörten sie denn bey dem zu engen Raume auf Nomaden zu seyn? Die überflüssigen Leute wanderten etwas später aus, das könnten sie ja auch früher thun. Ueberhaupt geht die Umwandlung eines nomadischen Volks in ein ackerbauendes so schnell nicht. Es gehört außer dem guten Willen es zu werden, der bey Wilden, wie bekannt, sich nur selten findet, selbst wenn sie unter Völkern kommen, die ihn schon lange betrieben haben, auch die Gelegenheit dazu, das zur Nahrung des Menschen so vorzüglich dienende Getreidekraut gerade vor seinen Füßen zu finden, und hinlängliche Nachdenken sich vorzubereiten zu haben, daß man durch abgeforderte sorgfältige Cultur diese Kräuter in das Unendliche vermehren könne. Also erinnern läßt sich manches gegen die innere Wahrscheinlichkeit der von dem Vf. vorgebrachten Sätze; aber wäre diese auch weit größer; so reicht sie allein nicht zur Erhebung auch des schönsten Raisonnements in das Gebiet der Wahrheit, und noch weniger zu der Menge von Folgerungen, welchen diese Behauptung zum Grunde liegt. Denn durch sie wird nun der Mythos von der Entstellung der Sprachen, Staaten, Abgötterey etc. auch der Orakel erklärt S. 17. „Der rohe Naturmensch fühlt in jeder Naturschöpfung die Wirkung eines unsicht-

„bahren Wefens, mit dem er wie mit seinem Nachbar „auf dem Weideplatze in ungeförter Freundschaft „stehen möchte. Wo er in Naturerfcheinungen zu „bemerken glaubt, da begrüßt er es; er häßt ihn „wenigen, bückt sich vor ihm, und drückt ihm sei- „ne Freude und Furcht, sein Staunen über seine Wir- „kung und seine Dankbarkeit durch die verschiede- „nen Stellungen und Gebärden aus,“ und schenkt „ihm des guten Vernehmens wegen von Zeit zu Zeit „etwas, das er ihn (als Opfer) niederlegt. Aus- „gebreiteter Polytheismus, Opfer und Orakel bring- „daher der Nomade aus seiner bloß häuslichen Ver- „bindung in die bürgerliche schon mit.“ Unmittel- „bar darauf folgt nun die nähere Entwicklung über die Entstehung der Priesterkasten und Orakel. Ge- „wisß ließt jedermann die schöne eingreifende Vor- „stellung mit dem nämlichen Vergnügen, wie die übr- „igen oben schon angeführten; sie hat aber den von „uns bey jedem Geschichtsforscher getadelten Fehler: „sie setzt als gewiß, und allgemein, was nur viel- „leicht auf die angegebene Art entstand, was bey vie- „len auf andere Art, bey vielen gar nicht entstand. „Zu jeder Zeit fanden sich Völker auf der niedrigsten „Stufe ihrer Cultur, und sie finden sich noch, die „jahrtausende fortlebten, ohne Opfer, Priester, Prie- „sterkasten und Orakel zu haben; die sich kaum die „Mühe geben, den Begriff von einem höhern Wesen zu „bilden; und bey denen, wo sie sich fand und finden „mußte man den Beweis der Entstehung auf die an- „gegebene Art erst noch entgegen sehen. Ueberhaupt „ist, nach des Vf. Voraussetzung, die so sehr niedrige „Stufe der Cultur bey Völkern kaum denkbar, die so „lange in Gemeinschaft gelebt, Ackerbau getrieben, „Künste erfunden und Städte zu bauen angefangen „hatten; und eben so schwer begreift man das gänz- „liche Zurücksinken in Rohheit, das nach dieser Hy- „pothese bey so vielen Völkern voraus gesetzt werden „muß. Zwar hat die Erfahrung aller Zeiten gelehrt, „dass schon erworbene Aufklärung auch wieder ver- „lohren werden kann; dass aber irgend ein Stamm, „der einmal den Gebrauch des Feuers kannte, und die- „sen Gebrauch mit jedem Tage wiederholen mußte, „eine ihm so notwendige Sache wieder verlieren sollte, „das geht über den Begriff, wir dürfen wohl „sagen der Möglichkeit hinaus; und doch fand man „zu allen Zeiten Völker, und unter ihnen die Grien- „chen, welche weder Feuer zu machen, noch das von „Ungefahr entstandene zu unterhalten wußten. Ge- „wisß keiner der schwächsten Gründe gegen die Ent- „stehung der Menschen aus einem Paare, oder wenig- „stens gegen das gesellschaftliche Leben der Urlän- „ne. — Diese Verpflanzung bloß individueller Wahr- „scheinlichkeit in das Gebiet der Wahrheit, geht in „diesem Buche auch auf mehrere Zweige der Erzäh- „lung über. Manche Schriftsteller aus jedem Zeital- „ter hatten wahrscheinlich gefunden, dass einstens „der Pontus Euxinus ein eigener mit dem mittelländi- „schen Meere nicht zusammenhängender See war; „hier wird es als zuverlässige Thatsache vorgetragen: „S. 134. „Das östliche Europa hing einst mit Klein-

asien zusammen. Das schwarze Meer, das bisher ein „Landsee gewesen war, brach aus etc.“ Eben so S. „140., dass Asien zwischen dem schwarzen und kaspis- „chen Meere das Stammhaus der Griechen war. Ber- „gleichen rasch hingeworfene Satze sollten doch auf „alle Fälle nicht ganz ohne Beweis gelassen werden; „zumal bey den Griechen, die man in ihrem Lande „kennt, wie sie Eichen aßen, und den Gebrauch des „Feuers noch nicht erlernt hatten. Dergleichen Völ- „ker lieben nicht ihrem Urflutze auf 200 Meilen weit zu „entlaufen. Rec. erinnert sich auch nicht ein einziges „historisches Zeugniß für den S. 195. angegebenen Satz „gesehen zu haben: „zur Zeit des Tarquinius Priscus „waren die Cimmerier nach Gallien gedrungen. Die „zu große Menschenzahl zwang einen Theil der gelli- „schen Völkerstämme ein neues Vaterland zu suchen.“ „Oder S. 30. dass die Cimmerier sich wegen des Sey- „then Einfalls sogleich nach Böhmen, Mahren und „Deutschland (und noch bestimmter) zwischen den „Mayn und Rhein eindrangten. Oder auch zur Be- „hauptung S. 394. „Alexander segelt den Hydaspes „herab bis zu seiner Vereinigung mit dem Indus, und „tritt dann mit seiner Armee den Rückmark durch die „gedrückte Wüste an.“ Nach dem Zeugniß der „Alten glaubt Rec., Alexander sey den ganzen Indus „hinab bis zur Mündung gefegelt, um sich rühmen zu „können, das Ende der Erde, wenigstens auf dieser „Seite erblickt zu haben; und erst dann sey der An- „fang zum Landzuge durch die ansehnliche südliche „Sandwüste gemacht worden. — Bey einem gewohn- „lichen Schriftsteller würden wir auch gegen den Plan „des Buchs einiges zu erinnern haben; über die sehr „in das Einzelne gehende Ausführlichkeit, (als Bey- „spiel, die oben angeführte schöne Beschreibung des „innern Betriebs in dem täglichen Leben der Stadt „Athen) auf der einen, und über die äußerst compen- „diarische Kürze auf der andern Seite. Aber Hr. E. hat- „te bey der Ausfertigung schon eine gewisse Classe von „Lesern vor Augen, welche bey vielen Gegenständen „nur den Epöen des Zusammenhangs nicht verlieren, „bey manchen aber länger verweilen will; und da „hat er denn mit fester Hand die allgem. interes- „santen Begebenheiten herausgehoben und außer dem „Umriss eine vollständige Zeichnung mit allem Rech- „te gegeben. — Ein Mann, der das Ganze nie aus „den Augen verliert, und es kraftvoll darzustellen „mit Glücke strebt, wendet natürlicher Weise nicht „die kleinliche Genauigkeit auf jeden einzelnen der „Nebenzüge; er überläßt den unbedeutenden Feh- „lern, wie der Schreiber den Fehler des von ihm „selbst vertirgten Briefs; nur er erblickt ihn nicht, „weil seine Gedanken bey dem öftern Ueberlesen hinter „das wahre Wort an die Stelle setzen; jedem andern „fällt er bey dem ersten Anblicke auf. Auch Rec. fielen „mehrere Aeußerungen in diesem Buche auf; einige „hält er für Fehler, über andere erwartet er bessere „Belehrung. Er konnte sich z. B. nicht überzeugen, „dass nach S. 4—5. Karien in frühern Zeiten Phoeni- „ciern hieß, und dass es keine Phidier gab, diese also „erst nach dem Trojanischen Kriege eingewandert seyn „müssen.

müssen. S. 39. daß die Chaldäer Ueberbleibsel der alten Scythen sind. Die Annahme gründer sich doch wohl nicht auf bloße Muthmaßung, weil einst Scythen ihr Wesen in Asien trieben, ungefähr um die nämliche Zeit, als die Bewohner der Küsten des mittelländischen Meers zum erstenmale den Namen Chaldäer hörten. Sie, die rohen Krieger des Nordens, konnten sich, wenn sie auch bleibende Eroberer in diesem Lande geblieben wären, unnötig in kurzer Zeit zum gebildetsten Theil eines gebildeten Volks umwandeln, sich in den Besitz alles Einflusses auf dasselbe durch höhere Kenntnisse und als Priesterkaste setzen. Warum man doch überhaupt so gerne diese Chaldäer von den Gegendern am Pontus Euxinus herholen will? S. 219. „Arrian schrieb seinen vortheilhaften Periplus des erythräischen Meers.“ Wir halten es aus innern Gründen im Zusammenhange des Periplus für mehr als wahrscheinlich, daß er hundert Jahre älter ist als Arrian. S. 234. „Die Könige von Persien häuften zu Darnaskus, Arbela etc. ungeheure Schätze auf.“ Daß die persischen Monarchen zu Susa, Babylon, Ekbatana etc. ihre Kostbarkeiten aufbewahrten, weiß Rec.; aber Darnaskus und Arbela hat er unter der Zahl dieser Orte nicht gesucht. Denn daß Darius beym Zuge gegen Alexander das kostbare und schwere Gepäck zu Darnaskus zurückließ, und daß die Macedonier nach dem Siege bey Gaugamela reiche Schätze im Hauptquartiere zu Arbela erbeuteten, macht beide Orte noch nicht zu gewöhnlichen Schatzkammern. S. 248. „Dem Seleukus war die Statthalterschaft von Babylon oder Asien zugefallen.“ So viel wir wissen, waren beide Begriffe zu keiner Zeit gleichbedeutend. Seleukus war Satrap von Babylon und wurde, so wie die übrigen Satrapen Asiens, vom Antigonos verjagt. Zum Besitz der Statthalterschaft kam Seleukus bald wieder; aber erst nach der Besiegung des Antigonos bemächtigte er sich zugleich des ganzen persischen Asiens, und schrieb sich von nun an als König von Asien und Syrien. S. 278. „Babylon wurde vom Verus zerstört.“ Sollte vielleicht heissen: *Seleucia* am Tigris, das schon vorher viel gelitten hatte, zerstörten die Generale des Verus. Babylon war um diese Zeit nicht mehr vorhanden. S. 288. „Die Sarazenen fallen erst zwischen Constanthin und Justinian als Gehülfs des Königs von Ilira in das römische Gebiet ein.“ Aber die Geschichte spricht doch von dem Saefyn und Plünderungen der Sarazenen in weit früheren Zeiten. S. 320. Ptolemäus Evergetes brachte die Herrschaft der Küste des arabischen Meeresbans auf der arabischen und äthiopischen Seite unter sich.“ Daß er sich an einigen Theilen der äthiopischen Küste und der Elephantenjagd wegen, selbst bis in die Gegend der Meerenge fest setzte, haben wir gelesen; daß aber dieser Ptolemäus, oder irgend ein anderer Ausländer der ältern Zeiten je Herr der ganzen arabischen Küste wurde, laßt sich kaum aus bloße Wort glauben. Den Satz S. 382. „Der Phälaux

rand immer in seinem Mittelpuncte 50 Mann breit, und 16 Mann hoch.“ verstehen wir nicht ganz. — Unter die Verirrungen möchte wohl zu zählen seyn, S. 50. daß *Hadra* (in Mesopotamien) um die Quellen des Flusses *Zab* (in Assyrien) liegen soll; daß S. 194. unter den griechischen Quellen zur römischen Geschichte zwar ein Herodian angeführt ist, Aprian, Druckfehler hingegen übergangen werden. Unter die Druckfehler gehört S. 210. daß die Diocletianische Aere mit dem Jahre 24 (284) anfangen soll. Die Meilenlange Schiffsbrücke, welche S. 237. Xerxes über den Hellespont angelegt hatte, ist wohl wieder abzubrechen; der Hellespont ist nur eine Viertelstunde breit. S. 338. „Die Athenienser nahmen auf der Insel Spakteria 300 der edelsten Spartaner weg.“ Nein 300 Gefangene waren in allem, unter ihnen nur 120 Spartaner, diese weinigen erregten so großes Aufsehen und durch sie konnte man den Frieden erhalten. S. 390. „Als Darius bis an den *Iffus* gekommen war, bietet ihm Alexander ein Treffen an.“ Ein Druckfehler, statt: *nach Iffus*; *Iffus* war eine Stadt. S. 391. „Während Alexander den Nil herabschiffte, entdeckt er in dem Angesichte des mittelländischen „und arabischen Meers, der See *Marceotis* und der *Aerne* des Nils, den ersten Platz der Welt zum Mittelpunct der Handlung, und legt den Grund zu „Alexandrien, einer Stadt, die schon nach 20 Jahren „über alle Städte der damaligen Welt hervorragte.“ S. 527. „Caracalla fand die Gothen an der Ostsee in der Nähe der Oder und Weichsel, als er sie zum erstenmale bekriegte.“ Wir zweifeln nicht, daß die Gothen aus diesen Gegendern zur Donau herunter kamen; desto mehr aber, daß Caracalla sie daselbst aufsuchte. In einem so ausgesuchten Vortrage fallen Kleinigkeiten auf, die man bey einem alltäglichen Schriftsteller gar nicht bemerken möchte. Z. B. der Vf. liebt das Flickwörtchen *nur* zu sehr, und bringt es öfters an, wo der Sinn ein anders so fordern scheint: S. 13. „die hebraische Chronologie rechnet 838 Jahre, die griechische Zeitrechnung aber 1618; *nur* gegen beide lassen sich wichtige Einwendungen machen.“ — Dieser Theil reicht bis zur Völkerwanderung; der Vf. giebt in der Vorrede die angenehme Hoffnung zur baldigen Fortsetzung bis auf unsere Zeiten. Er laßt uns noch ausserdem eine Sammlung der wichtigsten Stellen aus griechischen und römischen Classikern, als Commentar über dieses Lehrbuch, unter dem Titel: *bibliotheca historica* etc. erwarten. Ferner ein literarisch-kritisches Verzeichniß der vorzüglichsten Geschichtschreiber des Mittelalters. Ferner eine ähnliche Sammlung für die asiatische Geschichte. Und endlich für die neueste Geschichte einen kurzen *Code diplomatique* der wichtigsten Friedensschlüsse und Verträge. Erwas Alltägliches liefert der Vf. nie; wer wird also nicht gerne alle diese Geschenke aus seiner Hand empfangen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. November 1799.

GESCHICHTE,

ST. PETERSBURG U. LEIPZIG, in d. Dykischen Buchh.: *Bemerkungen über die Religionsfreyheit der Ausländer im russischen Reiche in Rücksicht auf ihre verschiedenen Gemeinen, ihre kirchlichen Einrichtungen, ihre Gebrauche und ihre Rechte, dargestellt von Joachim Christiam Grot, Prediger bey der deutschen Katharinengemeine. Erster Band. 1797. XVI u. 480 S. Zweyter Band. 1797. XVI u. 464 S. Dritter Band. 1798. XVI u. 423 S. gr. 8. (4 Rthlr.)*

Der Inhalt dieses wichtigen Buchs ist viel umfassender als der Titel desselben, und bezieht sich auf die ganze Statistik und Geschichte der ausländischen Religionsgemeinen in Russland. Vieles, was der Vf. sagt, ist, wie natürlich, aus andern Büchern zusammengetragen und bekannt. Allein theils ist schon die Zusammenstellung alles dessen, was hier und da zerstreut vorkommt, von Werth, theils werden aus Privatnachrichten, eigenen Erfahrungen und Urkunden viele Punkte berichtigt, erweitert und bis auf die Zeit, wo das Werk erschien, fortgesetzt. Und vermist man auch hier und da manches, z. B. hinlängliche Nachricht über die katholische Gemeinde in Riga, wovon an zwey verschiedenen Orten zusammen nur gegen zehn Zeilen stehen; so fällt dies nicht dem Vf. zur Last, denn man bey seiner Ausführlichkeit in sehr vielen Stücken glauben muß, wenn er sagt, daß seine Bemühungen das Unbekannte zu erfahren oft ohne Erfolg blieben. Am vollständigsten sind die Nachrichten über die ausländischen Gemeinen in St. Petersburg. Sie lassen wenig oder nichts zu wünschen übrig. Im Gegentheil dürfte hiebey sowohl, als bey andern Nachrichten manches Detail als kleinlich erscheinen. Der Vf. steigt bis zu den Angaben herab, wenn, wie und durch wen die Reparatur einer Kirche vorgenommen, wie die Einweihung einer Kirche oder ein Amtsjubiläum gefeyert worden ist. Die bey solchen Nachrichten bewiesene Umständlichkeit kann, uners Bedinkens, höchstens nur die Einwohner*in Russland interessieren. Auch giebt es Abschweifungen, welche entweder nur für die berechnet sind, oder überhaupt concentrirter gewünscht werden dürfen. Dahin gehören die allgemeinen Betrachtungen über die Möglichkeit lebendig begraben zu werden, über die Vortheile und Nachtheile des Lesens der Predigten auf der Kanzel, über die beste Art ein neues Gesangbuch einzuführen u. s. w., welches al-

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

les an sich recht gut gedacht und dargestellt ist, aber in so großer Weitläufigkeit, als man es hier findet, nicht am rechten Orte zu stehen scheint. — Doch wir gehen zu den Nachrichten über, die entweder ganz neu oder doch wenig bekannt sind.

So sehr der Vf. die Religionsfreyheit in Russland rühmt; so übergeht er doch die Einschränkungen derselben nicht mit Stillschweigen. Er zeigt an, daß nicht nur, wie bekannt, kein Mensch, der in der russischgriechischen Religion geboren ist, zu einer andern übertreten, sondern selbst derjenige, welcher zu jener aus freyem Willen übergetreten ist, zu seiner ursprünglichen Kirchenparthey nicht zurückkehren darf; daß die Kinder, die ihre Aeltern an Oertern, wo sie keine Prediger ihrer Kirchenparthey finden, von russischen Geistlichen taufen lassen, Mitglieder der griechischen Kirche bleiben, und alle Fündlinge ohne Unterschied, selbst dann, wenn die Aeltern sie gewissen Personen empfehlen und die Taufe in irgend einer Kirchenparthey bestimmen, in der griechischen erzogen und an das Findelhaus abgegeben werden müssen. Bey der Unbefangenheit, mit welcher der Vf. solche Verordnungen anführt, haben wir uns übrigens gewundert, daß er gar nichts von dem bekannten Religionsseid sagt, den die Kaiserin Catharina II den Franzosen in ihrem Reiche auferlegte. Er wurde mit großer Strenge gefordert. Selbst die Gattin des preussischen Consuls in Riga mußte ihn ablegen, wenn sie nicht über die Grenze wandern wollte. Zu rühmen ist dagegen sehr, daß der, von der Schulcommission an das Directorium der deutschen Volksschulen geschickte Normalkatechismus, ob er gleich nichts Bedenkliches enthielt, doch bloß deswegen abgelehnt werden durfte, weil dadurch die Religionsfreyheit gekränkt würde.

Bey der Geschichte der ausländischen Religionspartheyen liefert der Vf. häufig das jährliche Verzeichniß der Gebornen, Verstorbenen und Verheiratheten sowohl im Ganzen, als von jeder Religionsparthey und von jeder Kirche derselben, oder auch, wenn solche Verzeichnisse schon in andern Büchern stehen, nur einen Auszug derselben, in beiden Fällen aber die Resultate, welche von 10 zu 10 Jahren das Verhältniß des Geschlechts unter den Gebornen und Verstorbenen, des Anwachsens der Geburten und der Ehen, der Sterblichkeit unter den Erwachsenen und Kindern, der Gebornen zu den verstorbenen Kindern und zu den Verstorbenen überhaupt deutlich darstellen. Man sieht unter andern daraus, daß sich die Mitglieder der ausländischen Gemeinen in

Ccc

St.

St. Petersburg bis in das Jahr 1796 stets sehr vermehrt haben. In den Jahren 1785 u. 1786 wurden zusammen 1529 Kinder geboren, in den beiden Jahren 1793 und 96 hingegen 1852. Hierbey müssen wir aber die Bemerkung machen, daß dieser Anwachs der ausländischen Gemeinen besonders der lutherischen, in unsern Augen ganz dem neuen Zustulle aus andern Städten und Ländern zuzuschreiben ist. Im Jahre 1793 wurden bey denselben 208 Paare getraut; und in eben diesem Jahre gab es 177 Ehen zwischen lutherischen Männern oder Weibern und Personen von der Staatsreligion, welche ihrem Schosse kein aus einer solchen Ehe entstehendes Individuum entreißen läßt. Wir zweifeln daher, daß bey der jetzigen Schwierigkeit sich Eingang ins russische Reich zu verschaffen, auch künftig noch die ausländischen Gemeinen in gleichem Maasse wachsen werden.

Merkwürdig sind die vielen Streitigkeiten, welche die ausländischen Gemeinen unter sich oder mit ihren Predigern gehabt haben. Eine der neuesten wollen wir anführen. Von langer Zeit her war der deutsche Theil der reformirten Gemeine mit dem französischen theils wegen der Verwaltung des Kirchenvermögens, theils wegen des Gebrauchs der gemeinschaftlichen Kirche, in weitläufigen Streit gerathen, wobey die Partheyen mehr als einmal sich an das Justizcollegium oder auch an den Souverain gewandt hatten. Die Irrungen schienen von dem jetzigen Kaiser auf eine sehr billige Weise geendigt, als die französische Parthey sich herausnahm, seinem Auspruche eine weitere Bedeutung zu geben, als er den eigentlichen Worten nach hatte, und, da sie von dem Justizcollegium darüber eine Weisung erhielt, nicht nur dagegen Vorstellung zu thun, sondern auch in derselben mit düren Worten zu sagen, daß nur ganz Unwissende in Rechts- und Gesetzgebungssachen den Ukas des Kaisers so auslegen konnten, wie er doch von dem Justizcollegium wirklich ausgelegt worden war. Eine solche Dreuzigkeit hatte den Erfolg, daß der französische Pastor, der bey jenen, nur dem Namen nach ehrerbietigen Vorstellungen mitgewirkt hatte, so wie die Kirchenvorsteher ihres Amts entlassen wurden, und daß der Pastor der deutschen Parthey selbst diesen Auspruch der französischen bekannt machen mußte. Zugleich wurde derselbe dem Vf. als Senior der protestantischen Prediger notificirt. Als solcher ist er nämlich im Jahre 1797 von dem Justizcollegium mit der Vorschrift beauftragt worden, nicht nur die Candidaten zu prüfen, einzuweißen und in ihr Amt einzuführen, und dafür zu sorgen, daß kein Unwürdiger es bekleide, sondern auch darauf acht zu haben, daß die Kirchenbücher richtig gehalten werden etc. Die Befehle des Justizcollegiums sollen künftig durch ihn an die Prediger ergehen. — Die Kirchenbücher zu halten ist fast überall die Pflicht der Pastoren. In St. Petersburg findet sich aber noch die besondere Einrichtung, daß sie nicht bloß jedes Jahr, sondern auch jeden Monat, zu gewissen Zeiten (wie Rec. nach III. 152. einzusetzen muß, obgleich III. 115. diese

Einschränkung nicht steht) an das Justizcollegium ein Verzeichniß von den Verstorbenen, Gebornen und Verheiratheten einreichen müssen, mit einem besondern Berichte, der auch dann nicht unterbleiben darf, wenn keine Ehen, keine Taufen, keine Begräbnisse vorgefallen sind, welches bey manchen Gemeinen eben nichts seltenes seyn dürfte. Auch andere Geschäfte haben sie, die ihre Mulse mehr als gewöhnlich einschränken. Wir führen davon nur an, daß sie nach des jetzigen Kaisers Befehl im Armenhause wechselsweise alle Sonntage Gottesdienst halten, und schon ehemals sowohl die Huldigungsrede, die sehr häufig find, weil sie bey jeder Ständeserhöhung wiederholt werden, als auch andere Eide oft schriftlich bezeugen oder gar selbst entwerfen und abnehmen müssen. Bey dem Regierungsantritte des jetzigen Kaisers erforderte die Abnehmung des Huldigungsedes eine Reihe von Wochen, weil, wie es nach des Vfs. Aeußerung scheint, jedermann nach Gefallen den Tag zur Ablegung desselben wählen konnte. Für so vielerley Geschäfte konnte man allerdings den großen Wohlstand billig finden, den man häufig noch jetzt bey den Predigern in St. Petersburg vorsetzt. Allein diesen Wohlstand macht der Vf. sehr zweifelhaft. Denn ob er gleich einräumt, daß die Einkünfte der meisten deutschen lutherischen Prediger zu den größten gehören, die sie an irgend einem Orte in Deutschland erwarten dürften, welches noch bezweifelt werden kann, wenn man den jetzigen Werth der Rubel in Anschlag bringt; so setzt er doch auf der andern Seite die Ausgaben derselben zu einer Größe an, welcher die Einnahme kaum gewachsen ist. Das Brennholz so wie die Bedienung, sagt der Vf., ist jetzt viermal und die Eswaren sind sechs mal theurer als vor 30 Jahren; und von den Einkünften haben diejenigen, welche sich auf die ehemals so sehr gerühmte Freygebigkeit der Mitglieder der Gemeinen gründen, eher ab als zugenommen. Gut ist es noch, daß diese Zulagen aus dem Kirchenvermögen bewilligen können. Von 400 Rubeln, welche die meisten protestantischen Prediger an fixen Gehalt vor 30 Jahren und noch lange nachher hatten, ist derselbe Hauf bis zu 1200 Rubeln erhöht worden. Die Gemeinen können diese Erhöhung leicht bewilligen, da das Kirchenvermögen in Rethem wachsen ist. Eine Hauptursache davon liegt in der immer größer werdenden Miete der Gemeinen eigenthümlichen Häuser. Aber auch an andern Zuwachs fehlt es nicht. Im Jahre 1797 setzte der Kaufmann J. G. Pastor in Leipzig die deutschen, schwedischen und lutherischen Kirchen und Schulen zu Universalien seines ganzen Vermögens ein, von dem in St. Petersburg allein 60,000 Rubel lagen. — Wie in gewisser Rücksicht die Prediger in P. an Einnahme, so haben sie auch an äußerer Ehre verloren. Wenn sie ehemals bey Ehefreitigkeiten als Mitrichter in das Justizcollegium eingeladen wurden, nannte sie dasselbe *wohlverwundigte* und *wohlgelehrte Herren*, oder doch *Herren*; jetzt bleibt dieser Titel weg. Ihre Namen setzten sie in den Entscheidungen ent-

entweder über die Mitglieder des Collegiums, die später als sie Mitrichter in Ehefachen geworden waren, oder doch neben denselben. Nach einer Verordnung von 1797 müssen sie ihre Namen unter alle ordentliche Mitglieder des Justizcollegiums setzen, obgleich das unterste bisweilen nur ein Titularrath ist. Hierbey bemerken wir noch, daß in eben dem Jahre den Predigern aufgegeben wurde, ihren Berichten und Vorstellungen an das Justizcollegium das Wort: *allemunterthanig* beyzusetzen, und dem Collegium selbst den Titel: *Erlauch* beyzulegen.

Außer solchen Kleinigkeiten und der erwähnten Anstellung eines Seniors, ist in der kirchlichen Regierung der protestantischen Gemeinen seit Büsching's Zeiten weiter keine Veränderung vorgegangen als diejenige, welche mit Errichtung und Aufhebung der sogenannten Stathalterchaftsordnung in Liefland entstanden und verschwunden ist, und die ganz neue, welche die Brüdergemeine zu Sarepta betrifft. Diese hat nämlich im Jahre 97 die Erlaubniß erhalten, ihre eigene Gerichtsbarkeit auszuüben, und deshalb eine Direction einzurichten, die bloß der Expedition der Reichsökonomie unterworfen sey, die Criminalfälle ausgenommen, in welchen der Verbrecher dem der Colonie am nächsten gelegenen Kreise übergeben, und nach den allgemeinen Reichsgesetzen gerichtet werden soll.

Weit größer sind die Veränderungen, welche die Regierung der katholischen Gemeinen in Rußland seit ungefähr 30 Jahren erfahren hat. Der davon handelnde Abschnitt ist einer der wichtigsten dieses Werks, und liefert, theils nach handschriftlichen Nachrichten von dem Erzbischof Sielzenwicz von Bohusz, theils nach wenig bekannten Urkunden, die eben dieser Mann dem Vt. mitgetheilt hat, Thatsachen, welche die Äußerungen und Urtheile manches Schriftstellers von Bedeutung als unhaltbar darstellen, wie sie es denn in den Augen des Rec. nach seinen eigenen Erfahrungen schon zuvor waren. Die merkwürdigsten von jenen Thatsachen wird er jetzt ausheben.

Die kirchliche Einrichtung der römischkatholischen Religionsparthey in Rußland, hing in den ersten Regierungsjahren der Kaiserin Catharina II, so wie zuvor von der Congregation in Rom ab. Als aber die Gemeine in St. Petersburg, unzufrieden mit den Geistlichen, welche ihr von dort aus geschickt wurden, weil sie nicht, nach den Bedürfnissen der Gemeine, der deutschen, französischen und polnischen Sprache kundig waren, und besonders mit den Superioren, weil sie willkürlich mit dem Kirchenvermögen verfahren und ohne Vorwissen der Gemeine Gelder für dieselbe aufnahmen, nicht nur unseufzt bey der Congregation um die Erlaubniß bat, ihre Geistlichen selbst zu verschreiben, aus den schon angestellten die Superioren selbst zu wählen und zur gemeinschaftlichen Verwaltung des Kirchenvermögens Aelteste anzustellen, sondern auch wiederum drey Geistliche erhielt, welche nur die italienische Sprache verstanden; so wandte sie sich mit ihren Beschwer-

den 1769 an die Kaiserin, und diese gab darauf eine Verordnung, welche denselben abhelf und manche andre Bestimmung enthielt. Dahin gehört z. B. daß die Geistlichen sich nicht Missionäre nennen, und nur aus dem Franciscanerorden seyn sollten. Diese Verordnung wurde auch denjenigen zum Grunde gelegt, welche die Kaiserin bey der Einverleibung von Weisreusen in ihre Staaten 1772 gab, doch mit Ausschluss dessen, was damals wegen der Verschreibung der Patern festgesetzt war. Was hiernit gemeint sey, ist dem Rec. nicht ganz deutlich geworden. Vielleicht heist es eben das, was nachher aus der Verordnung angeführt wird, welche 1782 bey Errichtung des Erzbisthums von Mohilew gegeben wurde, daß nämlich bloß eingeborne und aufgenommene Unterthanen als Geistliche angestellt werden sollten; und vielleicht besteht die Veränderung nur darin, daß, wie es ausdrücklich heist, selbst die schon angestellten aber nur auf eine gewisse Zeit geschickten Fremden Geistlichen entlassen werden sollten. Nach eben dieser Verordnung durften auch keine Mönche, von der römischkatholischen Religion, die ihre Zeit im Müßiggehen und Allumosenbitten zubrachten, oder zu keinem in Rußland privilegierten Kloster gehörten, ferner geduldet werden, und diejenigen, welchen ehemals in Weisreusen der ruhige Besitz aller ihrer Rechte zugestanden worden war, wenn sie nicht wider Treue und Gehorsam handelten, wurden dem neuen Erzbisthum so weit unterworfen, daß sie schlechterdings mit keiner auswärtigen geistlichen Gerichtsbarkeit in irgend einer Verbindung stehen sollten. Dem Papste schwor zwar der Erzbischof noch den Eid der Treue, aber in mildern Ausdrücken als gewöhnlich. Auch darf keine Verordnung des Papstes bekannt gemacht werden, ehe sie der weisreusischen Stathalterchaft mitgetheilt worden ist, und die Genehmigung des Souveräns erhalten hat. Die Jesuiten scheinen allerdings einen Versuch gemacht zu haben, sich dem Gehorsam gegen den Erzbischof zu entziehen, sind aber darin nicht glücklich gewesen, sondern noch besonders durch einen Staatsukas auf Gehorsam gegen ihn als ihrem Oberhaupte zurückgewiesen worden. Uebrigens sind sie gleichsam auf den Bezirk ihres Ordens eingeschlossen. Sie werden, außer in Weisreusen, zu keinen (öffentlichen) Religionsgeschäften gebraucht, und dürfen bey schwerer Abndung keine Proselyten machen. Die Anzahl aller Jesuiten in Weisreusen, die nach einem gedruckten Catalog vom Jahre 1793 namentlich angeführt werden, betrug damals 107. Der Erzbischof stand, nach der Verordnung der Kaiserin Catharina II, bloß unter ihren und des Senats Befehlen. Pauli unterwarf ihn dem Justizcollegium, als er die ehemalige Gerichtsbarkeit desselben zum Theil wieder herstellte, machte ihn aber im J. 1793 selbst zum Präsidenten bey dem römischkatholischen Departement dieses Collegiums.

Mehr auszuheben erlauben die Grenzen einer Recension in diesen Blättern nicht. Wir führen also nur noch an, daß man in vorliegenden Werke bey-

häufig manches Interessante findet, was zu einem allgemeinen Genusse von Rußland oder St. Petersburg insbesondere gehört.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ERFURT, in d. Hennings'schen Buchh.: *Predigten über Sprichwörter*. Von Sylvester Jacob Ramann, Pfarrer zu Zimmern supra. 1799. 240 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. rechtfertigt seinen Einfall, vor einer Landgemeinde über Sprichwörter zu predigen, und sie bey den vorgeschriebenen biblischen Perikopen zu benutzen, in der Vorrede, mit so guten Gründen, daß sich nichts wider die Sache sagen laßt. Man ist darüber einig, sagt er, daß die Sprichwörter kein unheillicher Gegenstand für die Kanzel sind, versteht sich, daß sie durch ihren wörtlichen Ausdruck die Würde des Orts selbst nicht beleidigen; da sie die Volksphilosophie und Moral lebendig darstellen; zumal wenn man noch beherzigen will, das der Prediger, bey seinen vielen Predigten, die er das ganze Jahr hindurch halten muß, oft einer neuen Einkleidung bedarf, um die Wahrheit bey dem sinnlichen Volke beliebt zu machen, und ihr dadurch Eingang zu verschaffen. Die neun Sprichwörter, welche hier Hr. R. in so viel Vorträgen abgehandelt hat, sind auch in der That, entweder wegen der Wichtigkeit ihres Inhalts, oder auch wegen der Leichtigkeit, mißverstanden, oder unrecht angewandt zu werden, ganz dazu geeignet, dem Volkslehrer Stoff zu erbaulichen Vorträgen zu geben. Sie sind: Alles mit Gott; Gott grüßt manchen, wenn er ihm nur danken wollte; die Wahrheit findet keine Herberge; Geradezu ist der Wahrheit Strafe; aus Kindern werden auch Leute; der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; Kirchengelänge säumet nicht; die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen; Trau, schau wem? Die Behandlung dieser Themen ist, in Absicht auf Sache und Vortrag, sehr gut, und wenn Rec. auch einige Kleinigkeiten bemerken konnte, z. B. daß ihm der Vf. den Sinn des Sprichworts: Gott grüßt manchen, wenn er ihm nur danken wollte, nur auf den rechten Gebrauch der Mittel zum Guten eingeschränkt, und zu wenig auf die eigentliche Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten Gottes bezogen zu haben scheint; so könnten diese und dergleichen Bemerkungen der Güte des Ganzen keinen Eintrag thun. Rec. empfiehlt vielmehr diese Predigten zur fleißigen Lectüre, und Nachahmung. Nur eine einzige schöne Stelle zum Beleg des Gefagten! S. 126 folg. „Süß sind die Hoffnungen, die der Anblick eines Kreises von Kindern gewährt; aber wichtig sind auch die Pflichten und Regeln, die für Aeltern sowohl, als für jeden andern daraus fließen. Da einst unsere Kinder gewiss ein

unpartheyischeres und gerechteres Urtheil über uns fallen werden, als wir selbst über uns und unsere Zeitgenossen; so laßt uns immer so leben, daß wir ihr Urtheil nicht zu fürchten brauchen! Unter den Bäumen, die wir gepflanzt, (muß des folgenden wegen heißen: unter dem Baume, den wir gepflanzt,) werden sie unser Andenken segnen, wenn er ihnen Schatten giebt, und sie und ihre Kinder durch seine schönen Früchte erquickt u. s. w.

HALLE, im Verlag der Waisenhausbuchh.: *Homilien für Landgemeinen, größtentheils bey Trauerfällen, und bey der Feyer des Abendmahls*. 1799. 268 S. 8. (16 gr.)

Was der ungenannte Vf. dieser Homilien von dem Nutzen derselben, besonders bey Trauerfällen, in der Vorrede sagt, darin stimmt Rec., auch ein größser Freund dieser Vortragsform, vollkommen mit ihm überein. Der Prediger, sagt er S. VIII., legt eine fruchtbare biblische Stelle zum Grunde, folgt ihr Schritt vor Schritt, schöpft die Trostgründe aus ihr heraus, und knüpft alles das an sie an, was er außerdem zur Belehrung und Erbauung der Zuhörer vorträgt. — Der Leidende und Trauernde lernt durch die Homilie die Bibel — oft sein einziges Haus- und Erbauungsbuch — mehr als sonst zu nutzen; auch der nicht trauernde Zuhörer tröstet sich zu seinem großen Vortheil, ich möchte sagen, zu ~~zur~~ Zurüstung auf die Zukunft, mit. Alle aber, die denkende Hörer des Worts sind, werden mit der Bibel vertrauter, und lernen es vielleicht nach und nach dem Prediger ab, in derselben mit mehr praktischem Nutzen, mit einer vernünftigeren psychologischen Anwendung auf sich selbst zu lesen. — Aber Rec. stimmt auch eben so gern in das billige Urtheil des Vfs. ein, wodurch er, frey von partheyischer Vorliebe für analytische Trostvorträge, auch den synthetischen Gerechtigkeit wiederfahren laßt, und nur eine kluge Abwechslung in beiden Methoden, und die Einrichtung empfiehlt, Leichenpredigten auch oft Trost-Homilien seyn zu lassen. Vorliegende zehn Homilien, wovon sechs bey Beerdigung verstorbener Gemeindeglieder gehalten wurden, sind vortreflich gut, die biblischen Texte sichtlich und zweckmäßig gewählt, und eben so geschickt behandelt und angewandt, und der Vortrag ist nicht nur rein und deutlich, sondern auch natürlich schon und edel. Nur dünken sie Rec. etwas zu lang zu seyn, weil betrübte und traurige Gemüther zwar wohl der Trostgründe nicht zu viel hören können, aber doch bey dem Anhören anderer, nicht gerade darauf sich beziehender Belehrungen leichter ermüden. Indes geht diese Bemerkung nicht auf die übrigen, Man lese von diesen Homilien, welche man will, man wird dabey Erbauung und Vergnügen finden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. November 1799.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort (Pirna, b. Arnold u. Pinther):
*Bagatellen aus dem zweyten Feldzuge am Mittel-
 Rhein, von Zebedas Kukuk, Feldzeugmeister
 der Reichstadt Eulenhäufen. Im ersten Jahre
 des Raftädter Congresses. XII u. 204 S. 8.*

Die Begebenheiten des letzten Krieges sind schon so oft in militärischer und politischer Hinsicht beschrieben worden, daß ein Beobachter, welcher diese Gegenstände bloß unter einem rein menschlichen Gesichtspunkte zu schildern unternehme, dem Publikum gewiß willkommen seyn müßte, und es könnte ihm auch in einem noch so wenig bearbeiteten Felde an Stoff zu den interessantesten Gemälden nicht fehlen. Der Vf. des gegenwärtigen Büchleins kündigt diese Absicht an, indem er (S. XII.) dem Leser nur kleine Bruchstücke, Schilderungen einzelner Momente der langen blutigen Nacht, deren Rabenflügel noch immer das deutsche Vaterland bedecken, zu liefern verspricht.

In der Vorrede, die uns zuerst die Verlegenheit der Vater der Reichstadt Eulenhäufen schildert, welche aus deutschem Patriotismus anstatt des ihnen zu commendenden halben Mannes einen ganzen zu dem Reichscontingent zu stellen wünschten, unter ihren Bürgern aber keinen, der sich dazu verstehen wollte, finden konnten, bis endlich Hr. Kukuk sich freywillig anbot, und dann die Fata desselben im Hauptquartier der Reichsarmee und in Frankfurt erzählt, wo er in das Gefolge eines preussischen Officiers trat, und dadurch Gelegenheit bekam, dem Feldzuge beizuwohnen, zeigt der Vf., daß es ihm weder an Anlage zur Satyre, noch an der Gabe einer lebhaften jorialischen Darstellung fehlt. Auch die ersten Capitel, wo er von Frankfurt, von dem Luxus der Winterquartiere, dem Durchzuge der Sachsen und von andern Seiten, die er mit anzusehen Gelegenheit hatte, bald launigte bald ruhrende Beschreibungen entwirft, bekräftigen dieses Urtheil. Er schildert mit Wärme, und weiß durch manche glücklich hingeworfene kleine Züge die Erzählung bekannter Vorgänge neu und unterhaltend zu machen, wie z. B. S. 19, wo er die Anekdoten von der Einnahme von Frankfurt mit folgender Periode schließt: „Gewiss gehörte der Denkmalein, womit Friedrich Wilhelm „das Andenken der Gefallenen vor den Augen einer „Stadt ehrte, die nur für das Vaterland zu leben ver- „reht, unter die wenigen verdienten Monumente, A. L. Z. 1799. Viertes Band.

„von denen die Wahrheit sich nicht erröthend ab- „weudet.“

Schade, daß das Uebrige dem Anfang so wenig entspricht: Hier und da zeichnet sich in der Folge wohl noch eine gelungene Schilderung, ein glücklicher Gedanke aus, aber das Gute wird immer seltner, und man ermüdet endlich, es unter dem unschmackhaften Gemisch von absprechenden Urtheilen, empfindsamen Tiraden, wörtlich abgedruckten und an sich selbst wenig interessanten Acentstücken, Apostrophen im Lehrton an junge Cameraden, gelehrten Abhandlungen über das Geschütz und groben Ausfällen gegen anders als der Vf. denkende, hervor zu suchen. Er scheint die Erfordernisse eines Werks, dessen Vorzüge allein in der Form bestehen können, gar nicht gekannt zu haben. Bey aller erlaubten Mannichfaltigkeit der Materien giebt es doch eine gewisse Einheit des Colorits, wodurch das Ganze allein Haltung bekommen kann, aber diese wird hier bald durch links und rechts gemachte Reverenzen, bald durch platte Ausdrücke, und bald durch die gar zu grellen Farben der Gemälde auf eine unangenehme Art unterbrochen. Persönliche Satyre, sollte sie auch nur zum Vehikel eines schon oft wiederholten witzigen Einfalls dienen (S. 25, 26.), ist stets verhasst, sie mag auch treffen, wohin sie will, und Ausdrücke, wie: elender Marktschreyer, Stümper, Schnapps, Ofenhüter, Schweinerey, verläuft etc., mit denen der Vf. sehr freygebig um sich wirft, gehören nicht in die gute Gesellschaft, wofür ein Schriftsteller sein Publicum doch billig halten sollte. Sonderbar genug sieht diese Niedrigkeit des Stils gegen die Stellen ab, auf welchen Hr. Kukuk zuweilen einhergehen muß; z. B. S. 175: „Er (der Hg. v. Br.) gab „die Lösung der morgenden Schlacht und theilte die „Rollen aus zu dem nahen Triumph. Horchend „standen Greise und Jünglinge — Helden des sieben- „jährigen und des jetzigen Krieges, ihm mit ent- „blößten Haupte zur Seite, und mit ein wenig Be- „geist'ung sah man in einer lichten Wolke über der „Gruppe, Friedrichs Geist!“ Wem fällt hier nicht Gleims Grenadier ein? Der Unterschied ist nur, daß dort wahre Begeisterung wehet, und hier — nur ein wenig, wie der Vf. sich ziemlich naiv ausdrückt. — Von den unzähligen argen Druckfehlern fagen wir nichts, weil er selbst (S. 184. Note) sie „herbe Früchte der weiten Entfernung vom Druckorte“ nennt, aber einen Mann, der ihm die französischen Namen und Wörter corrigirt hätte, würde er doch wohl in seiner Nähe gefunden haben. Er schreibt wiederholt: Gruppe des Pferdes, statt Croupe; Famarches, statt

Famars; *Plaine* st. *Plaine* u. dgl. m. Auch sein Deutsch ist nicht correct; man *umfamt* wohl eine Geliebte, aber nicht eine Stadt wie Mayuz, die umgiebt oder umzingelt man; *Brose* ist ein nur in einem kleinen Theile von Deutschland verständliches Provinzialwort, und was mit der eignen Rage, den werthen Namen an die Wände hinzuschmieren, gesagt werden sollte, läßt sich nur aus dem Zusammenhang errathen. Ein solches unnütziges Einslicken fremder Wörter macht den Stil gar zu buntschekigt.

Der Zweck des Vfs. leuchtet aus dem Ganzen deutlich hervor. Er wollte das harte Loos des Soldatenstandes, vorzüglich der Classe der Subalternofficiere, und unter diesen noch besonders derer, die bey dem Geschütz dienen, recht sinnlich darstellen und es ist ihm oft nicht obzuliegen. Er sagt dabey viel Gutes über die Unbilligkeit, die Pedanterey und die Kleinlichkeit mancher Befehlshaber und bringt den Großen der Erde manche nicht genug zu wiederholende Wahrheit in Erinnerung. Auch das Titelpkupfer, welches in getuschelter Manier ein Esponion, ein Ordenskrenz, einen Lorbeerzweig und ein Paar Krücken neben einem niedrigen Grabstein und einiger umher verstreuten Knochen darstellt, hat darauf Beziehung; nur sollte er über manche von dem Stande des Kriegers nun einmal unzertrennliche Uebel, über Hunger, Witterung, Fatiguen (er schreibt *Fatiquen*) u. s. w. nicht gar zu bittere Beschwerden führen; freylich sind diese Plagen drückend genug, aber es giebt doch auch Momente im Felde, wo der Mann von Herz und Gefühl reich dafür belohnt wird. — Auch die Absicht, den rühmlichen Antheil, welchen die kleineren Truppenabtheilungen an den Begebenheiten des Feldzugs nahmen, einer unverdienten Vergessenheit zu entreißen, nimmt man an der Aufmerksamkeit wahr, mit welcher der Vf. gewisse Gegenstände vor andern ausführlich behandelt. Freylich geräth er durch die Bemühung alles aufzubewahren oft gar zu sehr ins Kleinliche, aber bey der Art, wie in den aus den größern Armeen hervorgegangenen Kriegsgeschichten die ungleichen Verdienste der Bundesgenossen oft nur toteriert werden, ist es ja wohl dem Kükuk zu verzeihen, wenn er von sich selber spricht.

ANNOA, b. Hammerich: *Die allgemeine Weltgeschichte* — nach ihrem gemeinnützlichen Inhalte, mit so vollständiger Auswahl der zweckmäßigen Materialien, als ein Lesebuch für den Bürger und Landmann bearbeitet von Franz Adolph Schroeder, drittem Prediger der Stadt Oldenburg in Holstein. — Mit einem Bildnisse (seines Vaters). 1799. 567 S. 8.

Nach einem zusammenhängenden Vortrage will Hr. S. seinen Lesern das Gemälde von einer allmählich fortschreitenden Vervollkommnung der Menschheit im Ganzen und vorzüglich auch der einzelnen Völker unsers Welttheils zeichnen. Der Wille ist gut, aber die Kraft gering. Zum Unglück fällt dies der Vf. nicht, sonst würde er vor der Arbeit

besser studirt oder sie im Pulte bebalten haben. Gegen den Vortrag haben wir wenig zu erinnern, er ist schlicht und recht, vollkommen der Fassungskraft der weniger cultivirten Volksclassen angemessen; desto mehr hingegen finden wir die Erzählung der Thatfachen selbst als ein wahres Quodlibet, wo man hin und wieder ein abgerissenes Stück guter aber völlig unverdauter Ware aus einem Collegienhefte, zwischen einer Menge von Wirwar, Unverständlichkeiten und auffallenden Fehlern auf jeder Seite erblickt. Folgendes Verzeichniß wird unsere Aeusserung recluditigen. S. 46. „Aufser Mose lebten jetzt schon (in) Zeiträume zwischen Noah und Mose) mehrere Schriftsteller, z. B. Homer unter den Griechen.“ Und weil der Vf. vielleicht fürchtet, man könnte seine Angabe für einen Schreibfehler halten, macht er S. 105 den Homer nochmals zu Moses Zeitgenossen. S. 67. „Die Pyramiden. Sie hießen auch Obeliscen oder Spitzsäulen.“ Sie hatten wohl auf 150 Fufs Länge, und die Breite einer Seite am untern Ende stieg von 4 bis zu 25 Fufs Länge. An der, welche König Ramfes baute, sollen mehr als 20000 Menschen gearbeitet haben.“ S. 77. wird in den moaischen Zeiträume von Aegypten die Rele ist, die Gelegenheit sogleich benutzt von den Polemarn, von dem Pharus, den Juden in Aegypten und der Septuaginta etc. zu sprechen, ohne dafs mit einem Worte von der Eroberung des Landes durch die Perser, Macedonier Erwähnung geschehen wäre; und damit hat dann die Geschichte Aegyptens für das ganze Buch des Vfs. ein Ende. Man erzählt nicht, wie oder woher die aufgeführten Männer zum Vorschein kommen; es werden ohne weitere Erklärung Namen hingesetzt, die ohne alle Erklärung als bekannt vorausgesetzt werden, ältere und spätere Regenten werden durcheinander geworfen. So ist der Hauptinhalt der assyrischen Geschichte S. 83. „Semiramis wird als „eine sehr beliebte Fürstin geschildert, Sardanapal „soll ein wohlthätiger Herr gewesen seyn, und machte seinem Leben selbst ein Ende. Ninus war ein „großer Eroberer.“ S. 89 folgt Karthagus Geschichte, gleich dabey etwas von den punischen Kriegen und die Aeusserung „am Ende des zweyten punischen Krieges mußte Karthago schon seine europäischen Besitzungen, vorzüglich Sicilien aufgeben.“ S. 93 will er beweisen, dafs Salomo große Schätze leicht sammeln konnte und sagt: „man bedenke, dafs damals Kleinfeln überhaupt der Sitz des Reichthums war.“ S. 102 erscheint unter Persiens Producten die Rhabarber. Unter des Cyrus Nachfolgern werden Kambyfes und Darius völlig übergangen; Xerxes tritt sogleich in die Reihe, wegen des Zugs gegen die Griechen, von welchem aber die Veranlassung völlig übergangen wird. Vielleicht profitirt der Literator von folgender Notiz über die ältesten griechischen Schriftsteller S. 107. „Xenophon hat eine Geschichte der Perser, Herodot eine Geschichte der Aegypter geschrieben,“ und S. 126. „Schon vor Aesop ist Hesiodus als der Erfinder der Fabeln bekannt.“ Dafs Hr. S. Lacedaemon schreibt, dafs er bey Athen

von einigen Justiz- und Polizeyanstalten, von der Verfassung aber nicht spricht; dafs er Roms Verfassung, den Census etc. ganz schief gefast hat; drey Triumvirate zu Rom annimmt; und bekaupert, Spanien und Britannien seyen im dritten Jahrhunderte für diesen Staat verloren gegangen. wird nach dem bisher Erzählten nicht weiter auffallen. Vielleicht ist es aber doch manchem Leser unbekannt, dafs nach S. 158 die Preussen und Polen Angriffe auf das römische Reich machten; dafs die Gallier im dritten Jahrhunderte in Italien einfielen. Ueber die glänzenden Erwartungen des Vfs. für die innere wachsende Vervollkommnung des menschlichen Geistes, müssen wir ihn selbst sprechen lassen: S. 241 „Jetzt wissen die meisten Studierenden mehr als damals (bey Errichtung der Universitäten) die Professoren wußten.“ — Wer weiß, ob nicht nach hundert Jahren mancher Jüngling, der dann studirt, auf unsern jetzigen Akademien Lehrer seyn könnte.“ Läuft die Sache in ihrer natürlichen Proportion fort; so raugt in tausend Jahren jedes Kind zum Professor. Welche Ausfichten! In der neuern Geschichte fehlt es zwar auch nicht an Stellen wie die zwey folgenden sind: S. 323. „Die Niederlande wurden von Pipin, Chlodowich und Carl dem Großen beherrscht. Nachher gehörten alle 17 Provinzen den Herzögen von Burgund. Burgund umfasste damals Elsass und Lothringen.“ Und S. 326. „Willhelm von Oranien wurde zwar ermordet. Indefs ersetzten seine Nachfolger aus dem Hause Oranien seine Stelle sehr gut. So istz zugegangen, dafs bis 1795 immer ein Prinz aus diesem Hause in der republikanischen Versammlung der Generalstaaten den ersten Rang und Vorsitz behauptete und den Namen Erbstatthalter führte.“ Doch stofst man auch nicht selten auf einzelne gut bearbeitete Stücke, z. B. das Leben Heinrichs des Vierten von Frankreich, und die ganze dänische Freylich nach Salm bearbeitete Geschichte. Ueberhaupt ist es nach dem bisherigen zu urtheilen, eine ausfallende Erscheinung, dafs der Vf. andere dessen neuen Geschichtsbücher nicht blos nach ihren Titeln kennt und anführt, sondern auch durch manche Stellen zeigt, dafs er sie wirklich gelesen hat. Nach einem längern, fleissigern und besser coordinirten Studium der Geschichte, nach sorgfältigerer Ueberlegung, was eigentlich aus der ungeheuren Masse von Begebenheiten für die niedern Stände auszuscheiden sey, möchte Hr. S. dereinst wohl im Stande seyn, ein brauchbares Buch für diese Classe von Lesern zu liefern.

LEPZIG, D. Kratzer: *Leben, Thaten und Seltsamkeiten der französischen Generale, welche sich während der Revolution berühmt gemacht haben* (.) von Friedrich Herrmann. 1797. VIII u. 433 S. (1 Rthl. 8 gr.)

Die Anzeige dieses Buchs wird durch die Vorrede sehr erwärmt; der Vf. verräth darin bey einer lobenswürdigen Bescheidenheit des Ausdrucks doch eine so grosse Idee von seinem Werke, dafs die Kritik sich schlechterdings genöthigt sieht, die fülse

Täuschung zu zerören. „Ich kenne, sagt er, die grossen Pflichten des Historikers und staune, wenn ich die Thukydides, die Tacitus, die Johannes Müller lese.“ — Wie war es ihm nur möglich, diese Namen in Verbindung mit seiner Arbeit zu nennen! Und was in aller Welt haben die Pflichten des Historikers mit ihr zu thun? Hatte er gesagt: ich kenne die Pflichten des Compilers; so würde er ein weit günstigeres Verurtheil für sein Buch erweckt haben. — Er versichert nun, „die Schukl liege nicht an seinem Fleisse, wenn man viele der vorhandenen Hülfsmittel bey diesem Werke vernünftigen sollte; seine Verhältnisse hätten ihn nicht erlaubt, mehrere herbey zu schaffen.“ — Aber wer zwang ihn denn unter so nachtheiligen Verhältnissen zu schreiben? Demungeachtet glaubt er doch, seinen Zweck, „dem Dilettanten eine Lectüre zu geben, wären, die, indem sie ihn unterrichte, nicht ganz „ohne Nutzen für ihn seyn, ihn zum Nachdenken, „zur Bewunderung reizen sollte, und zugleich den „künftigen Plutarch der Grossthaten, an denen dieser „Krieg so reich ist, der Mühe des Materialienfameln, so viel er konnte, zu überheben.“ So ziemlich erreicht zu haben. Da die Dilettanten verschiedener Art sind; so glauben wir wohl, dafs manche in diesem Buche Unterhaltung finden werden, aber um den künftigen Plutarch dürfte es dereinst trübselig aussehen, wenn er keine bessern, als die hier ohne Angabe der Autoritäten zusammengetragenen Materialien fände. — Der Vf. berichtet uns ferner, dafs er „anfanglich Willens war, die Data ohne beygemischte Raisonnements zu erzählen, dafs er aber bald einsah, dafs der Historiker, welcher die Geschichte seiner Zeit schreibt, (der glaubt also Hr. V. zu seyn) um der Wahrheit einen Dienst zu thun, die Meynungen der Zeitgenossen, die er gegen sich hat, bekämpfen müsse.“ Wie vertritt sich aber diese grosse Wahrheitsliebe mit der gleich darauf folgenden Ausrufung: „wo ich manches aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet habe, als es betrachtet werden mußte, da waren jene unwillkürlichen Regungen im Spiel, die bey jedem Zuschauer der „großen Begebenheiten, wenn er Mann von Gefühl „ist, erwachen?“ Eine wissenschaftliche Verrückung des Gesichtspunktes streitet also wohl nicht mit den Pflichten des Historikers? Zum Glück jedoch sind die „beygemischten Raisonnements“ des Vfs., die ihm wahrscheinlich auch von jenen unwillkürlichen Regungen eingegeben wurden, so ausserk leicht und kraftlos, dafs sie schwerlich die Meynung irgend eines Lesers mit Erfolg bekämpfen werden. „Wegen der Nachlässigkeiten im Stil bittet Hr. H. endlich den Umstand zu erwägen, dafs der Druck des Werks beschleunigt werden mußte, und ihm keine Zeit zu feilen vergönnt war.“ — Wer trieb ihn denn nur so sehr zu eilen? War es etwa bestellte Arbeit? Das Publicum wenigstens dürfte gern gewartet haben, und wird sich auch wegen des versprochenen zweyten Theils gedulden, wenn es hoffen darf, dafs er besser gerath.

Ddd 2

Vda

Von dem Werke selbst läßt sich sehr wenig sagen; der Vf. schrieb, wo ihn Dumouriez Lebenslauf verließ, die in den bekanntesten Journalen zerstreuten Anekdoten von Lafayette, Rochambeau, Luckner, Miranda, Miaczinsky, Beurnonville, Servan, Desslers, Valence, Dumouriez und Dampierre ab, und reihete sie in eilf abgeforderte Erzählungen zusammen, die er nun, so unvollständig und mit unter unrichtig sie auch sind, Biographien zu nennen beliebt. Von der historischen Kunst, die Begebenheiten so zu stellen, daß eine über die andere Licht verbreitet, durch kurze Schilderungen des Zustandes der Dinge im Großen den Leser auf den Punkt zu führen, wo er den Antheil des Helden an dem Gange der Ereignisse beurtheilen kann, und den Charakter der handelnden Personen aus ihren Handlungen hervortreten zu lassen, hat er nicht den fernsten Begriff. Alle Urtheile sind die Seinigen, nach „seiner Meynung,“ nach „seinem Erachten“ u. s. w. werden Lob und Tadel vertheilt, und er nimmt es sich dabey nicht übel, gar oft das Gegentheil von dem, was seine Vorgesätze erweisen, zu folgern. Seine Sprache ist

ziemlich rein, und sein Vortrag, so lange er erzählt, fließend genug, wenn er aber zu declamiren anfangt, welches ihm leider nur zu oft begegnet, dann wird er unglaublich schleppend und langweilig, und doch hat er die Schwachheit, sich auf seine Tiraden nicht wenig zu Gute zu thun, und wohl gar bey Stellen, die er für besonders schön halten mag, seine eignen Worte mit Häkchen („ „ „) zu bezeichnen. Das Leben Lafayette's hat er mit vorzüglicher Sorgfalt ausgearbeitet; es ist daher auch bey weitem schlechter gerathen als die andern, wo er bloß abschrieb, und so gut er es auch mit seinen Rasseiments meyn't, so kann doch in einem Kunstwerke die moralische Tendenz unmöglich zur Entschuldigung der außersittlichen Dürftigkeit und Leere dienen, und der Mangel an Gedanken nicht durch die stets wiederholten Beywörter: der Aedle, des Vortreffliche u. s. w. ersetzt werden. Das Buch giebt von keinem der Helden, deren Geschichte darin erzählt wird, eine richtige Charakteristik, wohl aber von dem Vf. selbst, den man überall in seiner ganzen unbefangenen Klarlosigkeit reden hört.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. Göttingen, b. Dieterich: *De Hymnis Orphicis.* Commentatio, quam — pro consequendis summis in philosophia honoribus — defendit Jo. Christ. Guil. Gerlach, Gochanus, Seminar. R. philol. Göttingensis Solalis. 1797. 48 S. 2. Die Orphischen Hymnen (dies ist das Resultat der Schrift) sind von einem alexandrinischen Dichter theils interpolirt, theils ganz verfertigt worden. Der bekannten Stelle des Demosthenes (*Orat. I. in Aristoph.* Vol. I. p. 772. ed. Reisk.), deren sich die Vertheidiger der Aechtheit dieser Gesänge gewöhnlich bedienen haben, setzt der Vf. die das Gegenheil bezogenden Nachrichten des Pausanias, und vorzüglich auch den Umstand entgegen, daß Orpheus, aller Wahrscheinlichkeit nach, seine Lieder nur abgungen, keinesweges niedergeschrieben habe. (Aecht orphische Hymnen müßten wohl auch einen ganz andern Charakter an sich tragen.) Ferner widerpricht Hr. G. der Meynung derer, welche unsere Orphischen Hymnen dem Orpheus, als Verfasser, zueignen. Nimmt man alle Nachrichten der Alten von diesem Dichter zusammen; so ergibt sich, daß er nicht Orphische Lieder verfertigt, sondern vielmehr die des Musus gesammelt, und nach seiner Manier bearbeitet habe. (Die Stelle des *Plutarchi* *De Mus.* 35. vgl. *Orph. II.* 59. 1.) über welche der Vf. mit einer dicken Andeutung S. 8. hinweg eilt, scheint sich doch mit seiner Behauptung nicht vereinigen zu lassen. Vgl. *Ruhnken* *Epist. Crit. II.* p. 321.). Von wem die Hymnen, welche wir Orphische nennen, herrühren, bestimmt Pausanias nicht; seine *Ὀρχα* sind nicht einmal die, welche wir gegenwärtig besitzen. Wenn er sie gleichwohl zuweilen dem Orpheus zuschreibt, dann er zu an andern Stellen abspricht; so muß man, nach *Hu. G.* dasurtheilen, eine doppelte Art Orphischer Gesänge unterscheiden: solche, welche ihren Stoff aus alten Liedern des Orpheus entlehnt hatten, oder die nach denselben gebildet waren, und solche, bey welchen keines von beiden Statt fand, sondern die spätern untergeschoben waren. Diese, meyn't Hr. G., sind aus größtentheils verloren; jene haben wir noch, mit häufigen Interpolationen. Einen sichern Beweis dieser Interpolationen giebt theils der Charakter der Hymnen, welcher mit der Schilderung, die Pausanias (*IX.* 30.)

von den ächterphischen Hymnen giebt: *τοὺς Ὀρχίους ὕμνους αἰεὶ ὄντας, ἰσχυροὶ τε αὐτοὶ καὶ βραχυτάτοι, καὶ τε εὐκταὶ καὶ εὐκαὶ ἀκούειν, πολλὰ περιεχόντες*, einen offensiblen Contrast bildet, theils die sonderbare Vermischung des Historischen mit dem Philosophischen, des Mythologischen mit dem Mythischen, welche auf verschiedene Quellen hindeutet. Daß der Interpolator nicht in Griechenland, sondern in Alexandrien lebte, dies schließt Hr. G. 1) daraus, weil er den Gottern nicht immer die in Griechenland gewöhnlichen Namen beylegt, 2) weil er verschiedeneartige Sachen häuft, und aus dadurch in die Verbindung der orientalischen und occidentalischen Gelehrsamkeit, wie sie in Alexandrien eingeführt war, erinnert, 3) weil er auf Aegypten und die angrenzenden Länder oft Rückblick nimmt, 4) weil er manche den Griechen und Römern unbekannte Gottheiten kennt, deren Wohnsitz in Aegypten zu suchen ist. Das Zeitalter des Interpolators wagt Hr. G. nicht genau zu bestimmen; doch scheint er ihm erst nach Pausanias gelebt zu haben. (Es ließe sich wohl überhaupt fragen, ob nur von Einem Interpolator die Rede seyn, und ob das auf manche Hymnen anwendbare Urtheil auf alle ausgedehnt werden dürfe. —) Jene aufgestellten, oder vielmehr nur andeutenden Sätze sucht nun der Vf. im zweyten Theile der Schrift durch kurze Bemerkungen über die einzelnen Hymnen zu begründen. Jedoch fand auch hier die Hauptsache zu flüchtig berührt, und mancherley Nebenbemerkungen dafür gegeben worden.

Man muß dem Vf. das Verdienst lassen, daß er, ohne rechts und links auf die Vorgänger zu schauen, seinen eignen Weg verfolgt habe: er bringt manche scharfsinnige Ideen vor, aber sie ermangeln durchaus einer befriedigenden und überzeugenden Ausführung. Hatte daher Hr. G., anstatt daß er seine Vorgänger ganz verschweigt, auf dasjenige, was von *Ruhnkenius* und *Tiedemann* für die Aechtheit der Hymnen, von *Schneider*, *Meiners* u. a. zur Befreyung ihres Alterthums vorgebracht worden, bedächliche Rücksicht genommen; so würde gewiß der Gang der Untersuchungen, der ihm bereits vorgezeichnet war, kürzer und sicherer zum Ziele geführt haben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. November 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: Eusebia. Herausgegeben von D. Heinar. Phil. Conr. Henke. Zweyten Bandes, drittes Stück. Zweyten Bandes, viertes Stück. In fortlaufenden Seitenzahlen. 349 bis 648. 8. (1 Rthlr.)

Drittes Stück. XIV. Rede bey der Eröffnung der Vorlesungen über die Religion auf dem Collegio Carolino zu Braunschweig gehalten, von J. W. G. Wolff, Domprediger zu Braunschweig. Der Redner erklärt sich über die Art, wie er seine Vorlesungen einzurichten gedenke. Seine Zuhörer sind Jünglinge, welche darin zwar alle übereinkommen, daß sie dem gelehrten Stande oder doch andern edlern Beschäftigungen und solchen Aemtern gewidmet sind, die eine höhere Geistesbildung erfordern, welche doch aber in Ansehung des Strebens nach wissenschaftlicher Religionskenntnis verschiedene Zwecke haben. Einige haben sich zu künftigen Religionslehrern selbst bestimmt; andere wollen sich zu künftigen Welt- und Geschäftsmännern bilden; und auf beide Classen von Zuhörern ist bey dem Unterricht Rücksicht zu nehmen. Der Vf. glaubte daher den besten Weg zur Erreichung seines Zwecks einzuschlagen, wenn er die christlichen Glaubenslehren mit Bemerkungen über ihre Geschichte und über ihre Anwendung auf das Leben vortrüge. Die Gründe werden in der Rede selbst angeführt, und die Nützbarkeit dieser Verbindung wird einleuchtend dargehen. Es wäre zu wünschen, daß diese Methode auf allen Gymnasien beobachtet würde. Aber freylich werden hierzu aufgeklärte Schulmänner erfordert, und deren sind immer noch wenige. XV. Joh. Pet. Hunderiker's Geschichte, Einleitung, Lehrmethode und Ertrag seiner Bauernschule zu Großen Lafsee im Hochstifte Hildesheim. Der Vf., Landwirth und Handelsmann in dem ersten genannten, auf der Straße von Braunschweig nach Hildesheim halben Weges liegenden, beträchtlichen Dorfe ist schon rühmlich bekannt durch sein Erbauungsbuch, welches zuerst im J. 1784 unter dem Titel: *Haussliche Gottesverehrungen für gebildete christliche Familien* herausgekommen, und wovon 1797 die dritte, sehr verbesserte und vermehrte Auflage erschienen ist. Die hier von ihm selbst mitgetheilte Nachricht über die einige Jahre an seinem Wohnorte von ihm unterhaltene Bauernschule verräth einen Mann von sehr guten pädagogischen Kenntnissen. Es ist schade, daß er durch Familien-Verhältnisse gehindert worden ist, sich dem Fache der Erziehung,

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

vornehmlich der Volksbildung, ganz zu widmen. Sein Aufsatz enthält neben manchen bekannten und minder wichtigen Bemerkungen viele praktische Winke und Erfahrungen über die sittliche und religiöse Bildung der größern Volksclasse, welche Aufmerksamkeit verdienen. XVI. Rede bey der hohen Trauung Seiner Majestät des Königs von Schweden, Gustav IV. Adolphi, (dessen Stätte der Herr Ambassadeur, Ewart Freyher von Taube, vertrat) mit Ihrer Königl. Hoheit, der Prinzessin von Baden, Friederica Dorothea Wilhelmina, in der Nicolaikirche zu Stralsund den 6ten October 1797 gehalten, von B. Gottlieb Schlegel, Generalsuperintendent der Kirchen des Herzogthums Schwedisch-Pommern etc. Es ist gewiss keine leichte Sache, solche Gelegenheitsreden zweckmäßig einzurichten; und hier kam noch der Umstand hinzu, daß bey dieser Trauung nur die Königl. Braut selbst zugegen war, und die Stelle des hohen Brautgams durch einen außerordentlichen Abgesandten vertreten wurde. Der Vf. verdient daher Dank, daß er diese Rede in die Eusebia hat einbringen lassen. Er hat derselben das bisherige Trauungsformular der Schwedischen Kirche übersetzt beygefügt. Es hat vor den alten in Deutschland bisher gebräuchlichen Formularen wirkliche Vorzüge. XVII. Gewissenhafte Vorstellung einiger Wünsche für die praktische Religion. Von H. Gottl. Schlegel, in Greitswalde. Der Vf. eröffnet seine Gedanken 1) über das Auswendiglernen des lutherischen Katechismus. Die Mängel dieses ersten Nothleibchens des großen Mannes für unsere Zeiten werden freymüthig angezeigt, und Vorschläge gethan, wie der Religionsunterricht zweckmäßiger eingerichtet werden könnte, welche ganz gut sind. Wenn aber der Vf. glaubt, daß zu einem kleinen und gemeinen Katechismus für die kleine und niedere Jugend die Fragmethode noch eine Weile sechicklich seyn möge; so kann Rec. nicht einstimmen, vornehmlich aus dem Grunde, weil das mechanische Auswendiglernen eines in Fragen und Antworten abgefaßten Katechismus schwerlich verhütet werden kann. Was 2) über den Mangel einer moralischen Vernunftübung in dem gemeinen Schulunterrichte; 3) über die Materien der Kanzelvorträge; 4) über die Haltung des heiligen Abendmahls und der Beichte gesagt wird, verdient begehrt zu werden. XVIII. Nachtrag einiger Gedanken über die Kirchenbusse von Joh. Friedr. Telge, Prediger zu Büttel in Osterode. Eine Vertheidigung seines Aufsatzes über Kirchenbusse (in Henke's Archiv für die neueste Kirchengeschichte 1794. 2tes Quartal) gegen Hn. Ritter (Euseb. Th. 1. S. 361. ff.) welcher

E e e

cher

cher die Sache, (freylich sehr sonderbar) vor den Richterstuhl der kritischen Philosophie gezogen hat. Er versichert, seine Meynung sey nicht gewesen, daß die Kirchenbuse da eingeführt werden sollte, wo sie noch nicht existirt; er habe nur nach den Erfahrungen gesprochen, die er in seinem Vaterland hatte. Richtig ist es, daß die Gründe des Herrn Ritters zu viel beweisen; denn die von ihm aufgestellten Grundätze begünstigen offenbar den Leichtsinn, der ohnehin in unsern Tagen häufig genug mit der Ehe getrieben wird; und welche Folgen würden daraus entspringen? XIX. *Zur Lösung der Aufgabe: Wie kann das Gefinde verbessert werden?* (Eusebia, B. 1. S. 435.) Unter den vielen seit einiger Zeit vorgeschlagenen Mitteln das Gefinde zu verbessern, verdienen auch die, welche hier empfohlen werden, Aufmerksamkeit. Die guten Wirkungen von der Anwendung derselben würden sich zwar erst in künftigen Menichenalter zeigen; aber einmal muß doch ein ernstlicher Anfang gemacht werden, und es ist Pflicht für die Nachkommenschaft zu sorgen. XX. *Wie beurtheilt man die Klagen über den Verfall der Religion?* Das Wort Religion wird in dreyerley Bedeutungen gebraucht. Erstlich sprechen wir von der Religion häufig als von einer bloßen Wissenschaft; zweitens verstehen wir bisweilen darunter eine öffentliche Anstalt und Einrichtung, die mit unsern übrigen bürgerlichen Einrichtungen bisher genau verwebt und verwachsen ist; drittens sprechen wir von der Religion als von einem Mittel und Wege zur Seligkeit. Obige Frage muß daher dreymal und von drey verschiedenen Seiten aufgeworfen werden; denn vielleicht kann sie in dem einen Sinn mit Ja, in dem andern mit Nein zu beantworten sey. 1) *Ist es wahr, daß die Religion, bloß als Wissenschaft betrachtet, jetzt besonders in Verfall gerathe?* Antwort. In dieser Rücksicht betrachtet, hat sie in unsern Zeiten durch die Veränderungen, die Manche als Spuren ihres anbrechenden Verfalls befeuchten, im Ganzen genommen mehr gewonnen als verloren. 2) *Ist es wahr, daß die Religion, als kirchliche Anstalt, jetzt sichtbarlich in Verfall gerathe?* Es ist nicht zu leugnen, daß die Religion, in dieser Rücksicht betrachtet, in eine missliche, zweydeutige und höchst bedenkliche Lage zu gerathen anfangt. Von den Quellen dieses Verfalls, und Vorschläge zu Verbesserungen mancher kirchlichen Anstalten. 3) *Geräth die Religion, auch als Sache des Herzens, jetzt in Verfall?* Diese Frage ist weit schwieriger als die beiden ersten. Indessen wäre es doch viel gewagt, zu behaupten, es werde in Ansehung der Moralität von Tage zu Tage schlimmer. Eher sollte man das Gegentheil annehmen dürfen, daß es doch, wiewohl langsam und in unmerklichen Uebergängen, im Ganzen immer besser werde. — Die ganze Abhandlung ist lehrwürdig. XXI. *Lohn der Tugend.* Ein Kirchengesang, von einer der Würdigen ihres Geschlechts und Standes, der regierenden Frau Fürstin von Neuwied, Maria Louise Wilhelmine. Vortreflich!

Zweyten Bandes viertes Stück. XXII. *Ordinationsrede den 22sten Jun. 1797 a. St. in der Predigerkirche zu Straßburg gesprochen von D. Joh. Lorenz Blesig, der Theol. Prof. und Amt-Prediger, nebst beygefügter Erklärung der angedachten Prediger.* Dank dem Herausgeber für die Mittheilung dieser interessanten Rede. Sie ist Muster in ihrer Art, und erhält von Zeit und Ort eine desto größere Wichtigkeit. Der Text ist aus 2 Cor. 4. 3—10. genommen. XXIII. *Rede über die Freyheit des Gottesdienstes, im Rath der Fünfhundert gehalten den 25ten Febr. im 6sten Jahr der Republik (15ten Dec. 1797.)* vom B. Gregoire, bey Gelegenheit der Discussion über den, von H. Dubot abgelesenen Bericht, der die bürgerliche Feyer des Dekadi betrifft. Uebersetzt aus dem Französischen, nach dem, in der National-Buchdruckerey zu Paris gedruckten Originale. Auch dieser Aufsatz kann noch in einigen andern Zügen, und von einer andern Seite, als die Blesig'sche Ordinationsrede, den Geist jener Französischen bloß negativen und toleranten, oder vielmehr indolenten, aber gerade aus Toleranz und Indolenz oft nur gar zu unduldsamen, und Freyheit des Gewissens. Freyheit des Bürgerrechts, grob verletzenden Gesetzgebung in der Religionsangelegenheit kenntlich machen. XXIV. *Zur Beherrschung für protestantische Civilobrigkeiten, in Beziehung auf öffentliche Religion.* Die Religion hat sehr gelitten, und leidet noch fortwährend durch die Vernachlässigung der Unterstützung der öffentlichen Religion, welche dieselbe von christlichen Civilobrigkeiten mit Recht erwarten und fordern kann. Ist wohl wahr. Aber werden Civilobrigkeiten diesen Aufsatz lesen? Der gar zu wortreiche Vortrag ermüdet. XXV. *Ein Föhrwort zum Beken der armen Unglücklichen, welche als Missethäter hingerichtet werden, von C. Wasmer, Archidiaconus in Harburg.* Alle verständige und gewissenhafte Prediger werden darinnen einig seyn: Vorbereitung der Missethäter zum Tode ist Pflicht. Aber ist es auch rathsam Missethäter von Geistlichen auf den Gerichtsplatz begleiten zu lassen? Die Gründe, welche von einsichtsvollen Männern für die Abschaffung dieser schädlichen Gewohnheit angeführt werden, sind bekannt. Sehr pathetisch nimmt Hr. W. diesen Mißbrauch in Schutz. Nur eine einzige Stelle mag hier als Probe stehen: „Armer, (heißt es S. 582.) armer, beklagenswerther Sohn des F. n. des! Diesen einzigen tröstenden Freund, (den Prediger,) der dir auf deinem letzten, sauren Gange die Todesbürde so gern tragen helfe, wenn nicht höhere Pflichten es ihm verbieten; mußt du entbehren! Du mußt deinem Schreckenstode allein, unter der beugenden Empfindung, daß du erhältst, was deine Thaten werth sind; und unter dem abwechselnden Schauer deiner Menschennatur, umgeben von wilden Geräusche eines gassenden Laufens, an der Seite unempfindlicher Henker entgegengehst! Was wirst du empfinden, wenn eine mitleidige Thranen dein Auge träufelt; eine blasse Wange die nahe Schrecken dir vertrauensfüllig darstellt. Ach, kein

Troßter, der dir unter wogenden Zweifeln zurief: Stiehe, bald ist der saure Kampf geendet, und ein Leben zwischen Wollen des Guten und der überwiegenden Begierde zur Sinnlichkeit veräußert gegen ein besseres Daseyn!“ Auf diese leere Declamation läßt sich Manches antworten; Rec. will aber dem Vf. dieses Aufsatzes nur dieses Einzige zu überlegen geben: Entweder hat der Mißthäter, durch Gründe und Vorstellungen des Predigers erweckt, Merkmale einer aufrichtigen Reue über seine Vergehungen, und wirkliche Besserungsbegierde gezeigt; oder er ist, aller Vorstellungen des Predigers ungeachtet, ein verstockter Bösewicht geblieben. Im ersten Fall wird es genug seyn, wenn ihm unmittelbar vor seiner Hinführung zum Gerichtsplatze noch im Gefängnisse vom dem Prediger Trost zugesprochen, und das Abendmahl gereicht wird. Wenn er richtig belehrt, und von der Gewissheit eines bessern Lebens überzeugt ist; so wird er den Zuspruch des Predigers in den wenigen Stunden, da die Execution vor sich geht, gar wohl entbehren können. Im zweyten Fall ist es ungerathen, dem Prediger zuzumuthen, daß er einen verstockten Menschen in diesen wenigen Stunden entweder aus seinem Gewissensschlaf erwecken, oder mit dem Troste des Evangeliums aufrichten soll. Wenn die Vorbereitung im Gefängnisse nichts fruchtet hat; so wird alles Zureden auf dem Wege zum Gerichtsplatze unnütz und vergeblich seyn. Auf den nachtheiligen Eindruck, den das gewöhnliche Gepränge mit Mißthätern auf die Moralität eines großen Theils der Zuschauer zu machen pflegt, hat man schon oft genug aufmerksam gemacht; und es wäre zu wünschen, daß dieser schädliche Mißbrauch in allen protestantischen Ländern einmal abgesehafft würde. Uebertriebenes und unzertigtes Mitleiden wird selten selten Grausamkeit. XXVI. *Formular zur Taufe seines Sohns von C. Vasmer (oder Wasmer?) Archidiaconus in Harburg. Kurz und gut.* XXVII. *Einige Vorschläge, wie die Aufnahme der öffentlichen Katechisation zu befördern sey.* Diese Vorschläge möchten wegen unserer kirchlichen Verfassung, die der Prediger eigennützig nicht ändern darf, (den letztern Vorschlag ausgenommen,) nicht leicht zu realisiren seyn. Wenn nur die Prediger besser katechisiren; so würden sich nach und nach auch erwachsene Zuhörer gern einfinden. Aber in diesem Stücke wird es, leider, noch lange nicht besser werden. XXVIII. *Ueber das Memoriren der Kanzelvorträge.* Der Vf. nimmt das Lesen der Predigten gegen das Memoriren in Schutz. Rec. kann es eben so wenig als der Vf. billigen, wenn Consistoria darauf dringen, daß Prediger so wohl als Candidaten sich beileisigen sollen, ihre Kanzelvorträge nicht bloß auszuarbeiten, sondern auch diese Ausarbeitungen genau nach dem Concept aus dem Gedächtnisse vorzutragen; und wenn sie, deshalb Verordnungen ergehen lassen. Das Lesen scheint auch wenig Bedenklichkeit zu haben, wenn der Prediger ein gutes Gesicht hat, und seinen Vortrag mit Anstand, Declamation und Partheie ablesen kann, ob-

ne beständig in sein Concept sehen zu müssen. Wie aber, wenn der Prediger ein kurzes Gesicht hat, und sich genöthigt sieht, einen Aufsatz, den er ablesen soll, in die Hand zu nehmen? Oder wenn er sich gar eines Augenglasses bedienen muß? In mehr als einer Hinsicht scheint es am sichersten zu seyn, wenn sich ein Prediger an das Memoriren gewöhnt. XXIX. *Versuch eines Trauungsformulars für eine Landgemeine, mit liturgischen Anmerkungen; von Joh. Fr. Telge, Prediger zum Büttel.* Es paßt nur auf Haustrauungen, und ist größtentheils local. Es laufen doch bisweilen Ausdrücke mit unter, die nicht ganz passend und verständlich sind, z. B. „Bemühet euch durch Weisheit und Tugend die schönste Fülle der Erde zu seyn.“

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der würdige Herausgeber noch ferner recht viele gute Beyträge erhalten möge. Freylich sind bisher manche Aufsätze aufgenommen worden, die nur einen mittelmäßigen, zum Theil sehr geringen Werth haben. Es hat jedoch auch seinen Nutzen, wenn alte und neue Meinungen von allen Seiten beleuchtet, gute und schlechte Vorschläge gegen einander gehalten und geprüft werden, weil die Wahrheit am Ende doch immer dabey gewinnt, und das Gute mit der Zeit das Uebergewicht erhält.

HARBURGSHAUSEN, b. Hahisch: D. Jo. Georgii Rosenmülleri, Theol. Profess. in academia Lipsiensi, *Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana inde ab Apostolorum aetate usque ad Originem.* P. II. 1798: 258 S. 8.

Man kennt den Geist dieser für ihr Publicum nützlichen Arbeit schon aus dem ersten Theile derselben, und wir glauben daher, bloß den Inhalt dieses zweyten in's allgemeine angeben zu dürfen. In der Vorrede polemisirt der Vf. gegen einen englischen Theologen, der (*Gentleman's Magazine* 1797. Monath May) gegen die Sätze des 1. Th. „*scriptores Seculi I. plerique nec evangelii nostris nec epistolis apostolicis nos videri*“ und — „*omnibus fere primae periodis scriptoribus, non tantum Allegorisis, sed illis etiam, qui grammaticam interpretationem praeferebant, illam de Christo ejusque divina natura sententiam placuisse, quae deinceps Ariana appellata est*“ Einwendungen machte. Wäre Hn. R's. Gegner ein Deutscher; so hätte er wahrscheinlich kein Wort gegen ihn verloren, oder er hätte ihn mit etlichen Zeilen Nachweisungen widerlegt; mit einem Engländer mußte er sich schon etwas weiter einlassen. Die Schrift selbst, die wir anzuzeigen haben, hat zur Absicht, aus Tertullian's, Irenaeus und Cyprian's Werken zu bestimmen, wie die Exegete der lateinischen Kirche vor Origenes Zeiten beschaffen gewesen sey, was sie für Folgen gehabt, und in welchem Verhältnisse sie gegen die Exegete der griechischen Kirche des nämlichen Zeitraums gestanden habe. So scharf gezeichnet, als Kenner der Kirchengeschichte wünschen werden, sind nun freylich diese Punkte nicht; viel-

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. November 1799.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Die ersten Jahre des letzten Krieges haben eine weit größere Anzahl von historischen und unterforschenden Schriften veranlaßt, als die folgenden, so sehr auch diese an Reichthum und Mannichfaltigkeit der Begebenheiten ihre Vorgänger übertreffen. Nach einem beynahe dreißigjährigen, durch kein bedeutendes Zwischenspiel unterbrochenen Frieden, welchen die Franzosen sowohl als die gebildetsten unter ihren Gegnern angewendet hatten, ihren taktischen Theorien den höchsten Grad der Vollendung zu geben, mußte natürlich den Meistern und den Jüngern der Kunst jede Gelegenheit, die Vortrefflichkeit ihrer Systeme nun auf dem Prüfstein der Erfahrung zu bewähren, von unendlicher Wichtigkeit seyn, und die zahllosen Berichte, die fast über jeden Marsch, jede Stellung und jedes Postengefecht erschienen, nahmen alle mehr oder weniger den Charakter raisonnirender Abhandlungen an. Die Vff. der hier anzuzeigenden Werke haben gleichfalls, aber mit sehr verschiedenen Kräften, ihre Gegenstände nach diesen Grundsätzen behandelt.

- 1) *FRANKFURT a. M., b. Eßlingers: Kriegsbegebenheiten in Deutschland und ausführliche Beschreibung der Operationen der Preussen und Hessen nach ihrem Rückzuge aus Frankreich zur Behauptung von Coblenz und Vertreibung der Franzosen vom rechten Rheinufer und zur Wiedereroberung von Frankfurt im Jahre 1792. - Von einem Augenzeugen. 1796. 205 S. 8. (Mit zwey Tabellen.) (20 gr.)*

Diese Schrift ist wahrscheinlich aus einer größern Sammlung unter einem andern Titel wieder neu abgedruckt; der Redacteur ist so ungeschickt gewesen, (S. 75.) eine Note stehen zu lassen, wo auf einen siebenten Band verwiesen wird, von dem man weder auf dem Titelblatt noch sonst irgendwo einige Nachricht findet, und einen Vorbericht bar das Buch nicht. Eigentlich verdienten solche Buchhändler-Speculationen gar keine weitere Notiz; da indessen Rec. sich nicht erinnert, von der weitläufigsten Relation, welche dieses Buch enthält, in der A. L. Z. eine Anzeige gefunden zu haben; so wird er sie hier so kurz als möglich beurtheilen.

Die Einnahme einer weitläufigen und volkreichen Stadt, deren Bürger selbst die Angreifenden thätig und mit Nachdruck unterstützten, deren Wälle ohne Gefühls- und deren Besatzung nicht 3000 Mann

stark war (S. 126.), kann nicht zu den wichtigen Operationen einer ganzen Armee gerechnet werden, auch betrachteten die Eroberer selbst sie nur als einen Coup de main; da sie jedoch den Beschluß des Einen Feldzugs machte, und den Grund zu den Unternehmungen des folgenden legte; so verdiente sie allerdings eine ausführliche Beschreibung: aber diese hatte in geschicktere Hände fallen können. Der Vff. besitzt weder die Gabe der historischen noch der militärischen Darstellung. Anstatt in der Einleitung eine gedrungene aber lichtvolle Schilderung des Zustandes, der Verhältnisse und der Stellungen der beiden Heere zu entwerfen, und diese mit einer kurzen Uebersicht der vorhergegangenen Begebenheiten zu verbinden, erzählt er auf 42 Seiten mit ermüdender Weiterschweifigkeit jeden unbedeutenden Vorfall, der sich, seit der Besitznehmung der Pässe von Bruntrut bis zur Uebergabe von Maynz an die Franzosen, bey den verschiedenen Corps am Oberrhein zugetragen hatte, und begleitet dann eben so langweilig die preussische Armee auf mehr als 60 Seiten durch alle ihre Marschquartiere von Luxemburg bis in die Nähe von Frankfurt. Er entschuldigt zwar (S. 52. Note) seine Unmündlichkeit mit der Versicherung, daß dadurch allein die kunstvollen Stellungen des Heeres erläutert werden könnten, und sagt bey dieser Gelegenheit seine Meynung über das zu viel und zu wenig im Kriege; hätte er doch aber diese Regel nur auch bey seiner Beschreibung befolgt, und des Unnützen nicht so sehr viel zu viel, des Nothwendigen hingegen nicht zu wenig gegeben! Weitläufig genug werden zwar die um den Marsch der Armee zu decken angewendeten Maafregeln erzählt, aber wahrhaftig nicht deutlich, und wenigstens zwey Drittheile des Buchs sind mit eigenen Namen angefüllt. Seine größte Stärke besteht in Belagerungslisten; kein Dorf, wo eine Compagnie, kein Fleckchen, wo die kleinste Feldwacht stand, wird dem Leser erlassen, aber ein mehr als menschliches Gedächtniß und eine herculische Arbeit würden erfordert werden, um daraus auch mit Zuziehung guter Karten sich eine richtige Idee von den Stellungen des Heeres zu abstrahiren. Um ja die Bogen recht voll zu schreiben, sind auch die Namen, welche die Regimenter ehemals führten, nicht vergessen (z. B. S. 132. das Bataillon Martin, ehemals Forcade u. a. n.), oder auch die Erzählung durch Wiederholungen ausgedehnt, z. B. (ebend.) die . . . Brigade marschirte einen andern Weg, sie ging nämlich über etc. In seinen Rasonnements weifs der Vff. sich eben so weiterschweifig zu fassen; er erzählt nicht um alles, was

Fff

geschehen ist, sondern auch mit großer Selbstgefühllichkeit alles, was da hätte geschehen können oder sollen. Auf Unrichtigkeiten kommt es: ihn dabey gar nicht an, er widerspricht sich oft geradezu; z. B. S. 10 u. 26., wo er erst ganz gewiss vernuthet, der Landgraf von Darmstadt würde unfehlbar der Stadt Maynz auf die erste Anforderung zu Hülfe gekommen seyn, nachher aber beweist, dass dieses unmöglich war, und doch mit größter Unbesonnenheit aus beiden Meynungen Gründe zur Behauptung seiner Satze hernimmt. Was die in ihrem ganzen Umfang abgedruckte Capitulation von Maynz bey dem Uebergang zu Custine mit den Operationen der Preussen und Helsen zu thun hat, sieht man freylich nicht ein, aber sie füllt doch ein paar Blätter aus.

Der Vortrag des Vfs. erscheint da, wo er nicht bloß Marschtabellen und Delogirungslisten abschreibt, sondern mit nicht geringen Ansprüchen an Witz und poetischen Schwung selbst redend auftritt, oft in einem sehr altfränkischen Colium: z. B. (S. 35.) „Mannheim — würde sehr wahrscheinlich seine Thore geöfnet haben, hätte auch Cöhorns Geist in „Elium darüber geufetzt;“ oder (S. 149.) „seine „(des Gen. Röchels) Gegenwart des Geistes, in dem „kritischen Augenblicke, wo die Göttin Fortuna, „zwischen zwey Theilen flatterte, und unentschieden schien, wenn sie ihr holdes Gesicht zeigen sollte, bis Mars, der mit den Helsen socht, die weibliche Göttin verschlechte; seine Gegenwart des Geistes in diesem zweifelhaften Augenblick, mitten im „Kugelregen, der auf den Wällen stehenden Franzosen, und seine Standhaftigkeit, bewiesen auf „neue etc.“ Man mußte athemathisch werden, wenn das lange dauerte; aber auf diese Art von Perioden, scheint der Vf. einen großen Werth zu legen, er gebraucht sie nur bey seinen dichterischen Flügen; übrigens sind die armen Helsen zu bedauern, die auf diese Art wenigstens das holde Gesicht der verschlechten Göttin nicht zu sehen bekamen.

Auf den beiden angehängten Tabellen werden die schon im Buche bis zum Ekel gerechneten Marchquartiere der Armee noch einmal wiederholt, wobey der Vf. zur Abwechslung eine Menge von Namen anders schreibt als im Text, auch hier und da die Truppen anders einquartirt. So heißt es z. B. S. 99.: Brochenbrücke und Ißerstadt, Tab. 2. hingegen: Berschebrücke und Ißsenstadt; S. 102. steht das Füßerbataillon v. Thadden den 27. Nov. in Würge, nach Tab. 1. hingen in Wahldorf. So wenig zuverlässig ist der Vf. selbst in seinem Hauptsache, den Delogirungstabellen, denn wahrscheinlich gehörte er zu den Fourierführern der Armee; aber auch bey diesem Geschäft hätte er sich eine bessere Karte anschaffen sollen, als die, worauf das Dorf Dörnholzhausen fehlte (S. 118.), das man doch auf den ganz gewöhnlichen Jägerischen und Bunnischen findet; doch dieses dient nur zu einem Beweise mehr, daß der Verleger ein früher, als jene Karten herauskamen, geschriebenes Werk bloß mit dem

langen Titel- und der falschen Jahrszahl wieder aufgestutzt hat.

2) POTSDAM, b. Horvath: *Ausführliche Beschreibung der Schlacht bey Pirmasenz*, den 14. September 1793. in drey Abschnitten. Nebst einem *Bataillen-Plan* und dazu gehöriger *General-Karte*. Von *J. A. R. von Grawert*, königlich-preussischen (u.) Obersten und Generalquartiermeister-Lieutenant. 1796. 125 S. 4. (5 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk liefert einen schätzbaren Beytrag zur Geschichte des französischen Kriegs, indem es einen von den in dem Laufe desselben ziemlich seltenen Vorgängen beschreibt, wo von beiden Theilen mit vieler Kunst manoeuvrirt wurde. Es zerfällt, wie der Titel besagt, in drey Abschnitte: 1) *Allgemeine Uebersicht des Zeitraums von Eröffnung dieser Campaigne bis zur Einnahme von Maynz*. Der Vf. entwirft in diesem Abschnitte, welcher dem Ganzen zur Einleitung dient, zuerst eine Schilderung des innern Zustandes und der äußern Verhältnisse der preussischen Heere in verschiedenen Zeitpunkten seit ihrem Rückzuge aus der Champagne bis zu dem Ende der Belagerung von Maynz, und geht dann zu einer ausführlichen Beschreibung des Bodens, auf dem sie handeln sollten, und der Zwecke, die sie sich vorsetzten und die sie bey dem Feinde vernuthen konnten, über. Ein großer Theil dieser Einleitung handelt von der Unthätigkeit der allirten Heere in dem Zeitraume, welcher unmittelbar auf die Eroberung von Maynz folgte. So gewis diese, wie S. 4. richtig bemerkt wird, ohne eine genaue Kenntniß der noch nicht genug entthulten Triebfedern und Verhandlungen der Cabinette, auf keine völlig befriedigende Art erklärt werden können, und folglich in jeder allein aus militärischen Gesichtspuncten darüber angestellten Untersuchung noch immer eine Lücke bleiben muß; so findet man doch alles, was sich bloß in dieser Hinsicht darüber sagen ließe, hier mit möglicher Vollständigkeit ausgeführt. Bey dieser Gelegenheit sowohl, als überhaupt in dem ganzen ersten Abschnitt erlaubt sich der Vf. häufige Digressionen; das Werk wird dadurch ganz zur rasonnirenden Abhandlung, und zuweilen glaubt man Bruchstücke aus einem Lehrbuche über die Castrametation zu lesen. Jede denkbare Stellung wird genau beschrieben, untersucht und gewürdigt, ihre Vortheile und Nachtheile werden auseinander-gesetzt, und jede Möglichkeit eines feindlichen Angriffs nebst der dagegen anzuwendenden Lektion genau berechnet und dargehan. Es ist nicht zu leugnen, daß diese große Umständlichkeit den Vf. zuweilen fast zu weit von seinem Zwecke abführt, so, daß es dem Leser schwer wird, den Faden des Raisonnements fest zu halten, und daß er oft sich genöthigt sieht, viele Seiten zurück zu lesen, um die Prämissen zu finden, auf welche in der Folge die Resultate gegründet sind. Vorzüglich rechnen wir dahin die mehr als drey Bogen starke Untersuchung der sieben Haupt-

Hauptfehler Cuffine's, wobey ihm mit ängstlicher Weltfchweigkeit eine Menge Lehren gegeben werden, die doch für ihn zu spät kamen und auf die Schlacht bey Pirnaſenz auch nicht die ſerſte Beziehung haben. Als hiſtoriſches Kunſtwerk betrachtet, hindern dieſe weiten Abſchweifungen die Deutlichkeit und notwendige Einheit der Erzählung, und wir hätten gewünſcht, daß der Vf. wenn er ſie durchaus dieſer Schrift beyſeyn wollte, lieber eine andere Anordnung gewähl, und ſie als eine für ſich beſtehende Abhandlung vorausgeſchickt oder angehängt haben möchte, denn das, was der Beſchreibung der Schlacht eigentlich zur Einleitung dient, iſt in den letzten 6 Seiten (33—58.) enthalten. Durch dieſe kleine Veränderung in der Stellung der Materien hätte der Schatz von lehrreichen Maximen, welcher jetzt in der weitläufigen Einleitung zerſtreut iſt, trüher zuſammengeſtückt, und als ein abgeſondertes Ganzes dennoch ſehr leicht und auf eine weit bequeme Art mit dem Werke ſelbſt in Verbindung gebracht werden können.

Im zweyten Abſchnitt: *Das Corps d'Armée unter Commando des Herzogs von Braunschweig Durchloſung betreffend. In dem Zeitraum zwischen der Einnahme von Maynz bis zum Tage der Schlacht bey Pirnaſenz*, rückt der Vf. ſeinem Ziel näher, indem er hier nach einer kurzen Schilderung der Stellungen ſämmtlicher Abtheilungen des preußiſchen Heeres nach der Eroberung von Maynz nun ſich vorzüglich mit dem Corps des Herzogs von Braunschweig beſchäftigt. Er giebt zuerſt die Stärke und Vertheilung deſſelben an, und ſchildert dann mit Hinweiſung auf den Plan das Terrain, welches der Herzog occupirte, entwickelt die Schwierigkeiten, die Vortheile und die Möglichkeiten zum Angriff und zur Vertheidigung, welche es ſowohl den Preußen als dem feindlichen Heere darböt, und den Zweck der Operationen, und beſchreibt dann die auf alle dieſe Verhältniſſe, deren Summe mehr zum Nachtheil als zum Vortheil des Herzogs ausfällt, berechnete kunſtvolle Stellung um Pirnaſenz. Eine ausführliche Relation aller bey dieſem Corps vom 17. Auguſt bis zum 13. September vorgefallenen Begebenheiten bereitet den Leſer auf den Bericht über die Schlacht ſelbſt vor, welchen Hr. v. G. nun Abſchn. 3. *Beſchreibung der Schlacht am 14. September* und der übrigen Vorgänge dieſes Tages, nachfolgen laßt. Die Genauigkeit, womit er auch hier in die kleinſten Details geht, bürgt für die Treue der Darſtellung, die gewiß die ärgſten und ausgedehnteſten Forderungen des militäriſchen Geſchichtsförſchers befriedigen muß.

Ungern haben wir jedoch gefunden, daß der Vf. noch an die lächerliche Sage glaubt, als ob der Muth, den die feindlichen Krieger ſowohl hier als auch bey andern ähnlichen Gelegenheiten bewieſen haben, nur die Folge künstlicher phyſiſcher Hülfsmittel, ja ſogar (S. 99.) des Giftes geweſen wären, an welchem ſie nachher unter fürchterlichen Ver-

zuckungen geſtorben ſeyn ſollen. Die franzöſiſchen Heere müßten doch wohl langſt von der Erde verſchwunden ſeyn, wenn ein ſolcher Gebrauch allgemein unter ihnen geübt ſich hätte. Daß übrigen der gemeine Soldat, im Begriff ſich zu ſchlagen, gern mehr geiſtige Getränke zu ſich nimmt, als gewöhnlich, iſt ein Phänomen, welches man bey allen Armeen zu beobachten Gelegenheit findet; weß aber über den Muth des Feindes ſo ſehr erſtaunt, daß er ihn unnatürlichen Urfachen zuſchreiben zu müſſen glaubt, macht ſeinem Gegner auf eigene Koſten ein größeres Compliment, als er ſich vielmehr einbildet.

Bei den Hinweiſungen auf die Pläne vermißt wir die ſonſt gewohnte ſorgfältige Genauigkeit des Vfs. Er ſchreibt die Namen der Orte bald nach der verſtümmelten Ausſprache der Landleute und bald nach der ihnen zukommenden Rechtsſchreibung, welches leicht zu Mißverſtändniſſen Anlaß geben kann; z. B. S. 69 u. a. *Erlenhof, Feimingen*, S. 70. *Gierſbach*, S. 76. *Staufferhof*, S. 77. *Gröppen*; auf dem Plan aber: *Erlebenbrunnhof*, *Vinnigen*, *Giersbach*, *Staufferhof*, *Kröppen* u. ſ. f. und oft: dieſes nicht Druckfehler ſind, erhellet aus der öftern Wiederholung deſſelben Orthographie. Im erſten Abſchnitt iſt ſehr viel von dem Spannall-Berge die Rede, der einen von den vornehmſten Punkten der vorgeschlagenen Stellungen ausmacht; man findet aber weder dieſen Berg auf der Karte angezeigt, noch im Buche einige Nachricht von ſeiner Lage. Leſern, die nicht wiſſen, daß ſie ihn zwischen dem Glan und der Lauter, in der Gegend des Dorfs Jetterbach ſuchen müſſen, bleibt dähin das ganze ſich darauf beziehende Reſonement unverſtändlich.

Dem dritten Abſchnitte ſind noch angehängt: ein *Bericht von dem Detachement, welches den 13. Sept. 1793 aus dem Poſten bey Kettvich nach Fiſchbach geſchickt ward, um zwischen dem Herzog von Braunschweig bey Pirnaſenz und dem kaiſerl. königl. General, Grafen Pejaſewich, bey Bوندenthal die Communication zu unterhalten*, der uns nicht ſehr befriedigt hat; und eine *Beſchreibung der Stellung des Erbprinzen von Hohenlohe zwischen Zueybrücken und Homburg, in Beziehung auf die Schlacht bey Pirnaſenz, den 14. Sept. 1793*, vom Major von Maſſenbach, welche ſich durch eine lichtvolle Darſtellung, durch Klarheit, Beſtimmtheit und eine zweckmäßige Kürze eben ſo ſehr zu ihrem Vortheil auszeichnet, als durch den einfachen und anſpruchsloſen Ton, der darin herrſcht, und durch die gebildete Sprache. Dieſer Aufſatz gewinnt dadurch groſſe Vorzüge vor dem angezeigten Werke, deſſen weitſchweifige Trockenheit, die oft in Dunkelheit ausartet, durch eine Menge poetiſcher Floſken und gezierter Tiraden, auf welche der Vf. ſich etwas zu Gute zu thun ſcheint, und durch ein außerſt fehlerhaftes Deutſch nur buntſcheckigt, keineswegs aber: unterhaltend gemacht wird. Als Belege wollen wir nur ein paar Beſpiele anführen. S. 21. „*Wahrheiten*, — den beiden Beweſe

„sich auf die unzerstörbaren Documente der Natur gründen, und in selbige (n), nach Verlauf von Jahrhunderten noch aufgesucht und *nachgeschlagen* werden können; — wer also in der *sublimen* Schrift dieser Documente zu lesen vernag; der wird sich überzeugen können; dafs derjenige, der sich in denselben oder in einer ähnlichen Lage befindet, in welcher sich Cufine befand und die Vertheidigung der Nahe zunächst an deren linken (m) Ufer bewirken will, sein Handwerk nicht versteht; und dafs er auch selbst den Grundfatz (falls er sich darauf stützt); „dafs man einen Fluß auf der feindlichen Seite vertheidigen müsse“ sehr mißversteht. Wie denn überhaupt zur Anwendung solcher *sublimen* Grundregeln der Kriegskunst, eben so viel Weisheit gehört, als zur Erfindung und Abstrahierung dieser Regeln selbst erforderlich war.“ Die Documente sind hier das Terrain, die sublimen Regeln aber die, worin der Vf. Cufinen unterrichtet. — S. 67. „Alle diese einem alleinigen Oberbefehlshaber eigenen Vortheile waren von der Lage der Umstände, worin sich der Hr. v. B. bey P. befand, sehr weit entfernt, und es blieben ihm in seinen kritischen Verhältnissen nur diejenigen Hülfsmittel übrig, die sein, den Meistergrad in der Kriegskunst *erlebens* genes Genie und seine starke Seele ihm darboten.“ — S. 68. „Da aber die beste Contraction — „jetzt nicht anwendbar war; so konnten hier nur die

„*sublimsten* Maximen des Vertheidigungskriegs benutzt werden.“ u. dgl. m.

Die beygefügte Karten und Plane sind von dem Vf. selbst aufgenommen worden, und von dem geschickten Künstler, Hn. Jak in Berlin, sehr sauber gestochen. Nr. 1) *Generalkarte zur Erläuterung aller Stellungen und Bewegungen, so auf die beiden im Jahr 1793 vorgefallenen Schlachten bey Pirmasenz und Kayserlautern Bezug haben*, umfaßt die Gegend zwischen Landau, Bittsch, Giehlheim und bis nahe an Cusel. 2) *Supplement I*, setzt diese Karte bis über die Höhe von Bingen fort. Nr. 3 u. 4) enthalten die *Plane* von der Schlacht bey Pirmasenz und dem französischen Lager bey Hornbach. Die Richtigkeit der Aufnahme sowohl als die Manier der Ausführung zeugen von einer Meisterhand. Rec., der Gelegenheit gehabt hat, dieses Terrain durch den Augenschein kennen zu lernen, hat sie mit vorzüglicher Aufmerksamkeit und großem Vergnügen studirt; doch konnte er sich nicht enthalten, in den Wunsch, den ein Kenner in einer andern Zeitschrift geäußert hat (Geogr. Ephem. Jahrg. 1798. Mon. Sept.), einzustimmen, dafs es doch dem Hn. v. G. gefallen haben möchte, auf den beiden Karten wenigstens den Lauf der vornehmsten Gebirgsrücken anzuzeigen.

Das Buch ist mit lateinischen Lettern ziemlich correct auf sehr mittelmäßigem Papiere gedruckt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. Tübingen, b. Hopfer: *Bibliotheca arabica specimen*. Praef. (et auct.) *Christ. Fr. Schwaner* — pro obtin. Magistr. philol. honorib. dat. Augusti. 1799. publ. def. — Mag. Berth. ph. Caudatus. 32 S. 4. — Eine historichen und geographischen, in Europa durch den Druck in der Originaldrucke bekannt gewordenen Schriftsteller der Araber, von denen hier die nützlichsten literarischen Notizen und der Vergleichung werthe Nachweisungen gesammelt, und von manchen Fehlern gereinigt erscheinen, sind folgende: 1) *Georgius vulgo Elmairi*. (Ein vorher ungedrucktes arabisches Stück aus dessen *Historia Saracenica* und eine Notiz, wo *Jah. Gagner* Vorarbeit zur Herausgabe des letzten Theils derselben, welcher als Erzählung über das dem Vf. nähere Zeitalter der merkwürdigere ist, auf der Bodlejanischen Bibliothek anzutreffen sey, findet sich in Prof. *Pavlas* Memorabilien 1. St. S. 151 — 157. Das Anekdoton ergänzt die Geschichte *Hacims*. 2) *Abulpheda*. (Nach S. 17. bezieht Hr. S. eine brauchbare Abschrift von dessen Aegypten, Afrika, Rum, Armenien, Kerman, Segestan, Dailom, Thabarestan nach einer Abschrift von Th. Erogenus. Dieses *Apographum Schwaneri* - *Forresterianum* wurde die Quelle der Eichhornischen Ausgabe von *Abulpheda Africa*, 1791.) 3) *Achmed Arabiadet*. 4) *Gregorius Anthapraginus*, f. *Barhebraeus*. 5) *Entychus* f. *Said Ibn Patrik*. 6) *Rohaddin*, auctor vitae *Saladini*. (Deutsch übersetzt in *Schiller's* Sammlung historischer Memoiren. 1. Abth. 1. Bd. 7. *Abdallatif*, auctor *memorabilium Aegypti*. (Mochten die Anmerkungen zur englischen Quartausgabe dieses interessanten Schriftstellers von dem englischen Herausgeber, D. *White*, bald nachgefolgt werden! Von den Ed. Pocockischen Vor-

arbeiten zur Herausgabe derselben, welche sich zuletzt in D. Hunt's Händen befanden, läßt sich wohl gar nichts mehr auf finden?) 8) *Masfisi*. 9) *Ab. Schultenji Historia imperii celsissimi regum Jemenensium* f. *Joktaniden*. 10) *Monumenta antiquiss. Historiae Arabum* . cum lat. vers. et animad. Jb. Gottfr. Eichhorn. 1775. Hr. S. bemerkt S. 38. *Qui sequatur inde a p. 150. textus historici, oppositam habent interpretationem suam ab Editore confectam. In hoc usurpanda caute versandum est timentibus*. Verum et lectio arabica minus emendata est. 11) *Rerum arabicarum, quae ad historiam Siciliam spectant, ampla collectio* op. — *Rosarii Gregorio*. 1790. 12) *Documentos arabicos para a historia portugueza* . . por *Fr. Joao de Sousa* . . 1790. 13) *Jemaleddini rerum aegyptiarum annales*, ed. J. D. Carople. 1792. Das Abgedruckte geht vom J. d. Heg. 361 bis 857. (Chr. 971 — 1453.) 14) *Editti Geographia*. Hier ein Anekdoton von Gabr. Sionta über seine lateinische Uebersetzung des Werks. 15) *Alfragani Elementa Astronomica*. 16) *Jb. Alwardi Cosmographia*. 17) *Horus rerum mirabilium terrae ac regionum auct. Schumameli ben Cand Ghadi Alzilehi*. Romae 1535. 8. pag. 246. 18) *Libro del Coniglio di Egitto (Diracur Mizri)* trad. da Giuseppe Vello. T. I. „Punctis hoc memorare sufficit, cum perhibetur veris omnibus ad fundamentum fraudemque meram redire; quumque qui primarius in ista fabula partes agit, Jos. Vello, aliorum magis artibus, quam suo ipsius ingenio, quod Jans non permagnam diti potest, ductus esse videtur. cf. Eichhorn. Allg. Biblioth. Vol. IX. P. 1. p. 143 seqq.“ — Das letzte Blatt dieser Dissertation giebt in fruchtbarer Kürze zwölf Beiträge zur Erklärung des Ezechiel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. November 1799.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

- 3) HANNOVER, in der Helwing'schen Hofbuchhandl.: *Militärische Denkwürdigkeiten unserer Zeiten*, insbesondere des französischen Revolutionskrieges im Jahr 1792 u. s. f. 1ter Band. 1797. XIV. und 389 S. 2ter Band. 1798. VIII. u. 402 S. 8. (2 Rthl. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Neues militärisches Journal, 15tes und 16tes Stück oder 8ter Band, und 17tes und 18tes Stück oder 9ter Band.

Nicht nur der Titel sondern auch der in dem Vorbericht zum zweyten Bande angezeigte Plan kündigen diese Denkwürdigkeiten, ob sie gleich als Fortsetzung einer bekannten Zeitschrift erscheinen, doch als den Anfang eines für sich bestehenden Werkes an, und sowohl die Wichtigkeit des Zwecks, als auch der reiche Gehalt des größten Theils der hier zusammengestellten Aufsätze, und die darin befolgte systematische Form der Untersuchung zeichnen dieses Werk vor vielen andern seiner Art aus. Rec. gl. • bt daher dem Publicum eine ausführliche Anzeige desselben schuldig zu seyn, um so mehr, weil vorzüglich auch in denen Abhandlungen, wo er der Meynung der Vff. nicht beypflichten zu können glaubt, doch die Gründe, welche sie anführen, und die Seiten, von welchen sie ihre Gegenstände betrachten, die größte Aufmerksamkeit der Leser verdienen.

Die Absicht der Vff. ist: (Th. 2. S. I — IV.) 1) „die „Art, wie der Krieg mit der französischen Republik „geführt wurde, zu zeigen, und folglich mehr eine „Geschichte der Kunst, als der Ereignisse zu liefern; „2) aber zugleich der Nachwelt ein getreues Gemäl- „de von der Art, wie die Zeitgenossen die Ereignisse „ansahen, zu entwerfen, und dabey den irrigen Vor- „stellungen, die bey einer einseitigen Würdigung des „Vorgefallenen bey nahe unvermeidlich sind, entgegen zu arbeiten.“ Den Theil, welcher von der Geschichte der Kunst handelt, wollen sie durch Schilderungen des Zustandes derselben in frühern Zeiten, wie hier mit der Epoche Gukav Adolphs geschehen ist, noch lehrreicher zu machen suchen; bey dem andern aber, der sich auf die Geschichte des Revolutionskrieges einschränkt, halten sie es für das Zweckmässigste, anstatt einer zusammenhängenden Erzählung, deren Zeitpunkt jetzt noch nicht gekommen seyn dürfte, „nur diejenigen Ansichten, die ihnen

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

„am interessantesten geschienen haben, zu zeichnen, „und diejenigen Gegenstände, von denen sie gründ- „liche Nachrichten zu liefern im Stande waren, theils „als Materialien für den künftigen Geschichtschreiber, „und theils als ein Magazin für den aufmerksamen „Beobachter der neuesten Begebenheiten, dem Pu- „blicum rückweise vorzulegen.“ Um beide Zwecke zu vereinigen, haben sie den „Feldzug von 1794 zum Standpunct gewählt, von welchem aus sie den Leser das Ganze wollen übersehen lassen,“ weil von da sowohl eine andre als die bisher gebräuchliche Art Krieg zu führen, als auch das entschiedne Uebergewicht der Franzosen anhebt, welches so große Staatsveränderungen in Europa hervorgebracht hat. Dieser Plan, der sich sehr leicht an die Einrichtung des N. milit. Journals anschliesst, verdient den größten Beyfall, weil er zu gleicher Zeit alles umfasst, was bis jetzt noch zur Aufklärung der Begebenheiten des letzten Krieges für den Freund der Geschichte und der Kriegswissenschaft gelehrt werden kann, und es kommt nun nur darauf an, zu untersuchen, wie die Vff. in den gegenwärtigen beiden Bänden ihn ausgeführt haben. Die vorausgeschickte Nachricht von den Karten, welche dabey zu Hülfe genommen werden müssen, lässt voraussehen, daß sie sich hauptsächlich auf die Feldzüge in den Niederlanden einschränken wollen, wodurch denn freylich der Zweck, eine Geschichte der Kunst zu liefern, auf einen sehr verjüngten Maassstab reducirt wird, um so mehr, da, wie der Erfolg zeigt, auch bey diesen Feldzügen die Ereignisse, an welchen die Armee des Herzogs v. York, und besonders das hannöversiche Corps Antheil nahm, vorzüglich heraus gehoben werden. Wir gehen jetzt zur Anzeige der einzelnen Abschnitte über.

Th. I. Nr. I. *Entwicklung der allgemeinen Ursachen des Glücks der Franzosen in dem Revolutionskriege, und insbesondere in dem Feldzuge von 1794. Als Einleitung zur Geschichte dieses Feldzuges.* Der Vff. dieses durchaus trefflichen Aufsatzes erhebt sich auf einen hohen Standpunct, und überschauet das weite Feld, das er vor sich hat, mit dem Blick des Philosophen, des Staatsmanns und des Kriegsverständigen; ein Verdienst, das in dem Zeitraume, wo er schrieb (1797), um so größer war, weil damals der Eindruck der bey nahe ununterbrochenen französischen Siege eine allgemeine Muthlosigkeit über alle Nationen, die sich mit ihnen gemessen hatten, zu verbreiten drohte. Wenn etwas fähig war, diesem Eintritte und dem Vorurtheile von der Ueberlegen-

Ggg

heit

heit der republikanischen Waffen ein Ziel zu setzen; so konnte es nur durch eine solche genaue und scharfsinnige Beleuchtung der wahren Ursachen des Unglücks der verbündeten Heere geschehen; aber freylich mußten dabey die Fehler, welche die Coalitionen begingen, und die Mängel, die theils aus ihren eigenthümlichen Verfassungen, theils aus der ersten Anlage ihrer Unternehmungen entsprangen, ohne particulare Rücksicht enthüllt werden, und das hat der Vf. mit einer Einsicht und einer bescheidnen Freymüthigkeit gethan, die seinem Scharfsinne und seinen Gefinnungen in gleichem Grade Ehre machen.

Es waren, sagt er im ersten Kapitel, nicht etwa einzelne Unfälle, nicht Ein mißlungener Feldzug, welche das Schicksal der geübtesten Heere Europens entschieden, es war totales Unglück auf allen Seiten. Die Quellen desselben dürfen daher nicht in zufälligen Umständen oder bloß in Fehlern bey der Ausführung gesucht werden, die in dem Laufe mehrerer Jahre sich eben sowohl zum Nachtheil der Feinde als der Verbündeten ereignen mußten, sondern sie müssen tief in den ursprünglichen innern physischen und moralischen Verhältnissen der mit einander kämpfenden Mächte verborgen liegen. Beide Theile hatten lange den Irrthum mit einander gemein, daß sie die Symptome des Uebels für das Uebel selbst hielten, und darüber die wahren Mittel, es zu verbessern, aus der Acht ließen; aber nicht für beide hatte dieser Irrthum gleiche Folgen. Die Franzosen änderten überall Verrätheriey bey ihren Agenten, unter den Verbündeten hingegen schob immer eine Nation der andern die Schuld des Mißlingens der gemeinschaftlichen Operationen zu, indem sie die Ehre jedes glücklichen Erfolgs sich allein anmaßte. Uneinigkeit und Haß waren die Folge dieses nur zu tief in der Eigenliebe der menschlichen Natur gegründeten Betrugens; bey den Franzosen brachte die Furcht Einheit hervor. „Das Wesen einer Coalition, schließt der Vf., ist nun Einmal Verletzung des gemeinschaftlichen und Beabsichtigung des einseitigen Interesses, wer mehr davon hofft, kennet die Menschen nicht... Die Gewalt der Leidenschaften laßt sich ohne Hülfe der Geseze nicht beschränken; wie wenig Kraft haben diese aber da, wo nur das Recht des Stärkern gilt!“

Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Sätzen geht er nun in den folgenden zwölf Kapiteln, die wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, zu der nähern Beleuchtung der einzelnen Quellen des unerkannten Uebels über. 1) *Vorurtheile*. (Kap. 2.). Zu unbedingter Glaube an die Angaben der Emigrirten, deren Interesse es war, die Sache leicht vorzustellen, um nur die fremden Mächte zu den ersten Schritten zu bewegen, welche die Folgenden von selbst nach sich ziehen mußten. — Die Idee, daß man eben so leicht würde nach Paris marchiren können, als man einige Jahre vorher nach Antwerpen gekommen war, und die Folgen derselben, das Mißgelingen schwache Armeen etc. — Die Partheylichkeit der entsetzten Zuschauer für und wider die Re-

volution, die bald in einen „Haß ausartete, der die „zu jedem Urtheil erforderliche Ruhe des Geistes verdrängte und Ursache war, daß einsichts vollere kalte „Beobachter die erhitzten Gemüther weder befehligen konnten noch durften, wenn sie sich nicht der „Verfolgung aussetzen wollten.“ Dieser ganze Artikel ist vorzüglich schön, mit Mäßigung, Billigkeit und Nachdruck ausgeführt. — Die aus ihrer verzweifelten Lage entstandene Ueberpannung der Franzosen, ihre Furcht, nicht nur für das Schicksal des damals schon sehr zerstückelten Polens, sondern auch selbst für die Sicherheit des Eigenthums und der Personen; und die Maaßregeln der Regierung, diesen Enthusiasmus noch zu erhöhen und zu benutzen. „Der Kampf (heißt es S. 26) war in der That zu ungleich; der Eine Theil hatte Alles, der Andere nur „Wenig zu verlieren.“ — 2) *Haßquellen* (Kap. 3.) Contrast in der Anwendung der vorhandenen Mittel bey den Franzosen und den Verbündeten. Bey diesen sollte alles durch die stehenden Heere ausgeführt werden, die Völker blieben ruhige Zuschauer, und es gab einen Enthusiasmus unter ihnen, so fand er sich gerade bey der Classe, die den Krieg nur wünschte, um auch fernerhin nie zu den Lasten des Staats beytragen zu dürfen; es war „ein aus Eigennutz „und Furcht erzeugter Haß, keine Nationalgenuß.“ — Natürlich konnte daher auch (Kap. 4.) das Uebergewicht der Macht der Verbündeten nicht so groß seyn, als man es sich dachte, und überdies schickten sie Anfangs kaum den vierten Theil ihrer stehenden Heere ins Feld. — Im 5ten Kap. führt der Vf. das *Mißverhältniß*, welches aus der innern Einrichtung und Staatsverfassung der verbundenen Mächte gegen die durch Noth erzeugte beyspiellose Energie der französischen Nation entstand, weiter aus, und belegt es mit Beyspielen. — Die Vortheile, welche die militärische und geographische Lage ihres Landes, und die künstliche Befestigung desselben den Franzosen bey einem an ihren Grenzen geführten Kriege gewähren, werden in den beiden folgenden Kapiteln erst im Allgemeinen, im 6ten und 7ten aber noch specieller und mit Beziehung auf die ersten Feldzüge entwickelt. Eine Reihe wohl versehener Verlegungen deckte die Provinzen der Republik, die Verbündeten mußten die ibrigen durch Läger und Positionen decken; ihre Armeen wurden dadurch zerstückelt, ihre Winterquartiere rieben die Truppen auf, anstatt ihnen zur Erholung zu dienen. — Das 10te Kap. handelt von der *Verfassung der französischen Armeen*, die bey weitem nicht so schlecht waren, als man geglaubt hatte. Hier besonders zeigte sich der Nachtheil der Nationalvorurtheile ganz auf der Seite der Deutschen; Haß, Verachtung und grobe Beschuldigungen waren vielleicht bey beiden Theilen gleich, aber wenn nur erste harte Erfahrungen die verbündeten Armeen von der, seit der Schlacht bey Rosbach durch Schriftsteller aller Art sorggepflanzten, und durch Zeitungsreiber und Journalisten immer mehr verbreiteten Einbildung, Haß Feigheit und Mangel an Beharrlichkeit zum Volkscharakter der Franzosen gehör-

gehörten, zurück bringen konnten; so hatten diese bey allen ihren schwülftigen Tiraden gegen Sklaven und Lohnknechte doch nie die furchtbare Disciplina und die Tapferkeit herabzusetzen gewagt. Der Vf. untersucht nun die Einrichtung des französischen Kriegswesens unter den drey Rubriken: *Direction der Armee, Befehlshaber und Truppen im Gefecht*, und schildert die Art, wie die Machthaber bey der Führung des Krieges die Vortheile, welche ihnen der Charakter der Nation und die Lage ihres Landes gewähren, zu benutzen wußten (Kap. 11). Den Franzosen gab die persönliche Tapferkeit, die Gewandtheit und der angeborne Scharfsinn der Einzelnen, ihren Gegnern, die bessere Organisation der Masse, ein entschiedenes Uebergewicht; ihre leichte Infanterie hatte eben so große Vorzüge als die leichte Reiterey der Deutschen: die Aufgabe war, diese gegenseitigen Vortheile geltend zu machen. Die Meynung, als ob die militärischen Ausschüsse zu Paris sich nur nach den ihnen von den Feldherren Ludwigs XIV. hinterlassenen Vorschriften gerichtet hätten, wird (S. 100) widerlegt, und im Gegentheil gezeigt, daß sie in ihren Plänen überall mehr Erfinder als Nachahmer waren. Das System der Postenketten bey den Allirten, tadelt der Vf. (S. 103) und giebt ein Beyspiel einer solchen Stellung, wo 90.000 Mann auf einer Strecke von 70 Stunden vertheilt waren. — Die beiden letzten Kapitel endlich zeigen die *Nachtheile*, welche aus dem Mangel an Einheit des Plans und der Ausführung bey allen zusammengeletzten Armeen notwendig entstehen müssen, und die hier noch besonders durch die Verschiedenheit der politischen Verhältnisse der verbündeten Mächte vermehrt wurden. Die Operationspläne zu den ersten Feldzügen werden bey dieser Gelegenheit geprüft, die Schwierigkeiten, überhaupt einen durchaus zweckmäßigen Plan mit der Einwilligung aller Theilnehmer zu entwerfen, und dann bey der Entfernung der dirigirenden Häupter die Mittel zur Ausführung zeitig genug herbey zu schaffen, entwickelt, das Ganze aber mit Beyspielen belegt und mit dem eindringenden Scharfsinn und dem richtigen Urtheil, welche diesen Aufsatz von Anfang an charakterisiren, abgehandelt.

Nr. II. Auszug aus dem Werke: *the history of the campaign of 1792 between the armies of France, under Generals Dumouries, Valence etc., and the Allies under the Duke of Brunswick; with an account of what passed in the Thuilleries on the 10. August.* By G. Money, *Marchal de Camp in the Service of Louis XVI.* London 1794. Mit einigen Berichtigungen. Von v. D. Dieser Auszug, der sich recht angenehm liest, enthält jedoch wenig Nutzen, die jetzt nicht schon allgemein bekannt wären; die Berichtigungen kommen in den Noten vor, schade nur, daß die Beschreibung der eignen Namen durchgehends so sehr vernachlässigt worden ist. — Nr. III. *Beantwortung der Frage: Darf die oberste Macht in einem Staate die Herausgabe militärisch-topographischer Karten von den Ländern, aus welchen derselbe besteht, verstaten? Von v. D.* Wird mit guten Gründen beja-

hend entschieden, und sogar gezeigt, daß dem Staat mehr Nutzen als Nachtheil dadurch zuwachsen muß. — Nr. IV. *Etwas über den Plan der Coalition, Frankreich auszunehmern.* Von v. D. Der Vf., der sich gerade damals in Frankreich aufgehalten hatte, beweiset, daß dieser Plan in der Ausführung unmöglich war. — Nr. V. *Betrachtungen über die wahrscheinlichsten Operationen der kaiserlichen Armee, bey Eröffnung des bevorstehenden Feldzuges.* Geschrieben im Januar 1797. Von v. D. Ein lebenswerther Aufsatz, dessen richtiges Raisonnement auch noch durch die spätern Begebenheiten bewahrt worden ist. — Nr. VI. *Ueber die Berichte von den Vorfällen des französischen Revolutionskrieges, und den Nutzen der Bekanntmachung eines richtigen Tagebuches der Operationen der Armee.* Ob in der That ehemals in den Berichten von kriegerischen Begebenheiten weniger Uebertreibung geherrscht habe, als gegenwärtig, oder ob nicht vielleicht die größere Anzahl in die verdiente Vergessenheit gerathen und nur das bessere sich erhalten hat, wie dieses bey dem französischen Kriege wahrscheinlich auch der Fall seyn wird, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Mit Recht werden die Prablereyen im Geschnack Barrere's und die Unrichtigkeiten in Carnot's *Exploits des Français* gerügt; die Berichte der Verbündeten erwähnt der Vf. nur flüchtig und geht dann (S. 262) zu einer Untersuchung der *Veranlassungen zu den entstellten Beschreibungen von den Ereignissen dieses Krieges* über, welche jedoch hier und da eine zu große Parteilichkeit für das englische Corps auf Kosten der Bundesgenossen verräth, und dadurch selbst von den Mängeln, welche den besten deutschen Journalisten vorgeworfen werden, nicht ganz frey bleibt, um so mehr, da die Fehler anderer Zeitschriften, die in dem entgegengesetzten Sinne schrieben, hier öftlig mit Stillchweigen übergangen worden sind. Die Uebertreibungen jenes Aufsatzes von Carnot hegen am Tage, aber einen „gewöhnlichen Beobachter, der „weder die innern Verhältnisse durchdringen, noch „mit richtiger Beurtheilung weiter um sich sehen „habe“ (S. 266), kann man doch wohl einen Mann nicht nennen, der lange Zeit so mächtig auf Europas Schicksal wirkte. Der Vorschlag, durch ein richtiges Tagebuch von den Operationen der Armee, welches (S. 272) sofort in ein Paar der vornehmsten Zeitungen eingerückt werden müßte, der Verbreitung falcher oder entstellter Nachrichten vorzubeugen, dürfte auch schwerlich den beabsichtigten Zweck erfüllen. Wenn, wie der Vf. selbst eingesteht, ein solches Tagebuch mit großer Voricht und vielen Einschränkungen entworfen werden müßte, um nicht die Operationen zu früh zu entdecken oder bey erlittenen Unfällen die Armee nutzlos zu machen; so heist doch das wohl nur mit andern Worten, daß es eben so unvollständig und einseitig gerathen würde, als alle die Relationen und Tagebücher, womit das Publicum in den öffentlichen Blättern von beiden Theilen bis jetzt reichlich genug versorgt worden ist.

Nr. VII. *Stärke, innerer Zustand und Kriegstheater der verbundenen Armeen in den Niederlanden, im Jahre 1794.* Die Bemerkungen über die Unbestimmtheit der Angaben von der Stärke einer Armee u. s. w. (Abschn. 1.) sind ganz richtig, aber dafür, daß sie nichts Neues enthalten, gar zu weitläufig ausgesprochen. Daß die Bataillone und Escadrons nie so stark zu einer Unternehmung ausdrücken können, als sie nach ihrem completen Bestande seyn sollten, ist eine bekannte Sache; man hat deshalb die Tageslisten eingeführt, damit die Befehlshaber zu jeder Zeit den wahren Bestand ihrer Truppen zu beurtheilen im Stande sind, und da übrigens dieser Fall bey allen Armeen eintritt; so kann er im Allgemeinen die richtige Schätzung des gegenseitigen Verhältnisses der Macht beider Theile nicht hindern. Wozu also hier die umständliche Aufzählung der als Commandirte, Ordonanzen etc., nothwendig bey jeder Abtheilung abzurechnenden Mannschaften? Daß durch diese im Dienst Abwesenden im December 1794 das hannoversche Corps, welches nach Abzug der Fehlenden, Gefangenen, Kranken und zur Bedienung des Geschützes Commandirten noch 4180 Mann hätte stark seyn sollen, auf 1797 Mann (nicht 1824, wie S. 273 durch einen Rechnungsfehler steht) gekmollt war, ist freylich stark, aber wozu bedürften denn 4180 Mann auch 328 Fourierschützen? überden scheint der Vf. nicht bedacht zu haben, daß der Ersatz durch die Depots bey andern Armeen schneller bewirkt wurde als bey den Hannoveranern. — Nun folgen in drey Abschnitten die Bestandslisten der combinirten Armeen, und vorzüglich die von dem Corps des Herzogs v. York mit großer Ausführlichkeit. Der fünfte Abschnitt handelt von der Stimmung der Armeen und giebt, wenn auch keine neue, doch ruhigen Ansichten der Dinge, nur vernunft man den ruhigen Ton des philosophischen Beobachters, der den ersten Aufsatz in diesem Bande so schön auszeichnete, und an dessen Stelle hier eine gewisse Bitterkeit tritt, welche den Eindruck der vorgetragenen Wahrheiten eher schwächt als unterstützt, wie z. B. S. 297, wo von den Mitteln die Rede ist, durch welche die französischen Feldherren den Muth ihrer Truppen zu beleben wußten u. dgl. m. — Der 6te

Abschnitt: Kriegstheater zwischen Luxemburg und dem Meere, ist nur eine weitläufigere, fast gar zu schleppende Ausführung, mitunter auch Wiederholung dessen, was bereits im 5ten und 6ten Kap. von Nr. I. gesagt war.

Nr. VIII. *Winterquartiere der verbundenen Armeen zwischen Luxemburg und der See, im Anfange des Jahres 1794.* Die Dislocation der verschiedenen Corps und die Dispositionen, welche sie im Fall eines feindlichen Angriffs befolgen sollten, werden hier umständlich und wörtlich, als Actenstücke zur Geschichte des Kriegs mitgetheilt; manche gar zu kleinfügige Instruktionen, oder die Polizey der Quartiere betreffende Vorschriften, z. B. (S. 387) ob die Truppen Steinkohlen oder Holz von ihren Wirthen zu fordern befugt sind, wie sie es mit dem Dünger der Pferde zu halten haben u. dgl. m. hätten jedoch süglich wegbleiben dürfen.

Th. 2. Nr. I. *Ueber die Veränderung und Einrichtung des schwedischen Kriegeswesens durch Gustav Adolph.* Dieser Aufsatz wurde zur Beantwortung einer von der Königl. Academie d. Wiss. zu Stockholm aufgeworfenen Frage bestimmt, und erhielt das doppelte Accessit. Da der Vf. die Unvollständigkeit desselben mit dem Mangel an Quellen entschuldigt, und da überhaupt für deutsche Leser nichts Neues darin enthalten ist; so berühren wir hier nur einige uns irrig scheinende Gedanken. Die völlige Waffenrüstung (S. 9) kann wohl nicht süglich alteschwedisches Costume genannt werden, da unsere ältesten Vorfahren sie nicht trugen, im Mittelalter aber die Deutschen sie mit allen Nationen des Abendlandes gemein hatten. — Die Kinderschuhen, die (S. 10) „selbst im Feldlager und bey Belagerungen unter dem Donner der Canonen“ ihren Unterricht fortsetzten, hätten doch billig an einen ruhigeren Ort verlegt werden sollen. — Den Kronprinzen, welchem (S. 21) die Truppen Gustavs sollen gehuldt haben, kennen wir nicht; dieser König hatte nur eine Tochter. — Was endlich (S. 32. 33) gegen den Nutzen der Pique und für das geschwundene Feuer gesagt wird, hätte doch sollen mit Gründen unterstützt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESORLAHRHEIT. Leipzig, b. Crusius: *Poliphtus der jüngere, oder von ungläublichen Erzählungen nach den Aussagen der ersten und bewährtesten Gottesgelehrten der christlichen Kirche.* Aus dem Museum für Prediger besonders abgedruckt. Erstes Heft. 1798. 66 S. 8. (6 gr.) Den größten Raum in diesem Schriftchen nimmt eine Abhandlung „von Engeln und Tenseln“ ein; hierauf folgen Erklärungen der Stellen 1 Buch Moß. 28 und 32, Joba. 10, 1 Mos. 3. 24. Math. 4. 1 — 11. (nebst den Parallelen), Math. 47. 27. Apostel-

gesch. 12. 21 — 23, Math. 3. 11. nebst Luc. 3. 13. Luc. 12. 49. Math. 5. 34. 35. Math. 8. 28 — 34. (sammt Parallelen), Math. 21. 1 — 9. (sammt Parallelen). Der Vf. betrachtet die Lehre de angelis bonis et malis als Zeitverfälschung, die nicht in die Dogmatik und den Christenglauben gehört und deutet die dahin gehörige Schriftstellen, so wie die ebenangezeigte, nach dem Vorgange und im Geiste der neuen Religionsphilosophen und freyern Esoterica.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonntags, den 16. November 1799.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

3) HANNOVER, in der Helwingschen Hofbuchhandlung: *Militarische Denkwürdigkeiten unserer Zeiten*, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. Ueber das neue Kriegssystem der Franzosen. Veranlaßt durch die Schrift: *Des resultats de la dernière Campagne, par Dumas. Von v. D.* Der Glaube an die unbedingte Vortrefflichkeit des alten Systems ist durch die Vorgänge des letzten Krieges, und durch die Untersuchungen sachkundiger Männer so heftig erschüttert, durch die absprechenden Entscheidungen seiner Anhänger hingegen so schlecht vertheidigt worden, daß die Untersuchung, ihn mit Gründen zu unterstützen, gewiss den Dank jedes Lesers verdient, und, das Urtheil mag nun ausfallen, wie es will, für die Wissenschaft selbst von großem Nutzen seyn muß. Wir find noch lange nicht am Ziel, und es würde zur Zeit noch viel zu voreilig seyn, aus vorübergehenden, wenn gleich noch so glänzenden Erfolgen, schon feste Resultate ziehen zu wollen; aber Zweifel gegen die Vollkommenheit eines Systems, das noch vor zehn Jahren diese Erfolge in die Reihe der Unmöglichkeiten setzte, dürfen sie allerdings erregen. Sie machen uns eine neue Prüfung des Ganges derjenigen Schlüsse zur Pflicht, auf welche wir unsere taktischen Lehrsätze gegründet haben, und führen uns zu der Untersuchung: ob denn auch wirklich die Regeln der Kunst, welche die großen Feldherren früherer Zeiten uns hinterließen, oder die wir aus ihren Thaten uns abtrahirten, so viel zu dem Gewinn ihrer Schlachten beygetragen haben, als man bisher glaubte? Oder ob nicht der Geist dieser mit Recht bewunderten Männer, und das Interesse an der Entscheidung des Streits, welches sie ihren Heeren einzuflößen wußten, das beste dabey gethan haben? Ob, mit einem Worte, die Begebenheiten notwendige Folgen des Systems waren, oder ob wir uns nicht selbst täuschten, indem wir uns anglich bemühten, die Erfolge dem System anzupassen?

Der VI. dieser Abhandlung, die nicht nur gegen Dumas, sondern gegen alle, die an der Untrüglichkeit der bisher im Fach der Kriegskunst herrschenden Meynungen zu zweifeln wagen, gerichtet ist, bemüht sich zu zeigen, daß nicht die Taktik der französischen Heere, sondern die Ueberlegenheit ihrer Kräfte und Hülfsmittel ihre Siege entschied.

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

habe. Er setzt gleich anfangs (S. 64.) den Grundsatz fest, „daß die politischen Resultate eines Krieges nicht zum Maasstab der militärischen Resultate desselben angenommen werden können,“ er behauptet sogar: „ein Krieg, der große politische Veränderungen hervorbringe, könne nicht wohl von der militärischen Seite wichtig seyn,“ welches doch selbst in seinem Sinn wohl zu allgemein gesagt ist. Um so nöthiger war daher die darauf folgende Einrückung: „die Kunst giebt nur bis zu einem gewissen Verhältniß der Kräfte der Krieg führenden Theile Vertheidigungs-Mittel an die Hand; findet sich auf der einen Seite ein zu großes Uebergewicht, das diese Grenze überschreitet; so können ihre Verhaltungs-Regeln nicht befolgt werden.“ Was vertheidert er aber unter dem Nachsatz: „dann artet der Krieg „in einen *Invasions-Krieg* aus, bey welchem, der „Natur der Sache nach, viele aus dem regelmässig geführten Kriege entlehnten Vorschriften vernachlässigt werden müssen.“ Spricht er hier nur von bloßen Besitznehmungen, bey welchen der schwächere Theil gar keinen Widerstand leistet? — Diese sind denn aber auch nicht: Krieg zu nennen; nur wo Widersetzung und Kampf existirt, da ist Krieg, und darüber muß die Kriegskunst allerdings sich erstrecken, wenn sie anders auf einige Vollständigkeit Anspruch machen will. Daß sie im Kampf mit beynahe gleichen Kräften in ihrem schönsten Lichte erscheine (S. 65.), wollen wir zugeben; aber unmöglich kann dieser kleinere Wirkungskreis ihr ganzes Gebiet ausfüllen.

Sollte nicht etwa dieses ganze Raisonnement sich auf einen Irrthum gründen, in welchen neuerlich so manche Meister der Kunst gerathen sind, die es vergassen, die Frage zu untersuchen: ob die Kriegskunst sich selbst einziger Zweck seyn könne? Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, müssen freylich die Regenten, die Staaten und die Heerführer, die sie nur als Mittel zur Erreichung höherer Zwecke gebrauchten, als Ungeweihte erscheinen. Und wenn nun vollends die Kunst des Manövrirens für das Allerheiligste in der Taktik genommen wird, wie tief muß da nicht der Werth aller im Großen combinirten Operationen sinken!

Der VI. tadelt zwar (S. 66.) diejenigen, die den Revolutions-Krieg nicht als zufunftsich wollen gelten lassen, aber er sucht doch zu erweisen, „daß in „dem Laufe desselben keine Erfahrung gemacht worden sey, welche die in früheren Kriegen festgesetzten Grundsätze verwerfe oder vervollkommnere (S. 68.)“ — Ist es denn aber kein Gewinn, daß man von

dem

den Vorurtheil zurückgekommen ist, den individuellen Willen der Einzelnen für nichts zu rechnen? Dafs man nicht mehr glaubt, eine weniger abgerichtete, aber durch Enthusiasmus angefeuerte und von geschickten Feldherrn geleitete, überlegene Menge sey nicht im Stande, den künftlichen Evolutionen einer blofs zu leidendem Gehorsam gewählten Masse zu widerstehen? — Nicht nur die früheren Siege der Franzosen, sondern auch manche ihrer Niederlagen in dem gegenwärtigen Feldzuge haben diese Wahrheit bekräftigt.

Wenn Dumas ferner behauptet: nicht in den militärischen Einrichtungen Friedrichs II., sondern in seinem Geiste, der das Ganze befehlte, sey der Grund seiner Ueberlegenheit im siebenjährigen Kriege zu suchen; so hat er wohl nicht so ganz Unrecht, als der Vf. ihn (S. 75.) schuld giebt. Die Distinction, (ebend.) dafs Friedrich den Krieg nur defensiv, die Franzosen aber offensiv geführt hätten, liegt nur in den Worten; wenn auch der König nur Vertheidigung zum Zweck hatte; so wählte er doch gewifs sehr offensive Mittel, und darin zeigte er eben die Gröfse seines Genies. Und wenn (S. 77.) Friedrich „die Seele aller „Bewegungen war, wenn, hätte ihn Turennis Schicksal betroffen, das Resultat des ganzen sich in nichts „aufgelöst haben müßte;“ so widerspricht sich der Vf. ja geradezu, und räumt selbst ein, was er vorher Dumas abgekriftet hatte, dafs nämlich der Künftler mehr that als die Kunst.

Die Bekanntheit mit der höheren und niederen Taktik, durch welche die Preussen nachher so sehr geglänz haben, dürfte auch wohl zu Anfang des siebenjährigen Krieges bey ihrer Armee weder so grofs noch so allgemein gewesen seyn, als hier (S. 78.) behauptet wird; und wie denn am Ende desselben, wo das Heer nach so blutigen Feldzügen nur noch wenige Veteranen zählte, und wo die Neugeworbenen sich, gerade wie die Neufranken, eben auch erst während des Krieges gebildet hatten? Unaufrichtig spricht der Vf. von der geringen Bekanntheit der französischen Generale mit dem wissenschaftlichen Theile der Kriegskunst (S. 82.), dessen schönste Blüthe er (S. 73.) in die Epoche der ersten zwanzig Jahre nach dem Hubertsburger Frieden setzt; ohne ihn an Dumouriez, Morreau, d'Arçon u. a. zu erinnern, auf welche dieser Vorwurf doch wohl nicht paßt, bemerken wir dabey nur abermals den Gewinn der Erfahrung, dafs auf diesen wissenschaftlichen Theil also doch nicht so sehr alles beruhen müsse, als man seit drey Jahrhunderten zu glauben geneigt war.

„Durch die allgemeinen Angriffe der Franzosen „ward der Nachtheil, der durch die Unersättlichkeit „der Truppen in allem, worauf es im Kriege an- „kommt, nothwendig entstehen mußte, weniger „fühlbar. (S. 83.)“ — Schon wieder eine wichtige Erfahrung aus Feldzügen, die davon so ganz entblofs seyn sollen; wobey wir aber doch fragen müssen, worauf denn im Kriege eigentlich alles ankommt? Doch wohl darauf, dafs man seinen Zweck erreiche? Oder giebt es etwa schulgerechte Siege,

die mehr werth sind, als die gewöhnlichen? — Wir werfen mit Recht den Franzosen ihre rednerischen und poetischen Floskeln vor; aber wahrlich, es giebt Floskeln der Schule, die gerade auch nicht mehr Gehalt haben.

„Eine Taktik, heift es ferner, (S. 84.) die mehr „einen activen als passiven Gehorsam verlangte, konnte bey den Franzosen ihre Wirkung nicht verschleppen;“ — und wird sie auch, setzen wir hinzu, trotz allen Regeln des Exercierplatzes bey keiner andern Nation verfehlen. Darin eben bestand die Kunst aller grofsen Feldherren in der Geschichte: Caesars Legionen, die Lohntuppen Bernhards von Weimar, die Preussen unter Friedrich II., und neuerlich die österreichische Armee unter dem Erzherzog haben gezeigt, dafs nicht Republikanism allein des Enthusiasmus fähig sind, der den thätigen Gehorsam hervorbringt, dafs es auch in Monarchien und unter jeder Regierungsform Motive giebt, die dazu stark genug sind. Diese Beobachtung übrigens ist alt und der Vf. hat ganz Recht, wenn er am Ende (S. 98.) sagt, dieser Krieg habe keine neuen Resultate gegeben, sondern nur einige längst anerkannte Grundsätze wieder in Erinnerung gebracht, wohin er unter andern die Unzulänglichkeit der preussischen Taktik (wir möchten lieber sagen: der Taktik der Evolutionen) im durchschnittenen Boden rechnet; allerdings geschieht nichts neues unter der Sonne, aber eine Revolution in der Kriegskunst ist es doch gewifs zu nennen, wenn sie sich genöthigt sieht, von dem zuletzt beynahe allgemein angenommenen System wieder zu einem älteren zurück zu kehren.

III. Sollen wir nun junge Generale haben? Von v. D. Wenn diese Frage so viel heift, als: sollen alte Leute von dem Oberbefehl im Kriege ausgeschlossen werden? so beantwortet sie sich von selbst ohne weiteres Raisonnement; ist aber von einer Untersuchung die Rede, ob das Alter oder die Jugend sich besser dazu schicke? so wird sie wohl nie entschieden werden können, weil hier alles auf die persönlichen Eigenschaften des Individuums ankommt. Ohne daher ein Urtheil über den Streitpunct selbst wagen zu wollen, glaubt Rec. doch einiges über die Gründe des Vfs., der die Frage verneinend zu beantworten sucht, erinnern zu müssen. — Dafs Mars bey den Griechen das höchste Ideal männlicher Grazie gewesen sey, erfahren wir hier (S. 101.) zum erstenmale; dafs er aber von jeder der Jugend und dem blühenden Mannsalter gewogen war, davon giebt die Geschichte unzählige Beyspiele; freylich nennt sie uns auch Greise, welche ihre volle Jugendkraft bey sehr hohen Jahren erhalten haben, aber die Marius, Villars, Laudon, Suworow, etc. sind von jeder so seltene Erscheinungen gewesen, dafs sie eher für Ausnahmen, als für Beistatungen einer allgemeinen Regel gelten können.

Die Gründe des Vfs. sind ungefähr folgende: „das Alter hat einen gebildeten Verstand, einen geübten Blick, durch Erfahrung geläuterte Kenntnisse voraus; alle Verrichtungen gehen bey demselben ein-“

nen regelmäßigen Gang, „... weil sie schon mechanisch geworden sind;“ und es ist würdiger die Stellen einzunehmen, die der Staat als Belohnungen für lang geleistete Dienste ertheilt.“ Gegen den letzten Grund läßt sich nichts einwenden, nur ist die Frage, ob es denn nicht andere ehrenvolle Belohnungen für bejahrte Krieger giebt, als den mühseligen Posten eines Oberbefehlshabers im Felde? Das Alter scheint mehr zum Erhalten des Besizes, die Jugend zum Gewinnen aufgelegt zu seyn; Vertheidigung ist daher die Sphäre des Ersten, Angriff der Wirkungskreis der Letzten. — So gewiss ein Feldherr das Gebiet der ihm nöthigen Kenntnisse nie erschöpft, so wenig bedarf er eines halben Jahrhunderts, um das, was er weils, in Ausübung zu bringen, und nicht auf die Masse des Wissens, sondern auf die Art der Anwendung desselben kommt ja hier alles an. — Die mechanisch gewordenen Verrichtungen möchten wohl nur ein sehr lockerer Grund seyn, da ein kräftiges Willen gewiss mehr leiht als nachsinnensmäßige Gewohnheit. Erfahrung bliebe demnach allein übrig, und sie legt in der That in die Schale des Alters ein großes Gewicht; aber sie ist es denn doch wahrlich nicht allein, die den Feldherrn macht, und wenn hier (S. 108.) geradehin behauptet wird, daß keine Energie sie ersetzen könne; so möchten wir mit besserem Grunde den Satz umkehren und sagen: keine Erfahrung auf Erden ersetzt den Mangel an Energie. Die Beispiele des Viszengens gegen ihn; es war nicht zu viel Energie, sondern Unbelesenheit, welche das Unglück der Sachsen bey Kesselsdorf machte, und Carls XII konnte es doch gewiss bey Pultrawa nicht an Erfahrung fehlen. Man kann sehr leicht einen Beweis entkräften, wenn man (S. 109.) alles nur auf „ein glückliches Zusammentreffen von günstigen Umständen“ schiebt; aber er bekommt seine ganze Stärke wieder, wenn der Leser erwägt, daß die Energie des Feldherrn gerade der glücklichste dieser Umstände ist. Nichts übriges wäre fähiger, die Energie der gegenwärtigen und der künftigen Generation zu lähmen, als der traurige Satz, den der Vf. (S. 110.) aufstellt: „die Zeit, die große Thaten verflätete, ist in Europa vorüber.“ Hiernach gelehrt er zu, Frankreichs revolutionärer Zustand könne als Ausnahme angeführt werden (S. 111.); wenn aber Ausnahmen möglich sind; so fällt jener Satz ja von selbst, doch sollten unternehmende Geister nicht durch solche Behauptungen nach einem Zustande lüftern gemacht werden, in dem sie allein glänzen zu können wähnen müssen, denn zum Glück sind doch in den letzten Kriegen nicht alle große Thaten bloß von Franzosen gechehen.

In der nun folgenden Darstellung (S. 113. ff.) finden wir die Begriffe von Kriegswissenschaften und Kriegskunst nicht gehörig getrennt, und diese Vermischung der Ideen verbreitet ihren Einfluß auf das ganze Raisonnement. Der Vorwurf, welcher hier einem andern sehr schätzbaren Werke gemacht wird,

hebt sich von selbst, so bald man sich nur in den gehörigen Gesichtspunct versetzt, auch gehören die Behauptungen jenes Vfs. nicht etwa bloß dem gegenwärtigen Jahrzehend; schon vor langer Zeit haben der Marischall von Sachsen, der General Lloyd, u. a. sehr treffende Winke darüber gegeben, aber freylich das Ganze weder so vollständig noch so systematisch bearbeitet als er. Vergebens suchen die Gegner die Festigkeit seiner Gründe zu erschüttern; so wenig die Kenntnisse des Instrumenten-Bauers und die Wissenschaft des Generalbasses hinreichen, einen großen Tonkünstler zu schaffen, eben so wenig werden die Mechanik taktischer Bewegungen und die Kriegswissenschaft allein den Feldherrn bilden, und der Funken des Genius, der ihn zu seinem Beruf stempelt, ist an kein Alter gebunden.

Ganz richtig nennt der Vf. die Grundsätze des Artillerie- und Genie Faches ganz wissenschaftliche Zweige der Kriegskunst, und wir wollen ihm auch zugeben, daß die niedere Taktik der Truppen bestimmte Geetze hat, ob diese gleich auch, ungeachtet der Anerkennung des ganzen militärischen Europa (S. 117.), noch mancher Verbesserung fähig wären; aber zur Anwendung derselben können doch nur allgemeine Regeln gegeben werden; und hier ist es denn vorzüglich, wo der Buchstabe tödtet, der Geist des Feldherrn aber, der Zeit und Ort, die Beschaffenheit der Truppen und der Verhältnisse und die Forderungen des Moments mit einem Blick übersehen muß, allein lebendig macht. — Doch gegen die Gründe des Vfs. ließe sich noch weit mehr anführen; seine Resultate sind sehr gemäßig, und er hat auch nicht einmal deutlich bestimmt, welche Epoche des menschlichen Lebens er unter dem Worte: jung, verstanden wissen will; er sagt zwar, daß er unter alten Leuten sich nicht abgelebte Greise denke, aber indem er bloß Jugend und Alter einander entgegensetzt, scheint er den schönen Zeitraum der mittleren männlichen Jahre ganz aus der Acht gelassen zu haben.

Was er mit näherer Beziehung auf unsere stehenden Heere von der Beförderung zu den höheren Stellen noch hinzu setzt, ist sehr praktisch. Dennoch reichen auch hier die allgemeinen Regeln nicht aus; so hart es ist, wenn eine Reihe von Dienstjahren keine sicheren Ansprüche auf Beförderung gewährt; so läßt doch der Staat Gefahr, am Ende eines halben Jahrhunderts lauter mittelmäßige Köpfe an der Spitze seiner Heere zu sehen, wenn das Dienstalter allein entscheiden soll, denn es ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß Aufstrebungen des Geistes und des Körpers das Leben verkürzen, und also im allgemeinen der Trage seine thätigen Camaraden überleben wird. Es steht folglich allein in der Gewalt des Souverains oder des höchsten Befehlshabers, der aber nothwendig mit eigenen Augen muß, und keiner Empfehlung unbedingt trauen darf, auch hier durch weise Ausnahmen den einzigen richtigen Mittelweg einzuschlagen.

IV. Ueber das neidische Bemühen der Zeitgenossen, die Verdienste ihrer großen Feldherren herab zu würdigen, von v. D. — Viel gutes über eine bekannte Erfahrung. — V. Die Zöglinge des Mars im Jahr 1794, von v. D. Nachrichten von dem Plan, der Geschichte und dem Zweck der von Robespierre errichteten und nach seinem Tode aufgelösten *Ecole de Mars*, und über einige ihrer Zöglinge, die der Vt. in Frankreich sahe. — VI. Feldzug der verbundenen Armeen in Flandern, im Jahre 1794. Dieser 200 Seiten einnehmende Aufsatz schließt sich an die Beschreibung der Winterquartiere (Th. I. Nr. VIII.) an, und geht bis zur Einschließung von Menin durch die Franzosen in den letzten Tagen des Aprils 1794. Er enthält eine Menge guter Materialien zu der künftigen Geschichte und der gegenwärtigen Beurtheilung dieses Theils des Feldzugs, und mit unter auch Urtheile des Vfs. Alles, was das hannöversche Corps angeht, wird mit beynahe ängstlicher Ausführlichkeit behandelt, die Operationspläne geprüft, die Dispositionen und Relationen wörtlich

eingedrückt, über das Ganze aber doch nur wenig Licht verbreitet.

(Der Befehl folgt.)

KINDERSCHRIFTEN.

GOTHA, b. Perthes: *Gumal und Lina*. Eine Geschichte für Kinder zum Unterricht und Vergnügen, besonders um ihnen die ersten Religionsbegriffe beyzubringen, von Casp. Friedr. Lossius. 2ter Th. 1798. 364 S. 8.

Das Lob, welches wir dem ersten Theil von Gumal und Lina ertheilt haben, müssen wir auch dem zweyten zusprechen, welcher den weitem Verfolg der Begebenheiten von G. und L. und den Unterricht derselben in dem geschichtlichen Theile des Christenthums nach dem N. T. enthält. Ein dritter Theil, welcher die eigenthümlichen Lehren der christlichen Religion auseinander zu setzen bestimmt ist, soll das Ganze dieses beliebten Buches beschließen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIE. Berlin, b. Dieterici: *Ideen und Vorschläge zu der höchst nützlichen Verbesserung des Land Schulwesens in der Mark Brandenburg durch Errichtung einer markischen Land schulkasse*. Allen edlen Brandenburgern und Freunden der Volksveredlung zur thätigen Mitwirkung vorgelegt von Theodor Heinsius D. d. Philos. und ordentlichem Lehrer am Friedrichswerderschen Gymnasium. Auf Kosten des Verfassers, und zur ersten Anlage eines Fonds für die markische Land schulkasse. 1798. 51 S. 8. (4 gr.) Der Vt. schildert zuerst die Wichtigkeit des Landmanns für den Staat, seine Bedürfnisse in geistiger Rücksicht, und die traurige Lage der Land schullehrer, welche im Ganzen mit dem übereinkommt, was in den Herzbergischen Programmen von den J. 1795, 1796, 1797 angeführt wurde, und was Bullauf (S. A. L. Z. 1798. Nr. 372.) vom Lüneburgischen meldete. Außerst wenige von den 2600 Land schullehrern haben jährlich 90 bis 120 Rthlr., viele 30 bis 80, manche nur 5 bis 10 Rthlr. Die meisten treiben, um sich zu nähren, nebenher ein Handwerk, Bienenzucht oder Seidenbau, woraus sie aber nur zu oft die Hauptkassmachern, und den Unterricht versäumen. Die Land schullehrer- und Küstlerseminaria sind zwar sehr zweckmäßig eingerichtet, liefern aber nicht genug Subjecte, und die darin gebildeten verlieren sehr häufig das Erlernte wieder, sobald sie in den ärmerlichen Stand treten. Am ungünstlichsten war die Idee, invalide Soldaten — am Körper und Geiste verknüppelte Menschen, nach dem Vt. S. 25. — zu Schullehrern zu bestellen, oder gar noch im vorigen Jahre in Berlin — wird es die Nachwelt glauben? — dazu anzusetzen. Seine Vorschläge sind: den Schullehrern bessere Einkünfte und angemessenen Gehalt zu verschaffen. Für das erste schlägt er ein Wochenlohn vor, dessen Inhalt väterliche Gesezskunde, physische Geographie, Naturgeschichte verbunden mit Technologie und Gesundheitslehre seyn soll: gar nicht systematisch, sondern immer *cum grano salis*, mit Rücksicht auf das, was dem Landmann in seinem Kreise und nach Massgabe seines Fassungs-

vermögens fremken kann. Der Schullehrer erhält dies Bächlein unentgeltlich, lieft es in der Schule mit seinen Schülern, denen er die nöthigen Erläuterungen mittheilt (sollte aber dazu dies unwissende kräflöse Volk, wie der Vt. die Schullehrer nennt, fähig sey?) und examiniert sie darüber, mit Hülfe des Predigers. Dieser Vorschlag ist an sich gut: wenn nur die Dickschichtigkeit des Buchs vermieden wird, und die Ausführung nicht ins Stocken gerath! Aber *sine Cerere frigus morietur*! Also müßte auch auf Gehaltsverbesserung gedacht werden. Alle bisherigen Vorschläge führen eine Verminderung oder Vernachlässigung des Hauptzwecks, des Unterrichts, mit sich z. B. wenn man kleine Aemter mit den Schullehrern verbinden wollte. Diese verwirrt der Vt. mit Recht. Er schlägt daher eine markische Land schulkasse vor, um die Land schullehrer der Kur- und Neumark, und zunächst die Königlich-nach zu verbessern. Der Fonds dazu soll durch Subscription, jährliche Collecten, milde Zuschüsse des Monarchen, Abgaben bey Trauungen, Taufen, Dienstentstellungen, beträchtlichen Erbschaften u. dergl. zusammengebracht werden, wovon jedoch die Armen und Bauern ausgenommen sind. Aus diesem Fonds, dessen Verwaltung das Oberschulcollegium und Consistorium vielleicht übernehmen, sollten dann die mangelhaften und schlechten Schullehrerstellen auf dem Lande, in der Folge auch die vernachlässigten Schulen der kleinen Städte verbessert, und freyes Schulgeld für arme Kinder u. dergl. besorgt werden. Diese Vorschläge sind vortreflich, und lassen sich unter gehöriger Mitwirkung von Oben sehr gut realisiren. Es ist schade, daß viele unterer Pädagogen, Schullehrer und Consistorien bey der Reformation des Schulwesens auf die Gehaltsverbesserung der Schullehrer nicht früh und wirksam genug Bedacht nahmen, sondern glauben, schon alles gethan zu haben, wenn sie Vorchriften und Befehle über Methode, u. dergl. ergehen, die Lehrer selbst aber darben ließen, während sie selbst sich ganz wohl befanden!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. November 1799.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

3) HANNOVER, in d. Helwingschen Hofbuchh.: *Militärische Denkwürdigkeiten unserer Zeiten* etc.

(Befchluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

VII. **B**uonaparte, von v. D. So gewiss das Nil admirari zu den nothwendigsten Erfordernissen einer philosophischen Charakterbeschreibung gehört, und so wenig Rec. behaupten möchte, dass Buonaparte, dessen Schicksal jetzt noch so unentschieden ist, gegenwärtig schon für den Mann zu erklären sey, den, wie der Vf. sehr schön sagt, das lebende Geschlecht der Nachwelt gleichsam als seinen Stellvertreter, als den Inbegriff alles Großen, das es hervorgebracht hat, aufzählen könnte; so wenig kann er jedoch die Tendenz billigen, die aus diesem ganzen Aufsätze hervorleuchtet, in welchem unter dem Antheil von Mäßigung und Unparteilichkeit ein großer Aufwand von Rhetorik verschwendet wird, um den wahren Gesichtspunkt zu verrücken, um den jeder berühmte Mann beurtheilt werden muß. Der Vf. schildert nach einem kurzen Eingange die Eigenschaften, welche die allgemeine Stimme dem Feldherrn beylegte, welcher damals die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hatte. Er spricht von dem Kriegsglück und den schnellen Fortschritten desselben; von seiner Jugend und seiner Person, (wobei doch (S. 376.) das fliegende Haar, „das sich auf den Kupferstichen gar stattlich ausnimmt,“ ein wenig zu sehr ins Spielende fällt und nicht bey der Beurtheilung des Mannes selbst zu einer schiefen Ansicht verleiten sollte.) von seiner Tapferkeit, seiner Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, seiner Gerechtigkeit gegen fremdes Verdienst, seiner Fürsorge für Hülfslose, seiner Mäßigung als Sieger, von der gedungenen Schreibart seiner Berichte u. s. w. Dann zeigt er die Gesichtspunkte an, aus welchen die Nachwelt große Männer beurtheilen soll; es sind, heisst es (S. 380.): „das Verhältniß ihrer Mittel mit dem Widerstand, der Gewinn, den die Kriegskunst durch sie machte, der Antheil, den die Politik an den Ereignissen hatte, und der Einfluss, den sie selbst auf das Wohl der Menschheit und das Glück einzelner Staaten gehabt haben. Das Resultat dieser Untersuchungen allein soll dem Helden seine Stelle im Tempel der Unsterblichkeit bestimmen.“ Wem muß es nicht bey dem ersten Anblick auffallen, dass diese Gesichtspunkte noch gar nicht hinreichend sind, um den Maassstab persönlicher Grösse zu geben! selbst

nicht in dem engern Kreise des Kriegers! Wo bleibt hier der unerschütterliche Muth in Widerwärtigkeiten; der schnelle Entschluss im entscheidenden Moment; der Reichthum an Hülfquellen in sich selbst; und so manche andere auszeichnende Eigenschaft des großen Mannes? Die Taktik, die Politik und das Glück der Menschheit gewannen nichts durch die Schlacht bey Hochkirchen, wohl aber bewies sie Friedrichs Seelenstärke, die sich nie auffallender zeigte, als nach seinen Niederlagen. Wenn der Effect der Handlungen allein die Grösse des Mannes bestimmen soll; so muß der kleinere Mensch sich oft über den wahrhaft Großen erheben, wenn es ihm glückte, wichtigere Veränderungen hervor zu bringen; dann freylich müßte Robespierre sehr hoch steigen, und Barthold Schwarz würde seine Stelle weit über allen Taktikern einnehmen. Das Resultat jener Untersuchungen kann also nur über die relative Wichtigkeit der Thaten, nicht aber über den innern Werth derselben, und noch weniger über die wahre Grösse des Vollbringers entscheiden.

Nach diesem Maassstabe würdigt nun aber der Vf. alles, was Buonaparte gethan hat; welch schönes Feld zu fernern Untersuchungen würde er nicht gefunden haben, wenn er seinen Aufsatz ein Jahr später, nach den neuesten Vorfällen in Italien geschrieben hätte! Aber gerade durch das Unglück der Nachfolger Buonaparte's wird der erste Grund, den der Vf. aus den überall siegreichen Waffen der französischen Heere hernimmt, entkräftet. „Kein Feldherr, sagt er, kann sich rühmen, willigere, tapferere Truppen angeführt zu haben, und besser von seinen Unterbefehlshabern unterstützt worden zu seyn.“ Ein Umstand, der allemal für den Heerführer ein günstiges Vorurtheil erweckt, vorzüglich bey französischen Heeren, die ihre Oberhäupter so dreist zu beurtheilen gewohnt sind; höchst ungerecht ist demnach der daraus gezogene Schluss: „Dass in diesem Weltkreise „der Tapferkeit und Geschicklichkeit sich die Achtung für den Oberbefehlshaber verlieren müsse.“ In der That, statt aller Widerlegung darf man hier den Vf. nur auf seinen eigenen Aufsatz Nr. IV, und auf S. 377. des gegenwärtigen verweisen, wo er von der Art, wie Buonaparte seine Gefühlen zu heben wußte, redet. Eher möchte das, was von dem Betragen seiner Gegner gesagt wird, in Betrachtung gezogen zu werden verdienen, aber dann sollte auch der Geschicklichkeit, womit er sich in den besiegten und eroberten Ländern neue Hülfquellen zu eröffnen wußte, ohne sich der Raubgier seiner Nachfol-

ger schuldig zu machen, erwähnt werden. Gegen den Vorwurf, daß er Italien durch bloße Poßengefichte ohne bestimmten Plan erobert habe, spricht die Geschichte zu laur, und der kühne Schritt, mit Aufzögerung alles Belagerungsgeschützes dem Entsatz von Mantua entgegen zu gehen, zeigt weit hinausgehende Ueberlegung genug, wenn gleich der Entwurf zu dieser Unternehmung auch nicht schon vor der Eröffnung des Feldzugs schriftlich verfaßt worden war. Ein offenkundiger Widerspruch mit dem Vorhergehenden ist es, wenn der Vf. den Sieg bey Arcelle dadurch herunter zu setzen glaubt, daß er verliert, die Oesterreicher hätten verdient zu siegen. Das gereicht zu ihrer Rechtfertigung; aber dann lag es auch nicht an den Maaßregeln der Gegner Buonaparte's, daß sie überwandten wurden. Bey einer so ganz einseitigen Darstellung ist es leicht, alles zu behaupten, was man will, und daraus zieht nun der Vf. seinen wichtigen Grund, daß die Kriegskunst nur geringen Antheil an Buonaparte's Siegen hatte. „Der Cavallerie, meynt er (S. 389.), werde „selten erwähnt, und dem unregelmässigen Vorlaufen der Infanterie würde man zu viele Ehre erweisen, wenn man sich darunter lange Linien von geschlossenen Bataillons, die mit Ordnung auf den Feind einbrechen, denken wollte.“ Freylich, wenn nur von der Kriegskunst, wie sie in unsern Compendien steht, die Rede ist; so laßt sich dagegen nicht einwenden; aber sollte es denn etwa dem Feinde an Reuterey? war es nicht Buonaparte's Geschicklichkeit, welche die Ueberlegenheit derselben unschädlich machte? und hat die Kriegskunst nichts durch ihn gewonnen, wenn er uns zeigt, daß die langen Reihen geschlossener Bataillone auch bey den besten Entwürfen nicht siegen?

Der Vf. zeigt hier deutlich, was er in allen seinen frühern Aufsätzen unter Unerfahrenheit in der Kriegskunst versteht. Jene allgemeinen Angriffe, die er so gern zu bloßen Poßengefichten erniedrigen möchte, waren also wohl nicht reif überdachte, nach den richtigen Grundätzen der höhern Taktik combinirte Operationen? Das gesteht er zwar allenfalls zu, er kann es nur den französischen Armeen nicht verzeihen, daß sie diese Operationen ausführten, ohne in die Geheimnisse der Evolutions des Exercierplatzes eingeweiht zu seyn. Doch war jemals ihre Bataillone hat im Chargirschritt angriffen, ihre Colonnen in jedem Terrain sich bewegen und entwickeln sehen, der wird ihnen nicht Mangel an Fertigkeit in der niedern Taktik vorwerfen, sollten auch ihre Linien zuweilen wellenförmig vorgeückt seyn, ihre Rotten nicht Fuß gehalten, (wie die Preußen bey Quicksand auch nicht mehr thun,) ihre Schwänken nicht genau zugetroffen haben. Aber diese Wahrheit ist es eben, wogegen die Anhänger der militärischen Scholastik sich unmaßförmlich winden und streben, daß jene peinliche Pünktlichkeit der Evolutions, jene schonen Schaulpiele der Friedenslager, mit denen sie ihr halbes Leben hin-

durch sich beschäftigt haben, im Angesicht des Feindes von selbst aufhören. Um dieses nicht einräumen zu müssen, möchten sie uns gern überreden, daß die Kriegskunst in den letzten sieben Jahren um keinen Schritt weiter gekommen sey, und daß Friedrich seine siegreichen Schlachten gefochten habe, wie er ein Potsdamer Manövre ausführte.

Doch wir sind es müde, das schiefe eines Raisonnements weiter zu entwickeln, wo der Vf. sich so gar herabst, von „Kriegsliedern, den Damen zu gefallen, und von ähnlichen Ereignissen“, als die, welche Vater Homer besang, zu reden (S. 392). Er sagt zwar hintennach, „es könne Buonaparte nicht zum Vorwurf gereichen, daß er von den herkömmlichen Regeln abgewichen sey,“ aber die ganze Abhandlung dreht sich doch immer um den sonderbaren Schluß: Wer keine hervorragende Geschicklichkeit in der Kunst der Evolutions besitzt, ist kein großer Mann; Buonaparte hat seine Siege ohne diese Evolutions erfochten; also u. s. w. — Ein sprechendes Beyspiel zu der Bemerkung, daß oft die hellsten Köpfe durch eine zu große Partheylichkeit für irgend ein System verblendet werden können!

Da dem Aufsehn nach nur wenige Vff. an diesem Werke gearbeitet haben, und die Schreibart durchaus sich gleich bleibt; so haben wir unser Urtheil über diese bis zuletzt verspart. Der Vortrag ist deutlich und auch fließend genug, bis auf ein gewisses Schleppen, welches zum Theil von der unaufröhrlichen Dehnung der Wörter in der Biegung, wie z. B. Kriegskunst, Kriegsoperationen u. dgl. vom dem häufigen Gebrauch der Fürwörter *denen, dreyer*, statt der Artikel *den, der*, und aus einer zu ängstlichen Vermeidung erlaubter Zusammenziehungen, wie z. B. *im, zum u. a.* herrührt. Die Sprache hingegen wird durch eine Menge von Provincialismen und grammatischen Fehlern entstellt; z. B. Th. 1. S. 8. ein Zeuge ihrer Mangel an zusammenhängen den Planen . . ihres Mangels; der Plural von Mangel giebt im Deutschen einen für sich bestehenden Begriff. — S. 36. hatten der Kaiser etc. die Illustre ihrer haltenden Truppen marschiren lassen. . . was sind haltende Truppen? — S. 98. bauete auf ihr das System. . . auf sie. — S. 100. ihnen zu lehren. . . sie. — S. 114. und überall durch das ganze Buch, im Junie, statt im Junio oder Junio. — S. 216. Mafse statt Masse. — S. 301. 321. 331. und durchgehends, wo diese Worte vorkommen: der Erdhohe(n), der Poße(n), die Truppen statt Truppen. — S. 327. die Schelde, wo sich die Scarpe in ihr (sic) ergießt. — Th. II. S. III. des den Verbundenen betroffenen Unglücks. — S. 36. unzweclich. . . nicht zweckmässig. — S. 83. weil jeder seiner Murhs überlassen blieb. . . seinem Muth. — S. 100. das Ideal, das (dem) der Jüngling entspricht. — S. 101. über Europens berühmtesten Generale siegen. . . berühmteste. — S. 182. 184. 375. den Soldat (en) verachten . . gegen den Soldat(en) gerichtet . . den Held(en) gezeichnet. . . als wären Soldat und Held inde.

indeclinabel. — S. 379. so würdigen wir denjenigen (diejenigen) Wesen eine (r) höhere (n) Aufmerksamkeit u. a. m. Druck und Papier sind gut, doch wurde ein Verzeichniß der bey den Namen von Menschen und Orten häufig vorkommenden Druck- oder Schreibfehler sehr nützlich seyn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Matzdorff: *Kauf's Briefe an den Einsiedler Grund auf dem Riesengebirge über seine Landesverweisung und gethanen Reisen nach Leipzig, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Göttingen, Halle, Potsdam und Berlin. 1798. XII u. 349 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)*

Bekanntlich ward der Vt. bey Gelegenheit der Verhaftung des Kriegsraths Zerboni in Petrikau wegen einer aus dem Zusammenhang gerissenen Briefstelle mit in dessen Schickel verwickelt, saß einige Monate in Spandau, und ward dann des Landes verwiesen, bis bey'm Antritt der Regierung des jetzigen Königs von Preussen seine Unschuld anerkannt, und er in seine vorigen Aemter wieder eingesetzt wurde. Die eilf Monate seines Exils hielt er sich größtentheils in Leipzig auf, wo ihn der würdige Müller eine Freystätte finden ließ, machte von da Excursionen in das benachbarte Thüringen, und kehrte endlich über Berlin in seine Heimath zurück. Gegenwärtige Reise liefert denn das Resultat seiner Bemerkungen außer dem Vaterlande, und Ansichten von den Städten, die auf dem Titel genannt sind. Ihr eigentliches Interesse möchte aber wohl mehr aus den Verhältnissen des Vfs. als aus ihrem innern Werthe entspringen, da sie sich weder in staatsfischer noch irgend einer andern Hinsicht über das Alltägliche erheben. Der Werth einer Reisebeschreibung hängt freylich nicht sowohl von der Vollständigkeit staatsfischer Nachrichten, als von der Wahl vorzüglich interessanter Gesichtspunkte und von der Art der Darstellung ab. In beiden Rücksichten wäre mehr Sorgfalt zu wünschen gewesen. So vermisten wir z. B. bey Leipzig Betrachtungen über den Zustand der bildenden Künste daseibst, den Handel, die vielen mechanischen Handwerkszweige, die Abgaben. Aber auch in moralischer und psychologischer Hinsicht, wie viel hätte sich über Aufklärung, Religiosität, Sitten, Gebräuche, in den merkwürdigen Städten, die der Vf. durchreiste, sagen lassen! Wie viel hätte nur allein über die Verschiedenheit des Geistes auf den vier Hauptuniversitäten, die der Vf. besuchte, und die Verschiedenheit des Tons der Professoren und Studierenden bemerkt werden können! Doch bescheiden wir uns gern, daß auch der, der hierzu seine Beobachtungsgabe genug besitzt, doch durch die Giesetze der Dankbarkeit und Humanität fast immer in der Freyheit befangen werden wird, die Zeichnungen der Schreibfasel unverändert dem großen Publicum mitzutheilen.

HAMBURG u. ALTONA, in der Buchh. der Verlagsgesellschaft: *Galerien von Leipzig. 1799. 138 S. 8. (12 gr.)*

Thils ohne Prüfung aufgeraffte, mit Eingebungen einer, von wilder Liebe erhitzten Phantasie, mit faden Witzeleyen, welche den Ungezogenheiten das Wort reden, und in einem nachlässigen Stile ausgemalte Anekdoten, theils selbst erfundene Scenen der sinnlichen Lust füllen diese Bogen. Neu ist wenigstens der Kunstgriff, die Striche, die dem Schmeier dieser Briefe seine ziemlich ungelante Phantasie spielte, unter der ansehnlichen Firma wahrer Begebenheiten einer namhaften Stadt dem Publicum aufzutischen. Der Himmel verhöte, daß nie die Zeit komme, wo die am Schlusse des letzten Briefs angehangte Drohung, die hier abgebrochenen angeblichen Bemerkungen über Leipzig wieder anzuhören, erfüllt werden könne.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Philosophisch-christliche Reden und Betrachtungen bey dem Schlusse des achtzehnten, und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. 1799. 228 S. 8. (1 Rthlr.)*

Obgleich der ungenannte Vf. dieser Schrift in der Einleitung zu derselben, die zugleich das Exordium der ersten Rede ist, sagt, er wolle mit seinen Zuhörern gemeinschaftlich über die mannichfaltigen Vorzüge und Vortheile des so nahe verfloffenen Jahrhunderts nachdenken, und dann dennoch seine und ihre Aufmerksamkeit auf die mannichfaltigen Nachtheile richten, wodurch sich das Ende desselben auszeichnet, und beides werde dann merkwürdige theils schöne und reizende, theils traurige und kummervolle Ausichten in das neu ansetzende Jahrhundert eröffnen; so hat er doch nur in diesem Buche das erste gethan, ohne anzudeuten, ob das andere noch geschehen werde, oder nicht. Er hat hier in vier philosophisch-christlichen Reden, wie er sie nennt, und wie sie es auch wirklich sind, sehr schön und einleuchtend gezeigt, was für große Vorzüge und Vortheile das scheidende Jahrhundert 1) in Absicht auf menschliche Erkenntnisse und Wissenschaften habe, wie in den das Gebiet derselben in einem hohen Grade erweitert worden, die einzelnen Gegenstände desselben weit richtiger und genauer bestimmt, und alle weit richtiger und vortheilhafter, als je vorher, auf das gewöhnliche Leben der Menschen und ihre Zufriedenheit und Wohlfahrt angewendet worden sind. Die Wahrheit dieser drey Satze hat der Vf. in der ersten, freylich 46 Seiten langen Rede, in Ansehung der Naturlehre und Naturgeschichte, der Geschichte der Menschen und Völker, der menschlichen Sprache und Sprachwissenschaften, der Rechtslehre und Gesetzgebung, der Vernunft und Philosophie, sehr bündig und so gezeigt, daß er doch auch den vorigen Jahrhunderten in allen diesen Rücksichten die gebührende Gerechtigkeit widerfahren laßt.

Sie hat zum Text Röm. 13, 12. Die andere Rede, über Eph. 5, 8. handelt von dem großen Vorzuge des scheidenden Jahrhunderts in Absicht auf eine reinere und geläuterte Religionskenntniß und Gottesverehrung. Die dritte Rede über die Vorzüge und Vortheile des zu Ende eilenden Jahrhunderts in Absicht auf die größere menschliche Freyheit und Wohlfahrt, über Gal 3, 13. bestimmt erstlich näher, was eigentlich bürgerliche und Religionsfreyheit, und wo sie ist und seyn kann, und dann prüft und würdigt sie genauer die Vorzüge unsers Zeitalters in Absicht auf jene und diese, und läßt uns den großen Einfluß derselben in die größere daraus resultirende Wohlfahrt der Menschen unsers Zeitalters bemerken. In der vierten endlich, welche Phil. 4, 4. zum Text hat, werden die Vortheile des scheidenden Jahrhunderts in Absicht auf den verfeinerten und veredelten Lebensgenuss dargestellt.

STUTTGART, b. Erhard: *Worte des Trostes und der Erbauung bey Begräbnissen oder Sammlung von Parentationen nebst einem Anhange einiger (von einigen) Trauungsreden*, gehalten und herausgegeben von M. G. H. z. G. 1799. 343 S. 8. (20 gr.)

Der Vf., den man aus der Vorrede und aus dieser Sammlung selbst als einen bescheidenen und gebildeten Mann kennen lernt, gesteht in der ersten, daß ihm bey'm Antritte seines damaligen Amtes der Umstand, in einer zahlreichen Gemeinde beynähe alle, auch der kleinsten Kinder Leichen, mit Parentationen, zuweilen auch noch mit Leichenpredigten bekräften zu müssen, und in Zeiten einer größern Sterblichkeit vielleicht keinen Tag hingehen zu sehen, wo das nicht ein auch wohl mehreremale vorgefallen, vor allen andern lästig und Zeit verplitternd gewesen seyn, und daß er da im Gedränge mehrerer Geschäfte, oder wenn ihn seine eigene Empfindsamkeit verlassen hätte, sich zuweilen in ähnlichen Sammlungen Rath erbholt habe, nicht um die darin enthaltenen Aufsätze wörtlich zu halten, sondern nur um in den Texten eine größere Abwechslung treffen und einige Hauptgedanken benutzen zu kön-

nen. Nun, da er in diesem Fache viel selbst gearbeitet, und sich mehr Fertigkeit darin erworben habe, glaube er angehenden Predigern durch die von ihm herausgegebene Sammlung die nämlichen Dienste zu leisten, die ihm zuvor durch dergleichen Arbeiten anderer geleistet worden wären. Da überdem dies Buch für seine Gemeindeglieder zum bleibenden Andenken an den und jenen Verstorbenen, dessen Begräbnis zu der einen und andern dieser Parentationen Gelegenheit gegeben hat, dienen kann und soll; so läßt sich gegen sein Vornehmen nichts sagen. Denn in der That gehören gehäufte Trauerreden bey gemeinen durch nichts ausgezeichneten Fällen zu den lästigsten Amtsverrichtungen für Anfänger im Predigamt, denen bey vielen guten Kenntnissen doch genauere Bekanntschaft theils mit dem Privatleben des gemeinen Mannes, theils mit manchen individuellen Bibelstellen, die auf solche Fälle passen, fehlen wird, die auch nur durch längere Übung diesem Mangel abhelfen, und zu einer gehörigen Abwechslung in Form und Materie bey solchen Arbeiten die Fertigkeit erlangen werden. Im Ganzen kann man mit dem, was hier geleistet ist, ganz wohl zufrieden zu seyn, und es zu seinem Zwecke unbedenklich empfehlen. Die hier als Texte und außerdem zur Ermunterung und zum Troste benutzten Bibelstellen sind sämmtlich gut gewählt, und der Reichtum davon ist zu loben. Die Schreibart ist, einige Provincialismen und ins Verbrauchte fallende Kanzelzitate abgerechnet, untadelhaft. In den hier behandelten Fällen herrscht eine große Mannichfaltigkeit, die doch nur selten zu sehr ins ganz individuell Eigenthümliche geht. Findet sich auch gerade kein großer Reichtum neuer und vorzüglich gehaltvoller Gedanken; so sind doch die vorgetragenen meistens richtig und in guter Ordnung dargestellt. Uebrigens könnte freylich bey der Kürze, die in diesen Aufsätzen herrscht, manches gleichwohl fruchtbarer und eindringlicher ausgeführt seyn, was insbesondere uns bey einer Parentation auf den Tod einer Person, die nach langen Leiden gestorben ist, der Fall dünkt. Das Buch gehort gerade nicht zu den ausgezeichneten, aber es kann auch billiger Weise nicht unter die unbrauchbaren gerechnet werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Johann Friedrich Netto's Original-Dissein zur Stickerey nach dem neuesten Geschmack. Erster Heft. Oder: Zeichen-, Maler- und Stickerbuch für Damen. Dritten Theils erster Heft, 1799. Querfolio. enthält 85 Text und vier illuminierte Kupferplatten, welche auch zum zweytenmal schwarz abgedruckt sind. (2 Rthlr.) Der Vf. übergibt dieses Werk dem Publicum als weitere Fortsetzung seines A. L. Z. 1798. Nr. 124. angezeigten *Zeichen-, Maler- und Stickerbuch zur Selbstbelehrung für Damen* etc., und bemerkt in der Einleitung, daß die feinsten gestickten Lio-ner, englische und brabantier Waaren, welche auf die Leipziger Messen kommen, ihn von Zeit zu Zeit in den Stand set-*

zen werden, Continuationshefte zu liefern, und dadurch den Liebhabern jedesmal die neuesten Moden in Mustern zu gestickten Sachen bekannt zu machen. Wenn also auch in diesem Heft einiges vorkommt, was den guten Geschmack nicht befriedigt, wie bey einem Dissein auf Negligekleidern *à la Cairo* Nr. II., und bey dem Dissein zum Shawl Nr. IV. der Fall ist; so fällt die Schuld davon weniger auf ihn. N. als auf den schlechtgestellten Markt und die eigenmächtige Mode zurück. Eine Einfügung von Granatenblüthen und Blättern (Nr. II.) nimmt sich sehr zierlich aus, ein anderes reiches Dissein zu einem Damenkleid (Nr. III.) muß gestickt oben, falls gut lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 18. November 1799.

ARZNEGELAHRTHEIT.

BERLIN. b. Oemigke d. ä.: *Berlinisches Jahrbuch für die Pharmacie und für die damit verbundenen Wissenschaften auf das Jahr 1798.* Viertes Jahrgang. 232 S. 8. und eine illuminierte Kupfertafel. (1 Rthlr.)

Dieser Band des Jahrbuchs für die Pharmacie enthält sieben Aufsätze, mit deren Hauptinhalte wir unsere Leser kürzlich bekannt machen wollen: 1) Rückblicke in die Vergangenheit am Schlusse unsers Jahrhunderts von G. R. Frank in Gießen. Der Vf. vergleicht den Zustand, in welchem die Pharmacie und ihre Hülfswissenschaften zu den Zeiten eines Galen, Dioskorides, Plinius, der arabischen Aerzte u. s. w. waren, mit dem, in welchem sie sich jetzt befinden, und würdigt zugleich die Verdienste der Bauhine, Gesner, Sylvius, Fernel, Boerhaave, Stahl, Linné und anderer Gelehrten um die Chemie, Naturgeschichte und Pharmacie. Der Vortrag ist recht gut, und die Beyspiele, mit welchen der Vf. seine Urtheile unterstützt, sind mit Einsicht gewählt, indessen können wir doch nicht alle Behauptungen, die er vertheidigt, unbedingt unterschreiben; wir verkennen Ruland's Verdienste um die Pharmacie nicht, aber das segnete Wasser, das dieser Schriftsteller in den Arzneymittelvorrath eingeführt hat, zählen die Aerzte nicht mehr zu den geschätzten Präparaten unserer Apotheken, seitdem Huxham's Spiegelsglaswein officinell geworden ist; auch das hombergische beruhigende Salz und die Eisentincturen des Ludovici und Zwelfer haben den guten Ruf, in dem sie ehemals standen, fast ganz verloren, und die Aerzte machen jetzt nicht mehr von diesen Mitteln Gebrauch. — Das Bremische Apothekerbuch zeichnet sich allerdings durch mehrere gute Eigenschaften aus, aber das Fuldische Dispensatorium und die Pharmacopoen, die von den Collegien der Aerzte in Stockholm, in London, in Edinburgh u. s. w. herausgegeben worden sind, verdienen gewiss eben das Lob, das der Vf. jener Schrift beylegt, und sie hätten daher ebenfalls mit Beyfall angeführt werden sollen. Das Leipziger Dispensatorium, das hier auch als ein Beyspiel einer sehr guten Schrift dieser Art empfohlen wird, kennen wir nicht, oder vielmehr, wir wissen zuverläßig, daß bis jetzt kein Buch unter diesem Titel existirt; wahrscheinlich wird aber, vielleicht bald, ein solches Werk, oder ein fachliches Apothekerbuch, herauskommen, und wir wünschen recht sehr, daß es des Lobes, das ihm hier im A. L. Z. 1799. Viertes Band.

voraus beygelegt wird, vollkommen würdig seyn möge. — 2) *Chemische Untersuchung des Biebergeils, und Vergleichung des Russischen mit dem Canadischen* von J. H. Thiemann, Apotheker in Berlin. Das achte Biebergeil, das aus Rußland zu uns kommt, unterscheidet sich durch mehrere in die Sinne fallende Eigenschaften sowohl, als auch durch sein Verhalten gegen einige Auflösungsmittel, und bey der Bearbeitung im Feuer, sehr von dem, das unter dem Namen des Englischen oder Canadischen Biebergeils bekannt ist. Hr. T. hat aus dem Ersten durch die Destillation mit Wasser zwar kein atherisches Oel, aber doch eine stark riechende wässerige Flüssigkeit, und, bey weiterer Behandlung der in dem Destillirgefäße zurückgebliebenen Brühe, so wie auch bey der Bearbeitung anderer Portionen solchen Biebergeils auf dem trocknen Wege und mit Alkohol, ein Harz und eine dem thierischen Leime ähnliche Masse, ferner etwas feuerbeständiges und flüchtiges Alkali, von welchen das Letztere mit einer Säure verbunden war, und erdige Theile erhalten. Zusammenziehenden Stoff, Eisen und Knochenäure hat er in dieser thierischen Substanz nicht entdecken können, doch vermuthet er, daß sie von dieser Säure wohl etwas in sich haben möge; die beiden übrigen Bestandtheile hingegen, die wir so eben genannt haben, spricht Hr. T. diesem Biebergeil gänzlich ab. — Die Canadischen Biebergeile, mit welchen der Vf. ebenfalls mehrere Versuche angestellt hat, waren reichlich mit zusammenziehendem Stoffe versehen, und verhielten sich als Gemische aus verschiedenen Gummiharzen mit etwas echtem Biebergeil und erdigen Theilen vermengt; er macht daher den Schluß, daß alles Canadische oder Englische Biebergeil ein künstliches Product der Gewinnsucht sey, und daß es dem achten nordischen Castoreum nicht an die Seite gesetzt, oder Ratt desselben als Arzneymittel gebraucht werden könne. 3) *Bemerkungen über die Zubereitung der chemischen Arzneymittel, ihre möglichste Verbesserung, und die, einige derselben, in Hinsicht ihrer Aechtheit auf Reinheit, zu prüfen.* H. Harnstadt, der Vf. dieses Aufsatzes, theilt mehrere Beobachtungen mit, die er bey der Aestellung verschiedener pharmaceutischer Versuche zu machen Gelegenheit gehabt hat, und thut zugleich Vorschläge, wie die Aechtheit des Weinessigs, des wesentlichen Weinsteinsalzes, des grauen Spiegels u. s. w. geprüft und die Bereitungsart einiger anderer Heilmittel, z. B. des Bleyessigs, des Eisensmohrs und einiger Quecksilbermohre, des einfachen und medicinischen Spiegelsglaskönigs, des schweifstreibenden Spiegels, Kkk

glases, der Spießglasbutter u. s. w. verbessert werden könne. Das alkalisirte Queckfilber z. B. lehrt Hr. H. aus einem Theile des Hahnemännischen auflöslichen Queckfilbers oder des nach Blak's Angabe durch luftvolle Ammoniac gefüllten Queckfilbers, und zwey Theilen präparirter Krebssteine bereiten; eben so schlägt er auch zur Verfertigung des mit Zucker abgeriebenen Queckfilbers die genannten Precipitate vor, und statt des aus grauem Spießglas und lebendigem Queckfilber dargestellten Mogs empfiehlt er das Pulver, das man erhält, wenn man entweder gleiche Theile goldfarbenen Spießglaschwefels und auflöslichen Queckfilbers unter einander reibt, oder eine mit Scheidewasser gemachte Queckfilberauflösung erst durch eine wässrige Auflösung einer aus zwey Theilen rohen Spießglases und drey Theilen feuerbestandigen Laugesalzes zusammengeschmolzenen Spießglasleber, und dann durch Vitrioläure zerlegt, und den Niederschlag sorgfältig auswäscht u. s. w. Die Producte, die man auf diese Art erhält, scheinen in der That recht gut zu seyn, und die Vorschriften des Vf. verdienen also wohl befolgt zu werden. Auch ein anderer Vorschlag, den Hr. H. in Rücksicht auf die Zubereitung der Spießglasbutter thut, läßt sich ohne Bedenken ausführen, doch müssen wir erinnern, daß dieser Vorschlag nicht neu ist, und daß der Vorwurf, den er dem Glase des Spießglases macht, nicht völlig Grund hat; denn wir haben oft, wenn wir die Spießglasbutter — aus verpfaßtem Kochsalze, Spießglasglase, Vitriölöle und Wasser bereiten, eine Flüssigkeit erhalten, die nicht im mindesten nach Schwefel roch und die alle Eigenschaften einer sehr guten Spießglasbutter besaß; der Metalleisen, den Hr. H. empfiehlt, hat also in diesem Betrachte gewiß nichts vor dem Spießglasglase voraus. — Zum schwelstreibenden Spießglase brauche man, sagt der Vf. an einem andern Orte; nicht so viel Salpeter zu nehmen, als man gemeinlich vorschreibt; denn zur Verkalzung eines Theiles rohen Spießglases und zur vollkommenen Zerstörung des Schwefels desselben seyen zwey Theile Salpeter völlig hinreichend; aber diese Behauptung leidet manche Einschränkung; das Antimonium hat, unsfern Erfahrungen zufolge, manchmal mehr, manchmal weniger Schwefel in sich, zwey Theile Salpeter werden also zu der Absicht, die man durch dieses Salz zu erreichen sucht, wohl nicht immer hinlänglich seyn, und man thut besser, wenn man wenigstens drittelhalb Theile Salpeter gegen einen Theil Spießglas nimmt. — Das Product, das der Vf. statt des Spießglasalpeters empfiehlt, weicht doch von diesem Salze sehr ab, es hat weder die sogenannte *Materia perlata*, noch schwefelsaures Pflanzenalkali, (welche Bestandtheile bekanntlich in dem nach Selle's Vorschrift bereiteten, Spießglasalpeter in ziemlicher Menge zugegen sind,) in sich, und es kann also auf keinen Fall die Stelle desselben vertreten. Uebrigens verdient das, was Hr. H. in diesem Aufsatze von der sorgfältigen Auswahl des rohen Spießglases zu pharmaceutischem Gebrauche sagt, aller-

dings die Aufmerksamkeit der Apotheker; denn wenn wir auch fast überzeugt sind, daß das schwelstreibende Spießglas weder einen Todenschwefel, noch heftiges Erbrechen zuwegebringen, oder, mit andern Worten, weder etwas Arsenikalisches, noch einen Theil algortoffisches Pulver in sich haben kann, wenn man es auch aus einem mit etwas Mispickel vermengten Spießglase bereitet, oder mit Salpeter, der Kochsalz oder salzsaures Pflanzenalkali enthält, verpufft hat, (denn das Feuer, das bey dieser Verpuffung statt findet, ist so stark, daß wohl aller Arsenik, der zugegen war, so wie die Spießglasbutter, die sich vielleicht gebildet hat, verfliegen muß,) so verdienen doch die aus reinen Substanzen bereiteten pharmaceutischen Producte immer mehr Empfehlung, als die, welche aus Materialien dargestellt worden sind, die mehr oder weniger mit fremden Körpern vermischt waren. ⁴⁾ *Pharmaceutisch-chemische Abhandlung über den Brechweinstein von J. C. F. Lucae, Apotheker in Berlin.* Diese Abhandlung kann als ein Nachtrag zu Höpfer's bekannter Schrift angesehen werden. Hr. L. hat mehrere Versuche über die Zubereitung des genannten Brechmittels angestellt, und so gefunden, daß man, wenn man nur gleich Anfangs eine hinlängliche Menge Wasser nimmt, schon mittelst eines fünf Stunden lang fortgeführten Kochens, aus einem Theile fein gekloffenen Spießglasglases und zwey Theilen Weinsteinrahms einen sehr guten Brechweinstein erhalten, und sich zu dieser Arbeit eines gläsernen oder porzellanenen Gefäßes, oder eines zinnernen Kessels eben so gut, als einer gläsernen oder porzellanenen Schale bedienen kann. Am Schlusse beschreibt der Vf. einige Erfahrungen, die er gemacht hat, um das Verhalten des tartarisirten Weinstein, des Sauerkleealzes, des Weins u. s. w. gegen einige Spießglaskalke und besonders gegen das Glas des Spießglases genau zu bestimmen, und erzählt noch einige Beobachtungen, welche ihn gelehrt haben, daß der mit Sorgfalt zubereitete Brechweinstein eine Zufammensetzung aus 0,69 Weinsteinrahm und 0,31 Spießglaskalk fey. ⁵⁾ *Ueber die Thea bohea und viridis von J. Frank, Apotheker in Potsdam.* Diese beiden Thearten stammen, den Nachrichten zufolge, die Hr. F. darüber eingezoogen hat, von einer Pflanze her, und sie kommen auch, in Ansehung ihrer Bestandtheile, so sehr mit einander überein, daß man selbst bey der genauesten Zergliederung keine Verschiedenheit bemerken kann. Bloß in Rücksicht auf die Menge dieser Theile findet einige Verschiedenheit unter den Pflanzenblättern, die jene Namen führen, statt; denn der grüne Thee hat etwas weniger zusammenziehenden Stoff, und auch weniger schleimiges und klebriges Wesen in sich, als der Theebou, und läßt dagegen etwas mehr im Wasser unauflösliche Theile zurück, als der letztere. Die feuerbestandigen Bestandtheile beider Thearten sind Kiesel-erde, Kalkerde und Bittersalzerde mit salzsaurer Potrasche verbunden, und der Kohlenstoff macht in den faserigen Theilen, die von zwey Unzen Thee-

bou bey der Behandlung desselben mit Wasser zurückgelassen werden, sechs Drachmen, in dem Rückstande aber, den man von einer gleich großen Menge grünen Thees erhält, sechs Drachmen und fünfzig Gran aus t. f. w. 6) *Ueber das Selbststudium der Botanik für Pharmaceutik* von C. L. Willdenow. Der Vf. theilt hier seinen Lesern eine Anweisung mit, wie sie es anzufangen haben, wenn sie die Botanik ohne Lehrer erlernen, und selbst merkliche Fortschritte in dieser Wissenschaft machen wollen. Der Unterricht, den er giebt, ist wirklich gut und zweckmäßig, und die zur Erläuterung desselben gewählten Beyspiele und Abbildungen sind so passend, daß wir nicht zweifeln, daß dieser Aufsatz und die Fortsetzungen desselben, die in der Folge herauskommen sollen, den Nutzen leisten werden, den sich der Vf. davon verspricht. 7) *Chemische Untersuchung der Cassuminiarwurzel oder des Blockkittwurz* von J. C. F. Lucac. Hr. L. behauptet, daß diese Wurzel von *Amomum Zerumbet* L. gesammelt werde, und führt zugleich mehrere Gründe an, die diese Behauptung allerdings sehr wahrscheinlich machen. Die Bestandtheile, aus welchen diese Droge zusammengesetzt ist, kommen mit denen, die andere gewürzbafe Körper bey chemischen Bearbeitungen liefern, überein; denn der Vf. hat aus derselben ein ätherisches Oel, harziges und schleimiges Wesen, etwas Seifenstoff und feuerbestandige salzige und erdige Theile erhalten; er hat auch einige Versuche in der Absicht angestellt, um zu entdecken, ob diese Wurzel Kampher in sich habe, der Erfolg seiner Arbeiten hat aber gelehrt, daß ihr dieser Bestandtheil ganzlich mangelt. —

LEIPZIG, in d. Müllerischen Buchhandlung: *Digitalis purpurea*, oder rother Fingerhut. Anwendung dieser Pflanze in der praktischen Heilkunde von D. Wilhelm Withering. Aus dem Englischen von D. C. F. Michaelis. 1799. 262 S. 8. und eine illuminierte Kupfertafel. (20 gr.)

Wir zeigen diese Schrift nicht in der Absicht an, um unsere Leser mit dem Inhalte derselben bekannt zu machen, sondern nur, um ihnen zu sagen, daß die Verlagshandlung den Abdruck derselben, der im J. 1786 herausgekommen ist, und von dem vernuthlich noch viele Exemplare vorrathig waren, mit einem etwas abgeänderten Titel versehen und aufs neue feil geboten hat. Wir haben das vor uns liegende Exemplar mit einem von denen, die im J. 1786 erschienen sind, verglichen und so gefunden, daß, außer der Abweichung, die man in Ansehung des Titels und der Zueignungsschrift, (welche letztere der neu seyn sollenden Auflage mangelt,) bemerkt, keine Verschiedenheit zwischen beiden Schriften statt findet, und daß selbst die Druckfehler in beiden Exemplaren dieselben sind. Es ist also offenbar, daß die Verlagshandlung sich einer Betrügerey schuldig gemacht hat, und wir halten es für unsere Pflicht, die Leser hiervon zu benachrichtigen, damit

sie sich nicht durch die neue Jahrszahl und den etwas abgeänderten Titel täuschen lassen. Uebrigens verweisen wir auf den Jahrgang 1786 (Nr. 91 und 594) unserer Zeitung, wo sich Anzeigen des Inhalts dieser Schrift finden.

GESCHICHTE.

FRANKFURT, am Mayu, b. Varrentrapp und Wenner: *Genealogisches Reichs- und Staatshandbuch auf das Jahr 1799. Erster Theil.* 716 S. Zweyter Theil. 402 S. 8.

Dieser acht und vierzigste Jahrgang nach dem Ursprung des Werks oder zweyte nach dessen gründlicher Umarbeitung hat wiederum vor dem letzten einige innere und äußere Vorzüge, und selbst, wie sich aus einer Vergleichung der Seitenzahlen ergibt, eine größere Ausdehnung voraus. Die über jeder Seite hinzugekommenen Specialrubriken, die Auszeichnung der eingetragenen Familien von den Geschlechtsnamen, und die Verbesserung der vorhin oft unverständlichen Abreviaturen sind drey Ameliorationen des praktischen Gebrauchs. Als neue Zusätze sind drey grafische Familien anzuführen, nämlich, *Sickingen* Th. 1. S. 359. wobey jedoch einige Sproßlinge des Nebenastes vergessen worden, das so reich possessionirte Haus *Westphalen* S. 697. wobey noch die Vermählung der Gräfin Antoinette mit dem Reichsgrafen von Ingelheim hinzuzufügen, und *Wimpfen*. (S. 701.) das einer Seits durch die Heirathsverwandtschaft mit den Häusern Anhalt - Schaumburg und Hessen - Philipsthal eine Celebrität neuerlich gewonnen, anderer Seits aber auf die Benennung der durch das französische Bürgerrecht getrennten Familien - Mitglieder keinen Anspruch machen dürfte. Durch statistische Verbesserungen zeichnet sich der Abschnitt von den geistlichen Staaten Th. 2. S. 151 — 243. aus, wobey die *Langshen* Tabellen, so wohl die während des Congresses zu Rastatt als nachher erschienenen, wahrscheinlich benutzt worden. Bey *Augsburg* S. 151. scheint die Bevölkerung (90,000) zu hoch, bey *Salzburg* zu niedrig (223,000), so bey *Paderborn* und *Speyer* ebenfalls zu hoch, bey *Passau* hingegen und bey *Würzburg* (210,000) zu niedrig angegeben zu seyn; bey *Braunichweig*, *Wolfenbüttel* (S. 259.) werden statt 94 nur 74 Quadratmeilen gegeben. Die Benutzung der *Dykshen* Regententafel bey den *Auserenropatischen* Monarchen Th. 1. S. 40 — 60. ist ebenfalls lichter; nur ist der seit 1798 regierende *Nabob von Aahd*, Namens *Saydud Ali*, noch nicht nachgetragen, noch der kleine Nabob von Bengalen, *Mahomet Kheza Chan*, und bey dem Sultan von *Bantam* wäre die Resident *Jukakarta* beyzuführen. Seit der diesjährigen Einnahme von Serriagapattam verschwindet nun auch *Tippo Saib*s Name und Geschlecht in diesem Abschnitte. Der einzelnen wichtigen Verbesserungen, z. B. die Vertilgung der dem Prinzen August von Großbritannien beygelegten Vermählung Th. 1. S. 13., die Versetzung des *Kurfürsten*

difchen Herzogshaufes unter die Rubrik von *Sagan* Th. 1. S. 264. — find zu viele, als dafs man folche hier namhaft machen könnte. Dagegen ift aber auch die Zahl der einzelnen Lücken und Unrichtigkeiten noch immer grofs genug, um den Vf. zur fernern angefezten Anftrengung aufzumuntern. Kleinlich wäre es, die Auslafung des Reichskammergerichts Präfentati v. Hammerstein (Th. 2. S. 137.), das † bey dem noch lebenden Grafen Carl von Nefffelrode (Th. 1. S. 323.), die Commiffion des Freyherrnftandes bey feiner Mutter, die Auslafung des Grafen *Suwarow* unter den Oefterreichifchen und Sardinifchen Feldmarfchallen, und auch bey der Gefchlechts-tafel dieses Königshaufes, als *Cowfin*, fo wie ähnliche Dinge als wefentliche Fehler anzurechnen. Eben fo find nicht zu leicht alle und jede Forderungen der feinern diplomatifchen Staatskunde zu befriedigen, nach welchen z. B. bey dem Personale der Reichsverfammlgung Th. 2. S. 123. die Stimmenzahl bey jedem mehrere Höfe vertretenden Gefandten kurz anzugeben wäre, indem die 100 Stimmen des Fürftenraths nur von vier und zwanzig Gefandten vertreten werden. Desto ftrenger ift aber mit gegründetem Rechte die Kritik bey allen Hauptlücken, welche durch die Benützung vorhandener Hülfsmittel ergänzt werden können. Rec. wird folche, unerschüttelt durch den in der Vorrede bezugten Beyfall wegen feiner vorigjährigen Recenfion, freymüthig angeben, aber dabey dem Publicum zur Nachficht und Beherzigung drey Hauptbinderniffe der Vervollkommnung, nämlich die politifche Krife fo vieler Staaten, die häufigen letztjährigen Veränderungen, und hauptfächlich drittens den Mangel an Unterfützung und Hülfsmitteln, dabey namhaft machen.

Keines dieser Hinderniffe waltet bey den Artikeln von *Portugal* (Th. 2. S. 63.) und *Schweden* (S. 109.) ob, deren Beamtentlifte hier abermals ganz ausgelaffen worden. In Stockholm und Liffabon find 1798 und 1799 der *Hofkalender* und das *Diario* erschienen, und dieses kann über England, jene aber über Hamburg mit fo wenig Kosten verſchrieben werden, dafs diese Lücke reichlich und ohne Mühe auszufüllen gewesen wäre. — Bey dem Königlich-Preuffifchen Haufe und bey *Solms* ift, um aus den genealogifchen Lücken nur einige anzuführen, die Vermählung der verwitweten Prinzefsin Ludwig, und bey *Bourbon* (Th. 1. S. 33.) die der Prinzefs Marie Theresie mit dem Herzog von Angoulême unangezeigt geblieben, welche beide Ehen schon vor dem Abdruck des ersten Theils gefchlossen waren.

Dagegen mag die politifche Staats-Krife, und Ebbe und Fluth der Staatsereigniffe zur Entſchuldigung

deffen dienen, was bey der Abfaßung der Artikel vom Frankreich (Th. 1. S. 14. und S. 399.) von Cisalpinien S. 33., von der Römifchen Republik, S. 38. von der Helvetifchen, S. 109 und 399. und von der Batavifchen, von Neapel, Sardinien, Toscana u. f. w. zu erinnern-seyn möchte. Bey den *Directorial-Veränderungen und Wanderungen* in diesen neuen Freyſtaaten bleibt es jedoch immer von hiftorifchem Werthe, die *data* jeder Neuerung genau beyzufügen. Bey dem Cardinals-Collegium Th. 1. S. 61. und 62. würde, befonders nach erfolgtem päblichen Interregnum, die Anzeige des Emigrations-Aufenthalts sehr willkommen gewesen seyn.

Zweytens haben die Sterbefälle und noch mehr das Regierungssystem einiger regierender Herren soviel Veränderungen in den Beamtentliften bewirkt, dafs es äufserst schwer war, folche richtig und vollständig zu liefern. Der Tod des Pabstes und Tippo-Saib's, und dreyer Fürften in den nach Cagliari und Palermo geflüchteten Königshäusern find genealogifche Merkwürdigkeiten, die nur einige Zeilen im Handbuch verändern. Ganze Blätter find aber schon durch das neue Regierungssystem in Rußland, in Würtemberg und in der Pfalz veraltet. Im Petersburger auswärtigen Departement (Th. 2. S. 97.) find die *Bedoboroko*, *Kurakin*, *Romanzow* und *Koschubey* fämmtlich nicht mehr; im Stutgarter Ministerium (Th. 2. S. 336.) nicht mehr *Urkh*, noch *Wollwarth*, noch *Fischer*, im Kurpfälzifchen (Th. 2. S. 295.) fast keiner der hier genannten Minister und geheimen Referendarien. Verhältnismäfsig waren die andern Abtheilungen dieser und mehrerer Staaten ebenfalls vor der Vollendung des Handbuchs verändert.

Die dritte und gütigste Entschuldigung, liegt bey einigen Artikeln im Mangel an Unterfützung und an gedruckten Hülfsmitteln. Bey dem Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel ift die Ursache von der gänzlichen Weglafung des Personale der Staatsdienerſchaft ausdrücklich Th. 2. S. 239. dahin angegeben worden, dafs das von hochfürstlicher Kanzley erbetene Verzeichnifs nicht mitgetheilt worden sey. Ein Staatskalender dieses Herzogthums, ift bekanntlich auch nicht vorhanden; mithin ein wahres vacuum da. In einem solchen für deutsche Publicität höchst seltenem Falle der gänzlichen Entblößung von Hülfsmitteln wären aber doch wenigstens schriftlich durch Privatperſonen die Namen der Staatsminister und Generalität zu erforschen, deren Namenkunde dem Publicum wichtig ift.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donstags, den 19. November 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PRAG U. DRESDEN, b. Walther: *Arzneymissenschaftliche Aufsätze böhmischer Gelehrten*. Gesammelt und herausgegeben von Johann Dionys John, Doct. und ausübendem Arzte zu Teplitz. 1798. 315 S. 8. mit 1 Kupfer und etlichen Tabellen. (20 gr.)

Die Absicht des Herausg. war nützliche, gutgearbeitete, kleine Aufsätze der Veressenheit zu entreissen, die entweder einzeln erschienen, oder in großen und nicht medicinischen Werken zerstreuet waren, und Bohnen in medicinischer Hinsicht vorzüglich interessiren. Wenn Sammlungen von Aufsätzen aus andern, zum Theil ziemlich bekannten, und von den Aerzten allgemein benutzten Werken, verbunden mit Aufsätzen, die in andern wenig bekannten, und nur für das Land, in welchem sie geschrieben wurden, bestimmten Werken stehen, und daher dem lesenden Arzte entgegen würden, auf den Beyfall der Leser rechnen dürfen; so wird Hn. J. Sammlung diesen gewiss erhalten. Es würden wirklich ohne Hn. J. Bemählung mehrere interessante Aufsätze, die in diesem ersten Bande enthalten sind, den meisten Aerzten unbekannt, geblieben seyn: viele viel aber der Arzt auch zweymal kaufen müssen. A. B. die aus den Breslauer Sammlungen, aus Haller's *diff. patholog. pract.*, aus den Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Böhmen, und aus den Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen, Prochaska *oper. minor.*, Stark's Archiv für die Geburtshülfe u. s. f. entlehnten Aufsätze. Manche, z. B. gleich der erste von Rok aus den Breslauer Sammlungen, hätten ihres sehr geringen Werthes wegen nicht aufgenommen werden sollen. Rec. nennt nur einige Aufsätze aus wenig in Deutschland bekannten Werken, die Interesse für die Aerzte in unsern Tagen haben können. VII. Ueber das Verhältniß der Arzneykunde und der Wundarzneykunst, aus dem Prager Archiv denkwürdiger Ereignisse. Der Vf. zeigt recht gut, wie weit der Wirkungskreis des Wundarztes ist, und wie wenige Zeit selbst obrigkeitliche Verordnungen ihm bestimmen, sich die dazu notwendigen Kenntnisse zu erwerben. Eher werde es mit der Wundarzneue nicht gut stehen, bis das Bartputzen den Wundärzten genommen worden, und sie bessern Unterricht, sowohl in den Vorbereitungswissenschaften, als in der Medicin selbst genossen haben. (Wo soll aber das Geld herkommen, solche Wundärzte, die auch in kleinen Bezirken

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

nothwendig sind, und durch das Bartscheren eine Einnahme haben, auf die sie gewiss rechnen können, zu besolden? Der sel. Möhler hat erwiesen, daß die bisherige Einrichtung der Geschäfte der Chirurgen auch ihre Vortheile hat, und man trifft doch auch Wundärzte an, die eben so gute Chirurgen als Bartscherer sind. Nur die Obrigkeiten sollten bey ihren Prüfungen strenger seyn, und keinen als Chirurg anstellen, der nicht erweisen könnte, daß er gehörig unterrichtet worden sey, und diesen Unterricht auch gefast habe.) XLII. Ueber die Bekanntmachung der böhmischen Giftr Kräuter in den beiden Mutter Sprachen. Der Vf. des Aufsatzes sowohl, als Hn. J. in einem langen Zusatz, sind der Meynung, daß es bedenklich sey, das große Publicum durch Schritten mit Kupfern in der Landessprache mit den giftigen Pflanzengewächsen bekannt zu machen, weil — mit Vermehrung der Kenntniß der Gifte auch sicherlich geflüßentliche Vergiftungen mittelst der allgemeiner bekannt gewordenen Gifte häufiger werden würden. Rec. glaubt dieses nicht: denn die Pflanzengifte haben fast alle einen so eminenten Geschmack, und müssen in so großer Menge genommen werden, wenn sie tödtlich wirken sollen, daß eine Vergiftung durch sie weit seltener wird erfolgen können, als durch den Arsenik, den der Vf. als Beweis für seinen Satz aufstellt, und Menschen, deren Moralität gebessert worden ist, — und dieses sollte doch der Zweck jeder Erziehung seyn, — werden sich gegen ein Gift, welches sie kennen, in Acht nehmen, dasselbe aber nicht zum Nachtheil anderer anwenden. Rec. lebt in einer Bergegend, wo die Belladonna häufig wächst. Seit 15 Jahren weiß er fünf bis sechs Fälle, wo Kinder und auch alte Leute vom Genuße der Beeren dieses Gewächses starben. Diese Menschen würden dem Staate erhalten worden seyn, wenn sie von den gefährlichen Wirkungen dieses Giftes unterrichtet gewesen wären. XV. Zarda von dem Nutzen über die Rettungsmittel in plötzlichen Lebensgefahren Nichtärzten Unterricht zu geben. Es ist das Programm, durch welches dieser würdige Mann seine Vorlesungen über diesen Gegenstand ankündigte. XVI. Verzeichniß der in den Spitalern des Ordens der barmherzigen Brüder deutscher Provinz im J. 1792 aufgenommenen — armen Kranken. Aufgenommen wurden von dieser wahrhaft würdigen religiösen Gesellschaft in den österreichischen Erblanden 11731 Kranke: die Zahl der Todten betrug 1232, eine viel zu große Menge, woran aber nicht diejenigen, die der Kranken pflegen, sondern andere Umstände, die zum Theil beseitigt werden könnten, wenn man von der

alten Norm abgehen wollte, Schuld find. XVII. Fünffährige Krankenprotocolle der Privatentbindungs- und Krankenbesuchungsanstalt in Prag nach den jährlichen Berechnungen des Johannes Melitsch. XVIII. Versuch einer Literatur über den Scheintod, vom Herausgeber. Es sind mehrere Bogen voll von Titeln von Schriften und Aufsätzen, alphabetisch geordnet. Größere literarische Werke, z. B. Ploucquet's *init. biblioth.* scheint Hr. G. nicht genutzt zu haben: auch fehlt es an Druckfehlern nicht: z. B. Kite statt Kite. Für ein sehr nützlich literarisches Unternehmen hält Rec. den Anfang. XIX. Verzeichniß der lebenden böhmisch - medicinischen Schriftsteller und ihrer Schriften, vom Herausgeber.

BERLIN, b. Maurer: Lateinisches Lesebuch für studierende Jünglinge, besonders für angehende Wundärzte. Zum Gebrauch der königlichen chirurgischen Papiere zu Berlin, herausgegeben von A. Schloffer, k. Lehrer der lateinischen Sprache bey der chirurgischen Papiere. 1798. 326 S. 8. (18 gr.)

Dieses Lesebuch ist zum Unterricht junger Aerzte und Wundärzte sehr geschickt, und verdient empfohlen zu werden. Der Herausgeber ist vom Leichten zum Schweren übergegangen, und hat im ersten Abschnitt: Vorübungen, durch eine fast zu große Menge von Beyspielen die ersten Anfangsgründe der lateinischen Sprache erläutert, auch einen nicht unbeträchtlichen Theil der Beyspiele von Gegenständen der Heilkunde hergenommen. Im zweyten Abschnitt stehen 125 erst kurze, dann längere Erzählungen, größtentheils aus alten Schriftstellern, zum Theil auch aus ähnlichen neuen Unterrichtsbüchern, und gut gewählt. Es sind auch etliche medicinische Anekdoten darunter, z. B. von Friedrich dem Zweyten und Zimmermann. Der dritte Abschnitt enthält Miscellaneen aus der Naturgeschichte, der Geschichte und Philosophie, mit besonderer Rücksicht auf den Bau des Menschen, und dieser Theil wird dem jungen Ärzte und Wundärzte großen Nutzen zur Erleichterung der anatomischen Terminologie gewähren. Dieser Abschnitt enthält auch sehr gut gewählte diätetische Regeln aus dem Celsus, und viele Stellen aus dem Cicero, die größtentheils die Physiologie des Menschen betreffen. Der vierte Abschnitt, chirurgisch - medicinischen Inhalts, enthält einen zum Unterricht junger Wundärzte sehr zweckmäßig gemachten Auszug aus dem Celsus. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Hr. S. etwa noch aus Plater's *institut. chirurg.* die Artikel von der Entzündung und den Ausgängen derselben im Allgemeinen hinzugefügt hätte. Stellen aus *Mead oper.* Neap. 1797, die recht gut lateinisch sind, über die Pocken-eimpfung, über mehrere andere innerliche Krankheiten, auch über Gegenstände der Geburtsbülfe, machen den Beschluß. Bey der Anordnung und Einrichtung des Ganzen hat der Herausg. sich Gedlicke's vorzügliches lateinisches Lesebuch zum Muster ge-

nommen, aus dem er auch vieles entlehnt hat. Ein kurzes, auch nach diesem Muster eingerichtetes, und, so wie Rec. es gefunden hat, vollständiges Wörterbuch ist angehängt.

GESCHICHTE.

REGENSBURG: Kurze Beschreibungen, auch einfache Anzeigen der Ritterordenscommenden, der Collegien, der Abteyen und Probsteien, der gestifteten Klöster, die weder Abteyen noch Probsteien sind, der Bettelklöster, Kläusen, Pfarreyn, Beneficien, milden Stiftungen, wunderthätigen Bildnisse, Walsfahrten, Reliquien der Heiligen, Confraternitäten etc. in Bayern, nebst einem Anhang von der Oberpfalz, und einer Eventual-reparation über die Anticipationsanlage von den Klöstern etc. an ihren künftigen Decimationsbetrag etc. 1799. 190 S. 8. (14 gr.)

Man erstaunt über den großen Reichtum, den die Geistlichkeit in Bayern besitzt, und über die ungeheure Menge von Abteyen, Klöstern und andern, auf dem Titel angegebenen, milden Stiftungen, womit dieses Land gleichsam überflutet ist. Die gegenwärtige Schrift liefert von denselben ein ausführliches Verzeichniß, worin die geographische Lage der Klöster etc., das Jahr ihrer Stiftung, ihre spätern Schicksale, auch bey einigen der gegenwärtige Zustand derselben kürzlich bemerkt wird. Der Vorrede zufolge, hat der ungenannte Vf. bey seiner Arbeit den vor 50 Jahren herausgekommenen kurbayerischen geistlichen Kalender zum Leitfaden gewählt, und diesen hin und wieder berichtigt. Hatte er hiebey auch die diplomatischen Hülsquellen, z. B. *Hundt Metrop. Salisburg.*, die *Monumenta boica* u. a. m. benutzt, und zugleich auf die ehemaligen Stifter und andere, zur Erläuterung der Geschichte abzweckende, Nachrichten Rücksicht genommen; so würde diese Schrift auch einigen historischen Nutzen gewähren, und einen dankenswerthen Beytrag zur *Germania sacra* abgeben haben. Statt dessen unterhält er seine Leser mit Erzählungen abentheuerlicher Begebenheiten und anderer, aus dem blinden Aberglauben der ältern und neuern Zeiten herrührenden Fabeln, die man nicht ohne Wehmuth über den in katholischen Ländern so tief gesunkenen Menschenverstand zu lesen vermag. Dies gilt besonders von der zahlreichen Menge wunderthätiger Bildnisse, deren man nur allein in Bayern 466 antrifft, unter welchen 148 Marienbilder besondlich sind, die noch jetzt im Rufe der Wunderthätigkeit stehen. Bey vielen ist die Art ihrer Entstehung und die Wunderkraft derselben angegeben. So sieht man z. B. in der Onkenkapelle zu Helling ein von einem blinden Wagner vertigtes Wagenrad, der aber gleich nach seiner dahin angestellten Walsfahrt sehend geworden. — Von dem weitberühmten Muttergottesgudenbild im Nonnenkloster zu Landsbut sind im J. 1747 über 60000 Bilderchen abgedruckt, vom Ori-

ginal berührt, in ganz Europa verschickt und gegen alle mögliche Leibesgebrechen mit augenscheinlichem Nutzen gebraucht worden. Sie füllen sogar Feuersbrünste und verbrennen nie. — Eine andere Mutter Gottes im Rentamt Landsb., hörte auf Wunder zu thun, und bekam ihre Kraft eher nicht wieder, bis das Consistorium zu Freysingen das Bild 1707 von neuem für wunderthätig erklärte etc. — Der Vf. oder der Herausgeber (wie er sich in der Vorrede nennt) erzählt noch manche ähnliche Geschichten, jedoch so, daß er sie als Geburten des katholischen Aberglaubens lächerlich zu machen sucht. Unter der ungeheuren Menge von heiligen Reliquien befindet sich eine so große Zahl von Kreuzpartikeln, daß man nur allein von denjenigen, die in Bayern und in der Oberpfalz als Heiligthümer aufbewahrt werden, einige Klaftern Holz zusammenbringen könnte. Die Zahl der Bruderschaften (Congregationen) von sehr verschiedenen Bezeichnungen, beläuft sich in beiden Ländern auf 566, deren jede ihre besondern Statuten und Verfassung hat. — Die Beschreibung der wenigen Abteyen und Klöster, die in der Oberpfalz befindlich sind, ist in sofern etwas interessanter, weil (S. 148—162.) von ihren dermaligen Einkünften, Besitzungen, Einwohnern und sonstigen Verfassung manche brauchbare Nachrichten gegeben werden. Am wichtigsten ist die Bernhardiner Abtey *Waldsassen*, die 1233 vom Markgraf Theobald zu Vohburg gestiftet wurde. Sie besitzt von der ganzen obern Pfalz, — einem Lande von 130 (geographischen) Quadratmeilen, den siebenten Theil, enthält 1000 Höfe, 2003 Häuser, bey 18469 Seelen, hat jährlich wenigstens 100000 fl. Einkünfte, ernährt ungefähr 80 Mönche und besitzt viele Hoheitsrechte. Minder reich, aber doch immer beträchtlich genug, sind die übrigen Abteyen, als: Weissenhof von 10000 fl., Michelsfeld von 20000 fl., Speinshard von 16000 fl., Emsdorf von 10000 fl. und Reichenbach von 20000 fl. Einkünften. — Auf die am Schlusse der gegenwärtigen Schrift beygefügte und 1739 zu München verfaßte Eventualrepartition gründet sich die in Bayern übliche Decimation der sammtlichen hier beschriebenen Stifter und Klöster, woraus sich der Werth und die Einkünfte derselben so ziemlich bestimmen lassen.

Nürnberg, b. Raspe: *Die Lacedämonier*, dargestellt nach ihrer Staatsverfassung, nach ihren Sitten und Gebräuchen. 1799. 260 S. 8.

Weil man gegenwärtig in gebildeten, wie in unbildeten, Zielen bey nahe ausschließend von nichts als Constitution und republikanischen Verfassungen spricht, und unter den letztern vorzüglich die Einrichtungen der Spartaner, als bekannter Errepublikaner die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und häufig genug ohne alle Einsicht von den denselben geschwartz wird; so strebt der Vf. diesen Staat nach den Angaben der bewährtesten Schriftsteller und Zeitgenossen darzustellen. Diese Landleute und Zeit-

genossen hat aber nicht er, sondern Nicolaus Crægius ein Däne des sechzehnten Jahrhunderts, in seinem Buche *de republica Lacedaemoniorum* zu Rathe gezogen; dieses ist die Quelle, welcher unser Vf. folgt. Eigentliche Fehler, die bey so vielen nemern flüchtigen Modestiftellern häufig genug zum Vorschein kommen, vermeidet er dadurch wirklich, denn sein Gewährsmann hat mit ängstlicher Sorgfalt zusammengestellt, was von den Alten, oft mit Widerspruch des einen gegen den andern, über die Verfassung der Spartaner gesagt worden ist. Aber die Geist dieser Einrichtungen, die Ursachen welche sie hervorbrachten, und gerade in so auffallenden Massen hervorbrachten, die Zwecke, welche dadurch erreicht werden sollen, sind zwar hin und wieder angegeben, aber nirgends in dem allgemeinen Gange ihres Zusammenhangs ihrer Verbindung entwickelt. Einen Montesquieu wird man hier nicht suchen; aber wohl alles, was man von der Genauigkeit eines Mannes aus den letztern Jahrhunderten erwarten kann. Die gegenwärtige Schrift verdient also Empfehlung, und wird jedem, der nicht ganz als Feindling der Geschichte zur Lectüre kommt, Belehrung, meist auch Unterhaltung geben. Nachdem der Vf. von der Lage des Landes, von den Städten und ältern Verfassung gesprochen hat, trifft die Reihe Lykurgs gänzliche Umwandlung alles bisher vorhandenen; wo denn freylich die getroffenen Veränderungen nicht nach ihrer natürlichen Folge; so wie die Sache selbst dem Gesetzgeber von dem ersten Schritte zu dem folgenden nöthigte, vorgeordnet werden, sondern nach Crægius, in mehrere Classificationen zerlegt sind. Z. B. über die Bürger, ihre Eintheilungen, Versammlungen und Wahlen, Vorrechte, Leibeigenen (Heloten und Messenier), Magistratspersonen, folglich von den Königen, Senate, Ephoren etc. Dann erscheinen erst in dritten Buche die Gesetze, die sich, freylich nach bloßer Willkür, hier in zwölf Tafeln getheilt finden: über Religionsgebräuche, Gesetze für Stadt und Land, Theilung der Felder und Einrichtung der Gebäude, Hauswesen, Ehegesetze, Erziehung, gemeinschaftliches Leben und Speisen, Kleidung, Sitten etc. Von dem Benehmen des Staats im Frieden, Krieg, bey Bündnissen, spricht dazu das vierte Buch noch besonders. — Der Vortrag ist nicht eigentlich schön, doch deutlich und rein; und ob wir gleich aus demselben den Vf. als einen Bewohner des südlichen Deutschlands zu erkennen glauben; so finden wir doch keine von den Provincialismen, durch welche sich die Schriftsteller jener Gegenden gewöhnlich verathen. Nur eine Probe seines Vortrags, und vielleicht Stoff zu sehr entgegengegesetzten Betrachtungen: S. 14. „Es war nicht die Meynung Lykurgs den unumgeschaffenen Freystaat in eine Demokratie oder Volksregierung umzuwandeln. Als einer von ihm verlangte, daß er die Staatsverwaltung dem Volke übergeben sollte, sagte er: willst du wohl die Herrschaft deines Hauses dem Gesinde überlassen?“

Export, b. Keyser: Kurzgefaßte Biographien der römischen Kaiser, das ist: der eigentlich römischen und der römisch-deutschen Kaiser, von ihrer Entstehung an bis auf gegenwärtige Zeiten. — Ein Lesebuch für die Jugend überhaupt und für die Liebhaber der Geschichte in mancherley Ständen, von Johann Adolph Leopold Fasellius. 1799. 236 S. 8. (10 gr.)

Wir können unsern Lesern keinen richtigern Begriff von dem Geschmack des Vfs., seiner Auswahl, historischen Kenntnisse und der Reinheit des Vortrags geben; als wenn wir den größten Theil seiner Biographie des Kaisers Augustus ausheben. „Augustus“ wurde zu Rom geboren am 23. September im Jahre nach Erschaffung der Welt 3909. Sein ganzer Name war Octavius Cäsar Augustus; sein Vater, Cäus „Octavius“ war ein römischer Rathsherr, und seine Mutter, Accia, Julius Cäsars Schwelertochter. — (Nun folgen die drey Gemalinnen.) „Er gründete das mächtigste, grösste und am besten eingerichtete Reich, das noch in der Welt entstanden war, und zum Zeichen des allgemeinen Friedens, schloß er „den Janusteinzel zu Rom zu, welches seit Erbauung dieser Stadt nur zweymal gesehen war; überdem war er ein gütiger, gelinder, gerechter und loblicher Regent, verband mit diesen Gesinnungen viel Freygebigkeit, Mäßigkeit ohne Pracht, Leutseligkeit und Herablassung, war ein großer Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften, und bekam den Beynamen eines Vaters des Vaterlands. — Unter seiner Regierung wurde im Jahr 3947 Christus geboren, auf welche Gelegenheit August eine Münze prägen ließ.“ Was der Mann für einen Begriff von Biographien haben mag! In dem nämlichen Tone fährt er bey den folgenden Kaisern fort, weiß vom Claudius, daß er anfangs sehr einfältig und von blindern Verstande war, daß sich aber nachgehends sein Verstand unter der Leitung des römischen Geschichtschreibers Titus Livius besserte. Vom Nero, daß er sich mit dem Ausruf erschach: schändlich habe ich gelebt, schändlich will ich auch sterben. Vom Galba, daß er vor seiner Ernennung zur Kaiserwürde Landvogt in Afrika war. Vom Otto, daß er kaum drey Monate regierte, als die Soldaten schon wieder einen neuen Kaiser, den General Vitellius ausrufen, und daß dieser mit seiner Armee vor die Stadt Rom kam und Otto's Armee schlug. Vom Vitellius, daß man ihn aus dem Wege zu schaffen suchte, weil bereits die Armee in Ungarn ihren General Vespasian zum Kaiser ausrufen hatte. Und in dem nämlichen Ton geht es nun fort bis auf unsere Zeiten. Bey jedem Kaiser weiß er denselben Wahlspruch auf ein Haar, hebt einzelne Umstände aus, die ihm, und ist nur ihm, wichtig dünken, liefert statt der Le-

bensbeschreibungen das, was man zu Anfange unsers Jahrhunderts eine Staatsgeschichte nannte, bemerkt bey jedem der neuern Kaiser, wie er gegen die Lutheraner gefinnt war, ob er dem Pabste den Daumen auf das Aug zu drücken wufte oder nicht; wahre Kenntniß von dem Zusammenhange der Begebenheiten, von der Bildung und Denkungsart der Regenten, und von den Umständen, unter welchen und durch welche beide bewirkt wurden, muß man hier nicht suchen. Doch wird in den neuen Zeiten sein Vortrag besser. Denn wenn gleich manche Angabe wie folgende mit unterschläpft: „Karl der Große konnte vier neugegründete Huseien einzey weissen, und einen geharnischten Mann wie ein Kind von der Erde aufheben;“ so zeichnen sich doch manche Biographien aus unsern Tagen (denn der Vf. ist vollständig, er setzt sein Werk bis auf Kaiser Franz II fort) durch mehrere Richtigkeit, und mitunter, wie bey Kaiser Joseph II, durch eingestreute gute Bemerkungen aus. Im Ganzen hatte aber Hr. F. die Geschichte erst studiren sollen, ehe er es wagte, Gegenstände aus derselben selbst zu bearbeiten.

DÜSSELDORF, in der Dänzerschen Buchh.: H. J. Sulzbach's arithmetische Künfteltellen für erfahrene und unerfahrene Rechner, nebst einem kurzen, jedoch hinlänglichem Unterricht, wie solche zur geschwindesten und unschlärksten Auflösung mannichfaltiger Rechnungsaufgaben in allen und jeden Vorfällen nützlich zu gebrauchen sind. Neue Auflage. 4. (20 gr.)

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: Untersuchungen über die verlarvten ausgearteten oder verwickelten venösen-chronischen Krankheiten. Aus dem Französischen des Bürger Carrere, mit Anmerkungen des Uebersetzers. Zweyte Auflage. 1799. 152 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 124.)

BERLIN, in der Realschulbuchh.: Lehrbuch der Naturgeschichte. Ein Auszug aus dem Reccard'schen Lehrbuche, welcher die Abschnitte von der menschlichen Seele, der Naturlehre und der Naturgeschichte enthält. Durchgesehen und verbessert von J. Ph. Hobert. Zweyte unveränderte Auflage. 1799. X u. 181 S. 8. (6 gr.)

HALLE, b. Kümmel: Journal für Prediger. 33ten Bandes. 1 — 4tes Stück. 1798. 472 S. 36ten Bandes. 1 — 4tes Stück. 1799. 488 S. 37ten Bandes. 1. u. 2. Stück. 1799. 232 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 104.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 20. November 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

GÜTTINGEN, b. Schröder: *Joel*, übersetzt und erklärt von G. Wiggers. 1799. 101 S. 8. (5 gr.)

2) RINTZEN, mit Bösendahl'schen Schriften: *Obadiah*, neu übersetzt und erläutert von J. T. G. Holzapfel. 1798. 144 S. 8. (9 gr.)

3) FLENSBURG u. LEIPZIG, in der Kortenschen Buchhandlung: *Verfuch einer metrischen Uebersetzung des Propheten Jona*, von P. H. Grangau, Prediger zu Schöbüll. 1792. 2 Bog. 8. (2 gr.)

4) JENA, b. Gabler: *Die Orakel des Propheten Micha*, übersetzt von Arn. Heinr. Groschoppf. 1798. 6 Bog. 8. (6 gr.)

5) GOTHA, b. Ettinger: *Die Visionen Habakuks*, neu übersetzt mit historischen und exegetisch-kritischen Anmerkungen. Nebst einer Abhandlung über den Prophetismus der alten Welt, und insbesondere der biblischen Propheten, von G. C. Horst, evang. Pred. zu Lindheim in der Wetterau. 1798. XIV u. 188 S. gr. 8. (18 gr.)

Ogleich in neuern Zeiten die sogenannten kleinen Propheten, bald ganz, bald theilweise, von mehreren Gelehrten und zum Theil sehr glücklich, bearbeitet worden sind; so fehlt es dennoch nicht an einzelnen Stellen in diesen Schriften, die noch mehr Licht bedürfen; und welche fortgesetzte scharfsinnige Versuche nicht überflüssig machen. Wenn man auch bey den meisten dieser interessanten Uebersetzungen den Geist entdeckt haben sollte, der das Ganze befeelt; so wird man doch Stellenweise nicht selten auf eine wahrscheinlich fehlerhafte Beschaffenheit des Textes stoßen, woraus der Sinn des Dichters nur schwer auszumitteln seyn dürfte. Hier wird man sich mit Vermuthungen begnügen, und schon zufrieden seyn müssen, wenn diese Vermuthungen nur das Gepräge des Scharfsinns an sich tragen. Ueberhaupt aber müssen die Propheten-Schriften mit Unbefangenheit, und so wie alle übrigen alten Schriftsteller erklärt werden. Ihr Ausleger muß nicht nur mit den nöthigen Sprachkenntnissen ausgerücket seyn, sondern er muß sich auch in den Geist, in die Sprache und in den Ideenkreis der alten Welt zu versetzen wissen, wenn er mit gutem Fortgange arbeiten will. Die von uns anzuzeigenden Propheten-Erklärungen zeugen bald mehr, bald weniger von diesen nothwendigen Erfordernissen ihrer Verfasser.

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

Nr. 1. Hr. Wiggers eröffnet zwar keine neuen Ausichten zur Erklärung des phantasiereichen und gefühlvollen *Joel*; er übersetzt einen begeisterten Dichter in Prosa, wodurch manche Schönheit des Originals verloren gehen mußte, und trägt nur selten eine eigene neue Erklärung vor. Indessen verdient seine Schrift, als die Probechrift eines fleissigen jungen Mannes, der seine akademischen Jahre gut angewendet hat, und den eben sowohl Kenntnisse als Beurtheilung zeigt, Lob, und der Vf. zur Fortsetzung seines Studiums, Aufmunterung, wovey wir jedoch wünschten, das derselbe, wenn er anders noch mehrmals im Fache der Bibelklärung auftreten sollte, seine Bemühungen lieber den prosaischen als den poetischen Schriften des A. T. widmen möchte. In den vorläufigen Bemerkungen handelt Hr. W. 1) von dem Ausdrücke Nabi (נביא) und dessen Bedeutung, wo das Bekannte zusammenge stellt wird; 2) von der Person des *Joel*, von der sich nicht viel sagen läßt, 3) von dem Zeitalter des Propheten, das sich nur mit Wahrscheinlichkeit bestimmen läßt. Eckermann's Meynung, das *Joel* in den Zeiten des *Josias*, eines der letzten Könige Juda's, gelebt habe, und das K. 4. 2. 3. ausschliessend auf das Reich der zehn Stämme zu deuten sey, hält er für sehr unwahrscheinlich, und setzt ihn, mit *Eichhorn* und *Justi*, in frühere Zeiten; 4) wird von dem Inhalte und der Veranlassung des Orakels gehandelt. Hier giebt der Vf. der Eckermann'schen Erklärung den Vorzug, nur will er nicht alle die Gründe unterschreiben, womit Hr. E. seine Meynung vertheidigt hat. Die spätere Erklärung dieses Gelehrten in den theologischen Annalen (Jahrg. 1793. 7. Woche S. 98 ff.) worin derselbe manche nähere Bestimmung seiner ehemaligen Auslegung giebt, und manche vorige Behauptung zurücknimmt, scheint Hn. W. nicht bekannt geworden zu seyn. Manche Einwendungen *Eichhorn's* gegen die Eckermann'sche Ansicht (im 1. Bd. der allg. Bibl. der bibl. Literatur) hält er neuer Einwürfe fähig. Eine Insectenverwüstung, die im Morgenlande gewöhnlich von großer Dürre begleitet wird, soll dem Propheten zu dem Orakel, das wir noch von ihm übrig haben, die Veranlassung gegeben haben. 5) giebt Hr. W. die charakteristischen Züge im *Joel* — zu allgemein und zu wenig in den originalen Geist des Dichters eindringend — an. Zuletzt wird noch 6) mit ein Paar Worten von der Kanonicität des *Joel* gehandelt; in Rücksicht der Commentatoren und Uebersetzer dieses Propheten wird auf *Justi* verwiesen. — Die Uebersetzung des Hn. Wiggers haben wir größtentheils

M m m

treu

treu und richtig, nur bisweilen etwas zu gedehnt und matt gefunden. Hier und da hält er sich genau an einen der neuesten Uebersetzer, nur mit dem Unterschiede, daß dieser gedrängt und metrisch, unser Vf. hingegen prosaisch übersetzt hat; z. B. K. 1. 8. 17 u. a. Nach der Uebersetzung folgen *philologische und kritische Anmerkungen*, und vor jedem Kapitel steht eine kurze *Entwicklung der Ideenfolge*. In den Anmerkungen kommt, neben manchem Trivialen, auch viel Gutes vor. Der Vf. kennt seine Vorgänger; hat besonders die zwey neuesten Erklärer des Joel fleißig benutzt; geht jedoch nicht selten auch seinen eigenen Weg. Beym zweyten Kap. verwickelt er sich in viele Schwierigkeiten, weil er durchaus die erkünstelte Erklärung von einem wirklichen Kriegsheere, da, wo man an Heuschreckenschwärme zu denken hat, behaupten will. Hier soll z. B. ein wirkliches Kriegsheer *Russen* gleichen, und wie *Ritter* springen, wie *Wagen* über der Gebirge Gipfel rennen, gleich Helden laufen, gleich Kriegern Mauern ersteigen, gleich den Dieben, durch die Fenstergitter hereinkommen u. s. w.!! Die Einwendung gegen diese gezwungene Erklärung, daß ein guter Dichter einen tapfern Krieger nicht mit einem Diebe vergleichen werde, der zum Fenster hereinklettert, wird bloß damit beantwortet, „daß in dieser Vergleichung nichts weiter, als der Ausdruck der Schnelligkeit liege.“ Zu dieser Erklärung paßt auch der v. 11. vorkommende Zug: „Jehovah donnert an der Spitze seines Heeres“ nicht so gut, als zu der Erklärung von einem Heuschreckenheere, das als ein verwüstendes Heer Gottes angesehen wird, und wobey der Dichter den Unstand benutzt, daß die Heuschrecken zur Zeit der brennendsten Sonnenhitze einfliegen, um Donnerwetter sehr gewöhnlich sind. K. 2. 6. übersetzt Hr. W.: „Sie kommen, — und es erzittern Nationen, *Aller Wangen erschauern*.“ Dabey bemerkt er, daß man *וָאֵל* durch *ornamentum, ador*, und daher *פִּלְלוֹ* durch *ornavit, nituit*, erklären könne, *contraxerunt pillorem*; sie wurden blafs, erblaßten. Vergl. Nahum 2. 11. Nicht übel; sonst könnte man auch *הַפִּלְלוֹ* beytreten, der dem *וָאֵל* die Bedeutung *Muskel* (Arab. *وَسْط*) beylegt, und alsdann wäre in unserer Stelle an den *calvus hippocraticus*, eine kramphastige Verwulstung der Gesichtsmuskeln, zu denken. Beym dritten Kap. folgt Hr. W. der richtigen Erklärung der neuen Ausleger. K. 4. 1. nimmt der Vf. mit andern Auslegern, die Lesart des Keri *וָאֵל* an, allein das Wort *וָאֵל* hat auch in der ersten Conjugation bisweilen die transitive Bedeutung, und man kann daher die Lesart *וָאֵל* beybehalten. Das Keri scheint bloß eine masorethische Erklärung von *וָאֵל* zu seyn. Wir wünschen, daß recht viele Jünglinge bey ihrem Abgange von der Uni. erlitten im Saunde seyn mögen, dergleichen Probestücken zu liefern, als Hr. W. geliebt hat.

Nr. 2. Hr. Holzapfel hat das Brauchbarste, was die besten Interpreten über den kleinsten der kleinen Propheten bemerkt haben, mit guter Beurtheilung

gesammelt, und mit einigen eigenen Bemerkungen begleitet, wodurch jedem, der sich mit diesem Ueberreste des Alterthums beschäftigen will, die Mühe eines langen Nachsuchens in vielen andern Schriften erspart wird. In der voranstehenden Einleitung handelt der Vf., da man von den Lebensumständen des Obadiah gar nichts weiß, von einigen Fabeln und Meynungen, die man in dieser Hinsicht vorgebracht hat, daß er z. B. ein geborner Idumaer gewesen, und in der Folge seines Lebens zur jüdischen Religion erst übergetreten sey; dann redet er von dem wahrscheinlichsten Zeitalter, in welchem Obadiah lebte, und hält diejenige Meynung für die wahrscheinlichste, nach der die Abfassung seines Weissagungsanges einige Jahre nach der Zerstörung Jerusalems durch den Nebukadnezar gesetzt wird. Er ist nicht der Meynung, daß Obadiah den Jeremias (K. 49.) nachgeahmt habe, sondern er tritt Grotius, Eichhorn und Schumann bey, und glaubt, daß Jeremias die Reden des Obadiah in seine Weissagung theilweise aufgenommen habe. — Was die Veranlassung des Obadiah'schen Gesanges betrifft, so glaubt er, daß derselbe einer besondern und zwar plötzlichen Veranlassung sein Daseyn verdanke, und daß wir darin ein für sich bestehendes Ganze besitzen. Obadiah habe diesen Weissagungsgefang aus dem Stegreif niedergeschrieben, oder ihn vorher unvorbereitet ausgesprochen, und im Affect der Rede bisweilen die Person vergessen; deren er sich kurz vorher bediente, und ihn nachher eben so ausgezeichnet. Hierauf sucht Hr. H. den poetischen Charakter Obadiah's zu schildern, und handelt von dem kanonischen Ansehen desselben; daß man ihm die vierte Stelle in der Reihe der kleinen Propheten angewiesen habe, glaubt er, sey darum geschehen, weil Amos in seinem letzten Vortrage, K. 9. 12. ebenfalls von der Belegung der Esomiter durch die Juden geredet habe, dem Ordner der kleinen Propheten habe es daher schicklich erschienen, den vollständigen Vortrag des Obadiah, gleichsam als einen Commentar, unmittelbar auf jene wenigen Zeilen des Amos folgen zu lassen. Das angehängte Verzeichniß der Commentatoren und Uebersetzer des Obadiah ist ziemlich vollständig; doch haben wir Ang. Victorinus, Joh. H. Ursinus, Jas. Gesner, Joh. Jak. Gryndus, Joh. Ellis, J. M. Leigh, Aug. Pfeiffer, Nicol. Schneccer u. a. vermißt. — Hr. Holzapfel's Uebersetzung des Obadiah ist lesbar, größtentheils treu und richtig, aber nicht so gedrängt und kraftvoll, als das Original; zwar metrisch — in freyen Jamben abgefaßt — aber nicht poetisch genug, um den Kenner zu befriedigen. So heißt es gleich im ersten Vers — nach einer zu gekünstelten Erklärung der Worte des Originals: —

Wir haben, Gott sey Dank vernommen das Gerüch,
Den Nationen sey ein Herold zugesandt,
Um ihnen zuzurufen: auf!

Weisschweig ist der neunte Vers übersetzt:

Auch werden so, o Thaman, zittern deine Streiter,
Dass jeder, der im Lande wohnt, verstigt werden wird;
des unangenehmen Hiatus in der ersten Zeile nicht
einmal zu gedenken. Vs. 11. heisst es:

Von ferne standest du, da Feinde ihre Macht weg-
führten.

Vs. 21 heisst es:

Nun stehen Sieger auf auf Zionsberg.

In eben diesem Vers wird auch der unflickliche Aus-
druck *Reichthum* vom Jehovah gebraucht. Gut
und kräftig ist dagegen der 15te Vers übersetzt:

Ein Feuer sind die Jakobiten,
Die Josephiten eine lichte Flamme, —
Und Esaus Haus ist Stoppeln gleich!
Man zündet sie nur an, und — sie verbrennen!
Nichts soll von Esaus Hause übrig bleiben! —
Jehovah hats gesagt! —

Die vielen *Anmerkungen* des Vfs. enthalten sehr viel
allgemein Bekanntes, das nur dem ersten Anfänger
nützlich seyn kann; aber auch sehr viel Brauchbares,
und von guten Kenntnissen des fleissigen und selbst-
denkenden Vfs. Zeugendes. Für manchen Beurthei-
ler, der den *Reichthum* eines Commentars nur nach
der Menge der philologischen und kritischen *Anmer-*
kungen zu schätzen weis, und eine gedrängte Ueber-
sicht des Besten für Dürftigkeit halt, dürfte jedoch
Hr. H. nicht zu ausführlich gewesen seyn. Die kri-
tischen *Anmerkungen* trennte der Vf. darum von
den übrigen, um den Anfänger, der sich seiner Bear-
beitung beym Lesen des Obadiah bedienen wollte,
nicht zu sehr zu zerstreuen, und seine Aufmerksamkeit
nicht auf Gegenstände zu lenken, die noch für
ihn kein Interesse haben. Die diesem Buche ange-
hängten philologisch-exegetischen Beyträge über das
XIII. und XIV. Kapitel des *Jesajas*, enthalten gleich-
falls angenehme Beweise von den Kenntnissen des
Vfs. und seinem Eufere, sich ferner dem Studium
der althebräischen Schriften zu widmen.

Nr. 3. Hr. Grangard äussert in der *Vorrede*
zu seiner Uebersetzung die dankbaren Gefinnungen,
die seinem Herzen zur Ehre reichen, und zeigt
dafür so liebevolle Grundsatze in Ablicht auf diejeni-
gen, die von Gott und Gottesverehrung anders den-
ken, dass man ihn als christlichen Religionslehrer
schätzen muss. Er wünscht, durch seine Arbeit
religiöse Duldung und edles Betragen gegen Anders-
denkende zu befördern, und Liebe zur Lectüre der
heiligen Schriften zu verbreiten. Den ersten Zweck
wird er hussentlich erreichen; ob aber auch den
zweyten? daran möchten wir doch zweifeln! Dich-
terischen Werth hat seine Arbeit durchaus nicht, und
wir glauben nicht, dass dergleichen harte und bol-
priche Hexameter, wie folgende sind, die Liebe zur
Lectüre der heiligen Schriften befördern werden:

K. 1. Vs. 3.

Drauf unterhandelt er kurz mit dem Schiffskapitain um
die Summe,

Die er, als *Possigier*, für die Reise ihm hant zu geben.

Vs. 6.

Doch es erinnert sich seiner der Schiffskapitain, springt
hinunter,

Weckt den schlafrigen Mann, schilt seine unzellige
Ruhe.

Auf! so ermahnte er ihn u. s. w.

Hiatus, Mangel an Casur und falsche Scansion find
hier etwas ganz Gewöhnliches. Unter dem Meer-
ungeheuer, das den Propheten verschlungen haben
soll, versteht Hr. Gr., nach einer Note S. 13, den
Hayfish. Prächtig statt prächtig S. 21, ist wohl ein
Druckfehler. Noch bemerken wir, dass der Vf. seiner
Uebersetzung eine „*Moral der Geschichte*“ in Hexame-
tern angehängt habe.

Nr. 4. Hr. Grosschoppf hat seinen Dichter gröss-
tentheils richtig verstanden, und ihn in einer treuen,
wiewohl etwas matten prosaischen Uebersetzung wie-
der gegeben. Der voranstehende kleine Aufsatz:
über die Orakel der Hebräer sagt dem Kenner der bi-
blichen Literatur zwar nichts Unbekanntes, zeugt
aber doch von einem richtigen Blick des Vfs. ins he-
braische Alterthum. Was er von den Orakeln der
Hebräer, als kräftigen Fantasiegemalden sagt, ist rich-
tig, wiewohl nicht neu. Falsch's „Graber zu Kom“
glaubt er am ersten mit den orientalischen Fantasie-
gemalden vergleichen zu können. Hierauf wird das
Bekannte von dem Gottesprecher (?) Micha, seinem
Zeitalter und dem Inhalte seiner Orakel gesagt. Mit
Recht behält er die natürlichste Eintheilung derselben
in *drey Reden* bey. Denn wozu ohne Noth ein Gan-
zes zerreissen und Fragmente annehmen, um nur
etwas Neues zu sagen? Dass die religiösen Ideen des
Micha vorzüglich geläutert und lichtvoll seyen, hätte
noch bemerkt werden sollen. Die im Ganzen ge-
nommen zwar richtige Uebersetzung, lässt den hohen
Dichtergenius des Propheten doch zu wenig er-
rathen; überhaupt ist Rec. kein Freund von prosaischen
Uebersetzungen begeisterter Dichter. Auch hält sich
Hr. Gr. bisweilen zu slavisch an den Grundtext,
wodurch Undeutlichkeiten entstehen, welche leicht
hätten vermieden werden können. Z. B. Kap. 1. 4.
5. 9. — K. 1. 13. wird übersetzt: „Spann! schnelle
Rosse vor deinen Wagen, du, der du zu Lachis
wohnt, denn du bist die Urheberin des Vergehens
der Tochter Zion; in dir werden gefunden die Fre-
velthaten Israels!“ Matt. und ohne das Bild zu er-
läutern, wird K. 1. 16. so gegeben: „Schneide dir
die Haare ab, und scheere dein Haupt, um deiner so-
geliebten Kinder willen; erweitere deine Glatze, wie
die Geier (i), denn sie sind, von dir weg, gefan-
gen geführt.“ Das dichterisch-schöne vierte Kapitel
hat durch Hn. Gr. Uebersetzung gar sehr verloren.
Nach tiefgreifenden philologischen und kritischen

M m m 2

Am

Anmerkungen sucht man vergebens. Manche Stelle, die einer Erläuterung bedurft hätte, ist ohne Erläuterung geblieben. Bey K. 2, 8. findet man bloß folgende Anmerkung: „שִׁמְשֵׁן, besser שִׁמְשֵׁן!“ K. 4, 12. bezieht der Vf. auf die Armee Nebukadnezars, die von dem persischen Könige Cyrus ausgerieben wurde. — Ein Zeitgenosse des Jesaias und auch Micha konnte sicher die Chaldäer nicht! K. 6, 9. 10. hatte einer gründlicheren Erläuterung bedurft. K. 1. 8. hätte דִּמְיָה durch Krokodil übersetzt werden sollen, wobey die Erklärung des neuesten Uebersetzers des Micha von diesem Worte Aufmerksamkeit verdient. Gegen die Hessel'sche Erklärung von K. 2, 12. macht Hr. Gr. eine gegründete Erinnerung. Bey Kap. 7. 3. hätte eine kritische Bestätigung der nach Dath angenommenen Erklärung angegeben werden sollen. Der Inhalt und Zusammenhang der einzelnen Orakel ist größtentheils sehr richtig angegeben worden.

(Der Beschlus folgt.)

ERDBESCHREIBUNG.

Duisburg, in der Helwing'schen Buchhandl.: Reise durch den südlichen Theil von Rußland, worin von den neuern Anlagen der Russen in der Krimm und am Kaukasus, und ihrer dortigen Kriegsmacht Nachricht gegeben wird. Aus dem Französischen mit Anmerkungen. 1799. 199 S. 8. (14 gr.)

Diese Reise ist, nach der Vorrede des Uebersetzers, bloß der dritte Theil von historischen und geographischen Memoiren, welche (1797) in Paris über die Länder zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere herausgekommen, und nach dem Vorberichte des französischen Herausgebers, von einem Manne sind, der alle Staaten Europas von Lissabon bis nach dem Kaukasus durchreiset hat, eben so aufgeklärt als bescheiden ist, und nebst einem feinen Beobachtungsgenisse Gelegenheit hatte, alles zu sehen und richtig zu sehen. Auch erhellet aus diesem Bruchstücke wirklich, daß der Vf. überall Zutritt gehabt und seine Aufmerksamkeit auf vielerley Gegenstände gerichtet hat. Dessen ungeachtet scheint es uns, daß für Deutsche wenigstens der Gewinn aus vorliegender Schrift sehr mäßig sey. Ein sehr großer Theil derselben enthält Dinge, die schon im Jahre der Reise (1784) längst bekannt waren, und die damals wirklich neuen und interessanten haben größtentheils aufgehört es zu seyn. Endlich konnte man wohl 1784 noch wenig von den Anlagen der Russen in der Krim sagen. Auch haben wir nichts weiter davon gefunden, als daß der Fürst Potemkin durch einen Franzosen den Wein der Krim zu verbessern suchte, und die Kaiserin einen Plan machen

liefs, um ein Lustschloß bey Baktschisarai wieder in guten Stand zu setzen. Mehr sagt der Vf. von den durch die Russen angerichteten Verwüstungen. Er hörte in Petersburg, daß in jener Halbinsel und der Kuban nur 50 bis 60,000 Einwohner übrig wären, und findet selbst diese Zahl fast noch zu groß. Storch giebt indessen 150,000 an. Angaben nach bloßem Hörensagen oder nach einer flüchtigen Schätzung sind wohl überhaupt nicht sehr glaubwürdig; und von der Art scheinen die Angaben der Bevölkerung bey unserm Vf. zu seyn. Nach ihm halt Krementschuk 4000 Seelen. Storch giebt, nach einer wirklichen Zählung nur 2600 an. Manche Angaben scheinen auch widersprechend. Nach S. 81 und die donischen Kosaken 150,000 Seelen stark und sollen doch 50,000 Mann unter die Waffen stellen können. Das ist wohl viel zu viel, selbst wenn man unter den Seelen nur das männliche Geschlecht versteht, welches nicht einmal allein gemeint zu seyn scheint.

Empfehlen können wir diese Reise denjenigen, die von dem topographischen, physischen und politischen Zustande der südlichen Provinzen Rußlands in der Zeit der Reise eine allgemeine Uebersicht und von der Geschichte derselben kurze Notizen haben wollen. Auf solche Leser scheinen auch die Anmerkungen des Herausgebers berechnet zu seyn. Sie sind meistens erklärend oder erweiternd, nur selten berichtigend, bedürfen aber manchmal selbst einer Berichtigung. Am meisten ist uns S. 89 die Bemerkung nach Chantreau aufgefallen, daß ein Lieblingsheiliger in Rußland unter dem Namen Bog bekannt sey. Dies russische Wort heist ja Gott. Der Irrthum mag wohl daher kommen, daß die Heiligen überhaupt bisweilen in Rußland *Götter* genannt werden.

Die Uebersetzung ist im Ganzen gut, aber doch nicht ohne Fehler. Häufig findet man z. B. *dran* geben statt *aufgeben*. Unverständlich scheint uns S. 149 in der Note die Stelle: Die Lammfelle werden gewöhnlich mit Tulpen verkauft. Es soll wohl heißen: als Tulpen.

GÜTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs*, vom geh. Justizrath Pütter zu Göttingen. Erster Theil bis 1558. 3te unveränderte Aufl. 1798. 460 S. Zweyter Theil von 1558 bis 1740. 454 S. 8. (2 Rthl. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1786. Nr. 248.)

LEIPZIG, b. Gräff: *F. Burton's Vorlesungen über weibliche Erziehung und Sitten*. Aus dem Englischen übersetzt. 2ter Band. mit 2 Kupf. Das Frauenzimmer als Mutter und Matrone darstellend. 1te verbess. Aufl. 1799. 317 S. 8. (1 Rthl.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 49.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. November 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

- 1) GÖTTINGEN, b. Schröder: *Joel*, — von G. Wiggers — etc.
- 2) RINTZEN, mit Bösendäblichen Schriften: *Obadiah*, — von J. T. G. Holzapfel etc.
- 3) FLensburg u. LEIPZIG, in der Kortenschen Buchhandl.: *Verfuch einer metrischen Uebersetzung des Propheten Jona*, — von P. H. Grangaard — etc.
- 4) JENA, b. Gabler: *Die Orakel des Propheten Micha*, — von Arn. Heinr. Groschoppf — etc.
- 5) GOTHA, b. Ettinger: *Die Visionen Habakuks* — von G. C. Horst — etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nr. 5. Hr. Horst vereinigt mit guter Auswahl das, was die besten neuern Ausleger Habakuk's, Kosod, Schnurrer, Wahl u. a. über diesen Dichter gesagt haben, und verbindet damit manche eigene treffende Bemerkung. In den Vorerinnerungen redet er mit hoher Achtung von den Propheten der Hebräer, die „wie alles Große und Außerordentliche der Urwelt, wodurch unsere Gattung auf dem Wege der Cultur und sittlichen Vervollkommenung weiter gebracht wurde, schon seit Jahrtausenden gleichsam ein Eigenthum der Menschheit geworden“ seyen. Er hält ihr Studium mit der Geschichte des Menschengeschlechts für unzertrennlich verwebt, und legt bey seiner Bearbeitung die auch von andern Erklärern gemachte Bemerkung zum Grunde, „dass die Reden und Thaten der biblischen Propheten als Gegenstände der höhern Seelenlehre betrachtet werden müssen.“ Er sucht besonders den charakteristischen Geist des Zeitalters, die besondern Umstände und individuellen Verhältnisse, unter welchen Habakuk als Dichter auftrat, aus der Geschichte seiner Zeit zu entwickeln. In der, auf die Vorerinnerungen folgenden Abhandlung: *über den Prophetismus der alten Welt*, und insbesondere der biblischen Propheten, sagt der Vf., neben manchem Guten und Beherzigungswerthen, auch manches nicht hieher Gehörige und Unwesentliche. Er sucht allgemeine Grundsätze aufzufinden, wodurch das Divinationsvermögen der heiligen Seher geleitet wurde. In den Prophetenschulen scheint ihm der Glaube und die Vorherverkündigung einer immer größern Vervollkommenung und Glückseligkeit des Menschengeschlechts, als das erste leitende Princip, zum Grunde gelegt worden zu seyn. „Diese A. L. Z. 1799. Viertes Band.

erhabene Vernunftidee, sagt er, sey in alle prophetische Visionen eingewebt.“ Allein schwerlich dürfte doch dieses Princip auf die hebräischen Propheten-Schriften anwendbar seyn. Jene kühnen Seher beabsichtigten bloß höheres Nationalglück der Hebräer, und erblickten alles, als Patrioten, nur in Beziehung auf ihre Nation. Das zweyte leitende Princip ist dem Vf. Recht, allgemeines, unbedingtes Recht, das Recht der Wiedervergeltung, wodurch sich die Natur nach unveränderlichen Gesetzen an den Uebertretungen ihrer unerlässlichen Forderungen rache. Er spricht mit Begeisterung von der Politik der großen Hebräer (der Propheten) und sagt unter andern, dass diese Männer unendlich weiter gewesen seyen, als unsere Politiker, und selbst unsere Moralisten vor Kurzem noch waren, weil allen ihren Maximen, Urtheilen und Erwartungen ein festes moralisches Princip zum Grunde gelegen habe!! Die allgemeine Einleitung, welche dem Commentar vorangeht, handelt von dem Zeitalter des Propheten, und der damaligen Lage des jüdischen Staats, und entwickelt recht gut den Gang der Visionen Habakuk's. Er setzt diesen Dichter in die spätesten Zeiten des jüdischen Staats; ob er jedoch unter Hiskias, unter Manasse, oder Josias, oder auch noch später aufgetreten sey, läßt er dahin gestellt seyn. Das von Nabopolassar neu errichtete chaldäische-babylonische Reich ließ die Juden nichts Gutes erwarten. Nur wenn sie der herrschenden Sittenlosigkeit entgalt, die innere Anarchie unterdrückte, und in Absicht auf die Sicherheit von ausern weise Maassregeln ergriffen hätten, würden sie sich vielleicht noch haben retten können. Dies führt ihnen der Dichter im ersten Abschnitte (K. 1.) zu Gemüthe. Der zweyte Abschnitt (Kap. 2.) enthält die Empfindungen des glühenden Patriotismus, womit sich Habakuk bey Jehoven für sein Volk interessirt, und worauf er die trostvolle Versicherung bekommt, dass die Nation einst noch ein besseres Schicksal genießen würde, und die Tyrannen das Recht der Wiedervergeltung erfahren sollten. Weitläufig verbreitet sich der Vf. über die im 3ten Kap. vorkommende Hymne, die er in einen etwas spätern Zeitpunkt, als die beiden ersten Kapitel, kurz vor das babylonische Exil, setzt. Dieser schöne Gesang beginnt im Tone der Elegie, und schließt im Tone der glühendsten Hymne. Der Vf. hat den Gang desselben richtig dargestellt; nur hätte er ihm nicht den wunderlichen Namen: *elegische Siegedode* beylegen sollen. Die von Hanlein in einer besondern Abhandlung: „*Symbolae criticae ad interpretationem vaticiniorum Habacuci. (Erlang. 1793.)*“ vorgetragene Ver-

machung, daß dieser schöne Hymnus nicht an seiner rechten Stelle stehe, sondern nach dem vierten Vers des 2ten Kap. sogleich eingerückt werden müsse, hätte eine umständlichere Prüfung verdient, als ihr Hr. H. gewidmet hat.

Die Uebersetzung des Habakuk ist im Ganzen gut geraten. Sie ist größtentheils treu, richtig und mit Geschmack verfaßt; nur bisweilen ist der Ausdruck nicht gewaltig genug; manche undeutliche oder minder edle Wörter, Härten der Scaffen und Hiarus, auch einige affectirte Wortkettungen hatten leicht vermieden werden können; z. B. K. 1. 3. vollführ'n; v. 7. „Riesenankeln ist es, und erschrecklich;" v. 8. zum Fraß. v. 9. „Blutdürstig zieht's daher in Masse." v. 13. „Warum dann duldest du die Insolenten?" Wie hart ist in eben diesen Vers folgende Zeile skandirt:

Schweigst, wenn verschlingt der Böswicht den Schuldlosen?

Eben so Kap. 1. 17.

Ohn' Aufhören wird drum er anseeren sein Netz —

K. 2. 1. ist eben so übellautend übersetzt:

Und was auf meine Klage Erwiedern würde.

K. 2. 3. „Die verhängnißferne Vision." K. 2. 13. „Und Völker sich ob dem Zerbor'n erschöpfen." K. 2. 14. „Von Kenntniß der Gloria Jehovens u. f. w." Einige Stellen sind dagegen mit wahrem Dichtergeiste übersetzt; z. B. K. 3. 3:

Von Theman schreitet Gott daher,
Von Pharans Gebirgen der Allherrliche.
Es deckt die Himmel seine Majestät,
Und seines Glanzes ist die Erde voll?

Zu den wohlgerathenen Stellen gehören auch K. 3. 6. 10. 11. 15. 17. Die der Uebersetzung untergelegten exegetisch-kritischen Anmerkungen, welche sich mit Berichtigung des Textes, mit Darhellung des Sinnes und der Erläuterung einzelner Worte beschäftigen, enthalten zwar vieles, was als bekannt hätte vorausgesetzt werden sollen, aber auch manche von Gelehrsamkeit und Scharf sinn zeugende Bemerkung, die es beweist, daß der Vf. seinen Propheten studirt habe. K. 1. 5. liest Hr. H., aus guten Gründen, בְּנֵי־בֹיֹתָי. Bey den so schwierigen Worten des 8ten Verses וְשִׁירֵי־שִׁירֵי־יְהוָה werden zwar viele Muthmaßungen vorgebracht, aber es laßt sich nichts Gewisses sagen. In der Uebersetzung werden diese Worte, wie schon von *Staudlin* geschah, für eine Art des Spectativs angesehen:

Sieh! es ergießen seiner Reiter Züge sich —
Strömen von ferne daher —

K. 1. 11. wird bey עָשָׂן das arab. *عش*, welches vom Samumwinde und dessen Wirkungen gebraucht wird, verglichen, und in den Anmerkungen so übersetzt: „dann streift's verjüngten Muthes weiter, doch —

wie vom Feuerwind ergriffen, kurz' ichs nieder; (eigentlich mach' ichs erschauern. s. *Schultens* zu Spr. 30. 28. עָשָׂן als 1. pers. fut. Hiph.) dies ist dann seines Gottes Macht! Die letzten Worte betrachtet der Vf. als Ironie. K. 1. 15. wird עָשָׂן vom arab. *عش* hinauffleigen, emporheben, abgeleitet. Vergl. Ezech. 36. 3. Nahum 2. 8. Richt. 6. 23. Die dort vorkommenden Ausdrücke lassen sich, nach des Vfs. Meynung, sicher von עָשָׂן, als von עָלָה ableiten. K. 2. 3. übersetzt Hr. H. „Ha! traun, der Wein berückt den Uedennüthigen so! — der nur zerstört und nicht bewohnt!" עָלָה könnte hier in der Bedeutung: bewohnbar machen, anbauen, stehen; signific. Hiph. Das dritte Kap. ist mit vielem Fleiße bearbeitet. K. 3. 5. übersetzt der Vf.: „Vor ihm zeucht die Pest, und Blitzgeschosse folgen seinen Tritten nach." Mehrere Ausleger haben עָשָׂן bereits so übersetzt. Uns scheint jedoch die Erklärung von *Raubügeln* vorzuziehen zu seyn. Vor Jehovah zog die Pest her, und hinter ihm zog Raubgügel, um die Leichname zu verzehren. עָשָׂן kann zwar auch Pfeil bedeuten, allein alsdann müßte wohl עָשָׂן dabei stehen: das Gesüßelte des Bogens. So kommt עָשָׂן רָשָׁע Pl. 76. 4. vor. K. 3. 13. wird etwas gezwungen von der grausamen Sitte der Sieger wilder Völker erklärt, die Gefangenen zu skalpiren. — Einzelne Dichterbilder dieses Kapitels sind sehr glücklich erläutert worden.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT H. LEIPZIG: Ueber den Werth und die Vorzüge geistlicher Staaten und Regierungen in Deutschland, von Carl Moritz Fabricius. Zweytes Bändchen, worin das Entschädigungsprincip durch Säkularisationen in seiner ganzen Widerrechtlichkeit, Nichtigkeit und Gefährlichkeit deducirt und dargestellt wird. 1799. XXVI u. 165 S. 8. (14 Gr.)

Der erste Theil dieser Schrift ist in Nr. 77. des Jahrgangs 1798. beurtheilt worden. Demzweyten Theile schickt der Vf. einen kurzen Vorbericht voraus, in welchem er sich über die Recensenten des ersten sehr beschwert, und ihre ungünstigen Urtheile „dem allgemeinen Hass gegen die Geistlichkeit und der Läßlichkeit nach katholischen Kirchengütern zu-schreibt." „Doch die Arbeit des Vfs." führt er fort, „dem viele todtfeind sind, nicht über das, was er geschrieben, sondern was er — nicht geschrieben, (Rec. ist nicht scharfsinnig genug, dies zu verstehen), hatte man immer mißhandeln dürfen; aber daß man ihn zu einem Partheyschreiber herabgewürdiget — dieses hat ihn zu sehr gekränkt, als daß er sich nicht öffentlich darüber beschwerten, und seine „Ehre vor dem ganzen deutschen Publicum retten „sollte." In der eben angeführten Beurtheilung des ersten Theils dieser Schrift, sagte Rec.: Ton und Inhalt stellen sie als eine Partheyschrift da, welche etc.

Hr.

Hr. F. scheint zu glauben, daß es zum Wesen einer Partheyfchrift gehöre, daß ihr Vf. ein um Lohn zu Verfälschung der Wahrheit gedungener Schriftsteller sey; Rec. glaubt aber jede Schrift so nennen zu dürfen, welche mit einseitiger Vorliebe für eine Parthey geschrieben ist, und daß dieses der Fall bey der beurtheilten sey, darin werden wohl alle unbefangene Leser mit dem Rec. übereinstimmen. Selbst dieser Vorbericht giebt einen Beweis, wie geneigt der Vf. zu Uebertreibungen sey, indem ihn jenes Urtheil veranlaßt, ein Bild eines niederträchtigen Partheyfchreibers zu entwerfen, der „als eine Peit der Gesellschaft mit dem Fusse aus der Schöpfung geko-“, „sen zu werden verdiente.“

Der Vf. erklärt hierauf, daß er die über das erste Bandchen erschienenen Recensionen, mit einer Gegenkritik begleitet, dem urtheilenden Publicum gedruckt vorlegen werde. Rec., der weder Vergnügen an solchen Streitigkeiten findet, noch Mißsehung hat, sich damit abzugeben, unterwirft es, so viel ihn betrifft, gerne, und ohne sich die Replik vorzubehalten, dem Urtheile des unbefangenen Publicums, auf welcher Seite mehr Mäßigung, Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe sey.

Dem Vorberichte folgt eine Einleitung, in welcher der Vf. aus der Geschichte zu zeigen sucht, daß die Erbürsten von jeher aus Habgucht eben so begierig nach den geistlichen Staaten, als die Franzosen geneigt gewesen seyen, sie ihnen zur Schwächung der überreichlichen Macht in die Hände zu spielen. Aus Haß gegen die katholische Religion und die seinen Revolutionsplan entgegenstehenden geistlichen Staaten habe Sisyey, mit dem er es hier, als ob er allein das Staatsruder Frankreichs führe, zu thun hat, den alten Plan durchzusetzen und solche zu vertilgen beschloffen. Dafs es nicht Gerechtigkeitsliebe war, die Frankreich bewog, auf Entschädigung der ihre Länder auf dem linken Rheinufer verheeren Erbürsten zu dringen, darin stimmt Rec. dem Vf. gerne bey; aber das begreift er nicht, wie dieser, daß der Geist der Völker in den geistlichen Staaten religiöser sey, als in den weltlichen; daß in jenen kein Druck, keine Armuth, keine schiefe Aufklärung herrsche, behaupten und mit dem Zeugnisse eines anonymen Schriftstellers S. XII und XIII. beglaubigen möge. Leser, die Gelegenheit hatten, den gemeinen Mann in geistlichen und in weltlichen, besonders protestantischen Staaten kennen zu lernen, mögen von der Partheylosigkeit des Vfs. urtheilen. Mit der Wahl seiner Gewährsmänner nimmt es der Vf. überhaupt nicht sehr genau. So will er diejenigen, bey welchen seine Gründe nicht einreichen, durch eine S. XX. abgedruckte Stelle aus einem angeblichen Schreiben eines cirrenhanischen Clubbisten überzeugen; aber Hr. F. muß wohl auf recht leichte Leser rechnen, wenn er glaubt, daß ein solches Schreiben, von dem er selbst den Vf. nicht zuverlässig angeben kann, und dessen Authenticität durch nichts verbürgt ist, Eindruck auf sie machen könne. Die Abhandlung selbst zerfällt in neun Abschnitte. Der erste

mit der Ueberschrift: *Allgemeine Reflexionen*, hebt mit der Bemerkung an, daß die Hoffnung aller gutmüthigen Staatsmänner und Patrioten: „es wäre den Franzosen mit dem linken Rheinufer nicht Ernst! sie würden es schon zur rechten Zeit wieder an Deutschland zurückgeben,“ niemals in Erfüllung gehen dürfte, wenn die Sachen nicht bald einen unerwarteten Umschwung bekämen. Diesen unerwarteten Gang haben sie nun zwar seitdem bekommen; das müssen aber in der That sehr gutmüthige Staatsmänner gewesen seyn, die von der damaligen neuprunkischen Regierung glauben konnten, daß sie die linke Rheinufer gewillig wieder abtreten würde. In Rücksicht der allgemeinen staatsrechtlichen Grundsätze gehört der Vf. zu den gemäßigten, denn er erklärt sich eben so gegen diejenigen, welche die Rechte der Herrscher auf die von Gott ihnen verliehene Gewalt oder blos auf ihr Erbrecht gründen, als gegen die, welche dem Volke das Recht einräumen, seine Fürsten nach Gefallen vom Throne zu stürzen. „Woche dem Hofe wichen!“, sagt er S. 8 und 9, welche „dem Volke den unzeitigen Wahn beyliegen: daß es das Recht habe, seine Verfassung, so oft es ihm einfällt, wie ein Kind sein Kartenhaus, niederzu-, reissen, seine Könige vor Gericht zu schleppen, — „aber auch wehe den Hofpublicisten! welche zu un-, fern Tagen die Rechte des Souveräns auf irgend etwas anders zu gründen versuchen, als auf das „Zutrauen, die Achtung und Liebe des Volks. — „Dieses öffentliche Zutrauen, diese Achtung, diese „Liebe — die sichersten Stützen des Throns — werden durch die Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit „erweckt und befestigt, womit der Souverän sich „bestrebt, seine großen Regentenpflichten und Ob-, liegheiten zu erfüllen; und so lange er diese „nach dem Geiste und Inhalt der Staatsverträge erfüllt, „darf das Volk, welches ihm vertragsmäßig — „nicht blenden — Gehorsam schuldig ist, seine Herr-, scherrechte nicht kränken.“ Wer wird hier nicht gerne mit ihm einstimmen? Ueberhaupt würde Rec. wenig gegen den Inhalt dieses Abschnittes zu erinnern haben, wenn er nicht des Vfs. Heftigkeit auch da, wo er in der Sache selbst seiner Meynung ist, mißbilligen müßte.

Im zweyten Abschnitte: *Prüfung des Entschädigungsprincips nach den Begriffen des allgemeinen Staats- und Völkerrechts*, zeigt der Vf., daß das Entschädigungsrecht weder im Kriege noch in dem Rechte der bezwungenen Fürsten gegründet sey. Am Schlusse wikt er die Frage auf: „ob die geistlichen „Staaten etwa unrechtmäßige, oder so ganz verlor-, bene Verfassungen seyen, daß man sie zum Vortheil „der Menschheit eingehen lassen könne und müsse? „Haben die geistlichen Würstlichen weniger Recht „zur Regierung, als die Erbürsten? Sind die Fürst-, bische vielleicht Schuld an dem Ausbruche und „den Folgen dieses unglücklichen Krieges? Oder ist „durch irgend ein Reichsgesetz selbstgezeit und be-, stimmt worden: daß der in einem Reichskriege er-, littene Länderverlust der weltlichen Mitstände durch

„sacralisirte Bisthümer ersetzt werden solle?“ Diese Fragen beantwortet er in den folgenden Abschnitten. 3ter Abschnitt. *Güte und Rechtmäßigkeit geistlicher Staaten, erwiesen aus ihrer Verwaltung und Verfassung.* Hr. F. hat hier eine lange Stelle aus Hn. Brandes Abhandlung: *Ueber einige bisherige Folgen der französischen Revolution in Deutschland*, in welcher er sehr günstig über die Verfassung der geistlichen Staaten urtheilt, ausgehoben. Rec. hat sich schon bey Beurtheilung des ersten Theils bestimmt genug gegen diejenigen erklärt, mit denen Hr. F. es hier zu thun hat, und bemerkt nur, daß er hier „einige vorläufige Ideen“ über die Frage mittheilt; welche von beiden sind denn auf eine rechtmäßigere Art zum Besitze der Landeshoheit gekommen: die geistlichen oder weltlichen Reichsstände? und sich vorbehalt, solche in einer ausführlichen Geschichte der Landeshoheit zu beantworten. Rec. wünscht, daß Hr. F. solches ohne alle Partheylichkeit thue, die man keinem Schriftsteller weniger, als einem Geschichtschreiber verzeiht. Abschnitt 4. *Ist durch irgend ein Reichsgesetz festgesetzt und bestimmt worden, daß der in einem Reichskriege erlittene Landerverlust der weltlichen Mithstände durch sacralisirte Bisthümer ersetzt werden soll?* Diese Frage, die wohl kaum einer Beantwortung bedarf, führt ihn auf das Recht der Reichsstände in einem Reichskriege neutral zu bleiben und veranlaßt ihn, seinen Lesern einen acht Seiten langen Auszug aus einem Schreiben des Kaisers an den Markgrafen zu Baden vom 31ten Dec. 1796. bey Gelegenheit des von diesem mit der französischen Republik geschlossenen Friedens, mitzutheilen. Am Schlusse macht der Vf. auf den allerdings sehr wichtigen Unterschied zwischen den Sacularisationen im westphälischen Frieden, welche die Unterthanen der vormals geistlichen Staaten wünschten und verlangten, und den dormaligen aufmerksam. Im 5ten Abschnitte: *Wer sing den Krieg an?* den er, wie er im Vorberichte sagt, größtentheils aus Lally-Tollendans *Defense des emigrés* genommen hat, führt der Vf. die längst bekannten und von mehreren Schriftstellern in ähnlicher Absicht zusammengestellten Thatfachen zum Beweise an, daß nicht die geistlichen Fürsten, nicht das deutsche Reich; sondern Frankreich, und vorzüglich die Jacobiner den Krieg gewollt und angefangen hätten; aber wenn auch die Bischöfe Schuld hätten, müssen sich deswegen die Unterthanen verkaufen und einem andern Herrn aufdringen lassen? Wenn auch Deutschland der angreifende Theil wäre, dürfen die Franzosen auf der Forderung beharren, ihre Grenzen bis zum Rhein zu erweitern? Dies ist der Gegenstand des 6ten Abschnitts. Die Antwort entlehnt er größtentheils aus den „Bemerkungen eines Kosmopoliten über die interessantesten Gegenstände der Zeitgeschichte. Rec. nimmt hier den Behauptungen des Vfs. und des Kosmopo-

liten, aus dessen Munde er spricht, größtentheils bey, und beklagt es nur, daß die Politik beyder Theile noch jenseits des Rheins fragt: ob sie das, was sie zu thun wünscht, thun dürfe? wenn sie gewiß ist, es thun zu können. Der 7te Abschnitt enthält *Beherzigungen über die Abtretung des linken Rheinufers nicht an Frankreich, sondern an die deutschen Jacobiner*, die von da aus ihr Vaterland revolutioniren wollen. 8ter Abschnitt. *Wink und Warnungen an die weltlichen mit Sacularisationsprojecten schwärmenden Fürsten.* In dem 9ten Abschnitte: *Urkunden*, theilt der Vf. folgende mit: *Vertrauliche Eröffnung der erzhertzoglich österreichischen Reichsgesandtschaft an die Comitialgesandtschaften der geistlichen Reichsstände, Sacularisationen betreffend; kurkölnische Rückaufserung; Schreiben des kurtrierischen Ministers, Freyherrn von Dönnique, an den Reichsgesandten, Freyherrn von Linker, d. d. Dresden, den 18ten Hornung 1797; Gegeneröffnung der fürstbischöflich Würzburgischen Comitialgesandtschaft; Lettre de M^{rs}g. Coadjuteur B. de Dahlberg sur la Declaration orale du Ministre directorial Autrichien.* En date Erfurt le 25. Fevr. 1797. und beschließt damit diese Schrift. Ein Gegenstück zu dem Lobe, das der Vf. mit freygebigter Hand dem Erzhaufe Oesterreich ertheilt, liefert das Schreiben des kurtrierischen Ministers, der über die österreichischen Truppen und deren sehr harte Behandlung der trierischen Unterthanen, „von welchen man in Freundes „Land noch kein Beyspiel gesehen habe“, klagt, S. 159.

Rec. ist nicht selten auf Wiederholungen gestossen; das ist aber ohne Zweifel ein Fehler des Copisten, daß der ganze achte Abschnitt wörtlich und nur mit wenigen Veränderungen am Schlusse der Einleitung S. XXIV bis XXVI. noch einmal abgedruckt ist. Ueberhaupt muß Rec., wenn er gleich zu befragen hat, von dem Vf. deshalb für einen Jacobinerfreund, für ein Mitglied der literarischen Revolutionsligue, oder des Ganskeil-Regiments (S. 138 und 139) gehalten zu werden, dennoch bekennen, daß er, im Ganzen genommen, zufriedener mit dem ersten Bande, als mit diesem zweyten, war.

POLKWITZ, (BERLIN, b. Oehmigke d. ält.): *Lustiges Post- und Reisevadecum, muntern Reisenden und zufriedenen Landbewohnern zum Vergnügen herausgegeben von Baldrian Heemkengrypern.* 3tes Stück. — Auch noch mit dem besondern Titel: *Der lustige Vormittag auf Herrn von Freudenlebens Langste Vollant, auf der Kunst, die Zeit ohne Spiel angenehm zuzubringen.* Ein Unterhaltungsbüchlein für die vergnügten und zufriedenen Landbewohner. 1798. 92 S. 8. (8 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 21. November 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Vieweg dem altern: *Athenäum*. Eine Zeitschrift, von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, 1798, I. St. 177 S. II. St. 178 S.

BERLIN, b. Frölich: *Athenäum*. — 1799. III. und IV. St. 340 S. gr. 8. *)

Eine Verbrüderung nicht gemeiner Talente und Kenntnisse strebt in diesen Journalen, „in Aufhebung der Gegenstände nach möglicher Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt; „im Vortrage nach freyester Mittheilung.“ Gebildete Menschen theilen also aus ihrem Vorrath hier mit, was gebildete Menschen interessieren kann: eigene Arbeiten, Gedanken und Einfälle, kritische Urtheile im Fache der Kunst und der Philosophie. Ein sonstiger Plan oder Zweck ist nicht zu fördern: die Mittheiler müssen nach ihrer Individualität gewürdigt werden, oder was, sie geben, muß so beschaffen seyn, das es ihre Individualität vergessen macht. Letzteres ist nun der Fall nicht; die Herausgeber halten vielmehr so sehr auf ihre schriftstellerische Individualität; sie machen diese so sehr zu einem und demselben Dinge mit jedem denkbaren Object, das sie wenigstens darauf hatten Verzicht thun sollen, Zeitschriftsteller zu seyn. Ein Journal steht mit dem Publicum in einem Verhältnis, welches der Umfang, den die Hn. Schlegel den Begriffe der freyesten Mittheilung im Vortrage geben, nicht recht zulässt. Sie werden, wie sie selbst ankündigen, „von dem gemeinschaftlichen Grundsatze geleitet, was ihnen für „Wahrheit gilt, niemals aus Rücksichten nur halb zu „sagen.“ Dies kann sehr schön und loblich seyn, je nachdem die Rücksichten sind, über welche man sich hinwegsetzt. Sind es aber Rücksichten auf die allen Sprachen, Nationen und Zeitaltern gleich eigenen Gesetze des Ausdrucks und Gedankens; so läuft man Gefahr, gar manches zu sagen, was man weder halb noch ganz hätte sagen sollen. Man kennt *Chamfort's* voluminösen Nachlass von witzigen oder muthwilli-

gen Einfällen und Anekdoten; die Herren S. kennen ihn auch, und scheinen selbst ihn mit Beziehung auf den *Blütenstaub* in dem I. St. und die *Fragmente* im II. St. ihres *Athenäums* anzuführen. Wäre es aber kein Nachlass, hatte der Verfasser diese ungleichen Kinder seines gesellschaftlichen Umgangs bei seinen Lebzeiten in das Publicum hinausgelassen, hatte er diesen ihren Unterhalt in hundert achtzig und zwey Seiten einer periodischen Schrift aufgedrungen, waren viele seiner abgerissenen Einfälle, anstatt bloß schal und verkehrt zu seyn, der affectirteste und unverständlichsie Wortklang gewesen, den je über-große Achtung ihrer selbst und Verachtung des Publicums Schriftstellern eingeben konnte, welche wirklich Witz und Geist haben; so würde *Chamfort*, selbst mit den besseren von jenen Einfällen, schwerlich große Ehre eingelegt haben.

Die Herren S. äußern sehr häufig und in sehr verschiedenen Wendungen, das ihnen das Publicum sehr weit hinter ihnen zurück zu seyn dünkt. Um es nun durch ein Journal einigermaßen gleichen Schritt mit ihnen halten zu lassen, hätten sie, scheint es, einen andern Weg einschlagen müssen. Zuvörderst hätten sie mit jener Aeußerung etwas zurückhaltend seyn sollen. Das Zeitalter laßt sich allerdings zuweilen sehr harte Dinge sagen, und *Rousseau* ist ein auffallender Beweis, wie weit sich mit dieser Methode kommen laßt; aber *Rousseau* gebrauchte sie nicht in Journalen, und ein Zeitschriftsteller, der gegen das Zeitalter mit dergleichen um sich wirft, hat noch von Glück zu sagen, wenn er dem Zeitalter so viel gilt, als ehemals lustige Rathe den Fürsten, denen sie für ihr Geld derbe Brocken aufstiften.

Eben so wenig ist ein Journal der Platz, wo man sich auf der höchsten von den vielen Stufen, die man voraus zu haben meynt, zur Schau stellen kann. Ueberhaupt, wenn plötzlich Werke des Genies da-fles, denen das Zeitalter durch sein Staunen das doppelte Zeugniß zu sprechen scheint, das sie ihn zuvorgeeilt sind, und das sie es nach sich ziehen; so

find

*) Um dem uns von Seiten der Verfasser des *Athenäums* wiederholt geäußerten Wunsch nach einer baldigen Anzeige desselben zu entsprechen, haben wir schon vor einigen Monaten dieselbe an einen bekannten Schriftsteller übertragen, der in einer sehr beträchtlichen Entfernung von Jena lebt. Wir hatten dabey mit Sorgfalt einen Mann ausgewählt, der, soviel uns irgend bekannt geworden ist, nie in der mindelsten Opposition mit den Herren Schlegel gestanden hat. Von ihm ist nun die verlangte Anzeige am 15ten November bey uns eingegangen. Wir hielten es für nöthig, diese Umstände unsern Lesern anzugeben, damit diese deutlich sehen, wie auch nicht der geringste Einfluß von der neuwirth zwischen Hn. Wilhelm S. und uns entstandenen Zwistigkeit auf vorstehende Anzeige denkbar ist. Einen darum aber glauben wir auch am unpartheylichsten zu verfahren, wenn wir diese so gleich und ohne auch nur ein Wort abzuändern, abdrucken lassen.

sind im Grunde solche Werke entweder jedem vergangenen und zukünftigen Zeitalter überlegen, oder — und dies ist wohl ihr wahres Kennzeichen — sie gehören allen Zeitaltern an. Nun fällt es zwar niemanden ein, solche Werke in einer periodischen Schrift zu verlangen; allein den Aufsätzen einer periodischen Schrift ziemt der herabwürdigende Ton gegen ihr Zeitalter um so weniger, als dieser Ton in solchen Werken gerade am seltensten zu vernehmen ist.

Wenn also das *Athenäum*, welches gewiss nicht unfreygebig mit Witz und Geist ausgestattet ist, dennoch bey dem Publicum wenig Glück gemacht hat, wenn es vielleicht die Undankbarkeit der Lesewelt in einem so hohen Grade erfährt, daß die Buchhändler - Anzeige auf dem Umschlag des IV. St. — so contrastirend dies auch gegen die Behandlung wäre, welche das Publicum auf so manchem Blatte des *Athenäums* erhalten muß — die Fortsetzung des literarischen Reichs - Anzeigers für das I. St. des III. Bandes etwa darum versprache, weil das Journal um dieser literarischen Factionskämpfe willen noch am ersten seine Unterkunft finden möchte; so liegt die Schuld davon gar sehr an den Herausgebern. Manche seine Kritik, manche scharfsinnige Bemerkung, manches treffende, innige, tiefe Wort über Kunst und Kunstwerke, über manchen andern interessanten Gegenstand, mußte bey dem Mangel an allgemeinem Interesse, bald des Stoffs, bald der Behandlung, zuweilen beider, in den meisten Aufsätzen dieses Journals, wie auch bey der Verachtung des allgemeinen Interesses, mit welcher so manches Blatt desselben sich brüht, für das Publicum so gut wie verloren gehn.

Daß die Herausgeber des *Athenäums*, indem sie im Stande sind, Dinge wie folgende: „*Goths rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie der Poesie*“, oder „*die französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre und Gothe's Meister sind die größten Tendenzen des Jahrhunderts*“ zu Hunderten hinzuschreiben, zugleich die Fähigkeit besitzen, denjenigen von ihren Mitbürgern der deutschen literarischen Republik, die ihnen für so unzählige viele Phrasen dieses Schlagens den verdienten Spott zufließen lassen, gleiche Waffen entgegenzusetzen; ist in der That eine psychologische Merkwürdigkeit. Aber das eine macht das andere um nichts besser, und der größte Dienst, den das *Athenäum* noch stiften konnte, wäre der, als schreckendes Beyspiel von dem Unfug zu dienen, welchen Sucht nach Originalität und literarischer Factionsgelbst in Köpfen, denen es sonst an trefflichen Anlagen nicht fehlen würde, anrichten mögen.

Ein wirklich originaler Geist will schwerlich jemals original seyn, und mit ihren Ausfällen gegen die *Gemeinheit* fangen die *seynwollenden* Originale an, dieser größern Vorhub zu thun, als sie es selbst je im Stand seyn würde. Wenn sie nun gar in ihrem gemachten Muthwillen streben, die wohl erworbenen Lorbeern von *Wieland's* grauem Haupte zu reissen; so muß ihn die Originalität solcher Orakel-

sprüche, wie die oben angeführten, hinlänglich für allem Spott trösten, den es ihnen mit seiner Nicht-Originalität zu treiben beliebt.

Dieser letzte Punkt schlägt in das andere Hauptgebrechen ein, das wir oben berührten. Es ist eins von den Kennzeichen des literarischen Factionsgelstes, sich auf gewisse, bereits gemachte Reputationen zu erpichen, um sie zu stürzen, und andere, ohne ihn schon felt genug gegründete, immer höher und höher, bis zu einer unerreichlichen Höhe, erheben zu wollen; — verschiedene Wirkungen desselben Triebes, der Eitelkeit! Aufser etwa einem gleichzeitigen Gevie, das man gleichsam zum Pfortament seines eigenen Rahms zu gebrauchen meynt, und einigen großen Köpfen früherer Jahrhunderte, über deren Werke man zwar nur die Bewunderung ihrer ganzen gebildeten Nachwelt wiederholt, aber in einem solchen Tone und mit solchen Wendungen wiederholt, als wäre es tiefe und aufschließende Adeptenweisheit, sucht man mit höher verwandten Geistern ein Bündnis zu stiften, dessen geheimes Wort im Grunde kein anderes ist, als das bekannte französische: *Nul n'aura de l'esprit, hors nous et nos amis*. So kommt eine Faction heraus, und diese hat es mit *Gegenfactionen* zu thun; und im allerseitigen Kampf und Treiben werden Kunst und Wissen und Denken zu Werkzeugen oder Schiboleths der Factionen gemisbraucht, wie im Kampf und Treiben der politischen Factionen Freyheit und Gesetz. Vor dieser Klippe wird es wahrlich hohe Zeit, die deutsche Literatur zu warnen; — um so mehr, als Männer, die zu ihren Piloten berufen waren, sichs hin und wieder nach der Rolle von *Partheyhäuptern* oder *Factionsführern* gelösen lassen: eine in Deutschland, wo es nur ein ideales Publicum giebt, zweck- und weissenlose Rolle, die keinem Theile in irgend einer Rücksicht, Vortheil bringt.

Rec. ist nach seinem besten Gewissen überzeugt, daß es nicht seine Schuld ist, wenn er mit den obigen allgemeinen Bemerkungen über das *Athenäum* fast an das Ziel seiner Arbeit gekommen ist, und mit der nähern Anzeige des Inhalts der vor ihm liegenden vier Stücke sich desto kürzer faßt. Von allen einzelnen Aufsätzen, ausser dem *Blüthenraub* St. I., den *Fragmenten* St. II., dem Aufsatz über die *Philosophie* St. III., einigen Notizen und dem *literarischen Reichsanzeiger* St. IV., läßt sich mit Grund rühmen, daß den meisten wenig, und einigen gar nichts fehlt, um dem Zweck und Geist, den man diesem Journal wünschen kann, sehr zu entsprechen. Das *Gespräch über die Sprachen* kämpft zuweilen ausnehmend glücklich gegen die Sprödigkeit des Stoffs; aber eben dieses Kämpfen macht es in seiner Länge etwas ermüdend, und weniger fruchtbar als es nach den darin veritireuten sinnreichen Gedanken seyn konnte. — In den aus den griechischen überetzten *Elegien* giebt es wiederum harte Kämpfe, und es ist sehr die Frage, ob eine Sprache, die bereits so gebildet ist, wie die deutsche, sich noch zu solchen Kämpfen hergeben muß; mit dem Talent des

des Hn. *Wilhelm S.* als Sprachkünstler stimmt es so ganz zusammen, daß der aus dem *Ariost* überfetzte Gesang diese Bedenklichkeit weit weniger erregt, als die Uebersetzungen aus dem Griechischen. — Die *Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur*, und mehrere von den Notizen im IV. St. enthalten viel feine, treffende und so lebhaft als leicht gefagte Kritik; auch der Aufsatz über *Goethe's Meister* kann den Freunden dieses trefflichen Werks Genuß und Nutzen gewähren. — Von gleichem Werth in Beziehung auf bildende Kunst, ist das Gespräch: die *Gemalde*, und der Aufsatz über *Zeichnungen zu Gedichten*. In einem Originalgedicht des Hn. *Wilhelm S.*: die *Kunst der Griechen*, beklagt man es, eben den harten Kampf, eben das Klammerwerk wieder zu finden, wie in seinen Uebersetzungen aus dem Griechischen. Mochte er durch seine eigenen schönen Zeilen am Schluß des Gedichts:

„Hörset die Sprach' uns nicht, von selbst Melodie,
von selbst Lippe,
Wiegt kein südlicher Lenz, über dem Mutter-
geßel
Wehend, uns leicht durchs Leben; so gab uns stren-
ger Erzogener
Doch den unendlichen Trieb spielender Freude der
Gott. —

sich belehren lassen, daß die Sprache doch auch dem deutschen Dichter weit mehr, von selbst Melodie, von den Lippen fließen kann, als er zu glauben scheint! — Ein Aufsatz über die natürliche Gleichheit der Menschen, von *Hülßen* hat Heile und Klarheit, aber weniger Deutlichkeit und Bestimmtheit.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) LEIPZIG, b. *Crusius*: D. *Sam. Friedr. Nathan Morus* nachgelassene Predigten aus dessen Handschriften zum Druck befördert von D. *Karl August Gottlieb Keil*, der Theologie Professor zu Leipzig. Dritter und letzter Theil. 1797. 367 S. gr. 8. nebst Inhaltsverzeichnis über alle drey Theile. (20 gr.)
- 2) ERLANGEN, b. *Palm*: *Christliche Religionsvorträge über die wichtigsten Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre*, von D. *Christoph Friedrich Ammon*. Sechtes und letztes Bändchen. 1796. 182 S. 8. nebst einem Sachregister über alle sechs Bändchen. (12 gr.)
- 3) BAMBURG und WÜRZBURG, b. *Göbhardt's Wittve*: *Neue Fest- und Fasten-Predigten*, gehalten in der Universitäts-Kirche zu Würzburg von D. *Michael Feder*. 1799. 144 S. 8.

Drey Sammlungen von Predigten, welche nicht nur dieses, daß sie in Universitätskirchen gehalten worden sind, sondern auch den Umstand mit einander gemein haben, daß vorzüglich auf die Bibel

darin Rücksicht genommen ist. Wie aber Hr. *Ammon* gar nicht, *Morus* nur in einzelnen Stellen und Hr. *Feder* fast durchgängig ihren Vortrag zunächst an junge Studierende richten; so ist auch die Rücksicht, welche jeder von den drey Vff. auf die Bibel genommen hat, sehr verschieden. Wenn *Morus* sichs angelegen seyn läßt, die Hauptideen des Christenthums, so wie sie von den neustamentlichen Schriftstellern gefaßt wurden, zu entwickeln, sie als göttlich und folglich als durchaus wahr und richtig voraussetzt, und nun zeigt, welchen Einfluß sie aufs Leben haben sollen; so ist Hr. *A.* mehr bemüht, biblische Dogmen, die häufig bestritten werden, nach einer der Vernunft gemäßen Ansicht darzustellen, und dann das Praktische derselben auseinander zu setzen. Hr. *Feder* aber bedient sich biblischer Aussprüche mehr zur Begründung der vorgetragenen Lehren, oder sucht diese durch jene den Gemüthern fester einzuprägen. Der letzte verwahrt sich in der Vorrede sehr angelegentlich, ihn nicht zur Classe derjenigen Prediger zu rechnen, die alle Begriffe, Satze, Beweggründe einzig und allein aus dem Gebiete der Philosophie, oft nur der *Schul-Philosophie* hernehmen wollten. Wenn wir dieses mit ihm für sehr fehlerhaft erkennen; so möchten wir doch nicht alle Ursachen unterstreichen, warum er „ohne Bibel durchaus nicht Prediger seyn möchte.“ Sollte wohl die Bibel den meisten moralischen Vorschriften eine Bestimmtheit geben, welche ihnen die Philosophie nicht geben könnte?

Beym Lesen der Predigten von *Morus* ist einem zu Muth wie im Umgang mit einem Manne von einem ganz originellen Betragen. Mag dieses Originelle gleich, wie gewöhnlich, auf gewisse Weise fehlerhaft seyn, und gegen das Conventuelle anstoßen; so lange es nur von der Regel und der Conventio nicht zu weit abweicht, ist es uns interessanter, als das Geregelte und durchaus nach dem herrschenden Ton Gemodelte. Wir finden in *Morus* Predigten eine eigenthümliche Sprache, einen eigenthümlichen Ideengang. Beide sind nicht leicht, aber jene ist oftmals sehr herzlich, und zumal für diejenigen, welche sich, wie Rec. den Ton des Verstorbenen hinzudenken können, sehr rührend; und der Ideengang und die Wendungen oft überraschend und anziehend. Nach seinem eigenen Bekenntniß in dem letzten Programm, das er schrieb, ist es ihm in seinen Predigten nicht sowohl darum zu thun, eine allgemeine Pflicht oder eine Hauptlehre des Christenthums nach ihrer Beschaffenheit, nach den Gründen, Quellen, Hülfsmitteln, Antrieben u. s. f. darzustellen und sein Thema jedesmal zu erschöpfen, als vielmehr eine sehr specielle Lehre des Christenthums und der Lebensweise recht anschaulich zu machen, oder ein allgemeineres Thema so zu bearbeiten, daß wo möglich jeder Zuhörer etwas für seine Bedürfnisse vorzüglich Passendes darin finde. Der eine, eine genauere Erläuterung einer Schriftstelle, der andere, das ausgeführte Beyspiel einer frommen Gesinnung, eines pflichtmäßigen Betragens;

der dritte die Erinnerung an eine vergessene Wahrheit von großem Einfluß auf Gottseligkeit und Seelenruhe, u. f. w. Manche Partheien in seinen Predigten sind daher weiter ausgeführt, als sie der Regel nach seyn sollten; von mehreren Gründen, die sich für eine Lehre oder Vorschrift darbieten, ist bloß einer ausgehoben, während die andern nur leise berührt werden. und man findet wohl beym Durchlesen etwas von dem ziemlich Verschiedenen, was man bey der Ankündigung des Thema erwartete. Aber immer findet man sich belehrt, erweckt, gestärkt; immer wird das Gemüth in eine wahrhaft fromme Stimmung versetzt und so die Absicht der christlichen Predigt erreicht. Mit allen kleinen Fehlern sind uns daher diese Vorträge werth als so viele selbst von denen, an deren Sprache, Gedankenfolge, Eintheilung, Ausführung u. f. w. nicht das geringste zu tadeln ist, die aber nichts als alltägliche Gedanken in einem Gewande nach gemeinen homiletischen Zuschnitte enthalten. Wir haben übrigens auch diesen Band nicht ohne herzliche Freude darüber gelesen, daß der Verstorbene wenigstens bey dieser Arbeit veranlaßt hat, daß sie aus seiner Handschrift abgedruckt würde, und so die gewinnsüchtige Herausgabe durch irgend einen Gelchwindichreiber verhindert worden ist.

Die kleine Anzahl von Predigten, welche der letzte Band von Nr. 2. enthält, hat uns besser gefallen, als viele von den Vorträgen desselben Vf. in der vor einiger Zeit angezeigten Sammlung. Der Ausdruck ist hier natürlicher, man findet in den moralischen Predigten weniger Uebertreibung, und in den dogmatischen können wir, wenn der Prediger einmal mit der Sprache nicht frey herausgehen will oder kann, den Rationalismus eher dulden, als den Myticismus, zu welchem sich der Vf. neuerlich hingeneigt hat. Der Leser findet hier folgende Hauptsätze, zum Theil vortreflich ausgeführt: 1) Wie be-

trachtet der fromme und aufgeklärte Christ die Lehre von den Wunderwerken Jesu? 2) Was lehren Christenthum und Vernunft von dem Ende der Welt? 3) Von dem göttlichen Ursprunge des Christenthums aus der Geburt Jesu; 4) Wie müssen unsere Wünsche beschaffen seyn, wenn sie die Religion heiligen soll! 5) Der Werth des Menschen vor Gott hängt nicht von seinen Handlungen, sondern einzig und allein von seinem Herzen ab; 6) Von der christlichen Auferstehung. 7) Von der weisen Standhaftigkeit in häuslichen Leiden. 8) Ueber die christliche Lehre von der Auferstehung der Todten.

Die Predigten Nr. 3. sind von dem Vf. als Vorsteher eines religiösen Instituts, *Mariänsche Sodakademie* genannt, gehalten worden. Nach der Verfassung dieses Instituts sind an den Mariäntagen bloß Akademiker Zuhörer, an den Sonntagen in der Fasten aber ist ein gemischtes Auditorium. Doch wird auch dieses von dem Vf. mit „Sie“ und „meine Herren Zuhörer“ angeredet. Die Predigten selbst sind kurz aber auch in der That sehr gut. Der Vortrag ist leicht, lebhaft, ordentlich, beredt. Die gewählten Hauptsätze sind interessant, die Ausführung derselben gründlich, die Anwendung auf Sinnes- und Handlungsart der Zuhörer voll Ernst und Würde. Dafs Hr. Feder ein sehr aufgeklärter Theolog und ein echt katholischer Christ in dem Sinne ist, worin es auch die Protestanten seyn sollten, ist bekannt. Wie er daher die Dogmen der Marienfeste behandelt, läßt sich denken. Fast möchten wir es tadeln, daß er sie zu sehr umgeht und ganz entfernte Sätze abhandelt, z. B. an dem Himmelfahrtstage Mariä: *Von dem Umgange mit guten Menschen*. Zu Texten für die Fasten sind fünf Gleichnißreden Jesu gewählt, welche zuerst sehr richtig und popular erklärt werden, worauf ein Hauptatz daraus hergeleitet und dieser weiter ausgeführt wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Königsberg, b. Degen: Ueber das notwendige Wesen und dessen notwendige Grundkräfte, oder über die ersten Grundbegriffe der Naturkenntnis von Söl. 1798. 95 S. 8.* Mit Kupfern. (12 gr.) Einen Auszug dieser kleinen Schrift zu geben, ist nicht möglich, und eben so unmöglich scheint uns eine in ihren Inhalt eingehende Beurtheilung zu seyn. Wir wollen die Beschreibung der ersten Kräfte des notwendigen Wesens hersetzen, um so gut wir können, das Interesse unsers Lesers zu befördern. „Die ersten Kräfte des notwendigen Wesens sind die Concentration und Extension, welche aber nach ihren besondern Wirkungen auf einander in vier besondere Kräfte zerfallen, nämlich in 1) die Concentration, in so fern die Concentration als subjective (als

Ich thätige) Kraft die Expansion zu unmittelbarer Gegenkraft hat, also einer äußern Ausdehnungskraft entgegen, in so fern nach innerer Einheit strebt. 2) Die Compulsion, in so fern die Concentration als subjective Kraft, die Solution zur inneren und unmittelbaren Gegenkraft hat. 3) Die Expansion, in so fern die Extension als subjective Kraft die Contraction zur inneren unmittelbaren Gegenkraft hat. 4) Die Solution in so fern die Extension als subjective Kraft die Compulsion zur äußern und unmittelbaren Gegenkraft hat, und also thätig ist in der äußern Limitation nicht nur zu extendiren, sondern vielmehr zu solviren.“ Die Kupfer enthalten Kreise, welche diese vier Grundkräfte des notwendigen Wesens erläutern sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 22. November 1799.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE und LEIPZIG, b. Ruff: *Wie viel es auf sich habe in unsern Zeiten Lehrer der Religion zu seyn. Ein Versuch von Fried. Erdm. August Heydenreich*, Diakonus an der Domkirche zu Merseburg. 1798. 404 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hatte diese Schrift zunächst für seine eigene Belehrung und Aufmunterung entworfen, entschloß sich aber, sie auch durch den Druck bekannt zu machen, weil sie manchem seiner Amtsbrüder ein Wink zur treffenderen Einsicht in unser Zeitalter durch eigenes Forchen werden dürfte. Wir können sie auch in dieser Rücksicht überhaupt angehenden Theologen und Predigern als eine recht nützliche Lectüre empfehlen; wünschten aber zugleich, daß der würdige und arbeitsame Vf. dem Ganzen eine bessere und gefälligere Einrichtung möchte gegeben haben. Die Abhandlung hat gar keine Abschnitte, sondern läuft in einem fort bis ans Ende, welches in mancher Rücksicht unangenehm für den Leser ist, und zugleich die Uebersicht des Plans erschwert. In der Anführung der Schriften und der Würdigung derselben vermißt man auch nicht selten eine strengere Auswahl, und in Ansehung der Darstellung die gehörige Aufmerksamkeit und Sorgfalt. An manchen Orten ist der Vf. zu weitläufig, und an andern wieder zu kurz und unvollständig; auch ist die Schreibart im Ganzen sehr ungleich, und oft incorrect und schleppend. Der Vf. entschuldigt selbst das letzte durch seine Amtsgeschäfte, und die Einflüsse gewisser häuslicher Leiden, welche er während der Ausarbeitung erfuhr. Wie leicht hätte aber diesem allem abgeholfen werden können, wenn der Vf. seine Schrift noch einmal hätte überarbeiten wollen!

Gleich anfangs wird gezeigt, wie angenehm und nützlich der Rückblick auf das Vergangene insbesondere für den Religionslehrer sey. Zugleich muß aber auch der Religionslehrer seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Zeiten richten, worin er lebt. Sein Zeitalter würdigen heißt, das, was es mit dem bereits verfloffenen gemein hat, aufsuchen, und das Eigenthümliche und Charakteristische desselben bemerken. Daß ein jeder dazu verpflichtet sey, lehret die Natur der Sache selbst, die unverkennbare und vernünftliche Stimme der Vorsehung, unsere eigene Ausbildung, die auf das Gegenwärtige notwendig Rücksicht nehmen muß, die rechte Art mit unsern gesammelten Kenntnissen andern zu dienen. A. L. Z. 1799. Viertes Band.

und der gewünschte glückliche Erfolg dieses Bemühens, und endlich die Belehrungen und ausdrücklichen Vorschriften der Urkunden unserer Religion. Unter die Quellen, woraus die Vernachlässigung dieser Pflicht bey vielen entspringt, rechnet der Vf. eine gewisse natürliche Trägheit, die leider bey vielen Religionslehrern sehr bemerkbar ist, verabsäumte Anführung zum ersten Betrachten des Gegenwärtigen in der Jugend, Mangel nöthiger Hülfsmittel und Aufmunterungen, besonders auf dem Lande, partheyische Vorliebe für das Alte und Furcht vor überhandnehmender Verfalljähmung der Zeiten. Nun giebt der Vf. die speciellen Mittel an, wodurch der Religionslehrer mit dem Zeitalter recht bekannt werden kann, und rechnet dahin folgendes: 1) Der zukünftige Lehrer der Religion benutze nicht nur seine Universitäts-, sondern auch seine Candidaten-Jahre zur Vermehrung und Berichtigung der Menschenkenntniß. 2) Er gehe mit allen, auch den niedrigsten im Volke um, denn eben dieses giebt ihm Veranlassung zu dem treffendsten Benehmen bey jeder seiner Amtsverrichtungen. 3) Er studiere sich selbst immer genauer. 4) In Ansehung der Literatur gewährt das rechte Lesen der gelehrten Zeitungen und Journals einen großen Nutzen. Unter den angeführten Journalen vermißt man hier ungern, das neue theologische Journal von Ammon, Hanleia und Paulus, welches nun von Gabler fortgesetzt wird, die Göttinger theologische Bibliothek, die Zeitung für Landprediger, die Bibliothek von Eichhorn u. s. w. Billig hätten diese doch eher müssen genannt werden, als die so einseitigen neuesten Religionsbegebenheiten von Köster und die Ephemeriden von Thiels.

Hierauf geht nun der Vf. zur Charakteristik der Zeit, worin wir leben, über. Er betrachtet das Zeitalter in wissenschaftlicher und sittlicher Rücksicht. In Ansehung des ersteren heist es S. 65., nachdem vorher war bemerkt worden, daß sich die Wissenschaften in unsern Tagen zu einer ganz vorzüglichen Höhe emporgeschwungen haben: „Wir wollen einen Blick auf die gegenwärtige allgemeinere Beschaffenheit der Wissenschaften thun, so daß wir der Vor- und Zeitwelt ihr gehöriges Recht widerfahren lassen, und was die letztere anbelangt, die ihr, in Bezug auf einzelne Wissenschaften mit Recht angehörenden Fehler nicht mit Stillschweigen übergehen.“ Nun werden S. 61—193, die einzelnen Wissenschaften, welche mit dem wichtigsten Beruf des Religionslehrers in Verbindung stehen, in dieser Absicht durchgegan-

gen: Ueberall sind Winke und Wünsche zur Würdigung des Zeitalters- und zum weiteren Nachdenken eingefreut, und mit literarischen Bemerkungen und Hinweisungen auf neuere Schriften begleitet. Um unser obiges Urtheil zu rechtfertigen, wollen wir hier nur einiges bemerken. S. 61. wird von den Sprachkenntnissen des Religionslehrers, und namentlich von der Kenntniß des Griechischen und Lateinischen, gehandelt, und dabey S. 67. bemerkt, daß noch manches zu wünschen übrig bleibe, besonders da sich mehrere in neueren Zeiten mit Ernst gegen das Sprachstudium erklärt haben, seine Verbreitung zu schwächen suchten, und es wirklich durch eine tündelnde Lehrmethode u. s. w. hindern. Hier hätte aber doch billig auch das Hebräischen Sprachstudium, das mit dem unentbehrlichen Studium der Urkunden der christlichen Religion in der genauesten Verbindung steht, sollen gedacht werden. Es gehört mit zu den Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten unsers Zeitalters, daß man bey der großen Menge zweckmäßiger Anleitungen und Hilfsmittel dieses Studium sehr vernachlässigt und wohl gar zu den entbehrlichen Dingen rechnet. Die Vorzüge der neuern Bearbeitung der Geschichte vor der in vorigen Zeiten wohl recht gut gezeigt, man hätte es aber doch erwarten sollen, daß wenigstens einige der vorzüglichsten Männer, die sich durch ihre Schriften vor andern rühmlichst ausgezeichnet haben, hier waren namhaft gemacht worden. Bey der Geschichte der Kirchenveränderung wird Blos's Rofsler's Bibliothek als ein sehr nützliches Buch empfohlen, und in Ansehung der Geschichte der Kirchenschriften und ihres Gehalts auf die ausführliche Geschichte der Dogmen von Lange verwiesen. Das letztere Buch gehört aber mehr zu der Geschichte der Lehre, wovon gleich im Verfolg gehandelt wird. Oelsich's *commentar. de script. ecclesiae Lat.* 1791 und Schönmann's *bibliotheca historico liter. Patrum Latin.* 1792 ff. hätten hier vorzüglich verdient bemerkt zu werden. Bey der Geschichte der Lehren S. 91. heist es zuletzt: „Semler's und anderer Verdienste sind hier entschieden. Vielleicht, daß uns ihre Schüler etwas noch tiefer eindringenderes, auf das Ganze sich allgemein erstreckendes, liefern.“ War es etwa dem Vf. noch unbekannt, daß Müscher schon den Anfang dazu gemacht hatte? Von Wundemann's Geschichte der christlichen Glaubenslehren konnte er wohl noch nichts wissen. Aber auch andere, die schon früher nach Semler wichtige Beiträge geliefert haben, z. B. Rofsler und Gaab, hätten verdient namentlich aufgeführt zu werden. S. 93. hätten doch Walch und Fuchs Bibliothek der Kirchensammlungen nicht übergangen werden sollen. Bey der biblischen Geschichte heist es S. 97. „Man hat aus den Nachrichten neuerer Reisebeschreiber — wovon man eine aus dem Englischen durch Faber besorgte Sammlung und eine neuere von Paulus edit hat, — vieles aufgehellt.“ Sollte man aus dieser Anführung nicht schließen, Faber habe eine Sammlung neuer Reisebeschreibungen herausgegeben? Ohne Zweifel ist aber.

Härmar's Beobachtungen über den Orient aus Reisebeschreibungen genant, wovon Faber zwey Theile bearbeitet hat, und wozu: 1779. nach ein dritter hinzukam. Ewald's David verdient auch wohl nicht als ein merkwürdiges Buch S. 102. angeführt zu werden. Von dem Studium der Exegese ist im Ganzen zu wenig gesagt. Der Vf. rechnet es billig unter die ersten und unerlässlichen Obliegenheiten des Religionslehrers und klagt darüber, daß es traurig sey, daß man in unserm Zeitalter viele sich bildende junge Theologen durch ausdrückliche Landesgesetze für dieses Studium zu gewinnen suchen müsse. Aber eben deswegen wäre es nöthig gewesen, die Vorzüge dieses Studiums, und den großen Einfluß desselben noch genauer auseinander zu setzen, und die Verdienste und Grundsätze der neuern ausführlicher zu würdigen. Von der Kritik wird nur im allgemeinen geredet und nichts insbesondere von der Kritik des A. Test. gesagt, da diese doch in unserm Zeitalter erst ordentlich bearbeitet und mehr ausgebildet ist, und eben dieses eine neue und freyere Bearbeitung der älteren Urkunden zur Folge gehabt hat. Wie dinstig sieht es aus, wenn man hier bloß Dathil opuscula ad crit. V. T., Bauer's Einleitung in die Kritik des A. Test. (diese soll doch wohl die von Bauer ungarbeitete critica sacra des Gläusers seyn, oder ist gar die Einleitung in die Schriften des A. Test. hier verwechselt?) und Griesbach's *symbola critica* (*symbolae criticae*) angeführt findet? Nach einigen Bemerkungen über die grammatische und historische Interpretation sagt der Vf. S. 112. „Zum Beweise, wie man von dem allem Gebrauch gemacht habe, oder machen müsse, fertigte man Uebersetzungen, Paraphrasen, Wörterbücher, Schölen, unter welchen sich die von Stolz, Schleusner; Rosenmüller vorzüglich auszeichnen.“ Ist denn dieses auch nur das merkwürdigste? Warum ist auch hier das A. Test. wieder ganz übergangen? Bey der Thetik — den Namen Dogmatik mißbilligt der Vf., weil *dogmata opinionis, ritus* sind, er hätte aber nur auf den Gebrauch des Wort bey den Kirchenlehrern achten sollen — wird von der gelehrten, biblischen und popularen Dogmatik gehandelt. Wie kommt aber der Vf. dazu, daß er S. 116. die wirklich nicht einmal mittelmäßigen *exegesischen Vorlesungen über die Dogmatik nach Doderlein* Leingo 1793 anführt? Da er von den Lehrbüchern von Doderlein und Morus redete; so hätte der *Commentarius exegetico historicus* von Morus, von Hempel herausgegeben, in mehrerm Recht können empfohlen werden. S. 117. wird bemerkt, daß die schon von Zacharia in Anregung gebrachte Lehre über die Herablassung Gottes zu den Schwachheiten der Menschen in der Religion, und der christlichen insbesondere, von neuem in Untersuchung gekommen sey, vorzüglich durch die Senfsche Schrift. Aber dabey ist man doch in den neuesten Zeiten nicht stehen geblieben. Ein Wink von den neuern Ansichten dieser Sache würde hier sehr zweckmäßig gewesen seyn. Mehreres will Rec. nicht auszeichnen, um nicht zu weitläufig zu werden.

den. Er bemerkt nur noch überhaupt, daß der Vf. bey den praktischen Wissenschaften der Theologie und der Anführung der dahin gehörigen Schriften am ausführlichsten ist.

S. 194 — 273. wird das Zeitalter in setlicher Hinsicht betrachtet. Der Vf., der an eine allgemeinere vorzüglichere Moralität unsers Zeitalters vor dem verfluchten glaubt, richtet dabey sein Augenmerk vorzüglich auf den Religionslehrer, und macht auf einige, diesem besonders interessante Punkte aufmerksam. Zuerst werden die mehr gefallenden Züge in dem Gemüthe der Sittlichkeit unserer Zeiten, in Ansehung der zugenommenen Urbanität, der Bildung des Verstandes und Herzens durch Lectüre, des Geistes der wahren Menschenliebe und der Toleranz aufgestellt und nach ihrer Beschaffenheit gewürdigt. Darauf kommt der Vf. auf die mindergelassenden oder mißfallenden Züge, und rechnet dahin vornehmlich folgendes: Verachtung der Religion, Vernachlässigung der Religionsübungen und der häuslichen Andacht, die überhandnehmende Leseleidenschaft, Hang zur Ungebundenheit, Luxus, das Laster der Wollust. Ueber alles dieses ist viel gutes, nützliches und zum Theil vortreffliches gesagt, welches beherzigt zu werden verdient.

Zuletzt macht der Vf. S. 274. ff. auf einige der Lage der Sache gemäße Eigenschaften des Religionslehrers aufmerksam. Er stellt folgende Forderungen auf: 1) Der Religionslehrer muß nicht nur überhaupt, er muß vorzüglich in seinem Fache, dem Geist seines Zeitalters zu Folge, Gelehrter seyn. Wie notwendig dieses sey, wird sehr gut gezeigt, zugleich werden auch die vorzüglichsten Quellen, auf welche man den wissenschaftlichen Verfall mancher Religionslehrer zurückführen muß, zur Warnung für andere angegeben. Man findet hier viele nützliche Winke und Vorschläge mit eingestreut. 2) Er muß ein durchaus rechtlichhafter Mann seyn. Er muß sich daher insbesondere auch von gewissen vorzüglich herrschenden Thorheiten des Zeitalters enthalten. Der Vf. warnt insbesondere vor dem häufigen leidenschaftlichen Genuß gesellschaftlicher Vergnügungen und dem Luxus, der ihn so gefährlich werden kann. Was über das Kartenspiel S. 349. f. gesagt wird, verdient erwogen zu werden. 3) Er muß sich in den guten gesellschaftlichen Ton seiner Zeitgenossen weise fügen, und sein ganzes Benehmen zu heben und liebenswürdig zu machen verstehen, ohne dabey in das Gefuchte, Kleinliche, Tändelnde, Frappante u. s. w. zu fallen. 4) Er muß ein Verehrer und Förderer einer von Vernunft und Religion gebilligten und empfohlenen Toleranz sey. Der Vf. sucht es zugleich aufschaulich zu machen, wie der Religionslehrer Toleranz in Hinsicht auf seine Gemeinde überhaupt, in Bezug auf einzelne Mitglieder derselben und in Rücksicht auf seine Collegen; besonders auch gegen einen unmoralisch lebenden Collegen, beweisen müsse. 5) Er muß es sich angele-

gen seyn lassen, in jeder Hinsicht ein hoffnungsvolles Beharren, in der pünktlichsten Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten an den Tag zu legen. Hier werden auch die vornehmsten Quellen des Mißmuths und der Klagen über die vielen Schwierigkeiten und das Ausbleiben der erwarteten guten Wirkungen angegeben, und zugleich die Beruhigungsgründe bemerkt, die dem Religionslehrer die erforderliche Kraft zum Fortwirken bey allen Schwierigkeiten ertheilen können. Ueberall findet man in den beiden letzten Abschnitten vortreffliche Bemerkungen und Winke. Rec., der sie mit vielem Vergnügen gelesen hat, wünscht, daß sie von ausgehenden Theologen und Predigern recht fleißig und aufmerksam mögen gelesen werden.

PRAG und WIEN, b. Schönfeld: *Deutsche Zeitung der Industrie und Speculation für die Kaiserl. Königl. Erblande*; worin die neuesten in das Industrial- und Speculationsfach einschlagenden Unternehmungen, Erfindungen und Entdeckungen bekannt gemacht, Rathschläge zu Verbesserungen ertheilt, und überhaupt solche Gegenstände abgehandelt werden, die auf Erhöhung des Wohlstandes im bürgerlichen Leben Bezug haben. *Erster Band.* Januar bis Juny 1797. 160 S. *Zweyter Band.* July bis December. 1797. 200 S. *Dritter Band.* Januar bis Juny. 1798. 200 S. 4. (mit gespaltenen Columnen.)

Gemeinnützlichkeit ist der Charakter dieses periodischen Blattes, das, seines anpruchsvollen Titels ungeachtet, nicht bloß für die Bewohner der österreichischen Staaten sondern für jeden Technologen und Cameralisten ein großes Interesse hat. Es wird freylich darin den erbländischen Artikeln der Vorzug der Ausführlichkeit gegeben, und insbesondere nächst Prag und Böhmen die Kaiserstadt Wien in allen Zweigen ihrer Industrie und Statistik (z. B. I. S. 9. mit den 33 jährlichen Almanachs, bis zu sechs Ducaten im Preise) detaillirt; so auch das Verdienst der Inländer gern hervorgehoben, unter welchen das auswärtige Publicum die industriösen Bemühungen des Generals Mack und des Obristenleutnants von Wimmer (I. 1797. S. 65 und 79.) mit Vergnügen lesen wird. Allein jedes Blatt hat auch ausländische Artikel, und zwar in diesen Nachrichten aus allen Weltheilen und Staaten, selbst sehr vieles aus dem benachbarten preussischen Antheil an Schlesien. Für das praktische Leben ist ebenfalls eine sehr nützliche Belehrung in dieser Zeitung enthalten; (z. B. über den Nutzen der flanellichten Hemden, nach Thomson's und Ingenhousz Empfehlungen I. S. 403), so wie technologischer Unterricht für jedes Alter. Die politische Unparteilichkeit scheint den Vf. nur selten, z. B. I. S. 26. bey dem Aufsatze über die Seltenheit und Theuerung der spanischen Fliegen verlassen zu haben, als welche dem häufigen Gebrauche bey Begeisterung der französischen Soldaten zum Kampfe zugeschrieben wird.

HATLE und LEIPZIG, b. v. Kleefeld, auf Kosten des Vfs: *Pania. (Pania.)* Ein Weihnachtsgeschenk zur Beförderung achter Wohlthätigkeit. *Den Armen zum Besten (?)* gewidmet von *Samuel Salomo Schneider*. 1799. VIII. und 134 S. 8. (12 gr.)

Ein ziemlich passender Titel für die Dürftigkeit des Gehalts dieser Schrift. Je weniger man der Absicht des Vfs., wohlthätige Empfindungen zu wecken, und ihnen eine zweckmäßige Richtung zu geben, seinen Beyfall verlagern kann, desto mehr erwartet man auch eine dieser Absicht entsprechende Ausführung. Aber man findet sich in dieser Hoffnung, die auch durch die Vorrede gewissermaßen unterhalten wird, sehr getäuscht. Der Inhalt selbst besteht aus Gedichten, die aber nur der Reim dazu qualificirt, und aus Erzählungen, die sämmtlich in Schilderungen unverschuldeten Unglücks einzelne Fälle zweckmäßiger Wohlthätigkeit aufstellen; — ohne die Gründe, weshalb sie sich dazu eignen, oder die Grundsätze, wornach sie zu beurtheilen sind, anzuführen.

Nach der Vorrede ist die Schrift selbst für Kinder bestimmt, die sich dem Jünglingsjahre nähern. Schwerlich wird aber jemand in den meisten Erzählungen diese Bestimmung finden, in andern sie billigen. Selbst in der ersten, die noch am besten zu diesem Zweck ausgearbeitet worden, ist die in derselben enthaltene Moral schief ausgedrückt, und dadurch verfälscht, wie z. B. S. 45., wo mit Cursiv-Schrift gedruckt ist: *für einen edlen Menschen ist nichts unangenehmer, als andern verbindlich zu seyn*, oder sie ist durch unmoralische Nebenumstände, die ohne Zweck in die Erzählung verwebt sind, verunstaltet, wie S. 12. die unedlen Absichten, auf die Ehre der Kranken. Auch müchte der Stoff der zweyten Erzählung, von der Bosheit einer Mutter, die das Unglück ihrer Kinder macht, zur Beförderung der Moralität der Kinder nicht geeignet seyn.

Das ganze wimmelt von Nachlässigkeiten des Stils, wie z. B. S. 57. *Sie kümmerte um ihren Mann*

in Stille, und trug denselben beständig in ihrem Herzen herum; wohin auch eine Lieblingsredensart des Vfs. zu rechnen: *er war zu sehr Suha*, oder *sie war zu sehr Tochter*, um dieses zu thun, — von allegorischen Ausdrücken, wie z. B. *die Sorge des Allen wurde eine Saat, die bald Wurzel faßte*, oder mit witzigen Anspielungen, die zur Verschönerung des Ganzen beytragen sollen, wie z. B. S. 97. *gewöhnlich wurden sechs Gefangene von Madera quillioinirt*, *ausratt*; sechs Flaschen getrunken u. s. w.

Dafs dabey die ästhetische Schönheit der Darstellung vermißt wird, bedarf wohl keines Beweises. Ueberhaupt wünscht Rec., dafs der eigene Rath des Vf. auch hier befolgt werden möge; *Kindern nie ein Buch zu Hand zu geben, bevor man es selbst gelesen hat.*

GREIZ, b. Henning: *Dorfpredigten für gemeine Leute, besonders Handwerksleute und Bauern*; daraus sie lernen sollen, wie sie verständiger, besser und frömmere, und glücklicher werden können. Ein Volksbuch, das neben dem Noth- und Hülfsbüchlein gelesen werden soll; von T. G. Rolier. 1 Th. 2te Auflage. 1797. 324 S. 2 Th. 356 S. 3 Th. 440 S. 4 Th. 1792. 284 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 85.)

LEIPZIG, b. Bornscheim: *Abentheuer und merkwürdige Reisen des gestrengen Herrn von Lummel auf Lummelsdorf*. Eine satirisch-komische Geschichte. 2ter Band. 1799. 287 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 282.)

BABY und LEIPZIG, b. Kummer: *Einige Reden an die Kinder, gehalten in verschiedenen Brüdergemeinen von A. G. Spangenberg*. 2te Samml. 1799. 112 S. 8. (5 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 234.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Jena*, in der Cröckerischen Buchhandlung: *Versuch eines artistischen Handbuchs, mit Rücksicht auf die chemische Zubereitung der Farben*. von P. S. 1799. 115 S. 8. mit 211 Kupfern. (16 gr.) Nur von wenigen Farben indes man die Bereitungsart angegeben, das Werk ist, wie sein Inhalt und die Kupfer ausweisen, eigentlich eine Anweisung zum Zeichnen und über alle Maassen elend. Wisarm der Vf. an Kenntnissen sey, zeigt sich vornehmlich da, wo er von den Proportionen des menschlichen Körpers handelt: denn er rechnet die Nase von den Augenbraunen an bis zur Spitze für ein Drittheil der ganzen Gesichtslänge, wodurch sie also um ein

Fünftheil zu kurz, die Stirne hingegen bis zum Haarwuchs um eben so viel zu lang werden muß. Das Kinn erhält auch nur ein Drittheil von der Länge des Unterbogens, folte aber die Hälfte haben. Dem Arm von der Schulter an bis zum Ellenbogen giebt er nur eine Kopflänge, allein dieser Theil muß nach Maaßgabe der besten Antiken noch um die Hälfte länger seyn. Was gegen das Ende des Werks über die Behandlung in der Mignaturmalerey gesagt wird, ist nicht ganz so verkehrt, und hat beynahe das Aussehen, als sey es irgendwoher geborgt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnenabends. den 23. November 1799.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Dyk: *Die Tugendkunst oder Universal-katechismus für alle Völker der Erde.* Aus dem Französischen des Hn. von Saint-Lambert. Erster Theil. 1799. 474 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf., ehemals Mitglied der französischen Akademie, entwarf den Plan zu diesem Werke vor mehr als 45 Jahren. „Ich habe, sagt er S. 77., mich viele Jahre hindurch mit dem Studium der alten und neuern Philosophen beschäftigt; eine Menge seit mehreren Jahrhunderten gesammelter Thatfachen kamen mir zu Statte; die Bemerkungen, die ich in einer jener großen Gesellschaften sammeln konnte, worin man mannichfaltige Ideen und Kenntnisse antraf, weil man darin mit Männern Umgang hatte, welche die Welt nicht bloß aus Büchern kannten, haben meinem Geiste neue Nahrung gegeben: ich habe die Kenntniß des Menschen bey meinen Lebzeiten sich erweitern sehen, und ich habe geglaubt, es sey Zeit, den Bewohnern aller Länder ein Buch zu liefern, das nach gerade unentbehrlich geworden ist; ich meyne einen allgemeinen *Katechismus der Sittlichkeit, oder die Tugendkunst*.“ Mehrern der berühmtesten Philosophen theilte er den Entwurf mit, welche denselben billigten und ihn zur Ausarbeitung ernannten. Seit fünf bis sechs Jahren war das Werk vollendet, aber es befriedigte ihn nicht so sehr, um die Herausgabe desselben zu beschleunigen; unterdessen glaubte er doch bloß in der Abicht es in Druck geben zu müssen, damit er ein vollkommeneres Buch der Art befördern helfe. Dies Werk besteht aus folgenden Theilen. Zuerst stellt der Vf. psychologische Betrachtungen über den Menschen, besonders als handelndes Wesen, in dem ersten und zweyten Buche, an, welche der Mann und das Weib überschrieben sind. Das Resultat dieser Untersuchungen ist, daß der Mensch nur durch Ausbildung seiner Vernunft hoffen darf glücklich zu seyn. Daher folgt in dem dritten Buche eine Art von praktischer Logik, oder von den Quellen der Irrthümer, von den Mitteln, sie zu vermeiden, und die eine oder die andere Geistesfähigkeit so zu erheben, daß sie die übrige beherrsche, ohne sie zu unterdrücken. Dann folgt der *Katechismus der Sittlichkeit*, ein Commentar über denselben, und eine Analyse der bürgerlichen Gesellschaft. Der erste Theil der Übersetzung, der vor uns liegt, enthält die drey ersten Bücher, nebst den Vorerinnerungen oder der Einleitung, welche eine kurze Geschichte der Moral enthält. Es ist schade, daß der geistrei-

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

che Vf. nicht eben so viel Fleiß auf die Berichtigung seiner Grundsätze als auf die Einkleidung, den Vortrag und Stil gewendet hat. Er hätte dann gewiss ein classisches Werk liefern können, für welches ihn eine große Anzahl von Menschen würde gegesnet haben. Zwar kennen wir den eigentlichen Katechismus noch nicht; allein schon aus den drey hier übersetzten Büchern, und aus mehreren Aeußerungen in der Vorrede kann man schliessen, daß er keine Grundsätze der Sittenlehre, sondern nur Vorschriften der Klugheit; keine Anweisung zur Tugend, sondern zur Cultur giebt. Der letzte Zweck des Lebens ist ihm Glückseligkeit. Die Tugendkunst ist, wie man aus den Vorerinnerungen sieht, nichts anders, als die Kunst, die Leidenschaften zu beherrschen. Nun fodert zwar die Tugend auch Beherrschung der Leidenschaften; allein sie selbst ist noch keine Tugend. Doch würden wir daraus noch kein Vorurtheil gegen den Werth dieser Tugendkunst hegen, wenn wir nicht sähen, daß er keinen Begriff von der eigentlichen moralischen Seite faßt, sondern vielmehr alles moralische in dem Menschen durch seinen Eudämonismus zerstört. So heist es z. B. S. 183. von Gewissen. „Sinne, Neigungen, Clima, Charakter, Meynung, alle diese Springfedern des menschlichen Gemüths rücken es zum Guten wie zum Bösen, zwingen es zum Aufsuchen der Freude, zur Scheu (vor) für dem Schmerz. Aber der Mensch trachtet oft nach einem Vergnügen, das ihm schädlich werden kann, sucht einem Schmerz auszubringen, der ihm nützlich wäre; er bedurft also eines Führers. Nun wird die Frage aufgeworfen: ob das Gewissen von der Natur zu einem solchen Führer bestimmt sey, welche verneinet wird. Das Gewissen ist die traurige oder angenehme Empfindung, welche wir zufolge des Urtheils, das wir über unsere Handlungen fällen, wahrnehmen. Dieses Urtheil stammt gewöhnlich von der herrschenden Meynung her, welche irrig ist. Jedoch wirft das Gewissen uns auch unabhängig von der Meynung Handlungen vor, welche verdrüssliche Folgen für uns haben können. In der Kindheit ist es wenig mehr als die Furcht vor der Ruthe und der Gelust nach Zuckerbrod; und in allen Aktern ist es wenig mehr als die Voraussicht der Kränkungen, die unsere Fehler nach sich ziehen, verbunden mit dem Wunsch, den der Tugend gebührenden Preis zu erhalten.“ — „Auch unter noch so rohen Völkern, sagt man, finde man einige Begriffe von Gerechtigkeit, und das Gefühl seinen Nächsten zu beleidigen. Unsere Kinder, in ihrem frühesten Alter, verfahren eben so. Aber dies ist in ihnen

nicht die Wirkung eines befondern, allen Menschen verliehenen innern Lichts; es ist einseitiger Art das Gefühl, eines moralischen Sinns; *es ist die Wirkung der Furcht oder des Mitleides.* Nach dieser Ansicht und den praktischen Begriffen des Vfs. ist nun das Resultat, „das Gewissen kann nur für Männer ein guter Leiter, ein guter Censor seyn, die richtige und mit den Vernunftgesetzen übereinstimmende Meynungen hegen, eine natürliche Folge, welche nothwendig auf einen Sensualismus führt, der im Grunde mit der Moralität streitet. Doch dieses läßt sich aus einer gewissen Inconsequenz erklären, welche Schriftstellern, die von keinem Princip ausgehen, gewöhnlich ist, und es ist nicht zu leugnen, daß Stellen vorkommen, in denen Goldkörner doch mit vielen Schlacken vermischt sind, z. B. S. 187.: „durch eine genaue Kenntniß unserer Pflichten und der Vortheile, die daraus für uns entstehen, wenn wir sie befolgen; erst nachdem wir öfters das Vergnügen genossen haben, uns über uns selbst zu freuen und eine gerechte Werthschätzung unserer für das höchste Gut zu achten; nur dadurch, daß wir die Tugend in uns nähren; nur dadurch, daß es uns zur Gewohnheit wird, den übel verstandenen Eigennutz der Gerechtigkeit aufzuopfern, lernen wir gewissenhaft denken; und nun ist es das Gewissen, welches uns Handlungen unterlagt oder zum Vorwurfe macht, die der Klugheit und dem Wohl der ganzen Gattung, zu der wir gehören, zuwider sind, und allen Menschen von ihr verboten werden.“ Allein auch in diesen ist es doch nur die Klugheit, welche die Pflichten vorschreibt, und der wohlverstandene Eigennutz, der ihnen die Sanction erteilt. Wer wollte auch von einem Schriftsteller etwas anders erwarten, der in den Vorlesungen S. 69. von *Helvetius* rühmt, daß er den Tugendbegriff ungleich deutlicher und besser bestimmt habe, als noch je geschehen sey.

Uebrigens enthält dieser Theil mehr eine Anthropologie, welche, wenn man sich damit begnügt, daß der Mensch mehr von der physischen als moralischen Seite betrachtet wird, eine belehrende und unterhaltende Lectüre gewährt. Zwar findet man keine tief eingehenden Untersuchungen, welche auch hier nicht an ihrer Stelle ständen, sondern nur die Refusate von dem, was eine reichhaltige Lectüre, gesunder Beobachtungsgestalt und eine große Menschenkenntniß dem Vf. darbot, und er hat alles dieses von dem Schulgewand entkleidet vorzutragen gewußt. U. behauptet ist die Form, die Einkleidung und der Stil das Vorzüglichste an diesem Werke. Verständlichkeit, ohne ins Platte und Trockne zu verfallen, Simplicität, Würde und Amnath vereinigen sich zur schonen Harmonie, in welcher alle Geistesvermögen zweckmäßig beschäftigt werden; kein falscher, spülender und ändernder Witz, keine leere Declamation stört den reinen Genuss, welchen die Lectüre gewährt; sie affectirt der Vf., sondern spricht in einer kunstlosen Natürlichkeit, welche beweist, daß der Vf. ein glücklicher Zögling der alten Classiker ist.

Für jedes Buch ist eine andere Form gewählt. In einem philosophischen Werke von so ausgebreitetem Umfange, als das meynige, sagt der Vf., kann man die Formen nicht oft genug abwechseln lassen. Dies ist das einzige Mittel, wodurch man die Absicht erreicht, daß es bis zu Ende gelesen wird.“ In dem ersten Buche sind die Resultate der Beobachtungen über den Menschen didaktisch vorgetragen; in dem zweyten unterreden sich der Philosoph Bernier und die bekannte Ninon de l'Enclos über die Verschiedenheiten und den Charakter des Weibes. In dem dritten ist die Einkleidung von einer historischen Fiction, deren Scene in Ponthias, einem Landchen in der Nähe von Siam, liegt, hergenommen.

Die Uebersetzung, welche von Hn. Dyk in Leipzig herrührt, ist bis auf einige kleine Sprachfehler (z. B. Scheu für dem Schmerz) correct und fließend; man würde ganz vergessen, daß man kein Original liest, wenn man nicht zuweilen durch einige nicht gut gewählte Ausdrücke (z. B. S. 37. *Schrey* der Natur, für Stimme der Natur) daran erinnert würde. Der Uebersetzer hat viele Anmerkungen von sehr ungleichem Werthe hinzugefügt. Als Gegner der französischen Revolution bekannt, unterläßt er keine Gelegenheit, welche ihm dieses Werk darbietet, davon zu reden, und er sagt manche Wahrheit, welche sich dem gesunden Verstande aufdringt. Eben so oft aber maßt er sich an, gleich Hn. Nicolai über philosophische Gegenstände zu sprechen, die über seinem Horizont liegen, und die kritische Philosophie zu meistern, die er nicht versteht. Seine Urtheile, so abprechend sie sind, verrathen deutlich genug, daß er weder die kritische Philosophie kennt, noch überhaupt versteht, was eigentlich Philosophie ist. So heist es z. B. in seiner Vorrede S. 7., die kritische Philosophie verwerfe bey der Tugend alle Erfahrung und jeden Zweck, sie setze das höchste Moralprincip in die Denkform, gleich als wäre die Vernunft ein vor sich bestehendes Wesen, daß des Körpers gar nicht bedürfte, um Begriffe zu bilden; einer solchen Sittenlehre müsse es an allem Inhalte, und an Triebfedern, Sittlichkeit zu bewirken, fehlen. Dieses habe Garve (Uebersetzer der vornehmsten Principien der Sittenlehre) meisterhaft gezeigt, doch habe er sich von der fürchterlichen Inhabenhaft des Kantischen Systems doch noch insofern täuschen lassen, als er meynet: der Mensch müsse nothwendig sein eigner Gesetzgeber seyn, weil sonst rechtlich keine Zurechnung statt finde. Dieses will Hr. D. widerlegen; aber die Art, wie er das thut, ist sehr ungerecht. Die Zurechnung, sagt er, geht nicht auf die Urtheilskraft oder Vernunft, sondern auf die Erkenntnißkraft oder Verstand. Vor dem zwey und zwanzigsten oder fünf und zwanzigsten Jahre wird niemand für mündig gehalten, d. i. man traue ihm nicht die gehörige Vernunft (Beurtheilung) zu, um sein Vermögen zu verwalten — aber der Minderjährige und das Weib werden bestraft, wenn sie ein Verbrechen begehen. S. 68. wird Kant getadelt,

delt, daß er den menschlichen Geist wieder mit der Thorheit erfüllt hat, allgemein geltende Principien aufzustellen. Nach S. 149. ist die kritische Philosophie ein Sprößling der französischen Encyclopädisten, und S. 54. wird von den Philosophen gesagt, sie fielen gleich den Riesen in der Mythologie rückwärts zur Erde, weil sie den göttlichen Beystand, um sitzlich vollkommen zu werden, vernachlässigten. S. 187. sagt er, man wolle jetzt nicht nur die Moral, sondern auch die Religion auf das Gewissen begründen, ohne zu bedenken, daß doch dem Wissen ein Lernen voran geben müsse, und daß man unter Gewissen nichts anders verstehe, als ein so schnelles Erinnern der erlernten Rechtsbegriffe, in Verbindung mit dem uns angeborenen Mitleid, daß dieses Erinnern für unmittelbares Gefühl gelten könne.“ Diese Proben charakterisiren Hn. D. Denkungsweise hinlänglich. Er meynt es mit der Menschheit gewiss recht gut; aber er sollte nur sich selbst besser kennen, und sich bescheiden, über Dinge nicht zu sprechen, die über die Sphäre seiner Einlicht gehen.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Reinicke u. Hinrichs: *General Lloyd's militärisch - praktisches Handbuch für Officiere*. Nach seiner im siebenjährigen Kriege gemachten Erfahrung entworfen, um auf den jetzigen Krieg angewendet zu werden. Mit Anmerkungen. 1798. VIII u. 160 S. 8. (12 gr.)

Lloyd's Werke, ihre Vorzüge, der Geist, der darin herrscht, und der schriftstellerische Charakter ihres Vfs. sind zu bekannt, um hier noch einer weitläufigen Anzeige zu bedürfen. Man weiß, daß er zu den Gegnern des Schießgewehrs und zu den eifrigen Verteidigern der tiefen Schlachtordnung gehörte; und wenn auch nicht alle seine Vorschläge in der Anwendung die Probe halten sollten; so findet man doch in seinen weitläufigen Schriften eine Menge treffender Urtheile, und neuer, überraschender Ansichten der Dinge, die sämmtlich den Stempel des Genies tragen und es gewiss verdienen, in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, der die Blöße so manches durch Verjährung beigeigten taktischen Vorurtheils aufgedeckt hat, von neuem in Erinnerung gebracht zu werden. Dieses war auch die Absicht des französischen Ingenieursofficiers (Vorb. S. III.), der zuerst die gegenwärtige, jetzt auf deutschen Boden verpflanzte Auswahl von sinnreichen Ideen, Vorschlägen, Untersuchungen und Paradoxien im Gebiete der Kriegskunst und der Politik aus L's. Werken veranlaßte; denn so, und nicht: *Handbuch für Officiere*, sollte dieses Buch benannt seyn. Da jedoch die Uebersetzung der darin abgehandelten Materien sich über das Original selbst erstrecken mußte, und wir es hier nur mit der Umarbeitung und der Uebersetzung zu thun haben; so begnügen wir uns bloß bey der Kritik der letzten die vornehmsten Rubriken

zu nennen, welche einen Begriff von dem reichen Inhalt der Lloyd'schen Schriften geben können.

Beim 1. Theil: *Von der Zusammensetzung der mancherley Armeen*, sowohl alter als neuerer Völker, wo L's. Untersuchungen über die Taktik der Griechen, der Römer, der orientalischen und der neuern europäischen Nationen, und seine Vorschläge zur Verbesserung der Heere und der Kriegskunst im Auszuge mitgetheilt werden, scheint uns die aphoristische Form des Vortrags nicht glücklich gewählt zu seyn. In dem Felde einer Wissenschaft, wo die Ausübung nothwendig der Theorie vorausgehen mußte, und jeder Lehrlatz nur auf die Resultate geprüfter Erfahrungen gegründet werden konnte, äret die gar zu gesuchte Kürze leicht in Dunkelheit, in Mangel an Bestimmtheit, oder in Machtprüche aus; und dieses ist hier um desto nachtheiliger, da L. nicht sowohl mit dem mathematischen Theil seines Gegenstandes, als mit dem praktischen sich beschaffigt, und dabey die Absicht hat, das Unzulängliche des bisher bestehenden Systems zu zeigen, und auf den Trümmern desselben ein neues aufzuführen. Die berichtigten Anmerkungen des Epitomators sind nicht hinreichend diesen Nachtheil zu ersetzen, im Gegentheil tragen sie dazu bey, die wenigen Vorderätze, die man hier ausgeführt findet, zu entkräften, und der Leser sieht sich nicht selten genothigt, Resultate auf Glauben anzunehmen, ohne die Prämissen, woraus sie gezogen wurden, erfahren zu haben; das 17. Kapitel, *von der Schlachtordnung* (und besonders S. 53.) wird vor lauter Kürze beynahe völlig zum Galimatias, und L. kann durch eine solche Behandlung bey Lesern, die ihn nicht näher kennen, nur verlieren.

Der 2. Theil: *Philosophie des Soldatenstandes*, hat uns in diesem Auszuge weit mehr befriedigt. Er enthält die trefflichen Untersuchungen des Originals über die nothwendigen Eigenschaften des Feldherrn, und über die Mittel, den Willen der Einzelnen zu dem gemeinschaftlichen Zwecke zu lenken. Alles, was L. darüber, über die verschiedenen Sporne, die den Menschen zur momentanen Verachtung seines Bluts und seines Lebens treiben können; so wie über die Unmöglichkeit, alle diese Zwecke durch bloßen maschinenmäßigen Gehorsam zu erreichen, sagt, ist so wahr, und auf eine so richtige Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet, daß Rec. sich ungern das Vergnügen verläßt, einige Stellen daraus abzuschreiben.

Im 3. Theil: *Von der Verbindung zwischen den verschiedenen Regierungsformen und den Unternehmungen im Kriege*, sollte eigentlich die nähere Anwendung jener, über den Menschen im allgemeinen, angestellten Untersuchungen auf den Bürger des Freystaats, der eingeschränkten und der despotischen Monarchie, nach L's. Grundsätzen folgen, aber der Vf. des Auszugs ist hier abermals in den gleich anfangs gerügten Fehler gerathen. Um kurz zu seyn, ist er

absprechend und nicht selten oberflächlich geworden. — Was er im 6. Abschnitte von Bürgerkriegen sagt, ist nur auf Insurrectionen anzuwenden, denn es enthält die Maassregeln, welche die Majorität eines Staats gegen die wieder ke aufgestandene kleinere Masse zu befolgen hat.

Auch bey dem 4. Theil: *Von den Unternehmungen im Kriege, an sich selbst betrachtet*, trifft jeder Vorwurf mehr oder weniger den gegenwärtigen Auszug. Die Kapitel: vom Angriff der Lager, von Marschen, von leichten Truppen und von der Grenzlinie, sind nur unvollständige Bruchstücke; besser ausgeführt hingegen ist das, was von der Operationslinie und vom Angriff- und Vertheidigungskriege gesagt wird. Vor allem andern aber muß jetzt der 5. Theil: *Militärische Uebersicht der verschiedenen europäischen Grenzen*, jeden Leser, der an den politischen Angelegenheiten Europas Antheil nimmt, interessieren. Der Vf. des Auszugs hat sich hier etwas mehr Weidlichkeit erlaubt, und überhaupt vertritt auch dieser Gegenstand die Form des Vortrags in abgebrochenen Satzen besser als eine rationirende Abhandlung. Indem L. die Grenzen Frankreichs, der österreichischen Provinzen, Russlands, der Türkei und der vereinigten Staaten von Amerika unterfucht, ihre Stärke durch Natur und Kunst, und ihre schwachen Stellen, mit beständiger Hinsicht auf die Hülfquellen des Landes und die Mittel des angreifenden Feindes, betrachtet, hat er, so wenig bey seinem Tode im Jahr 1793 noch die in dem letzten Jahrzehend erfolgten Begebenheiten vorauszu sehen waren, gewissermaßen ein militärisches Testament hinterlassen, dessen Prophezeungen zum Theil in dem Laufe der letzten Feldzüge schon mehr als Einmal erfüllt worden sind. Freylich konnte er nicht vorher wissen, daß die Schweiz jemals der Schauplatz des Krieges werden, oder daß ein fürchterlicher Aufstand in nordwestlichen Frankreich einen Angriff auf diese Küsten begünstigen könnte, aber was er von einem Einfall von der Seite der Niederlande und der Mosel, und von dem Schicksale Belgiens sowohl, als von dem Vordringen eines französischen Heeres an der Donau sagt, muß seinen Behauptungen über die Schwierigkeiten einer Unternehmung auf den Elfsaß und das Delphinat großes Gewicht geben. Da er übrigens gewis über die Verhältnisse Russlands und der Türkei jetzt ganz anders urtheilen würde; als vor zwanzig Jahren, und da die Abhandlung über die Möglichkeit der Wiedereroberung von Nordamerika nach gerade selbst für Engländer unter die militärischen Antiquitäten gehört; so hätten diese Artikel in dem Auszuge füglich weggelassen werden können, dagegen aber die österreichische Lombardey eine Erwähnung verdient.

Die Nachschrift des deutschen Uebersetzers enthält einige gegründete Einwurfe gegen LL., z. B.

bey Gelegenheit der Artillerie, über deren Anwendung dieser mit sich selbst nicht recht einig gewesen zu seyn scheint; aber wenn die Vorschläge des Originals, die dahin abzielen, dem Soldaten Interesse an der Sache des Vaterlandes einzufloßen (S. 139. 160.) getadelt werden; so begreift man nicht, ob der Nachredner im Ernst spricht oder etwa nur mit den stehenden Heeren seinen Scherz treiben will. Die Uebersetzung im Ganzen ist nicht gemacht, die Fehler des französischen Auszuges zu verbessern. Sie ist hart, oft undeutlich und weder von Gallicismen noch von Sprachfehlern frey; z. B. S. 8. der Vortheil beruht auf die (der) Masse, — S. 33. man lasse mir (mich) bestimmen. — S. 7. und durchgelands die Phalange. — S. 10. LL. hat die Formirung der Colonne en échiquier aus der Acht gelassen, sowohl daß die Beweglichkeit derselben auf der Unabhängigkeit ihrer Theile beruhete — oder S. 148. Eben so viel (setze ich) in die Grafschaft Essex, allwo sie auf der feindlichen Linie agiren können, den ich von Dunes herkommen lasse. — Welche Construktionen! und sollte man nicht glauben, Dunes wäre ein Ort, da doch hier die Dunes gemeint werden. — Auch von Druckfehlern winnelt das Buch, von denen manche den Sinn entstellen, wie S. 51. Z. 2. wo Cavallerie anstatt Artillerie, und S. 150. wo nicht sehr bevölkert, für sehr bevölkert gelesen werden muß, wenn aus dem ersten Paragraphen irgead ein Sinn herauskommen und der letzte nicht einen völligen Widerspruch enthalten soll.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann, Beschreibung eines erprobten Instruments, wodurch ein Dieb, er mag durchs Fenster einsteigen, oder durch eine Wand brechen, allemal entdeckt, wenigstens aber sicher verurtheilt wird. Aus Liebe zum gemeinen Besten bekannt gemacht von E. Ch. A. Behrens. Zweyte vermehrte Auflage. Mit zwey Kupfertafeln. 1799. 44 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 264.)

FRANKFURT U. LEIPZIG, b. Brönnert: J. J. Starck's tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen; in sich fassend: Aufmunterungen, Gebete und Lieder zum Gebrauch gesunder, betrübter, kranker und sterbender Christen. Aufs neue durchgesehen, verändert und vermehrt von M. J. J. Starck. Mit Kupfern. 1799. 921 S. 8. (16 gr.)

HALLE, b. Kümmler: Neues Journal für Prediger. XV. Bd. 1 — 4tes Stück. 1798. 472 S. XVI. Bd. 1 — 4tes Stück. 1799. 488 S. XVII. Bd. 1 u. 2tes Stück. 1799. 232 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 104.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonntags, den 23. November 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

GLESEN, b. Heyer: *Philologisch-exegetischer Clavis über das neue Testament, für Akademien*, von Johann Ernst Christian Schmidt. Ersten Bandes erste Abtheilung (die Briefe an die Römer und Corinthier.) 1795. 174 S. Ersten Bandes zweyte Abtheilung (die übrigen Paulinischen Briefe.) 1796. 212 S. Zweyten Bandes erste Abtheilung (die Evangelien.) 1797. 250 S. gr. 8. (zusammen 2 Rthl. 12 gr.)

Es ist wohl jetzt zu spät, unsere Gedanken über die zweifelhafte Nützlichkeit eines solchen Werkes, wie das gegenwärtige, für Studierende, zu sagen. Nur dieses glauben wir erwähnen zu müssen, daß Hr. S. die Zweckmäßigkeit seiner Arbeit durch das Beyspiel der Clavis des A. T. von Paulus irriger Weise zu bestätigen gedenkt. Denn wäre auch seine Arbeit durchaus von gleichem Gehalte, ja, wäre sie theilweise besser; so machte doch schon die Menge der vorhandenen Hülfsmittel zur Vorbereitung auf die Vorlesungen über das N. T. und die geringe Anzahl derselben für das A. T. als Paulus seine Clavis herausgab, einen großen Unterschied. Es kommt aber jetzt mehr darauf an, zu beurtheilen, ob der Vf. seine Absicht ausgeführt, und Anfangern durch diese Clavis ein Buch mehr gegeben habe, durch dessen Hülfe, sie „mit den Wortbedeutungen im Allgemeinen und in besondern Fällen, und mit den nöthigen historischen Nachrichten bekannt werden und in den Stand kommen können, mit Zuziehung des Contextes den Sinn des Schriftstellers aufzufinden, und die Vorlesungen ihrer akademischen Lehrer mit eigner Prüfung anzuhören?“

Wir glauben, daß dieses dem Vf. nur Theilweise gelungen ist, und er hauptsächlich darin gefehlt hat, sich die Classe von Anfangern, für welche er schreiben wollte, nicht bestimmt genug zu denken. Wenn im ganzen ersten Bande die sorgfältige Angabe des Inhaltes und Ideenganges in den Briefen Pauli, die historischen Erläuterungen, die Beweisführung für die angenommene Bedeutung mancher Worte aus wenig benutzten Quellen, schickens lassen, daß auf angehende Exegeten von ganz guten Vorkenntnissen gerechnet sey, welche nicht blos den Wortverstand einer Stelle herausbringen, sondern das N. T. im Geiste desselben lesen wollen; so muß man doch wegen der Erklärung der leichtesten Wörter und der häufigen Wiederholung der bekanntesten Dinge schon im ersten Bande, vorzüglich aber im

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

zweyten über die Evangelien, welcher fast allein dabey stehen bleibt, glauben, der Vf. habe für die allerersten Anfänger, die griechische Vocabeln aus dem N. T. lernen sollen, geschrieben. Die Clavis zu den Evangelien könnte eher mit *Reineccii Janua hebraeae ling. V. T.* als mit der Clavis von Paulus verglichen werden. Durch sie wird ein Anfänger nur in wenig Stellen die oben angeführte Absicht erreichen können. Daß wir Hn. S. nicht Unrecht thun, wenn wir ihm einen festen Plan absprechen, können wir aus seinen eignen Aeußerungen in den Vorreden erweisen. Er erzählt uns in den Vorreden zur ersten und zweyten Abtheilung — und wir führen dieses auch deswegen an, weil darin allerdings der Weg angegeben wird, auf welchem noch jetzt etwas Bedeutesendes für die Erklärung des N. T. geschehen kann — daß er außer den schätzbarsten Commentarien von Koppe und Schulze, so weit sie die Paulinischen Briefe umfassen, und dem *Schleusnerischen Lexico* bey der grammatischen, und außer den bisher gehörigen Schriften von Semler, Teller und vorzüglich Eckermann bey der historischen Erklärung, jedes andere Hülfsmittel von Wichtigkeit benutzt habe. Die alexandrinische Version und insbesondere die Uebersetzung des Jesaias und der Psalmen, wonach sich der Paulinische Sprachgebrauch gebildet zu haben scheine; die apokryphischen Schriften des N. T. und die ältesten christlichen Schriften hätten ihm zu manchen neuen Aufschlüssen verholfen. Diese nur, und, wie es in der Vorrede zur zweyten Abtheilung heißt, die Apokryphen der hellenistischen Juden, die Mishna, die beiden Gemaren, das Buch Solar und ähnliche andere machten es möglich, in die Vorstellungsart der neuteamentlichen Schriften einzudringen. Weniger nutzbar habe er die griechischen Ausleger Chrysostomus, Theodoret, Oekumenius, Theophylakt u. a. gefunden. Das gelte auch von den Glossen des Hefychius, Suidas, Phavorinus. — Wer wird nun einer solchen Vorbereitung des Autors, welche allerdings auch in dem ganzen ersten Bande sichtbar wird, in der Vorrede zur ersten Abtheilung des zweyten Bandes die Aeußerung erwarten: „Ich bin hier seltner von der gewöhnlichen Erklärung abgewichen, ob ich mich gleich dazu berechtigt glaubte. Denn es schien mir Annäherung zu seyn, wenn ich hier meine eigne Erklärungsart dieser oder jener Stelle derjenigen vorziehen wollte, die so lange als die richtige gegolten hat; denn dieses Buch soll ja nicht für den, der selbst zu prüfen im Stande ist, geschrieben seyn. In den vorigen Stücken habe ich oft das Gegentheil ge-

Rrr

than, weil es mir damals an andrer Gelegenheit fehlte, manches dem Publico vorzulegen, worüber ich sein Urtheil zu erfahren wünschte." Weil der Vf. also 1796. die Bibliothek zur Kritik und Exegese des N. T. geöffnet hatte, dürfte es seinen Plan mit dem gegenwärtigen Werke ganz abändern, und die Käufer des ersten Bandes muschen? Die, wenn sie durch den Gebrauch des zweyten Bandes auch in den Sinn schwerer Stellen der Evangelien einzudringen erwarten, nichts als die allergewöhnlichsten Worterklärungen finden! Man sehe nur ein Bruchlein davon: Joh. 3. 19 ff. *ὁμοῦ*, gleich, ähnlich, *ἀγαπᾷ*, lieben, *ζῶντες*, zeugen, *κατανα*, lebendig machen, beleben, *κρίνει*, das Gericht, das Geschaft zu richten, *τιμᾷ*, ehren, *παράβηκεν*, hinübergehen, *σῶζειν*, der Tod, das Unglück, *παρέρχεται*, todt. So geht es durch das ganze Kapitel, durch das ganze Evangelium Johannis, und mit wenig Ausnahmen durch diese ganze erste Abtheilung des zweyten Bandes fort, ohne ein Wort zur Erklärung des Sinnes und der Sachen. Und wo sich bisweilen Sinnerklärungen mit einschleichen, da sieht man ihnen auch ihre zufällige Erscheinung an. Was sollen Anfänger von der Art, für welche hier geschrieben ist, mit der Erläuterung von Joh. 12, 31. machen: „Der Fürst dieser Welt (der Teufel) verliert seine Macht; d. h. die Heiden bekommen das Recht, in das göttliche Lieblingsvolk eintreten zu dürfen.“ — In der That, man würde es nicht für Annäherung gehalten haben, wenn Hr. S. die bessern Erklärungen gegeben hätte, die er oft gehabt zu haben versichert und welche man ihm, der das Studium gleichzeitiger jüdischer und christlicher Schriftsteller nicht bios vorgiebt, sondern es im ersten Bande dieser Clavis und noch weit mehr in der Biblioth. zur Krit. und Exeg. des N. T. bewiesen hat, zutrauen kann. Man erwartet ja in jedem Commentar das, was nach des Autors Ueberzeugung das Bessere ist; und mit welchem Zutrauen sollen selbst die Anfänger ein Buch gebrauchen, in dessen Vorrede der Vf. ganz offen sagt, er hätte manches besser machen können, aber für sie sey das Gewöhnliche und Hergebrachte gut genug!

So wenig wir indessen einen selten Plan in diesen Werke finden; so wenig wir insbesondere mit dem zweyten Bande, so weit er heraus ist, zufrieden sind; so müssen wir doch von dem ersten Bande versichern, daß ihn nicht nur angehende Exegeten mit Nutzen gebrauchen, sondern auch unterrichtete Leser des N. T. mit Interesse lesen werden. Sie werden manche neue, und wenn auch nicht immer haltbare, doch scharfsinnige Erklärungen, manche eigenthümliche Ableitungen der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes von einander, manche Hinweisung auf noch sparsam gebrauchte Hülfsmittel für die Exegese des N. T. und nicht selten tiefes Eindringen in die Vorstellungsarten der neutestamentlichen Schriftsteller finden. Wir führen von jedem ein Beyspiel an: Röm. 1, 3-4. Hier ist die gewöhnliche Bedeutung von *ὁμοῦ* verlassen und als gleichbedeutend mit

ἀδελφῶν angenommen worden, so daß es bedeute: jemanden zu einem Geschaft bestimmen, anstellen, ihm dasselbe auftragen. *ὁμοῦ* *ἀδελφῶν* ist durch Allmacht erklärt, und der Sinn der beiden Verse auf folgende Weise gefaßt: Paulus kgt bey seiner Beschreibung von Jesu die Idee einer doppelten Geburt zum Grunde. Nach jüdischer Vorstellungsart war nämlich das Todtenreich *ᾗν* zugleich der Ort, wo sich die Ungeborenen befanden. Er fand daher ein Mensch von den Todten, so kam er eben daher, woher er bey seiner Geburt gekommen war, aus dem *ᾗν*; seine Auferstehung war daher gleichsam eine zweite Geburt. Weil nun Paulus erweisen will, daß Jesus der wahre Messias der Juden sey und man diesen als einen Nachkommen Davids erwartete; so sagt er: Jesus ist nach seiner ersten Geburt ganz natürlich-menschlich aus diesem Geschlechte geboren; weil man aber auch in dem Messias den Stifter eines großen blühenden Reiches erwartete; so setzt Paulus hinzu: Jesus ist nach seiner Auferstehung als Sohn Gottes, als herrschender König, auf die wunderbare Weise, durch Dazwischenkunft der göttlichen Allmacht selbst, angefertigt worden. Als Parallele ist noch angeführt: Hebr. 1, 2. „Gott hat Jesum zum Besitzer von Allem angefertigt.“ Diese Erklärung hat Hr. S. im *Neuen theolog. Journal* B. 7. St. 5. S. 428 ff. weiter ausgeführt und verteidigt. Röm. 3, 27. sollen die Worte: *καὶ ὁ νόμος ἡμετέρος*; *ἐκείνου* als Parenthese Rechen, und der Sinn von V. 26, 27. dieser seyn: Gegenwärtig ist die Zeit, wo Gott den Beweis für seine Wahrhaftigkeit giebt, indem er sich als wirklich wahrhaftig zeigt, und den an Jesum Glaubenden für Gott gefällig erklärt. Aber auf welch Gesetz nimmt er dabey Rücksicht? (welches Gesetz muß der Mensch befolgen, um Gott wohlgefällig zu werden?) etwa auf ein solches, wie das mosaische ist? Nein, auf ein solches, welches *πνεῦμα* fodert! Der Stolz der Juden muß also hier verschwinden. 1 Cor. 15, 29. bringt Hr. S. durch Vergleichung einer Stelle aus den Briefen des Ignatius den Sinn heraus: wodurch ist denen zu helfen, die sich zu einer Religion einweihen lassen, welche stolz den Tod verachten lehrt. Eine Erklärung, welche der Vf. zwar für sehr wahrscheinlich hält und in der Bibliothek für Krit. und Exeg. des N. T. Band 1. S. 466 f. weiter erläutert, die uns aber sehr gezwungen vorkömmt. Von größerem Werthe ist, was 1 Cor. 1, 12. über die verschiedenen Christenparteyen und die ursprüngliche Bedeutung des Namens *χριστιανισμὸς* gesagt wird, worüber sich Hr. S. ebenfalls in der Biblioth. Band 1. S. 86 ff. weiter verbreitet. So haben uns auch in dem, überhaupt sehr sorgfältig bearbeiteten Brief an die Galater, die Erklärungen von der Redensart *καὶ ὁ νόμος ἡμετέρος*, 2. 19. und von der dunkeln Stelle 3, 20. u. a. m. wohl gefallen. Als Beyspiel von eigenthümlicher Ableitung der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes von einander mag das Wort *δικαιοσύνη*, Röm. 1, 17. hier stehen. *δικαιοσύνη*, 1) Gerechtigkeit, gesetzmäßiges Betragen,

2) im A. T. *ῥῥῥ*, Festigkeit in Beobachtung eines gewissen Betragens a) Beobachtung der Bedingungen, unter welchen Gott die Juden zu seinem Lieblingsvolke gewählt hat; Beobachtung des mosaischen Gesetzes — ein Betragen, wodurch der Mensch der *εὐαγγεῖα* S. 63 würdig wird. b) Erfüllung der von Seiten des Jehovah den Israeliten gegebenen Versprechungen; die wirkliche Zulassung der *εὐαγγεῖα*, die *εὐαγγεῖα* selbst, glücklicher Zustand, Besitz des göttlichen Wohlgefallens. 3) im N. T. a) gotteffälliges Betragen, Mittel des göttlichen Wohlgefallens würdig zu werden, b) göttlicher Beyfall, göttliches Wohlgefallen selbst. — Wie zur Exegese des N. T. noch wenig benutzte Hülfsmittel angewandt werden, kann man schon bey den bereits angeführten Stellen 1 Cor. 1. 12. und 13. 29. sehen. Ein andres Beispiel giebt Röm. 2. 15. wo *ἡγὺς νοῦς* als gleichbedeutend mit *νοῦς* angenommen und diese Bedeutung durch einen ähnlichen Ausdruck in der *Ant. Theolae in Grabii Specul. Patr. Sec. 1. S. 97.* gerechtfertigt wird, wo *ἡγὺς νοῦς* für *εὐαγγεῖα* steht. — Von dem Eindringen des Vfs. in die Vorstellungs- und Darstellungsart Pauli zeugt die Auslegung des ganzen Br. an die Galater, viele Stellen in den kleinern Briefen Pauli, besonders aber auch Röm. 3. 1 ff. wo mit Seimler (Paraphras. b. d. St.) angenommen wird, Paulus wolle nicht zeigen, daß den Juden noch immer Vorzüge blieben, sondern ihnen alle Vorzüge abbrechen; zu Anfang des Kapitels rede nicht der Apostel, sondern er führe einen Vertheidiger des Judenthums redend ein. (Die weitere Ausführung dieser Meynung findet man ebenfalls Eibl. B. 2. St. 1. S. 53 f.) — Desgleichen Röm. 7. wo der Vf. von allen übrigen Interpreten abgeht und zeigt, daß der Apostel nicht seinen moralischen Zustand, nachdem er ein Christ geworden sey, beschreibe, sondern daß er aus Sätzen der jüdischen Theologie (für Juden) beweiße: daß das mosaische Gesetz die Moralität der Menschen gar nicht befördert habe, sondern vielmehr derselben und der Glückseligkeit der Menschen nachtheilig gewesen sey.

MATHEMATIK.

GIFFSEN, b. Heyer: *Leichtes Lehrbuch der Geometrie für die ersten Anfänger*, von Friedr. Wilt. Dan. Snelh. Pr. d. Phil. u. Lehrer am Gymnas. zu Giffsen. 1799. Mit fünf Kupf. 166 S. 8.

Der Inhalt dieses Buchs entspricht seinem Titel ganz genau. Es enthält die nöthigen Begriffe, Lehrsätze und Aufgaben der Elementargeometrie so deutlich und fälschlich, als man es nur irgend zu erwarten berechtigt ist, und ob man gleich strenge systematische Methode, so wie Euklidische Scharfe in Beweisen, hier nicht suchen darf; so sind doch die Materialien nichts weniger als durchdringend gewesen und auch von Beweisen ist so viel beygebracht, als die gewöhnlichen praktischen Geometer zu wünschen pflegen. Auf Anwendungen für Fälle des gemeinen

Lebens, so wie auf passende Beyspiele, ist durchgehend gesehen worden und viele Ausrechnungen findet man ausführlich aufgesetzt. Der Vf. hat das Buch eigentlich für den ersten Cursus der Geometrie, sowohl in Bürger Schulen als Gymnasien, bestimmt. Die Arithmetik wird ganz dabey vorausgesetzt, wenigstens die Lehre von den Verhältnissen und die Ausziehung der Quadratwurzel. Der trigonometrische Theil hat alle die Kunstwörter der trigonometrischen Hülfslinien, als Sinus, Tangenten etc. völlig vernieden, indem er gänzlich aus der Lehre von den Sehnen entwickelt und auf die beiden Aufgaben zurückgeführt ist: 1) aus dem trigonometrischen Maasse der Seiten eines Dreyecks, ihr gemeinsames Maass, 2) aus dem gemeinen Maasse das trigonometrische zu finden. Diese aber beruhen auf dem Satze: zwey Seiten eines Dreyecks verhalten sich in ihrem gemeinen Maasse eben so gegeneinander, wie in ihrem trigonometrischen. Das trigonometrische Maass der Seiten findet sich, wenn man den der Seite gegenüberstehenden Winkel, in der hier mit eingerückten Sehnenafel auffucht, die von 15 zu 15 Min. geht, und wobey der Halbmesser des Kreises, in welchen sich das Dreyeck beschreiben läßt, in 3600 Theile getheilt ist. Auf solche Art sind die meisten trigonometrischen Aufgaben aufgelöst, nur die, wo man aus den 3 Seiten den Winkel sucht, ist als selten vorkommend, weggelassen worden. Auch vom Feldmessen wird sehr ausführlich und fälschlich gehandelt. Eben dies ist der Fall bey Ausrechnung der Flächen und Körper, bey welchen letztern auch die Ausrechnung der Fässer nach der Verbesserung von Basse, vorgetragen ist. Nun noch ein Paar Erinnerungen: Der Vf. sagt gleich Anfangs in einer Anmerkung, daß man die mathematischen Linien und Punkte nur in Gedanken zeichnen könne. — Man kann sie aber ganz rein und abgesondert, eben so wenig in Gedanken, als auf dem Papiere zeichnen, blos denken kann man sie durch Abstraction; gezeichnet können sie aber auch auf dem Papiere allerdings werden, wenn man nur die körperlichen Dinge darstellt, wovon jene Linien und Punkte die Grenzen sind. Im fünften Kapitel steht durchgehends Parallelepipedum statt Parallelepipedum, vernünftlich hat der Vf. dieses Wort nach Parallelogramm bilden wollen, hat aber vergessen, daß *εὐκλείδης* die Fläche, nicht aber *πλάτος* heißt. Bey Beschreibung der regulären Körper heißt es unter andern, das Tetraëdron, welches von vier gleichseitigen Dreyecken eingeschlossen ist, wo noch der Zusatz, *gleichem*, hatte beygefügt werden können und so auch bey Bestimmung der übrigen regulären Körper.

LEHRZIG, b. Frisch: *Institutionum medicinae practicae, quas auditoribus suis praelegebat J. B. Eusebius de Canisfeld.* Editio nova. 1 Vol. 1. 2 P. 1798. XVI u. 610 S. 2 Vol. 1. 2 P. 560 S. 3 Vol. 1. 2 P. 415 S. 4 Vol. 1. 2 P. XXIV u. 502 S. 8. (3 Rthl.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1788. Nr. 1123.)

Kr. 2

Nöngs

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. November 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

(Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften
das Brown'sche System betreffend.)

Man hat immer bemerkt, daß ächte Sectirer nirgends so leicht und tief verderbliche Wurzel faßt, als unter uns Deutschen. Alles Eccentrische, es greife in den Kreis des Lebens oder der Wissenschaften, ist sicher, unter uns eine warme Aufnahme und einen partheyischen Anhang zu finden. Wir entgehen selbst ausländischen Thorheiten nicht, wenn sie uns zwanzig Jahre verborgen bleiben. Die Wahrheit dieser Bemerkung bewährt von neuem die Geschichte der Brown'schen Lehre in Deutschland. Rec. hat schon Gelegenheit gehabt, darzuthun, daß er das vielfach Grofse, Schöne und Neue der Brown'schen Vorstellungarten nach seinem Werth erkennt und schätzt. Aber wenn er das, was er als offenbare Vorzüge des Brown'schen Geistes und Systems entwickelte, von den deutschen Brownianern nicht aufgefaßt oder nicht erreicht sieht; so muß ihm gerade die Bewunderung, mit der ihn der Schottische Selbstdenker erfüllte; so müssen ihm die getäuschten Hoffnungen für Erweiterung unserer Wissenschaft und Kunst, die er an so manche neue Ansicht und Entdeckung Brown's knüpfte, einen lebhaften Unwillen über den schiefen Gang des deutschen Brownianismus erregen. Wir haben den Beweis geführt, daß unsere Brown'schen Praktiker schon glauben, den Brown'schen Sätzen gemäß zu handeln, wenn sie nur anders verfahren, als die andern Aerzte ihres Orts; daß unsere Brown'schen Theoretiker nie von der Macht der Brown'schen Beweise ergriffen scheinen, oder ihnen mehr Stärke zu geben sich bemühen, sondern mit keckem Leichtsinne und grenzenloser Seichtigkeit alles, was im gefunden und kranken Zustand sich ereignet, Brown'sch zu deuten, es falle auch noch so gezwungen aus, beflissen sind. Dessenrühr muß ein Schriftsteller unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, der in der Anhänglichkeit an Brown keinem nachsteht, dessen Gedankenreihe aber, nicht durch Schuld eines dunkeln Vortrags, sondern wegen der Tiefe, aus der sie geschöpft ist, auch bey dem angestrengtesten Nachdenken nicht leicht zu verfolgen ist. Wirklich Deutschland hat sich vieler Sünden gegen Brown schuldig gemacht, und bey Gelegenheiten Brown auf Seiten seiner Gegner und Freunde nicht weniger Sünden am ächten Untersuchungsgeist und an unbefangener Wahrheitsliebe. Wie gern möchten wir dafür ein würdiges Sühnopfer

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

dargebracht sehen, das den entflohenen Genius von Brown zugleich mit allen Verehrern der Wahrheit und der Wissenschaften befriedigte. Aber dafür können wir nicht gelten lassen:

- 23) FRANKFURT a. M., in d. Andreä'schen Buchh.: Untersuchungen über Pathogenie oder Einleitung in die medicinische Theorie, von A. Rutschlaub, der Med. öffentl. Lehrer zu Bamberg. 1. Theil. 1798. XXXII u. 349 S. 2. Theil. XL u. 664 S. gr. 8.
- 24) WÜRZBURG, in d. Kolischen Buchh.: Von dem Einflusse der Brown'schen Theorie in die praktische Heilkunde, von A. Rutschlaub. 1798. XVI u. 237 S. gr. 8.

Nur speculative Köpfe bieten so oft das niedererschlagende Schauspiel dar, bey manchen hervorstreichenden Geistes Eigenschaften, besonders bey vielem Scharfsinn und Studium, bey vielem Muth, auf eigenen Wegen zu gehn, und bey einer seltenen Ausdauer in ihren Anstrengungen sich rettungslos in Irrgänge zu verlieren, während sie eine neue Heerstrasse zum Tempel der Wahrheit gefunden zu haben glauben. Der Reiz einer Ansicht, die ihnen eigenthümlich ist, blendet selbst grofse Denker, und tauscht sie über das Bündige ihrer Definitionen und Demonstrationen. Dieses harte Schicksal hat selbst einen Rutschlaub getroffen, den Tieffinn, vieles Wissen und seltene Thätigkeit nicht davor schützten, uns Schriften zu liefern, welche die ermüdendste Lectüre gewähren, und welche, nachdem man viele Zeit auf ihre Prüfung gewendet hat, uns ganz leer an neuen, fruchtbaren Gedanken von Werth lassen. So langweilig und beschwerlich das Geschäft ist, unsere Leser, und, wenn es möglich ist, Hr. R. selbst von der Wahrheit dieses uns selbst schmerzenden Urtheils zu überzeugen; so liegt es, besonders da man wähnt, Hr. R. rütze und hebe das Brown'sche System mit unüberwindlicher Kraft, doch Rec. ob, seine bessere Zeit und mehrere Blätter der A. L. Z., die leicht lehrreicher gefüllt werden könnten, auf die Auseinandersetzung von des Vfs. verfehlten Beweisen zu verwenden.

Da, wo man in Brown's System den stärksten Anstofs nimmt, hat Hr. R. nichts aus dem Wege zu räumen gesucht. Er, der mit dem Schein der Gründlichkeit immer imponirt, berührt gar nicht die grofsen Untersuchungen, ob alles in und außer dem Körper zu denselben nur in der Beziehung eines Reizes steht, ob es unmittelbare Einflüsse auf die Erregbarkeit

S s s

keit

keit giebt, die die Stoffe oder das Wirkungsvermögen derselben an sich, nicht durch Einwirkung als Reize, zu modificiren vermögen u. s. w. Wir wüßten nichts bieber zu ziehen, als dafs der Vf. auf eine etwas fonderbare Erklärung gedacht hat, damit die Erfahrung nicht gegen Brown spreche, dafs in Sthenien gewisse Arzneymittel, welche doch immer reizende Potenzen seyn sollen, als z. B. der Salpeter, die Erregung herüberbringen, und zwar ohne auf Ausleerung zu wirken, und ohne indirecte Asthenie herbeizuführen. Der Gedanke dringt sich auf, Hr. R. sey weder vor noch nach seinem Uebertritt zur Brownischen Fahne in der Stimmung eines unbefangenen, eindringenden Prüfers gewesen, der wiederholt eine Revision seines Systems anstellt, Zweifel mit sich herumträgt, und sie, sie seyen nun von ihm oder andern zuerst gedacht worden, gründlich zu lösen sucht. Damit wollen wir nicht sagen, er klebe an Brownischen Buchstaben. Im Gegentheil, er hat sich etwas gebildet, was er den Brownischen Geist nennt, und unter dem Namen Erregungstheorie einführt, an welche er grosse, aber wie es scheint, nicht glückliche Abweichungen von Brown anknüpft, und mit welcher er alle Einwürfe der Gegner abwehren zu können den felsenfesten Glauben hat. Sein Bestreben geht dahin, andere neu entstandene Vorstellungsarten mit den Brownischen zu verbinden. Aber das erkünstelt, nur nicht haltbar zusammenge setzte Analagma raubt dem Brownischen System den tiefen Zusammenhang, die erhabene Einfachheit, den hinführenden Schein der Anwendbarkeit. Und was er von Gallini's, Darwin's und Reil's Grundsatzen in die Brownische Lehre verwebt, ist mehrentheils weder richtig aufgenommen, noch consequent benutzt. Selbst die Kunstsprache der Kantischen Philosophie soll ihren Zauber leihen: Aber sie figurirt nur. Wir sind nicht befugt, Hn. R. tiefe Kenntniss der neuen Philosophie abzuspochen. Aber sie giebt sich nicht zu erkennen. Der Gebrauch ihrer Formeln will nichts sagen, besonders wenn ihr schätzenswerther Einfluss auf gut geleiteten Untersuchungsgeist, der sich allenthalben den zum Ziel führenden ganz vorzeichnet, und die Grenzen, in denen er bleiben mufs, voraus bestimmt, nicht wahrzunehmen ist.

Ueber die Entleerung der Organisation geht Brown weislich weg; er zeigt ihre Erhaltung und Ausbildung nur als das Product der durch das gehörige Verhältniss der Reize zur Erregbarkeit hinlänglich starken Erregung. Nicht so unser Vf. Er wagt es zur gebildeten Organisation später Erregbarkeit hinzuzufügen. Das mufs doch ächten Brownianern ein Aergerniss seyn, und befremdet bey Hn. R. Bekanntschaft mit den neuern Forschungen. Er richt nicht an, den Begriff Erregbarkeit zu zerlegen, wie er sagt, willkürlich und nur zum Erklärungsbehuß, aber erlaubt sich doch die zwey Bestandtheile, welche die Erregbarkeit machen, im wechselseitigen bestimmten Verhältniss stehen zu lassen, und aus der Zunahme des einen Theils eine Abnahme des andern Theils nothwendig zu folgern. Die grösste und

wichtigste Anzahl seiner Untersuchungen ruht auf diesen ersonnenen Fundament, das in sich widersprechend ist, nichts für sich hat, aber doch apodiktische Gewissheit geben soll, damit von Satzen *a priori* gesprochen werden kann! Die Erregbarkeit ist nach Brown eine und dieselbe durch den ganzen Körper. Diesen wichtigen Satz hat der Vf. auch, aber nach von ihm nicht im Brownischen Sinn Gebrauch. Er läßt die durch einen an einem Theil angebrachten Reiz veränderte Erregung dieses Theils selbst wieder ein verändernder Reiz für die demselben nächsten Theile seyn, und diese wieder für die ihnen nächsten Theile u. s. w., und so modificirt allerdings ein Theil das Ganze. Dafs die ganze thierische Maschine auch einen solchen Zusammenhang habe, ist den Brownischen Ideen nicht entgegen, und, beschränkt in etwas, wohl an sich wahr. Es ist daher verdienstlich, dafs der Vf. auf diesen Satz aufmerksam macht. Nur fehlt ihm Allgemeinheit; es stehen offenbar manche Vorfälle in einzelnen Organen ganz isolirt da, und haben nicht einmal nach der Ab- oder Zunahme ihrer Functionen einen bemerkbaren Einfluss auf die thierische Oekonomie überhaupt. Gleichwohl schiebt der Vf. dem Stifter des neuen Systems eine andere Vortheil garst unter, ohne die Verschiedenheit anzugeben. Die Schnelligkeit, mit der gewisse Wirkungen in den entferntesten Punkten des Körpers sich folgen, z. B. die Stillung von Schmerzen der Fußgelenke nach vor wenigen Augenblicken verschluckten Mohnsaft, braucht Brown besonders zur Stütze seiner Annahme. Wie Hr. R. die Wirkungen sich verbreiten läßt, geben sie weit langsamer von Statten, als nach den Begriffen anderer Systeme. Diese lassen die reizende oder Reiz aufhebende Ursache durch den Umlauf der Säfte sich mittheilen, oder nehmen einen Consensum der entferntesten Theile zu Hülfe, statt nach Hn. R. sich der Effect erst von Theil zu Theil allmählig forschleichen mufs, weil er in jedem einzelnen Theil erst eintreten seyn mufs, ehe diese neue Bestimmung als Ursache derselben Wirkung auf einen andern Theil sich äußern kann. Mit großer Klugheit vernünftigt Brown, den Einfluss der Gewohnheit, den er anerkannte, aus seinem System zu erklären. Unser Vf. ist unbeforgter und kecker. Gewohnheit entsteht nicht ohne öftere Anwendung desselben Reizes. Eine solche wiederholte Anwendung verzehrt die Erregbarkeit mächtig. Auf so heruntergebrachte Erregbarkeit wirkt also derselbe schwache Reiz nicht mehr. Wie war es möglich, dafs das Genie Brown's die Leichtigkeit dieser Erklärung nicht traf, und dafs es der Erregungstheorie aufbehalten blieb, sich mit ihr zu schmücken. Es sind ja nur einige kleine Schwierigkeiten zu heben! Es ist nur dasselbe Reizmittel, das ohne Wirkung bleibt, viele eben so kleine oder noch kleinere Reizmittel erzeugen ohne alles Hindernis die Wirkung. Und Gewohnheit besteht nicht allein darin, dafs gewisse Wirkungen auf Ursachen, die sie sonst hervorzubringen vermochten, ausbleiben, sondern in andern Fällen oft erfolgen, ohne dafs

dafs ihre bisherigen Ursachen dazu erforderlich find, weil sie selbst zur Gewohnheit geworden find. Erwägt Hr. R. diese Einwürfe; so wird es ihn künftighin bedenklich machen, zu sprechen, wo Brown das Schweigen rathsam fand. Der nun folgende Auszug aus des Vfs. Werken, den unsere Anmerkungen begleiten, wird unsere Erinnerungen belegen und bestätigen.

Krankheit (*morbus*) und Uebelbefinden (*valetudo adversa*) sind ganz unterschiedene Begriffe. Das Subject der Krankheit ist der Organismus selbst; das Subject des Uebelbefindens sind die Verrichtungen des Organismus oder die organische Wirkungen, die dessen zum Grunde liegen. Beide bestimmen eine Beschaffenheit, Krankheit eine Beschaffenheit des Organismus, Uebelbefinden eine Beschaffenheit der Lebensverrichtungen derselben. Dieselbe Beziehung ist zwischen Gesundheit (*sanitas*) und Wohlbefinden (*valetudo secunda*). Krankheit und Gesundheit machen die ganze Eintheilungssphäre der Beschaffenheit des Organismus in Rücksicht ihrer Lebenstauglichkeit aus; Uebelbefinden und Wohlbefinden hingegen stellen die ganze Eintheilungssphäre aller Beschaffenheiten der Lebensverrichtungen im Allgemeinen dar. Gesundheit verhält sich also zum Wohlbefinden, Krankheit zum Uebelbefinden, wie das Ursächliche zur Folge. Anlage zur Krankheit (*opportunitas ad morbum*) ist als Zustand des organischen Körpers diejenige Beschaffenheit, welche der Neigung zum Uebelbefinden als das Ursächliche zum Grunde liegt, welche Neigung auf die Anlage die nämliche Beziehung hat, den das Uebelbefinden auf die Krankheit hat. (Anlage zur Krankheit, Neigung zum Uebelbefinden, Krankheit und Uebelbefinden selbst fliessen aus einer gemeinschaftlichen Quelle, welche als die Ursache aller dieser Zustände, deren Unterscheidung so gar wichtig nicht ist, zumal wenn sie, wie beyrn Vf., den Sprachgebrauch gegen sich hat, von uns festgehalten werden mufs, wenn gleich alle Wirkungen dieser Ursache, und also auch alle die Erscheinungen, welche z. B. die Anlage bilden, als neue Ursachen anzusehen sind, welche die Neigung zum Uebelbefinden befördern u. s. w. Bey den Brownischen örtlichen Krankheiten fallen überdies diese Übergänge weg. Aber wie kann man in der Wirklichkeit zwischen Organismus und Verrichtungen des Organismus unterscheiden?) Einige Worte über das Subject der Krankheit im lebenden (?) Körper. Nach Kant dem Flüssigen die organische Fähigkeit abgesprochen. Um einer Verrichtung vorzuziehen, was zum Begriff von Organ gehört, ist es notwendig, dafs eine solche Masse das Vermögen besitze, active Bewegungen seiner Theile hervorzubringen, d. h. die Masse mufs das Vermögen besitzen, sich selbst zu bewegen. (Dieser Begriff eines Organs wäre wohl so ganz leicht nicht mit den Bestimmungen Browns, die Hr. R. sich auch angeeignet hat, zu vereinigen, nach denen jede Lebensanforderung durch Reize erzwungen wird.) Krankheit ist Beschaffenheit des Organismus, Veränderungen in den Sätzen können

also nicht Krankheit heissen, selbst wenn, was noch Beweis erfordert, durch die Veränderung ihrer Beschaffenheit Uebelbefinden in den Verrichtungen (also doch vorher Krankheit) entstände. Säfte sind als fremdartige, obgleich im Organismus enthaltene, Theile zu betrachten, und wirken auf die starren Theile, wie alle äussere Körper. Diese Veränderungen der Säfte, in wiefern sie in Verhältnifs zu ihrer Beschaffenheit im gefunden Zustand des Organismus fehlerhaft sind, können wir Verderbnisse nennen. (Statt fehlerhaft müßte es wohl heissen, abweichend von ihrer Beschaffenheit im gefunden Zustand des Organismus; denn fehlerhaft können Säfte in Krankheiten nur seyn, nicht im Verhältnifs zu einer eigenen ewigen Beschaffenheit derselben, sondern im Verhältnifs zum lebenden Körper selbst. Wichtige Untersuchungen ungeht der Vf. hier, indem er einen leeren Wortstreit erregt. Es kommt nicht darauf an, was den Namen Krankheit haben soll, sondern was Rücksicht des heilenden Arztes erfordert, und der Sieg ist auf Seiten der Humoralpathologen, sobald die Säfte an sich schädliche Potenzen seyn können, wie verdorbene Nahrungsmittel, Lustbeschaffenheiten u. s. w.) Betrachtungen über die Lebensactionen bey dem Uebelbefinden. Den Erscheinungen im Zustand des Uebelbefindens liegen keine andern Actionen zum Grunde, oder begleiten sie, als welche auch im Zustande des Wohlbefindens von statten geben. Alle Verschiedenheit liegt nur in Vermehrung oder Verminderung, dem Raun, der Zeit und Stärke nach. (Wohl eine Subtilität!) Von welchen Bedingnissen hängt das Leben ab? Als Thatsachen stellt er auf: 1) kein Körper lebt, an dem wir nicht einen organischen Bau wahrnehmen. Die allgemeinste Erscheinung unter den Resultaten des Lebens ist Erzeugung seiner selbst dem Individuum nach. Das würde wohl unverständlich seyn, wenn nicht hinzugesetzt wäre: Wachstum durch eigene Ernährung. 2) An keinem organischen Körper wird die Organisation verletzt, ohne dafs einige oder alle Lebensverrichtungen gestört, unterbrochen oder gar aufgehoben werden. Es folgt, dafs Organisation die erste und nöthigste Bedingnis in einem Körper ist, ohne welche kein Leben existiren könne. Organisiert seyn und lebend, sage nicht dasselbe. (Nicht gut ausgeführt. Organisation, an der wir keine Verletzung wahrnehmen, ist darum nicht in ihrer Integrität.) Wir müssen zur Möglichkeit des Lebens in einem Körper zwey gleich notwendige Bedingnisse annehmen, Organisation und Lebensprincip. (Als wenn das letzte erst hinzukomme, wenn jene vollendet sey.) Gegenstand der Untersuchungen über Pathogenie. Hier trennt Hr. R. Krankheiten der Organisation und Krankheiten des Lebensprincips, nennt diese innere, jene äussere Krankheiten, und laßt so Theorien der äussern und innern Krankheiten sich bilden. Man sieht leicht, welchen Brownischen Grundsätzen er sich anschliessen will. Aber wenn es Krankheiten des Lebensprincips giebt, an denen die Organisation nicht Theil nimmt, die sich in ihr nicht

gründen; wie ist die gegebene Erklärung von Krankheit zu verteidigen, daß das Subject der Krankheit der Organismus selbst sey? Nur einige Worte über die Eintheilung der Krankheiten. Aeußere und innere Krankheiten, örtliche und allgemeine, sind einerley. Einige Bemerkungen über den Plan und Inhalt der folgenden Untersuchungen. Untersuchungen über die Entstehung innerer Krankheiten. 1. Theil. Ueber die Lebensprincipe. 1. Abschnitt. Prüfung der neuern Meynungen über das Lebensprincip. 1. Kap. Prüfung der Meynungen, nach denen mehrere Lebensprincipe angenommen werden. 2. Kap. Prüfung einiger Meynungen, nach denen nur Ein Lebensprincip angenommen wird. 3. Kap. Prüfung einiger Meynungen, nach denen gar kein besonderes Lebensprincip angenommen wird. (Wir müssen es uns versagen, den Gang, die Grundsätze und die Resultate des Vfs. in Beurtheilung der Untersuchungen anderer, welchen diese Abschnitte vorzüglich gewidmet sind, näher anzugeben. Treffliche, lehrreiche und sehr scharfsinnige Erinnerungen sind hier in Fülle zu finden; aber Hr. R. würde noch tiefer in seine Forschungen eingedrungen, sie wenigstens überzeugender für die Gegner, welche er widerlegt, gemacht haben, wenn er nicht so oft glaubte, mit Brownischen Sätzen den Ausschlag zu geben, und die Meynungen jener zu vernichten. Sind nicht eben diese Brownische Lehren noch so sehr im Streit? Ueber den Ton und die Wendungen des Vfs. in vielen Stellen dieses Werks, die gegen andere gerichtet sind, sind wir froh, uns hier nicht erklären zu müssen, da ihm hierüber schon das Nöthige von andern Orten gesagt worden ist.) 2. Abschnitt. Nähere Untersuchungen über das Lebensprincip, oder allgemeine Betrachtungen über die Lebensfunction. 1. Kap. Begründung des Brownischen Begriffs von Lebensprincip durch Facta aus der Natur. Wir können uns die Lebensfunction in abstracto nicht anders vorstellen, als wie die Entgegenwirkung der organischen Masse gegen die Einwirkung der Eindrücke von außen. Daraus folgt, daß, da Kraft den Grund der Wirklichkeit der Handlung, der Selbstwirksamkeit der Materie aus sich, ohne Einwirkung von außen, bezeichnet, der Begriff einer Lebenskraft als Lebensprincip ganz irrig angenommen sey. (Aber besteht damit besser der aufgestellte Begriff von organischer Masse, nach dem sie das Vermögen besitzen muß, sich selbst zu beweisen? Der Streipunct selbst liegt in dem näher zu bestimmenden Begriff von Entgegenwirkung.) Das Lebensprincip müssen wir uns folglich als bloßes Vermögen der organischen Materie, auf Eindrücke von außen entgegen zu wirken, vorstellen. Allein da nicht jeder Eindruck von außen Einwirkung heißen kann (warum nicht, wenn er einen wirklichen Eindruck macht, und also Eindruck zu heißen ver-

dient?) da nur derjenige Eindruck, der von der organischen Masse aufgenommen ist, wirklich einwirkt (wenn es nicht geschieht, hängt es von etwas andern ab, als von der Schwäche des Eindrucks? Nur darauf darf der Vf. als Brownianer das Nichteinwirken beziehen) und da nur einer wirklichen Einwirkung eine Gegenwirkung entsprechen kann: so müssen wir nebst dem Vermögen der organischen Masse, auf Einwirkung durch Eindrücke von außen, entgegenzuwirken, noch eine Empfänglichkeit derselben hinzudenken, von Eindrücken von außen affectirt zu werden. (Wozu soll aber eine solche Empfänglichkeit erforderlich seyn, wenn die Einwirkung immer von der Stärke des Eindrucks abhängt, und nach Verhältniß seiner Stärke sich äußert? Eine verschiedene Stärke des Eindrucks ist zwar erforderlich, je nach dem die Erregbarkeit angehäuft oder verzehrt ist; aber berechtigt dieses, was auf deutlichen Gezeiten beruht, den dunkeln Begriff Empfänglichkeit einzuführen? Empfänglichkeit schließt immer etwas specifics in sich, und begründet die Vorstellung von specifischen Reizen, denen alles Eigenthümliche des Brownischen Systems entgegen ist.) Oder um uns den Grund der Möglichkeit des Lebens vorzustellen, müssen wir in der organischen (Masse) eben sowohl die Fähigkeit, Empfänglichkeit, durch Eindrücke von außen in der gegenseitigen Lage der Bestandtheile zu einander eine Veränderung zu ertheilen, doch innerhalb der Grenzen der physischen Berührung (dieser dunkle Ausdruck soll sagen, daß, daß die Verhältnisse des Ganzen zwar verändert aber nicht aufgehoben werden) ohne welche keine Einwirkung denkbar ist, als das Vermögen, auf solche Eindrücke entgegenzuwirken, vorstellen. Das Gesetz, Einwirkung und Gegenwirkung sind sich gleich, sey auch auf die organische Natur ganz anwendbar. (Kein Versuch, dieses zu beweisen. Die in diesem Kapitel angeführte Erfahrungen sollen, heißt es, auf diese Erkenntniß verleiten (leiten).

(Die Fortsetzung folgt.)

PAEDAGOGIK.

FRANKFURT A. LEIPZIG, ohne Anzeige des Verlegers, aber BUDISSIN, b. Arnold: Sokratische Gespräche die wichtigsten Gegenstände der Erziehungskunde betreffend. 1798. 378 S. 8. (1 Rthlr.)

Joh. Gottfr. Pauls, eines Bedienten in Bautzen aus der Maculaturkammer hervorgefuchter Erziehungskatechismus für Bürger und Landleute, welcher schon im Jahre 1793 herauskam, auch bereits A. L. Z. 1795. Nr. 201. von einem andern Recensenten beurtheilt worden ist, unter einem neuen Titel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. November 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

(Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brown'sche System betreffend.)

23) FRANKFURT a. M., in d. Andreä'schen Buchh.: *Untersuchungen über Pathogenie oder Einleitung in die medicinische Theorie*, von A. Röschlaub etc.

24) WÜRZBURG, in d. Kölschen Buchh.: *Von dem Einflusse der Brown'schen Theorie in die praktische Heilkunde*, von A. Röschlaub etc.

Zweytes Kap. Nähere Bestimmung und Entwicklung des Begriffs Erregbarkeit, Erregung u. s. w. In allen Zuständen des Lebens unterscheiden sich der Mensch und alle lebendigen Geschöpfe, wie Brown nur mit Aenderung einiger Worte sage (?), von den Todten und der leblosen Materie bloß durch die Eigenschaft, durch Eindrücke von außen und durch eigne Handlungen so afficirt werden zu können, daß dadurch die Selbstwirksamkeit ihrer organischen Masse erweckt, und Handlungen derselben aus dessen innerer Selbstwirksamkeit hervorgebracht werden. (Von dieser Selbstwirksamkeit will aber Brown nichts wissen. Jede und alle Erregung ist bey ihm nur das Resultat des Verhältnisses der Reize zur Erregbarkeit. Wie ist aber mit dieser anfangenden Selbstwirksamkeit nach geschehenen Eindrücken, welche alles Lebende und Nichtlebende wesentlich unterscheiden soll, die Behauptung zu vereinigen, daß das Gesetz, Einwirkung und Gegenwirkung sey sich gleich, auch auf die organische Welt ganz anwendbar sey) darin liege der ganze Charakter, die Bestimmung des Lebensprincips, das Brown Erregbarkeit benenne. (Oben ist der Charakter von organischer Masse auf dieselbe Weise bestimmt, und gleichwohl soll es eine große Eigentümlichkeit der Röschlaub'schen Erregungstheorie seyn, Organisation und Erregbarkeit nicht in einander fließen zu lassen.) Der Begriff Erregbarkeit löset sich auf in Empfänglichkeit der organischen Masse, durch Eindrücke von außen afficirt zu werden, und in das Vermögen, durch Selbstwirksamkeit bestimmte Handlungen hervorzubringen. Mit Reiz nimmt er aber an, daß diese Unterscheidung nur von unserm Verstande gemacht, in der Wirklichkeit aber nur als eine Eigenschaft der eigentümlichen Natur der thierischen (organischen) Masse erscheine. Die vorhin erwähnte Fähigkeit (Empfänglichkeit) können wir Reizbarkeit, das Vermögen aber Zusammenziehungsvermögen nennen, das durch die sinnreichsten Versuche und Schlüsse die

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

Zusammenziehungen aller Organe, sowohl die der Sinne, als aller derjenigen erwiesen sind, die sowohl den willkürlichen als unwillkürlichen Verrichtungen vortheilen. (Darwin hat viele Gründe dafür angeführt, aber auch manche Sophistereyen sich erlaubt. Er überläßt sich überhaupt viel zu sehr seiner Phantasie, als daß man es einem Schriftsteller, der auf Gründlichkeit Anspruch macht, dürfte hingehen lassen, eine Untersuchung, als von Darwin aufs Reine gebracht, darzustellen, und dessen Resultate als Lehrsätze zu gebrauchen. Es sind von ihm nur einzelne Winke und Beobachtungen zu benutzen.) Alle beide Eigenschaften (die Fähigkeit und das Vermögen, oder die Reizbarkeit und das Zusammenziehungsvermögen) in einem Begriff verbunden, können Erregbarkeit heißen; keine derselben allein darf damit verwechselt werden, am wenigsten das Wirkungsvermögen. Wollten wir dem Grund dieser Eigenschaft der organischen Materie nachforschen, (von eigenem Nachforschen finden wir über diesen Gegenstand hier keine Spur, und nicht einmal richtiges Auffassen und Anwenden der Gallinischen Vorstellungssart); so könnten wir uns hierin ziemlich der Gallinischen Erklärungsart nähern, indem wir annehmen: die organische Masse bestche aus solchen kleinsten Theilen, welche aus solcher Verbindung von gravitirenden und ausdehnenden Stoffen zusammengesetzt seyn, vermöge welcher sie bereit seyn, ihre gewöhnliche gegenseitige Lage zu verändern, ohne jedoch aus ihrer physischen Berührung zu treten, wenn Eindrücke von außen auf einige derselben wirken, — worauf demnach die Reizbarkeit beruhe, — ihre vorige gegenseitige Lage aber wieder anzunehmen, sich noch mehr zu nähern, sobald die erste Einwirkung der Eindrücke von außen vorüber ist — Selbstwirkungsvermögen. Wir werden uns, heist es, dieser Erklärungsart in der Folge oft bedienen. (Die ingenios gedachten und scharfsinnig dargestellten, aber leeren und unbewiesenen Hypothesen des Italieners eignet sich Hr. R. hier, obgleich seine Ausdrücke darüber etwas schwankendes haben, als demonstrirte Sätze an, welche man einem Lehrgebäude zum Grund legen, und von denen man ausgehen dürfte, selbst wenn man später auf apodiktische Gewissheit Anspruch machen will. Das fällt uns so mehr auf, da Hr. R. S. 205 ff. dieser Pathogenie auf dem rechten Wege zu seyn schien, die kecken Ideen von Gallini nach ihrem eigentlichen Gehalt zu würdigen. Aber unser Bestreben muß auf die höchste Stufe steigen, wenn uns bemerklich wird, daß selbst die Gallinische Vorstellungssart ganz entstelllich sich hier

Ttt

findet, *Digitized by Google*

findet, und nur in einem einzelnen Punct, aber ganz schief und unwahr, aufgestellt ist. Sollte Hr. R. das nicht selbst in etwas gefühlt haben, indem er im Eingang sagt, wir wollen uns der Gallinischen Vorstellung so ziemlich nähern? Aber konnten wir ihm schon nicht erlassen, die Gallinische-Erklärungsart, wenn er sie gebrauchen wollte, zu begründen; so find wir noch mehr berechtigt, Beschwerde über ihn zu führen, daſs er, obgleich er die Gallinischen Lehren ganz unſchuf, doch uns keine Deduction derſelben gab, da, wenn Gallini's Beweiſe auch zureichend wären, ſie doch nur deſſen Behauptungen darthun würden, nicht aber Hn. R. Modificationen dieſer Hypotheſen. Wenn Hr. R. ſagt: die kleinſten Theile ſind bereit, ihre gewöhnliche Lage zu ändern; ſo will er ſeinen aufgestellten Begriff von Empfänglichkeit unterſchieben; bey Gallini iſt dieſes Bereitſeyn aber nur eine Fähigkeit, höchſtens eine Leichtigkeit. Das eigentliche Beſtreben dieſer kleinſten Theile geht nach Gallini dahin (S. 68. f. Betrachtungen. Berlin 1794.) nicht nur ihre gegenſeitige Lage zu behaupten, oder wieder zu bekommen, ſondern auch ſich noch genauer zu berühren, oder ſich einander noch mehr zu nähern. Wie entgegengeſetzt iſt das der Roſchlaubſchen Angabe vom Bereitſeyn? Hr. R. Bezeichnung: ohne jedoch aus ihrer phyſiſchen Berührung zu treten — was er als die Grenze ſeines Bereitſeyns anſtellt, würde nach Gallini das Ziel des Gegenwirkens der kleinſten Theile ſeyn. Die größte Abweichung iſt aber, daſs das, was uns Hr. R. hier als Reizbarkeit darſtellt, bey Gallini nur ein Einwirken der Reize iſt; daſs das, was Hr. R. Selbstwirkungsvermögen nennt, bey Gallini erſt Reizbarkeit iſt, und nicht einmal überall, ſondern nur bey Muskelfaſern (S. Gallini I. c. S. 43.) Aber wir müſſten unſre Anſicht über die Galliniſche Erklärungsart überhaupt in aller Kürze andeuten. Auf Einwirkung von außen in der Lage der einzelnen Theile Veränderung zu leiden, und das Beſtreben äußern zu können, dieſe einzelnen Theile wieder zu nähern, ſcheint zwar ein Grundſatz, der für die organiſche Welt geltend gemacht, ihre Erſcheinungen den gewöhnlichen phyſiſchen Geſetzen unterwirft. Aber mit dieſen iſt es doch gewiſs nicht in Uebereinſtimmung zu bringen, eine kleine Veränderung in der äußerſten Spitze der Fußzehe durch eine unbedeutende Berührung veranlaſst, ſich gleichartig durch das ganze Nervenſyſtem biſ nach dem Gehirn fortpflanzen zu laſſen, und zwar augenblicklich, und wiederum eine Veränderung in den Theilen des Gehirns, durch Vorſtellungen bewirkt, ſich durch das ganze Nervenſyſtem biſ zu den Nerven der Fußzehe ſich erſtrecken zu ſehen, ſo daſs die Veränderung in den äußerſten Puncten noch als dieſelbe Verückung in der Form der kleinſten Theile ſich erhält, und dort Vorſtellungen, hier Bewegungen herbeyführt. Oder da auf die größere oder kleinere Strecke, in der ſich die Veränderung mittheilt, nichts ankommt, und die Kraft oder Eigenſchaft nur im Dunkeln geſaſt wird, durch die ſich auf die nöthigen Theile, aber

mit wunderbarer Beſchränkung auf dieſelben, eine kleine Verückung in der Verbindung der kleinſten Theile ausdehnt, und dann Wirkungen von ganz anderer Art, als z. B. Vorſtellungen, zur Folge hat; ſo können wir nur dabey ſtehen bleiben, daſs ein kleiner Reiz auf eine Faſer eines Muskels angebracht, zwar begreiflich einige Theilen dieſer Faſer in eine andere Lage bringt, aber — was der Punct iſt, der Erklärung bedarf, aber nicht erhält — auch augenblicklich dieſe veränderte Lage in einigen Theilen einer Faſer der ganzen Faſer mittheilt, und nicht einer Faſer allein, ſondern allen Faſern dieſes Muskels, aber auch nur dieſes Muskels und keines andern Theils, weil nur das Zusammenziehen dieſes ganzen Muskels nöthig iſt. Solche wunderbare, unbegreifliche, auch ſich verändernde Bewegungen und Umformungen in feſten Theilen, die nie in unſre Beobachtung gebracht werden können, ſind doch auch viel räthelhafter und verwirrt, als der weiland Nervenfaſt, oder die berühmten Nervenleiter, von deren Herrſchaft in der Phyſiologie und Pathologie wir uns noch nicht vor gar langer Zeit mit ſo viel Dünkeln befreieten.) Es iſt aber hier noch zu bemerken, daſs das Selbstwirkungsvermögen in dem Begriff Erregbarkeit nicht ſowohl der Stärke nach betrachtet ſey, ſondern vielmehr auf die Leichtigkeit Rückſicht genommen werde, mit welcher es in Thätigkeit geſetzt werde. Wollten wir dieſelbe in Rückſicht der Wirkſamkeit betrachten; ſo würden wir auf Widerſprüche geraten(?) Denn je größer die Erregbarkeit iſt, deſto ſchwächer ſind die Wirkungen, welche die organiſche Maſſe ausübt; aber mit deſto größerer Leichtigkeit wird die Wirkſamkeit in Thätigkeit geſetzt. Um uns den Grund dieſer Eigenſchaft des organiſchen Körpers auch in dieſer Rückſicht zu erklären, können wir nach der vorhin erwähnten Galliniſchen Erklärung annehmen: je geringer die Gewalt iſt, mit der die Grundmaſſe der kleinſten Theile der organiſchen Maſſe in einander wirken, deſto geringere Gewalt der Eindrücke von außen iſt nöthig, um nicht nur eine Veränderung der gegenſeitigen Lage derſelben zu einander zu verurſachen, ſondern auch um die Wirkſamkeit derſelben in einander in Thätigkeit zu bringen (das würde ein ſchwer zu beweiſender Zuſatz zu Gallini's Sätzen ſeyn) oder deſto größer iſt die Erregbarkeit. Je größer aber jene Gewalt iſt, deſto größere Gewalt der Eindrücke von außen wird erſodet, um ſowohl die erwähnte Veränderung als die Thätigkeit zu verurſachen, oder deſto geringer iſt die Erregbarkeit. Die Bemerkung, daſs bey dem Begriff der Erregbarkeit nicht die Stärke, ſondern die Leichtigkeit der Wirkſamkeit betrachtet werde, die Stärke vielmehr deſto geringer ſey, je leichter ſie in Thätigkeit geſetzt werde, oder je größer die Erregbarkeit ſey, erhebe offenbar(?) aus Erfahrungen. Dieſe beſtehen darin, daſs nach den Verſchiedenheiten des Alters, Geſchlechts u. ſ. w. die Erregbarkeit angehaufte ſey, leichter darauf zu wirken ſey, daſür ſich aber auch ſchwächer äußere. Wir erbitten uns nun die Auf-

merkbarkeit der Leser, zur Prüfung dieser sonderbaren Behauptungen, welche in des Vfs. System von so weit um sich greifenden Folgen sind. Bey dem Selbstwirkungsvermögen soll die Stärke nicht betrachtet werden, sondern nur die Leichtigkeit, es in Thätigkeit zu setzen. Ist diese Leichtigkeit aber etwas anders, als grössere Empfänglichkeit, und also etwas dem Selbstwirkungsvermögen nach dem Vf. ganz fremdes?? Sucht er so nicht der Betrachtung des Selbstwirkungsvermögens aus dem Wege zu gehen? Aber er fürchtet in Widersprüche zu gerathen? Diesen wird man allerdings weniger ausgefeilt, wenn man Erklärungen vermeidet. Und diese Widersprüche fürchtet er, weil, je grösser die Erregbarkeit ist, desto schwächer die Wirkungen sind, welche die organische Masse ausübt, obgleich die Wirkbarkeit mit grösserer Leichtigkeit entsteht. Ist das in der That ein allgemeines Gesetz? Was heissen: schwache Wirkungen? Brown nimmt sie zwar immer bey jeder Art von Schwäche an; aber er hält hier keine Untersuchung aus, wie wir uns schon zu zeigen bemüht haben. Aber der Vf. hat hier wohl selbst Brown gegen sich. Die Erregung ist bey *debilitas directa* schwach, nicht weil die Erregbarkeit angehöhet ist, sondern weil es an Reizen fehlt, wodurch sich die Erregbarkeit immer mehr sammeln thut. Giebt man diese Reize; so entsetzt so starke Erregung, daß der Ueberfluß von Erregbarkeit bald dahin ist. Er schärft deswegen so ein, in solchen Fällen mit der Anwendung der Reize sehr vorsichtig zu seyn, mit kleinen Reizen anzufangen und nur allmählig zu steigen. Durch die Stärke der Wirkung wird die Erregbarkeit so schnell herunter gebracht, und diese Stärke der Wirkung kömmt so leicht auf eine solche Höhe, daß sie verderblich wird, und das entgegengesetzte Uebel, uneigentliche Schwäche herbeyführt. Fast man aber diese uneigentliche Schwäche ins Auge; so leuchtet es gleich ein, daß der entgegengesetzte Satz unter diesen Verhältnissen der wahre ist: je kleiner die Erregbarkeit ist, desto schwächer sind die Wirkungen, und mit desto grösserer Stärke wird die Wirkbarkeit in Thätigkeit gesetzt. Die Erklärung, die Hr. R., angeblich nach Gallinischer Weise, von seinen Behauptungen giebt, macht nur begreiflich; was niemand bezweifeln wird, daß bey angehafter Erregbarkeit die Erregung auf geringe Reize erfolgt, berührt aber das wichtigste Moment nicht, die geringe Stärke der Erregung. Die Erklärung selbst aber sagt zu viel, auch bey indirecter Schwäche muß die Gewalt gering seyn, mit der die Grundstoffe u. s. w. in einander wirken (nicht mit der sie in einander gewirkt haben, sondern mit der sie jetzt in einander wirken) aber darf deswegen die Gewalt der Eindrücke von aussen kleiner seyn?? Die angeführten Erfahrungen zeigen nur, daß Erregbarkeit angehöhet ist, weil die Menge der Reize, die einwirken konnten, geringer war, und daß deswegen kleine Reize großen Erfolg haben.

Das Einwirken der Eindrücke von aussen auf die organische Masse, in Rückseht des dadurch ver-

ursachten Leidens einer Veränderung in der gegenseitigen Lage der Grundstoffe oder des Afficirwerdens heisst: *reizen*; in Rückseht der Wirkbarkeit, die dadurch in Thätigkeit gesetzt wird, *erregen*; die Einwirkung als die hervorgebrachte Veränderung, das Afficirwerden, heisst *Reizung*; dieselbe als die hervorgebrachte Thätigkeit, *Erregung*. Der Eindruck heisst in erster Rückseht *Reiz*, in Rückseht auf die Wirkbarkeit *Incitement*. Der Körper, die Gewalt, welche den Eindruck macht, heisst in erster Rückseht reizend, in zweyter erregend, heftiger, gelindest Reiz. Wenn wir nun ferner, nach der bisher angeführten Erklärung, noch annehmen, daß die Wirkbarkeit der Kräfte in den Grundstoffen der kleinsten Theile der organischen Masse immer thätig sey, ihre gegenseitige Lage gegen einander zu erhalten; so wird daraus erklärbar, daß der Zustand des Lebens, die Lebensfunction überhaupt, die ohne Veränderung dieser gegenseitigen Lage nicht denkbar ist, nicht existiren könne, ohne daß die Grundstoffe der kleinsten Theile von Eindrücken von aussen gezwungen werden, diese Lage gegen einander zu verändern. Das Leben und jeden Zustand der Lebensfunction müssen wir uns also auch *a priori* (?) als einen gezwungenen Zustand des organischen Körpers denken: oder der innere Grund des Lebens kann nicht als Lebenskraft, als Grund der Wirklichkeit des Lebens aus sich allein ohne Einwirkung von aussen, sondern muß als Vermögen, als bloßer Grund der Möglichkeit des Lebens gedacht werden, zu dessen Wirklichkeit also noch Einwirkungen von aussen erfordert werden. Brown sage also mit Recht, das Leben beruht auf Reiz. Eben diese Wirkbarkeit der Grundstoffe der kleinsten Theile im organischen Körper, ihre gegenseitige Lage gegen einander zu behaupten, führt uns auf einen andern Begriff, der mit demjenigen übereinkommt, welcher in der unbelebten Natur *vis inertiæ* genannt wird. Durch die gedachte Wirkbarkeit widersteht die organische Masse um desto mehr der Veränderung in der gegenseitigen Lage, d. i. der Reizung, je stärker dieselbe Wirkbarkeit ist. Der Eindruck von aussen, d. i. der Reiz, muß daher mit desto grösserer Gewalt in die organische Materie wirken, um eine Reizung hervorzubringen, je stärker die gedachte Wirkbarkeit ist. Im Gegentheil braucht der Reiz desto geringer zu seyn, um eine Reizung zu verursachen, je geringer dieselbe Wirkbarkeit ist. Dieser Begriff ward in einer frühern Abhandlung des Vfs. das Vermögen, Reiz zu vertragen, *potestas stimulum perferendi*, genannt. (Eine zweydeutige Bezeichnung. Soll Reiz zu vertragen, hier heissen, viel Reiz nöthig zu haben, wenn er wirken soll? oder viel Reiz, ohne afficirt zu werden, ertragen zu können? oder den Reiz festhalten zu können, nicht fahren zu lassen?) Dieses Vermögen verhält sich und muß angenommen werden, gerade im umgekehrten Verhältnisse zu dem Grad der Reizbarkeit, oder der Erregbarkeit. (Dieses umgekehrte Verhältniß ist noch gar nicht erwiesen, wie wir schon ge-

zeigt haben.) Dieser Begriff ist aber allerdings bloß subjectiv, d. i. dient bloß zum Erklärungs-begriff, und ist in der nähern Theorie der Heilkunde selbst sehr fruchtbar an wichtigen Resultaten. (Wir fassen es nicht, wie ein Begriff, den wir bloß zum Erklärungsbe-
 huf annehmen, der bloß subjectiv seyn soll, sehr fruchtbar an wichtigen Resultaten seyn kann. Er kann zur Erläuterung dienen, den Vortrag aufhellen, aber unsere Einsichten erweitern, fruchtbar an wichtigen Resultaten seyn, das vermag doch nur eine Wahrheit, welche a priori sich ergibt, oder aus Erfahrung fließt. Wir gestehen, Hr. R. scheint uns einen Gang genommen zu haben, der uns so sonderbar vorkommt, daß wir mehr als einmal in seinen Bemühungen, und selbst in seiner Sprache irre wurden. Er zerlegt die Erregbarkeit in Empfänglichkeit oder Reizbarkeit und Selbstwirkungsvermögen, setzt aber hinzu, in der Wirklichkeit erscheine die Erregbarkeit nur als Eine Eigenschaft. Der Verstand unterscheidet bloß zum Erklärungsbe-
 huf u. s. w. Er steht aber nicht an, diese willkürliche und sehr ungenügend ausgeführte Unterscheidung, welche er selbst in die Natur überträgt, zur Grundlage seines Systems zu machen, aus ihr Satze gleich willkürlich zu folgern, denen es ihm aber apodiktische Gewißheit zuzueignen beliebt u. s. w. Wir haben zu entwickeln gesucht, wie durchaus unbefriedigt er läßt, indem er diese Unterscheidung geltend machen, und ihre Gesetze festsetzen will. Einzig ist auch das Verfahren, einen Gegenstand in zwey Bestandtheile zu zerlegen und zu behaupten, diese zwey Bestandtheile stünden immer nothwendig im umgekehrten Verhältniß, so daß mit Zunahme des einen Theils der andere immer vermindert werden müsse, und umgekehrt. Gleichwohl bildeten in jedem möglichen Verhältniß diese zwey Elemente immer noch denselben Gegenstand, statt daß sonst nur bestimmte Mischungen der Theile das Ganze zusammensetzen. Ein seynwollender kritischer Philosoph mußte sich am meisten hüten, solche Willkürlichkeiten zu häufen. Eine Kleinigkeit ist bey einem solchen Verfahren die Namenverwirrung, den Begriff Erregbarkeit in zwey Theile aufzulösen, und gleichwohl den einen Theil die Empfänglichkeit oder Reizbarkeit schon allein Erregbarkeit zu nennen, und zwar gerade im Gegensatz des andern Theils, des Selbstwirkungsvermögens.) Die Lebensfunction der organischen Masse ansehen, die durch die Form derselben Masse ihre Richtung erhält. Den innern Grund der Lebensfunction selbst müssen wir also in das Vermögen setzen, diese Wirkksamkeit hervorzubringen. Dieses Vermögen äußert sich aber mit desto mehr Stärke, je geringer die Erregbarkeit ist, je stärker das Incitament ist. (Müßte also in der indirecten Schwache, zumal unter der Cur, die starke Incitamente fodert, den höchsten Punct erreichen? das wird Hr. R. aber doch nicht

behaupten wollen?). Je höher hingegen der Grad der Reizbarkeit ist, desto schwächer ist seine Aeußerung, da auch nur desto schwächeres Incitament vertragen wird. (Alle diese Satze haben wir oben schon weitläufig widerlegt.) Das vorhin erwähnte Vermögen, Reiz zu vertragen, steht mit diesem Vermögen, das wir nach Schlüssen aus der strengsten Induction (doch nur den Darwinschen?) Zusammenziehungsvermögen heißen können, in geradem Verhältniß. Die Stärke der Lebensfunction hängt ganz von der Gewalt ab, mit welcher sie in Wirkksamkeit gesetzt wird. Zu geringer Grad der Reizbarkeit macht den organischen Körper zu wenig empfänglich für die gewöhnlich auf ihn einwirkenden Stoffe u. s. w. Bey großem Grad der Reizbarkeit wird zwar jeder schwächere Eindruck heftige Erregung verursachen. Allein die Wirkksamkeit (doch die heftige Erregung?) kann nur schwach (und doch heftig?) seyn, da das Vermögen desto geringer ist, je höher der Grad der Reizbarkeit und Erregbarkeit ist. (In solche Widersprüche verwickelt man sich, wenn man leere Einfälle von bewiesenen Grundsatzen nicht unterscheidet.) Daher ist mittelmäßiger Grad der Erregbarkeit, welchem mittelmäßiger Grad des Vermögens entspricht, die nöthige Bedingniß zur besten Stärke der Lebensfunction, d. i. zum Wohlbefinden. Versuch eines Beweises des Satzes, daß die Erregbarkeit des ganzen lebenden Körpers als Einheit, d. i. als eine dem ganzen Organismus zukommende unzertheilte Eigenschaft zu betrachten sey. In dem ganzen Bau des Organismus herrscht Einheit und Harmonie zu einem Ganzen. Schon daraus könnten wir schließen, daß die Eigenschaft, die dem organischen Körper die Fähigkeit zu leben giebt, eine und dieselbe unzertheilte Eigenschaft des ganzen Körpers sey. (Ein solches Schließen ist aber kein Beweisen. Was Harmonie, Einheit zuläßt, braucht nicht eins und dasselbe zu seyn, das noch dazu unzertheilt seyn soll.) Erregbarkeit kann nicht die Eigenschaft eines oder des andern Organs, sondern muß Eigenschaft aller Organe, d. i. eine Eigenschaft des ganzen organischen Körpers seyn. (Gut, aber folgt daraus, daß die Erregbarkeit überall eine und dieselbe sey, und ist durch diese Annahme der andre Fall ausgeschlossen, daß jedes Organ seine eigne Quellen und Grade der Erregbarkeit hat, und daß mehrere Organe nur an ihrer verschiedenen Erregbarkeit gemeinschaftlich leiden, wenn sie denselben Einwirkungen ausgesetzt werden, oder die veränderte Erregung des einen Organs ein Reiz für die Erregbarkeit anderer Organe wird? Der letzte Fall setzt freylich voraus, daß die Verbindung mehrerer Organe zu einem Ganzen sich durch etwas anders, als die Erregbarkeit constituirte. Aber was spricht in des Vis. Untersuchungen dafür, daß die Erregbarkeit dieses Band macht?

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. November 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

(Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brownische System betreffend.)

22) FRANKFURT A. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Untersuchungen über Pathogenie oder Einleitung in die medicinische Theorie*, von A. Rutschlaub etc.24) WÜRZBURG, in d. Kolischen Buchh.: *Von dem Einflusse der Brownischen Theorie in die praktische Heilkunde*, von A. Rutschlaub etc.

Nach ferner, da die Lebensthätigkeit sich wechselseitig in den Organen hervorbringt; so muß die Erregbarkeit, als der innere Grund der Möglichkeit aller Lebensthätigkeit (doch nur in einzelnen Organen), nicht eine, sondern auch unzerteilte Eigenschaft des ganzen organischen Körpers seyn. (Es folgt hieraus, daß sie in jedem Organ angenommen werden muß, und durch alle Organe zusammenhängt, ein Ganzes bildet. Das würde aber nicht ausschließen, daß sie nicht ein mannichfaltiges sey, das jedem Organ besonders eigenthümlich sey, und nur was allen Organen die Verbindung zu einer Einheit gebe, knüpfe sie auch unter den verschiedenen Erregbarkeiten der Organe). Wie verschiedenartige Erklärung lassen aber die im §. 331. aufgezählten Facia zu. Dem Merkmal der Einheit und Unzerteiltheit der Erregbarkeit widerspricht es keinesweges, was durch genaue Experimente erwiesen ist, daß die Erregbarkeit keinesweges in allen befondern Organen gleichen Grad habe. So sind Nerven bewegbarer, als die Muskeln, die Endigung der Gefäße erregbarer, als ihre großen Stämme u. f. w. Es ist ein besonderes Verhältniß denkbar, das die befondern Grade der Erregbarkeit in den einzelnen Organen und noch (mehr in den) organischen Bestandtheilen einzelner Organe zu einander haben müssen, wenn die Körper gesund seyn, und die Lebensfunction sich wohl befinden soll. Die Erregbarkeit bleibt immer dieselbe Eigenschaft, sey sie auch in höhern oder niedern Grade, in diesem oder jenem Theil. (Dieser Satz sagt nicht mehr, als Erregbarkeit bleibt Erregbarkeit.) Könnte auch wirklich etwas specifisches in der Erregbarkeit befonderer Organe erwiesen werden; so kann doch dasselbe bloß in demjenigen Grade derselben Eigenschaft bestehen, der sie für die Eindrücke von einer oder der andern reizenden Substanz besonders empfänglich macht. (Nimmermehr. Die Grade der Erregbarkeit wechseln. Das Licht spiegelt aber immer die Gestalt der Dinge in den Augen ab. Das muß nach Brownischen Lehren auf den

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

verschiedenen Bau der Theile zurückgeführt werden.) Die Eigenschaft bleibt doch immer eine und dieselbe, und immer beweist die Erfahrung, daß sie für ein Organ, Reiz für alle, und Reiz für alle Organe auch Reiz für jedes einzelne sey. (Aber was so eigenthümliche und eclatante Wirkungen an gewisse Reize für gewisse Theile knüpft, ist doch etwas specifisches, wie jeder Unbefangene eingesehen muß). Drittes Kap. Gesetze der Erregbarkeit und der Erregung. Dreyßig solche Gesetze werden aufgestellt, und aus der Pseudogallischen Hypothese von der Bereitwilligkeit und dem Entgegenwirken der kleinsten Theile, ihre Lage zu verändern oder sich mehr zu nähern, und aus Hn. R. willkürlicher Theorie von den Bestandtheilen der Erregbarkeit und ihren vernehmlich notwendigen Verhältnissen, wie der Vf. zu glauben scheint, streng gefolgert, und dann mit Erfahrungen belegt. Die Wahrheit der meisten dieser Gesetze im Brownischen System wird auf diese Weise sehr mühevoll verdunkelt. Hn. R. falsche Ideen von Gewohnheit zeigen ihren schädlichen Einfluß. Die Gesetze Nr. 22, 23, 24, 25. mit ihren Beweisen zeigen, daß der Vf. überieht, daß er in Browns Vorstellungsart von der Einheit der Erregbarkeit nicht eingedrungen ist. In den letzten, sehr wichtigen Gesetzen ist vieles verfehlt; besonders fällt Hn. R. zur Last, daß er nicht gesucht hat, von extensiver und intensiver Größe der Erregung, da er auf ihre Unterscheidung so viel Gewicht legt, deutliche Begriffe aufzustellen. Zuletzt macht er sich der Inconsequenz schuldig, ungleichmäßige Vertheilung der Erregbarkeit anzunehmen. Welches räthselhafte Selbstgefühl liegt aber nun im Schlafe: diese Gesetze der Erregbarkeit und der Erregung sind eben so viele Grundsätze. Nur diese können der Naturlehre lebender Organismen, so wie ins befondere der medicinischen Theorie, eine sichere Grundlage geben, was sie zeither zu besitzen nie das Glück hatte. Da sie sammtliche Grundsätze, d. i. Sätze von apodiktischer Gewisheit (?) und unumstößlicher Allgemeinheit (?) sind; so war nun der Weg a priori (?) derjenige, auf dem wir die Beweise (?) aller dieser Gesetze führen konnten. (Das ront doch prächtig, und ist wenigstens die Sprache von philosophischer Gründlichkeit und Bündigkeit. Aber man erstaunt, daß diese Annahmen und Selbsttäuschungen nicht einmal mit dem Schein vom Gegentheil entschuldigt werden können). Viertes Kap. Bemerkungen, Recapitulation, Schluß dieses Abschnitts. Höchst sonderbare Unterscheidung in der Anmerkung zu S. 339. zwischen den Worten äußerer und äußerlicher, und zwischen

U u u

ine.

inneres und innerliches. Etwas äußereres ist, was außerhalb des Körpers sich befindet. Äußerlich aber ist eine Eigenschaft an dem Körper, die sich äußert, und also wahrnehmen läßt. So ist etwas inneres das, was innerhalb des Körpers sich findet, etwas innerliches aber eine Eigenschaft desselben, die sich nicht äußert, nicht wahrnehmen läßt. Das Äußerliche kann daher eben so wohl etwas inneres, als äußereres seyn (Hn. R. Beweise *a priori* sind doch noch besser, als solche die Sprache betreffende Untersuchungen).

Zweiter Band. Ueber die Entstehung innerlicher Krankheiten, und des davon abhängenden Uebelbefindens überhaupt. Die Entstehung der gebildeten Zustände des Uebelbefindens, so wie sie in der Wahrnehmung gegeben sind, fällt nicht in diesen Theil. *Erster Abschnitt. Fundamentalster Theil der Untersuchungen über Pathogenie.* Grundbegriffe des fundamentalen Theils der Untersuchungen über Pathogenie. Nur bey einer gegebenen bestimmten Gewalt des Incitaments, und einem bestimmten Grad der Erregbarkeit, bey welcher die Stärke des Wirkungsvermögens der Gewalt des bestimmten Incitaments proportional ist, existirt gehörig starke Erregung. Diese bestimmte Gewalt des Incitaments kann, so wie die bestimmte Stufe der Erregbarkeit nur die mittelmäßige von beiden seyn. So lange mittelmäßige Gewalt des Incitaments auf mittelmäßigen Grad der Erregbarkeit wirkt, so lange dauert die gehörige Stärke der Erregung fort. Die gehörige Stärke der Erregung wird gestört, sobald entweder das Incitament von der Mittelmäßigkeit seiner Gewalt, oder die Erregbarkeit von ihrem mittelmäßigen Grad, oder beide, und zwar so abweichen, daß die Gewalt des Incitaments nicht mehr der Stärke des Wirkungsvermögens proportional ist. Dieser oberste Grundsatz der Pathologie kann auch so ausgedrückt werden: die gehörige Stärke der Lebensfunction wird gestört, Krankheit entsteht, sobald eine Disproportion zwischen der Stärke des Wirkungsvermögens und der Gewalt des Incitaments entsteht. (Diese Proportionen und Disproportionen, diese bestimmte oder mittelmäßige u. f. w. Gewalt des Incitaments oder bestimmte u. f. w. Erregbarkeit u. f. w. find auf die Anwendung gar nicht überzutragen, in wirklichen Angaben gar nicht zu verfolgen, und im Leben nur aus dem Erfolg zu erkennen). Die Abweichung von der gehörigen Stärke der Erregung kann nur zweyerley seyn: zu große Stärke oder Sthenie, eigentlich Hypersthenie; und zu geringe Stärke, Schwäche oder Asthenie der Erregung. *Erstes Kap. Von der Sthenie der Erregung.* Die Beweise der aufgestellten Sätze dieser und der andern Arten von Erregung sind für uns ganz ohne alle Kraft, da wir die Fundamentalsätze des Vf. für falsch halten, auf die er alles bezieht, als z. B. wenn er sagt: Sthenie der Erregung kann nur dann existiren, wenn das Incitament zu große Gewalt erhielt, als daß die Stärke des Wirkungsvermögens bey dem gegebenen Grad der Erregbarkeit proportional wäre. Wir

wollen indeß ausheben, was Hn. R. eigen ist. Es entsteht keine Sthenie bey einer so successiven Verstärkung des Incitaments, daß die Erregbarkeit eben so allmählich und in demselben Grad vermindert wird, als die absolute Gewalt des Incitaments vermehrt wird. Die Sthenie der Erregung entsteht daher nur bey einer jählings entstandenen beträchtlichen Verstärkung des Incitaments. Die Sthenie kann in ihrer Entstehung im ganzen Organismus nie so beständig seyn, als sie es in ihrem Verlauf werden kann. Die Sthenie der Erregung geht, wenn sie sich selbst gänzlich überlassen wird, nie in gehörige Stärke der Erregung über; sie kann aber sich selbst überlassen, als Sthenie nicht lange fortdauern, und desto weniger lange, je heftiger sie ist. Die Sthenie kann an Heftigkeit zu- oder abnehmen, doch nur bis zu gewissen Grenzen, außer welchen die Sthenie als wirkliche Sthenie aufhören muß. Kurze Zeit vor Ausbruch der Sthenie muß die Summe reizender Potenzen immer vermehrt worden seyn. *Zweytes Kap. Von der Asthenie der Erregung.* Asthenie der Erregung könne nur dann existiren, wenn das Incitament zu geringe Gewalt hat, als daß die Stärke des Wirkungsvermögens bey dem existirenden Grad der Erregbarkeit proportional wäre. Asthenie der Erregung kann auf zweyerley Art entstehen: Asthenie von absoluter Verminderung der Gewalt des Incitaments — directe Asthenie; und Asthenie von relativer Verminderung der Gewalt des Incitaments — indirecte Asthenie. Indirecte Asthenie folgt erst auf Sthenie. Sthenie in einigen, Asthenie in andern Theilen sey nicht anzunehmen; doch werde er einen vernünftigen Zustand von Asthenie darthun, wo in demselben Organismus zugleich directe und indirecte Asthenie statt finde. *Erste Abtheilung. Von der directen Asthenie der Erregung.* Bey sehr unmerklicher, successiver, absoluter Verminderung der Gewalt des Incitaments entsteht keine Asthenie der Erregung. Directe Asthenie der Erregung entsteht daher nur bey einer jählings beträchtlichen, absoluten Verminderung der Gewalt des Incitaments. Directe Asthenie ist mit der indirecten verwechseln in den §. 539 und 563. Die directe Asthenie soll heftiger seyn, je geringer bey derselben absoluten Verminderung der Gewalt des Incitaments der Grad der gerade existirenden Erregbarkeit ist; und die directe Asthenie soll in einigen Theilen größer seyn, die geringern Grad der Erregbarkeit besitzen. Nimmernur paßt das auf directe Asthenie, deren wesentlicher Charakter Anhäufung der Erregbarkeit ist, und nun sollte sie sich da am stärksten zeigen, wo geringere Erregbarkeit ist. Die Idee vom Wirkungsvermögen führt den Vf. irre. Auch die directe Asthenie vermehre sich in ihrem Verlauf. *Zweiter Abschnitt. Von der indirecten Asthenie der Erregung.* Auch bey Anfangs noch so unmerklicher, aber immer vorbreitender relativer Verminderung der Gewalt des Incitaments entsteht endlich indirecte Asthenie. Nie entsteht plötzlich indirecte Asthenie, ohne daß vorher kürzere oder längere Zeit hindurch Sthe-

Sthe-

Sthenie existirt habe. Jede Sthenie geht sich selbst überlassen, in indirecte Aethenie über. Die plötzlich entstehende indirecte Aethenie ist gleich bey ihrer Entstehung von beträchtlichem Grade der Heftigkeit. Die jedem Alter zukommenden Erscheinungen kann man nicht Krankheiten nennen, also ist indirecte Aethenie immer plötzlich entstanden. Indirecter Aethenie geht also eine Opportunität und Neigung zum Uebelstehen vorher, sie ist in den gewöhnlichen Fällen aber nicht von indirecter aethenischer Art. (In diesen Abschnitt sind besonders viele Druckfehler eingeschlichen.) Dritte Abtheilung. Von dem gemischten Zustand der Aethenie. Gemischter Zustand der Aethenie heist derjenige, wo in demselben Organismus zu derselben Zeit einige Theile an directer, andere an indirecter Aethenie der Erregung leiden. Während der Entstehung und Existenz der indirecten Aethenie gesellt sich zur relativen Verminderung der Gewalt des Incitaments auch absolute Verminderung derselben. (Das mußte die indirecte Aethenie, wie der Vf. auch selbst früher §. 671. annahm, nur auf einen höhern Grad bringen. Wie sollte so die verzehrte, nicht zureichende Erregbarkeit in das Verhältniß kommen, daß man das Wesen der Krankheit plötzlich den entgegengeetzten Charakter annimmt, von Mangel an Erregbarkeit in krankem Ueberfluß derselben übergeht. Wir sehen übrigens sehr wohl ein, was Hr. R. bey aller seiner Vollständigkeit nicht dargethan hat, daß die verderblichsten Grade der indirecten Aethenie sich darauf gründen müssen, daß immer von neuem wieder zu große Menge reizenden Potenzen zu starke Erregung erzwingen, und so die schon schwache Erregbarkeit immer mehr verringern.) In denjenigen Theilen, der u indirecte Aethenie beträchtlich geringer ist, als die der andern Theile, kann, wenn die Aethenie sich überlassen wird, nach und nach directe Aethenie entstehen, während denn in den übrigen Theilen die indirecte Aethenie fortdauert. (Die in der vorigen Bemerkung angeführten Schwierigkeiten treten hier wiederum ein. Aber noch mehrere. Wie lange soll denn nach Brownischen Grundätzen von der Einheit und Unzertheilbarkeit der Erregbarkeit, oder auch nach den Rückschlüssen von dem Einwirken der Erregung eines Theils auf alle Theile des Körpers, und dieser wiederum auf jenem, eine einseitige Modification der Erregbarkeit eines Theils für sich bestehen können? Die Beispiele, die angeführt werden, halten keine Prüfung aus. Auf eine sich lang überlassene indirecte Aethenie des Magens, sollen Gicht, Weichstücker, Fieber, hektische Fieber erfolgen. Also directe aethenische Uebel, und so große, so lange fortdauernde, so allgemeine Uebel??) In einem Organismus, in welchem directe Aethenie schon existirt, können einige Theile von indirecter Aethenie befallen werden, wenn zu heftiges Incitament geradezu auf dieselben wirkt, da doch die directe Aethenie im übrigen Organismus fortdauert. (Fortdauert? muß die zu starke Erregung des Theils, der durch diese in eine andere Art

von Schwäche übergeht, sich nicht über den ganzen Körper verbreiten, so viel über das Ganze verbreitete Erregbarkeit verbrauchen, und so die directe Aethenie schwächen?) Wenn in einem Organismus zu der vorher existirenden directen Aethenie des Ganzen indirecte Aethenie einzelner Theile hinzukommt; so wird nach Maass dieser indirecten Aethenie die directe Aethenie im übrigen Organismus vermehrt. (Wohl nicht immer, wenn es überhaupt von großen Folgen wegen der nur möglichen kurzen Dauer ist. Nicht immer, oder vielmehr nur dann, wenn die entstandene indirecte Aethenie einiger Theile dem Grade nach größer ist, als die vorher da gewesene directe Aethenie dieser Theile.) Allgemeine Bemerkungen und Schluss des ersten Abschnittes. Indirecte Schwäche könne desto leichter in directe übergehen, wenn die indirecte in einigen oder mehreren Organen so hohen Grad erreicht hat, daß der Uebergang in ganzliches Aufhören aller Erregung in diesen Theilen bevorsteht; noch mehr existirt dieser Uebergang, wenn in einigen Theilen alle Erregung aufgehört hat, als z. B. in der Elektrik. Das soll gesunde(?) Theorie und Erfahrung beistatten! (Die Möglichkeit der Verbindung der beiden Arten von Schwäche in demselben Individuum ist schlecht ausgeführt. Die Angabe der Gesetze der verschiedenen Zustände der Erregung enthält manches Gute, obgleich die Beweise wankend sind, und kann Brownianer weiter führen. Die Beschaffenheit der Erregbarkeit erwägt der Vf. durchaus zu wenig, und das ließt ihn in so viele Irrthümer verfallen, besonders da er seine Aufmerksamkeit nur auf das verneynete Wirkungsvermögen richtete). Zweytter Abschnitt. Allgemeiner empirischer Theil der Untersuchungen über Pathogenie von den incitirenden Potenzen überhaupt. Incitirende Potenz ist jeder Gegenstand, der außerhalb derjenigen organischen Materie, die incitirt wird, sich befindet, und auf dieselbe durch Eindruck von außen wirkt, und die Selbstwirksamkeit derselben rege macht. Solche Gegenstände können nun selbst organische Bestandtheile des lebenden Organismus seyn, in wie fern sie selbst in Incitation versetzt sind. Jeder in Erregung und Lebensbewegung versetzte Theil wirkt als incitirende Potenz für den ganzen Organismus, und kann innere incitirende Potenz genannt werden. Blut und die übrigen Säfte innerhalb der Hohlungen des Organismus sind äußere incitirende Potenzen. Er erkennt den Unterschied unter den mehr durchdringenden, flüchtig incitirenden Potenzen, und den mehr anhaltenden, weniger flüchtig durchdringenden. (Wir hatten diesen Unterschied vom Vf. gern näher bestimmt gesehen, und besonders worin er ihn setzt; denn wir sehen nicht ab, wie dieser Unterschied nach Hr. R. Ideen von der Erregbarkeit, die er allen thalben geltend macht, viel Gewicht haben kann. Ein flüchtiger Reiz kann nach ihm sich doch nur schneller auf den Theil verbreiten, auf den er zunächst wirkt. — Die Erregungen, die in allen den andern Theilen die Folge davon sind, erhalten die Schmel-

tigkeit der ersten Erregung nicht, auf welche das Flüchtige des Reizes, z. B. des Aethers oder der Freude nur Einfluß haben konnte. Bey Brown ist das anders; der verfolgt den Begriff von der Wirkung des Reizes auf die Erregbarkeit des ganzen Körpers, als eine Einheit. Hier erstreckt sich also die Schnelligkeit des Eindrucks augenblicklich durch das Ganze. Ha. R. wird nur übrig bleiben, die Flüchtigkeit außer der ihm unbedeutenden Schnelligkeit in das Unvermögen zu setzen, den örtlichen Eindruck zu wiederholen — in eine Art Verdunstbarkeit oder Vernichtung des Reizmittels, bey der es auch wegfällt, daß dasselbe durch seinen längern Aufenthalt an dieser Stelle durch Ausdehnung mechanisch einwirkt. Streben nach Consequenz würde ihm, wie uns scheint, nur diese Vorstellungsort erlauben.) Es gebe auch incitirende Potenzen, welche, wie es scheint, in gleichem Grad anhaltend, und flüchtig durchdringend wirken. (Wienkt sich das Hr. R.?) Hierher möchten zu zählen seyn, mäßig starkes Bier, Baldrian, Schlangenzwurz, Angelica u. s. w. Alle incitirende Potenzen, welche die Totalsumme incitirender Potenzen zu beträchtlich verstärken, oder schwächen, können incitirende Schädlichkeiten genannt werden. Die Einflüsse, welche äußerliche Krankheiten herbeyführen, können eindringende Schädlichkeiten genannt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

KREMS, b. Mößel: *Scenen aus dem menschlichen Leben, zur Erweckung edler Gefühle. In Erzählungen aus der jetzigen und Vorwelt genommen. Die Familie Rodrigo oder Rache für Brudermord. Der Soldat oder die Liebhaber Unterthanen. Das Felsenkloß zu Sonnar. Altobello oder die Liebesprobe.* — 1796. 231 S. 8. (14gr.)

Ungehn in dramatischer Form bezeichnen den Geist der ersten Dichtung — platte, verbrauchte Erfindungen in einem geistlosen Vortrage den Charakter der ihnen folgenden Erzählungen. In Fehlern der Sprache sind sie sich sämmtlich gleich.

Der Held des Drama (die Familie Rodrigo) Ulriko Rodrigo hat seinen Bruder heimlich ermorden lassen, um zu Kamillens Besitz zu gelangen. Aber auch hier sind ihm Fernando, der Kamillens Liebe gewann, und Julius, der Sohn des Ermordeten, der nach Rache dürstet, endlich auch ein gewisser Lorenzo, der zuletzt als der verlorne Sohn des Ermor-

deten erkannt wird, im Wege. Banditen, unterirdische Kerker, mit geheimen Fallthüren und Mordmaschinen werden in Bewegung gesetzt, um sich von diesen Feinden zu befreien. Alles umsonst! Das Blattchen wendet sich: Ulriko wird von Julius gemordet. Damit, sollte man glauben, hätte das Drama ein Ende; allein dem Vf. ist das noch keineswegs Blut genug; auch Lorenzo muß sterben. Das Warum? bleibt er uns schuldig; aber das Wie? ist merkwürdig gehug, um es noch kennen zu lernen: er mußte uns Kamilla wissen noch nichts von Rodrigo's Ernennung, glauben sich noch in seiner Gewalt, halten ihrer nähernden Freunde Stimmen für die feine, und eben will Fernando Kamilla und dann sich ermorden, als Lorenzo den, auf Kamilla gerichteten Stoß auffängt, und tödlich verwundet hinfällt. — Von dem Sinne, in welchem der Vf. seine Helden sprechen läßt, wählen wir aus einem Monologe, den Ulriko hält, eine kurze Probe: „oh! (weich) für mich ist keine Ruh mehr! (vor den Spiegel tretend) „Teufel! mehr als Teufel — sieh wie jedes Haar sich aus emporstetzen emporstreckt, auf „deinem teuflischen Kopfe gewachsen zu seyn — o „schreckenvoller Anblick, auf der krausen Stirne den „flammenden Brudermord, im Herzen die schreckenvollste That, vertilg dich Rodrigo, geh aus der Natur, — aus dir selbst.“ (er zerfchlägt den Spiegel.) — Was hier dem Spiegel geschieht, widerfährt in einem andern Auftritte einer Büste, die Ulriko auch zertrümmert. Wenigstens wird, wie man sieht, die leblose Natur nicht mehr geschont, als die lebende.

Der Soldat ist die Geschichte eines armen Bauernpöfchen, der von einem unbarbarischen Pächter von Haus und Hof getrieben, auch in Gefahr ist, seine Geliebte durch denselben zu verlieren, Kriegsdienste nimmt, sein Glück dadurch macht, und sein Roschen davon tragt. — Im Felsenkloß zu Sonnar findet Rudolph in Morlo, der ihm seine Burg zerstörte und sein Weib Evelina entführte, seinen in der Kindheit geraubten Bruder wieder! — Altobello verdient sich durch unverbrüchliche Treue, der ihn noch leichter gemacht wird, als sonst in Romanen, wo Zauberer und Geister ihr Wesen treiben, die Fall zu seyn pflegt, eine über alles schöne Gattin und verbindet zugleich der Mutter derselben ihren untreuen Gemahl wieder.

Wer Reminiscenzen aus unsern Alltags-Romanen, schlecht und in einem höchst undeutschen Stile zusammengepickt, näher kennen zu lernen, Verlangen trägt, der findet hier seine volle Befriedigung! —

Druckfehler. In Nr. 329. d. J. S. 136. Z. 17. muß *Commissionsverfügungskosten* anstatt *Commissionsverfolgungskosten* gelesen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. November 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

(Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften das Brown'sche System betreffend.)

23) FRANKFURT a. M., in d. Andreä'schen Buchh.: Untersuchungen über Pathogenie oder Einleitung in die medicinische Theorie, von A. Röschlaub etc.

24) WÜRZBURG, in d. Köllischen Buchh.: Von dem Einflusse der Brown'schen Theorie in die praktische Heilkunde, von A. Röschlaub etc.

Erstes Kapitel. Von den innern incitirenden Schädlichkeiten. Ihr Einfluß sey in manchem Betracht der wichtigste. Erste Abtheilung. Von der Lebensbewegung der kleinsten organischen Theile, und der daraus gebildeten kleinern und größern Organe, als incitirenden Schädlichkeiten. Zweyte Abtheil. Von den Gemüthsaffecten und Leidenschaften. Dritte Abtheil. Von der Incitation des Seelenorgans bey dem Denken. Das Denken sey mehr als eine außere incitirende Potenz anzusehen. Aber die organischen Bewegungen derjenigen organischen Masse, die sey welche sie wolle, welche man für das Seelenorgan annehmen kann, die einzeln jedem einzelnen Gedanken entsprechen, gehören unter die innern incitirenden Potenzen. Vierte Abtheil. Von den willkürlichen Bewegungen des Körpers. Eine innere incitirende Potenz. Fünfte Abtheil. Von den Übungen der Sprach- und Sinnorgane. Mit Unrecht sind hieher gezogen die Folgen der Entziehung des Lichts, in sofern sie auf dem fehlenden unmittelbaren Einwirken des Lichts auf den ganzen Körper beruhen. Sechste Abtheil. Übungen verschiedener anderer Organe. Schluss dieses Kapitels. Es erhehle offenbar, daß die innern incitirenden Schädlichkeiten zuerst von außen erzeugt werden, und daß eben diese äußern einzeln wieder von den innern erzeugt und vermehrt werden. Zweytes Kap. Von den äußern incitirenden Schädlichkeiten. Erste Abtheil. Von der atmosphärischen Luft und ihren Bestandtheilen. Viele und starke Zweifel gegen den Satz, daß reine oxygenirte Luft und das Oxygen überhaupt stärker reize, als das Azotegas und das Azote überhaupt. Zweyte Abtheil. Von den in der atmosphärischen Luft, aber nicht als gebundene Bestandtheile derselben erhaltenen Stoffen. A) Von der Wärme als incitirender Schädlichkeit. Selbst wenn die Kälte zusammenziehe, was sie doch nicht thue, würde nicht folgen, daß sie nicht schwache Zugluft. Winde sollen nur schaden, indem sie mehr Wärmestoff entziehen, da sie die Luft in größere Be-

wegung bringen, und so immer neue Luft dem Körper Wärme nimmt! B) Von der elektrischen Materie, als incitirender Schädlichkeit. Er führt fälschlich an, als habe bloße positive Electricität nach den Berichten glaubwürdiger Aerzte sich in Heilung großer directer Affectionen wirksam bewiesen. C) Von den Dämpfen, Dämpfen u. s. in der Luft als incitirenden Schädlichkeiten. D) Von den Ansteckungsstoffen, als incitirenden Schädlichkeiten. Er beschränkt sich bloß auf die aus lebenden Wesen entwickelten Schädlichkeiten ein, welche er allein Contagien nennen möchte, und auch hier könne man bloß die feinnern Stoffe so nennen, nicht aber die gröbern, wie das Eiter bey den Pocken u. s. w. Solche möchte er Miasmen nennen, ungeachtet aus ihnen offenbar ein Contagium sich entwickelt. Es möchte wohl nicht eine ungereimte Annahme seyn, daß die Contagien überhaupt rheumatische, d. i. zu stark incitirende Schädlichkeiten seyn, daß demnach entweder rheumatische Krankheit, oder durch den Hinzutritt indirecter Astenie in den von dem Contagium zunächst afficirten Organen zu einem enormen Grad erhöher directe, oder auch gemischte Astenie sey. (Das möchten wir nun falsch und sonderbar finden. Man bemerke an dieser Stelle doch das einen solchen Dogmatiker nicht wohl kleidende Umgehen der Dinge, und die Ziererey der Ausdrücke: er möchte nennen, es möchte seyn. Davon lassen allenthalben Beyspiele auf. Hierin ist keine Bescheidenheit zu suchen.) Dritte Abtheil. Von den Stoffen, welche auf die Sinnorgane Eindruck machen, als incitirenden Schädlichkeiten. 1) Von dem Lichtstoff. 2) Von dem Schall. 3) Von den Stoffen, welche die Geruchsorgane afficiren. 4) Von den Stoffen, welche die Geschmackorgane afficiren. 5) Von den Eindrücken auf die Gefühlorgane. Vierte Abtheil. Von den Badern, Halbbädern, Ueberschlagen, Einreibungen u. s. w. Fünfte Abtheil. Von den Kleidungen, Betten u. s. w. als incitirenden Schädlichkeiten. Sechste Abtheil. Von den Speisen und Getränken als incitirenden Schädlichkeiten. Er unterscheidet ihren incitirenden und eindringenden Eindruck. Auf die letzte Wirkung bringt er den Ersatz für die Säftemasse zurück, von welcher der ganze Wachsthum, die Erhaltung des Organismus abhängt. Es scheint, als wenn besonders die Speisen, als eine gemischte Schädlichkeit, jedoch geradezu mehr örtliche als incitirende Schädlichkeit, in manchen Umständen zu betrachten seyn. Gegen Brown's Unterschied des directen und indirecten Reizes der Speisen. Ausdehnung der Muscularfasern des Magens sey eine eindringende, nicht incitirende Wirkung; also nicht Reiz. Siebente Abtheil. Von

X x x

den

den Arzneyen und Giften und von Turen überhaupt als incitirenden Schädlichkeiten. Sie sind eindringender oder incitirender Art. Die eindringenden Arzneyen und Gifte, wenn sie in einer nur immer beträchtlichen Gabe gereicht werden, bewirken immer eine auffallende Veränderung in der Mischung und dem Zusammenhang derjenigen Theile, an welche sie zunächst angebracht werden. Die hierdurch bewirkte Entmischung oder Veränderung der Stärke des Zusammenhangs ist meistens zu groß, als das die Verrichtungen solcher Theile ungehört vor sich gehen könnten. Jede Störung der Lebensbewegungen organischer Theile aber muß als absolute Verminderung der Gewalt des Incitaments angesehen werden, indem hierdurch die Zahl und Stärke innerer incitirender Potenzen Verminderung erleiden. Unter die Zahl dieser Arzneyen und Gifte möchte er alle stärkern Säuren, Mittelsalze, die meisten metallischen Salze, überhaupt die Antimonial-, Mercurialbereitungen, die Arsenikkäure, Spießglasbutter u. s. w., auch selbst die Blasenpflaster, die rothmachenden Mittel u. s. w. rechnen. Die tiefern Gründe hiervon werden anderswo versprochen. Hier nur einige Bemerkungen. Die eindringenden Gifte wirken ungleich viel heftiger und gewaltthätiger als die eindringenden Arzneyen. Sie verletzen den Magen und die angrenzenden Theile. Nun haben alle die eindringend ausgezahlten Arzneyen die größte Abheilbarkeit in den Eilandtheilen mit den gedachten Giften. Wir können also annehmen, daß sie auf ähnliche Art auf die Organisation, wie die Gifte wirken, nur daß die Wirkung von jenen ungleich geringer ist, als von diesen. Eine feste Grenzlinie zwischen ihnen sey aber nicht zu ziehen. Die Ausleerungen von Säuren durch Erbrechen, Laxieren, Schwitzen, Uriniren, welche die meisten der gedachten Arzneyen bewirken, lassen sich gar wohl von daher erklären; denn dieselben erfolgen auch offenbar auf die entschieden verletzenden Gifte. Ferner lehrt die Erfahrung zugleich, daß dergleichen Ausleerungen von Säuren offenbar aus dem athenischen Zustand der Lebensfunction, und besonders noch der Verrichtungen der Organe, aus welchen die Säure ausgeleert werden, sich gründen. Da nun vorhin dargehan ist, daß die gedachten Arzneyen einen direct athenischen Zustand der Lebensfunction, und besonders einen höhern Grad desselben in den Organen, an welche sie zunächst angebracht werden, hervorbringen; so können wir mit vielem Grund auf solche Art diese Erscheinungen von der eindringenden Wirkung dieser Arzneyen ableiten. Ob einige eindringende Arzneyen nicht auch absolute Verstärkung der Gewalt des Incitaments in mehreren Fällen zur Folge haben, können wir wohl mit Grund bezweifeln, ob wir gleich nicht geradezu das Gegenheil überhaupt behaupten wollen. Selbst örtliche Entzündungen, die entstehen, können athenisch seyn. Diese Lehre könnte der Vereinigungspunct seyn, wodurch die Erregungstheorie mit den chemischen Lehrsätzen, besonders Reil's und Girtanner's, ein Ganzes bilde,

wenn es nicht auf Arzneyen und Gifte allein ausgedehnt würde. (Hr. R. hatte seine Ideen deutlicher gemacht, und in ihrer Wichtigkeit mehr hervorgezogen, wenn er die Art der Einwirkung und besonders des Bedürfnisses der eindringenden Körper im gesunden Zustand nicht bloß angedeutet, sondern entwickelt hätte. So bekennen wir, ihn gar nicht zu verstehen. Gleichwohl laßt sich so viel einsehen, daß er dahin kommen muß, neben Fehlern der Erregung in den mehrten Krankheiten Mangel der eindringenden Stoffe anzunehmen, welche, so wie ihre Heilmittel, auf nähere Bestimmung warten, und die Einfachheit der Brownischen Indicationen fast gänzlich aufheben.) Dieses vorausgesetzt, sey nur noch zu bemerken, daß seines Dahurbaltens alle Arzneyen, wodurch absolute Verminderung der Gewalt des Incitaments bewirkt wird, solche keineswegs geradezu bewirken, sondern daß ihre gerade, unmittelbare Wirkung eindringend sey, und daß die gedachte Verminderung erst Folge von dieser, und zwar auf die vorhin beschriebene Art sey. Diejenigen Arzneyen aber, welche absolute Vermehrung der Gewalt des Incitaments bewirken, bringen geradezu diese Wirkung hervor, und ohne Zwischenwirken einer Veränderung in der Mischung und dem Zusammenhang der zunächst afficirten Theile. Jedes anhaltend incitirende Mittel macht zwar einen heftigen Reiz auf die zuerst von ihm afficirten Theile, den Magen und die Gedärme besonders, allein dieser Reiz ist zu roh (zu roh? was will im Brownischen und selbst im Roschlaubischen System ein-roher Reiz sagen? Doch nicht ein zu starker? Dann könnte man ja nur eine kleinere Gabe reichen.) und mit einigen Eindringen in den Zusammenhang derselben Theile verbunden. (Dieses Eindringen soll aber nach den Muthmaßungen des Vis. schwächende Wirkungen hervorbringen. — Dasselbe Mittel vermehre und verringere also die Gewalt des Incitaments. Wir wären sehr begierig, zu sehen, wie der Vf. das Eindringen bey Mitteln, wie China u. s. w. darthun, und wie er es sich aufsern lassen könne.) Die Theile würden mehr angestrengt, als gehörig incitirt, wenn sie nicht die gehörigen Kräfte besitzen, diese Körper gehörig zu verarbeiten (paßt doch nur auf die Verlaunungswegen). Durch solche Anstrengung muß nun nothwendigerweise die Aßbenie der Lebensfunctionen im ganzen Körper noch mehr vermehrt werden, indem Schwächung der Lebensverrichtungen einzelner Theile Verminderung der Gewalt des Incitaments für den ganzen Organismus zur Folge hat. *Achte Abtheil. Von auferlichen Krankheiten, als incitirenden Schädlichkeiten.* Dieser Gegenstand sey von Brown und allen seinen Commentatoren noch zu wenig berücksichtigt. Die größere oder kleinere Unthätigkeit des leidenden Theils, und der Saftverlust werden in Anschlag gebracht, z. B. bey Eiterungen. Offenbar entstehe eine örtliche Krankheit, so oft sehr unverdauliche Speisen in besonders schwachen Mägen oder Gedärmen aufgenommen werden. Ob durch solche (außere) Krankheiten auch Verstärkung der Ge-

walt des Incitaments, und folglich Sthenie der Lebensfunction erzeugt werden könne, möchte er wohl bezweifeln dürfen. Neunte Abtheil. Von den Säften, als incitirenden Schädlichkeiten. Die zu starke oder zu schwache incitirende Gewalt der Säfte hänge auch von ihrer Beschaffenheit ab. Die Erregungstheorie leugne keineswegs die Fehler der Säfte, oder erkläre ihre Betrachtung für unnütz; — aber sie sehe sie nicht als Krankheiten an, und ihre theoretischen und praktischen Resultate stünden mit den Resultaten der Humoralpathologie in lautm Widerspruch. Hr. R. stellt folgende Streitfragen auf: wodurch incitirende Säfte gehorlig, wodurch zu viel, oder zu wenig? gehören die Fehler der Säfte unter die ersten (primären) incitirenden Schädlichkeiten? welche gehören dahin, und welche nicht? können aus der Erfahrung wahre Thatfachen, als Gründe angegeben werden, um darzuthun, daß die Säfte als secundäre incitirende Schädlichkeiten wichtiger sind, als die primären, und selbst als die gegenwärtige Abweichung der Lebensfunction von ihrer gehörigen Stärke? Letzte Abtheilung. Bemerkungen, Recapitulation, Schluß dieses Theils.

Die Schrift (Nr. 24.): Ueber den Einfluss der Brown'schen Theorie in die praktische Heilkunde, behandelt ihren wichtigen Gegenstand nur in einigen seiner großen Beziehungen; aber selbst diese sind schief und einseitig aufgefaßt, und mit großer Nachlässigkeit durchgeführt. Wir sollten uns freylich kein Urtheil über diese Schrift anmaßen; denn ihr Vf. sagt ausdrücklich, über ihren Werth oder Unwerth könne nur ein Mann von Peter Frank's Grösse ganz competent Richter seyn. Wenn wollte wohl Hr. R. hiermit schmeicheln, sich oder einem der trefflichsten Aerzte unserer Zeit?

Einleitung. Hr. R. Unterscheidung der theoretischen und praktischen Heilkunde. Erster Abschnitt: Von dem Einfluss der Brown'schen Theorie in die Untersuchung der Krankheiten. Uebelbefinden ist jede Beschaffenheit der Lebensverrichtungen, wenn sie nicht amüslich mit der gehörigen Stärke, Andauer, Leichtigkeit und Wohlbehagen von Statten gehen. In (bey) Krankheit denken wir uns das Ursächliche, welches dem Uebelbefinden zum Grunde liegt. Unter Uebelbefinden versteht er also wohl das, was man Symptomologie nennt. Er legt ihm Interesse bey, in sofern er Grad und Gang der Krankheit — der Krankheitsursache, in der zeitherigen Sprache — aus den Untersuchungen der Form des Uebelbefindens, und der Veränderungen dieser Form erhellt. Aber die Erforschung der Krankheit sey nach Brown's Lehre ungleich wichtiger, teile auf ungleich mehrere Gesichtspunkte u. s. w. So mache sie gleich aufmerksam auf die Unterscheidung zwischen örtlicher und allgemeiner Krankheit. Der Vf. folgt hier größtentheils Joseph Frank, läßt sich aber nicht auf die veränderte Larve, welche sich so ergibt, ein. Das wäre besonders in dem, was die örtlichen Uebel betrifft, schwierig, aber auch sehr lehrreich gewesen. Zu

einseitig sieht er wohl den Fall an, wenn eine allgemeine Krankheit in eine örtliche endigt, wenn z. B. auf sthenische Brustentzündung Vereiterung folgt. Die Sthenie soll in indirecte Aethenie, die Aethenie in ganzliches Aufhören aller Erregung übergegangen seyn, und dieses Aufhören nun Desorganisation und Entmischung der Bestandtheile veranlassen. Ist es denn nicht möglich, das selbst während des Verlaufs der Sthenie im Organismus Veränderungen stattfinden können, welche bleibende Verwüstungen in einem Organ zurücklassen, und in Eiterung übergehen? Ist der Uebergang von der Entzündung eines Theils in Eiterung erit die Wirkung vom Aufhören aller Erregung in diesem Theil?

Blos von der Beschaffenheit der incitirenden Schädlichkeiten, durch deren Einfluss das Uebelbefinden herbeigeführt wurde, werden nach der neuen Theorie die Kriterien zur Untersuchung der Beschaffenheit der allgemeinen zum Grunde liegenden Krankheit hergenommen. Und hierin bestche nun ein abernialiger, eben so wichtiger, als von dem der übrigen Theorien ziemlich(?) verschiedener Einfluss derselben. Nach so angestellter Untersuchung müssen wir nach richtigen Denkgesetzen immer entweder auf die Existenz einer Sthenie, oder einer, es sey directen oder indirecten, Aethenie schließen, ohne daß bey genugsam untersuchten und wohlgeprüften Einflüssen hierüber noch ein Streit entstehen könnte, der überhaupt nach unserer Theorie (wohl bey jeder Theorie, über die man vollkommen einig ist) blos bey den Hindernissen in der vollständigen Untersuchung stat haben kann. Allein eben dann wird jede Untersuchung über die Beschaffenheit der allgemeinen Krankheit, die durch blosse Aufsuchung der einzelnen Erscheinungen des Uebelbefindens an den besondern Organen geschieht, als irrig, unzulänglich, und sogar für trügerisch erklärt. Denn nicht nur können alle, oder doch bey weiten die meisten Erscheinungen einzeln, eben sowohl bey sthenischem als aethenischem Zustand des Uebelbefindens wahrgenommen werden, als z. B. ein voller, härthcher Puls, sondern sogar verschiedene viele solche Erscheinungen (welche Sprache!), die gesamt die ganze bestimmte Form von Uebelbefinden, z. B. Brustentzündung bilden, trifft man nicht selten gesamt, ohne offensbare Verschiedenheit in der Wahrnehmung eben sowohl bey aethenischem als bey sthenischem Zustand der Lebensfunctionen an. Noch weniger dient zur Untersuchung der Krankheit die Erforschung der Beschaffenheit der Säfte. Nicht gehörige Erregung müsse auch nach Brown bewirken, daß die Säfte an Menge und Beschaffenheit von ihrer Gehörigkeit abweichen. Allerdings leide hierdurch auch ihre incitirende Gewalt Veränderung. Allein durch unzählige(?) Erfahrungsgründe sey es erweislich, daß die Säfteveränderungen immer sich erst dann durch besondere Erscheinungen äußern, nachdem schon einige Zeit Störung der gehörigen Stärke der Lebensfunctionen existirte, und daß alle solche Anzeigen

allmählich verschwinden, so wie die Lebensbewegungen der Organe zu ihrer gehörigen Stärke zurückkehren. Nach richtigen Denkgesetzen müssen wir also jede Veränderung in den Säften als Folgewirkung von den verschiedenen Veränderungen der Lebensverrichtungen in Rücksicht ihrer Stärke ansehen. (Der Vf. will darthun, daß aus den Veränderungen, welche die Säfte erleiden, die Natur der Krankheit nicht zu erkennen sey, und beweiset nur, daß sie in der Cur keine Rücksicht erfordern. Dafs sie so unabweichlich den Lebensäusserungen entsprechen, wie er will, scheint sie doch zum Maassstab der Richtung der Lebensthätigkeit zu bestimmen, und so hätte Hr. R. das Gegentheil dessen erwiesen, was er demonstrieren wollte.) Sogenannte Cruditäten, Unreinigkeiten, Scharfen u. f. w. können daher schlechterdings nicht für die Ursache des Uebelbefindens angesehen werden. (Aber Cruditäten und Unreinigkeiten durch verdorbene oder unmaassig genossene Nahrungsmittel in den Magen gebracht, sind ja auch nach Hn. R. Urfache eines Localübels des Magens.) Die sogenannte pathologische Zeichenlehre verliere also viel von ihrem Werth.

(Die Fortsetzung folgt.)

MATHEMATIK.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Abhandlung von den Decimalbrüchen und deren Anwendung auf mancherley Arten von Berechnungen*, herausgegeben von Joh. Heinr. Stricker. 1799. 122 S. 8. (10gr.) Diese Sammlung von Exempeln ist dienlich, den vortheilhaften Gebrauch der Decimalrechnung zu zeigen, von welcher manche noch keinen Begriff zu haben scheinen. Der Vf. hätte nur die so leichten Gründe dieser Rechnung seinen Lesern mittheilen sollen. Allein er zeigt nicht einmal recht, wie sie zu schreiben sind. Zuerst setzt er bey eigentlichen Brüchen in die Stelle der Einer ein Komma; gleich darauf aber eine Null nebst dem Komma. In den Producten findet man die Decimalstellen abgeschnitten und auch nicht. In den Tabellen zur doppelten Interesse sind die Ganzen theils abgefondert, theils nicht. In Nr. 2. S. 80. findet diese Ungleichheit sogar in derselben Tabelle, die dadurch unverständlich wird. Die Regel wegen der unvollständigen Decimalbrüche (S. 9.) lautet: man komme damit aus, wenn man sie zu 10000 machet, ob es gleich frey stehe, dieselben zu 10000 oder noch weiter zu machen. Der Vf. scheint die Decimalrechnung nicht aus den besten Quellen geschöpft zu haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

PARADOXON. Dortmund, b. Blohe u. Comp.: *Vorschlag zu einer zweckmässigen Einrichtung der gewöhnlichen Schullexamen*. vom Mag. J. H. P. Seidenflucker, Rector des Gymnasiums zu Lippstadt. 1799. 46 S. 8. — Nach dem Vf. entspringt die so sehr verminderte Nutzbarkeit der gewöhnlichen Schullexamen aus dem Benehmen der Lehrer, der Vorleser und des Publicums: dann aus der für die Erreichung der bekannten Zwecke viel zu kurzen Zeit von sechs bis zwölf Stunden, und aus dem Mangel einer Publicität, welche die Resultate des Exams durch den Druck anzeigen müßte. Alles sehr richtig bemerkt! So tadelt er die ungeschickten Lehrer mit Recht, welche ihre Schüler wochenlang aus Examen vorbereiten, sie dadurch zu Unmoralität auführen, indem sie gemeinschaftlich das Publicum betrügen, und sich und den Schultand herabwürdigen. Auch verwirft er die Schulprämien, weil man bey ihrer Vertheilung Ungerechtigkeiten gegen die zurückgesetzten Schüler nicht leicht vermeidet, weil von Menschlichkeiten nachgiebt, und weil es bedenklich bleibt, die Bildung des Geistes und Herzens mit feilen Preisen zu bezahlen. Ein Paradoxon, das vielen Schein hat, und eine nähere Prüfung verdient. Sein Vorschlag ist, daß jeder Schüler einzeln und vollständig von einer außerordentlichen Commission, mit Anfertigung eines Protocolls, geprüft werden müsse, nicht nur in Ansehung des Gedächtnisses, wie gewöhnlich geschieht, sondern auch in Ansehung der übrigen Geistesvermögen, der erworbenen Geschicklichkeiten und Fertigkeiten und der Sittlichkeit. Die Fragen müssen kurz, ohne Berichtigung der Antworten, und nur bey dem zweyten und letzten Puncte mit Einwürfen untermischt seyn: den dritten Punct, Aufsätze, Uebersetzungen etc. können die unter Aufsicht verfertigten Probarbeiten auf. Nach dem Protocoll wird das Resultat per plurima bestimmt, welches dann mit

dem des letzten Exams sehr nützlich verglichen wird. Endlich wird eine Tabelle durch den Druck öffentlich ausgegeben, welche die Namen der Schüler enthält, und durch Zählen (etwa nach sechs Ordnungen für jeden Gegenstand des Unterrichts in jeder Classe) die Grade des Guten und Schlechten andeutet, als Cajus | 1 lat. | 3 deutsch | etc. mit der Bemerkung, wie lange er in der Classe geblieben etc. Ein halber Bogen in Folio kann für sechzig Schüler fuglich hinreichen. Drey Wochen sind zu diesem Examen erforderlich. Dafs kein anderer, als der Lehrer examinieren müsse, versteht sich von selbst, wiewohl der Vf. auch die übrigen Mitglieder der Commission etwas auffallend an dem Examen Theil nehmen läßt. Man sieht leicht ein, daß dies nur ein Privatexamen werden könne, dem erst durch die Tabelle eine gewisse Publicität gegeben wird. Der Nutzen ist augenscheinlich, wiewohl das öffentliche und feyerliche dorf zu viel aus der Acht gelassen ist, welches sich damit sehr fuglich verbinden läßt: besonders um das Publicum durch Autopsie zu überzeugen, daß die Schule und die Lehrer seines Zutrauens werth sind. Es ist ohne Zweifel sehr wirksam zur Beförderung einer stärkeren Frequenz bey den Schulprüfungen, wenn man, um allen Verdacht eines Betrugs zu entfernen, die Wahl dessen, welcher examinirt werden soll, einem unparteyischen Anwesenden überläßt, ob gleich der sel. Beschickung des Verfahrens ganz irrig für Sophisterei hielt (S. Gedr. Schulchriften Th. II. S. 106.). Wo bereits gute Privatexamina, Probarbeiten, Translationsexamina und Beförderungsmittel des hantlichen Fleisses während der Schulzeit und in den Ferien, nebst Tragebüchern der Lehrer und Censuren eingeführt sind, da wird man auf diesen Vorschlag viel weniger Rücksicht zu nehmen haben, weil das beste derselben dafelbst schon im Gange ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 28. November 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

(Beschluss der Fortsetzung der Anzeige verschiedener Schriften des Brown'schen Systems betreffend.)

23) FRANKFURT a. M., in d. Andreä'schen Buchh.: *Untersuchungen über Pathogenie oder Einleitung in die medicinische Theorie, von A. Röschlaub etc.*

24) WÜRZBURG, in d. Köhlichen Buchh.: *Von dem Einflusse der Brown'schen Theorie in die praktische Heilkunde, von A. Röschlaub etc.*

Der dritte Hauptpunct bey Untersuchung der Krankheit ist die Erforschung des Grades der allgemeinen sthenischen oder asthenischen Krankheiten, da die Wirksamkeit der Heilmittel (richtiger: die stärkern oder schwächern Mittel) dem Grade des Uebels proportional gewählt werden muß. Der Vf. zeigt, daß das nur durch genaue Erwägung aller Erscheinungen und ihrer Veränderungen zu erreichen sey. *Zweiter Abschnitt. Von dem Einflusse der Brown'schen Theorie auf die Bestimmung der Krankheit.* Die Diagnostik zerfalle in die Diagnose der Form des Uebelbefindens und in die Diagnose der Krankheit. Die letzte sey die präcise Bestimmung der Beschaffenheit des lebenden Organismus, die als Ursachliches der bestimmten Form des Uebelbefindens zum Grunde liegt. Diese Unterscheidung, die aus dem Brown'schen System fließe, sey von wichtigem Einflusse. (Die Bemühung Ursachen und Wirkungen zu trennen, war ein Hauptbestreben aller Aerzte aller Zeiten. Sie gingen aber auf Erforschung anderer Ursachen aus, als Brown nachweist.) Allein daß auch die strengste Diagnose der Form des Uebelbefindens uns keinen gegründeten Schluss auf die derselben zum Grund liegende Krankheit erlaube; daß die Krankheit selbst, wenn sie nicht eine äußerliche, deutlich in die Sinne fallende ist, durch keine Erscheinungen, auch solche nicht, die unter die pathognomischen Merkmale gehören, wie z. B. ungewöhnlich häufige und flüssige Stühle, mit übrigen Zeichen von Uebelbefinden bey dem Durchfalle, erkannt und bestimmt werden könne; daß wir vielmehr hiedurch zu den gefährlichsten Täuschungen verleitet werden können; diese Lehrsätze von den wichtigsten praktischen Folgen sind allerdings Resultate, die aus der neuen Theorie notwendig gezogen werden müssen. (Brown selbst trug doch kein Bedenken, fast alle Krankheiten nach der Form ihrer Erscheinungen unter ihre Ursachen zu ordnen, und unter Sthenie oder Asthenie zu bringen. In gar vie-

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

len Fällen führte das auch ihn nicht irre.) Aus allem folgt, daß die Diagnostik in Rücksicht der Bestimmung der Wesenheit der Krankheit nach Brown's Theorie hauptsächlich auf die zwey Puncte sehen müsse 1) ob die Krankheit örtlich oder allgemein sey, 2) wenn sie allgemein ist, ob Sthenie der Erregung oder ob Asthenie, und zwar ob directe oder indirecte Asthenie existire. Die übrigen einzeln erwähnten Gesichtspuncte, nach denen man bisher die Krankheiten bestimmte, und ihren wesentlichen Charakter von jedem andern unterscheiden wollte, werden hier für irrig, ungegründet, hypothetisch, oder doch in Rücksicht praktischer Resultate für unwichtig (welche Fülle von Worte!) erklärt. *Dritter Abschnitt. Von dem Einflusse der Brown'schen Theorie in die Prognostik.* Die Rücksicht auf das Einzelne wird verworfen, auf Untersuchung des ganzen Zustandes gedrungen. Selbst wenn ein vor allen andern hervorstechender Zufall, als z. B. ein Blutfluß weicht; so sage das so viel noch nicht. Auf die örtlichen Uebel sich einzulassen, vermeidet Hr. R. überall. Nur verweilt er hier bey der Vereinigung örtlicher und allgemeiner Uebel. Wir müssen bezweifeln, ob es gegründet sey, daß, wenn ein allgemeiner Zufall ein wirklich örtliches Uebel in Brown'schen Sinn erzeugt, wohin nicht gehört, daß sich die allgemeine Krankheit an einem Theil ausfallend aufsert — das örtliche Uebel weiche, wenn der allgemeine Zustand gehoben werde. *Vierter Abschnitt. Von dem Einflusse der Brown'schen Theorie in die Therapeutik.* Er wirft die Frage auf, ob Blasenpflaster nicht zu den antisthenischen Mitteln gehören, da doch durch sie Säfte aus dem Körper kommen?

Nun einige Bemerkungen über die vorzüglichste Behauptung des Vfs. Es ist dem Brown'schen System sehr gemäß, der Betrachtung der äußern Umstände, unter denen die Leiden, welche erkranken, viele Aufmerksamkeit zu widmen; zu erforschen, ob viele oder wenige, starke oder schwache Reize auf sie einwirkten; und so die Fehler der Erregung und Erregbarkeit auszumitteln. Ob es aber, wenn man allein dabey stehen bleibt, wie Hr. R. will, immer, oder auch nur in den mehrten Fällen zu Resultaten führt? selbst nach Brown's Lehre zu Resultaten führen kann? So viele und so starke Reize liegen in uns noch nicht hinlänglich bekannten Beschaffenheiten der Atmosphäre, in so vielen feinen Stoffen, als in der Elektricität, in Verhältnissen des Wärmestoffs u. s. w. Wer kann in allem dem das zu viel, oder das zu wenig berechnen? Welche Dunkelheit umgibt uns hier! Macht es doch Hr. R.

Yyy

nach

noch freit, daß das Oxygen mehr reize, als das Azote. Wie Gemüthsbewegungen erschüttern, beleben, oder an unserm Innern nagen, entzieht sich so oft der scharfsten Beobachtung an uns selbst, geschweige an andern. Freylich ist es anders, wenn eine bestimmte große Leidenschaft den Menschen beherrscht; aber das ist doch der seltene Fall. Wer vermag in dem für uns unergründlichen Chaos festzusetzen, wie hoch alle diese Verhältnisse an Reizsumme in Anschlag zu bringen sind, wie sie sich einander ersetzen, und wann der in die Augen fallende Mangel des einen Bedürfnisses durch den nicht bemerkbaren Ueberschuß einer andern Befriedigung sich compensirt. Wir sind ja selbst noch über so viele auffallende Reize in Unwissenheit, ob die Gewalt des Incitements durch sie so viele Zunahme erhält, als sie durch Ausleerung von Säften, die sie bewirken, ihm entziehen, als z. B. die *vesicatoria*. Hr. R. denke an die reizenden Mittel, welche nach ihm zugleich eindringende sind. Wir wollen nicht einmal den Einfluß der Gewohnheit geltend machen. Wenn also ein Mensch nicht den äußersten Extremen ausgesetzt ist, der ausschweifendsten Schwelgerey in allen Genüssen, oder der Entbehrung von Nahrungsmitteln, großen Anstrengungen, Mangel an Schlaf, an Bedeckung des Körpers, Sorgen und Kummer u. s. w.; so wird das Urtheil über Reichtum oder Armuth an Reizen schwankend bleiben, so lange wir nicht ihren Folgen selbst nachspüren. Doch das Auffinden einiger reizender Potenzen, die über die Gebär einwirken, soll glücklich seyn. Aber berechtigt das schon den Schluß auf Sthenie? Müßten wir nicht fragen, wie war die Erregbarkeit vorher? war sie erschöpft, angehäuft, oder auf dem mittlern Grade? wie verwickelt wird nun fast immer diese Untersuchung seyn, und gleichwohl muß sie aufs Reine gebracht werden, wenn der Einfluß einer Summe von Reizen bestimmt werden soll, muß, wenn Hr. R. Behauptung bestehen soll, blus durch Aufzählung der früher zufließenden Reize aufs Reine gebracht seyn. Aber auch das sey diesmal gelungen, was so selten gelingen wird. — Der Brownische Arzt erhalte die Gewisheit, daß die Erregbarkeit auf ihrem mittlern Grade war, als jene zu starke Reize einwirkten. Darf er nun die entstandne Krankheit unbedenklich als Sthenie behandeln? Mit nichten. Neue, nicht kleinere Schwierigkeiten hat er noch aus dem Wege zu räumen. Hatten andere Einwirkungen in denselben Momenten nicht noch mehr an Stärke verloren, als jene, die so hoch in Anschlag gebracht werden, an Reizfülle geben? Haben die reizenden Potenzen nicht schädliche Nebenwirkungen gehabt, die gerade die Krankheit veranlassen, die nun ein Localübel ist, als z. B. Unverdaulichkeiten im Darmcanal. Aber werden in dem einzelnen Fall auch alle diese Einwürfe widerlegt; so bleibt doch noch die Möglichkeit, daß die Summe der Reize so stark war, daß uneigentliche Schwäche entstand.

Ist der entgegengesetzte Fall nun klar geworden, offenbar Mangel einiger Reize; so findet dieselbe Gefahr zu irren statt, wenn ohne Rücksicht auf die Krankheitserscheinungen das entstandne Uebel als Astenie behandelt werden soll. Wer vermag zu ergründen, wie nicht in die Sinne fallende Veränderungen der Atmosphäre, wie Elektricität u. s. w. den aus dem Körper wirkenden Reizen einen überwiegenden Zuwachs geben, welcher trotz dem Abgang anderer Reize die Gewalt des Incitements so verstärkt, daß Sthenie die Folge seyn kann. Und gerade daß bedeutende Reize entzogen wurden, kann die Veranlassung geworden seyn, daß ein asthenischer Zustand sich bildet. Sie begünstigten das Ansammeln der Erregbarkeit, und nun beym Hinzutreten neuer, verborgener Reize, ist Sthenie unvermeidlich. So wie man anführt, daß Kälte ungeachtet oder vielmehr vermöge ihrer schwichenden Wirkung zur Sthenie disponirt, wenn ein hoher Grad von Wärme plötzlich an ihre Stelle tritt.

Wir haben nur angeführt, was ein überzeugter, aber denkender Brownianer Hn. R. *Raisonnement* entgegenzusetzen könnte. Es sind viele und starke Einwürfe. Daß sich der Vf. auch nicht einen einzigen von ihnen selbst gemacht hat, und also auch nicht im Stande war, einen einzigen dieser Einwürfe aus dem Wege zu räumen, das muß doch sehr auffallen. Gleichwohl schrieb er 236 Seiten fast bloß über die Vorzüge der neuen Lehre, welche für sie in Heilung der Krankheiten aus der alleinigen Aufsuchung der wirkenden Reize flossen. Man soll besonders sehen, ob die Summe von Reiz sich vermehrte oder verminderte. Das giebt den entscheidenden Aufschluß. Wie wegwerfend spricht er zum Vortheil dieses Gesichtspunctes von der Aufmerkbarkeit, die auf die Krankheitserscheinungen selbst gerichtet ist. Sie kann uns, wähnt er, keine Einsicht in die Natur der Krankheiten geben; sie kann nur, wenn diese erforscht ist, uns über den Grad, in welchem ein Uebel da ist, unterrichten.

GÖTTINGEN, im Vandenböck-Ruprechtischen Verlage: Chirurgische Arzneimittellehre, von J. Arzemann. Dritte Auflage. 1799. 290 S. 8. (20gr.)

Seit der ersten Auflage (1792) ist dieses Handbuch bedeutend verneht, so daß es jetzt, ungeachtet des engern Druckes, 72 Seiten mehr enthält. Die beygefügte Literatur ist verneht, und neue Arzneimittel sind aufgenommen. So ist nun auch ein Kapitel über die Elektricität mit Recht hinzugefügt (aber Galvanismus, Perkinismus und Magnetismus hätten auch angeführt werden müssen). So scheint es dem Rec. auch ein Mangel in unsern bisherigen Arzneimittellehren zu seyn, daß diejenigen Mittel, durch welche man in manchen Fällen eine stärkere Afficirung der Sinne, z. B. des Geruchs, Gehörs, Gesichtes mit großem Nutzen bewirkt, übergangen sind. Am wenigsten durfte Hr. A. die Riechmittel auslassen, deren Anwendung nicht nur bey Schwäche des Geruchs-

sinnes

sinnes öfter zu versuchen wäre, sondern die auch bey allgemeiner Schwäche in Ohnmachten und Krämpfen so üblich ist. — So gut wie die Stuhlzapfen, die hier mit aufgeführt sind, hatten auch die Kerzen mit aufgenommen werden müssen.) So brauchbar wie nun dies Handbuch sowohl zu Vorlesungen, als zum Privatgebrauche auch ist; so stößt man doch hie und da noch auf Flüchtigkeiten. In den vorläufigen Bemerkungen zu den ätzenden Mitteln, unter welchen *Causica*, *Rubefaciencia*, *Pescicaria* und künstliche Geschwüre abgehandelt werden, wird z. B. behauptet, daß diese Mittel nur auf die lebende Faser wirken, da doch das *cauterium actuale* auch auf die todte wirkt; ferner manche Mittel wirkten nur ätzend in Wunden und Geschwüren, wären hingegen auf der Haut völlig unwirksam, und als Beyspiele werden der rothe Präcipitat, und der Brechweinstein angeführt. Aber bey der Pisorophthalmie ist doch weder Verwundung noch Verschwärung, und der rothe Präcipitat ist doch bey ihr wahrlich nicht unwirksam. Noch weniger ist es der Brechweinstein, der in die unverfehrte Haut eingebrungen als ein starkes exutorium wirkt. (Die ganze Abtheilung *exutoria* ist hier mit Unrecht weggeblieben und so stehen *Mazoreum*, *Clematis*, *Romunculus acris* unter den *rubefaciencia*, da sie doch den *vesicatoris* selbst näher ständen, wenn man jene Mittelklasse aufheben wollte. — Von der äußern Anwendung des *tartar. emet.* findet man hier gar nichts.) Der Tod durch zu starke elektrische Schläge, wird von der augenblicklichen Hemmung des Blutlaufs und des Athemholens abgeleitet. Dies ist ja aber erst die Folge der wahren Ursache, nämlich der Erschöpfung der Erregbarkeit. — Die Ordnung ist die alte geblieben, nämlich nach dem Plane der (innern) Arzneymittellehre des Vfs. Classe 1) Blutaussäuernde Mittel. 2) Blutstillende Mittel. 3) Zusammenziehende. 4) Zertheilende. 5) Faulnißwidrige. 6) Aetzmittel. 7) Erweichende, befeuchtigende Mittel. 8) Austrocknende. 9) Niesmittel. 10) Speichelerregende. 11) Von den Klystieren. 12) Von der Electricität. An Theilungsgründe ist hier gar nicht zu gedenken, und die Kapitel fließen sehr in einander, z. B. zusammenziehende, austrocknende, faulnißwidrige, zertheilende Mittel. Hr. A. hält diese Classification immer noch für die brauchbarste, so lange man nicht über die einfachen Grundätze des neuen Systems einverstanden ist, glaubt aber, daß die Eintheilung aller Heilmittel in Reizende und Schwächende in der Chirurgie weit eher statt haben könne, als in der Medicin. Dieser letztere Glaube ist unbegreiflich und würde es Brown'n selbst seyn! Er ist ein Beweis, daß des Vfs. Kenntniß des neuen Systems höchst oberflächlich ist; wie wäre es sonst möglich, daß er Heilmittel, die sich fast nur auf den Organismus beziehen, nach den Gesetzen der Erregbarkeit einzutheilen, für statthaft halten könnte. Wie kann, und das größte Beyspiel zu wählen, bey der Wirkungsart der faulnißwidrigen Mittel auf abgestorbene Theile, von Reizen und Schwächen die Rede seyn!

O E K O N O M I E.

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Popularer Unterricht für den Bürger und Landmann über das Gemeinnützigste und Wissenswürdige aus der Oekonomie und Fabrikwissenschaft*. Nach den drey Reichen der Natur geordnet und aus naturwissenschaftlichen Gründen erläutert von Johann Wilhelm Hermann, Prediger an der Martinskirche zur Höhe in Soest. 1799. 162 S. 8. (12 gr.)

Um, nach des Vfs. Absicht (Vorr. S. 5.), dem nicht ganz ungebildeten Bürger und Landmann naturwissenschaftliche Kenntnisse und zwar hauptsächlich solche zu verschaffen, deren sie, zum guten Betriebe ihrer Wirtschaften und Nahrungsgewerbe, am meisten bedürfen, mußs solches mit bedachtsamer Auswahl der diesem Zwecke angemessenen Gegenstände, auf zuverlässige Art, und in einer ihnen leicht verständlichen Sprache geschehen. Mehrentheils, aber nicht ganz, hat der Vf. diesen Erfordernissen ein Genüge geleistet.

In der Einleitung hat der Vf. die Naturwissenschaft überhaupt, dann, als Theile derselben, die Naturgeschichte, Physik und Chemie, nach ihren Bestandtheilen, Unterscheidungsmerkmalen, Zwecken und Zusammenhänge, und hiernächst die Naturwissenschaft noch besonders, in ökonomischer und technologischer Rücksicht, erklärt; sodann in drey Abschnitten, von den Körpern des Pflanzenreichs, von den des Thierreichs und von den des Mineralreichs, mit Bezeichnung ihrer ökonomischen und technologischen Nutzbarkeit, gehandelt. Seinem Vortrage gebührt das Lob einer klaren, leichtbegreiflichen Darstellung.

Unter den Körpern des erstgedachten Reichs hat er in der That die gemeinnützigsten (nur ein Paar hievon ausgenommen) gewählt, und nach ihren Bestandtheilen und Eigenschaften, das Verfahren bestimmt, wodurch sie zur Gewinnung verschiedener nützlicher Produkte angewendet werden können. Daher, nach vorbereitender Festsetzung der Begriffe von der Gährung überhaupt, und der geistigen, faulen und faulen Gährung insonderheit, von dem Däuner und dessen Benutzung, von der Zubereitung des Brods, der Stärke, des Biers, des Weins, des Essigs und des Brantweins aus den mehrtägigen und einigen satigen Gewächsen. Gleichmäßig sind die folgenden Belehrungen über die Zubereitung des Pechs, des Theers und Kienrasses, der Kohlen, der Pottasche, des Zuckers, des Oels, der Seife, über die Benutzung der Färbepflanzen und der faserichten und wollichten Gewächse, besonders des Flachses, über die Verfertigung des Papiers und die Behandlung des Tobaks in der vorher erklärten natürlichen Beschaffenheit der hiezu dienlichen vegetabilischen Körper gegründet. Hierunter befinden sich aber auch solche Angaben, denen theils Richtigkeit, theils Vollständigkeit, theils Zweckmäßigkeit nicht wohl zugestanden

den werden kann. Theorie und Erfahrung widersprechen den Behauptungen, daß der thierische Dünger bey dem Weizen nur die übermäßige Geilheit seines Strohes befördere, aber seine Fruchtbarkeit an Körnern vermindere (S. 24) daß der (mit flüchtigen Laugenfalze so reichlich angefüllte, aber eben deshalb nur zu einem Ernteertrage wirkungs) Schaafmist weniger hitzig sey, als der Pferdemist, langsamer, aber auch anhaltender, als dieser, wirke (S. 26) und daß der Schweinemist durch seine anhaltende Wirkksamkeit alle andere thierische Düngungsarten übertriffe. Zwar dünnbülliger, aber nicht auch zugleich grobkörniger Weizen (S. 34) wächst gewöhnlich auf Anhöhen. Zum Malzmachen ist nicht der Frühling und Herbst (S. 46) sondern diejenige Zeit die beste, wo das Keimen des Getreides am geschwindesten bewirkt wird, folglich der May, Janius und Julius, und daher rathsam, das Malz fürs ganze Jahr in diesen Monaten zuzubereiten. Von der Essigbrauerey, dem Seifekochen und der Zubereitung der Färbearthe kann niemand durch die (§. 23. 31. 32.) hierüber ertheilte mangelhafte Erklärung hinlängliche Kenntniß erlangen. Des Waus und Safrans ist gar keine Erwähnung geschehen; da beide doch gewiß dieselbe eher verdient hätten, als das Zuckerrohr und das Anilkrut, zwey für Deutschlands Klima gar nicht passende Pflanzen; auch hat die hier beschriebene Zubereitung des Zuckers aus dem ersten und des Indigs aus dem letzten für die Leser, denen dieses Buch bestimmt ist, gar kein praktisches Interesse. Durch die zum Bleichen der Leinwand empfohlene Pottasche (S. 81) wird freylich denselben mehrere Weisse, als durch die gewöhnliche Methode, verschafft, dasselbe aber heftig angegriffen und seiner Dauerhaftigkeit geschadet. Vorzüglich richtig und nutzbar sind die Belehrungen über den Flachsbau (§. 34. 35 und 36.)

Am kürzesten sind die Körper des Thierreichs abgefertigt: denn hier hat der Vf. bloß die Benutzung der Milch, zur Verfertigung der Butter und der Käse, der Thierhäute, der Wolle, des Honigs und Wachses auch der Seide in Betrachtung gezogen; der Anwendung der Haare einiger Thiere, z. B. der Seidenhasen, der Federn, der Knochen, zu einigen Kunstproducten aber gar nicht gedacht. Auch enthält dieser Theil fast nichts, was nicht den mehrtheils Bürgern und Landleuten schon langst, auch wohl Rändiger bekannt wäre.

In dem letzten Abschnitte über die Körper des Mineralreichs beschäftigt sich der Vf. zuerst und am längsten mit der Natur und Nutzbarkeit der Erdarten, worauf Belehrungen über die Natur, die Zubereitung und den Gebrauch des Kalks, des Schwefels, des Salpeters, des Küchenfalzes, des Glases, des ächten und unächtten Porzellans folgen. Zuletzt Beschreibungen der natürlichen Beschaffenheit und der Benutzung der Metalle, nämlich des Goldes, des Silbers, der Platina und einiger unedeln und Halbmatalle, als des Quecksilbers, Bleyes, Zinns, Kupfers und Eisens. In Hinsicht auf des Bürgers und Landmanns gewöhnliches Hauswesen und Nahrungsgerwerbe kann ihm der hier ertheilte umständliche Unterricht über einige Gegenstände z. B. über die Zubereitung des Glases, des Porzellans, des Salpeters, über die Gewinnung des Quecksilbers etc. nur wenig nützen. Weit mehr ist ihm gewiss an einer naturwissenschaftlichen Kenntniß von der tüchtigen Verfertigung der Ziegel- und Baristene, der Töpferwaaren, der Tobakspfeifen, des Gipses, von der Benutzung des Mergels und einiger Steinarten etc. gelegen. Diefür für ihn wichtigeren Gegenstände ist aber nur beyläufig mit wenigen Worten Erwähnung geschehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. Leipzig u. Altona, b. Kaven: *Geheimnisse aller Arten Tinten zu machen und mit Muschein (?) Gold und Silber zu schreiben. Dritte Auflage.* 1799. 62 S. 8. (12 gr.) Warum es dem Vf. beliebt hat, sein Büchlein *Geheimnisse* zu nennen, möchte ihm selbst schwer werden, anzugeben. Die Vorschriften, welche er giebt, sind meistens sehr fehlerhaft. Der Zusatz von Alaim so wie jeder freyen Säure bey der schwarzen Tinte, ist immer nachtheilig, weil dadurch stets ein Theil des schwarzen Niederschlags aufgelöst wird. „Um Tintenfische aus dem Papier zu machen, lehrst er *Salomonium* (sic) *pulmonum* (?) per Alembicum zu destilliren, und mit dem erhaltenden Wasser die Schrift zu beschriften. Ein Amalgam aus einem Theile Zinn und zwey Theilen Quecksilber, mit Gummiswasser verdünnt (?) soll eine schöne silberarbene Tinte geben. Folgendes diene zugleich als eine Probe von dem Stil des Vfs.: „Einen schwarzen Brief mit weißer Schrift an den Tag

zu legen.“ „Nimm frisch lauter Brunnenwasser, thue darauf, der das Gelbe von einem frischgelegten Ey, temperire es wohl durch einander, in der Dicke das man wohl damit schreiben kann: dann nimm eine ganz neu geschlommene Feder, und schreib damit auf das Papier, was man selbst will, und laß es wohl trocknen. Darach nimm man einen neuen Pinsel und streichet damit allenthalben den Brief mit Tinte an, daß es alles schwarz wird, beides das Papier und die Schrift, daß es niemand lesen kann: laß dann den Brief wohl austrocknen. Wenn man nun solchen lesen will, so legt man den Brief, und schabt mit einem scharfen Messer die Substanz der Schriften darüber, so ist das schon weiß, und lustig zu lesen in der schwarzen Felderung.“ — Und doch ist dieses elende Buch schon zum drittenmale aufgelegt worden!!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 29. November 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Wilh. Rein: *Christus und seine Lehre von Johann Ernst Schmidt*, Prediger zu Crusow in der Uckermark. 1798. XVI. und 320 S. 8. (18 gr.)

Dieses Buch gehört wieder zu denen, die den voreiligen oder unkundigen Käufer durch einen neuen Titel anzulocken und zu hintergehen suchen. Als es zum erstenmal im J. 1794 unter dem Druckort Berlin erschien, hatte es folgenden Titel: *Wahre Christusreligion, wie sie sich jetzt auch ohne Glauben an Wunder und Weissagungen an dem Gewissen der Christen und Nichtchristen rechtfertigt, und wie in der Menschenwelt vergehen kann. Mit Anmerkungen herausgegeben von Joh. Ernst Schmidt, Prediger zu Crusow in der Uckermark. Nebst einem Schreiben des Hn. D. Semlers über wahre Christusreligion, christliche Kirche und symbolische Bücher u. s. w. an den Herausgeber dieser Schrift.* Rec., der zwar jene erste Ausgabe nicht bey der Hand hat, aber aus seinen Auszügen und Bemerkungen daraus sieht, daß die vorliegende Schrift, den Titel ausgenommen, auch in der Seitenzahl mit jener übereinstimmt, und selbst in dem Anhang S. 287. die vorhergehende Schrift unter dem Titel *wahre Christusreligion* angeführt findet, achtet sich deswegen verpflichtet, den Unfug des speculirenden Verlegers öffentlich zu rügen, und andere zu warnen, damit sie nicht verleitet werden, eine und dieselbe Schrift zweymal zu kaufen. Er findet es um so viel nöthiger, da er sieht, daß andere hierarchische Institute z. B. die neue allgemeine deutsche Bibliothek und die Rintolschen Annalen, welche diese Schrift bey der ersten Erscheinung angezeigt hatten, bey der zweyten Anzeige unter diesem neuen Titel nicht einmal jenen Umstand bemerkt haben.

Der Vf. hat das in der *Semlerischen* Beantwortung der Fragmente S. 231 — 235. vorkommende Gespräch zwischen Jesu und einem Ausländer, weidäufigt commentirt. Dieses Gespräch rührte ihn, wie er in der Vorrede sagt, gleich das erstenmal, da er es las, so sehr, daß er es hernach unzähligmal wieder gelesen hat. In der Folge kam er auf den Gedanken, dieses Stück besonders abdrucken zu lassen, und mit einigen Erweiterungen dem Publicum aus neue vorzulegen. Er schrieb deswegen im J. 1799 an Semler, und bat um seine Einwilligung dazu. Diese erfolgte bald, aber ehe Hr. Schmidt sein Vorhaben ausführen konnte, starb Semler. Ueber die Art, wie

der Vf. das Gespräch behandelt hat, drückt er sich selbst also aus. „Die Worte, die Jesu darin in den Mund gelegt sind, habe ich durch Beyfügung der Schriftstellen, worin Jesu redet und woraus sie entlehrt worden, als wirkliche Worte Jesu zu bestätigen gesucht. Stellen in demselben, die für manche Leser dunkel seyn könnten, habe ich mit erläuternden Anmerkungen versehen. Da wo die Wichtigkeit der Sache meiner Empfindung nach eine weitere Ausführung verdiente, habe ich solche hinzugesetzt.“ Rec. gesteht, daß er manche gute und liberale Bemerkungen und mehrere lehrreiche Aeusserungen über reine Christusreligion gefunden habe, aber in Ansehung der Begriffe und der Auslegung mancher Schriftsteller trifft er auch in dem Commentar viel unbestimmtes und willkürliches an, und überhaupt kann er die ganze Einrichtung des Buchs nicht billigen. Der Vf. sagt selbst in der Vorrede: „bey manchen Stellen in dieser Schrift sind die Erweiterungen so groß gerathen, daß auch der geduldigste Leser ermüdet werden dürfte.“ Dies ist wirklich der Fall, aber es ist es nicht allein. Der Text des Gesprächs ist durch größere Schrift von dem Commentar unterschieden, allein durch die Weitschweifigkeit des Commentars wird der Faden des Dialogs immer unterbrochen und aufgehoben, welches bey dem Lesen äußerst unangenehm ist. Eben dadurch entziehen auch in dem Commentar selbst unnöthige Wiederholungen und Mangel an Zusammenhang. Besser würde der Vf. gethan haben, wenn er das Gespräch ununterbrochen wieder hätte abdrucken lassen, und seine Erläuterungen unter gewisse Hauptrubriken gebracht und im Zusammenhange vorgetragen hätte. Die Stellen, welche Semler Jesu in den Mund legt, oder worauf er zu zielen scheint, hatten allenfalls unter dem Texte angeführt und kurz erläutert werden; oder wenn dieses letztere nicht geschehen konnte, so hätte auf den Commentar hingewiesen werden können.

Die Behauptung, daß das Historische des Christenthums entbehrlich sey; hat der Vf. nebst andern Vorstellungsarten mit Semler gemein. Rec. giebt es zu, daß man in gewisser Rücksicht, in Ansehung der Darstellung und der Art und Weise, wie sich dieses oder jenes zugetragen habe, verschieden denken könne; aber er sieht nicht ein, wie die gänzliche Herabwürdigung oder Hintansetzung des Factischen in der Bibel mit dem Christenthum selbst bestehen könne. Das Christenthum ist etwas positives, und die Geschichte desselben ist von dessen Lehre unzertrennlich. Wenn durch das Christenthum ein uner-

meßlicher Schatz geistlicher Erkenntniß in Umlauf gebracht ist; so muß doch auch ein gewisses Factum zum Grunde liegen, und dieses Factum, woraus jenes zu erklären ist, muß historisch ausgemacht werden, und den Christen als Christen nothwendig interessieren. Das Hin- und Herchwanken und das Verbergen hinter allgemeine und vage Ausdrücke hilft hier nichts, und der Einfluß des Christenthums muß nothwendig verlieren, wenn es die Geschichte nicht mehr zur Stütze hat; aber diese Stütze wird untergraben und weggeräumt, wenn man sagt, es dürfe uns jetzt nicht mehr bekümmern, wie es mit dem, was uns die Geschichte erzählt, zugegangen sey. Rec. kann daher in manches, was der Vf. sagt, nicht einstimmen. Will der Vf. ihn deswegen zu den Unvollkommenen rechnen, so laßt er dieses willig geschehen, denn er gesteht gern, daß er das consequente in dieser Behauptung der Vollkommenen nicht finden kann. S. 263. heißt es unter andern von den jüngern Jesu. „Mag man nun denken, daß sie die Auferstehung vom Tode und die Himmelfahrt Jesu mit leiblichen Augen gesehen haben, oder auch nur mit Glaubensaugen, so ändert dieses in der Hauptsache gar nichts. Genug es ist gewiß, Jesus der gekreuzigte ist wieder lebendig geworden und auferstanden, wie er vorher gesagt hatte. Es ist gewiß, daß er vor der Erde in den Himmel aufgenommen ist.“ — Nein, das ist nicht gewiß, wenn sie es nur mit Glaubensaugen sahen, denn nach der Erzählung haben sie ihn mit leiblichen Augen gesehen. War aber bloß das erste und nicht das letzte der Fall; so fällt auch das erzählte Factum weg, das doch seiner Natur nach sinnlich empfunden werden konnte. Der Vf. redet auch im vorhergehenden davon, daß durch die Auferstehung und Himmelfahrt den Jüngern gewisse höhere Wahrheiten seyen verständlicher worden. Wie kann man sich aber eine Verständlichkeit denken, wenn sie es nicht mit leiblichen Augen sondern bloß mit Glaubensaugen sahen?

Der Commentar geht bis S. 272. Darauf folgt in einer Zugabe das Schreiben des D. Semlers an den Vf., als er um die Einwilligung zu der Ausgabe jenes Gesprächs nachsuchte. Auch in diesem Briefe kommen die bekannten Ideen des sel. Mannes in seiner gewöhnlichen unbestimmten und zum Theil mystischen Sprache vor. Der Vf. hat auch dieses Schreiben wieder commentirt. S. 301. heißt es abermals, wenn vom historischen Glauben geredet wird: „Nicht jene Erzählung von der Erscheinung der Engel bey Jesu Geburt, sondern die dadurch bezeichnete Hoheit Jesu; nicht die historische Kenntniß von den nach der Erzählung der Evangelisten verrichteten Wundern Jesu, sondern die dadurch beglaubigte Göttlichkeit Jesu und seiner Lehre; nicht die historische Kenntniß von der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu, sondern die darin verständliche Fortdauer des Lebens nach dem Tode, und der höheren Absichten Gottes mit Jesu für Menschen: dies — dies macht eignen — wahren folgmachenden Glauben aus. Mit einem Worte: das Resultat, das sich aus der Historie

Jesu für die Göttlichkeit seiner Person und Lehre ergibt, und in der menschlichen Seele Geist, Wahrheit und Leben wird, gehört für Christen zur Seligkeit. — Christen, die schon bis zu eben gedachten Resultate geführt sind, bedürfen des historischen Glaubens nicht mehr für sich.“ Aber wie ist dies zu vereinigen, die beglaubigte Göttlichkeit Jesu und seiner Lehre ergibt sich als Resultat aus der Historie Jesu, und doch soll das, worauf sich das Resultat gründet, den Christen nicht mehr angehen, und er soll es nicht mehr bedürfen? Wie kann bey ihm das Resultat fest stehen bleiben, wenn man das, was ihn zu diesem Resultat gebracht hat, ungewiß und zweifelhaft macht? Freylich macht das bloße Wissen und Bejahen den Menschen weder besser noch schlimmer; aber welcher Vernünftige behauptet dieses auch? Der Christ muß nicht bey dem Aeußeren stehen bleiben, sondern in den Geist des Christenthums eindringen. Allerdings — aber muß man deswegen das Historische, als uninteressant, als die Schale, die einen nichts angeht, und die man nicht für sich bedarf, darstellen?

HÄNNOVER, b. den Gebrüdern Hahn: *Apologie der Bibel gegen Thomas Paine, namentlich gegen sein Zeitalter der Vernunft und die Untersuchung wahrer und falscher Theologie, in einigen Briefen an den Verfasser von R. Watson, Bischof zu Landaff, nach der vierten Auflage ins Deutsche übersetzt von Joachim Friedrich Lehzen. Pred. an der Marktkirche in Hannover. 1798. 274 S. 8. (14 gr.)*

Die Schriften des Th. Paine gegen die christliche Offenbarung sind in der That von sehr leichtem Gehalte. Die meisten Einwürfe sind mit ungreiflicher Leichtigkeit andern nachgeschrieben, ohne daß auch nur die geringste Rücksicht auf das, was man mit aller Gündlichkeit darauf geantwortet hat, ist genommen worden. Ueberlein verrathen sie eine solche Unbekanntheit mit dem Geiste und den Umständen der bestrittenen Schriften, und sind zugleich mit einer solchen Arroganz, und in einem so ganz absprechenden und leidenschaftlichen Ton vorgetragen, daß jedem Unbefangenen das Uebertriebene und Leichtfertige bald einleuchtet, und der Sachkundige es kaum der Mühe werth achten wird, auf das Unrichtige und Grundlose solcher Invectiven zu antworten. Inzwischen ist es auch nicht zu leugnen, daß solche Schriften wirklich Schaden anrichten, indem sie von einer gewissen Classe ähnlich gestimmter Menschen mit Begierde gelesen und weiter verbreitet werden. Auch in Deutschland sind die Schriften des Th. Paine durch die veralteten Uebersetzungen in Umlauf gekommen, und der Uebersetzer hat selbst die Angriffe seines Führers durch seine eigenen Invectiven noch zu verstärken gesucht. In dieser Rücksicht ist es gewissermaßen verdienstlich, die wahre Beschaffenheit solcher Beschuldigungen und Angriffe aufzudecken, und das Unrichtige und Falsche darin zu zeigen. Freylich werden diese

Widerlegungen gewöhnlich von solchen nicht gelesen, die jenen Einwürfen schon beystimmen, aber für andere, die weniger dafür eingenommen sind, können sie doch nützlich werden. Nur müssen solche Schriften selbst keine Blößen geben, und zugleich in einem ruhigen und der wahren Untersuchung angemessenen Tone abgefaßt seyn.

Der Bischof Watson hat seinem Gegner mit vieler Ruhe und zugleich mit Würde und dem gehörigen Anstande geantwortet. Er setzt ihm manche richtige und treffende Bemerkung entgegen, wodurch das Unrichtige in der Behauptung und das Falsche in den Schlüssen recht anschaulich und fühlbar gemacht wird. Auch hat er mit Recht seinen Briefen eine populäre Einrichtung gegeben, und sich deswegen nicht in tiefe und gelehrte Untersuchungen eingelassen, weil selbst die Painschen Schriften nur auf eine gewisse Classe Menschen, denen sie am ersten Schaden können, berechnet zu seyn scheinen, und der eigentliche Gelehrte dabey in keine Gefahr kommt, vom Unglauben angeleckt zu werden. Bey manchen Einwürfen sind aber auch die Antworten nicht befriedigend genug, wenigstens würde man nach den neueren Aufsichten deutscher Gelehrten auf manches zweckmäßiger und besser haben antworten können. Der Bischof Watson scheint damit nicht bekannt zu seyn, aber billig hätte der deutsche Uebersetzer, der doch seine Uebersetzung für deutsche Leser bestimmte, darauf einige Rücksicht nehmen und das mangelhafte etwa in kurzen Anmerkungen oder Zusätzen ergänzen und berichtigen sollen. Dadurch würde das Buch viel brauchbarer und nützlicher geworden seyn.

S. 9. Kommt der Einwurf vor: — Die Bibel könne schon deswegen nicht Wort Gottes seyn, weil darin gesagt werde, die Israeliten hätten auf Gottes ausdrücklichen Befehl die Kananiter vertilgt, und man dabey den ganzen Glauben an die moralische Gerechtigkeit Gottes aufgeben müsse, weil man mit Recht fragen könne, worin konnten weinende oder lächelnde Kinder Unrecht thun? Der B. Watson antwortet unter andern darauf. „Warum behaupten Sie nicht, es streite wider die moralische Gerechtigkeit Gottes, weinende oder lächelnde Kinder durch ein Erdbeben, durch Ueberschwemmung, durch Feuer, durch Hunger oder durch die Pest unkommen zu lassen? Das Wort Gottes steht mit seinem Werke in vollkommener Harmonie; weinende und lächelnde Kinder werden nach beiden ein Opfer des Todes.“ — Als Canaan, Lima, Lissabon durch Erdbeben zerstört wurden, kamen Männer und ihre Frauen, ihre Söhne, ihre Kleinen dabey um, wurden lebendig verschlungen: warum floßen Sie nicht, als unacht mit Verachtung das Buch der Natur von sich, worin diese Thatfache gewiß geschrieben steht, und von welchem Sie auf die moralische Gerechtigkeit Gottes schließen u. s. w.“ Alles dieses ist in gewisser Rücksicht wahr und gut geantwortet; aber doch noch nicht völlig befriedigend. Es kommt hauptsächlich darauf an, ob Gott ausdrücklich den

Befehl zur gänzlichen Vertilgung gegeben habe, und ob es mit der moralischen Gerechtigkeit Gottes bestehen könne, einen solchen Vertilgungskrieg bestimmt andern Menschen zu gebieten. Es bleibt doch immer ein großer Unterschied zwischen beidem, wenn Gott nach den Wegen seiner Vorsehung nothwendige Uebel zuläßt, und wenn er moralischen Wesen eine solche Handlung gebietet. Allein die alte Sprache führt gewöhnlich alles unmittelbar auf die Gottheit zurück, und dieses ist auch wohl hier der Fall. In der ganzen Veranstaltung Moses ist etwas großes und götliches unverkennbar. Moses selbst hatte die älteren Verfassungen vor sich, und betrachtete sich daher als das Werkzeug, wodurch die Gottheit ihren Plan ausführen wollte. Er war auch wirklich das Werkzeug in der hohen Hand der Providenz, wodurch etwas Großes und Wichtiges zu Stande gebracht wurde. Sollte aber das Volk, dessen religiöse und bürgerliche Verfassung Moses zu gründen sich berufen fühlte, und die er wirklich mit so vieler Weisheit einrichtete, als Volk bestehen, und gegen die greulichen Laster der Kananiter geschützt werden; so durften die Kananiter nicht im Lande bleiben. Konnte also Moses, ein Mann von hohem Patriotismus und edlem Eifer für die reinere Gottesverehrung, die Vertreibung oder im Fall des Widerstands die Ausrottung der Kananiter nicht als Willen der Gottheit betrachten und so vorstellen? Müßen wir nicht noch jetzt in dem Factum selbst eine Veranstaltung der Vorsehung erkennen? Ganz richtig sagt W. im Verfolg S. 13. der Hauptgrund des Unglaubens sey darin zu suchen, „dass man die Sitten und die Geistesbildung des menschlichen Geschlechts im ersten Weltalter unrichtig beurtheilt. Die meisten Ungläubigen argumentiren nicht anders, als dächten sie, daß der Mensch in dem entferntesten rohen Alterthume schon bey der Geburt und Kindheit unsers Geschlechts, von dem einen, ewigen, unsichtbaren, unkörperlichen, unendlich weisen, mächtigen und gütigen Gott, eben dieselben Begriffe gehabt habe, die sie jetzt selber von ihm haben.“ Die Einwürfe gegen die Authenticität und Aechtheit der Bücher Moses werden in dem zweyten und dritten Brief meistens gut und hinlänglich beantwortet. Bey den übrigen historischen Büchern wird ganz richtig gegen Paine erinnert, daß diese Bücher immer ihr Ansehen behalten können, wenn man auch alles wider ihre Aechtheit zugehen wollte; allein bey einzelnen Beweisen wäre doch manches zu erinnern. Die Nachricht von dem Stillstehen der Sonne zu Josuas Zeiten betrachtet W. noch als ein eigentliches Wunder, und will den gemachten Einwurf, daß es keine Nation der Welt gebe, die etwas davon wisse, dadurch entkräften, daß Herodotus bemerkt habe, die Aegyptischen Priester hätten ihm erzählt, die Sonne sey viermal aus ihrer Bahn gewichen, zweymal sey sie da aufgegangen, wo sie immer untergehe, und zweymal da untergegangen, wo sie immer aufsteige; aber das Klima von Aegypten habe dadurch keine Veränderung erlitten. Allein wie will er es erweisen, daß sich dieses wirklich auf

die beiden in der Schrift erzählten Begebenheiten von dem Stillstehen der Sonne und dem Zurückgehen des Schattens zu Ahas Zeiten beziehe, und daß die ägyptischen Priester gerade davon geredet haben? Der Umstand, daß die Sache nach der Erzählung der Priester keine Veränderung in dem Klima gemacht habe, ist doch noch kein Beweis. Auch die Erscheinung, welche nach der Erzählung Josua hatte, wird als wirkliche Thatfache S. 85. angenommen, da doch dieses wohl richtiger aus der Sprache und Denkungsart des Zeitalters erklärt wird. Bey der Verteidigung der Schriften der Propheten kommt auch bloß das gewöhnliche vor, ohne daß auf die neuern Untersuchungen und Ansichten Rücksicht genommen ist. S. 96. wird des Einwurfs gedacht, daß der letztere Theil des 44. und der Anfang des 45. Kap. des Jesajas ein Compliment für den Cyrus sey, der über 150 Jahre nach dem Jesajas gelebt habe. Aber H. antwortet nur darauf: „Wir behaupten, es sey eine Weissagung und keine Geschichte, wir werden aus dem Jesajas durch Ihre Behauptung nicht nehmen lassen. Beweis, Beweis ist es, was wir fordern, und nicht Behauptung. Aus Gehorsam gegen Ihre Behauptung — werden wir unsere Religion nicht aufgeben.“ Was ist wohl dadurch widerlegt? Paine beauftragt sich doch darauf, daß deswegen diese Kapitel von Jesajas nicht könnten geschrieben seyn, weil Cyrus hier mit Namen genannt werde, und dieser erst lange nachher gelebt habe. Auf diesen Grund müßte doch billig geantwortet werden. Müssen wir auch alsdenn unsere Religion aufgeben, wenn diese Kapitel etwa dem Jesajas nicht gehören sollten? Das Beste was noch dabey erinnert wird, ist das, daß der spätere Jude, der dieses geschrieben hätte, dem Cyrus ein schlechtes Compliment würde gemacht haben. Weit besser hat Beckhaus die Sache verteidigt. Auch das, was über Daniel S. 120. ff. gesagt wird, ist wenig treffend und befriedigend. In dem siebensten Briefe kommt H. auf die Beantwortung der Einwurfe gegen das N. Testament, woraus wir aber nichts weiter auszeichnen wollen, um nicht zu weitläufig zu werden. Im ganzen genommen sind die Antworten richtiger als auf die Einwurfe gegen das A. Testament. Sie verdienen immer von denen gelesen und beherzigt zu werden, die sich etwa durch die Painische Einwurfe sollten irre machen lassen.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: Magazin für das Forst- und Jagdwesen. Vter Heft mit illuminirten und schwarzen Kupfern (vom Herrn Prof. Leonhardt). gr. 4. (1 Rthlr.)

Was Rec. bey den vorigen Heften erinnert hat, ist auch hier wieder anwendbar. Die Aufsätze sind näm-

lich von mehr oder weniger wichtigem Inhalt. Sie scheinen aber nicht mehr so, wie in den vorigen Heften zu großer Unbequemlichkeit des Lesers geschah, abgebrochen zu werden. Bloß die Beurtheilung der Heunert'schen Schrift über den Raupenfraß ist nicht geendigt. Der Inhalt ist: I. *Ueber den Aufbau der Pappel überhaupt, und der Carolinischen Pyramidenpappel nebst der großblättrigen Canadischen Pappel ins besondere.* Eine Fortsetzung aus dem 4ten Hefte. Hierzu gehört Taf. II. und III. II. *Ueber das Anpflanzen der Eikern.* Ein sehr guter Aufsatz. III. *Bezeichnung verschiedener neuer zur Jagd gehörigen Geräthschaften.* Fortsetzung von Heft IV. Es sind darzu noch einige zum Stellen gehörige Werkzeuge auf Taf. IV. abgebildet. IV. *Vorschlag die von den Raupen, besonders der Nonne (Phalaena Monacha) abgefressenen Nadelkölzer vor dem Absterben zu bewahren.* Wenn die im kleinen gemachte Erfahrung des Vf., durchs Harzscharen den Kreislauf der Säfte zu erhalten oder auch wieder herzustellen, und dadurch die Bäume zu erhalten, auch im Großen die erwünschte Wirkung thäte; so wäre dies eine gar wichtige Entdeckung. V. *Von der Erziehung und Behandlung der Fasanen in Fasanerien.* Fortsetzung von Heft II. und III. Wenn die Fasanen den Rauch annehmen sollen, so müssen sie von früher Jugend auf daran gewöhnt seyn, sonst achten sie ihn nicht, und wenn er aus den besten Specereyen bestehende. Sind sie ihn aber in der Jugend gewohnt, so nehmen sie ihn auch von allen Genuß, Laub u. d. gl. eben so gut, als von Anis, Campher, Weyhrauch etc. an. Gewöhnlich wird die Sache vorgestellt, als wenn die Fasanen den angegebenen Rauch von Natur so sehr liebten, als die Katzen Marum Verum etc. Es ist aber nach der Erfahrung des Rec. bloße Gewöhnung. Taf. V. und VI. enthalten das Bruthaus und den Gartenplan. VI. *Ueber die Erfindung des Schießgewehrs und des Pulvers.* Wird vielen Lesern willkommen seyn. VII. *Ueber den in Röhrenfahrten wachsendem Wasserfachs oder Wasserfaden (Conserva rivularis, fontinalis und canalicularis) zur Beantwortung eines Schreibens.* Dieser Aufsatz muß für die gewöhnlichen Leser dieses Magazins, die weiter nichts aus der Botanik als ihre Holzarten kennen, interessant seyn. IX. *Von Abwahrung der Wildbahn während des Winters.* X. *Nachricht von der nach Pforzheim verlegten Lehranstalt für Forstbediente vom Oberforstmeister von Dras.* XI. *Anzeige und Auszug aus Herrn Geheimen-Förstlich Heunert's Schrift: über den Raupenfraß und Windbruch in den Königl. Preussischen Forsten von Jahr 1791—1794.* Das Titelkupfer enthält die Aufsuchung des Hasen mit Braquen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 30. November 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Böhme: *Joh. Bell über die Natur und Heilung der Wunden*, aus dem Englischen, umgearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen (versehen) von D. Joh. Carl. Friedr. Leune. Zwey Theile. 1798. XII u. 408 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Das englische Original der vorliegenden Uebersetzung kam im J. 1795 zu Edinburg unter der Gestalt von Vorlesungen heraus, und es dürfte für den unkundigen Leser nicht überflüssig seyn, zu bemerken, daß der Vf. desselben nicht der Bell sey, dessen Lehrbegriff der Wundarzneykunst *Hebenstreit* auf deutschen Boden verpflanzte, sondern der, welcher die Anatomie der Knochen und Muskeln und der Arterien herausgegeben hat. Der Uebersetzer fand gegründete Ursache, die Gestalt der Vorlesungen abzuändern, und das Ganze unter Hauptstücke und Abschnitte zu bringen, um zugleich hin und wieder abkürzen, umändern und Wiederholungen vermeiden zu können, die im mündlichen Vortrage wohl zweckmäßig seyn mögen, aber nicht in einem Buche statt finden dürfen. Ueberhaupt ist es nach des Rec. Bemerkung bey den Engländern sehr gewöhnlich, daß ihr Stil in wissenschaftlichen Werken etwas schleppendes und weischweisiges hat, worauf ein guter Uebersetzer, der nicht bloß des armseligen Gewinns wegen arbeitet, immer Rücksicht nehmen sollte. Doch fiel es Rec. gleich bey der zweyten Anmerkung des Uebersetzers S. 27. auf, daß er in den Fehlern, welchen er an dem Vf. zu verzeihen trachtet, selbst verfällt; indem diese Anmerkung über die verändernden Ursachen der schnellen Vereinigung bey Wunden meißt nur das enthält, was der Vf. selbst schon S. 14. deutlich genug gesagt hat.

Das Ganze zerfällt in zwey Theile, wovon der erste die Lehre von den Wunden überhaupt, der zweyte die von den Wunden der einzelnen Theile enthält. Im ersten Hauptstücke von der geschwinden Vereinigung der Wunden handelt der Vf., nachdem er ganz in der Kürze die allmähliche Entkehung und die Vortheile der neuen Lehre gezeigt hat, welche auf die schnelle Vereinigung dringt, diesen Gegenstand fälschlich ab, und macht dabey S. 24. die vorzüglich wichtige Bemerkung, daß man in schlechten, faulen (vielleicht stand im Original *foul*, welches, wie auch in einigen Gegenden Niedersachsens, nur unrein bedeutet) Hospitaliern keine blutige Nath machen dürfe, weil sich hier zu allen Arten von Wun-

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

den so leicht eine rosenartige Entzündung von schlechender brandiger Art gefellt, und die blutige Nath, wo sie die schnelle Vereinigung nicht bewirkt, heftige Entzündung zur Folge hat. Sobald die Entzündung irgend hoch steigt, rath der Vf. gleich alles zu lösen, was zum Zusammenhalten der Wundflächen dient, und warme Umschläge zu machen, damit zu einer andern Zeit nach erfolgter gelinder Eiterung dieselben wieder genähet werden können. Die vermehrte Thätigkeit übrigens, welche zu einer glücklichen schnellen Vereinigung nöthig ist, will der Vf. durchaus nicht Entzündung genant wissen, denn diese fey als keine krankhafte Wirkung anzusehen. Im Grunde kommt hierauf wohl nichts an; aber wenn man Wirkungen widernatürlicher Reize krankhaft nennen muß; so findet doch auch in diesem Falle gewissermaßen Krankheit Statt. Im zweyten Hauptstücke handelt der Vf. von den Wunden der Arterien, nachdem er eine Geschichte der in den äußern Gliedmaßen befindlichen Arterien vorangeschickt hat. Sie enthalt aber nicht etwa bloß trockene anatomische Beschreibung dieser Blutgefäße, sondern sehr zweckmäßige Erörterungen über die Verbindungen der Zweige derselben. Ihr Resultat führt nicht allein auf die ganz sichere Unterbindung der eigentlichen Schenkelarterien, welche Hunter zuerst bey der Kniekehlenpulsadergeschwulst anrieth, die aber immer noch von manchen als sehr mißlich angesehen ist, sondern beweiset auch, daß man im Nothfalle die Schenkelgefäßader hoch oben unter dem Leistenbunde unterbinden könne. Hiebey wird die Ernährung des Gliedes jenseits der Unterbindung durch die Verbindungen der Aeste von der Beckenschlagader (der Uebersetzer gebrauchte zum Theile sehr obsoleete Namen, als Unterbauchs- oder Unterschenkelhaarsarterie) mit den Zweigen der tiefen Schenkelgefäßader und der Kranzgefäßadern des Oberschenkels bewirkt, welche tiefe Schenkelgefäßader den altern Wundärzten und selbst großen Zerlegern als Vasa, Eustach, Albin, Verheyen ihren Verbindungen nach nicht hinlänglich bekannt war, und von Heister und neuerlich von Gooch nur für zufällig gehalten wurde. Die schlimmsten Folgen bey der Unterbindung eines so großen Gefäßes entstehen, nicht sowohl aus Mangel der Ernährung des Theiles, als aus dem öfttern Unvermögen des Wundarztes, dem Andrang des Blutes gegen die unterbundene Stelle gehorchen zu widerstehen. Das Verfahren der altern Wundärzte bey durchschnittenen großen Schlagadern, wo sie den ganzen Stamm oberhalb mit Compressen und Binden zudrückten, mußte

A a a

in Rücksicht der Ernährung des Gliedes noch nachtheiliger seyn, als bloßes Unterbinden; weil bey jenem Verfahren in der ganzen Länge des Stammes auch die Seitenzweige ungewiss wurden; und doch gelangen diese Curen mitunter. Auch die Achselschlagader soll man in den gewöhnlichen Fällen einer hohen Verletzung der Arnschlagader dreilt unterbinden, wenn nicht große Quetschung, Entzündung oder andere Complication es widerräth. In dem Abschnitte von der Behandlung der Pulsadergeschwulst, wo der Vf. sich übrigens nur auf die Unterbindung einläßt, welche er bey großen Schlagadern nicht mit der chirurgischen Schlinge, sondern mit einem einfachen Knoten zu machen vor schlägt, ist vorzüglich lesenswerth, was über das Mislängen dieser wichtigen Operation und über neu entstehende Blutungen gesagt wird. Innere Ursachen, als Verknochungen, widernatürlich weiche Beschaffenheit der Arterienhaare, Mangel an Neigung zur Entzündung, welcher das Verwachsen der Wände verhindert, können zwar zuweilen das Wiederaufreißen der unterbundenen Schlagader verursachen, öfter aber wird es durch nicht gehörig angebrachte Ligatur bewirkt; denn warum bleiben die Unterbindungen bey abgelassenen Gliedern nicht eben so oft unwirksam? Der Vf. rüth, die Schlagader über der Wunde zweymal zu unterbinden, damit der Andrang des Bluts wenigstens nicht auf die zweyte Ligatur so heftig wirken könne; ein zweyter Grund, den er für diese Methode anführt, damit nämlich die Schlagaderwände in einer beträchtlichen Strecke zwischen beiden Ligaturen verwachsen sollen, möchte wohl nicht Stich halten, da die obere Ligatur, wenn sie gehörig gemacht ist, die Stelle unterhalb ganz absterben macht. Ferner rath der Vf. bey großen dickhäutigen Gefäßen unter die Schlinge ein Stückchen Kork zu bringen, welches zu mehrerer Sicherheit noch mit Leinwand oder Leder überzogen seyn soll. Diese Vorrichtung, welche das Zusammenfallen der Haute großer Gefäße verhüten soll, wodurch oft die Mitte der Mündung nicht hinlänglich zusammenge schnürt werden kann, ist nach des Rec. Meynung in der Praxis gar nicht anwendbar. Bey Gelegenheit der Blutungen aus kleinern Schlagadern geht der Vf. die Meynungen, wie eigentlich blutende Schlagadern geschlossen werden, kritisch durch. Nachdem er vorzüglich *Petris*' und *Poussan's* Meynung näher gewürdigt hat, zeigt er, daß bloß die in den Häuten des Gefäßes entstehende Entzündung das Zusammenwachsen der Wände, und folglich die Verschließung der zerschnittenen Stelle bewirke. Wenn die Ligatur von selbst abfällt; so sey ihre Wirkung gethan, und man dürfe deswegen nicht so ängstlich wegen des zu frühen Abfallens besorgt seyn. Binnen vier bis fünf Tagen verwache selbst die Schenkelschlagader hinlänglich durch angebrachte Zusammenrückung. Die Behauptung, daß Druck oder Unterbindung völlig gleich gut wirken, ist zwar an und für sich gegründet; indessen hat doch die letzte in der Anwendung unstreitige Vorzüge, in-

dem sie den Hindernissen, welche aus leichter Ver rückung des Tampons oder der Compresse entstehen, nicht ausgesetzt ist. Die Abhandlung von den Schußwunden beginnt mit einer Erzählung der Meynung älterer Wundärzte von der giftigen Natur derselben, wozu sie durch die heftigen Symptome verleitet wurden, welche aber theils aus dem Schrecken bey einer solchen Verwundung, theils aus der Erschütterung bey größern Arten derselben weit natürlicher zu erklären sind; demungeachtet mußte *Paræus* erst durch Zufall auf eine gelindere Behandlung derselben, als die zu seiner Zeit gewöhnliche durch Brenn mittel und hitzige Oele geleitet werden, da nämlich sein Vorrath reizender Mittel verbraucht war, und er nur aus Noth gelindere Mittel auflegen mußte, wovon eine ungleich bessere Wirkung erfolgte. Dann widerlegt der Vf. das Vorurtheil von der gefährlichen Wirkung der am Körper vorbeystreichenden Kanonenkugeln. Eine solche Kugel kann den Körper nur durch unmittelbare Berührung verletzen, daß die Folgen sehr gefährlich seyn können, ohne daß eine Wunde von der Kugel verursacht wäre, erklärt sich aus der schiefen Richtung der Berührung; die unter der Haut liegenden Theile sind gewaltsam genug zerstört. In der Behandlung der Schußwunden stimmt der Vf. nicht überall mit Hunter überein, welcher z. B. viel zu allgemein den Nutzen des Skarificirens und Erweiterns der Wunden dieser Art leugnet. Uebrigens ist er darin mit Hunter einverstanden, daß man bey weitem nicht immer zu erweitern brauche, um nur die Kugel herauszuziehen; denn diese verhindern die Heilung gar nicht; stecke sie fest in einem festen Knochen, so solle man sie unbekümmert stecken lassen, sitze sie aber im schwammigen Ende der Röhrenknochen; so müsse sie vermittelst des Trepan fortgeschafft werden; stecke sie in dem Körper eines Röhrenknochens, so rath er mit de la Fage das Stück des Röhrenknochens mit der Kugel ganz herauszufagen. Vorzüglich mach der Vf. mit Recht auf das Querdurchschneiden der Flechenseiden am Arme und Schenkel aufmerksam, welches oft die schrecklichsten Zufälle bey Schußwunden hebr. Auch darin ist er mit Hunter nicht einverstanden, daß man Gegenöffnungen, um die Kugel herauszunehmen, erst machen solle, wenn die Schußwunde schon geheilt sey; denn die Entzündung, welche Hunter befürchte, werde selten so gefährlich, daß sie zu diesem Verfahren berechtigten könnte. Haarfeile taugen bey frischen Wunden durchaus nichts; hingegen können sie in der Folge bey kallos gewordenen Wänden des Schußcanals nothig werden. Mit Recht erklärt sich der Vf. gegen das Sondiren der in die Brust- oder Bauchhöhle eingedrungenen Schußwunden. Schnitt- und Hiebwunden werden sehr kurz abgefertigt, da ihre Behandlung meist schon aus dem vorhergesagten erhellt. Der Vf. zeigt vorzüglich nur den Unterschied in der Gefahr bey beiden, nämlich den Schuß- und Schnittwunden. Was der Vf. von der medicinischen Behandlung gefährlicher Wunden, zumal bey Armeen, sagt, verdient allerdings Beherzigung; er

nimmt vorzüglich auch auf Jahrszeit und Constitution Rücksicht. Adelsleute müssen sorgfältiger im Herbste im Frühlinge vermieden werden. Rekruten und Sticiere ertragen sie viel besser als gemeine Soldaten, le schon durch vorhergegangene Strapazen abgearbeitet sind; überhaupt darf nur bey Schufwunden an den Gelenken, und solchen die in innere Hohlen des Körpers dringen, reichlich zur Ader gelassen werden.

Der zweyte Theil enthält die Wunden der einzelnen Theile: bey den indirecten oder mittelbaren Erletzungen des Hirns macht der Vf. vorzüglich auf Iche Fülle aufmerksam, wo erst nach mehreren Tagen oder Wochen der geschehenen Kopfverletzung Symptome des verletzten Hirns, und zwar erst unter aufschender Gestalt sich zeigen. Auch warnt er in diesem Abschnitte vorzüglich vor zu übereilten Einschnitten oder gar Wegschneiden der äußern Schädeldecken, vor unnützligen Trepaniren und vor durchschneiden der feilen Hirnhaut, außer in den allrdringenden Fällen. Bey den directen oder mittelbaren Verletzungen des Hirns äußert der Vf., als große Gefahr nur zu fürchten sey, wenn allgemeine Erschütterung oder allgemeine Zusammenrückung des Hirns Statt finde, und vielleicht könne man mit Grunde behaupten, daß genau genommen, ur die Erschütterung absolut tödtlich sey. Die großen Wunden des Hirns, der Verlust von Substanz eifselben, die öftern Eindrücke der Hirnschaale, woy gar keine bedeutenden Symptome eintreten, heißen dieser Meynung günstig zu seyn. Wie billig, warnt der Vf. sehr vor dem unbedingten Aderlassen bey jeder Kopfverletzung; namentlich sey es ey Hirnerschütterung offenbar schädlich. Der Satz es Vfs., daß bey jeder gefährlichen Kopfverletzung in gewisser Grad von Erschütterung Statt finde, und als man daher bey einem jeden solchen Falle Wein und Opium geben müsse, leidet doch wohl manche Einschränkung; auch ist Rec. darin nicht mit dem f. einverstanden, daß Hirnerschütterung mit der zusammenrückung des Hirns völlig einerley sey, enn die Symptome sind doch bey genauer Aufmerksamkeit verschieden. In Rücksicht der Anzeigen zur repantion ist der Vf. mit seinem Landsmann *Benjamin Bell* gar nicht einverstanden, und tadelt denken, daß er ohne äußere sichtbare Verletzung, der wenigstens krankhafte Beschaffenheit der Schädeldecken bloß verfuhrsweise die Trepanation anraie; da man doch Beyspiele genug habe, daß Beubung und andere Symptome in der Folge ohne repantion von selbst wieder verschwinden, selbst enn sie heftig und lange anhaltend sind. Rec. aubt indessen doch, daß der Vf. im Ganzen auch af dieser Seite zu weit gehe. Der Abhandlung von Halswunden schickt der Vf. eine allgemeine kure Beschreibung der am Halfe liegenden innern Theile ran, welche freylich wohl hatte zweckmäßiger yn können. Die Anmerkungen des Uebersetzers zu enthalten durchaus keine wesentliche Verbesserung. Ferner sagt der Vf., die Halswunden bey

Selbstmördern seyen gewöhnlich deswegen weniger gefährlich, weil diese meistens das Messer zu hoch aufsetzen, und zwischen dem Zungenbeine und Kehlkopfe durchschneiden, wo sie denn nicht einmal den Staum der Kopfschlagader treffen können. Speifen und Getränk, welche aus der Wunde kommen, werden gewöhnlich für ein Zeichen der völlig und zugleich mit der Speiseröhre durchschnittenen Luftröhre gehalten, aber bey solchen hohen Schnitten zeige diese Behauptung große Unwissenheit, indem namlch die Contents des Magens auf dem ordentlichen Wege bis zum hintern Theile der Zunge kommen, hier aber durch den Einschnitt oberhalb des Kehlkopfes herausfallen. Daher sey ein solcher Schnitt auch mehr Zungen- als Halswunde. Ein tiefer Schnitt sey weit gefährlicher, denn da werde sowohl Kopfschlagader als Halsvene und Stimmnerv durchschnitten, und die Zerschneidung des letzten allein bewirke schon den unaussprechlichen Tod. Der Uebersetzer zeigt bey dieser Gelegenheit wieder sehr leichte Kenntnisse, indem er kurz nachher, als der Vf. gesagt hat: es ist unmöglich, daß Luftröhre und Schlund zugleich quer durchschnitten werden sollten, ohne unter andern das achte Nervenpaar zu verwunden, in einer Anmerkung hinzusetzt: auch werden hier zugleich die Stimmnerven verletzt. Er hätte doch wohl wissen sollen, daß bey der ältern Zählung das achte Nervenpaar gerade das Stimmnervenpaar ist. Das Unterbinden der Kopfschlagader und Halsvene bey solchen Schnitten widerrath der Vf., weil man nicht unthun könne, in den meisten Fällen den Stimmnerven mizufassen; nur dann, wenn man die Enden der Gefäße ganz rein hervorziehen könne, sey die Unterbindung anwendbar. Bey den Brustwunden, wo natürlich nur die in die Brusthöle eindringenden abgehandelt werden, ist vorzüglich wichtig, was der Vf. über das Zusammenfallen der Lunge sagt. Das Ausströmen der Luft aus einer Brustwunde sey übrigens gar kein Beweis der verletzten Lunge; denn wenn auch die Lunge völlig gesund sey, so werde doch bey jedem Einathmen äußere Luft durch die Wunde der Bedeckungen eingezogen und beyin Ausathmen wieder ausgeathmet. Die Lunge der verwundeten Seite falle aber doch zusammen, und bey einer wirklichen Lungenwunde sey dies gerade das einzige Mittel der Heilung, und man solle daher gar nicht so ängstlich bemüht seyn, die Luft aus der Brusthöle herauszubringen. Die Ursachen, welche *Hewson* und *Bramfield* bestimmen, bey Lungenwunden einen Einschnitt durch die Zwischenräume der Rippen zu machen, hält der Vf. durchaus für falsch, obgleich er die Einschnitte selbst in anderer Hinsicht billigt; zur Ausdehnung der Lunge oder zur Wiederherstellung ihrer Verrichtung können sie gar nicht dienen. Haarfleiss und Quellwasser verwirrt der Vf. durchaus bey Brustwunden. Bey Bauchwunden entsehe in den meisten Fällen die größte Gefahr von der großen Neigung des Bauchfells zur Entzündung, eben diese diene aber auch auf der andern Seite wieder zur glücklichen Heilung, indem die ausge-

schwitzte zähe Lymphe die Darmwunde leichter zu kleben mache. Der Vf. glaubt, daß im natürlichen Zustande alle Eingeweide des Unterleibes so dicht an einander liegen und durch den gleichförmigen Druck der Wände des Bauches auch so an einander gehalten werden, daß auch selbst bey der Verwundung eines tiefern Darms kein Roth in die Bauchhöhle fallen könne, daher denn Ruhe des Patienten das beste Heilmittel ist. Die unerklärbar scheinenden Fälle, wo Kugeln oder Stiche durch die ganze Bauchhöhle: nämlich an einer Seite hinein, an der andern wieder hinausgedrungen sind, und wo doch keine Zeichen von verwundeten Därmen sich äußern, erklärt sich der Vf. eben durch dieses Dichtaneinanderliegen der Theile, welche nämlich wechselseitig die allerdings durchlöchernten Därme gleichsam zudrücken. Eben deswegen sey auch die Furcht vor der bey Bauchwunden zwischen die Därme eindringenden Luft völlig ungegründet; denn im gewöhnlichen Zustande sey durchaus kein Raum zwischen diesen Eingeweiden; daher könne auch keine Luft durch Wunden eindringen.

Was die Zusätze des Uebersetzers betrifft, welche theils in Anmerkungen, theils in eigenen Abschnitten hinter den Abhandlungen des Vfs. beygefügt sind; so verrathen dieselben durchaus keine eigene Erfahrung, sondern enthalten meist nur Sätze aus bekannten chirurgischen u. a. Schriftstellern entlehnt, und was Rec. schon oben von der Anmerkung S. 27. gesagt hat, gilt von den Zusätzen gleichfalls, es ist hier manche unnöthige Wiederholung. Um dieses Buch für den jungen Wundarzt brauchbarer zu machen, hätte es einer weit sorgfältigern Bearbeitung bedurft, und zwar sowohl in Ansehung mehrerer Ordnung des Vortrags als auch der Bemerkungen über des Vfs. eigene Ideen. Geübtere und urchtheilsfähige Wundärzte werden in demselben manche heilsame Bemerkung nicht verkennen und gehörig zu würdigen wissen.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schneider u. Weigel: Die vorzüglichsten Singvögel Deutschlands mit ihren Nestern und Eiern nach der Natur abgebildet und aus eigener Erfahrung beschrieben, von Johannes Müller. Mit ausgezeichneten Kupfertafeln. Erstes Heft. 1799. 20 S. ohne Vorrede. gr. 4. (1 Rthlr. 12gr.)

Rec. bemerkt mit Vergnügen, daß sich seit einiger Zeit nicht bloß die Liebhaber, sondern auch die

Kenner der Ornithologie vermehren. Auch in dieser Schrift tritt wieder ein Mann auf, der die Vogel in der freyen Natur und in der Stube beobachtet, und ob man gleich auf sehr wenig neue Bemerkungen stoßt; so sieht man doch durch den ganzen Hefte hindurch, daß er seinen Gegenstand nicht bloß aus Büchern kennt. Schade daß er nicht mehr Einheit ins Ganze gebracht hat. So hat er z. B. bey den meisten Vögeln die Beschreibung ihrer Gestalt beygefügt, und sie bey andern weglassen, oder nur oberflächlich angegeben; bey einigen ist ihr Nutzen beschrieben, der bey andern wieder fehlt u. s. w. Eben so haben Kupferstecher und Ausmalen nicht den gehörigen Fleiß auf die Abbildungen gewendet, jener nicht genau genug gearbeitet (denn die Zeichnungen scheinen gut gewesen zu seyn), und dieser die Farben nur flüchtig aufgetragen. Die auf dem gestochenen Titel befindliche und sonst gut gezeichnete junge Nachtigall hat z. B. einen ganz geraden Schnabel wie ein Wendehals — das Männchen der Nachtigall eine rothfarbene Brust — der Mönch eine blaue Kehle, einen rothen Nacken und grüne Halsseiten, das Weibchen desselben eine zu abgeschnittene und zu hochbraune Kopplatte, eben so find die Eyer dieses Vögels ganz vermalte und sehen den Rothkehlchenseyern gleich. Eben dies gilt von den Eiern der grauen Grasmücke, die wie Hausfperlingseyer aussehen. Das Weibchen der Bastardnachtigall hat gerade die Farbe des Rohrfängers, und der Schnabel von beiden Geschlechtern gehört der grauen Grasmücke zu, denn an diesem Vogel ist derselbe viel gestreckter, und verläuft sich oben zusammengedrückt in die ausgezeichnet verlängerte und zugespitzte Stirn. Das Gimpelmännchen ist ganz platt gestochen, und die Farben an beiden Geschlechtern sind viel zu grell. Auch kommen Irrthümer wie diese im Text vor, daß die geschwätzige Grasmücke auf der vierten Kupfertafel *Motacilla Curruca* und im Text *Mot. Sylvia* heißt, daß die Bastardnachtigall die Gesänge anderer Waldvögel nachahme, daß der Gimpel bloß einige Fuß hoch von der Erde ins Gebüsch niste, und daß man seine Jungen zum Aufziehen ganz nackt und blind aus dem Neste nehmen müsse.

Dieser erste Hefte, dem noch drey andere nachfolgen sollen, enthält die Beschreibung und Abbildung der Nachtigall, des Mönchs, der grauen und geschwätzigen Grasmücke, der Bastardnachtigall und des Gimpels. Wenn Zeichner, Kupferstecher und Ausmalen hinführo mehr Sorgfalt auf die Kupfertafeln wenden; so wird diese Schrift gewiß mehrern Liebhabern der Singvögel willkommen seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. November 1799.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, in d. Exped. d. allgem. liter. Anzeigers:
Oekonomische Hefte für den Stadt- und Landwirth. Des zehnten Bandes-zwey letzte Hefte und die sechs Hefte des elften Bandes. 1798. 8. (2 Rthl.)

Da die in dieser Sammlung vereinigten Beyträge ihrem Gehalte nach sehr verschieden sind; so egnügen wir uns auch jetzt, nur einige von denen anzuzeigen, denen ihre Wichtigkeit und Brauchbarkeit einen Vorzug vor den übrigen giebt, ohne diesen dadurch allen Werth abzuspochen.

May. Von der Erbauung des Kleesaamens im *soigtlande*. Man hat daselbst von den ungeschnittenen Kleepflanzen, die nach der ersten Ausfaat auf solchen Plätzen des Ackers erwachsen waren, wovon sie sich in einem milder starken und fetten Acker, als auf den übrigen Theilen desselben befanden, durch das Abmähnen mit der Grasense, durch das vorsichtige Unwenden mit dem Harkenstiele und das wiederholte Abdrücken, den besten Samen in Menge erhalten. Ueber die zweckmäßige Benutzung der abständigen Eichen. Hier geschelien genau bestimmte Vorschläge, wie bey dem Schlagen des Stabholzes die Verschwendung des dazu brauchbaren Nutzholzes zu Brennholze, durch Festsetzung eines dreyfachen Klaftermaßes, fürs künftige vermieden werden könne.

Junius. Unterricht über die Schaafpocken, vom Landwirthschaftsrathe der Republik Frankreich, mitgetheilt durch den Bürger Gilbert etc. Ein schätzbarer Beytrag für die Vieharzneykunde. Die darin von einer gewöhnlichen, gefährlichen und von den meisten Landwirthn unrichtig behandelten Krankheit des Schafes enthaltenen Belehrungen über ihre Beschaffenheit und Symptome, über die bey der Öffnung der daran gestorbenen Schafe wahrgenommenen Veränderungen, über die Ursachen ihres Entnehmens und ihrer Ausbreitung, über die Verwahrungsmittel dagegen, über die Heilmittel, über die gegen die Ansteckung anzuwendenden Mittel insbesondere über die nöthigen Policeyverordnungen wegen des Einpferchens der mit den Pocken befallenen Schaafheerden, gründen sich hauptsächlich auf genaue Beobachtungen und Nachforschungen, auf den Erfolg vielfältiger Versuche und auf die daraus gezogenen richtigen Folgerungen. Durch diese wird es sehr wahrscheinlich, daß die Schaafpocken hauptsächlich in der Ansteckung ihren Ursprung haben;

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

daß die mancherley Eintheilung dieser Krankheit ohne Grund sey; daß man die regelmäßigen Schaafpocken den Kräfte der Natur zu überlassen habe und dabey nur mit vieler Behutsamkeit Arzneyen, besonders innerlich, gebrauchen dürfe; daß die Hülfe, welche die Diät leiste, als an Menge vermindertes, aber desto mehr an Güte verbessertes Futter, wie auch Getränke, Luft etc. in der That dasjenige sey, wovon man sich den mehrsten Erfolg versprechen könne; und daß vorzüglich die Ansteckung durch Policeygesetze zu verhüten sey. Ueber das *Verhaltens des Wiesenbaues zum Fruchtbaue*. Hierüber zwar keine neue Aufschlüsse, aber doch, in Rücksicht auf den gewöhnlichsten Fall der Unzulänglichkeit der Wiesen gegen die Getreidefelder, einige nutzbare Erfahrungen und Erinnerungen, nach einer bestimmten vierfachen Beschaffenheit der Landgüter. Noch etwas über die Ursache des Brandes im Weizen und über die Verhütung desselben. Von eben diesem Gegenstande handeln noch ein Paar Aufsätze im folgenden Julius- und December-Hefte. Es wird sich also bey den letzten die Anzeige aller drey am besten vereinigen lassen.

Julius. August. September. October. Diese Hefte zeichnen drey Abhandlungen aus, welche in verschiedenen Fortsetzungen durch dieselben forlaufen. Die eine betrifft merkwürdige *Versuche und Beobachtungen über das Wachsthum der Pflanzen*, aus dem Engl. von Gouh; die andere die *Wirkungen, die das Wasser auf den Acker- und Wiesenbau der Italiener hervorbringt*, gleichfalls aus dem Engl. von Symonds; und die letzte einen Versuch zur Beantwortung der Frage: *ob sich alte hergebrachte Rechte und Gewohnheiten in der Landwirthschaft mit Vortheile oder mit Nachtheile des Staats gleich, ohne vorhergegangene Vorbereitung, aufheben lassen?* die den bereits rühmlich bekannten ökonomischen Schriftsteller von Engel zum V. hat. Die in der ersten Abhandlung beschriebenen siebenzehn Versuche sind durch die bekannte Wahrnehmung veranlaßt, daß die Samen mancher Pflanzen viele Jahre hindurch ganz unfruchtbar in der Erde liegen, sogleich aber, nach Auflöckerung des Bodens, hervorwachsen, und hauptsächlich in der Absicht angestellt worden, um zu erforschen, welches die zufälligen Ursachen seyen, die dem der Belegung fähigen Stoff in den Embryonen der Pflanzen das Leben und Gedeihen geben können. Hierzu wurden verschiedene Samenkörner, auch ein kleiner Zweig so angewendet, daß man dieselben alle mit Wasser erweichte, theils in offenen, theils in verschlossenen Gefäßen verwahrte, daselbst theils

Bbbb

in

in Erde, theils in Kalk; theils bloß in Wasser legen, den Zufluß der atmosphärischen Luft und des Lichts theils zufließen, theils hindern und ihre Vegetation beobachtete. Daraus ergab sich, daß die Befruchtung des Keims aus einem Kohlenkoffe und Wasserstoffe bestehe, die mit dem in den Samenkörnern liegenden Sauerstoffe durchschwängert sind, und daß die Entwicklung durch die Einwirkung der Luft und des Lichts bewerkstelligt werde. In der zweyten Abhandlung hat der Vf. zuerst ein, nach eigenen vielfährigen Localbeobachtungen, gezeichnetes Gemälde von dem, dem Ackerbaue in Italien, theils durch die natürliche Beschaffenheit der Flüsse, theils durch die Nachlässigkeit und den Unverstand der Einwohner zugefügten großen Schaden, auch zugleich von der so allgemein schlechten Beschaffenheit des dasigen Ackerbaues aufgestellt, daß solcher selbst in Toscana, welcher doch als vorzüglich gut gerühmt wird, nur für minder schlecht, als in den übrigen Provinzen Italiens, geachtet werden mag. Hierauf beschreibt der Vf. die Vortheile, die einige Flüsse und Kanäle den Einwohnern von Italien dadurch verschaffen, daß sie theils zur Schifffahrt im Innern, theils zur Wässerung ihrer Ländereyen, hauptsächlich der Wiesen, dienen: indem er sowohl in Absicht des ersten, als des letzten, die Gegenden bezeichnet, wo er solches und dessen Erfolg wahrgenommen hat. Endlich hat er auch die dasigen Gegenden, denen es an gutem Wasser mangelt, und den Schaden in Betrachtung gezogen, den dieser Mangel der gesammten Landwirthschaft daselbst verursacht. Mit der Untersuchung und Beantwortung der Frage über die Aufhebung alter hergebrachter Rechte und Gewohnheiten in der Landwirthschaft hat sich der Vf. der dritten Abhandlung sehr ausführlich beschäftigt. Ueber diesen Gegenstand spricht gewöhnlich der Landwirth ganz anders, als der Jurist, und mithin kommt es darauf an, ob und auf welche Art beide zum Einverständniß gebracht werden können. Zuerst wird, im Betreff der Trift- und Hütungsgerechtigkeiten, wie auch des Dienstzwanges, untersucht: ob das allgemeine Wohl, durch deren Aufhebung, wirklich so viel gewinne, als man vorgiebt? ob der Staat dazu berechtigt sey? und ob der elbe die Mittel habe, die dadurch Geinträchtigten zu entsch. digen. Nach des Vfs. Darstellung behalten beide, die Staats- und landwirthschaftlichen Grundätze ein solches Uebergewicht, daß alle drey Fragen, mit Ausnahme einzelner besonderer Fälle, im Allgemeinen verneint werden. In den folgenden, fast allzu weitläufigen Betrachtungen über Trift und Brache insbesondere, erkennt der Vf. deren Abschaffung, ohne freywillige Einwilligung aller dabei interessirten Theile, für unrechtmäßig. Denn der Staat habe so wenig als irgend eines seiner Mitglieder ein Recht, einem andern das Recht seines Eigenthums, das er durch Kauf, Erbe, oder freywillige Schenkung erlangt hat, zu nehmen, oder streitig zu machen. Auch glaubt er, daß jene Abschaffung in einigen landwirthschaftlichen Hinsichten,

theils nicht thunlich, theils nicht vortheilhaft sey. Sein Urtheil über die Aufhebung der gemeinen Weide besteht darin, daß dieselbe nicht allgemein ausführbar und nützlich, wohl aber es, unter der Einschränkung auf gewisse bezeichnete Localumstände, seyn könne. In Ansehung des Dienstzwanges, erklärt er sich dahin, daß derselbe, ohne vorhergegangene Vorbereitung von Seiten des Staats, nicht aufzuheben sey, und daß dadurch die Wohlhabenheit des Dienstmanns nicht allemal vergrößert werde. Hingegen erkennt er die Entrichtung des Getreidezehnten, im Bezug auf die Landwirthschaft, für schädlich, und dessen Abschaffung, gegen ein billiges Aequivalent, für rathsam, handelt noch von einigen minder beträchtlichen ländlichen Servituten, und schließt mit einigen allgemeinen Betrachtungen, besonders über die Brache. Noch verdienen von den in den vorangezeigten vier Hefen enthaltenen Aufsätzen auszeichnet zu werden: ein Aufsatz über die zweckmäßigste und beste Methode der Bewirthschaftung des Privatwaldungen, insofern solche aus Nadelholze bestehen; und die Beschreibung und Erklärung einer neuen Maschine zur Zermahlung einiger Arten des Viehfutters, als der Roskastanien, Mähren, Rüben, Kartoffeln, Krauttrünke, nebst einer Kupferstafel.

November. Merkwürdiges Reglement für einen Oekonomieverwalter. Für jetzt noch in vielen Theilen brauchbar, aber nicht wohl für besonders merkwürdig können diese, vor länger als 40 Jahren abgefaßten Vorschriften geachtet werden, weil darin verschiedene Wirthschaftsgeschäfte bey weitem nicht genugsam bestimmt sind, auch zu ihrer jetzigen völligen Brauchbarkeit vielfältige Zusätze und Abänderungen, nach den neuerlichen Verbesserungen der Landwirthschaft seit der vorgedachten Zeit, erforderlich seyn würden. Kurze Uebersicht der Feldwirthschaft im sächsischen Kurkreise, vorzüglich im Belziger Amtsbezirke. Oekonomische Bemerkungen, bey einer Reise im May durch einen Theil des Kurkreises, von der deßauischen Grenze an langs der Elbe. Beide Aufsätze, wovon der Anfang des letzten sich in dem nächstvorherigen Hefte befindet, stehen deshalb in naher Verbindung mit einander: weil die, in dem einen enthaltenen allgemeinen Nachrichten von den gewöhnlichen Fruchtraten auf den dasigen Feldern und von ihrer wirthschaftlichen Behandlung durch die Bemerkungen in dem andern vielfältig näher aufgeführt werden.

December. Ueber den Brand im Weizen. Eben diesem Gegenstande sind noch zwey Aufsätze in dem vorangeführten Junius- und Julius-Hefte gewidmet. Hier also deren gemeinschaftliche Anzeige. Sehr verschiedene Mittel werden in den beiden ersten angerathen, nämlich in dem einen die Ausfaat alten Weizens vom vorherigen Jahre, auch daß man cyprischen Vitriol einen Tag lang in warmem Wasser auflöse und mit diesem den Saatzweizen besprengt; und in dem andern, daß man den zur Saatz bestimmten Weizen länger, als den übrigen, auf dem Habee, bis er braun und ganz hart geworden, stehen, an einem

einem hellen Tage und bey völliger Trockniss in die Schüre bringen, daselbst den Vorprung sogleich austreten, und diesen auf einen luftigen Boden, dünn ausgebreitet und oft umgewendet, völlig abtrocknen lassen, und dann, ohne alle weitere Vorbereitung ausse. Mit Recht behauptet der V. des dritten Aufsatzes, daß auch kein vollkommen zuverlässiges Hülfsmittel aufgefunden sey, und führt Gründe an, die es ihm glaublich machen, daß die Beschaffenheit der Witterung den häufigen Brand im Weizen allein verursache. Bey der diese Krankheit des uetridoides betreffenden Menge von Schriften wäre es gewiß ein verdienstliches Werk, dem ökonomischen Publicum durch Auszüge aus denselben in zusammen gedrängter Kürze mit vorgängiger richtiger Erklärung des Brandes, eine Uebersicht aller bisherigen Hypothesen, von dessen Ursprunge und den sämtlichen empfohlenen Hülfsmittel dagegen zu verschaffen. Dann würde es darauf ankommen, daß eine Gesellschaft veränderter Landwirthe sich zu Versuchen dieser Hülfsmittel vereinigte, jedem ihrer Mitglieder eines oder mehrere derselben zur Anwendung zutheile, und sie dann den Erfolg öffentlich bekannt machte; oder daß eine landesherrliche Kammer solches bey den unter ihrer Direction stehenden Domänengütern veranstaltete. Ueber die Dreschmaschinen, nebst einer kurzen Geschichte derselben bis zu der neuesten Pflasterchen, und einigen eigenen Vorschlägen zur Verbesserung der Holfeldischen, vom D. Rösig. Hier, nach vorläufiger richtiger Bestimmung der Eigenschaften, die zur Zweckmäßigkeit einer solchen Maschine wesentlich erfordert werden, ein chronologisches Verzeichniß, von vier und zwanzig Arten derselben, und hierauf die Beschreibung der nöthigen Abänderungen an der Walze der Holfeldischen Maschine, um die Verwirrung sowohl der Flegel, als auch der untergebreiteten Garben zu verhüten. Ueber die Behandlung der Schweine, nebst angestellten Versuchen, diese Viehant zu ziehen und zu masten, eine Preisschrift von Arthur Young, aus dem Engl. Diese im vorhergehenden Hefte angefangenen und hier geendigten nützlichen Belehrungen gründen sich auf den angeführten Erfolg verschiedener beschriebenen Methoden sowohl in der Fütterung junger, als auch in der Mastung erwachsener Schweine. Zu jener sind Staubmehl und Milch für die Ferkel, für die größern Schweine gekochte Mohren, Luzerne, nicht dem Klee, auch Eiparceite, und zu dieser gleichfalls gekochte Mohren, Buchweizen, gekochte und durcheinander gemengte Erbsen und Gerste vor allen am zuträglichsten befunden worden. Rec. kann aus sichern Erfahrungen versichern, daß gekochter türkischer Weizen eine noch schnellere und stärkere Mastung verschaffe, als diese letzten Frucharten, und daß in der Wahl der Zuchtthiere diejenigen Ferkel den Vorzug verdienen, die sich bey dem Sengen der vorderen Lützen an der Saumritze zu bemächtigen und die übrigen davon zu verdrängen pflegen; weil sie die gesündesten und stärksten sind.

BERLIN, b. Pauli: *Neuestes Magazin für Oekonomie und Kameralisten*. Herausgegeben von J. C. C. Löwe, H. S. W. Landkammerrath und H. W. Hof- und Oekonomierath u. s. w. Zweyter Band. Dritte Lieferung, 1799. 136 S. 8. (Sgr.)

Auch hier, wie in den vorigen Lieferungen, erst Abhandlungen, dann einzelne patriotische Gedanken, Vorschläge und Wünsche, hierauf kurze Aufsätze und zuletzt die Anzeige und Beurtheilung einiger neuen ökonomischen und kameralistischen Schriften. Auch in Absicht des innern Gehalts sind sie ihren Vorgängern gleich. Da das ökonomische Publicum hierüber schon längst den Anspruch gethan hat; so dürfen wir uns jetzt blos auf die Bezeichnung der vorzüglichsten Stücke einschränken.

Dahin gehört sogleich die erste Abhandlung über den Geldmangel und über ein dagegen anzuwendendes Mittel. Sie bezieht sich zwar zunächst und eigentlich auf Schlesien, auf das Creditwesen und das eingeführte Pfandbrieffsystem daselbst, enthält aber auch zugleich allgemein anwendbare, richtige Bemerkungen über die Ursachen der Vermehrung und Verminderung des baaren Geldes, über das Streigen und Fallen seines Werths und über dessen Einflüsse auf die Nahrungsgewerbe überhaupt und die Landwirtschaft insonderheit. Hieraus wird, in Hinsicht auf Schlesien, gefolgert: daß die gegenwärtige dafelbst Schwierigkeit und Theuerung der Geldgeschäfte nicht so sehr im Mangel des Credits, als des Geldes, seinen Grund habe; daß durch Ausfertigung mehrerer Pfandbriefe das Bedürfnis außerlandtschaftlicher Hypotheken, das Suchen nach baarem Gelde und folglich der Wucher werde vermindert werden; daß in eben denselben Verhältnisse, in welchem die Summe der Pfandbriefe zunehme, sich die Menge außerlandtschaftlicher Hypotheken vermindern, folglich die gemeine Masse der papiernen Repräsentationen nicht vermehren, und daß es fürs Ganze und einzelne Theile durchaus zuträglich seyn würde, statt gerichtlicher Hypotheken, mehr Pfandbriefe von unterschiedenem größerem Werthe zu haben; auch daß die Circulation dabey, besonders auch durch die Ausfertigung mehrerer kleinen, oder sogenannter Realisationspfandbriefe gewinnen würde; weil kein Papiergeld diesen an Werthe, Bequemlichkeit und wohlthatigen Erfolge in Aufhebung der einländischen Indaktrie gleichkommen könne. Zu den besonders nützlichen Belehrungen gehören gleichfalls die, über die Gewinnung, Einfammlung, den Ausbruch und die Reinigung des rothen Kleeamens ungetheiltern Regeln; weil sie sich auf Erfahrungen gründen, ihre Nützlichkeit aus ihnen selbst hervorleuchtet, wenigen Landwirthen eine sichere Methode zur Erlangung dieses Saamens in möglicher Menge und Vollkommenheit bekannt und ihnen doch hieran so viel gelegen ist. Unter den patriotischen Vorschlägen enthält derjenige, der, in Betreff einiger Nahrungsmittel, Manufaktur- und Farbstoffe, auch Oel- und Arzeneygewächse, den Ersatz freinder Producte durch einheimische betrifft, zwar größtentheils

ein Verzeichniß längst bekannter, entweder noch gar nicht, oder noch nicht genug benutzter, dazu tauglicher Surrogate; aber zugleich auch neue Bemerkungen über einige andere einländische Naturproducte, wodurch die ausländischen entbehrlich gemacht werden können. Die unter den kurzen, Aufsatzen befindlichen Nachrichten von dem wallachischen Staudenrocken verdienen gewiß, daß hierauf von Landwirthen Bedacht genommen, die Cultur dieser Getreideart versucht und deren Erfolg bekannt gemacht werde.

ERBERT, b. Beyer u. Maring: *Unterricht in der Erziehung und Behandlung der Obstbäume, vom ersten Keime an bis zu ihrer gänzlichen Vollendung, nebst Anzeige der vorzüglichsten Obstarten, ihrer Behandlung, ihrer Feinde und Krankheiten, von D. Johann Christian Gotthard, der Privat- und Staatsökonomie auf der Universität zu Erfurt Professor etc. 1798. 203 S. 8. (12 gr.)*

Von Hulck an bis auf Christ giebt es keinen Pomologen, dem der Vf. nicht an die Seite gestellt zu werden verdiente. Selbst der fünfte Abschnitt des in Berlin herausgekommenen Gemeinnützigen Handbuchs der Landwirthschaft für alle Stände u. s. w. hat nach Abrechnung der hier beabsichtigten Vollständigkeit gegen Gotthard's weisse Kürze nicht nur keine Vorzüge, sondern Hr. Gotthard, der es scheint vor Augen gehabt zu haben, hat hie und da Manches viel besser. Die Schreibart ist edel und dabey selbst für gemeine Leser sehr verständlich, so daß Rec. wünscht, daß das Buch für Dorfschulen oder Gemeinen angeschafft würde, um dadurch eine bessere Obcultur vielleicht allgemeiner zu machen. Wir wüßten durchaus nichts, was aus diesem Buche

hinweg, wohl aber Einiges, was noch hinzukommen könnte. — Wollte der Vf. einmal so weitläufig werden, daß er von Nüssen und Stachelbeeren handelte; so mußte er auch etwas von Mispeln, Quitten, Speierlingen und Elsbeeren beybringen. Manche Bestimmung einer Frucht hätte, ohne der Kürze zu schaden, deutlicher angegeben werden können, z. B. der fleischige Stiel der Franz Madame. — Was hier langstieliche Somnerbergamotte heisst, hält Rec. nach Massgabe der übrigen angegebenen Kennzeichen für die *Orange musquee*. Von Hn. Sickler's Welkosen, den Rec. auch kennt, fand eine kurze Beschreibung hier gewiß am rechten Orte; so wie auch die Obstanlagen des Hn. v. Seebach zu Fahnern, die Hn. G. gewiß nicht unbekannt sind, einer ehrenvollen Erwähnung verdienen. Die ostheimer Kirsche wird Rec. wegen ihres Eigenthums gegen den Boden nie enthußaltisch empfehlen. Es sind ihm einige fleißige und dennoch misslungene Versuche mit ihr bekannt. Zu der Nachricht vom Frostableiter wünschten wir die Anzeige zu sehen, wie man Bäumen, die bereits vom Froste gelitten haben, helfen könne. Der Vf. kann sie in *Germershausen's* und *Leopold's* Schriften finden. An den Keil des Pflorfreises noch den Absatz oder die Verzatzung schneiden, ist gewiß so gut nicht, als das Reis und den drangeschnittenen Keil in Einem fortlaufen lassen. — Von der Birn kann man nicht sagen: ihre Brüder; beschabernacken ist wohl altpopular; *grad* statt *gerade*, *jens* für *diejenigen* sind Provinzialismen. Auch sind wohl die deutschen Zeichen für die Aussprache der französischen Namen nicht recht gewählt, z. B. *Kallwil rusch* detsch entspricht zuverlässig nicht so gut wie *Kaluhl rusch* detsch dem Klange des Namens *Calville rouge d'ier*.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERNICHTETE SCHRITTEN. Ohne Druckort: *Patriotische Zinke einer Sachsen über das jetzt übliche Holzstehlen*, (von Hn. v. Seckendorf.) 1798. 36 S. 8. (3 gr.) Den Grund des Holzstehleins findet der Vf. 1) in den kalten Wintern 1789 und 1790, 2) in der Nacht, 3) im Wasserbau an der Unstrut, wo ein Tagelöhner 12 gr. bis 1 Rthl. verdiente und dies im Winter so fort verdienen wollte, wozu nichts schicklicher als Holzstehlen war, 4) in der Justizvertheilung, daß Holzstehl nicht gehörig bestraft wird, 5) in dem Mangel an Fabriken in Holzzeugenden und 6) in Herortheilung und Betrugereyen der Jäger. Eine Hauptursache scheint der Vf. nicht angegeben zu haben, die wenigstens in der Gegend des Rec. den Holzdiebstahl unterhält, daß nämlich die Forstknechte nicht das hinlängliche Quantum von Holz abgeben, wodurch der Holzbedürftige genöthigt ist, Holz von Dieben zu kaufen. Es ist bekannt, daß das gestohlene Holz nicht bios schlechter, sondern auch allzeit theurer ist, als das, was der Forstknecht unmittelbar bezahlt wird. Wer also Holz in der sogenannten Waldmieße erhalten kann, wird gewiss den Holzdieben das

ihre nicht abkaufen. Warum aber auch in den holzreichsten Gegenden die Einrichtung nicht gemacht wird, daß der Holzbedürftige wenigstens in denjenigen Oertern, die den Waldern nahe oder gar in denselben liegen (denn viele Meilen weit geht und fährt man nicht Holzstehlen), sein Holz vom Forstmanne unmittelbar erhält, davon liegt der Grund theils in der Unkunde der Vorgesetzten, die bey den allgemeinen Klagen über Holzarmangel, mit dem Holze um deswillen geizten, weil sie nicht wüßten, was sie haben, und wieviel der Wald abgeben kann, theils darin, daß viele, welche den Waldern vorgesetzt sind, sehr bey den theuren Holzpreisen sehr wohl bedachen, weil sie ihr Deputatholz um einen enormen Preis verkaufen und sich dafür dann wieder Stockholz aus der Waldmieße nehmen können u. s. w. Die schädlichen Folgen des Holzdiebstahls zeigen sich nach dem Vf. ganz richtig für die Waldungen, für den Holzzeughändler und den Landmann, für die Diebe selbst und für die Moralität überhaupt, welches alles hinlänglich auseinander gesetzt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 2. December 1799.

NATURGESCHICHTE.

London, b. d. V. und b. White: *Philosophy of Mineralogy*, by Robert Townson L. L. D. F. R. S. Edinb. etc. — Author of travels through Hungary. 1798. XIV u. 219 S. 8. (Mit drey Kupfertafeln.) (3 Rthlr. 8 gr.)

Der Leser erfährt in der Vorrede, dafs das vorliegende Buch die Skizze eines grösseren Werkes sey, welches der Vf. am Ende seiner Reisen durch Ungarn ankündigte, welches aber vermuthlich der Kisten wegen zu wenig Aufmunterung fand, und wobey wir Deutschen wenigstens wohl nichts verlieren. Diese Skizze schrieb der Vf. in einem Landstädtchen ohne Beyhülfe von Sammlungen, Bibliotheken und andern Menschen, er hat es der Herzogin von Devonshire zugeeignet, (welche selbst Liebhaberin von Mineralien ist) damit es doch eine Schutzheilige habe, denn er bemerkt in der Vorrede, dafs sehr nützliche Unternehmungen aus Mangel an höherer Protection gescheitert seyen; und in der That ist dies wohl nirgend so sehr der Fall als in England, und der grösste Gelehrte, der talentvollste Künstler Hungers sterben mufs, wenn er nicht von irgend einem Mäcenas vorwärts getrieben wird, deren es aber auch bekanntlich genug in England giebt, sie mögen ihren Mann würdigen können oder nicht. In England mag das vorliegende Werk nun wohl Nutzen genug stiften können, obgleich auch da Kirwan's bekanntes Lehrbuch der Mineralogie jenes in mancher Hinsicht entbehrlieh macht; für Deutsche hat es gar keinen Werth, denn der Vf. giebt nur wieder, was er von uns gelernt hat, ohne durch eigene Gedanken oder Darstellungsart sich für uns verdient zu machen. Höchstens könnte das Buch in Hinsicht der englischen Nomenclatur für den Liebhaber englischer Lectüre einigen Nutzen haben. Die Entfernung des Vfs. von der Hauptstadt mag ihn wohl gehindert haben, mit den neuesten Entdeckungen der Franzosen und unseres verdienten Klaproth bekannt zu werden, denn bey der Aufzählung der verschiedenen Gattungen der Fossilien, wo die Bestandtheile mit angegeben sind, fehlen Klaproth's Zerlegungen, welche doch durch die beiden Bände seiner Beyträge zur Kenntniß der Mineralkörper einem Manne, welcher deutsche Literatur treibt, wohl hätten bekannt seyn sollen. So geschieht auch der Zerlegungen von Vauquelin gar keine Erwähnung. Unter den Metallen wird des Chromiums gar nicht gedacht, Uranium und Titanium oder Menakan sind nur mit einem

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

Worte angeführt. Hoffentlich wird alles dieses und mehreres bey einer zweyten Auflage nachgetragen werden, welche der Vf. um so mehr erwartet, da er nur eine mässige Anzahl von Exemplaren hat abdrucken lassen. Dafs die Coruderde und die Australerde wieder aus dem Verzeichnisse der einfachen Grunderden gestrichen werden müssen, merkt der Vf. nur noch beylauffig in der Vorrede an, im Texte selbst werden beide noch aufgeführt. Die Einrichtung des Buches ist übrigens ziemlich zweckmässig. Nach einer kurzen Einleitung, welche einen allgemeinen Begriff des mineralogischen Studiums zum Gegenstande hat, handelt der Vf. im zweyten Kap. von den einfachen Substanzen d. k. er erklärt nach den Grundsätzen der neueren Theorie mit ein paar Worten den Begriff von Wärmestoff, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff, führt dann die Metalle einzeln auf und bemerkt bey jedem die vorzüglichsten chemischen Eigenschaften, aber nur ganz im allgemeinen, wie billig, und das eigenthümliche Gewicht; geht dann zu den Grunderden, Laugenalkalien, mineralischen Säuren über und giebt zuletzt allgemeine Eigenschaften des Wassers an, weil dieses sich in so manchen Mineralien in Menge findet. Kap. 3. handelt von den Gesetzen der Anziehung, Anhäufung und Mischung. Anziehung wird in Anziehung der Anhäufung und Anziehung der Mischung unterschieden (*Attraction of aggregation and attraction of combination*), die erste ist Anziehung homogener, die andere Anziehung heterogener Theilchen. Was wir unter Mischung im chemischen Sinne verstehen giebt der Vf. durch *combination*, und unter Gemenge ist bey ihm *mixture*. Wäre er der Verwandtschaft der beiden Sprachen nicht treuer geblieben, wenn er chemische Mischung durch *mixture* und Gemenge durch *mingle* übersetzt hätte? — Das 4ten Kap. enthält die mineralogisch einfachen Substanzen nach dem Namen und der Mischung nach aufgeführt, wo aber, wie schon gesagt, Klaproth's neue Entdeckungen selbst aus dem ersten Theile seiner Beyträge, welcher doch schon 1795 erschienen, nicht benutzt sind. Kap. 5. Von Gebirgslagern. Kap. 6. Von Bergen, Hügel u. s. w. beide kurz und nicht befriedigend. Kap. 7. Von Gängen: nichts neues, Werner's und Trebra's Meynungen von der Ausfüllung der Gebirgsspalten, ganz kurz. Kap. 8. Von Verfeinerungen. Kap. 9. Von den äusseren Kennzeichen der Mineralien, ganz nach Werner, außer die KrySTALLISATION, wo er *Rome de Lisle* gefolgt ist; ergeht aber die Abänderungen der Grundgestalt nur bey'm Tetraëdron und bey'm Wür-

Cccc

Wür.

Würfel in zwey Tabellen durch, und bemerkt in einer Anmerkung, daß er der Vollständigkeit wegen auch wohl die übrigen Abänderungen der Grundgestalten hätte durchgehen sollen, dies sey ihm aber unmöglich gewesen, da er *Romé de Lisle's* Werk nicht bey der Hand gehabt habe — dies ist wohl eine sehr gütige Entschuldigung — und der Vf. erwartet noch dazu eher Dank als Tadel dafür, wobey er sich vermuthlich auf *Kirwan* beruft, welcher in seinen Anfangsgründen der Mineralogie die genauere Beschreibung der Abänderungen der Krystall-Gestalten als sehr wenig nützlich ansieht, und den er nur unter der Umschreibung *our first authority in mineralogy* anführt. Uebrigens liefert er die Terminologie der äußeren Kennzeichen in lateinischer, deutscher und englischer Sprache, um denen, welche noch immer die Naturproducte nur lateinisch charakterisiren, und denen, welche deutsche mineralogische Schriften lesen wollen, zu Hülfe zu kommen. Im Kap. 10. Ueber Classification, Beschreibung und Untersuchung beklagt der Vf., daß wir noch immer selbst durch *Werner's* Verbesserungen nur sehr unvollkommene Beschreibungen der Mineralien besitzen, welche vorzüglich unnöthigerweise zu gedehnt seyen und nicht den Vortheil haben, daß jeder Gattung und Art die charakteristischen Kennzeichen in der Kürze vorgelegt seyen. Wenn Linné bey unseren jetzigen weiter gediehenen Kenntnissen wieder unter uns auflebt; so zweifelt der Vf. nicht, es werde derselbe uns bey den Mineralien eben die Dienste leisten, welche bey den übrigen Naturreichen so unverkennbar sind. Er giebt eine Probe der *Wernerischen* Beschreibungsart des Selenits, dann die Beschreibung des Feuersteines, von *Widenmann*, welche er bis zum Ermüden lang nennt, uns nun eine Beschreibung giebt, wie er glaubt, daß sie Linné ungefähr geliefert haben würde, wo zuerst die wesentlichen Kennzeichen und dann in einer allgemeinen Beschreibung die zufälligen aufgeführt werden. Rec. will dieselbe zur Probe hersetzen, obgleich er eben nicht glaubt, daß die Wissenschaft auf diese Art wesentlich gewinnen werde: Das Gewebe dicht — der Bruch glatt und schalmuschelig — der innere Glanz schimmernd — hart — spröde. — An den Kanten durchscheinend und durchscheinend (*subdiaphanous* — *diaphanous* heist bey dem Vf. halbdurchsichtig, warum nicht lieber *semipellucid*) — Bruchstücke sehr scharfkantig. Nun die allgemeine Beschreibung: Er findet sich in knolligen Stücken, zuweilen in kleinen Lagern (beds) und in der fremdartigen Gestalt von Echiniten u. s. w. in Kalkfelsen, mit einer Kalkrinde überzogen, und zuweilen, obgleich sehr selten, in Afterkry stallen. Die Farbe wechselt vom rauchgrauen zum schwarzen und zum ockergelben und braunen; zuweilen kommen diese Farben an einem Stücke in Streifen und Flecken vor. — Sollte eine solche Beschreibung nun wohl musterhaft seyn, und die Wissenschaft erleichtern? — Rec. zweifelt. Das 11. Kap. handelt von der Sammlung eines Mineralienkabinetts: soll Winke für Anfänger enthalten,

welche aber hin und wieder wohl besser seyn könnten. Z. B. ist statt des zum Verpacken angerathenen Heues, das Moos weit vorzuziehen; nicht alle Mineralien dürfen, wenn sie nur einen kurzen Weg fortgebracht werden sollen, in starkes Papier gewickelt werden, wenigstens muß zuerst weiches Papier genommen werden. Sehr zerbrechliche Stücken mit Baumwolle oder Werg in Schachteln zu packen, ist zwar recht gut, aber meistens ist es rascham, erst ein sehr feines weiches Papier überzulagen, damit nicht die Fasern des Wergs seine Krystalle beyin nachherigen Abnehmen mit zerreißen. Sehr gut fand Rec. immer die Methode, wo es anging das Stück im Deckel oder Boden der Schachtel festzubinden, oder zu leimen, so daß es bey geschlossenem Schachtel frey in dieselbe hineinragt. Das letzte 12. Kap. enthält ein Verzeichniß mineralogischer Schriften, welches ohne Angabe der Quelle wörtlich aus *Sackow's* Anfangsgründen der Mineralogie abgeschrieben ist, und nur sehr dürftige Zusätze erhalten hat. Rec. warnt daher schließlich irgend einen *Verleger* vor einer Uebersetzung dieses uns völlig entbehrliehen Werkes. Die Kupfertafeln enthalten 1) Skizze der Gebirgslager in der Grafschaft Mansfeld nach *Gerhard*. 2) Titelvignette stellt verschiedene Gänge und ein Erzlager vor. 3) Dreyßig Figuren von Krystallformen. Noch ist zu bemerken, daß häufige Druckfehler sich eingeschlichen haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Erfahrungen aus dem Tagebuche eines unbemerkten Mannes, gesammelt für Jünglinge und Mädchen aus den feineren Ständen. Erster Theil. 1796. 308 S. — Herausgegeben von Friedrich Rochlitz. Zweyter Theil. 1797. 408 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)*

Der Vf., welcher erst auf dem Titel des zweyten Theils sich nennt, hat sich schon so vorthellhaft durch frühere Arbeiten bekannt gemacht, daß sein Name mit Recht auch für diese Sammlung verschiedener Erzählungen — denn in dieser Form sind die Erfahrungen, welche angekündigt werden, aufgestellt — ein günstiges Vorurtheil einflößt — ein Vorurtheil, welches auch keinesweges ungerechtfertigt bleibt.

Dieser Schriftsteller geht, um das Herz zu rühren und den Geist zu unterhalten, auf dem schlichten Wege der Natur einher! er sucht das Interesse seiner Dichtungen nicht in caricaturartigen Charakteren, in ungewöhnlichen Zusammenstellungen der Ereignisse, in überraschenden Entwicklungen, sondern in der treuen Zeichnung der Eigenheiten des Herzens und Geistes seiner handelnden Personen, und ihrer äußern Verhältnisse, und aus diesen läßt er dann die Schicksale, die er erzählt, sich von selbst ungezwungen entwickeln. Dabey beleben ihn höhere Gesichtspuncte: — der moralische Zweck, einzelne

zelm Wahrheiten aus dem Gebiete der praktischen Vernunft dem lesenden Jünglinge oder Mädchen näher ans Herz zu legen, sie durch Vorfälle, die das Gepräge der Wahrscheinlichkeit tragen, zu vernünftlichen und dadurch den Weg zu den Vorlesätzen zu bahnen, diese Wahrheiten Maximen des Handelns werden zu lassen: — dann der ästhetische Zweck, auch dazu mitzuwirken, daß das Publicum von dem Geschnacke an sinnlosen Dichtungen aus Welten, die unsern Geist und Herzen fremd sind, und höchstens mit unserer Phantasie in einer Beziehung stehen, zur ungekünstelten obgleich nicht kunstkunsten Natur zurückgeführt werde. Beide Zwecke sind, unsern Gefühle nach, um so glücklicher erreicht, als ihnen, außer der Kenntniß des menschlichen Herzens, die der Vf. beizut, auch Ehrkleidung, Vortrag und Sprache zur Hülfe kommen: jene wechselt zwischen Briefform, Erzählung, und Dialog: der Vortrag ist fließend und plan, selten von Haken, öfter noch von etwas verschobenen Perioden; fast gar nicht aber durch Ungleichheit des Tons und Mißverhältniß desselben zur Sache entstellte: die Sprache ist rein und richtig, einige kleine Uebereilungen abgerechnet, wohnt wir zählen: „ein Seufzer drang sich aus seiner Brust empor: (statt drang aus seiner Brust empor oder drängte sich empor).“ — Folgende Stelle ist vorzüglich schicklich: „Er kannte also doch die Quaken einer unbesonnenen Gekregen, eine unbefriedigte Leidenschaft.“ — „kannte ihre schlaflosen Geist und Körper schwächende Nächte, ihre Unstimmung des ganzen Charakters, wußte, daß sie selbst den ehrlich Mann oft unfähig macht sogar zum Gutes thun, wovon nicht „dies Privatinteresse ist, und das nur einige Ankündigung verlangt“ u. s. w. Wir wundern uns, daß der Vf. sich so etwas entschlipfen lassen konnte! — aber ähnliche Flecken finden sich auch nur wenige.

Von den hier zusammengestellten Erzählungen hat uns die fürsüßliche Geschichte, die in zwey Hälften im ersten und zweyten Theile auftritt, am wenigsten befriedigt. — Annelie, die Tochter eines Landgessährlichen wird in Leipzig erzogen: der Prinz von A... sieht sie daselbst, verliebt sich in sie, aber strebt vergebens, nach ihrer Gans! Annelie sucht vielmehr den Eindruck, den er auf sie gemacht hat, ihm sorgfältig zu verbergen, aber sie verbirgt auch alles, was in dieser Hinsicht vorfällt, ihrer Pfluggnatter. Un erwartet erhält sie von einem Freunde ihres Vaters die Nachricht, daß dieser krank ist und einen Ruf zu ihm: auf halbem Weg empfängt sie ein Begleiter mit einem Wagen, der in einem Gebölze, durch welches die Straße geht, von Räubern angefallen wird. Annelie glaubt schon in ihren Händen zu seyn, als sie sich von einem Jäger gerettet sieht, und dieser Jäger ist — der Prinz A..., auf dessen Landhaus, weit entfernt von ihrer väterlichen Heymath, sich nun Annelie befindet. Der Weg zu ihrer Verführung wird in diesem Aufenthalte, nach einigen Schwierigkeiten, zurückgelegt: Annelie fällt, aber kaum hat e den Pfad der Tugend verlassen, als sie sich auch

schon wieder ermannt und, nachdem sie von einer Person, die, wie sie, unglücklich wurde, erfahren hatte, daß die erdichtete Krankheit ihres Vaters, ihr Begleiter, die Räuber- und Rettungs-Szene zu einem schwarzen Plane gehörten, Mittel findet, dem verhassten Aufenthalte zu entfliehen, worauf sie, mit der Frucht der unglücklichen Stunde, ihr Leben der Einsamkeit und dem stillen Wohlthun widmet. — In dieser Erzählung verniffen wir den moralischen Zweck: Annelie fehlte, als sie ihre Pflegemutter von den Vorfällen zwischen ihr und dem Prinzen nicht unterrichtete; aber dieser Fehler war nicht die Quelle der folgenden Ereignisse. Kaum wird jemand Annelie anklagen, daß sie in der Lage, in welche die räuberische Verketzung der Umstände sie versetzt hatte, — fiel. — Hiernächst ist, was die Entfindung an sich betrifft, der Gang der Ereignisse zwar keinesweges unmöglich, aber die Verbindung der einzelnen Verhältnisse, die Verwundung des Plans, alles, was in dem Lustschloß des Prinzen vorkommt, — auch immer zu abentheuerlich, um sich so weit über die gewöhnlichen Romanendichtungen zu heben, als es der ästhetische Zweck des Vf. erfordert.

Die zweyte Erzählung: *Weltdank. Ein Jahr aus Eduards Leben*, beschäftigt sich mit dem Satze, daß man auch auf wohlverdiente Dankbarkeit nicht allzugewiß rechnen dürfe. Aber hatte auch Eduard, weil er Georgs Leben rettete, ein Recht, sich das zu versprechen, was er sich versprochen? Daß er sich unbescheiden in die Herzensangelegenheiten der Tochter des Maimes, dessen Hausgenosse er durch jene Rettung geworden war, Georgens Vater, der als Staatsminister auf einem der ersten Posten stand, — verbechten ließ; war eine so große Unvorsichtigkeit, und eine so ausfallende Verletzung der Pflichtverhältnisse, in welchen er stand; daß die Dankbarkeit, die er zu fordern hatte, allerdings um vieles zurück trat, und daß er jene Fehlerthe weit mehr, als die Undankbarkeit, welche er erfuhr, als die Ursache seine Unfälle anklagen mußte.

Vorzüglich befriedigend war uns: *der Kandezer*, die größere Erzählung des ersten Theils — die Geschichte eines jungen edeln Maimes, den ein geiziger in jeder Rücksicht niedrig denkender Vater fast mit Gewalt von seiner Person und seinem Herzen entfernt, der sich dann unvorsichtig war; aber unter Verhältnissen, welche ihn dringend entschuldigen, in die Arme einer reizenden Abentheuerin wirft, die unter der Maske der Tugend und Sittsamkeit ein höchst leichtsinniges Herz, dem alle Grundsätze fremd sind, verbirgt, — sie wider den Willen seines Vaters heyrathet, — dann seine Gattin, deren Liebe ihn für das verlorene Erbtheil Ersatz dessen ließ, wahren findet, und von ihr verlassen wird. — Etwas mehr hatten wir doch in den Szenen, wo Julie vor ihrer Verheyrathung erscheint, angedeutet zu sehen gewünscht, was eigentlich unter ihrem reizenden Aeußern verborgen lag: jezt

überrascht es, zu finden, daß der arme Wilhelm so unglücklich gewählt hat.

Karls Aufenthalt im Norden. Edler, hoher Sinn und lebendiger Vorsatz, soviel möglich sich zu bilden und für Gutes zu wirken, verführen Karl, den kleinen Wirkungskreis, der in seinem Vaterlande ihm vorliegt, zu verlassen, und eine Hofmeisterstelle in Liefland anzunehmen: aber er hatte nicht bloß jenen Edelmut, er hatte auch ein empfindungsvolles Herz mit nach dem Norden genommen, das sich nur allzuleicht, mit zu weniger Rücksicht auf die Folgen, den Gefühlen der Liebe für Henrietten, die Schwester seines Elveren überläßt. Seine Leidenschaft wird erwidert: aber sie muß bey den ahnenstolzen Gefinnungen und Plänen des Vaters unbefriedigt bleiben: Karl erhält indeß über sich, um unglücklichen Folgen zuvorkommen, seiner Liebe zu entsagen. Bey seiner Entfernung von dem Orte seines zeitherigen Aufenthalts, fängt er, dessen Kraft durch diese Leidenschaft gebrochen, dessen Vorfatze vernichtet waren, wiederum an, zu sich selbst zu kommen, als er sich von Henrietten selbst, die indeß unglücklich verheyrathet war, aufgefördert sieht, sie aus ihres gefühllosen Ehegatten Händen zu befreien. Ihre Flucht, die er veranstaltet, wird aber verrathen! Karl und Henriette werden eingeholt, und die letzte zu ihrem Manne zurückgebracht. Karl treibt sich dann in der Welt herum, und kommt nach Wilna, eben als Henriette, die in einem Kloster daselbst gewesen war, mit einer feyerlichen Todtenmesse begraben wird; der Eindruck den dies auf ihn macht, stört seinen Verstand so, daß er mit Festhaltung der einzigen Idee aus dem Mefsgesänge: *Requiem aeternam* — welche Worte er unaufhörlich wiederholt, in eine vollkommene Geistesabwesenheit übergeht. — Im Ganzen hat uns diese Erzählung sehr wohl gefallen, vorzüglich wegen des Interesses, das in den Hauptcharakteren liegt, und der Haltung, die ihnen gegeben ist: was man für allzuromantisch halten könnte, entspringt doch sehr consequent aus den Gefinnungen und dem Charakter der handelnden Personen; nur des Ausgang, wo Karl zu Henriettes Begräbniß kommt, und sie in der im Sorge liegenden Todten erkennt, wünschten wir anders: diese Idee ist wirklich schon zu verbraucht. Auch fehlt noch darin eine Aufklärung, was aus Henriettes Bruder, Adolph, geworden ist: wäre dies angedeutet worden; so siele die unbeantwortete gebliebene Frage hinweg, warum Henriette

sich nicht lieber an diesen wendete, als an Karl: das letzte lag nicht in ihrem Charakter, sobald sie von dorthier Hülfe erwarten konnte.

Den Beschluß der Sammlung macht: *die Ehescheidung; einige häusliche Scenen.* Mangel an Offenheit löst zwey Ehegatten gegenseitig einen so peinigenden Verdacht über ganz schuldlose Vorfälle ein, daß sie auf dem Punkte sind, sich scheiden zu lassen, als noch glücklicherweise alles aufgeklärt wird.

OFFENBACH, b. Brede: Der Roman von einem Jahre oder die Familie zu Bergfeld. Ein Beytrag zur Welt- und Menschenkenntniß, von Heinrich Freune. 1799. 489 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein jovialischer Beamter auf dem Lande zu Bergfeld besitzt zwey Töchter, wovon die eine schon lange mit einem Candidaten der Theologie ein Verhältniß unterhält, in die andere aber beym Anfang der Geschichte sich der Sohn eines Regierungsraths, Wilhelm Berry, verliebt. Der Vater des letztern aber, der große Plan mit ihm hat, schickt ihn, als er dies erfährt, aus der Gegend fort und nach Wien. Während dessen wird auch Berry's vertrautester Freund, Rambold, im Hause des Beamten bekannt, sieht Berry's Geliebte und verhebt sich gleichfalls in sie. Er gefällt dem Alten außerordentlich, und da er das Mädchen glücklicherweise einmal aus dem Wasser rettet; so bestimmt sie der Alte von freyen Stücken für ihn. Wilhelm macht unterdessen in Wien ausgebreitete Bekanntschaften, und unter andern die einer Gräfin Salotti, die sich sterblich in ihn verliebt. Er bleibt zwar seinem ersten Mädchen treu, da aber diese gleichwohl seinen neuen Umgang erfährt, auch ihr Vater Rambolden vorzieht, und dieser überdies des Alten Successor wird; so entschließt sie sich diesem ihre Hand zu geben. Wilhelm geht aus Wien, die Salotti reist ihn nach, erklärt, daß sie seine Liebe besitzen oder sterben müsse, und er giebt ihr seine Hand. Alle Heyrathen kommen glücklich zu Stande, und die Familien ziehen zusammen nach Bergfeld. Man sieht, wie gemein der Plan angelegt ist, und eben so ist auch die ganze Behandlung. Unter allen den handelnden Personen ist kein einziger Charakter, es sind lauter gute Menschen, aber so flach und alltäglich, wie die lächelnden Gesichter auf den Nürnberger Tabakdosen. Von den vielen eingestreuten *Raisonnemens* haben Rec. nur die über die Wiener Gemäldegallerie gefallen.

Druckfehler. In der Recension von *Siebenkees Handbuch der Archäologie*, Nr. 313. d. J. S. 20. Z. 20. v. unten l. *Todtenurnen* R. *Todtenurnen*. S. 24. Z. 1. v. oben l. *Ringel* R. *Ringe*.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 3. December - 1799.

PAEDAGOGIK.

GOTHA, b. Ettinger: Sollen wir die Kinder schreyen lassen? Eine philanthropische (philanthropische) Aufgabe, beantwortet von Horstig. 1798. 109 S. 8. (8 gr.)

„Der liebevollen Mutter meiner glücklichen Kinder geweiht.“ Und eben auch an diese traute Gefährtin seines Lebens ist auf vier Seiten eine hochpreisende Anrede gerichtet, welche sich mit einer Aufforderung an seine Kinder schließt. Wer aber dieser Horstig sey, ob der so viel schreibende Consistorialrath zu Bückeburg oder ein anderer, ist weder durch einen Vornamen noch sonst etwas anderes angezeigt worden, eben so wenig, als was es mit der genannten Aufgabe eigentlich für eine Beschaffenheit habe. — Das Schreyen ist den Kindern schädlich, man kann es bey gehöriger Sorgfalt fast gänzlich vermeiden, das sind die beiden Punkte, um welche sich dieser Aufsatz herumdreht. Wir wollen das Wichtigste ausheben. — „Frühzeitig muß man anfangen, die Kinder vor Schreyen zu verwahren, sonst kommt alle unsere folgende Bemühung zu spät. Kinder müssen es gar nicht gelernt haben, wenn man von ihnen verlangen will, daß sie niemals schreyen sollen.“ Die hieauf abzweckende Regeln sind: 1) Unterlasst das, was ihr thun wollt, in dem Augenblicke, wo das Kind anfangt sich darüber zu beklagen. 2) „Von der ersten Stunde des Lebens an, muß man das Kind bey'm Waschen so behandeln, daß es keinen Laut von sich hören läßt, wenn es gewaschen wird. Ihr müßt euch nur niemals in den Kopf setzen, setzt soll und muß das junge Kind durchaus gewaschen werden; wenn es nicht gutwillig daran will, so muß es mit Zwang gefahren. Nein, euer Hauptgedanke sey: das Kind soll aus Waschen geöhnet werden, und dann gehört vor allen Dingen, daß den Kindern das Waschen nie verleidet werde, als es ihn vielmehr zu einer angenehmen Unterhaltung gemacht werde, an welcher es in der Folge das größte Vergnügen finde.“ Die Kinder können sich mit einem Balle, mit einer Feder, mit einem Rechenförmigen Stücken lang vergnügen. Sie in diesem Vergnügen darin zu fassen, halte ich nicht allein für sehr schädlich, weil wir den Kindern dadurch das bitterste Mißvergnügen erwecken, sondern auch deswegen, weil wir sie dadurch von Kindheit an

zum Leichtsinne, zur Unbeständigkeit und zur Gedankenlosigkeit gewöhnen, anstatt, daß wir ihnen recht viele Gelegenheit schenken sollten, sich bey manchen Gegenständen, die ihre Aufmerksamkeit erregen, lange zu verweilen, sie von allen Seiten zu betrachten, und alle möglichen Versuche damit anzustellen. — Eine sehr gewöhnliche Veranlassung zum Schreyen geben die Aeltern und Wärterinnen, wenn sie die Kinder übermäßig lange auf eine Sache warten lassen. — Die Kinderstuben müssen vernünftiger Weise so eingerichtet seyn, daß die Kinder alles, was sie darin vorfinden, ungehört in die Hände nehmen dürfen. Zweyte Regel: Alles, was den Kindern körperlichen Schmerz verursachen kann, muß auf das sorgfältigste verhütet werden. — Eine besondere Art von schmerzhaftem Gefühle pflegt den Kindern frühzeitig erweckt zu werden, daß man sie so oft der Furcht aussetzt, ihren Schwerpunkt zu verlieren. Dritte Regel: Es ist Pflicht der Mutter, dem Kinde von der Stunde seiner Geburt an, alle nur mögliche Annehmlichkeiten zu verschaffen, wozu besonders gehört, daßs wir das Kind nicht immer in einer und derselben Lage sich befinden lassen.“ — An diese Regeln knüpft der Vf. noch zwey Wünsche, 1) Macht ihr Mütter eure Ehegatten zu Vertrauten eurer Gefinnungen, und laßt sie von den frühesten Zeiten an den lebhaftesten Antheil an der Erziehung der Kinder nehmen. Bey dieser Gelegenheit wird es denen Männern hart verwiesen, welche den armen Gattinnen ohne Theilnahme, ohne Ermunterung die Sorge für die Kleinen überlassen, und sich auswärts vergnügen; so wie gegenheils die Gattinnen aber auch wieder ermahnet werden, den häuslichen Aufenthalt ihren Männern, fern von Verdruß, angenehm zu machen. Zweyter Wunsch: Gebt euch Mühe, ihr Aeltern, in der Person eurer Kinderwärterin auch eine getreue Gehälfen zu bilden, die mit euch vollkommen einverstanden sey, bey welchem Wunsch der noch mit bekräftet wird, daß man für Kinderwärterinnen eigene Bildungsanstalten errichten möge. — Obgleich übrigens die Abhandlung etwas spät zu ihrem Ziele kommt, nicht vollständig genug ist, als wenn z. B. die Kinder Krankheits wegen schreyen, nicht durchaus ausführbar ist, wegen Mangel an Aufsicht und Zeit, auch im Grunde nichts Neues anbringt; so ist doch auch nicht zu leugnen, daßs sie für mehrere Aeltern viel Nützlichkeits enthalte, und in einer guten Schreibart abgefaßt sey.

Dddd

- TECH.

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

TECHNOLOGIE.

LEITZIG, in Commiss. b. Fleischer d. j.: *Johann Georg Scheyer's*, Hochf. Höbenlohiſchen Ingenieur-Hauptmanns und Baudirectors etc. *Praktische Baukunst ökonomischer Gebäude für Rittergutsbesitzer, Beamte, Pächter, Stadtrathe, Verwalter, Dorfvorsteher, Handwerksleute und vornehmlich für Landleute*. Zweyter Theil, von Anlegung der Gebäude zu Rittergütern und Wirtschaften nach dem Ernteertrag und Viehstand, der Kathhäuser, Gemeindefchenken, Scholgebäude und Kirchen, nach der Anzahl der Menschen, für die sie bestimmt sind. Mit zwölf Kupfersteln. 1798. 303 S. 8. (1 Rthl.)

Wenn der Vf. dieses Buchs, das man weder zu den unnützen noch zu den vollendeten in ihrer Art zählen kann, seine erste Absicht, bloß seine eigenen Erfindungen und Erfahrungen bekannt zu machen, ausgeführt hätte; so würde er sich mehreren Beyfall erworben, und für die Erweiterung der Bauwissenschaft besser geforgt haben. Er zweifelte aber, laut der Vorrede, ob dann seine Schrift von denjenigen gesucht und gebraucht werden würde, denen sie vorzüglich Nutzen schaffen könnte, und entschloß sich also, alles, was zum ökonomischen Bauwesen gehört, wie er es in Ausübung gebracht hat, nach und nach in diesem Werke abzuhandeln. Dies aber war ohne mannichfaltige Wiederholungen bekannter Dinge nicht wohl möglich; und der Vf. hat es nicht einmal verstanden, durch systematische Anordnung und gefällige Darstellung den gedulden Leser zu entschädigen. Dafür ist sein Buch reich an moralisirenden Declamationen, bey denen er den wohlgemeynten Zweck hat, etwas beyzutragen, daß der gemeine Mann das menschliche Leben nach seinem wahren Zwecke, der ihm von denen, die dazu verpflichtet sind, äußerst selten vorgehalten werde, betrachten lerne. In der ziemlich langen und phrasen-vollen Einleitung zu diesem zweyten Theile, in welchem auch das in dem ersten Uebergangene gelegentlich nachgeholt wird, wird der freyen, ungehemmten Ausklärung mit Eifer das Wort geredet, und gegen den verschwenderischen Verbrauch des Holzes zu Felde gezogen. Das von Oldisleben in Thüringen angeführte Beyspiel, wo zu einem Wassergebäude 200 Stück eichene Stämme und 400 Stück Buhlen verbraucht, und ein Jahr darauf vom großen Wasser mit forgeschwemmt worden, ist allerdings auffallend. Den Regierungen und Kammern wird ein Schema zu einem Reglement wegen des Holzverbrauchs empfohlen, das recht gute aber meistens doch solche Dinge enthält, auf die bereits von Kammern und Regierungen geachtet wird. Den Landescollegien wird auch gesagt, daß sie mehr auf gute Bauinspectoren zu sehen haben. In jedem Dorfe soll eine besondere Dorf-Baupolicey angeordnet werden; die Gegenstände, auf die diese ihr Augenmerk haben soll, sind allerdings wichtig, und dieses übersticht auch nur mit gewöhnlicher Aufmerk-

samkeit geschähe, würde es bald besser mit den Dorfgewölben aussehen. Die Bauenden sollen nicht geizig seyn, und sollen die Handwerksleute gut halten.

Das Buch selbst hat drey Abtheilungen. In der ersten wird von den verschiedenen Baumaterialien und ihrer Anwendung, von der verschiedenen Bauarbeit, und von der Berechnung sowohl einzelner Wände, als ganzer Gebäude gehandelt. Im ersten Kapitel, wie man von Kies und kleinen Steinen feste Mauern auführen könne. Die äußern Flächen der Mauern werden von großen Steinen mit Kalkmörtel aufgeführt, der Zwischenraum wird mit Kies und kleinen Steinen ausgefüllt, die mit dünnem Kalkbrei übergossen werden: die Mauern dieser Art, die der Vf. in Windelstein hat durchbrechen lassen, sind 400 Jahre alt und noch sehr fest. Wegen des vielen Kalkes wird diese Bauart da kostbar, wo man den Kalk nicht in Menge und in der Nähe hat. Das zweyte Kapitel: Wie man Wände von gestampfter Erde auführen kann, von den Erdbacksteinen, von Gewölben aus Lehmbacksteinen; diese sollen nach des Vfs. Behauptung, wenn sie beständig trocken bleiben, eben so dauerhaft als vorgebrannte Steine seyn; aber gebrannte Steine sind doch ungleich härter und widerstehen beschädigenden Stößen ungleich besser. Wie unsicher ist es überdem, ein Gewölbe zu haben, das durch zufällige Benetzung durchweicht werden und einstürzen kann! Bey Empfehlung solcher Erdbgebäude wird häufig nicht überlegt, daß sie nicht überall an ihrem Orte sind, und daß sie meistens nicht weniger Arbeitslohn kosten, als Steingebäude. Das dritte Kapitel: Wie bey Bauwänden die Kosten zu berechnen und welche Bauwände am dauerhaftesten und wohlfeilsten herzustellen sind. Hier wird kurz vom Arbeitslohne, vom Maße, von den Steinen, vom Kalk, von Berechnung der Mauerarbeit u. s. w. gehandelt: alles zwar recht praktisch, aber ohne Ordnung. Das vierte Kapitel: Anweisung alle zu einem Gebäude gehörige Theile zu messen und zu berechnen. Hier wird mitunter sehr leicht gerechnet z. B. bey den Kellergewölben; der Umfang eines Tonnengewölbes soll gefunden werden, wenn der Halbmesser (unrichtig sagt der Vf. der Durchmesser) des Gewölbes mit 3 multiplicirt wird, statt mit 3, 14; so findet er dann den Umfang eines 12 Fuß weiten Gewölbes = 18 Fuß, statt 18, 84 Fuß, und den Cubikinhalt desselben bey 20 Fuß Länge und 1 Fuß Dicke = 360 Cub. Fuß, statt 376, 8 Cub. Fuß, doch gewiß kein unbedeutlicher Unterschied von beynähe 17 Cub. Fuß. Wenn bey Anfertigung der Bauanschläge immer so gerechnet werden soll; so ist es kein Wunder, daß die wirklichen Baukosten die Anschlagssumme oft sehr übersteigen. An diesem Beyspiele mag der bloße Baupraxiser sich spiegeln und sich überzeugen, daß theoretische Genauigkeit bey Anwendung der Mathematik ist. Wirkliche keine unbedeutende Ueberflüssigkeit ist. Das fünfte Kapitel: Von der Daubarbeit. Wieviel Holz zum Gebälke und zum ganz-n Dache erfordert wird, wieviel von andern Materialien, Berechnung

er Dachkosten, vom Rauchfange oder Schlot, von der Berechnung des Schlots, wobey in Absicht auf die Construction gute Vorschriften beygelegt werden, unter andern jeden Schornstein so einzurichten, daß er zur Zeit eines Brandes in ihm mittelst eines bleernen Schiebers luftdicht verschlossen werden kann. Das sechste Kapitel: Von dem inwendigen Hausbau, von der Wickelarbeit, von der Putzarbeit, Berechnung der Schreinerarbeit, die Kosten der Schreinerarbeit, die Nagel, die Glaserarbeit, die Schlosserarbeit, das Pfaster, der vereinigete Kochherd und Stufenofen, der Dachboden, die Duntzüge, die Steinauer- und Mauerarbeit nebst dem Handlöhnerlohn, der Zimmerlohn, die Lehm- und Verputzarbeit, die Schreinerarbeit, wobey das Holz mitgerechnet ist, die Schlosserarbeit, die Glaserarbeit, die Nagel, die Regendeckerarbeit, Verhältniß des 24 Guldenfußes gegen den 20 Guldenfuß: alles dies kommt unter der Rubrik vom inwendigen Hausbau auseinander gerissen und durcheinander geworfen vor. Auch setzet man in diesem Kapitel den Grund, warum die Einwohner der Reichsgegenden und des französischen Deutschlands thätig sind und daher wohlfeiler arbeiten, als die Thüringer, Sachsen und Preußen, nämlich, weil die letztern mehr schwere Speisen essen und schlechtere, das Blut verdickende und die Kräfte schwächende Getränke genießen. Die Regierungen Thüringens, Sachsens und Preußens werden nicht nur Beförderung ihrer Fabriken nichts anlegen können, als zuvörderst ihre Unterthanen an eine bessere Diät zu gewöhnen!

Die zweite Abtheilung handelt von Rittergütern, großen und kleinen ökonomischen Gebäuden, Ansehung ihrer Bauart und Eintheilung nach den dazu gehörenden Feldern und Wiesen; wie auch von Rathhäusern, Armenhäusern, Gemeindefchenken, in Betreff ihrer Bauart und Bestimmung. Das siebente Kapitel: Ueberseht und Erinnerung bey wirtschaftlichen Gebäuden, bey dem Hais- und Kellerbau, bey dem Viehstallbau, bey dem Scheuerbau; von Anlegung der Brauereyen, von den Malzdarren, von den Rucht- und Malzböden, von Kellern und Malztreuen, von den Brauntweinbrennereyen, wobey sich der Vf. sehr gegen das größte Uebel, welches aus der Quelle des menschlichen Witzes hervorgegangen ist, wie er den Brantwein nennt, ereifert, und rüht zum Beyspiele nimmt, um aufmerksam auf die große Korn- und Holzconsumtion zu machen, welche der Brantwein dem Staate kostet. Beyläufig werden von Privarmännern, Stadtraiben und Fürsten Beyspiele angeführt, wie durch große und nützliche Bauanlagen die müßigen Menschen im Staate eiler und eiler beschäftigt und ernährt werden können, als durch 30 Korn- und Holzverderbende und die Sorgenbringende Bedürfnisse vernehmende Fabriken. Von Rathhäusern oder (und) Gemeindefchenken, von den Armenhäusern. Bey allen diesen Anstalten werden nicht gute Vorschriften ertheilt; nur rare zu wünschen, daß dieses nicht blos im allgemeinen geschehe, sondern dabey zugleich von je-

dem einzelnen Gegenstande ein specielles Muster geliefert würde. In der folgenden Abtheilung werden zwar Risse zu solchen Gebäuden vorgelegt und erläutert; warum geschah aber dies nicht gleich hier? Das achte Kapitel: Wie neue Dörfer anzulegen, und abgebrannte wieder aufzubauen sind, ingleichen von Verbesserung stehender Dörfer. Auch hier wird ohne Schema nur im Allgemeinen auf das Wesentliche, worauf zu sehen ist, aufmerksam gemacht. Das neunte Kapitel: Was bey Anlegung und Eintheilung eines Ritterguts oder großer Wirtschaften zu beobachten ist, wobey der Vf. ein bestimmtes Gut zum Grunde legt, und seine Vorschriften, die von gründlicher ökonomischer Einsicht zeugen, durch deutliche Zeichnungen erläutert. In §. 109 ist es aber vernünftlich ein Schreibfehler, daß dreymal, statt Cubikfuss, Quadratfuss steht. Bey Unterbringung der Früchte erzählt der Vf., durch welches Mittel er das Korn zwanzig Jahre lang vor dem Kornwurme und andern Verderben gesichert habe: er liefs nämlich in einem Gewölbe, dessen Boden mit Backsteinen gepflastert war, alle Luftzüge zumauern und dasselbe mit Korn, das ganz ausgetrocknet und gereinigt war, anfüllen, und den Eingang ebenfalls zumauern. Da nach zwanzig Jahren dieses wieder geöffnet und das Korn herausgenommen wurde, fand man dasselbe noch eben so gut als hineingebracht worden. Die Ungarn graben tiefe Gruben in die Erde, brennen diese mit Stroh aus, schütten das Getreide hinein und machen ein dichtes Strohdach darüber. In dem Risse Tab. I. will uns die zu nahe Lage des Mithuses an den Gebäuden nicht gefallen, er liegt nur 20 Fuß davon ab, da er billig 40 Fuß weit davon abliegen sollte, damit hinreichender Platz zum Fahren und zum Gehen für Vieh und Menschen bliebe. Auch hätten die Oefen in den Stuben b und f gegeneinander über gelegt werden können, damit ihre Schornsteine sich eben leicht zusammenziehen ließen. Daß alle Ackerpferde in einem gemeinschaftlichen Stalle stehen, hat einige Bauvorteile, mochte aber in andern Hinsichten nicht so gerathen seyn, als für jedes Gespann einen besondern Stall anzulegen, weil dann die Kuechte nicht so auf einander sich verlassen, und einander nicht das Futter wegnehmen können, auch bey eintretenden Seuchen eine Absonderung der Gesunden von den Kranken möglich ist. Bey dem noch Etwas von den Korbheerden und Stubenöfen, bemerkt Rec., daß die mit Lehm dick ausgefüllten Kacheln freylich nicht schnell die Wärme durchlassen, aber sie dafür desto länger mittheilen, und bewirken, daß die Oefen nicht so oft reparirt und umgesetzt werden müssen. Statt des Kofes dient, den Luftzug durch den Ofen zu erleichtern, eine nicht unter 5 Zoll weite Rauchröhre und ein kleines Zugthürchen in der blechernen Oefenthüre. Ein Blecharbeiter, Namens Eckart, zu Erfurt, verfertigt blecherne Oefen von allerley Form, die sehr holzparend seyn sollen, für die Preise von 16 bis 60 Rthl. Der Vf. lehrt ein gutes Verfahren, Kartoffeln zu dem Viehfutter durch die Dämpfe des siedenden Wassers gar zu machen; Dddd 2 ein

ein rundes hölzernes Gefäß, das ringsherum 1 Zoll größer als der Kessel ist, in dem das Wasser siedet, und in dem Boden recht viele Löcher hat, wird voll Kartoffeln gefüllt und so über den Kessel mit siedendem Wasser gestellt, da dann die heißen Wasserdämpfe die Kartoffeln durchdringen und gar machen. Die Anlage eines guten Braubauses ist sehr umständlich und praktisch brauchbar gelehrt worden; dieser Artikel ist in diesem Buche mit am besten behandelt, sogar so vollständig, daß das Technische des Bierbrauens selbst ausführlich, bis auf das Auspichen der Fasser und Versüßen des Biers, beschrieben und gelehrt wird, welches in einem Buche, das die Baukunst zum Gegenstande seines Inhaltes eigenthümlich hat, nicht notwendig gewesen wäre. Wie weitläufig würde die ökonomische Baukunst werden, wenn darin alle ökonomische Geschäfte, die in den Wirtschaftsgebäuden betrieben werden, zugleich mit ausführlich vorgetragen werden sollten! Uebrigens ist das Vorgetragene ein Beweis von den guten ökonomischen und technischen Kenntnissen des Vfs., die man nicht bey jedem Baumeister antrifft. Die zu den Branntweinbrennereyen gehörigen Gebäude sind von dem Vf., als einem Feinde des Branntewels, desto kürzer behandelt worden. Das zehnte Kapitel: Von der Anlage eines Rathhauses, einer Gemeindefchenke, eines Gemeindebackhauses, eines Hirtenhauses und eines Armenhauses, fast nur bloße Beschreibung der dazu gelieferten Zeichnungen mit einigen Nebenbemerkungen.

Die dritte Abtheilung, welche von Schulhäusern, Pfarrwohnungen und Kirchengebäuden handelt, erläutert im eilften Kapitel die gutentworfene Zeichnung des Schulhauses, im zwölften Kapitel die der Pfarrwohnung, und im dreyzehnten Kapitel die einer getheilten Dorfkirche. Den Befchluss dieses Buches machen endlich noch Vorschriften zu Bereitung allerley Kette.

LEIPZIG, b. Crusius; *Der Uhrmacher, oder Lehrbegriff der Uhrmacherkunst*, von J. G. Geisler. Neunter Theil. 1798. 159 S. gr.-4. mit 9 Kupf. (1 Rthl. 8gr.)

In diesem Theile, welcher zugleich der dritte Theil der höhern Uhrmacherkunst ist, beschreibt Hr. Geisler zuvörderst das Verfahren, nach welchem vermittelt

eines Passageinstruments der Gang einer astronomischen Uhr berichtigt werden muß, um den Gang einer Seeuhr damit vergleichen zu können, und geht von diesen auf die Versuche selbst über, nach welchen der Gang und die Eigenschaften gewisser Theile einer Seeuhr verificirt werden können.

Der zweyte Abschnitt enthält sodann die Beschreibung der vorzüglichsten See- und Längenuhren, worunter auch die Harisonsche nebst den damit von Hr. Maskelyne angestellten Versuchen und den Bemerkungen) des Hn. Harison's über dieselbe vorkommen; und vielleicht ist das Publicum noch so glücklich, auch die neueste von Hr. Mudge erbaute Seeuhr, die an Accurateße und Einfachheit alle vorherige übertrifft, durch Hn. Geisler noch beschrieben zu erhalten, wenn es der englischen Admiralität gefallen sollte, den Bau dieser Uhr, den Rec. zu bewundern Gelegenheit hatte, bekannt zu machen.

LIEGNIZ u. LEIPZIG, b. Siegert: *Beitrag zur Zeitmesskunst für Freunde und Liebhaber von Uhrwerken aller Art*, von Fried. August Schmid. 1797. 279 S. 8. Mit 6 Kupfern. (1 Rthl.)

Der Vf. dieses Beitrags, ein Mann von Metier und Kenntniß der Hülfswissenschaften seines Fachs, liefert hier in einem mit compendiöser Kürze verbundenen angenehmen Vortrage, Freunden und Liebhabern der Uhrwerke, eine kurze Darstellung von den verschiedenen Gattungen der Uhren und den vorzüglichsten Bestandtheilen derselben. Bey den Seeuhren wird auch ein Gebrauch von Hadley's Ocant gezeigt, und es ist dabey nur die neueste Seeuhr von Mudge, zunächst der Chronometer von Enrich noch beizufügen, die an Genauigkeit die Harisonschen Uhren noch übertressen.

Die zweyte Abtheilung enthält die Beschreibung guter und schlechter Taschenuhren, Kauf der Uhren, was eine Uhr leisten kann, ihre Reparatur, Anweisung Uhren im guten Stand zu erhalten, besondere Belehrungen über stehende Uhren.

Die dritte Abtheilung verbreitet sich über die Zeitmesskunst, wobey die Müllerschen Sonnenafeln und Sextanten und die Verfertigung der Vertical- und Horizontal-Sonnenuhren, zunächst der Ziehung der Mittagslinie vorkommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSERLAUBTHEIT. *Gespräch zweier Staatsrechtslehrer über den Russisch Kaiserl. Truppenmarsch*. Den 7ten März 1799. 28 S. 8. Ein Reichstagsproduct, das in öffentlichen Blättern einem als Schriftsteller und Staatsrechtsgelehrten rühmlich bekannten Comitialgesandten zugeschrieben zu seyn scheint, aber aus einer minder geliebten Feder geflossen zu seyn scheint. Einkleidung und Inhalt bewähren dieses, und die darin bezugte Unkunde der Präliminarien von Leoben und der bekannten Rastatter Convention vom 1ten Dec. 1797. ist entwe-

der affectirt, oder unverzeihlich. Durch die Kritik und einseitige Ansicht der Comitialverhandlungen und einiger in Regensburg über den Gegenstand erschienenen ephemerischen Druckschriften konnte höchstens nur ein Localinteresse ersehen, das nun aber auch seit dem eigenthümlichen und gar nicht zur Reichstagsberathschlagung gedruckten Durchmarsch der russischen Truppen durch die deutschen Reichslande ver schwand.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwoch, den 4. December 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEITZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Animadversiones philologico-criticae in loca difficiatiora Gesariae, quibus praefantissimorum interpretum sententias exponit, suam novamque proponit Josephus Frid. Schelling, urbis ac dioeceseos Schorndorffensis in Ducatu Wirtembergico Superintendens. 1797. X u. 136 S. 8.*

Im sechzigsten Jahre seines Alters giebt hier der Vf., einer von den wenigen, welche unter den praktischen Geschäften eines mühsamen Kirchenamts und in der weitläufigen Pastoralinspektion für ein gelehrtes Bibelludium einige Mussekunden zu gewinnen suchen, aus seinen vor sieben und zwanzig Jahren angefangenen philologischen Forschungen über schwere Stellen der Jesaianischen Orakelsammlung eine Auswahl, welche eben so sehr den Grad seiner früheren Studien in diesem Fache, als sein bisheriges Fortschreiten in der Bekanntschaft mit neuern Bearbeitungen desselben bemerkbar macht. Er war einer der ersten, die sich in Wirtemberg nach den bessern Grundrissen der hebräischen Sprachforschung, wie D. Michaelis sie in Deutschland auszubreiten wußte, bildeten. Eben deswegen mußte er, meist für sich, in dieses weite Feld eindringen; mit einem verflochtenen Fleiße, von welchem einige damals von ihm erdichtene gelehrte Arbeiten längst öffentliche Beweise gaben, deren Verdienst die unzeitige, mehr eines Säuglings als Nothaukers würdige Witzelzeile nicht schmälern konnte. Sein Privatunterricht hatte auf die Ausbildung der orientalischen Kenntnisse eines Storr, sein funfzehnjähriges Lehramt aber, das er alsdann als Professor in der Klosterschule Bebenhausen bey Tübingen bekleidete, einen entscheidenden Einfluß darauf, daß mehrere in der Folge bekannt gewordene Orientalisten, wie Gaab, Paulus &c. an einer liberaleren Behandlung dieses Faches Geschmack gewannen, und auf die akademische Beibringung eines Schnurrer's hinreichend vorbereitet wurden, da sonst, wenn nicht auf den Gymnasien ein detaillirter, sorgfältiger Unterricht in richtigen Grundbegriffen und eine frühe Aufmunterung der Gemüther durch die geistigen Reize der Philologie, verbunden mit Unterstützung des Privatstudiums durch die besten Bücher, vorgeht, und dahin gearbeitet wird, daß die Sodian der Schule und der Akademie einander gleichsam die Hand reichen. Späterum der akademische Lehrer, besonders der biblischen und orientalischen Philologie, alle Hoffnung A. L. Z. 1799. Viertes Band.

aufgeben muß, reisende Früchte seiner Bemühungen zu sehen. Vielen dankbaren Schülern des Vfs. muß es dennach eine besondere Freude seyn, die hier mitgetheilten eigenen Früchte seiner Forschungen von ihm selbst in der Abdruck, seinen ehemaligen Unterricht zu charakterisiren, bekannt gemacht zu sehen. („*Ut sic meae, qua in docendi munere usus essem, disciplinae ratio simul redderetur publicumque ejus quasi monumentum extaret.*“) Auch ohne dieses specielle Interesse aber wird jeder gründliche Forscher des alten Testaments mit Vergnügen eine Auswahl von Erklärungsversuchen schwerer Stellen antreffen, deren jeder durch die hier unentbehrliche Punctlichkeit in der Behandlung des Gegenstandes sich als nachahmenswerth empfiehlt, manche aber das bey Schrifterklärungen dieser Art bedeutende Verdienst der Beurtheilung, warum man sich bey den bisherigen Vorschlägen nicht beruhigen könne, mit einem eigenen und wahrheitsinehrlichen verbinden. Wir wollen einige zur Probe ausheben. 5. 17. *mechum garim, pingues (oves) palantes.* 5. 30. *veor chachach baariphaa, quin lux obtenebrata est in fideribus ejus r. regionis.* 6. 17. *عرب* bedeutet nach Castell. sub. r. *ع* cognovit, *haviolatus est, astrologice observavit* Nr. 21. *fidera*, wörtlich: *ea, quae astrologice cognoscuntur.* Wir besorgen aber, daß dieses bloße Epitheton der Gestirne nur der arabischen Poesie eigen seyn möchte. 10. 18. *cimsa wofes, erit ut cum misere contabescit animi pariter ac corporis aegritudine afflictus,* nach der aramäischen Bedeutung von *ܥܕܕܐ* *perturbari, ira, molestia, dolore, metu.* Targum Eth. 4. 17. u. f. w. 16. 1. *Schilecho car moschel arez etc. ablegabit eos, Moabitas, homines. cen agnos (qui aliqui 2 Sam. 8. 2. 2 B. Kön. 3. 4. tributi loco ad montem Sion mittendi fuerant) dominator terrae a Petra desertum versus ad montem Sionis.* Statt *ܐܪܥܐ* empfiehlt Hr. S. die leichte Aenderung *ܐܪܥܐ*. Der Sinn wird S. 28. erklärt: *crudeli dominatu effecturus est, ut Moabitas ipsi eo commigrant segue in Hierosolymitanorum clientelam conferant.* 17. 2. Statt *Asuboth Ave Arer* schlägt der Vf. vor: *Asuboth ܐܪܥܐ* nach der Alex. Version: *ܐܪܥܐ ܐܝܬ ܐܪܥܐ*. — S. 63. werden mehrere Beispiele der Verwechslung von *y* und *z* angeführt. Sollten aber dies nicht bloß Folgen der Galiläischen und Samaritanischen Ausprüche seyn, welche nur in minder correcten Auflätzen späterer Eeee Zeit

Zeit vorkommen, im Hirten Amos, in Nehem. Esra, in den spätern, dem Jesaias bloß appendicirten Capiteln? Die Beyspiele aus andern Schriften sind sehr zweifelhaft und leiden an andern Erklärungen. 19. 17. *et erit terra Judaea Aegyptiis ea, quo sacros peregrinationes suscipiet.* פְּרָדָה לְעַמּוּל וְעַמּוּל לְפָדָה פְּרָדָה Fest halten, aufs

Fest reisen. 23. 1. *ejulate naves quoniamque mercatoriae, quod castata est ita, ut ne domus quidem super sit; nec (vielleicht besser: ut ne) veniant ab oris remotis, nuntiatio (hoc) est iis.* 23. 10. wird פְּרָדָה

ohne Aenderung abgeleitet von פָּרַד Exod. 28. 28. 39. 21. und nach der, gewöhnlich auch Ps. 109. 10. angenommenen, Bedeutung *cingulum* durch Vergleichung mit *δωρεα λυγρῆς* Thucyd. VII. 69. 70. als ein zum Schutz der Seefäßen bestimmtes Bollerwerk, Damm, Molo erklärt. Vergleiche *δωρεα* bey Theophrast Charakter. c. 23. 1. 24. 15. *batirim*, in oriente. Gegensatz *batije hafjam*, in occidente. 30. 7. wird Verdoppelung des *hem* vermuthet. *Rahab hem, hem shebeth, ferocia quondam, nunc desidia.* Aber vom Wort Rahab ist, dünkt uns, nur die Bedeutung: Furcht, philologisch erweislich. 42. 5. ist auf den Parallelismus der Stichen treffende Rücksicht genommen. *bore hafschschamaim* בֹּרֵא הַשָּׁמַיִם roka haaretz vezaezzaeha,

creans coelos et plantas eorum, expandens terram et quae nascuntur ex ea. Zu 32. 5. wird der Beweis geführt, daß פָּרַד *insulit, assistit* und daher auch *exultit*, *exultavit* prae gaudio bedeuten könne, und daher statt פָּרַד *jassch* vorgeklagen פָּרַד *jissch* im Kal. *sic contra exultabant gentes multae super eo.* 53. 10. wird übersetzt: *placuit quidem Jehovae humiliter eum valde infirmum; ubi autem intropuerit se piaculum ipse.* . . . Naphscho bedeutet unfreitig *is ipse*. Ob aber *tasim* *intrusivus* genommen werden könne: *ponet se*, bleibt wohl sehr zweifelhaft. Der Vf. weist auf 34. 2. und findet Hebr.

7. 27. 9. 14. parallel. — Die Mäsigung, mit welcher bey diesen letzten Stellen alles typische Dogmatische vermieden wird, ist ein der Nachahmung werthes Beispiel! 66. 17. wird angenommen: *אָרֶר אָרֶר אָרֶר*, wie schon der Syrer, Chald. nebst Symmach. und Theodotus bey Hieron. „*Consecrantes et mundantes se ad incois, unus post alterum, inter videntes carne suilla et abominabil et muribus.*“

ALTONA, b. Hammerich: *Beiträge zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in protestantischen Ländern.* 2. Bandes 2. Heft. 1798. 11 Bog. gr. 8. (10 gr.)

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieser Beiträge an, welche nicht nur für die deutschen dänischen Staaten, sondern auch für die andern deutschen protestantischen Länder vorzüglich interessant sind, und es immer mehr zu werden scheinen. Erste Abtheilung. Abhandlungen. VI. Fragmente aus

einem Briefwechsel über ein paar der neuesten Versuche die Ausleger der religiösen Urkunden zu vereinbaren oder doch zur Vertraglichkeit zu stimmen. S. 173. Der erste Brief, es sind ihrer drey, hebt sich mit einer Betrachtung an über die *Observat. ad moralium scripturam lib. facr. interpretationum pertinentes*, welche zu Leipzig 1796 herausgekommen sind, und auf die oben angegebene Vereinigung abzielen, wozu der Plan aber, seiner vielen unlegbaren Vorzüge ungeachtet, noch nicht reif genug seyn soll. Der Vf. selbst stellt drey zu vereinigende Parteyen auf, nämlich die *naturalistisch-christliche*, die *kritisch-christliche* und die *supranaturalistisch-christliche*, welche er vor dem Tribunal der philosophischen Vernunft vereinigen will zu einer *unsichtbaren Kirche* (einer Gemeinde der Heiligen), wie denn die *supranaturalistische* schon wirklich so sich nenne, die *naturalistisch-christliche* hingegen ein *nationell gewordenes Christenthum*, oder die *Religion der Volksgenossen*, und die *kritisch-christliche* lie unter dem Namen des *Reichs der Sitten* hypostasire. Als Mittel dazu schlägt er vor ein aus der Bibel hervorgehendes Glaubensbekenntniß, die *kleine Bibel der unsichtbaren Kirche* genannt, welcher Ausdruck fürs erste nichts weiter sagen solle, als: Hierüber sind wir fürs erste bis zur brüderlichen Eintracht einverstanden. S. 188 u. 189. befindet sich auch wirklich eine Anzeige der Schritte, aus welchen diese kleine Bibel zusammenge setzt werden mochte. Diese simple Religion Jesu, welche sie darstellte, und aus welcher hernach so viele Parteyen entsprossen, wäre also das gemeinsame Fundament ihrer Gesamtsconfession, auf welches nach Belieben und Einsicht ein weiteres Gebäude aufgerichtet werden könnte, oder nach R. D. surhalten, bis zu welchem alle die später aufgetragenen und schwankenden Stockwerke wieder abgetragen werden sollten, um auf dem hellen, ebenen, weiten Grunde der Gottheit einen Altar aufzurichten. Man lasse nur, das ist wohl das sicherste Regulativ hierin, alles das weg, was nicht innerhalb den Grenzen der praktischen (auf Gesinnungen, Entschliessungen und Handlungen gerichteten) Vernunft liegt, als unachten, oder doch unwesentlichen und unnötigen Zusatz fallen, und behalte das Uebrige als reines Mittel, wie auch der Vf. der *Observation*: schon urtheilt. Dann werden gewis die mancherley Parteyen der Christen, sammt Juden, Türken und Heiden auf einen Punkt zusammenstreifen, wie auch sichtbar schon bewirkt oder doch vorbereitet wird. Den Schluß des dritten Briefs macht eine ausgeübene sehr schöne Schilderung des lln. M. Kev's von der Perfectibilität der Religion. VII. Ueber symbolische Bücher, besonders über die *Angburgische Confession* und deren Gebrauch in unsern Zeiten, von S. 306. an. Der Vf. halt nicht allein die lutherischen, sondern überhaupt alle symbolischen Bücher für unnötig und sogar schädlich, und achtet es hingegen für zweckmäßig und vorthailhaft, daß die Prediger nur verpflichtet würden auf die Bibel und den Geiſt des Protestantismus, dabey aber auch

zur Weisheit, Vorsichtigkeit und Schonung beyrn Vortrage ihrer auf sorgfältige Prüfung gegründeten Überzeugungen angewiesen würden. Wer sollte wohl nicht damit übereinkommen? Wer von dem pro und contra in Ansehung der symbolischen Bücher und der Entleerung derselben unterrichtet zu werden wünschte, kann hier recht ارزige Belehrungen und Data dazu finden. Die Unterschrift dieser Abhandlung ist: Geschrieben im Jahr 1796, revidirt (hauptsächlich wegen der im Preussischen Kirchen dieser Zeit vorgegangenen Veränderung) und überarbeitet im Frühling 1798. P. H. Zweyte Abtheilung. Schriftanzeigen und Nachrichten. Einheimische Nachrichten: 1) Einige allerhöchste Bescheide auf Gesuche um Befreyung von der neuen Schleswig-Holsteinischen Kirchen-Agende. 2) Altherhöchste — allgemeine und specielle — Verfügungen und Rescripte, die Schleswig-Holsteinische neue Kirchenagende betreffend. 3) Königl. Rescript an die Kirchenvisitationen in den Ämtern Tondern u. s. f., betreffend die Einführung der neuen dänischen Liedersammlung für die Schleswigschen dänischen Gemeinden. — Unangenehm ist es freylich, daß die neue Kirchenagende so vielen Widerstand gefunden hat, aber gewiß würde man diesen und manchen andern Unbequemlichkeiten eingangs seyn, wenn man die wohl überlegten Einrichtungen, begleitet mit zweckmäßigen Belehrungen, geradezu aus landesväterlicher Machtvollkommenheit anbefohlen hätte, und nicht die Ausführung selbst erst auf den guten Willen der Unterthanen hatte ankommen lassen, wie Rec. von beiden Fällen die entscheidenden Erfahrungen gemacht hat. Die altväterlichen Ephores, Pfarrer und Schullehrer, so wie die desigen weltlichen Beamten, hat man in dieser Angelegenheit weit mehr als die Gemeindeglieder selbst zu befürchten. In Ansehung der neuen Sonntagstexte mußte in dem Rescripte besonders dieses anschaulich gemacht werden, daß durch deren Einführung und künftige Abwechselung nicht ändern, die so wichtige heil. Schrift nach und nach mehr bekannt gemacht und erklärt werden könnte, welches bey den eierley bleibenden bisherigen Evangelien und Episteln unmöglich fallen würde. Was uns endlich bey diesen dänischen Rescripten eben jetzt mehr als sonst auffiel, war die Anrede mit Du an den Oberconsistorialrath und Generalsuperintendenten Adler. Soll es einen antiken einfachen Charakter anzeigen, nun so muß nach eben diesem Charakter auch in den Vorstellungen der Beamten der König mit Du angeredet werden. Und lage etwas anders zum Grunde, wer würde da nicht das Abblende dieses Kanzleystils mit dem von manchen andern, andern und dem jetzigen Zeitalter überhaupt empfinden?

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BRESLAU, HINRECHEN u. Lissa, b. Korn d. ä.: *Beytrage zur Befestigung des Reichs der Wahrheit und Tugend in Predigten über einige gewöhnliche*

Texte der Evangelien und Episteln. von Jacob Gaupp, evangel. Prediger zu Gaffron. 1798. X u. 310 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Predigten empfehlen sich durch eine nicht gemeine Liebe des Vfs., interessante Erscheinungen des gemeinen Lebens aufzufassen, aus einem richtigen moralischen Gesichtspunkte zu würdigen, und seine Bemerkungen darüber zwar nicht auf eine neue Weise, aber doch mit gefälliger Simplicität in einer größtentheils reinen und gut gehaltenen, auch durchgängig klaren und verständlichen Schreibart, und mit derjenigen Lebhaftigkeit, welche Zeugniß giebt, daß es selbstgedachte und selbstempfundene Dinge sind, die er sagt, vorzutragen. Je mehr aber Hr. G. wegen dieser unverkennbaren guten Eigenschaften, die seine Predigtammlung zu einem nützlichen Buche machen, und ihm bey seinen Zuhörern Beyfall und gemeinnützige Wirklichkeit sichern können, Lob und Ermunterung verdient: desto mehr bedarf er auch auf einige bedeutende Fehler seiner Arbeiten aufmerksam gemacht zu werden. Fehlerhafte Disposition der meisten, sonst im Detail mit unter sehr gut gerathenen Vorträge, dann aber vornehmlich Unbestimmtheit der Gedanken und Grundsätze und ein öfteres hin und her Schwanken in den Principien find die bedeutendsten dieser Fehler, worans nicht selten auch Seichtigkeit in den Ausarbeitungen entspringt, wie man denn überhaupt bemerkt, daß die Anstrengung des Nachdenkens gegen das Ende hin nachläßt, und so mancher zweyte Theil, wenn gleich eben da noch zuweilen erst die Hauptsache kommen soll, bey weitem flacher ausfällt, als das Vorhergehende. So will der Vf. S. 67. den glücklichen Zustand eines frommen Greises, in einer sonst schönen Rede, schildern, und kündigt demnach an, daß er ihn durch alle Stufen des menschlichen Alters begleiten wolle. — War er denn auf irgend einer der vorübergehenden schon Greis, und wird durch diese Art der Ausführung sein glücklicher Zustand als eines solchen bewiesen? Ware es nicht viel zweckmäßiger gewesen, von Seiten seiner Erinnerung an die Vergangenheit, seines Genusses der Gegenwart und seiner Aussichten in die Zukunft sein Glück darzutun? So lautet S. 103. ein Thema: Ursachen, warum die Sorgen der Nahrung jetzt so überhand nehmen, und die Eintheilung ist folgende: 1) wie es in einer Familie aussehen muß, wo sie nicht überhand nehmen sollen. 2) Ursachen warum sie überhand nehmen. Kann der Hauptsatz wieder ein Unterglied der Eintheilung werden, und hätte nicht vielmehr als Rechtfertigungsgrund von der Richtigkeit der jedesmal angegebenen einzelnen Ursachen dienen sollen? Auch bey der zehnten Predigt wird der Vf. unter eine höchst fehlerhafte Subdivision in der Classification der Vorurtheile finden. Unbestimmtheit in den Grundsätzen und fehlerhaftes Schwanken in den Principien zeigt sich besonders darin, daß hier und da ein wirklich grober Eudamonismus gelehrt und zum Grunde gelegt wird, anderwärts aber solche Aeusserungen vorkommen, - die auf mehrere Reine

heit der Sittenlehre hindeuten. So heist es z. B. nach Angabe der allerdings richtigen, doch lange nicht hinreichend erschöpfend bestimmten Verschiedenheit zwischen Glück und Glückseligkeit mit dürren Worten S. 97. „Nach Glückseligkeit muß ich vor allen Dingen trachten; sie muß das einzige Ziel meiner Wünsche, die Gebieterin meines Willens seyn.“ — wobey Pflicht und Tugend völlig wegfällt. S. 222. aber kommt folgende Aeußerung vor: „Wer irgend etwas Gutes in der Absicht thäte, um dadurch glückseliger werden zu wollen, würde, der nicht eigennützig, also nichts weniger als tugendhaft handeln? — Je weniger wir unsern Vortheil vor Augen haben, je mehr wir das Gute bloß, um deswillen thun, weil wir es für gut erkannt haben, desto tugendhafter — edler handeln wir.“ — Möge Hr. G. diese wohlmeinenden Erinnerungen beherzigen, und weniger flüchtig als es das Ansehen hat, arbeiten; so wird er ohne Zweifel noch viel Gutes leisten können.

HAMBURG, b. Hoffmann: Erinnerung an Luther's Reformation, in drey Predigten. Ein Beytrag zur Belebung ihres Geistes bey Hamburg's lutherischen Gemeinden, von Michael Wolters, Mitglied des Hamburgischen Ministeriums. 1799. 2 Bdg. Vorber. u. 8 Bdg. Text. (12 gr.)

Rac. macht es sich zur Pflicht, diese Predigten — allen jener Geschlichte Unkundigen zur Belehrung und Belebung ihrer Neugierde auf das Detail der dort nur berührten Begebenheiten, allen Predigern zum Muster und zum Studium bey ähnlichen Ausarbeitungen, allen unterrichteten Freunden des wahren Guten und Schönen zur wahrhaft erquickenden Geistes Nahrung zu empfehlen. In drey Predigten, zu deren Fortsetzung und Aneinanderreihung ihm die Einrichtung des Hamburger Mittags Gottesdienstes Gelegenheit gab, wo nicht über die gewöhnlichen Pericopen, sondern den Hamburgischen Katechismus gepredigt wird, und in Aufsehung der Art, wie dies geschieht, einige mehrere Freyheit obwaltet — (darüber und über die Beschaffenheit jenes Lehrbuchs als Text zu Vorträgen über die christliche Lehre im Zusammenhange kommt im Vorberichte viel Lebenswerthes doch hauptsächlich für Hamburgs Bewohner und geistliche Behörden Interessantes vor) — in diesen drey Predigten stellt Hr. W. 1) den Zwang, unter welchem die Kirche vor der Reformation schmachete; 2) die Beschaffenheit und das Maas der Freyheit, die ihr durch die letzte zu Theil geworden ist; 3) die Art und Weise, wie das Werk von Stratten gegangen ist, dar. Jenen unglücklichen Zustand der Kirche vor der Reformation charakterisirt er durch folgende Hauptmomente: 1) Priesterwesen und Priesterherrschaft; 2) Mönchorden mit allen ihren Gräueln; 3) unterdrücktes Ansehen der Bibel und Unkunde ih-

res Inhalts; 4) äußerste Verunreinigung und Verderbnis des Gottesdienstes und Glaubens der Christen; 5) zrohe Gefahr des Unglaubens und der gänzlichen Irreligiosität durch das neu aufgegangene Licht wissenschaftlicher und ästhetischer Cultur bey der längern Fortdauer der in den ersten vier Nummern namhaft gemachten Uebel. Die Befreyung der Kirche durch die Religion wird in den nüzlichen Puncten nur in ungeänderter Ordnung gezeigt und dargestellt: 1) als vindicirtes Ansehen der Schrift, welcher keine Kirche zur Auslegeria diene; 2) gereinigter Glaube und Gottesdienst; 3) Benutzung des jedesmaligen Lichts der Zeiten zu weiterer religiöser Aufklärung; 4) Verdrängung der Priestertyranney, und 5) des Mönchswesens; wobey jedoch der nach der Reformation eingetretene Stillstand nebst den Gründen desselben nicht verschwiegen wird. Ausgeführt ward nach der dritten Predigt das Werk der Reformation: 1) mit großem Heldemuth und Glauben ihrer Urheber; 2) mit viel Gerechtigkeits- und Friedensliebe; 3) unter völliger Entfernung von allen durch andere Begebenheiten jener Zeit (den Bauernkrieg und die anabaptistischen Handel) veranlaßten Gräueln; 4) unter sichtbarer Begünstigung der Vorsehung. Der bescheidene Vf. bekennt, daß er Plank's Meisterwerk benutzt habe; und wer würde es ihm verziehen haben, wenn er diesen Führer ungebraucht gelassen hätte! Man darf aber nur auf die mit ausnehmenden Verstande gemachte Auswahl und Stellung der Materialien, auf das Reife und Treffende in den Urtheilen, auf den edeln in allen diesen Aufsätzen herrschenden Geist, auf die ohne allen Zwang aus der vorliegenden Geschicht geschöpften Belehrungen, auf den körnigen Ausdruck, der durch das Ganze herrscht, merken, um Hr. W.'s ganz eigenthümliche Verdienste in diesen Predigten, die unter eigentlich historischen Kanzelvorträgen wohl wenige ihres Gleichen haben dürften, dankbar zu würdigen. Lächeln wird der wackere Vf. aufstreitig selbst, wenn er vernimmt, daß es ihm begegnet ist, in den Worten aus Cramer's schönen Ode auf Luthern:

Germanien wird immer heller, glaube,
Und mit ihm glaube der fraye Bruderorden.

falsch zu buchstabiren; indem *Bruder-Norden*, im Gegensatz von Germanien, den durch Sprache und Sitten diesem verbrüderten Norden (Dänemark und Schweden) bezeichnet, nicht aber, wie die Anmerkung andeutet, an einen *Brudern-Orden* oder vielmehr wie es hätte heißen müssen: *Bruder-Orden* der Augustiner in Wittenberg — das Kloster, welchem Luther angehört hatte, war bekanntlich in Erfurt und existirt noch dasebst — die sich an die Reformation angegeschlossen hätten, zu denken iß. Möchte man bey keinem Schriftsteller von Werth über bedeutendere Versehen zu klagen haben!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 4. December 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEYDEN, b. van Thoir: *Aanmerkingen over het Evangelium van Mattheus door Broerius Brocs. Eerſte Proeve.* 1795. 42 S. *Tweede Proeve.* 1795. 43 S. *Derde Proeve.* 1795. 42 S. *Vierde Proeve.* 1796. 88 S. *Vijfde Proeve.* 1796. 47 S. *Zesde Proeve.* 1796. 65 S. *Zevende Proeve.* 1796. 87 S. *Achte Proeve.* 1797. 95 S. *Negende Proeve.* 1798. 90 S. *Tiende Proeve.* 1798. 93 S. *Elfde Proeve.* 1798. 118 S. gr. 8.

Diese Anmerkungen über den Matthäus, die nur bis Kap. XII, 37. gehen, sind durch den Tod des Vfs. unvollendet geblieben. Nach der Vorrede zu dem neunten Stück sollte die Zahl der Stücke der Anzahl der Kapitel in Matthäus gleich kommen. Die Anmerkungen sind von ungleichem Werth. Der Vf. arbeitete, wie man bald sieht, nach keinem festen und wohlbedachten Plan, sondern schrieb ohne sorgfältige Auswahl seine Bemerkungen und Gedanken hin, und wurde mit jedem Stück weitchweifiger. Man findet hier Erläuterungen einzelner Wörter und Redensarten, die oft ins Kleinliche gehen; bisweilen auch Conjecturen über die Lesart, Berichtigungen der gewöhnlichen Holländischen Bibelübersetzung, Hinweisungen auf andere Schriften, wo diese oder jene Stelle erläutert ist, Zusammenstellungen verschiedener Erklärungen und Auszüge aus andern Schriften, Bemerkungen zur Verteidigung der evangelischen Geschichte und moralische Anwendungen davon, Verteidigungen älterer Vorstellungen, Abschwörungen auf andere Dinge, u. s. w. Bey allem diesem läßt sich nicht wohl sagen, welche Nasse von Lesern sich der Vf. eigentlich gedacht habe. Vieles ist in der That überflüssig, unhaltbar und unnütz; und bey aller Redseligkeit ist der Vf. doch oft bey der Hauptsache viel zu kurz. Inzwischen rißt man doch hin und wieder eigene Bemerkungen an, die wenigstens einige Aufmerksamkeit verdienen; oder zu einer nähern Untersuchung Anlaß geben können. Wir wollen unser Urtheil durch einige Proben rechtfertigen, um dadurch zugleich unsere Leser mit dem inneren Gehalt dieser Anmerkungen näher bekannt zu machen.

Bey Matthäus 1. 19. glaubt der Vf. Maria habe die übernatürliche Ursache ihrer Schwangerschaft dem Joseph entdeckt, und diese auch durch glaubwürdige Zeugnisse bestätigen können; Joseph sey aber unglaublich geblieben, ob er gleich viel dabey gelitten habe. Der Vf. wäre wohl geneigt gewesen *πιστος* anstatt

πιστος zu lesen, sagt aber doch selbst, daß kein genügsamer Grund dazu vorhanden sey. V. 20. wird die Holländische Uebersetzung getadelt. An statt *deze dingen* hätte sie *dit* setzen müssen, und *αγγελος* nicht *de Engel* des Heeren übersetzen sollen. Ueber die Sache selbst wird nichts bemerkt. V. 21. verwundert sich B. über Grotius, welcher den Ausdruck *αυτος* zunächst von der jüdischen Nation will verstanden haben. Der Engel, heist es, habe doch wohl bey der Auslegung des Namens Jesus nicht weniger dabey gedacht, und nicht weniger gewußt, als Simeon (!) V. 24. hätte die Holländische Uebersetzung *αυτος* durch *mit* ausdrücken sollen, worin mehrmals gefehlt ist. Kap. 2. 11. äußert der Vf. wieder seine Verwunderung, daß Grotius die Meynung, daß die Magier vor der Darstellung Jesu angekommen seyen, zu vertheidigen suche. Er meynt, die Worte V. 1. in den *Tagen des Königs Herodes* seyen genug, den Beweis auf einmal zu entkräften. Billig hätte man doch etwas mehr hierüber erwartet. Ueberhaupt ist das ganze Kapitel sehr dürftig gewegkommen: denn über die schwierigsten Stellen desselben ist nicht das geringste gesagt. Kap. 3. 4. wird vermuthet, Matthäus habe hier *αυτος* geschrieben, um nicht zweymal kurz hinter einander *αυτος* zu setzen, und zugleich bemerkt, Matthäus wechselte oft absichtlich mit dem Ausdruck ab, z. B. Kap. 23. 35. 36. Kap. 26. 36. Kap. 27. 53. vergl. mit 26. 32. Bey V. 12. heist es: Grotius habe den letzten Theil des Verses von dem allgemeinen Weltgericht erklärt. Nehme man dieses an, so müßte man es auch wahrscheinlich finden, daß Johannes diese große Begebenheit als sehr nahe betrachtet habe. Das Resultat einer vieljährigen Betrachtung hiezüber, welches der Vf. mittheilt, ist folgendes: Gottes Absicht war das Christenthum in dem ersten Jahrhundert mit einem grossen Glanz von Heiligkeit zu bekleiden und viele Juden zu retten. Zur Erreichung dieser Absicht war nichts geschickter, als eine baldige Erscheinung des allgemeinen Weltgerichts zu drohen, und diese Erscheinung mit der Zerstörung Jerusalems zu verbinden. Als diese Absicht erreicht war, hat Gott diese Drohung wieder aufgehoben, und unter der Vermittelung seines Sohns, wegen seiner Verdienste und Vorbitte, dem Menschengeschlecht einen weit gesetzten Zeitpunkt verschafft. Wer kann diesen Gedanken nur einen Augenblick ertraglich faden! V. 17. wird bloß die Holländische Uebersetzung in einer Kleinigkeit berichtigt. Sie hätte übersetzen müssen *deze is mijn geliefde Zoon*. Uebrigens wird mit vielen unnöthigen Complimenten auf Valkenaar hingewiesen.

Ffff

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

wiesen. Kap. 4. 1. fragt der Vf. wie ist es möglich, daß jemand, der gefunden Verstand besitzt und den Sprachgebrauch des Matthäus kennt, durch *ἀσέβεια* einen andern, als den bösen Geist verstehen kann? Er glaubt, der Teufel habe sich Jesu unsichtbar genähert, und ihm das heimlich in das Ohr gesagt, was V. 3. erzählt wird. V. 5—10. soll im Traum oder einem Gesicht vorgegangen seyn. Bey V. 11. wird der Wunsch geäußert, daß doch ein Dichter, der nicht allein die menschliche Natur und den Plan Gottes in Ansehung seiner Geschöpfe, sondern auch die Tiefen des Satans genau untersucht hat, (1) die Versuchungsgeschichte in einem ausführlichen Heldengedicht bearbeiten möchte. V. 19. wird bemerkt, daß hier eine schöne Metapher sey, und der Wunsch beygefügt, daß Scheller in seinen *praecipit. filii bene Lat.* bey einer neuen Ausgabe, eine gute Anzahl biblischer Beyspiele mit einrücken möge. Kap. 5. 22. wird die Anmerkung gemacht, Matthäus folge hier dem hebraischen Sprachgebrauch, indem er im zweiten Glied *τα πρῶτα λέγει* anstatt *πρῶτον* setze, und hey dieser Gelegenheit auch Joh. 10. 12. erläutere. Der Vf. glaubt *λέγει* sey sicherlich nicht von Johannes, sondern sey anstatt *τα πρῶτα* auf den Rand geschrieben, und auf diese Weise in den Text gekommen. Doch kommt es ihm noch wahrseheinlicher vor, daß sowohl *τα πρῶτα* als *πρῶτον* eine Randglosse sey, und daß Johannes eigentlich geschrieben habe, *ἀλλ' οὐκ ἔστιν ἀπὸ τοῦ κακοῦ πνεύματος*. Bey V. 44. wird eine lange Stelle von 7 Seiten über die Nachsucht aus den zu Amsterdam 1793 herausgekommeneu Oprekningen tot en daadzels Christendom ausgeschrieben! V. 45. ist *οὐ* ganz richtig durch Nachfolger erklärt, und die Bemerkung eingeschaltet, daß man Luc. 11. 48. anstatt *ὅτι οὐκ ἐστὶν ἐν τῷ καρδίᾳ τοῦ ἀνθρώπου* *τα πρῶτα* lesen müsse, *ὅτι οὐκ ἐστὶν ἐν τῇ*. Aus *ὅτι οὐκ ἐστὶν* soll ein Abschreiber *καὶ οὐκ ἐστὶν* gemacht haben, und nachher *καὶ οὐκ ἐστὶν* hinzugesetzt seyn. Rec. sieht gar nicht ein, warum man hier den Text ändern soll. Nach dieser Aenderung würde der Gegensatz klar matt seyn. Kap. 6. 5. tadelt der Vf. wieder die Holländische Uebersetzung, *stijlvoende* anstatt *fluende* und bey V. 8. wird angemerkt, daß die Uebersetzer bey den letzten Worten des Verses die Ellipse *οὐ* übersehen hätten. V. 24. wird übersezt *hy zal lezen hebben en geen lief hebben*. Der Vf. vergleicht Kap. 10. 23. wo *οὐ καὶ* anstatt *καὶ οὐ* gebraucht werde. V. 29. wird *ἐν* in der Bedeutung *nachdem* genommen, wie Joh. 12. 44. Matth. 26. 33. Bey V. 34. wird bemerkt, daß die Abtheilung des Kapitels unrichtig sey, und zuletzt die Vermuthung geäußert, daß Matthäus wahrseheinlich die so genannte Bergpredigt gleich nachher, als er sie gehört hatte, aufgeschrieben habe. Kap. 7. 29. wird bloß auf die Paraphrase des *van Vloten* verwiesen, aber es beliebt dem Vf. hier die achte Elegie aus *Sidranus* Hofschiu abzuschreiben, und dabey bedauert er, daß solche Gedichte nicht in die Landessprache übertragen würden, und schreibt auch noch die Elegie *de titulo crucis* ab. Kap. 8. 11. 12. wird be-

merkt, Matthäus, der sicherlich nach Lucas geschrieben habe, habe es nicht nöthig gefunden, alle Umstände des hier erzählten Vorfalls, welche Lucas bereits bemerkt hatte, aufzuzeichnen. Man sehe auch hieraus, wie sehr Matthäus den Lucas geschätzt habe; in diesen beiden Versen habe er aber einen wichtigen Theil der Rede Jesu, welchen Lucas nicht gekannt habe, ergänzt. V. 15. wird *καὶ οὐκ ἐστὶν* vorgezogen; es bezieht sich auf die Personen, welche Marcus namentlich anführt. Die Lesart *καὶ οὐκ ἐστὶν* ist dadurch entstanden, daß man nicht daran dachte, daß Matthäus sich oft der historischen Ellipse bediente. Zugleich äußert der Vf. d. n. Gedanken, daß er es für ausgemacht halte, daß Marcus früher als Matthäus geschrieben habe. Möchte doch der Vf. die Gründe für seine Meynung näher angeben und ausgeführt haben! Er kommt oft in seinen Anmerkungen darauf zurück, daß Matthäus nach Marcus und Lucas geschrieben habe. Bey V. 17. sagt der Vf., wenn es erwieslich sey, daß der wahre Sinn des *Isajas* in dieser Anführung sey überhoben worden, *to ware er, geneigt, diese Stelle als eine Einschaltung von fremder Hand aus dem Text wegzunehmen*; denn es sey unlaugbar, daß mehrere solcher Einschaltungen in den Schriften des N. Test. gefunden würden. Um das letzte zu bekräftigen, wird bemerkt, daß Marcus 7. 19. *καὶ οὐκ ἐστὶν* *καὶ οὐκ ἐστὶν* ursprünglich von jemand auf den Rand gesetzt sey, der aus dem Ganzen die Folge zog, daß Jesus den Unterschied der Speisen aufgehoben habe, nachher sey aber diese Glosse in den Text gerückt worden; und von derselben Art sey auch der Ausdruck *καὶ οὐκ ἐστὶν* Luc. 6. 1. Bey V. 22. weiß der Vf. die Härte in der Weigerung selbst und in der Art des Ausdrucks, *laßt die Todten ihre Todten begraben* nicht anders zu vertheidigen, als daß er unternimmt, daß dieser Jünger die ewige Rettung eines to theuren Blutsverwandten mit zu wenig Eifer beherzt hatte, und wegen dieser Versaumlung von Jesu so strenge behandelt wurde. Uebrigens bemerkt er, daß er die Stelle ehemals also zu verbessern gesucht habe: *καὶ οὐκ ἐστὶν οὐκ ἐστὶν καὶ οὐκ ἐστὶν καὶ οὐκ ἐστὶν καὶ οὐκ ἐστὶν*. V. 27. Matthäus, welcher hier den Ausdruck *καὶ οὐκ ἐστὶν* hat, soll hier genauer als seine Vorgänger, Lucas und Marcus, seyn, da diese die Worte den Jüngern Jesu in den Mund legen. V. 28. hier wird wieder bemerkt, Matthäus verkürze nicht allein den Bericht seiner Vorgänger, sondern verbessere ihn auch durch die Angabe der Zahl der Befessenen. Uebrigens glaubt der Vf. an eigentliche Besitzungen, der bösen Geister und findet es gar nicht ungereimt zu behaupten, daß die bösen Geister Vergnügen darin finden in Thieren und Menschen zu wohnen, um dadurch ihre Leiden einigermassen zu lindern. Kap. 9. 6. wird es als ein Beweis von dem guten Geschmack des Matthäus angeführt, daß er *καὶ οὐκ ἐστὶν* welches Marcus und Lucas Jesu in den Mund legen, wegläßt. Jesus sprach und handelte hier mit einem gewissen eiden. V. 10. *καὶ οὐκ ἐστὶν* wird von dem Ilaus, worin Jesus wohnte, erklärt. Bey V. 13. wird be-

merkt, Lucas und Marcus hätten die Antwort Jesu nicht vollkommen gewußt und nicht ordentlich verstanden. V. 14—17. glaubt der Vf. die vorhin erwähnte Mahlzeit sey an einem Tage gehalten worden, an welchem die Johannisjünger und die Pharisäer fasteten. Nach seiner Meinung giebt Jesus V. 13. nicht allein den Grund an, warum seine Jünger jetzt nicht fasteten, sondern ertheilt ihnen auch die wichtige Vorschrift: Wann ich werde gestorben seyn, müssen meine Jünger nicht gleich den vollen Gebrauch an ihrer Freyheit machen, sondern, um schädlichen Folgen vorzubeugen, noch eine Zeitlang die alten Gebräuche bey behalten. Auf diese Weise, sagt der Vf., sind die Vergleichungen, die Jesus gebraucht, vollkommen passend und schön. Das alte Kleid und der alte Schlauch sind Bilder von dem jüdischen Volk, auch dessen Denkart sich die Jünger Jesu, auch in Ansehung des freywilligen Fastens, noch eine Zeitlang richten mußten. Die Worte, mit welchen Jesus nach Luc. 5. 39. seine Antwort beschloß, halt er Vf. für einen Zusatz des Lucas, der nach seiner Wohnheit Reden, die Jesus zu verschiedenen Zeiten gehalten hat, zusammenstellte. V. 18—26. verweist Matthäus die Zeitordnung, die seine Vorgänger unrichtig angegeben hatten, kürzt ihre Erzählung ab, muß bemerkt in dem 26 V. noch einen wichtigen Umstand, den jene ausgelassen hatten. Kap. 2. 1. die Anstellung der zwölf Apostel soll gleich nach den Begebenheiten des Tages, da Levi oder Matthäus das Zollhaus verließ, geschehen seyn: athaus, bey dem so manche historische Ellipse vorkommt, übergeht sie mit Stillschweigen, Lucas und Marcus haben aber die Wahl der Apostel in einer ganz unrichtigen Zeitordnung beschrieben, indem sie viel früher setzen. Der Vf. sagt, einen gröbren Irrthum in Ansehung der Zeitfolge konnten sie nicht gehen! Bey V. 4. wird die Frage aufgeworfen, ob der Mensch Jesus, als er den Judas zum Apostel wählte, gewußt habe, daß er sein Verräther seyn würde? Der Vf. glaubt es nicht, sondern hält es wahrscheinlich, daß es dem Heiland erst nachher entdeckt worden. Er glaubt, Jesus habe es eher für rathsam gehalten, diesen unverbesserlichen Menschen von seiner Gesellschaft auszuschließen; er habe aber gesucht, ihn durch ein hartes Wort zum freywilligen Weggehen zu bewegen Joh. 6. 70. 71. In dem solchen Versuch habe Jesus wenige Tage vor seinem Tod gemacht, dieser sey aber nicht gelungen, sondern habe eine ganz andere Wirkung gehabt. 3. Kommt in der Rede Jesu verschiedenes vor, welches nach Lucas und Marcus theils bey der Auswahl der liebzig Jünger, theils bey andern Gelegenheiten ist gesagt worden. Der Vf. glaubt aber nicht, daß Matthäus hier verschiedenes zusammenstellt, was nicht zusammen gehöre; er versteht vielmehr, Matthäus habe die Reden Jesu sich aufgeschrieben, und nachdem sie Jesus überhört habe, sorgfältig aufbewahrt. Wollte man nicht annehmen, daß Jesus einiges zweymal gesagt habe; mußte man eher glauben, daß Lucas ein einzelnes

Fragment von dieser Rede bekommen, und es da eingefchaltet habe, wo es am schicklichsten hielte; denn er habe sich diese Freyheit mehrmals erlaubt. Bey V. 5. 6. wird bemerkt, die Hauptabsicht dieser ganzen Sendung sey gewesen, die jüdische Nation zu bewahren, daß sie sich des größten Greuels, des Mords des Messias, nicht schuldig machen möge. Diese Absicht erforderte die möglichste Eilfertigkeit, und liess es nicht, daß die Apostel sich jetzt mit der Bekehrung der Samariter und Heiden beschaffigten. Hier erlaubt sich der Vf. wieder eine lange Ausschweifung, indem er die Cantate von Ramler, die Hirtin bey der Krippe zu Bethlehem, von Lantelaar übersetzt, einschaltet, desgleichen eine Ode an den Erlöser von Feich. Bey V. 10. wird die Schwierigkeit, die sich bey der Vergleichung der übrigen Evangelisten in Ansehung des Ausdrucks *αὐτοὶ οὐκ ἔδειξαν* findet, also gehoben. Es kann seyn, daß Jesus, da er den Aposteln seine Befehle gab, ihnen das Mitnehmen eines Stabs verbot, aber diesen Befehl, ehe die Jünger die Reise antraten, auf ihr Ersuchen wieder zurücknahm. Bey V. 16. heisst es, Jesus gedanke hier wehlich der Thiere als Beispiele der Vollkommenheiten, nach welchen die Menschen streben müssen; und dabey wird die Bemerkung gemacht: warum treten doch viele moralische Schriftsteller und viele Prediger so selten in diese Fußstapfen? Ich wünschte, sagt der Vf., daß sie alle das Buch lesen möchten, welches vor einiger Zeit zu Paris unter dem Titel: *Instructions, tirees de l'exemple des animaux sur les devoirs de la jeunesse*, herangekommen ist. Damit begnügt sich aber der Vf. nicht, sondern schreibt auch einige Beispiele aus, und beklagt, daß es das Buch selbst noch nicht habe erhalten können. V. 30. bemerkt der Vf., er finde, daß in der Ausgabe von Griesbach *μαται* ausgelassen sey, welches wohl ein Druckfehler sey. Matthäus habe eine Handschrift angeführt, worin das Wort fehle. Wäre die Zahl der Handschriften größer; so würde er vermuthen, Matthäus habe sich elliptisch ausgedrückt; und daß das Wort *μαται* aus Luc. 12. 7. hier sey eingefchaltet worden. Kap. 11. 2. vertheidigt der Vf. unter *οὐκ ἔδειξαν* nicht seine Wunder, sondern sein Betragen im allgemeinen. Er glaubt Johannes der über sein trauriges Loos in Gefängniß sey verdrießlich geworden, und auf Rettung gehofft habe, habe endlich im Ernst angefangen zu zweifeln, ob Jesus der Messias sey. V. 12. wird *βίβλου* in der passiven Bedeutung genommen. Der Vf. umschreibt die Stelle also: doch man verwundere sich nicht zu sehr über die weitgehende Verirrung dieses ausgezeichneten Mannes. Die Umstände der Zeit haben ihn in Verwirrung gebracht. Von dem Anfang seiner Predigt an bis jetzt wird das Himmeleich mit einer tollen Wuth angefallen, und rasende Macht habend vom weltlichen und geistlichen Stande suchen es wegzuräumen. Auch hieran stoße sich niemand. Denn alle Propheten und das Gesetz, ja Johannes selbst, haben dieses vorhergesagt.

Wir glauben, daß diese Proben hinreichend sind, um diese Anmerkungen selbst zu würdigen. Mehreres auszuzeichnen verstattet der Raum nicht. Wer sich überwinden kann, die Stücke ganz durchzulesen, der wird hin und wieder noch einiges brauchbare und bemerkenswerthe finden.

PHILOGOLOGIE.

HALLÉ, b. Gebauer: *Deutsch-französisches Wörterbuch aller solcher Hauptwörter, deren sinnliche Gegenstände für die Anschauung 6—12 jähriger Kinder gehören und passen; oder der vornehmsten Mineralien, Pflanzen, Thiere, Menschenarten, Elemente, Weltkörper, Kunstwerke, Instrumente, Maschinen, Materialien, Handelsartikel, ihrer einzelnen Theile und Kunsstausrücke, nebst häufig eingelassenen deutsch-französischen Redensarten um bey den einzelnen Gegenständen denken, und über dieselben Französisch sprechen zu lernen. Als ein unentbehrliches Elementarhülfsmittel zum Sprechenlernen des Französischen herausgegeben von Christian Carl André, Director der protestantischen Schule in Bräun. Dritter Theil. N—See. 1799. 540 S. Vierter Theil. Seef—Z. 606 S. 8.*

Hiermit ist dieses Wörterbuch beschloffen, dessen erste Theile A. L. Z. d. j. Nr. 33. von einem andern

Recensenten angezeigt worden. Wir stimmen ganz mit dem Urtheile desselben überein, daß der Herausgeber sich in dem Titel vergiffen, und seinem Wörterbuche eine ganz andere Bestimmung angewiesen hat, als es der Einrichtung nach haben kann. Wie sollten Kinder von 6 bis 12 Jahren zu einer solchen Menge technologischer und naturhistorischer Begriffe kommen, die den meisten Erwachsenen grofstentheils ihr ganzes Leben hindurch unbekannt bleiben? Wie könnte das Buch also ein Elementarhülfsmittel, noch dazu ein unentbehrliches seyn! Wie kann man wohl durch Redensarten denken lernen? Warum soll es gerade zum Sprechenlernen dienen, da es weit eher bey Französisch-Schreibern gebraucht werden kann? Da es nun doch ein sehr vollständiges Verzeichniß der technischen und naturhistorischen Hauptwörter ist, das nicht etwa nur aus einem deutschfranzösischen Dictionnaire ausgezogen, sondern, wie man sieht, aus mehreren zusammengetragen ist; so würde der Verleger am besten thun, es unter dem Titel: *deutschfranzösisches technologisches und naturhistorisches Hauptwörterbuch, (oder Onomasticon)* zu verkaufen, da es denn sowohl Franzosen, die deutsch lernen, beym Lesen deutscher Bücher aus jenen Fachern, als auch Deutschen, die über solche Materien französisch schreiben wollen, brauchbar seyn wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. Göttingen, b. Dieterich: *Predigten zur Beförderung oder Geförderung für gebildete Leser, von J. F. Hüters, Prediger zu Stotel im Herz. Bremen. 1799. 132 S. 8. (6 gr.)* Der Predigten in diesen Bogen sind vier. I. Von der Herrschaft des Willens über die Begierden und Leidenschaften. II. Die Veranlassungen Gottes zur Veredlung des menschlichen Verstandes. III. Die Nothwendigkeit der Selbstprüfung über unsere Gefinnungen und Handlungen. IV. Die Schönheit der Tugend der Mitleidenschaft. Man findet darin Bestreben nach einer gründlichen und erschöpfenden Behandlung der gewählten Materien, und lobliches Bemühen die Principien der reinen Sittenlehre zur Grundlage der ertheilten Belehrungen zu machen, ihnen eine möglichst ausgedehnte Wirkksamkeit zu verschaffen. Auch mangelt es dem Vf. nicht an guten psychologischen Einsichten zur treffenden Erklärung so mancher Phänomene in der moralischen Welt, oder zur Aufstellung nützlicher Rathschläge, die ins Gebiet der moralischen Klugheitslehre gehören; und man sieht aus so manchen Wendungen im Vortrage, daß er sich da vornehmlich nach Zollikofer gebildet haben mag. Freylich ist wohl mehr die Manier, als der Geist jenes Modells in diese Vorträge übergegangen. Denn bey vielerley Wahrem und Gutem, was darin enthalten ist, sind sie von dem Vorwurfe der Eintönigkeit, Trockenheit und Langweiligkeit auch eines schleppenden Stils nicht völlig frey zu sprechen. Der Vf. versteht

nicht genug die Kunst, seine Leser für den Stoff, woran er zu sprechen willens ist, und für die von ihm gewählte Ansicht desselben zu interessieren, und seine Eingänge sind, in dieser Absicht fast insgemein — nicht zu kurz, was man vielmehr loben muß, — sondern zu flach. Zuweilen fehlt es den Gedanken sehr auffallend an der nötigen Bestimmtheit, woron die ganze zweite Predigt einen Beleg abgibt; denn was laßt sich wohl bey Veredlung des Verstandes eigentlich denken, da das Edle ursprünglich in das Gebiet der Sinnlichkeit gehört, was am aller deutlichsten aus der S. 46. gegebenen Erklärung erhellt: „ein edler Verstand ist derjenige, den man „seiner Bestimmung gemäß anwendet.“ — wo liest hier das Edle? Im Verstande als Erkenntnisvermögen! Oder im Gebranche der davon gemacht wird, und dem Willen angehört? — Viel ließe sich auch gegen die Richtigkeit der Dispositionen in den ersten drey Predigten, wie nicht minder dagegen einwenden, daß einer vnieltheil bezietelten Vollständigkeit wegen so manches mit aufgenommen ist, was nur sehr nebenher zu den verhandelten Materien gehört oder fogar unter bereits da gewesene allgemeiner Begriffe subsumirt werden konnte. woher namentlich die erste dieser Predigten zu einer ermüdenden Länge angewachsen ist. Ungern vermüß man endlich eine angelegentlichere Anwendung der jeztmaligen Texte, woran in Nr. II. fast gar nicht, und in Nr. I. und IV. nur wenig gedacht ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. December 1799.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Dupont: *Connaissance des temps à l'usage des Astronomes et des Navigateurs, pour l'année V. de la République Française*, du 23 Sept. 1796 au 21. Sept. 1797. — Publiée par Ordre du Bureau des Longitudes. De l'Imprimerie de la République. L'an 4 de la répub. franc. (Fevrier 1796). 392 S. — *pour l'année VI. de l. R. F.* du 22. Sept. 1797 au 22. Sept. 1798. — L'an 4 de la R. F. (Août 1796). 472 S. (mit 2 Kupfertafeln.) — *pour l'année sextile VII. de la R. F.* du 22. Sept. 1798 au 22. Sept. 1799. — Floréal, an V. (May 1797). 494 S. — *pour l'année VIII. de la R. F.* du 23. Sept. 1799 au 23. Sept. 1800. — Pluviose an VI. (Febr. 1798). 503 S. — *pour l'année IX de l'Ere de la République Française* — Fructidor an VI. (Septemb. 1798). 500 S. 8.

Die Pariser Ephemeriden, unter dem Namen der *Connaissance des temps* bekannt, gehen schon eine lange Reihe von Jahren ihren ununterbrochenen Gang fort, da sonst alles Alte auch in Ablicht auf wissenschaftliche Institute, und selbst das uralte *Journal des Savans* vom Strome der Revolution verschlungen, oder doch merklich umgewandelt worden. Die Herausgabe ist nun dem Bureau des Longitudes anvertraut; die Rechnung des Himmelslaufs ist, wie in den zwey letzten Bänden, von Lemery, Bouvard und Prevost, Erklärung und Gebrauch des Calenders und Redaction des Anhangs von La Lande. Um dieses Anhangs willen: *Additions et Tables nouvelles* sind diese Ephemeriden auf mehrere Jahre, und auch für auswärtige Astronomen, brauchbar. Es ist darin von S. 201 — 392. enthalten: 1) *La Lande's* Verzeichniß von tausend Sternen innerhalb der 45 ersten Grade des Abstandes vom Nordpole, nach gerader Aufsteigung und Abweichung sammt deren jährlicher Veränderung auf den 1. Jan. 1790. La L. theilt die Resultate seiner Bearbeitung eines neuen betrachtlichen Sternverzeichnisses nach und nach den Astronomen mit, und fängt mit Sternen der nördlichen Hemisphäre an, weil die Lage derselben genauer zu kennen ein längst empfundenes Bedürfnis der Sterkundigen war. Die Abweichungen sind mit einem 7^{en} füssigen Mauerquadranten, die geraden Aufsteigungen mit einem Mittagsfernrohr auf der Ecole militaire von Le François beobachtet. 450 von den tausend hier aufgeführten Sternen stehen noch in keinem Verzeichnisse: die meisten Sterne dieser Sammlung sind indess nicht über zwey bis A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

dreymal beobachtet; La L. verspricht, mehrere Beobachtungen nachzuholen; was wirklich zur Verhinderung der Zuverlässigkeit dieser Beobachtungen nicht unnütz seyn dürfte. (In dem neuen Sternatalog von Zach sind die meisten Rectificationen zehnmal und darüber, einige bis zwanzigmal beobachtet, und ein Mittel daraus gezogen. Vergleich. *Bode's* astron. Jahrb. 1800.) 2) Berechnung der Länge zur See mittelst der Abstände des Monds von der Sonne und von Fixsternen, eine Abbildung des königl. spanischen Schiffscapitains, *de Mendoza y Rios*. Die Methode der Mondsdistanzen, die man hauptsächlich in England zur Vollkommenheit zu bringen gesucht hat, hat des Geographie, zur See besonders, schon gute Dienste geleistet: man hat bekanntlich neuerdings durch correspondirende Mondsdistanzen, an verschiedenen Orten beobachtet, die nämliche Methode zur Bestimmung der geographischen Längen auf dem feilen Lande anzuwenden, und ihr dadurch einen neuen Schwung zu geben versucht (worüber von Zach im astron. Jahrb. 1799 nachzulesen) sie bleibt also immerhin für die Erdkunde zur See sowohl als auf dem feilen Lande, verbunden mit dem Gebrauche der Chronometer, nicht unwichtig. *De Mendoza* betrachtet das Problem in seiner Allgemeinheit: die Anwendung der Formeln, die er giebt, ist von ihm durch Hölstseifen erleichtert worden; sie setzen den Gebrauch der Sinus voraus, welche sammt ihren Logarithmen für den ganzen Quadranten in den neuen Tafeln zur Schiffsfahrtskunde dieses talentvollen Seeofficiers künftig erscheinen sollen. 3) *Le François's* Verzeichniß von 34 Sternen, deren gerade Aufsteigung, nach harmonisirenden Beobachtungen von ihm selbst. *De Lambre* und von *Zach*, auf eine Secunde genau bestimmt ist. 4) Sammlung astronomischer Beobachtungen in und außer Frankreich von den Jahren 1796 bis 1793. Eben so vom J. 1795 mitgetheilt und zum Theil berechnet von *La Lande*. Er findet die Länge von *Philadelphia* aus einer daselbst beobachteten ringförmigen Sonnenfinsternis vom 3. April 1791 = 5 St. 10' 3" weülich in Zeit von Paris. *Marseille* liegt nach der Sonnenfinsternis 5. Sept. 1793 um 12' 15" östlicher als Paris; aus der Sonnenfinsternis 24. Jun. 1778 hatte *Méchain* 12' 14" gefunden; die französischen *Dreyecke* aber gehen nur 12' 8". 5) Neue Bestimmung der Bahn des Mercuris, erste Vorlesung der mathematischen Classe im Nationalinstitut, von *La Lande*. Seit dem die Beobachtungen Mercuris in neuern Zeiten zahlreicher werden, ist seine Theorie anscheinlich verbessert worden; *La L.* hat dieser

G g g g

schwie-

schwierige Planet seit 40 Jahren sehr viele Mühe gekostet, um seinen Mercurstafeln den Grad von Vollkommenheit endlich zu geben, den sie, mit den neueren Beobachtungen verglichen, wirklich erreicht haben. 6) Neue astronomische und auf Astronomie sich beziehende Schriften, kurz angezeigt. Darunter auch: *Transactions of the American philosophical Society*. Vol. 3. 8. 1793. Der vorst. *Ritters* hat die Breite von Philadelphia $39^{\circ} 57' 10''$ und die Länge $5^{\circ} 34' 56''$ westlich von Paris (mit $14^{\circ} 7$ Sec. kleiner als oben). In dem: *Result of astronomical observations, made in the interior parts of North-America*. London, printed for A. Arrowsmith, 1794. 4. kommt eine Reihe für die Geographie der nordamerikanischen Staaten gesammelter Beobachtungen vor; sie sind meistens von Capitän *Turnor*, einige auch von *Hales* und *Cook* angefertigt; und begreifen einen Strich von 47 bis 66° nördlicher Breite. *Cook* fand 1778 die Breite von Nootka-Sund $49^{\circ} 36'$ die Länge $126^{\circ} 42'$ westlich von Greenwich. 7) Astronomisches Tagebuch der Jahre 1782 — 1788 von L. L., welcher hier anfängt, das, was in der Astronomie vorzüglich in jedem Jahre geleistet worden, von da an zu erzählen, wo *Bailly's* *Histoire de l'Astronomie* aufhört. 8) Ueber die Länge von Madrid. Aus einer Bedeckung des Jupiters 23. Jun. 1793 schloß L. L. diese Länge $24^{\circ} 7'$ westlicher in Zeit als Paris, aus einer Sonnenfinsternis desselben Jahrs $24^{\circ} 11'$, aus der Bedeckung des Aldebaran, von *Megnie* am 31. Oct. 1792 beobachtet, $24^{\circ} 6''$. Das Mittel giebt $24^{\circ} 5''$. Vorher hatte L. L. $23^{\circ} 50''$ angenommen. 9) Ringförmige Sonnenfinsternis 3. Sept. 1793 zu Bergen und Christianfund in Norwegen beobachtet, und daraus berechnete Länge dieser Oerter von L. L. 10) Meteorologische Beobachtungen, auf der Nationalsternwarte zu Paris im zweyten Jahre der Republik angestellt von *Bouvard*. — Liste der gegenwärtigen Mitglieder des Bureau des Longitudes.

Die astronomischen Abhandlungen und Nachrichten, welche in dem im August 1796 erschienenen Bande von S. 203 — 472 gehen, begreifen wieder größtentheils Aufsätze, von Hn. La Lande entweder vorstehend oder mitgetheilt. 1) Ueber die eigene Bewegung verschiedener Sterne von *Gröme La Lande*. Hr. La Lande hat die von ihm beobachteten Declinationen mehrerer Sterne mit den Flamsteedschen, und die Rectascensionen von 1790 mit jenen, welche schon 1740 durch *Le Monnier* beobachtet worden, verglichen, und daraus die eigenen Bewegungen bestimmt. Es hätten auch, außer den Tab. Mayerischen, neuere deutsche Arbeiten, z. B. des Hn. *Trifonecker's* in den Wiener Ephemeriden, und Hn. von *Zach* in seinen Tab. *Motus Solis* verglichen und benutzt werden können, zumal über einen Gegenstand, der, wie auch die von Hn. La Lande zusammengestellten Resultate zeigen, einer weitern Erörterung noch sehr bedarf. So erscheint hier z. B. die eigene jährliche Bewegung des Aldebaran in gerader Aufsteigung, nach *Bradley* + $0''$, 01 nach

Lacaille + $0''$, 18, nach *Le Monnier* + $0''$, 37 mit *Brady* 37 mal geringer als bey *Le Monnier*; eben so eigene Bewegung des Regulus in der Rectascension — $0''$, 33 nach *Bradley* — $0''$, 15 nach *Lacaille* und + $0''$, 27 nach *Le Monnier*. 2) Neue Mercurstafeln von La Lande. Die Tafeln dieses Planeten, welcher lange genög dem Calcul der Astronomen Trotz geboten hatte, sind nun von den genauesten, die man hat. In den Argumenten der Breite fand Hr. La Lande nichts in seinen vorigen Tafeln zu ändern nöthig. Hr. *Oréau* hat die Störung dieses Planeten durch Venus mit Zuziehung der dritten Potenz der Excentricität berechnet, und sehr beträchtlich gefunden: diese Tafeln enthalten noch nichts hiervon. 3) Ueber die Saturnstrabanten. Hr. La Lande verbessert seine altern Tafeln für diese Trabanten aus Hn. *Herschel's* neuern Beobachtungen. In Deutschland hat vorzüglich Hr. *Inspector Köhler* mit den Tafeln dieser Trabanten sich beschäftigt. (Vergl. Hn. *Bode's* astron. Jahrbücher 1794 und 1796). 4) Berichtigung eines Irrthums von *Kepler* über die Krümmung der scheinbaren Mondsbahn. Wie Hr. La Lande bemerkt, so hatte *Kepler* in seinen *Paralipomena ad Vitellionem* S. 302. den Abstand des culminirenden Puncts der Ekliptik vom Nonagesimus $32'$ statt $42'$ gesetzt; daher sein Irrthum in der Breite des Mondes bey Berechnung der Sonnenfinsternisse von 1598. (Rec hat sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung durch Wiederholung der *Keplerschen* Rechnung, *Paralipomena*, S. 302. überzeugt, und gefunden, daßs bis zu der Größe N = culmin. Punct der Ekliptik, *Kepler* ganz richtig gerechnet hat: aber nun setzt er MN, oder Abstand des Puncts N vom Nonagesimus = $32^{\circ} 20'$ und NV, oder Breite des Zenit (d. h. Complement der Höhe des Nonagesimus) = $08^{\circ} 33'$, statt daßs Rec. MN = $42^{\circ} 36'$ und NV = $65^{\circ} 9' 16''$, mit Voraussetzung der *Keplerschen* nur in der Länge der Sonne etwas unrichtigen Elemente gefunden hat.) *Keplers* gebührt indess immer die erste Idee, wie aus Sonnenfinsternissen die geographische Länge berechnet werden könne, eine Methode, die erst im J. 1750 von *Grifchow* wieder hervorgefucht wurde. 5) Ueber Vorrückung der Nachtgleichen. Hr. La Lande macht sie wirklich $50''$, 15 daher jährliche Veränderung der Abweichung in der Gegend der Aequinoctien $20''$, 029 und erster Theil der jährlichen Veränderung in der Rectascension $45'$, 98: hiernach sind von Hn. La Lande Tafeln für die Präcession in gerader Aufsteigung berechnet. 6) Verschiedene astronomische Beobachtungen in und außer Frankreich, gesammelt und meist mit Berechnungen begleitet von La Lande. Darunter: Gegensehein des neuen Planeten zu Paris 1796. Sternbedeckungen ebendasselbst beobachtet. Jupiters und Sternbedeckungen aus Milano, Genf, Göttingen, Berlin, u. s. w. nebst Berechnungen der geographischen Länge aus denselben: unter ihnen auch eine Sternbedeckung von der taubstummen *Elisabeth Picot* zu Genf beobachtet. Beobachtungen aus Montauban, Mirepoix, (wo Hr. *Vidal* besonders den Mercur sehr eifrig verfolgt) Andernach, Nor-

Marſeille, Serberg. 7) Tafel, die Culmination der Fixſterne zu berechnen von *La Lande*. Eine ähnliche von *Hn. Delambre* iſt im Berliner aſtronomiſchen Jahrbuch 1790 eingerückt; ſie weicht aber von der *La Landeſchen* ab, weil *Hr. Delambre* bey Angabe des Proportionaltheils der taglichen Voreilung der Fixſterne ſchon die wahre eigentlich erſt zu ſuchende Culminationszeit in den Argumenten vorausſetzt; bey *Hr. La Lande* muß man entweder die Rechnung der Culmination wiederholen, oder gleich Anfangs dem Argumente für jede 6 Stunden ungefähr 1 Minute zuſetzen. Rec. hält die *De Landeſche* Einrichtung für bequemer. 8) Methode, die Reduction der Distanzen (der ſcheinbaren auf die wahre) zu vervieſfachen, um ſie merkbarer zu machen, und dadurch den Fehler des Inſtruments zu ſchwächen, von *Borda*. 9) Theorie der verſchiedenen zur Erfindung der Länge auf der See gebrauchten Methoden, welche die ſcheinbare Distanz zweyer Geſtirne in die wahre verwandeln lehren, von *Pierre Levaque*. Der Vf. leiht alle für die Erfüllung dieſes Zwecks denkbar Methoden von Einem Princip der ſphäriſchen Trigonometrie ab, und führt ſie auf ſechs Hauptgleichungen oder Grundfor-~n für die wahre Distanz zurück. In der verſchiedenen numeriſchen Entwicklung dieſer Gleichungen beſteht der Geiſt der verſchiedenen bisher vorgeſchlagenen Auflöſungsarten, unter welchen die von *Borda*, *Pemberton*, *Daluge* und *Dunthorne*, genauer aus einander geſetzt, und die Beweiſe davon gegeben werden. *Hr. Levaque* gedunkt auch der Näherungsmethoden eines *Lacaille*, *Lyons*, *Witchell's* und *Muſſelſhynes*; er will dem *Bureau des Longitudes* vorſchlagen, unſtändliche Tafeln für den Gebrauch der *Dunthornſchen* Logarithmen, deren Gebrauch er beſonders empfiehlt, berechnen zu laſſen. Für die gewöhnlichen Seefahrer ſeyen *Margett's* Karten das Beſte; man müſſe aber ſuchen, die Seefahrer von den bisher üblichen bloß mechanischen Auflöſungen zu entziehen. 10) Gerade Aufſteigung von 150 Sternen auf das Jahr 1790 von *Le François* auf der *Ecole militaire* beobachtet. 11) Verſchiedene Bemerkungen von *La Lande*, aſtronomiſchen, geographiſchen, auch phyſikaliſchen Inhalts. *Hr. La L.* iſt nicht zufrieden, daß *Hr. Herſchel* in einer Abhandlung über die Sonnenflecken in den philoſophiſchen Tranſaktionen 1793 häufig ſagt: er habe dieſe Flecken unterhalb der erleuchteten Fläche des Sonnenkörpers geſehen; ſo etwas laſſe ſich nicht wahrnehmen; auch ſieht es in geradem Widerſpruche mit der von *Hn. La L.* vertheidigten Meynung, daß die Sonnenflecken Berge ſeyen. — Die Meridian-differenz zwzwiſchen *Greenwich* und *Paris*, glaubt *Hr. La Lande* zuſolge der vom *General Roy* und *Hn. Dalby* vorgenommenen Meſſungen auf 9' 21" ſetzen zu müſſen, wenn man die Abplattung der Erde $\frac{1}{230}$ annimmt; *Hr. Dalby* findet 9' 20", 3 und 9' 19", 7 nach angebrachten ſtarken Aenderungen bey dem Peruanischen und anderwärts gemeſſenen Graden, und mit Feilbaltung der Newtonſchen Abplattung zu 1/230. Daß übrigens die gemeſſene Größe des Lapp-

händiſchen Grades um einige 100 Toiſen fehlerhaft ſeyn möge, glaubt *Hr. La L.* ſelbſt, theils wegen geringer Genauigkeit eines Theils der aufgenommenen Dreyecke, theils wegen merklicher Anziehung hoher Gebirge, die nach *Platet's* Meynung, welcher bey'm Venusdurchgange 1796 die vornehmſten zur Gradmeſſung gewählten Stationen näher unterſuchte, auf die Richtung der Schwere und die Reſultate der Lappländiſchen Beobachtungen großen Einfluß haben mochten. — Die Seculargleichung der Schiefe der Ekliptik macht *Hr. La Lande* jetzt 35 bis 36 Sec. groß, nach genauerer Diſcuſſion der älteſten Beobachtungen. — Unterſuchungen über die mindere Höhe der Seine in verſchiedenen Monaten des Jahrs, auch über die Höhe von *Paris*, über der Meeresfläche. — Merkwürdige Auszüge aus dem Tagebuche eines Seemanns auf der Fregatte, der *Adler*, vom 17. Jun. 1738 bis zum 12. März 1739 über die von *Bouvet* am 1. Jan. 1739 entdeckte, und von *Cook* nachher nicht wieder gefundene Inſel, *Cap de Circuſion*, unter 54° ſüdlicher Breite und 27° Länge. Nach dieſen Berichten, ſo wie nach *Bouvet's* Privatäußerungen gegen *Pingré*, wäre an der Exiſtenz dieſes Caps nicht zu zweifeln. *Hr. La Lande* wirft einige Zweifel auf, ob *Cook*, als er das Cap nicht finden konnte, auch unter der richtigen Länge und Breite es geſucht habe. — An *Laperouſe's* Reiſebeſchreibung iſt ſchon vieles in *Paris* gedruckt. Unglücklich lief auch die letzte Expedition nach *Neuholland* ab; der Capitän *Entrecasteaux* ſelbſt wurde vergiftet, der Roſſel mit den Reiſejournalen von den Engländern gefangen. — Mittheilungen des *Hn. La Lande* über den Gang der Magnetnadel: der Theil der Erde, wo der magnetiſche Nordpol liegt, hat vom 15. May bis 27. Jul. beſtändig Sonne, und vom 16. Nov. bis 25. Jan. beſtändig Nacht; nun er giebt die Beobachtung, daß die Magnetnadel vom Pole ſich entfernt, und gen Weſten abweicht vom Jan. bis zum April, gerade in der Zeit alſo, wo die Sonnenſtrahlen minder wirksam ſind; dagegen weicht ſie gen Oſten ab vom April bis Julius; aus dem gleichen Einfluße der Sonnenſtrahlen erklären ſich auch die täglichen Abweichungen nach *Cassini's* Beobachtung. Die elektriſche Materie, welche auf den Magnet wirkt; hat nach *Franklin* und *Buffon* eine Tendenz gegen die Weltpole; daher bey vertheilter Wärme jenes Streben des Magnets gegen den Nordpol. 12) Tafel, um ſtuben des Polariterns, bis auf drey Viertelstunden vor und nach der Culmination beobachtet, auf die Mittagshöhe zu reduciren, für die Breite von *Paris* berechnet von *Borda*; ſie nehmen 16 S. ein. 13) Beſchreibung eines *Lenoirſchen* ganzen Kreiſes, nach *Borda's* Manier, von *Frederic de Biſſy*. Der Kreis hält 10 Zoll im Durchmeſſer, und iſt nach dem neuern Maßſyſtem in 40° Grade getheilt. Eine Kupfertafel am Ende des Blatts enthält die Abbildung des Inſtruments. *Hr. de Biſſy* gedunkt auch der deutſchen Abhandlung des *Hn. von Zach* über dieſe Kreiſe in *Hindenburgiſchen* Archiv für Mathematik 1795: 4. Stück, und handelt noch beſonders von dem Ge-

brauche des ganzen Kreises bey astronomischen Beobachtungen. 14) Einiges von Inhalte verschiedener neuer astronomischen Schriften aus Frankreich, England, Deutschland, Italien, auch Bemerkung sämmtlicher in Beziehung auf die neuen republikanischen Maaße in Frankreich erschienener Schriften. 15) Geschichte der Astronomie, oder Fortsetzung der astronomischen Annalen für die Jahre 1789. 1790. 1791 von La Lande, zugleich die Eloges von Jac. Andr. Mallet aus Genf, und Dagelet, eines geschickten Züglings von Hn. La L. und sehr thätigen Astronomen, der wahrscheinlich als Reisegesellschafter von Laperouse ums Leben kam; auch Beyträge zur Biographie von Peter Engeschk, Johann Bernoulli und Usher.. 16) Elemente des Kometen von 1795, durch Hn. Bourvard und Prosperin berechnet. 17) Meteorologische Beobachtungen auf der Sternwarte der Republik im dritten Jahre, von Hn. Bourvard angestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Leo: *Die vier Jahreszeiten in bildlicher und erzählender Darstellung für Kinder.* Mit illuminirten Kupfern, nach der Natur gezeichnet von Arnold, gestochen von Capienz. *Frühling.* April. 3 Kupfertafeln. 1798. 105 S. *Frühling.* May. 4 Kupfer. 1798. 76 S. *Juny.* 10 Kupfer. 1799. 64 S. 4. (4 Rthlr.)

Schon vier Jahre früher kamen in denselben Verlage ähnliche Lieferungen unter dem ähnlichen Titel heraus, aber jede Jahreszeit wurde in einem Hefte von etwa acht Bogen beschrieben. Hier ist die Ausführung erweitert und auf eben so viel Bogen nur das geliefert, was auf einen Monat Beziehung hat. Rec. zeigete jene frühern Hefte als brauchbar für die

Jugend an, und fand die Wahl und Behandlung der Gegenstände gut, angenehm, für Kinder faßlich, und mit dem guten Geschmack übereinstimmend. Ein gleiches kann er von dieser vermehrten Ausgabe versichern, und der Vf. hat den größern Raum auf eine gleiche Weise zu Anführung wesentlicher und nützlicher Kenntnisse gebraucht, ohne weitläufig zu werden. Die Reihe der Materien in jedem Hefte ist ungefahr folgende: Erklärung des Namens und Hauptcharakters des Monats, Arbeiten auf dem Feld in den Gärten, bey der Viehzucht, der Jagerey u. Forstcultur, und bey der übrigen Haushaltung, Bemerkungen über die Veränderung des Wetters, endlich Schilderung der in dieser Zeit merkwürdigen Pflanzen und Thiere. Es ist alles leicht, ohne geringste Anstrengung, und doch mit einer Fülle so lauter zur Sache gehörenden Kenntnissen versehen; selbst neuere Erfahrungen und Theorien sind nach ihrem innern schönen Gehalte eingekocht und der Jugend genießbar gemacht. Ueberall sind ohne Pedanterey, und an der rechten Stelle, moralische Winke beygefügt, und jede schickliche Gelegenheit ist benutzt, um merkwürdige Sachen im Zusammenhang zu erzählen, oder auf Fehler, und ihre Vermeidung aufmerksam zu machen. Nur selten, wie S. 23. im Juniushefte, wo zu viel von metaphysisch, dephlogistisirter Luft, und vom Phlogiston gesprochen wird, scheint sich der Vf. vergessen zu haben. Die Kupfer sind nicht durchaus, wie sie seyn sollten. Die Thiere, in diesen Heften lauter Vögel, sind zu etwas steifer und härter, als nothig wäre, aber übrigens brav gearbeitet. Von den Pflanzen kann man das nicht sagen. Sie sind so bunt, daß sie von gewirkten Tapeten oder von Wachsstuch, copirt zu seyn scheinen, und Rec. immer noch eine Weiße bemeynt mußte, um zu entscheiden, welche Pflanze gemeint sey.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATUROEACHTICHT. Erlangen: *Herkunft der schädlichen Waldraupen, Maden und Käfer, mit beygefügten natürlichen Hülfsmitteln und Sicherungsmitteln aus eigenen angelegten Beobachtungen*, von J. L. Bauer, 4. St. W. B. 1797. 1 Bog. 8. (1 gr.) Der Vf. will in diesem Bogen die Quelle des Übels selbst, und die daraus entspringende Sicherung aufsuchen. Zum Behuf des ersten befreit er die Meynung, daß die schädlichen Waldraupen Colonisten fremder Gegenden wären, und beweist, daß wir sie stets bey uns gehabt hätten, obgleich dabey auch fremde Befuche nicht zu leugnen wären. Als Gegenmittel führt er aus der Classe der Säugethiere die wilden Schweine an. Diese sind aber, wie er sagt, durch landesväterliche Sorge zum Wohl des Landmanns an vielen Orten

zur Seltenheit gebracht. Dann erwähnt er hauptsächlich die Vögel, auf deren Leben Bley und Schlingen aller Art ganze Jahr durch lauern, und endlich mehrerer Arten Insecten, z. B. der Ichneumon. Unsere Beschwerden, bemerkt er, beruhen also größtentheils auf einer mehrmaligen Störung des Gleichgewichts in der Natur. Die Insecten freylich die Vögel soll man nicht nur nicht mehr tödten, sondern auch auf ihre Erhaltung bedacht seyn. Nach diesem angegebenen Inhalte sieht man freylich, daß diese kleine Schrift recht neu ist, aber doch Wahrheiten enthält, die nicht genau bestritten werden können: Die Schreibart ist für den gewöhnlichen Leser etwas zu undeutlich und schwerfällig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. December 1799.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Dupont: *Connaissance des temps, à l'usage des Astronomes et des Navigateurs etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Um die Ausgabe des im May 1797 erschienenen Bandes zu beschleunigen, hat man die neun letzten Monate dieses lebenten Jahrs (des zweyten Schaltjahrs der französischen Republik) blos mittelst des Nautical-Almanac auf Paris reducirt. Das *Annuaire de la République*, das ebenfalls bey Dupont zu haben ist, und jährlich vom Bureau des Longitudes dem gesetzgebenden Corps übergeben werden muß, ist nichts anders als ein Auszug der Berechnungen der *Connaissance d. t.* oder der französische Staatscalender, für das größere Publicum bestimmt. Die astronomischen *Additions* sind diesmal an Begezahl beträchtlicher als sonstien ausgefallen. Sie begreifen: 1) *Bemerkungen über die ringförmigen Sonnenfinsternisse von 1791 und 1793*, von Hn. La Lande. Die Dauer des Rings in beiden giebt: Verminderung des Mondhalbmessers (in den Tafeln der La Landischen Astronomie) für die Berechnung von Finsternissen und Bedeckungen 2", 5. und des Sonnenhalbmessers 3", 0. In seiner *Astronomie*. Edit. 3. hatte Hr. La L. 2" für den Mond, und 3", 3 für die Sonne gesetzt. 2) *Astronomische Beobachtungen vom Jan. 1785 bis April 1796.*, von Hn. Messier. Eine schätzbare Sammlung weist noch ungedruckter Arbeiten dieses berühmten Beobachters. Sollte mans glauben, was ein *Messier* hier klagen muß, daß Mangel an Licht und Oele in den letzten Jahren ihm nicht erlaubt habe, mehrere Beobachtungen zu liefern! Die Coryphaen der Barbarey hatten ihm seinen Gehalt, die Frucht vierzigjähriger, der Astronomie gewidmeten Dienste, entzogen; erst im Jun. 1796. wurde er zum Bureau des Long. gezogen. Mehrere Verfolgungen der Astronomen, die *Mechanic* in den Pyrenäen, *Duc la Chapelle* in Montauban, *Cassini* in Paris, *Delambre* und *Lefrançois* fünf Lieves davon erhasen mußten, werden S. 246 gelegentlich von Hn. La Lande erzählt. Nach *Chabert* wurde auf den Küsten von Afrika geschossen; *Prony* wollte man bindern, ein astronomisches Fernrohr auf der Kuppel des Invalidenhauses in Paris aufzustellen; seine Nachbarn fanden allzugroße Aehnlichkeit zwischen einem Fernrohr und einer Kanone; an Hn. La Lande's Werkzeugen selbst vergriff sich die rohe Unwissenheit derer, welche Waffen in der Werkstätte der Astronomen suchten; man verdrehte

A. L. Z. 1799. Pforter Band.

ihm am roten Aug. 1792 das Fernrohr am Mauverquadranten. 3) *Fortgesetzte astronomische Annalen der Jahre 1792. 93. 94.* von Hn. La Lande; sie enthalten zugleich kurze Lobreden auf die in diesem Zeitraum verstorbenen Astronomen, auf *Hell*, *Legentil*, *Bertrand*, *Bailly*, *Fixmilner*, *du Séjour* und *de Saizon*. Hr. La L. bedauert, daß *Hell's* hinterlassene handschriftliche Bemerkungen über Lappländische Geographie, Naturkunde, Sprache, Sitten, Religion u. s. w. durch dessen Erben noch immer dem Publicum vorenthalten werden. S. 286 behauptet Hr. La L., es gebe nicht zehn geographische Positionen, die man auf 3 bis 4 Zeitseunden in der Länge für vollkommen sicher zu halten berechtigt sey; und S. 445. es mögen wohl nicht vier Oerter auf der Erde seyn, deren Länge sich auf zwey Zeitseunden verbürgen lasse; vielleicht seyen *London* (eigentlich *Greenwich*) und *Gotha* bis jetzt einzig solche Oerter. Der General *Calon*, gewesener Deputirter bey der Gesetzgebung, hat ein großes geographisches Museum auf Kosten und zum Nutzen des Staats in Paris errichtet: von allen Enden her werden Karten und geographische Arbeiten dazu gesammelt. *Dawville's* hinterlassene zahlreiche Kartensammlung (das hierüber angefangene Verzeichniß begreift schon 7000 Artikel) ist bereits in diesem Museum niedergelegt. Eine große Anzahl Karten, die in den Klöstern und in den Häusern der Ausgewanderten zerstreut sind, eben so die der in diesen Compagnie zugehörigen, werden nach und nach für den öffentlichen Gebrauch gesammelt. 4) *Methode, um die Schaltjahre des neufranzösischen Kalenders zu finden.* von Hn. *Delambre*. Eine Schwierigkeit dieser neuen Zeitrechnung ist, wie bey einer jedem, die auf ganz genaue astronomische Berechnungen sich gründen soll, daß, da bey derselben der Anfang des Jahrs von dem wahren Herbstäquinoccium abhängt, unsere Sonnentafeln, zumal nach längeren Zeiträumen, für einzelne Secunden freylich nicht bürden. Hr. *Delambre* that daher am Ende einige Vor schläge, wie man den neuen Kalender auf ein gewisses mittleres, (nicht auf das an sich veränderliche wahre) Sonnenjahr bauen könnte, giebt aber doch in dieser Abhandlung selbst eine eben so leichte als hinlänglich sichere Methode an, wie man, auch bey der wirklich bestehenden Einrichtung des neuen Kalenders, dennoch die astronomischen Tafeln bequem brauchen könne, um auf viele Jahrhunderte hinaus die wahre Herbstnachtgleiche und damit den Anfang des Jahrs vorher zu bestimmen. Die unmittelbaren Berechnungen sowohl als die von ihm mitgetheilten Hilfstafeln, entschei-

llhhh

scheiden auch hinreichend über die französischen Schaltjahre, welche nach einer Periode bald von 29 bald von 33 Jahren je nach dem fünften, statt sonst nach dem vierten Jahr, eintreffen. So sind z. B. im neuen Kalender das 3te, 7te, 11te, 15te und 20te (nicht 18te) Jahr der Republik, ferner, um nur festardirte Schaltjahre hier anzuführen, das 53te, 82te, 113te, 144te, 177te, 210te Jahr u. s. w. Schaltjahre. Mit diesen astronomischen Erörterungen des neufränkischen Kalenders stimmt genau überein, was im Reichsanzeiger für 1796 und 1797 (von Hn.) und im 3ten Stücke des Hindenburgischen mathem. Archivs von Wurm in seiner Abhandlung: Grundsatze der neuen französischen Zeitrechnung sammt Tafeln für die ersten hundert Jahre derselben zur Vergleichung der alten und neuen Zeitrechnung, über den nämlichen Gegenstand gesagt wird. 5) *Resultate verschiedener Sonnenfinsternisse und Sternbedeckungen*, von Hn. La Lande. Amsterdam liegt nach Nieulands Beob. der Sonnenf. 1793, um $9' 26''$ in Zeit von Paris. Verona $34' 35''$ und $34' 34''$ aus Sternbedeckungen 1794. Ferrol $42' 25''$ 5 und Madrid $24' 31''$ 4 nach Hn. Mechain's Berechnung der Sonnenfinsternisse 1793. letztes weicht sehr von Hn. La Lande's Angabe in der *Connaissance an. V.* zu $24' 8''$ ab. 6) Hn. La Lande's Tafel von 146 am Himmel fehlenden, und von 78 merklich irrig angesetzten Sternen. Steht auch größtentheils, mit einigen Erläuterungen im II. Supplem. Bande zu Hn. Bode's astronom. Jahrbüchern. 7) Verzeichniß von 1588 kleineren noch nie beobachteten Sternen, meist 5 und 6 GröÙe, nach gerader Aufsteigung und Abweichung auf 1790, von Hn. La Lande. Die wenigsten sind mehr als Einmal beobachtet. Dreytaufend der 7 GröÙe sollen nachfolgen. 8) Ebenderselbe. Ueber den veränderlichen Stern im Walfisch — über Feuerkugeln und Sternschnuppen (aus Gelegenheit einer am 8ten März 1796 in Deutschland gesehenen Feuerkugel: Hr. La Lande und Hr. v. Zach weisen mehrere Schriften über solche Erscheinungen nach.) 9) *Verschiedene — in diesem Bande der Connaissance zerstreut angeführte — astronomische Beobachtungen*, von den Hnn. Boward, Vidal, Flaugergues, Duc la Chapelle, Mechain, de Bissy, Cagnoli, von Zach. Eine feltene Beobachtung hat Hr. Flaugergues gemacht: er sah am 17ten April 1796. einen Stern 5. 6. GröÙe, Nr. 3. des Schützen, an der Scheibe des Mars auftreten. Hr. La Lande findet im Mittel aus vier Bestimmungen Lilienshals Länge in Zeit von Paris $26' 15''$. Aus der Bedeckung Aldebarans 21ten Oct. 1793, folgt die Länge von Ferrol $42' 15''$, 5. Berlin $44' 1''$, Porto Rico $45' 33' 22''$, Danzig $15' 5' 9''$. Hr. Caroches hat am 2ten März 1797 wieder einen (sogenannten) Vulcan im Monde beobachtet. — Anzeige von Hn. Romme's neuen Wahrnehmungen über Ebbe und Fluth, und Hn. Hanpoix neuen Micrometern. Hr. Branchamp, französ. Consul in Mafcate, macht eine astronomisch-geographische Reise nach dem Archipelagus; er hat eine Seeuhr von Beroud bey sich. 10) *Laugen und Breiten verschiedener Oerter aus allen Welttheilen*. Dies sehr nützliche und

ausführliche geographische Verzeichniß erscheint hier aus neue berichtigt und mit vielen neuen Artikeln aus Deutschland, Italien, Spanien und America. 11) *Meteorologische Beobachtungen vom 3ten Jahre der Republik*, von Hn. Boward.

Der im Februar 1798 erschienene Band theilt sich, wie die vorhergehenden, in zwey Abschnitte, 1) in die Berechnungen des Himmelslaufes, Erklärung und Gebrauch desselben, Hülfstafeln, S. 1—232. 2) in die *Additions*, für Astronomen bestimmt, S. 233—503. Unter den Artikeln, welche dem ersten Theile angehängt sind, bemerken wir hier nur das Verzeichniß von 500 der vornehmsten Sterne 1 bis 4 GröÙe, nach gerader Aufsteigung und Abweichung auf 1800 aus den neuesten Beobachtungen von Delambre, von Zach, le François u. s. w. berechnet, und eine umständliche erk. seit dem vorigen Bande mit vielen neuen Zusätzen und Verbesserungen wieder eingeprüfte Tafel geographischer Laugen und Breiten in und außer Europa; diesmal sind besonders Vermehrungen aus Beuchamp's (eines seit 1799 in englische Gefangenschaft gerathenen bekannten Astronomen) Beobachtungen am schwarzen Meere hinzugekommen. Unter dem Titel: *Additions et Tables Nouvelles*, die so wie der erste Theil des Werks von Hn. La Lande redigirt worden, finden sich verschiedene dem Astronomen schätzbare Aufsatze, Beobachtungen und kürzere Bemerkungen, übrigens in einer sehr zufälligen Ordnung nebeneinander gestellt, so dafs manches Zusammengehörige getrennt worden, und aus der Zerstreung erst zusammengeleitet werden muß. Der Herausgeber, Hr. La Lande, hat wieder eine beträchtliche Anzahl neuer beobachteter Sterne beygetragen, die einen Theil des großen durch seinen Neffen, Hn. Le François La Lande, zu Stande gebrachten Catalogs ausmachen werden: man findet hier (von S. 235—277) 1331 Sterne, und (von S. 454—497) wieder 1466 Sterne, sammtlich von der 6. und 7. GröÙe, nach gerader Aufsteigung und Abweichung für das Jahr 1790 bestimmt; nur 34 darunter stehen schon bey Flamsteed. Einige kamen schon vorher in der *Connaissance des tems* vor, sind aber hier von neuem und genauer berechnet. Die Stellung der Sterne des gegenwärtigen Verzeichnisses gründet sich meist nur auf eine einzige Beobachtung; zwar enthält es auch einige besonders angezeichnete, die zwey oder dreymal beobachtet worden, aber öfters mit (eben nicht unbeträchtlichen) Unterschieden von 15 Sekunden in gerader Aufsteigung; indeß hielt Hr. La Lande doch die frühere Bekanntmachung für nützlich, seinem alten, Grundsatze, dem Rathe Quintilians getreu: *Multa, dum perpoliuntur, interunt*. Außerdem ist noch ein besonderes Verzeichniß der geraden Aufsteigungen von 240 Sternen eingeprükt, die durch das Mittagsfernrohr bestimmt worden, und, nebst andern in der *Conn. d. t. pour l'an 6.* zum Vergleichungspunct für die besondern Zonen des großen Catalogs dienen sollen. — Hr. La Lande giebt einen Auszug aus Hn. v. Zach's neuem Zodiacalverzeich-

nisse von 492 Sternen, und liefert daraus 350 mist von der 3. und 6. Größe nach gerader Aufsteigung, und nach Hn. v. Zach's eigenen Beobachtungen: Das Original enthält auch noch die Resultate anderer Astronomen. — Hr. La Lande fährt fort, mehrere alere Sonnenfinsternisse zu berechnen, um daraus Schlüsse theils für die Mondstheorie, theils für die geographische Länge der Oerter zu ziehen: er untersucht hier die große ringförmige Sonnenfinsternisse von 1748, die erste von ihm beobachtete, auf welche er nach 50 für den Himmel durchlebten Jahren mit verdoppelter Vergnügen zurückkommt, ferner die totalen Sonnenfinsternisse von 1706 und 1715 nebst vier von Tycho zwischen 1582 und 1597 beobachteten Finsternissen: aber wiederholte und mühsame Discussionen selbst jener merkwürdigen Finsternisse des 18ten Jahrhunderts scheinen ihn hauptsächlich nur auf die Bemerkung geführt zu haben, daß es auch damals noch äußerst wenige Astronomen gab, die genau beobachteten. — Ebenfalls bestimmt die geographische Lage von Trapezunt aus *Beauchamp's* Beobachtungen, und die Länge von Rom zu $45^{\circ} 32'$ in Zeit östlich von Paris; er bemerkt, daß die Existenz des Cap de la Circoncision, welche er durch Gründe eines Piloten in der Conn. d. t. für 1798 unterstützt hatte, durch Monneron's Nachrichten aufs neue sehr zweifelhaft werde: von ihm finden sich auch Anmerkungen über die Schiefe der Ekliptik, über den scheinbaren Durchmesser der Jupiterstrahlen, unter denen er dem vierten eine Größe von 14^{te} giebt, über Kometen (Anzeige von Olbers Schrift), über Anzahl und veränderliches Licht der Fixsterne nach *Herschel*; letzterer bestimmt die Periode der Lichtabwechselung von *Hercules* auf 60^{te} Tage, wo er von der 3. bis zur 4. Größe abnimmt; am 14ten May 1796 hatte er sein größtes Licht. Auch *Pigott* hat nach S. 497. eine Lichtveränderung bey einem Stern der Krone, und bey einem andern im Schilde des Sobiesky wahrgenommen; jener hat eine Periode von 10^{ten} Monaten, und erscheint am hellsten, oder von 6. 7. Größe am 20ten Jun. 1796, diernimmt in 62^{ten} Tagen von der 5. bis 7. 8. Größe ab, und hatte sein größtes Licht am 10ten May 1796. Man kennt nun die Lichtperioden von 10 veränderlichen Sternen: außer den drey schon angeführten andert sein Licht: Mira im Wallfische in 33^{ten}, ein Stern der Wasserschlange in 394; einer im Schwan in 497, Algol in 3, α Cepheus in 5, β Leyer in 6, γ Antinous in 7 Tagen. *Herschel* hat angefangen, bey seinen Musterungen des Himmels die Lichtstärke der Sterne zu bestimmten Zeiten durch die Ordnung zu bezeichnen, in der er die Namen (die griechischen Buchstaben) der einzelnen Sterne in jedem Sternbild ansetzt. — Hr. La Place giebt Nachricht von seinen Entdeckungen über die Secularbewegung der Erde und der Knoten des Monds. Langt war die Existenz einer Secularbewegung der mittlern Länge des Monds bekannt; dem Scharf Sinne eines La Place war es vorbehalten, die wahre Ursache dieser Secularbewegung aufzufinden, und zu zei-

gen, daß sie eine nothwendige Folge des Newtonschen Gesetzes der Schwere ist, und ihren Grund in der veränderlichen Excentricität der Erdbahn hat: nun erstreckt er diese große Entdeckung, welche ihm die neuere Astronomie verdankt, auch auf das Apogäum und die Knoten des Monds, und findet, daß die Secularbewegung der Erde 33 Zehnthelle von jener der mittlern Länge, aber mit dem entgegengesetzten Zeichen, und die Secularbewegung der Knoten 7 Zehnthelle von jener der mittlern Länge des Monds beträgt, letztere aber 20^{ten} mittlern Länge der Knoten additiv ist, so daß durch die Secularbewegungen die Erde und Knotenlänge eine langsamere Bewegung (jene nach der Richtung + diese in —) erhalten, und daß überhaupt die drey Secularbewegungen der mittlern Länge, der Erde und der Knoten des Monds ein beständiges Verhältniß, wie 10, 33 und 7, zueinander behalten. Diese Ungleichheiten, die einst bis auf 9° die Mondslänge, und bis auf 30° die Länge seiner Erde verändern können, häufen sich indes nicht immerfort an, sondern sind in gewisse aber sehr lange Perioden eingeschlossen. Nicht nur eine genauere Vergleichung der Ptolemäischen Sonnen- und Mondstafeln mit den unsrigen, sondern auch sieben und zwanzig ältere durch Chaldäer, Griechen und Araber beobachtete, und von Hn. *Bouvard* berechnete Finsternisse, so wie Monselemente des *Albatagius*, mit den unsrigen verglichen, haben die Nothwendigkeit jener von La Place entdeckten Secularbewegungen einleuchtend gezeigt. Zufolge der Berechnungen jener 27 Finsternisse schlägt Hr. La Place den Astronomen vor, so, daß man von der Epoche 1750 ausgeht, die mittlere synodische hundertjährige Bewegung der Mondslänge in unsern Tafeln um 4. 7 Sec. und die hundertjährige Bewegung der Monatsanomalie in unsern Tafeln um 8 Min. 49 Sec. zu vergrößern, überdes aber noch zu dieser so verbesserten Monatsanomalie eine Seculargleichung von $\frac{1}{11}$ Sec. zu addiren, wovon 33 Zehnthelle der Erde und des Monds, und 10 der mittlern Länge selbst zugehören. Noch wendet der Vt. seine Entdeckung auf eine sinnreiche Art an, um dadurch die Zeitpoche gewisser astronomischen Tafeln zu fixiren; so fand er wirklich, daß die von Le Gentil bekannt gemachten indischen Tafeln, nach den mittlern ihnen zum Grunde liegenden Bewegungen zu urtheilen, viel jünger seyn müssen, als die Ptolemäischen. — Hr. *Delambre* giebt Formeln und darnach berechnete Tafeln für die Veränderung der Höhe von β im kleinen Bar. bis auf 27 Zeiminuten Abstand dieses Sterns vom Mittagskreise, um dadurch eine kurz vor oder nach dem obern und untern Durchgang dieses Sterns beobachtete Höhe auf die Meridianhöhe zu reduciren. Diese Tafeln schliessen sich an ähnliche von *Borda* für den Polarstern berechnet an, welche sich in der Conn. d. t. für 1793 finden. — Astronomische Beobachtungen von 1775 bis 1784. von Hn. *Messier*. Dieser treffliche Beobachter, welcher während der Revolution aus Mangel an Oele und Lichtern von dem

Himmel auf einige Zeit sich trennen mußte, giebt hier die Folge seiner altern Beobachtungen, wovon er einen Theil schon im vorhergehenden Bande bekannt gemacht hatte; das hier erscheinende Decennium begreift Sonnen- und Mondfinsternisse, Sternbedeckungen, Finsternisse der Jupitersirabanten, von gemischten Beobachtungen über Cometen, die ersten Erscheinungen des neuen Planeten, mehrere Nordseine und den trocknen Nebel vom Sommer 1783 begleitet. Vom Nov. 1781 bis in den Nov. des folgenden Jahrs fehlen Beobachtungen; ein gefährlicher Fall des berühmten Astronomen hatte sie unterbrochen. — Andere astronomische Beobachtungen; des Mercuris zu Mirepoix, von Vidal, bisher dem einzigen und glücklichsten Beobachter dieses Planeten; sie begreifen eine ganze Umlaufperiode des Mercuris. Von *Ebdemsel.* Beobachtungen der Venus nahe an ihrer obern Conjunction mit der Sonne im J. 1797. Beobachtungen von *Bernier* (einem 18jährigen Astronomen) in Montauban. Verfinsterungen der Jupiterstrabanten 1792 und 1793 zu Perinaldo beobachtet von *Jac. Phil. Maraldi*; verschiedene Beobachtungen in den ersten 6 Monaten des J. 1797 zu Viviers im Département de l'Ardeche angeestellt von *Flaugergues*. — Kurze literarische Notizen aus dem astronomischen Theile der *Philosophical Transactions* für 1791 bis 1797, von *La Lande*, sammt Anzeigen anderer astronomischer, englischer und deutscher Schriften. Von *Ebdemsel.* Geschichte der Astronomie für das J. 1795. — Auszug meteorologischer Beobachtungen im J. 5. der Republik (1797) auf der Nationalhiernarte zu Paris, von *Bouvard* ange stellt, (Der Beschluß folgt.)

PHILOLOGIE.

LEITZIG, b. Kunmer: Kurze Briefe vermischten Inhalts zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, mit den nothwendigsten Phrasen versehen, und zum Gebrauch der Anfänger herausgegeben. 1798. 217 S. 8. (12 gr.)

Vorliegende Briefe empfehlen sich durch einen reinen, leichten und angenehmen Stil sowohl als durch ihre Kürze und Abwechslung. In Hinsicht auf die erste Eigenschaft nähern sie sich der französischen Schreibart ungemein, welche, besonders in Briefen, ungezwungen und gefällig zu seyn pflegt; auch grenzen sie dadurch zunächst an die freundschaftlichen, ungekünstelten Unterhaltungen oder Gespräche, und verdienen daher einen Vorzug vor den nur zu oft faden Dialogen in so manchen Sprach-

lehren. Auf der andern Seite gereicht ihnen die Kürze und Abwechslung der Materien zu einer zweyten Empfehlung bey Anfängern. Diese finden hier Gegenstände, welche für die meisten Menschen im gemeinen Leben gleiches Interesse haben können. Sie sehen sich in mannichfaltige Lagen versetzt, wo sie nicht immer einerley Gedanken vor Augen haben, sondern gleichsam ein großes, buntes Feld durchwandern, welches sie mit den im täglichen Umgange üblichen Redensarten stufenweise bekannt macht. Um die Uebersetzung zu erleichtern, ist diesen Briefen eine beständige Phraseologie mit eingestreuten Sprachbemerkungen und häufigen Fingerzeigen auf dieses oder jenes Idiom untergelegt; denn die richtige Auswahl der Wörter kann nur von geübtern Schülern verlangt werden; für den Anfänger hingegen bleibt selbst das weitläufigste Wörterbuch größtentheils unbrauchbar, weil er nicht weiß, wie er unter den in gewisser Rücksicht mit einander verwandten Ausdrücken den auf den individuellen Umstand passenden, finden soll. Also auch in dieser Hinsicht empfiehlt sich die Arbeit des ungenannten Vis.; und es kann nicht fehlen, daß viele Lehrer sich dieses Buches vor hundert andern bedienen werden, welche entweder zu einseitig oder zu gekünstelt, oder zu undeutsch sind.

NÜRNBERG, in der Monath u. Kustlerischen Buchhandl.: *Johann Carl Chapuiset Sammlung deutscher französischer Gespräche.* Neue Auflage, verbessert und vermehrt von *J. H. Meynier*, Lecteur der französischen Sprache auf der Fried. Alex. Universität. 1799. 240 S. 8. (14 gr.)

Weil diese Sprache solche Materien zum Gegenstande haben, über welche man sich im geselligen Leben am häufigsten zu unterhalten pflegt, und weil sie in ungekünstelter Verbindung gute Redensarten anbietet, die auf die Umgangssprache Bezug haben; so glaubte Hr. *Meynier*, daß sie auch zum zweytenmal, in ihrer neuen Gestalt, Beyfall finden werden. Sie sind nicht bestimmt, das Gedächtniß der Anfänger bloß zu beschäftigen, sondern sie sollen als ein Leitfaden dienen, der zu unendlichen Modificationen, zu neuen Gesprächen, auch zur Einklassung und Anwendung der Sprachregeln unter der Anweisung eines Lehrers führen kann. Der Herausgeber hat ihnen eine Anzahl kurzer aus der Natur- und Kunstgeschichte genommener Beschreibungen zur Uebung im Uebersetzen angehängt, und diese einige deutsche Handlungs- und freundschaftliche Briefe mit französischer Phraseologie beygefügt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 7. December 1799.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Dupont: *Connaissance des tems à l'usage des Astronomes et des Navigateurs, etc.*

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der letzte Band der *Connaissance* für das Jahr 9, welche nunmehr nach einem Beschlusse des Bureau des Longitudes an die auswärtigen Astronomen unentgeltlich vertheilt wird, untereinander sich von seinen Vorgängern diesmal schon im ersten Theile, der Berechnung des Himmelslaufs und deren Beygaben. Man hat nicht mehr, wie in den vorigen Bänden, für jeden Monatstag die gewöhnliche Zeitrechnung neben die neufränkische gestellt, sondern statt dessen in einer besondern Columnne die laufenden Tage seit dem Anfang der französischen Republik fortgezählt; doch enthält S. 181., statt einer Concordanz beider Zeitrechnungen, den französischen Monatstag, welcher mit dem Anfange jedes Monats der gewöhnlichen Zeitrechnung übereinstimmt; eine Neuerung, die indess für die Zukunft schon widerrufen seyn soll. Neben dem wiederholten geographischen Längen- und Breitenverzeichnisse, und den 34 Maskelyne'schen Hauptsternen, auf den Anfang des J. g. reducirt (das sonst gewöhnliche Sternverzeichnis mangelt diesmal) auch einer vollständigen Tafel der neuen Maasse und Gewichte zugleich mit näherer Anwendung auf die Marine, hat das *Ancêtre* oder die Ephemeriden dieses Bandes als neue Zugabe erhalten: *La Place* über die größten Fluthen des Jahrs 9. Der berühmte Vf. giebt Formeln, um darnach die Grösse der Fluth, wenn sie ein Maximum ist, oder wenn die Wirkungen des Mondes und der Sonne zusammenstreifen, zu berechnen. Es ist nämlich der allgemeine Ausdruck für die grösste Fluth, welche ein oder ein paar Tage nach den Syzygien folgt, wenn man von der mittlern Höhe der Fluth an einem gewissen Ort in den Aequinotien aus von der Einheit ausgeht, nahe $= \frac{1}{2} (1^2 \cos^2 v + 31^2 \cos^2 v)$ wechelt die Entfernung der Erde von der Sonne, die mittlere v gesetzt, v , v' die Abweichungen der Sonne und des Mondes, und i die Mondsparrallaxe dividirt durch die Constante der Mondstafeln, bedeutet; man findet den Beweis dieser Formeln in den *Mém. pour 1790*. Im Jahre 9 kommen keine sehr ausserordentlichen Fluthen vor; aber am 11ten Sept. 1798, wo der Neumond und des Mondes Erdnahe zusammentrafen, wurde Port Malo und die umliegenden Gegenden überschwemmt; ein gleiches Maximum der Fluth giebt die Theorie für den 23ten

Mart. 1799, weil zwey Tage vorher die Erdnahe mit dem Vollmonde zusammen kommt, und der Ausdruck der vorigen Formel 1, 154 wird, welches wenig von dem absoluten Maximum 1, 166 unterchieden ist. Man sieht leicht, wie wichtig solche astronomische Voraussetzungen für See-Küsten seyn müssen. Noch folgt eine Tafel des *Etablissements du Port* (Hafenzeit, nicht, wie es in Deutschland schon übersetzt worden, Einrichtung des Hafens) oder der Zeit, innerhalb welcher im Neu- und Vollmonde die Fluth an einem Orte auf die Culmination des Mondes folgt: diese Hafenzeit ist hier für 125 Oerter in und außer Europa aus den Beobachtungen bestimmt. Dazu gehört noch eine Correctionstafel, welche den Angularabstand des Mondes von der Sonne zum Argument hat, um daraus auch außer dem Neu- und Vollmonde die Fluthzeit zu finden; letztere Tafel ist für die Erdnahe, Erdferne, und die mittlern Distanzen des Mondes besonders berechnet. — Der zweyte Theil dieser *Conn. d. t.* sonst *Additions* genannt, führt diesmal den besonders vorgedruckten Titel: *Mélanges d'Astronomie à Paris chez Duprat au VI.* Ihn eröffnet Hr. La Lande mit einer Geschichte der Astronomie für die Jahre IV und V oder für 1795 und 1797. Jene enthält mitunter die Biographien von dem gelehrten Geographen Rigobert Bonne, und dem berühmten Astronomen Pingre, den hauptsächlich seine großen Verdienste um die Cometenrechnung (S. Cometographie en 2 Vol. in 4. 1784.) und seine wegen des Venusdurchgangs im J. 1769 nach der Insel Rodriguez unternommene literarische Expedition, so wie mehrere nachfolgende für die Geographie und Marine sehr nützlich gewordene Reisen bekannt gemacht haben; er übersetzte den Manilius und Aratus, und unternahm eine noch vor seinem Tode im Druck angefangene sehr schätzbare astronomische Geschichte des 17ten Jahrhunderts, zu deren Bekanntmachung die constituirende National-Versammlung die Kosten decretirt hat; er starb am 1ten May 1796. Die Geschichte der Astronomie für 1797 beschreibt unter andern das Leben des Americanischen Astronomen und Schatzmeisters bey den Verein. St. Rittenhouse, und giebt umständliche Nachricht von der astronomischen Laufbahn und den Arbeiten des seither auch verstorbenen Lemoirier, dessen großen Verdiensten Hr. La Lande, sein dankbarer Schüler, und, wie er selbst nicht nennt, die principal resultat von Lemoirier's Eifer für die Astronomie, die vollste Gerechtigkeit widerfahren laßt, wovon schon sein ehemaliger Lehrer in den letztern Jahren ihm gar nicht gut war. — Hr. Carange giebt Ta-

seln zum Gebrauch der Seefahrer, um die vier Hauptphasen des Monds, Neu und Vollmond sammt dem ersten und letzten Viertel, auf eine leichte Art zu berechnen: sie gehen von 1750 bis 1850, enthalten die vornehmlichen Verbesserungen wegen der Mondanomalie, der Gleichung der Sonne und der Zeitgleichung, und geben auf 10 Zeiteinheiten genau die verlangte Phase. — Von Hn. De Lambre erhalten wir neue Tafeln der stündlichen Bewegung des Monds in Länge und Breite, die weit ausführlicher, und daher auch genauer sind, als die von ihm in La Lande's Astronomie, III. Ausgabe bereits eingezeichneten; auch die gegenwärtigen hatte er indess schon mit jenen ersten zu gleicher Zeit berechnet, und macht sie jetzt mit einigen Verbesserungen bekannt, auf die ihm ähnliche Untersuchungen in den Wiener Ephemeriden von 1796 geleitet haben. Schon Hr. Bähr in den eben genannten Wiener Ephemeriden hatte Fehler in den ältern Delambreschen Tafeln wahrgenommen; Hr. Delambre selbst entdeckte noch zwey neue nach Lesang des Bähr'schen Aufsatzes, und hat nun auch für seine ältern Tafeln, die weit kürzer und zum Gebrauch ungleich bequemer sind, die nothigen Correctionen genau angegeben, so daß sie in den unglücklichsten Fällen doch auf $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ Sec. genau sind: diese Correctionen betreffen in den Tafeln der La Lande'schen Astronomie bloß die IV. Tafel, die nach der Formel — $0^{\circ}.424$ cos. Arg. IV. zu berechnen ist. Ist daß sie irrg — $0^{\circ}.978$ zum Coefficienten hat, die Tafel mit der XVII. Gleichung, in welcher durchaus die Zeichen zu verwechseln sind, und die Tafel mit der Gleichung XX. des zweyten Rangs, in welcher alle Zahlen auf die Hälfte herabgeleitet werden müssen. Die neuen unständlicheren Tafeln geben insbesondere die Gleichungen des zweyten Rangs weiter entwickelt an. — In einer Abhandlung: über die Verbesserung der mittlern Bewegungen und der Epochen der Mondstafeln, welche in der III. Ausgabe der La Lande'schen Astronomie sich finden, wendet Hr. La Place die im vorigen Bande enthaltenen Untersuchungen über die Seculargleichungen des Monds zum Vortheil wirklichlicher Mondberechnungen aus den neuesten Mafonschen Tafeln an. Er liess nämlich, um seine Entdeckungen mittelst einer Reihe Beobachtungen seit den letztverfloßenen hundert Jahren zu prüfen, durch Hn. Bouvard 48 Beobachtungen des Monds von Bradley, die den 20ten May 1751 zur mittlern Epoche haben, ferner 48 von Maskelyne mit der Epoche 6ten May 1784, und 60 andere von Maskelyne mit der Epoche 20ten Oct. 1794 berechnen: das Resultat war, daß die Epoche der mittlern Länge des Monds in untern Tafeln für die gegenwärtige Zeit um 10ten Sec. zu vermindern, hingegen die hundertjährige Bewegung der mittlern Anomalie in untern Tafeln, um $\frac{1}{2}^{\circ}.32'$ zu vermehren ist: auch La Hire's und Flamsteed's Mondbeobachtungen, mit Maskelyne'schen verglichen, gaben für die letztere Vernehmung $7^{\circ}.53'$ und $7^{\circ}.44'$; alles dies stimmt mit dem Erfolg aus den ältesten von Bouvard berechneten Finsternissen (S. den

vorherg. Band) oder mit 8 Min. 42 Sec. sehr nahe überein. Hiernach gibt Hr. La Place eine Verbesserungstafel der Epochen der mittlern Anomalie in Mafons Tafeln für das Jahr 3 bis 13 der neufränkischen Zeitrechnung; im Anfang des Jahrs 3 (für den 22ten Sept. 1794) ausßen die Epochen der Tafeln um 3 Min. 20 Sec. im Anfang des Jahrs 13 (für den 23ten Sept. 1804) um 4 Min. 20. 5 Sec. vergrößert werden; die Seculargleichung der Anomalie ist hier schon eingerechnet. (Man findet diesen Aufsatz auch gedruckt in Hn. von Zach's Allg. Geogr. Ephemeriden auf 1795 Sept.) — Verbesserte Berechnungen der Aberration der Sterne von Hn. La Place. Der Vf. giebt eine neue sehr einfache Formel, welche bey der Aberrationsrechnung, nach einem Vorschlage von *Herges* an das Nat. Inst., zugleich auf die bisher vernachlässigte Ungleichheit der Bewegung der Erde in ihrer Bahn Rücksicht nimmt. Wenn A die mittlere Länge der Sonne, weniger die Länge des Sterns, q ihre mittlere Anomalie, e die Excentricität der Erdbahn, l die Breite des Sterns ausdrückt, so hat man:

$$\text{Aberration in der Länge des Sterns} = \frac{20 \text{ Sec.}}{\cos. l} (\cos. A - e \cos. (q + A)) \text{ und Aberration in der Breite} = \frac{20 \text{ Sec.}}{\cos. l} \sin l (\sin A - e \sin (q + A)).$$

Mit Hülfe der gewöhnlichen Aberrationstafeln läßt sich die in dieser Formel enthaltene Verbesserung, deren Größtes 0.6 Sec. betragen kann, auf folgende sehr leichte Art ausbringen: man sucht in den gedachten Tafeln die Aberration (in der Länge, Breite, ger. Aufst. Abw.) zuerst mit der mittlern Länge der Sonne, alsdann zum zweytenmal mit der Summe der mittlern Länge und der mittlern Anomalie der Sonne, und den ersten Theil dieser zweyten Aberration, zieht man von der ersten ab, weil die Excentricität der Erdbahn den $\frac{59}{100}$ Theil der mittlern Distanz betragt; so hat man die verbesserte Aberration. Hr. Maurice in Genf giebt hier den Beweis der neuen La Place'schen Formel. — Neue Tafel für den Radius vector des Saturns von Hn. Delambre. Nach einer schon lang gemachtten Bemerkung des Hn. Prof. Klügel (S. Bd. 6 der astron. Jahrb. für 1797) hatte Hr. La Place durch einen Rechnungsfehler die mittlere Entfernung des Saturns um zwey Zehntausendtheile zu groß angesetzt, und so war auch der Radius vector in die Delambreschen Jupiters- und Saturnstafeln aufgenommen worden: man findet nun hier die nothigen Verbesserungen der Saturnstabide für Delambres Tafeln mit Voraussetzung der mittlern Distanz 9.3388335 statt 9.340725. Der Irrthum konnte einen Einfluß von 4 Sec. auf Saturns geocentrische Länge haben. — Anzeige für die Astronomen, welche bey Beobachtung der Jupiterstrahlen sich der von Baily vorgeschlagenen Methode der Diaphragmen bedienen. Hr. Flaugergues macht die Astronomen auf einen Handwerksvorthell aufmerkiam, den die Verfertiger achromatischer Fernrohre schießen, indem sie neben der gewöhnlichen und sichtbaren Oeffnung des Objectivs, nach welcher sich zum Theil der Preis des Fernrohrs richtet, innerlich noch eine andere, für

die Wirkung des Fernrohrs sehr wesentliche Bedeckung anbringen, wodurch z. B. bey Hn. Fl. Fernrohr die vorgebliche Oeffnung des Objectivs von 30 Linien im Durchmesser, bloß auf die reelle Wirkung einer Oeffnung von 21 Linien eingeschränkt wird. — Verzeichniß der geraden Aufsteigung und Abweichung von 1093 neubestimmten Sternen 6 bis 7 Größse, von Hn. Le François La Lande, dem Neffen; in allem sind durch ihn nun 44.300 Sterne bestimmt, wozu noch gegen 4000 kommen können: berechnet und bekannt gemacht sind nun die Oerter von 5.600. — Fortsetzung der Folge von Hn. Messier's Beobachtungen: er liefert diesmal die von 1770 bis 1774, welche älter sind, als die in der Conn. d. t. für das Jahr 7 und 8 eingezeichneten. — Vermischte astronomische Beobachtungen, der untern Conjunction der Venus 1798 von Le François und Barkhardt, der Opposition des Jupiters 1797 durch Le François, des Kometen vom Apr. 1798 von Bouvard, sammt Berechnung der Bahn desselben von Barkhardt; Beobachtungen des Algol von La Lande und Wurm; Uebrigere Beobachtungen 1797 von Brinings, Beaufort, und Baron von Utenhove; Beobachtungen zu Viviers in den sechs letzten Monaten des J. 1797 von Flaugergues, darunter viele Vorlesungen der Jupiterstreifen, mit Delambre's neuen Tafeln genau verglichen; Beobachtungen zu Montauban von Duc la Chapelle vom Aug. 1790 bis Sept. 1797 (brauchen erst noch, reducirt zu werden); Venus Beobachtungen zu Mirepoix im Febr. und Mart. 1798 von Vidal; Beobachtungen des Kometen vom Aug. 1797 durch Messier und Bouvard in Paris, und durch Vidal in Mirepoix; dieser letzte Komet hatte das besondere, daß er zu sehr verschiedenen und weit entfernten Orten von mehreren Beobachtern des Himmels, deren keiner von dem andern wußte, entdeckt wurde. Bouvard fand ihn, wie sich nachher zeigte, zuerst in Paris am 14. Aug. 1797 Abends 10 Uhr; Tags darauf entdeckte man ihn in Leipzig, Padua, Palermo und Sinope am schwarzen Meere; am 16ten Aug. auch noch in Mirepoix und Berlin, und nachher im Oesträichischen, in Bremen, Viviers, Marseille, und an den Küsten von Rhodex. — Berechnete Himmelsbeobachtungen. La Lande giebt die Berechnung der größten Ausweichung des Merkurs in seiner Sonnentferne im Sept. 1797 nach Duc la Chapelle's Beobachtungen; Quenot, ein Gesandter 1799 von der ägyptischen Expedition zurückgekommener Secollicier, berechnet eine Reihe Merkursbeobachtungen von Vidal und La Chapelle, auch eine Sonnenbedeckung vom 2ten Apr. 1797, und Barkhardt eine an acht verschiedenen Orten beobachtete Sonnenfinsterniß vom 11ten Aug. 1654, wovon die Beobachtungen in Pingré's *Annales celestes* des 17ten Jahrhunderts gesammelt erscheinen werden.

LEIPZIG, in der Möllerschen Buchhandlung: *Praktische Anweisung zur Berechnung ebener und sphärischer Dreyecke*, durch Ausgaben der Astronomie erläutert, von Christian Friedrich Räumler,

Professor und astron. Observator zu Leipzig, u. s. w. 1799. 220 S. 8. Mit zwey Kupfertafeln. (1 Rthlr. 10gr.)

Die Schrift hat auch den besondern Titel: *Handbuch der rechnenden Astronomie*, zweyter Band, so wie der VI. im J. 1796 seine praktische Anweisung zur Berechnung und Verzeichnung der Sonnen- und Mondsfinsternisse, zugleich zum Handbuche der rechnenden Astronomie, I Band, bestimmt hatte. Der VI. scheint den Plan gefaßt zu haben, die Lust zu astronomischen Rechnungen, welche selbst unter Astronomen eben nicht zu häufig angetroffen wird, mehr zu erwecken und auszubreiten. In dieser Absicht hat er, mit vorzüglicher Rücksicht auf Anfänger und Liebhaber der Astronomie, für die gewöhnlichsten Rechnungsfälle in dieser so vieles Rechnen unangänglich fordernden Wissenschaft die brauchbarsten Formeln und Methoden nicht nur an die Hand gegeben, sondern auch die einzelnen Fälle, die bey der Anwendung jeder Formel vorkommen können, genau aufgezählt, und sorgfältig unterchieden, um keine dem angehenden Rechner aufzulesende, und öfters den ganzen Calcul entleidende Schwierigkeit unerörtert zu lassen: Ueberdies ist jeder besondere Rechnungsfall meistens durch verschiedene Formeln, um die Resultate nach denselben vergleichen zu können, und jede Formel durch mehrere ausführliche sammt dem ganzen Detail logarithmischer Rechnung eingezeichneten Beyspiele erläutert. Jeder, der sich in astronomischen Rechnungen, sey es zu seinem Vergnügen oder in weiterer Absicht üben will, und die bisherigen Lehrbücher zu unvollständig in diesem Punkte gefunden hatte, wird sich durch Hn. Räumler's Arbeit größtentheils für befriedigt halten dürfen, und in derselben schwerlich etwas vermissen, was er zur deutlichen Auseinandersetzung dieser Art Rechnungen, und zur praktischen Erleichterung des ganzen für manche so abschreckenden Geschäfts fördern mag. Indess kann dieser zweyte Band des Räumler'schen Werks, abgesehen von dessen näherer Beziehung auf Astronomie, auch gewissermaßen als eine Einleitung in den Gebrauch logarithmischer trigonometrischer Tafeln, oder als eine kurze Trigonometrie in Beyspielen betrachtet werden. Der Inhalt dieses Bandes zerfällt in folgende drey Abschnitte. I. *Aufgaben der ebenen Trigonometrie*. Vier und zwanzig, alle, welche bey Auflösung rechtwinkliger geradlinlicher Dreyecke vorkommen können; Auflösung der gleichschenkligen, und Formeln für schiefwinklchte geradlinliche Dreyecke; am Ende noch Formeln zur Berechnung des Inhalts geradlinlicher Dreyecke. II. *Aufgaben der sphärischen Trigonometrie*. Formeln zur Auflösung rechtwinkliger Kugeldreyecke; dabey sind noch besondere Formeln angegeben für die Fälle, wo die Sinus und Cosinus der gesuchten Bögen sehr groß sind, desgleichen eigene Formeln für die Fälle, wo nicht Winkel und Seiten Abtheil, sondern Summen und Untertheile der Seiten oder Winkel gegeben sind. Allgemeine Regel für die Auflösung derjenigen s. 6.

winklichten Kugeldreyecke, deren eine Seite 90° ist, und Formeln für gleichwinklichte Kugeldreyecke. Auflösung der schiefwinklichten Kugeldreyecke. Berechnung des Flächeninhalts eines sphärischen Dreyecks in Graden, Minuten, Secunden, oder auch in einem Längenmaße von Füssen, Zollen, u. s. w. insbesondere noch Formeln für den Inhalt rechtwinklichter, gleichschenkliger oder gleichseitiger Dreyecke. III. Anwendung der vorhergehenden trigonometrischen Formeln auf Astronomie. Betrachtung des rechtwinklichten Kugeldreyecks, dessen Seiten Länge, Abweichung und gerade Aufsteigung der Sonne sind, und das die Schiefe der Ekliptik sammt dem Winkel der Ekliptik mit dem Mittagskreise zu Winkeln hat: es werden hier 30 mögliche Fälle unterschieden, wie ein Stück aus dem andern gefunden werden kann. Zwey Aufgaben, den halben Tagbogen der Sonne oder eines Sterns zu finden; in der ersten werden die Abweichung, Polhöhe und Horizontalrefraction als gegebene Stücke vorausgesetzt, in der zweyten wird der halbe Tagbogen ohne Rücksicht auf Refraction gesucht. Sechzig mögliche Fälle, nebst ihren Auflösungen im schiefwinklichten Kugeldreyeck, dessen Seiten die Complementary der nördlichen Polhöhe, der Abweichung, und der Höhe eines Sterns sind, und in dessen Winkeln des Supplement des Azimuts, der Stundenwinkel und der parallaktische Winkel vorkommen, sammt näheren Erläuterungen und berechneten Beyspielen zu diesen 60 Fällen. Neun Methoden, die Länge und Breite eines Sterns aus dessen gerader Aufsteigung und Abweichung, und eben so viele Arten, aus den beiden ersten Stücken die beiden letzten zu berechnen. Halfstafel zur Verwandlung der trigonometrischen Linien des 2. 3. 4. in die des ersten Quadranten. — Die Formeln, die der Vf. angiebt, sind meist aus Kästner's und Cagnoli's Schriften genommen. Man sieht nicht, warum der Vf. nicht auch die Formeln der ebenen Trigonometrie durch Aufgaben aus der Astronomie erläutert hat. Vielleicht wären, der Kometenrechnungen hier nicht zu er-

wähnen, etwa Finsternisrechnungen, Herleitung des geocentrischen Orts eines Planeten, aus dem heliocentrischen, u. d. gl. dazu brauchbar gewesen. Solche Formeln, die keine rein logarithmische Auflösung zulassen, scheint der Vf. mit Sorgfalt vermieden zu haben: sollte es nicht von Nützen seyn, Anfängern auch diese Rechnungsart zu zeigen, zumal da sie, geschickt angewandt, öfters ungemein kürzer und bequemer als jede andere Auflösungsart ausfällt? Sie wäre z. B. mit Vortheil auf die verschiedenen Auflösungen des letzten Problems im III. Abschnitt anwendbar gewesen.

NATURGESCHICHTE.

MARBURG, in d. neuen Akad. Buchhandl.: *Neujahrs-Geschenk für Forst- und Jagdliebhaber auf das Jahr 1799.* herausgegeben von L. C. E. H. F. von Wildungen Fürstl. Hessisch. Regierungsrath. 161 S. in 12. (16 gr.)

Abermals ein sehr willkommenes Geschenk, dessen abwechselnden Inhalt Rec. bloß anzuzeigen braucht, um Jäger und Forstmänner, die es noch nicht kennen, auf dasselbe aufmerksam zu machen. 1) Beschreibung des wilden Kaninchens, 2) des Sumpforters (eines Thiers, das sicher den wenigsten Jägern bekannt seyn wird.) 3) eines seltenen Felsbocks (dessen Gehörn, wie ein fristrier Kopf aussieht). 4) der Brantgans, 5) des Nachtreihers, 6) des weißen Isländischen Falken, 7) der wilden Katze und des gemeinen Feldhuhns. 8) Ueber einige noch nicht genug erkannte und beherzigte Ursachen des Holzmangels, (auch zur Abwechslung etwas durchdachtes für Forstmänner von Herrn von Witzleben). 9) Neue Wolfsjagden. 10) Andere Jagdmühsamkeiten. 11) Voigt's (eines Hessischen Kammerjunkers, der auf der Jagd erschossen wurde, und an der Wunde starb) Ehrendenkmal. 12) Anzeige neuer Forst- und Jagdschriften. 13) Anekdoten. etc. Die Abbildungen sind eben so niedlich, wie in den vorhergehenden Jahrgängen.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. Berlin, in der Paulischen Buchhandlung: *Christian Heinrich Karl Langguth, Herzogl. Braunsch. Oekonomiecommissarius. Oekonomie auf Erfahrung gegründete Anleitung wie die Bauerwirtschaften durch den Ackerbau und durch die mit denselben zu verbindende Stallfütterung zum höchsten Ertrag zu bringen; ingleichen dessen Gedanken über die Verbesserung der Feldbauers überhaupt durch die Auflegung ökonomischer Lehrschulen.* Mit einer Vorrede und Anmerkungen von Franz Christoph Lorenz Karsten, Herzogl. Prof. der Oekonomie zu Roßock u. s. w. 1799. XXI. u. 53 S. 8. (4 gr.) Gutge-

meinte Gedanken eines fleißigen und ausdauernden Verfassers, die aber für viele Kreise Deutschlands fast um ein Jahrzehnd zu spät kommen. Mit so vieler Anglichkeit, Mühe und Kosten, wie Hr. L. Kleenanlagen zu machen ausreicht, legt man jetzt nicht einmal mehr Spargelbette an. Simplicius einer nützlichen Anlage die der allein sichere Weg etwas Gutes zu bringen. Ueber ökonomische Lehranstalten muß man Thuer's Einsehung zur Kenntniß der englischen Landwirtschaft lesen. Die Vorrede und Anmerkungen des Hn. Prof. Karsten verdienen gleiches Lob.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 7. December 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Crusius: *Journal der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemisten*, von Dr. J. B. Tromsdorf, Professor d. Ch. auf der Universität zu Erfurt etc. Sechsten Bandes, erstes Stück. 310 S. und sechsten Bandes zweytes Stück. 428 S. 8.

Das erste Stück dieses Journals enthält fünf pharmaceutische, achtzehn chemische, und eine naturhistorische Abhandlung und Auszüge aus Briefen an den Herausgeber, und die neueste Literatur macht, wie gewöhnlich, den Schluss. Wir heben auch diesmal nur das vorzüglichste aus. — Hr. Dr. Schaub beweiset in einer Antwort über die im fünften Bande dieses Journals abgedruckten Bemerkungen eines Ungenannten über seine (des Dr. Schaub) Abhandlung von der Güte und Verfälschung der Arzneymittel, seinem Gegner, daß er sich in vielen seiner Bemerkungen geirrt habe, und wirft ihm Unaufrichtigkeit im Ausdruck vor. Hr. Dr. S. hat in den meisten Fällen recht, er würde aber gewis seinen Gegner noch mehr beschämt haben, wenn auch er weniger heftig wäre, besonders da nicht alle seiner Behauptungen sich vollkommen rechtfertigen lassen. Der Herausgeber erklärt am Ende dieses Aufsatzes, daß es künftig alle ungezogene Ausfälle und beleidigende Ausdrücke aus ihm eingesandten Aufsätzen wegstreichen werde, und das ist sehr zu billigen. — Hr. C. A. H. legt es in einem kleinen Aufsatz: *über die Aufnahme der Lehrlinge* S. 43 — 55. den Apothekern in das Herz, nur solche junge Leute zu Lehrlingen anzunehmen, die bey guten Fähigkeiten Ausichten zum eigenen Besitz einer Apotheke hätten, oder die sich durch ganz besondere Talente auszeichneten; nicht, wie es bis jetzt leider oft aus Eigennutz gechehen sey, arme unbenittelte Knaben, die bey wenig natürlichen Anlagen gar keine Gelegenheit gehabt hätten, sich auch nur einige Schulkenntnis zu erwerben. Allerdings würde nicht nur die Pharmacie, sondern überhaupt das ganze Medicinalwesen sehr dabey gewinnen, wenn nur moralisch gute und tüchtige junge Leute zu Apothekern gebildet würden. — *Entzündung des Schellacks mittelst vollkommener Salzsäure*, von Dr. Fuch (S. 69 — 74.). Es gelang dem Vf. nach mehreren Methoden das Schellack durch vollkommene Salzsäure (*acide muriaticus fur-oxygene*) zu bleichen, wenn er entweder den Dunst der sich entwickelnden Säure auf das feine Pulver streichen ließ; oder wenn er das Harz im Weingeist auflösete und mit solchem Wasser präcipitirte, welches mit A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

der Säure gesättigt war, oder auch wenn er das auf einer Marmorplatte höchst fein geriebene Schellack geradezu mit der süßigen Säure behandelte. Das gebleichte Schellack hatte aber stets die Eigenschaft verloren, sich im Weingeist auflösen zu lassen, und also wahrscheinlich eine Veränderung in seiner Mischung erlitten. — Hr. Apotheker Engelhart in Zürich rath (S. 74.) bey der Bereitung der rauchenden Salpetersäure, zur Vermeidung aller Gefahr, in der obern Wölbung der Vorlage zwey Röhren einzukürten; eine gerade, welche ein Viertel Zoll im Durchmesser hat, geht senkrecht bis auf den Boden der Vorlage, und ragt vier bis fünf Zoll über dieselbe weg; die andere hat einen halben Zoll im Durchmesser, reicht in die Vorlage nur etwa zwey Zoll tief hinein, und geht mit dem andern gekrümmten Ende in ein mit Wasser gefülltes Gefäß. Die erste Röhre bringt, wenn es nöthig ist, Luft in die Vorlage hinein, und durch die zweyte gekrümmte Röhre wird die zu einer andern Zeit sich entwickelnde abgeleitet, und so das Zerpringen der Vorlage verhütet. — *Von dem Verhalten des vollkommen und unvollkommenen Bleykalks zu den Säuren*, von dem Herausgeber. S. 89 — 107. Die Erfahrung, daß mehrere Metalle, die ein verschiedenes Quantum von Sauerstoff annehmen im Stande sind, auch nach der Menge derselben sehr verschiedene Verbindungen mit den Säuren machen, berechtigt allerdings zu der Frage: ob dies bey allen Metallen statt finde? Hr. T. bat in dieser Rückficht Versuche mit den Bleykalken angestellt, und gefunden, daß der unvollkommene Kalk dieses Metalls mit der Salpeter-, Essig- und Salzsäure durchaus dasselbe Resultat liefert, welches aus der Verbindung des vollkommenen Kalks mit den genannten Säuren erhalten wird. Hr. T. weiß sich diese Erscheinung nicht zu erklären, hatte er aber seine eigene Erfahrung, nach welcher er durch Behandlung der Mennige mit gewöhnlicher Salzsäure, sehr viel überaus Salzsäure erhielt, mit den Erfahrungen des sel. Scheele verglichen, nach welchen die Mennige durchaus nicht gänzlich in verdünnter Salpetersäure aufgelöst wird, auch wenn letzte im Uebermaas vorhanden ist, sondern ein schwarzbraunes Pulver zurückläßt, das nur dann von den Säuren angegriffen wird, wenn ihm Sauerstoff genommen ist; so würde er sich überzeugt haben, daß es gar kein *Plumbicum nitricum*, *acetium*, *muriaticum* u. dgl. giebt, sondern daß nur der unvollkommene Bleykalk (*plumbum oxydulatum*), mit den Säuren Verbindungen einzugehen im Stande ist, und daß, wenn man vollkommenen Bleykalk (*plumbum oxydatum*), mit

Kkkk

Säuren in Berührung bringt, ein Theil des Sauerstoffs abgegeben werden muß, wenn derselbe aufgelöst werden soll. Bey der Behandlung mit Salzsäure nimmt ein Theil der Säure selbst das überflüssige Oxygen weg, und macht damit überaus Salzsäure, während der andere Theil derselben den nun unvollkommenen Bleykalk auflöst; bey der Behandlung mit der Salpetersäure aber gibt ein Theil der Mennige sein Uebermaas von Sauerstoff an den andern ab, erster wird dadurch zu unvollkommenen Kalk und in der Säure auflöslich, letzter bleibt als schwarzbraunes Pulver zurück, und enthält eine noch größere Menge Sauerstoff als die Mennige. — Ueber die Bereitung des Zinnoberns durch geschwefeltes Alkali auf nassem Wege, von dem Herausgeber (S. 108—113.). Es wollte dem Hn. T. nicht gelingen, einen schönen lebhaften Zinnober nach der von Kirchoff angegebenen Methode zu bereiten. Nach unserer Erfahrung liegt die Schuld daran, daß seine Schwefelberauslösung völlig mit Schwefel gesättigt war. Will man auf nassem Wege einen schönen, den besten sublimirten, an Schönheit noch übertreffenden Zinnober bereiten; so muß entweder die Schwefelüberviel freyes Kali enthalten, oder man muß den erhaltenen schmutzigen Zinnober noch mit atzendem Kali kochen. Auf diese Art konnte Rec. aus der warüberreichten salpetersauren Quecksilberlösung, aus dem Sublimat, und aus dem durch Schmelzen bereiteten Aethiops in kurzer Zeit sehr schönen Zinnober darstellen. Wenig verkalktes Quecksilber liefert nie Zinnober, sondern nur Aethiops. Durch das Kochen eines schmutzigen Zinnoberns mit Kali wird auf nassem Wege eben das bewirkt, was durch die Sublimation auf dem trockenen Wege geschieht; die Verbindung von geschwefeltem Wasserstoff und Quecksilber sowohl als die Verbindung von *Mercurius oxydatus* mit Schwefel wird durch das Kali aufgelöst; es bleibt dann nichts übrig als *Mercurius oxydatus* und Schwefel, und das ist Zinnober. Besteht der Aethiops bloß aus wenig verkalktem Quecksilber und Schwefel; so wird durch das Kali alles aufgelöst, und man erhält gar keinen Zinnober. — Die Vermuthung von der metallischen Natur der *Circorder*, die einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, wurde durch die Versuche des Hn. T. nicht bestätigt (S. 116—122.). Er konnte weder durch Schmelzen mit schwarzem Fluß, noch mit schmelzbarem Harnzalt und Kohlenpulver, oder mit Flußspat auch nur die geringste Spur eines metallischen Kornes erhalten, eben so wenig, als er durch andere Metalle aus der Auflösung dieser Erde in Säuren etwas fallen konnte. — Da eine warüberreichte Auflösung des Quecksilbers in Salpetersäure, wenn sie durch Salmiak niedergeschlagen worden ist, durch Zusatz von kohlen-saurem Kali noch Quecksilberkalk fallen läßt, eine kalt bereitete Solution dies aber nicht thut; so rüth der Herausgeber (S. 123—131.) sich zur Bereitung des weissen *Quecksilberprecipitats* einer kalt bereiteten Auflösung zu bedienen. Nach seiner Vorchrift werden 3xij Quecksilber mit 3xvj matsigarker Sal-

petersäure übergossen; die in der Kälte erhaltene Crystallen in 9 Pfund Wasser aufgelöst und durch 3ij Salmiak niedergeschlagen. Man erhält auf diese Art einen immer sich gleichbleibenden, sehr weissen und schönen Präcipitat. — Die aus dem Französischen überfetzte Abhandlung findet sammtlich aus dem drey und zwanzigsten Bande der *Annales de Chimie* genommen, und betreffen wichtige Gegenstände: über den natürlichen Salpeter von Mosetta; über die Korkholzsäure von B. la Grange; über die Wirkung der concentrirten Schwefelsäure auf organische Substanzen; von der Bildung des Aethers, beide von Fourcroy und Vauquelin; über die Kampfersäure; über das Berlinerblau von Pronz; und über die natürliche Schwefelsäure Strontianerde von Gayton. So sehr der Herausgeber durch die Wahl dieser interessanten Abhandlungen den Dank seiner Leser verdient; so sehr verdient er gerechten Tadel, daß er die Uebersetzung mit so vieler Nachlässigkeit hat veranlassen lassen. Rec. hat mehr als hundert Stellen angemerkt, in denen der Sinn ganz verlohrt ist, er kann aber hier zum Beweise für seine Behauptung nur einige wenige anführen. *En laissant aller la distillation jusqu'à la fin, un gros de liege, ou environ 3 grammes 821 millimètres, et 6 gros d'acide nitrique, ont produit etc.* wird übersetzt: laßt man die Destillation bis zum Ende fort gehen; so erhält man aus ungefähr einer Drachme drey Gran achthundert und ein und zwanzigstentheil Pantothenöl, und sechs Drachmen Salpetersäure etc., fern: *pour préparer ce sel, il faut se servir de carbonate de potasse cristallisé; car à l'on se servoit de la potasse de commerce ou de potasse caustique, les résidus ne seroient les mêmes, attendu que l'une n'est pas pure, et que l'autre agit sur l'acide, et fait naître une couleur très-foncée.* heisst S. 163. folgendermaßen: so erhält man andere Resultate, und das Salz ist entweder unrein, oder die Säure präminirt, und es besitzt eine braune Farbe. — *Il ne faut cependant pas croire, d'après ces données, que l'éther soit de l'alcool, moins de l'eucyène et de l'hydrogène,* wird S. 196. übersetzt: übrigens darf man nach diesen Thatfachen nicht glauben, als wenn der Aether Alcohol wäre, ja auch viel weniger aus Sauerstoff und Wasserstoff allein bestehend (!) Und endlich wird S. 197. die Stelle: *Observons d'abord qu'une combinaison d'acide sulfurique et d'alcool à parts égales, ne bout qu'à 78 degrés de température, tandis que l'alcool seul bout à 64* folgendermaßen verstellt: daß eine Mischung von Alcohol und Schwefelsäure zu gleichen Theilen, sich nicht weiter als 78 Grad der Temperatur belauft, da doch der Alcohol allein bis 64 Grad geht. — Hr. Dr. Naumburg beschreibt S. 251—264. sehr genau die Pflanze, welche den Samen *Adiowan* liefert, und Hr. Schrader in Berlin meldet in einem Briefe an den Herausgeber, daß er wirklich Blausäure erhalten habe, wenn er vier Theile Salmiak, zwey Theile Eleyglätte und ein Theil gut ausgebrannte Kohlen in einer geräumigen Retorte zuschüttete. Das vorgeschlagene Wasser war durch Salmiak und Kohle verunreinigt, enthielt

auch noch freyes Ammonium, hatte aber den eigenen Bitternandelgeruch der Blaufaure und fälte aus einer falschen Eisenauflosung einen Niederschlag, der, nachdem er durch Säuren gereinigt war, 20 Gran wahres Berlinerblau darstellte.

Das zweyte Stück dieses Bandes fängt mit einer Abhandlung des Herausgebers an: *Wie könnte das Apothekewesen auf die höchste Stufe der Vollkommenheit erhoben werden* (S. 1—22.). Der Vf. hofft alle, zum Theil sehr gegründete Klagen, über schlechte Beschaffenheit der Apotheken dadurch zu heben, wenn die Apotheken nicht mehr ein Privatunternehmen, sondern Eigenthum des Staats wären, der sie auf eigene Kosten erhielte, für die Unterhaltung geschickter Leute sorgte, und die Medicinane unergeldlich austheilen ließe. Die dem Staate dadurch verursachten Kosten, müßten durch eine eigene Auflage, die jedes Mitglied zu entrichten hätte, zusammengebracht werden. Rec. mischt nur, daß dergleichen Auflagen, die tausendfachen Schwierigkeiten, die sich ihrer Errichtung entgegenzusetzen würden, ungeachtet, die Quellen weit größerer Beschwerden werden dürfen, als die bereits bestehenden. Das Beispiel mehrerer vom Staate administrirten Apotheken, in denen es aller Aufsicht und der besten Vorkehrungen ungeachtet, nicht so zugeht, wie es zu wünschen wäre, rechtfertigt seine Furcht. — *Ueber den Zinnober und dessen Bereitung auf nassem Wege*, von Dr. Juch (S. 57—68.). Hr. J. hat mannichfaltige Versuche angestellt, um die beste Methode aufzufinden, nach welcher der Zinnober am besten auf dem naßen Wege zu bereiten sey, giebt uns aber doch keine feste und bestimmte Vorschrift, nach der wir immer mit gutem Erfolg arbeiten könnten. Nach seiner Meynung ist die Einwirkung des Lichts der Erhaltung eines schönen Zinnobers nachtheilig. — Hr. Prof. Tromsdorff glaubt durch seine (S. 69—74.) beschriebene Versuche bewiesen zu haben, daß bey der Essigsäure nur ein Grad der Oxydation statt finde; daß es keine unvollkommene Essigsäure gäbe, und daß die Benennung: *acide acetum, essigte Säure* ganz wegfallen müsse. — Hr. Acoluth schlägt vor bey Bereitung des Kupferessigs, den Kupferessig unmittelbar in flüchtigen Laugeisalz aufzulösen, und die filtrirte Auflösung mit Alkohol zu präcipitiren; man scheidet auf diese Art sogleich allen Kupferessig in schonen blauen nadelförmigen Crystallen ab. — *Das Mineralwasser zu Alach bey Erjart* soll nach der Untersuchung des Hn. Klipstein (S. 78—87.) im Pfunde 1, 123 Gran Eisen enthalten. Rec. hätte gewünscht, daß die Versuche, wodurch ein so ansehnliches Quantum von Eisen bewiesen werden soll, etwas weiter verfolgt wären. Der im Wasser und Weingeist nicht ausfällige Rückstand von acht Pfund des Mineralwassers wurde in Königswasser aufgelöst, die verdünnte Auflösung durch kausisches Ammonium niedergeschlagen, der Niederschlag mit Aeßlauge behandelt, wodurch er noch ein Gran verlor, und dann nach dem Ausfäulen, Trock-

nen und Glühen neun Gran schwer befunden. Diesen Gran bringt der Untersucher als Eisen in Rechnung, ohne zu überlegen, daß dabey noch ein beträchtlicher Antheil von Bittererde seyn mußte, wovon er einen Theil in der, von dem durch Ammonium erhaltenen, Präcipitat, abfiltrirten Flüssigkeit noch fand. Daß Hr. Klipstein nicht da an dachte, daß durch kausisches Ammonium auch immer ein Theil der Bittererde niedergeschlagen wird, ist ihm wohl zu verzeihen, aber Hr. T. hätte die Arbeit seines Schülers berichtigen sollen. Hr. Dr. Juch will durch Versuche (S. 99—112.) gefunden haben, daß der Phosphor Kohle enthält. Eine halbe Unze Phosphor hinterließ nach dem Verbrennen auf dem Schälchen, welches zu dieser Arbeit gedient hatte, eine braune Masse; abgewaschen, und nach dem Trocknen einer Temperatur von 80 Grad R. ausgesetzt, entzündete sie sich von neuem, und bildete noch Phosphorsäure; was nun endlich übrig blieb, ließ sich nach dem Abwaschen und Trocknen durch Erhitzen nicht wieder entzünden, und wog zwey Gran. Diese zwey Gran braunliche Masse brachte Hr. Juch in ein kleines mit Sauerstoffgas angefülltes Glaschen, und entzündete die Masse durch ein Brennglas. Die verbrannte mit einer blaulichen hellglänzenden Flamme, und verschwand ganzlich. Das unter Kalkwasser gestellte Glaschen füllte sich halb an, das Kalkwasser wurde durch die Kohlenensäure (?) getrübt, und es schlug sich kohlenaurer Kalk nieder. Ob der Hr. D. J. den erhaltenen Niederschlag geprüft, und bey der Prüfung als kohlenaurer Kalk gefunden hat, erwähnt er nicht; er wird es mithin seinen Lesern schon erlauben müssen, gegen seine Behauptung noch einige leichte Zweifel zu haben, und zur vollsten Befestigung derselben noch mehrere und überzeugendere Beweise zu wünschen. Die Tennantischen Versuche sand Hr. J. bey der Wiederholung bestätigt. Durch Behandlung des kohlenauren Natrums und kohlenauren Kalks mit Phosphor erhielt er stets Kohle; ganz reiner, durch Bleichwasser gereinigter Phosphor, und reine kausische Kalkerde aber lieferten sie nicht. S. 113 giebt Hr. D. Juch eine bessere Bereitungsart der Pastoscheffschen Nerveninktur, an, die er in einer der vorzüglichsten Officinen Deutschlands erlernt habe. Man soll eine Unze Eisenkalk, welchen man aus dem gewöhnlichen schwefelsauren Eisen durch Glühen, nach ganzlicher Entfernung der Schwefelsäure erhält, mit einer Mischung von 2 Unzen Aether und 6 Unzen Liquor aëreus übergießen; nach einigen Tagen würde die Flüssigkeit eine hochgelbe Farbe annehmen, und sehr reichhaltig an Eisenkalk befunden werden. Rec. hat diese Vorschrift genau nachgearbeitet, der Liquor aber farbte sich nicht in geringsten, und nahm nicht eine Spur von Eisen auf; wenn aber die Calcination des Vitriols nur so weit fortgesetzt wurde, daß noch Schwefelsäure bey dem Eisen zurückbliebe: so färbte sich die Mischung nach mehreren Tagen sehr schön gelb. Eben dies geschah auch, wenn er der ersten Mischung einige Tropfen Schwefelsäure setzte. In

beiden Fällen aber enthielt der Liquor nicht Eisenkalk, sondern schwefelsaures Eisen. — Den größten noch übrigen Theil dieses Stücks, von S. 119—331, nehmen Uebersetzungen von größtentheils sehr interessanten Abhandlungen aus dem *Journal de la Société de pharmaciens de Paris, An V.* ein. Schon unter den pharmaceutischen Abhandlungen findet sich S. 44 ein aus dem genannten Journal übersezierter Aufsatz: *Ueber das neue französische Maass und Gewicht*, durch dessen Mittheilung sich der Herausg. den Dank seiner pharmaceutischen Leser verdient. — In einem Brief an den Herausg. S. 340 rüht Hr. D. Schaub den Schwefelsäure, ehe man ihn durch kohlensaures Kali zersetzt, durch Königswasser vom Eisen und andern beygemischten Metallen zu reinigen. Auch versichert Hr. D. Schaub in eben diesem Briefe, daß es ihm gelungen sey, die kausische Kalkerde zu Krysalen zu bringen. Eine in der That sehr interessante Entdeckung, deren Wahrheit neuerlich der Herausg. dieses Journals in Scherer's Journal bekräftigt hat. — Den Beschluß dieses Stücks machen *Grens, Enchelys und Bonds* Biographien, auch findet sich ein vollständiges Register zum fünften und sechsten Bande.

PAEDAGOGIK.

ZEITZ, b. Webel: *Taschenbuch für deutsche Schullehrer* auf das Jahr 1800. Herausgegeben von Chr. Fr. Möller, Pfarrer zu Gleina u. Pfortschitz in Stifte Naumburg-Zeitz. 1800. 117 S. 8. im farb. Umschlage.

Zu den für deutsche Schullehrer geschriebenen Schulbüchern, Materialien, Archiven, Kalendern, Almanachen, Tagebüchern etc. kommt nun auch noch ein Taschenbuch. In der That alles Mögliche, was sie nur erwarten können. Auch die Absicht des

Hn. M., welchen das Publicum schon aus seiner Schrift: *über den Mangel an Gesehde etc.* als einen denkenden und thätigen Landprediger kennt, verdient Aufmunterung, obgleich nicht alle Aufsätze in diesem Taschenbuche von ausgezeichnetem Werthe sind. Unter die weniger bedeutenden gehört das Bild eines brauchbaren Landeschullehrers, die Vorklebensrede bey der Probe eines Schullehrers, das Verzeichniß der im Seminar zu Friedrichstadt gebildeten und versorgten Männer, die Nachricht von der Einrichtung des mit den Zöglingen dieses Instituts anzutreffenden Exams. Mehr durchdracht ist der Aufsatz des Hn. Caud. M. Schenk: wie können Zöglinge überbildet werden? obgleich der Vf. diese wichtige Materie nicht erschöpft hat. In formeller Hinsicht dürfte eher *Verbildung als Ueberbildung* der Vernunft zu befürchten seyn. Auch der Aufsatz des Herausg. von der Nothwendigkeit und den Quellen etc. einer Schulcaste; enthält manchen anwendbaren Vorschlag. Interessant sind die Nachrichten von den Schulen in der Grafschaft Stolberg-Rosla, wo uns nur die kleinen Geschenke, welche (S. 75.) an die neuen Anzukommlinge ausgehelt werden, nicht zweckmäßig scheinen; die Nachricht von der Schule zu Miltitz und Bucha. Die in der ersten dieser Schulen getroffene Einrichtung, nach welcher die Schulkunden im Sommer auf vier herabgesetzt sind (S. 90) verdient überall Nachahmung. Denn sechs Schulkunden täglich, sind für Lehrer und Schüler lästig. Mit Vergnügen wird gewiss jeder Jugendfreund die hier mitgetheilten Notizen von der Sonntagsschule des Hn. D. Stollers in Langensalze lesen. Dieser thätige Arzt schenkt nicht nur die nöthigen Schulbücher und andere Materialien auf seine Kosten an, sondern ertheilt auch selbst (S. 106) über Gegenstände der Gesundheitskunde, Moral und des gemeinen und bürgerlichen Lebens, nach Dolz's Manier, catechetischen Unterricht.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE: *Mos, b. Grau: Neues theoretisch-praktisches Zeichenbuch*, zum Selbstunterricht für alle Stände. Fünftes Heft mit X Kupfertafeln. 1799. 88 S. gr. 4. (1 Rthlr. 8 gr.) Die vier ersten Hefte dieses Werks sind bereits A. L. Z. Nr. 227. beurtheilt worden. Seit der Zeit ist zwar von Seiten des Vfs., oder vielleicht des Verlegers, eine Drohung erschienen, daß jenes Urtheil *gründlich* widerlegt werden soll, doch ohne uns im geringsten dadurch schrecken zu lassen, wiederholen wir, was damals über die Kupfertafeln gesagt worden, daß, in sofern sie zu Muthen für Anfänger bestimmt sind, sie notwendig besser seyn sollten. Die, welche der gegenwärtige Heft enthält, stellen Thiere vor, und scheinen meistens nach den Werken von Ridiger und M. Roos copirt zu seyn. Der Text giebt I. Anweisung über die Art Thiere zu zeichnen, zu tuschen und zu malen. II. Von den körperlichen Verhältnissen der Thiere. Das Maass verschiedener Thiere ist nach Verhältnis ihrer natürlichen Grösze zu Schuh und Zollen angegeben, doch vorausgesetzt, es seyen die Maasse und Verhältnisse alle richtig; so steht noch dazu,

ob für den Zeichner viel Gewinn davon zu hoffen ist, indem derselbe meistens nach einem kleinern Maassstabe arbeitet, und also erst eine mühsame Reduction vornehmen müsse. III. Von der Pastellmalerey und der Zubereitung der Pastellfarben, enthält manches Brauchbare. IV. Von dem Einfluß des Lichts auf die Farben. Hier erfährt der Anfänger im Zeichnen zu seiner Belehrung und Nutzenwendung: a) das Sonnenlicht erleuchtet die Gegenstände hundertmal tausendmal mehr als der Vollmond, wenn beide gleich hoch am Himmel stehen. b) 500000 Sterne der ersten Grösze erleuchten die Gegenstände kaum so stark als der Vollmond. c) Das Sonnenlicht ist fünf und zwanzig tausendmal heller als ein Taglicht, noch noch andern dergleichen neuen, dem bildenden Künstler insonderheit nothwendigen Ernährungsätzen, wie z. B. daß der weisse Lichtstrahl aus mehreren von verschiedener Farbe besteht, und daß die Gegenstände dadurch ihre Localfarben erhalten, daß sie entweder den rothen oder den blauen, oder violetten oder gelben Lichtstrahl zurückwerfen. V. Bemerkungen über die zu diesem Hefte gehörigen Kupfer.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 9. December 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HALLE, in der Curtschen Buchhandlung: *Archiv für die Physiologie* von D. Joh. Christian Reil Professor in Halle. Dritter Band. Mit 4 Kupfertafeln. 1799. 530 S. 8.

Auch durch diesen Band des Archivs für die Physiologie fährt der treffliche Reil fort, seine von einem unpartheyischen Freunde der Arzneykunde zu verkenneuden großen Verdienste um dieselbe zu vermehren. Das Studium dieses Archivs, und insonderheit der zwar nicht an Bogenzahl, aber an innerem Gehalte reichen, eigenen Aufsätze des Herausgebers brauchen wir den Aerzten Deutschlands öffentlich nicht erst anzupfehlen. Dieser Band enthält, außer den Recensionen, folgende Abhandlungen:

Erstes Heft. Vorlesung über einige Krankheiten der Hornhaut, und der geraden Muskeln des Auges und ihre Behandlung, von E. Home. Aus dem *Philos. transact. f. 1797. P. 1. p. 1.* Der Vf. handelt hier von Krankheiten, die von einer fehlerhaften Wirkung der geraden Augenmuskeln herrühren, als von dem Unvermögen, nahe Gegenstände deutlich zu sehen, von dem Doppelsehen, das entweder von ihrer nicht gleichförmigen Wirkung, oder daher rührt, als in den brechenden Körpern des einen Auges eine Veränderung vorgegangen ist, die es verursacht, als der Brennpunct der Lichtstrahlen die Netzhaut oder Augen an verschiedenen Stellen berührt, und an dem Schielen. Bey dem letzten liege der Fehler vorzüglich in dem schielenden Auge selbst, welches zu schwach ist, dem andern im deutlichen Sehen beizustehen. Dieser Schwäche wegen haben die Muskeln desselben nicht gleiche Leitung, es zu richten, wie die Muskeln des andern Auges, und können ihre Actionen denen der Muskeln des andern Auges nicht gleichförmig einrichten, wenn sie gleich vollkommen gesund sind. Dafs gleichwohl nur bey einer Unvollkommenheit eines Auges, nicht aber bey einem gänzlichen Verluste des Gesichts auf einem Auge, Schielen entsteht, erklärt Hr. H. so: das undeutliche Sehen des unvollkommenen Auges hindert die Muskeln desselben, dafs sie es nicht mit der Genauigkeit, wie das andere Auge, auf den Gegenstand richten. Diese geringe Abweichung von der Gesichtsaue verursacht Doppelsehen, und hindert das deutliche Sehen des gefunden Auges. Es ist also eine Folge dieses Bestrebens, sich von einem verwirrten Bilde zu befreuen, dafs die Muskeln eine Fertigkeit bekommen, den Gebrauch des unvollkommenen Au-

ges zu veräumen. Ist das Auge so unvollkommen, dafs es von keinem Gegenstande sich ein deutliches Bild verschaffen kann; so ist es möglich, dafs es gleich von Anfang veräufert wird. In den Bemerkungen über die Hornhaut beweist der Vf. das Leben derselben, und die Nothwendigkeit, bey Entzündungen in ihr, wie bey Entzündungen in flechtichten Theilen durch reizende Mittel (die man sich irrig bey ihr als Poliermittel denkt), die Thätigkeit anzuspornen. Beyläufig wird die Geschichte der Verdunkelung der Hornhaut bey dem Tobias und ihre Heilung durch Fischgalle erklärt. — *Ueber die Befruchtung der Thiere*, eine mit Versuchen verbundene Abhandlung von J. Haighton aus den *Philos. transact. f. 1797. P. 1. p. 159. Erster Abschnitt. Kennzeichen der Befruchtung*. Der Vf. behauptet, dafs keine *Corpora lutea* in jungfräulichen Thieren vorhanden sind, und dafs ihre Gegenwart ein unumstößlicher Beweis sey, dafs Befruchtung statt finde oder statt gefunden habe. In einem zwölf Stunden nach der Befruchtung getödteten Kaninchen fand der Vf. einige Bläschen des Eyerstocks deutlich vorliegend, die ihre Durchsichtigkeit verloren hatten, dunkel und roth geworden waren. Beym Einstechen in sie floss eine Flüssigkeit von derselben Farbe aus. Er zerlegte einige derselben, konnte aber in dieser frühen Periode die *Corpora lutea*, die durch die Verdickung der Wände dieser Bläschen entstehen, nicht deutlich entdecken. Bey einem andern, vier und zwanzig Stunden nach der Befruchtung getödteten Kaninchen war die Farbe der Flüssigkeit, wie in dem vorigen Falle, die Bläschen standen stärker vor, und ihre verdickten Wände waren deutlicher. Acht und vierzig Stunden nach der Begattung fand er bey einem andern Kaninchen die Bläschen dem Borsten nahe, und eine halbdurchsichtige Materie, dem Schleim an Consistenz gleich, war im Begriff aus ihnen hervorzudringen. Andere waren noch nicht so weit. Die Franzen der Muttertrompeten hatten die Eyerstöcke umfaßt. Er durchschnitt die verdickten Bläschen, und bemerkte nun eine deutliche Ausbildung der gelben Körper. Sechzig Stunden nach der Begattung war die Frucht schon aus dem Bläschen heraus; aber die Hölle der Bläschen noch wenig verkleinert. Er setzte seine Unternehmungen an dritten, vierten, fünften Tage fort. Beym letzten Versuche war kaum noch eine Spur der Hölle zu bemerken, und die *Corpora lutea* waren vollkommen gebildet. *Zweiter Abschnitt. Um die nächste Ursache der Empfängnis auszumitteln*, Reichte der Vf. viele, hier beschriebene, sehr lehrreiche Versuche

an, aus denen er folgende Resultate zieht: der Same reizt die Mutterleide, den Gebärmuttermund, die Höhle derselben, oder alle diese Theile zu gleicher Zeit. Der Eindruck dieses Reizes wird den Eyerflocken durch die Mitleidenschaft der Organe mitgetheilt. Eins oder mehrere der Bläschen im Eyerflocke vergrößern sich, drängen sich hervor, bersten und entleeren sich ihres Inhalts. Während das bereitet die Trompete sich vor, den Eyerflock zu umfassen, um die Keime der Frucht aufzunehmen. Diese Vorbereitung besteht zum Theil in einer Stärkung Turgescenz ihrer Gefäße und einer dadurch bewirkten Erweiterung ihrer Franzen. Nach derselben nähert sie sich dem Eyerflocke. Nachdem sie ihr Gesicht durch eine Art von wurmförmiger Bewegung, die von den Franzen anfängt, und in der Gebärmutter sich endigt, vollendet hat, so kehrt sie zu ihrem vorigen Zustande zurück. Unterdeß wird in der Gebärmutter die *Membrana decidua* gebildet und eine schleimartige Materie abgefondert, und die Absonderung der Milch in den Brüsten vorbereitet. **Dritter Abschnitt.** Was für eine Gestalt hat die Substanz, die als Folge der Befruchtung von den Eyerflocken ausgeht? Auch des Vfs. Versuche stimmen nicht für de Graaf's Meynung. Er fand bey Kaninchen nie vor dem sechsten Tage einen begrenzten und regelmäßigen Körper in der Gebärmutter, und um diese Zeit war die Substanz mit einer so zarten Haut umgeben, daß sie kaum Festigkeit genug hatte, die Gestalt derselben zu erhalten. Vor dem sechsten Tage fand er nichts anders, als eine unregelmäßige und schleimartige Materie in der Gebärmutter. — *Versuche bey welchen die Eyer der Kaninchen am dritten Tage nach der Begattung in den Muttertrompeten und am vierten in der Gebärmutter gefunden wurden, nebst der ersten Gestalt der Frucht von W. Cruickshank.* Aus den *Philos. transact.* f. 1797. p. 107. — *Ueber einen neu entdeckten Wurm in der Fischblase der Forelle, Cyttidicola Farionis* von G. Fischer. Der Vf. des interessanten Versuches über die Fischblase (Leipzig 1793.) fand in dem Luftbehälter einer Forelle sechzehn Würmer. Er faßt die Beschreibung so ab:

Cyttidicola. Corpus teres, inarticulatum, capite longitudinaliter dissecto. Farionis. Ore orbiculari, dilatato, septo dimidio;

*Corpore pellucido, superius versus caput li-
neis curvis oculorum ad instar obito, cauda subulata, paulo retrorsum latiori, depressa, crenata utrinque.*

Allerdings ist es sehr befremdend, ein Geschöpf in fast reinem Azot lebend zu finden, da bekanntlich die Luft in der Schwimmblase Azot mit wenig Kohlenstoff gemengt ist. — Ein paar Worte über die *Wiedererzeugung der Nerven* von Arneemann. Gegen den Aufsatz eines Hn. Meyer im 3ten Hefte des 2ten Bandes dieses Archivs. — Ein Beitrag zur *medizinischen Zeichenlehre* von Reil. Eine treffliche

Darstellung der großen Mängel unserer Zeichenlehre, ihrer Ursachen, und der Mittel, ihnen abzuhelfen, wobey Hr. R. freylich Gefahr läuft, „hier und da einem grauen Erzpriester des Aeskulap ein Haar feines Bartes zu versengen.“ — Das erste Heft dieses Aufsatzes ist jedem Praktiker zu empfehlen. — *Auszug eines Briefes des Hn. Prof. C. C. E. Schmidt zu Jena an den Prof. Reil.* Bemerkungen über Reil's Fieberlehre, die der Vf. nochmals in seiner philosophisch bearbeiteten Physiologie weiter ausgeführt hat. —

Zweytes Heft. *Eine Anmerkung über die Physiologie des Gehörs, als Seitenstück zur Abhandlung des Hn. Kollmer im 1ten Heft des 2ten Bandes dieses Archivs von J. D. Herholdt.* Gegen Hn. Kollmer's Behauptung, der das Mitwirken der Zähne zur Fortpflanzung des Schalls aus der Nervenverbindung des Auditivnerven mit dem Hautnerven der Wange, einem Zweige des fünften Paares, herleitet. Vorläufig erwähnt Hr. H. einer nachmals von Hn. Scherl ausführlich bekannt gemachten Beobachtung dänischer Physiologen, daß nämlich sowohl die *Eustachische Trompete*, als die *Luftröhre*, bey der Leibesfrucht mit Kindswasser angefüllt sey. — *Beobachtungen und Versuche über das Vermögen der Galle, die Verdauung zu bewirken* von Englefield Smith; aus dem *European Magazine* f. June 1797 übersezt von J. B. Bonzel. Der Vf. folgert aus seinen Versuchen, die allerdings darthun, daß die Galle zur Verdauung nothwendig sey, mit Unrecht, durch den Magensaft werde die Verdauung nicht bewirkt. Er setzt fälschlich voraus, der Boden des Magens sey bey allen Thieren mit Galle angefüllt. — *Etwas über die sensible Atmosphäre der Nerven* von C. A. Rudolphi. Den bekannten Humboldt'schen Versuch will Hr. R. lieber so erklären, daß das Galvanische Fluidum nicht bloß bey unmittelbar applicirtem Leiter, sondern auch schon in einiger Entfernung dieses Leiters vom Nerven, denselben, wenn er nur reizbar genug ist, afficiren oder in ihm strömen, und so Muskelbewegungen hervorlocken kann. — *Ueber medizinische Kunst und ihre Methodologie* von Dr. C. A. Hermann's. Der Inhalt dieser Abhandlung beschränkt sich, nach der Angabe des Vfs, auf einige allgemeine Bemerkungen über die Naturwissenschaft, und die medizinische Kunst überhaupt, zur Bestimmung der wahren Natur von beiden, und ihres in dieser gegründeten Verhältnisses zu einander; auf einige Ideen zu einer aus ihrem wesentlichen Charakter hergeleiteten Methode in der medizinischen Kunst; und auf eine kurze aber vollständige Encyclopädie der nach dieser Methode behandelten medizinischen Kunst, in der Ablich, jedem Zweige derselben seine wahre Stelle anzuweisen, und seinen Inhalt zu bestimmen. — *Einige allgemeine Grundsätze zu einer Theorie der Receptionen* vom Hn. Prediger J. C. Greiling. —

Drittes Heft. *Beitrag zur Geschichte der Zahn von D. C. A. Rudolphi.* Die Zähne des Menschen werden nicht aus einem Puncte verknöchert. — Die

Schneide

Schneidezähne haben gewöhnlich drey, die Eckzähne, so viel der Vf. fand, immer zwey, die zweyspitzigen zwey bis drey, die Backenzähne vier bis sechs Knochenpunkte. So lange der Zahn noch Rudiment und ohne Wurzel ist, besteht er aus eben so vielen Stücken, sobald ihm der Schmelz (durch verdünnte Salpetersäure) genommen ist; wenn er aber Wurzeln hat, werden durch diese die Stücke, woraus die Krone besteht, zusammengehalten. Die Wurzel gehört zu allen Stücken der Krone, oder ist eine Verlängerung von allen. Auch sind die Stücke der Krone nicht verbunden, sondern da, wo sie einander berührt haben, ganz glatt. Merkwürdig ist es, daß die Knochenstücke, aus denen der Zahn Anfangs bestand, nicht in der Folge mit einander verwachsen, sondern in der Krone getrennt bleiben, und nur durch den Schmelz und die Wurzeln zusammengehalten werden. — *Bemerkungen über einige Pflanzenfäste und über die Art der Bewegung des Kohlenstoffs und seines Absatzes in den Pflanzen, um sie zu nähren, von Chaptal. — Veränderte Mischung und Form der thierischen Materie, als Krankheit oder nachtheilige Ursache der Krankheitszufälle betrachtet, vom Prof. Reil. Nach einer äußerst lehrreichen Apologie seiner Theorie von der Lebenskraft macht Hr. R. in dieser Abhandlung den Anfang, eine Reihe von Krankheiten aufzustellen, bey welchen Mischungs-erletzungen handgreiflich sind, um auch auf diesem Wege seiner Meynung eine Stütze zu verschaffen. Die Hauptbeispiele nimmt er dazu aus Hn. Meckel's Cabinette (mit dessen Schätzen bey der Gelegenheit das Publikum näher bekannt wird), denen er aus Büchern Fälle kurz hinzufügt. In dem gegenwärtigen Abschnitte sind die Krankheiten der Brüste, ihrer Warze und der Milch mit großer Belesenheit und mit genauer Beschreibung von neun Fällen kranker Brüste aus der Meckelschen Sammlung, auf eine gleich interessante und lehrreiche Art abgehandelt, und drey dieser pathologischen Präparate abgebildet. — *Beobachtungen über die Erzeugung des Schwefels und seiner Säure von Smith aus dem European Magazine f. Febr. 1798. p. 92.* Der Vf. ist geneigt, zu glauben, daß während der Vegetation in den Pflanzen ein Proceß vorgehe, durch welchen schwefelsäure erzeugt wird. — *Ueber den Begriff des Lebens und der Gesundheit und Krankheit, als Zustand desselben vom Prof. Hoffbauer. —**

weiter gediehen sind, in Rücksicht einer leichten Uebersicht unläugbaren Nutzen schaffen werden. Der Vf. hat Haller's Icones dabey zum Grunde gelegt, und ist in den Benennungen durchaus von Haller nicht abgewichen; nur da, wo ihn häufige Beobachtung an Leichen dazu berechtigte, hat er die Ordnung hin und wieder verändert, in welcher die Zweige von den Stämmen bey Haller abgehen. Es würde nicht übel seyn, wenn der Vf. auch über die anderen Theile der Anatomie Tabellen liefern wollte.

OEKONOMIE.

BRESLAU, HIRSCHBERG und LISSA, in Südpreußen
b. Korn: Das wichtigste der Landwirthschaft oder Auflösung der höchst interessanten ökonomischen Frage: woraus besteht der eigentliche Stoff der Nahrung und des Wachstums der Pflanzen? mit weiter aufgestellten Grundätzen des Ackerbaues von Johann Jacob Kramer, Reichsgraf, von Prachnaischen Wirtschaftsrathe. 1799. 170 S. 8. (10 gr.)

Der Vf., ein Veteran in der Oekonomie, da er schon nach seiner Aussage im ersten Viertel dieses Jahrhunderts geboren ward, seit 50 Jahr Oekonomie treibt, und, nach der Allegation sehr vieler Schriftsteller zu urtheilen, sehr belefen ist, glaubt entdeckt zu haben, daß der durch Gährung gesammter vier Elemente entspringende Ausfluß, aus Feuer, Wasser, Luft und Erde bestehend, welchen er Chilus der Erde nennt, der Grund und Urstoff der Nahrung und des Wachstums der Pflanzen und aller Gewächse sey, und daß alle und jede Düngerforten in den Feldern anders nicht, denn als Mittel zur Beförderung der Gährung, die in der Erde vorgehen muß, wirken. Unter andern Beweismitteln für diesen letzten Satz, äußert derselbe S. 46. sich folgendermaßen: „denn ob man gleich von dem Kalk rühret, und auch die Erfahrung bestatigt, daß derselbe die in der Erde befindliche. Sowohl ölige als saure Theile auflöse, die Feuchtigkeiten aus der Luft anziehe, u. s. w.; so ist dies alles doch nur eine Mitwirkung zur Gährung. Es hat sogar der Zucker die Kraft, Säure und Feuchtigkeiten an sich zu ziehen, und mit selbigen aufzubrausen. Ist der Zucker deswegen Dünger? Jedoch da ich hier dieses süßen Fabrikats gedenke; so will ich auch noch etwas von seiner Wirkung auf das Pflanzenreich aus dem Lande meiner Geburt erwähnen, welches wohl den wenigsten meiner Leser — wenn ich deren erhalte — bisher wohl bekannt geworden seyn. Als nämlich König Stanislaus Polen verlassen mußte, und seinen einstweiligen Aufenthalt zu Zweybrücken nahm, wo für denselben in möglichster Eile eine Viertelstadt von der Stadt, Schillick erbaut wurde, welchen Landtitz er denn auch bezog; so steckte seine damalige Prinzessin Tochter, nachherige Gemahlinn Ludwigs des XV von Frankreich einen Kirchhain in die Erde, befohl

UPSALA, b. Edman: *Descriptio arteriarum corporis humani in tabulis redacta*, quam autem Dissertationem forma exhibuit jam vero emendatam sistit Adolphus Murray M. D. Anat. et Chir. Prof. R. et O. Upsal. 1798. 120 S. 4. (1 Rthlr.)

Durch eigene Erfahrung von dem Netzen überzeugt, welchen die Tabellen über das Schlagader-system leisten, die der Vf. vormalig zu eigenem Gebrauche entworfen hatte, giebt derselbe diese Tafeln aufs neue heraus, welche gewiss sowohl Anfängern als auch denen, die in der Zergliederungskunde schon

die Erde mit Burgunderwein, und befreute sie mit zerriebnem Biskuit. Der Kern gieng auf, und die Prinzessin versah den neuen Wuchs immer mit Biskuit und Burgunderwein. Es wurde endlich ein schöner Baum, und zum Andenken der vornehmen Pflanzerin wurde selbiger hernach sehr sorgfältig gepflegt, und mit mehreren Gedächtnisringen so versehen, daß, wie die Stärke oder Dicke des Stammes zunahm, der vorige Ring abgenommen, und wieder ein neuer angelegt worden, bis dieser Kirschbaum erst ungefähr 1757 — durch wen, ist mir unbekannt, zerstört wurde. Läge nun die Kraft zum Keimen, Aufgehen und Wachsen eines Baums im Burgunderwein und Biskuit; o wie wenig Obst und Kirschbäume würde dann der arme Landwirth zu genießen bekommen! da er ohnehin durch Überschiefen; Polen und mehr Länder, — ob zwar meist durch Mißgeschick, Nachlässigkeit und Tragheit — in den meisten Orten schier so rar, wie eine unbekannte Waare ist. Aber Burgunderwein und Biskuit, als zwey einander widersprechende Dinge, mußten durch ihre Vereinigung in der Erde Gährung erregen, und mehr werde ich also zu Erörterung dessen: daß alle und jede Düngersorten nur als Mittel zu befördernder Gährung wirken, zu sagen nicht nöthig haben.“ Die aus dieser Hypothese hergeleiteten Grundsätze des Ackerbaues enthalten durchaus nichts Neues, was nicht schon von guten Wirthen beobachtet wird, die allerdings alle dem Grundsatz haben müssen, daß jeder kultivirte Acker so viel als möglich den Einflüssen der Witterung und Luft auszusetzen ist; wie denn auch ein jeder guter Wirth bereits weiß, daß eine warme Jahreszeit und Witterung, verbunden mit fruchtbarem Regen das Faulen des untergepflügten Unkrauts und Rafens, und des im Acker befindlichen Düngers mehr als die entgegenetzte bewirken, und daß dadurch der Wachsthum der künftigen Saat befördert wird, wenn alles dies bey Bestellung des Ackers gehörig beobachtet und darauf Rücksicht genommen wird. Allein welcher Landwirth weiß auch nicht, daßs man das nicht immer beobachten kann, und vieles dem Zufall überlassen muß, da die Verhältnißverhältnisse

bestimmte Arbeiten zu bestimmten Zeiten durchaus vorschreiben, die sich selten abändern oder verschieben lassen, ohne daß die Harmonie des Ganzen zerstört wird.

Es gehört mit zu den Phänomenen unsers Zeitalters, schon bekannten Dingen andere Namen zu geben, ohne unsere Kenntnisse durch deutlichere Begriffe davon mehr aufzuklären. Denn der Chilus der Erde, wie ihn der Vf. nennt, ist nicht mehr und auch nicht weniger als die vegetabilische Gur der *Aurea catena Homeri*, das *Unctuosum* Künhold's nach Anleitung des Kunkels von Löwenflern oder das *Sil sulphureum* des Glauber u. s. w. Mythische Namen, die unsere Begriffe von dem Dinge selbst nicht aufklären, und uns schlichte Landwirthe noch immer in der Verlegenheit lassen, die bekannten und erprobten Düngungsmittel anzuwenden und unsern Acker gut zu bestellen.

LEIPZIG, b. Veß und Comp.: *Wasch-, Bleich-, Platt- und Nahbuch, oder Anleitung zum Zeichnen und Nameriren der feinen Wasche, nach der englischen Manier, nebst Deffins zu Naharbeiten auf der Hand in gesellschaftlichen Zirkeln.* Von Johann Friedrich Netto, Zeichenmeister in Leipzig. Mit 12 Kupfertafeln. 1799. 40 S. gr. länglich 4. (3 Rthlr. 3 gr.)

Gute Haushälterinnen werden zwar ohne Zweifel mit den meisten Dingen, welche in dieser Schrift enthalten sind, hinfänglich bekannt seyn; sie werden aber auch darin manche nützliche Anweisung finden, und schädliche Fehler die man bey der gewöhnlichen Behandlung der Wasche zu begehen pflegt, vermeiden lernen. Wir sind daher von der Brauchbarkeit des Werks vollkommen überzeugt, und empfehlen dasselbe als einen nothwendigen Hausbedarf. Die *Deffins* zu Naharbeiten auf der Hand, auf den 12 Kupfertafeln sind zum Theil artig, zum Theil auch nach der Mode ein wenig abgesehnackt. Zu den ersten rechnen wir die auf den Platten Nr. III. und V. zu der letzten Art scheinen uns die auf der Platte Nr. VI. zu gehören.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Schmidt: *Neue theologische und pädagogische Abhandlungen.* 1799. 103 S. 8. (6 gr.) Unter diesem Titel findet man das nicht, was er erwarten laßt; sondern man findet ein Gebet, eine Predigt, verschiedene Schulreden, und Gedichte, welche das hundertjährige Jubelfest der Königl. Friedrichschule zu Frankfurt an der Oder betreffen, welches bereits am 1ten und 2ten Julius 1799 gefeyert worden ist, und welche von dem jetzigen Rector dieser Schule in Druck gegeben wurden, vorzüglich in der Absicht, daß diese Sachen, wenn sie auch, des Locales halber, keinen allgemein interessanten Inhalt haben sollten, doch wenigstens von den dankbaren Gefeinnungen der

Schule gegen ihre Stifter und Wohlthäter zeugen möchten. Da sie nun der Herausgeber vorzüglich aus diesem Gesichtspuncte betrachtet wissen will; so können wir sie auch denen, die mit der Geschichte jener berühmten Schulanstalt bekannt zu werden wünschen, empfehlen. Angehängt sind noch einige ältere Schriften des Herausgebers; ein Programm von 1791 eine Einführungsrede von demselben Jahr, und noch eine Einladungsschrift zu einer Schulfeyerlichkeit von 1790 — insgesamt von nützlichem, und für Schulfreunde, welches herherrigendem Inhalte. Aber warum schreibt der Vf. *kristlich*, *kristenthum*, *kristlich*? —

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 10. December 1799.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT A.M., b. Andreä: Franz Joseph Bodmann's, theoretisch - praktische Erörterung der Grundsätze, wornach die Kriegsschaden jeder Art festzustellen, zu ersetzen und zu vergüten sind, nebst deren Anwendung auf den gegenwärtigen Krieg; zum Gebrauch praktischer (?) Amts- und Gefehsisleute. 1798. 1 Alph. 12 Bog. 8. (2 Rtbl.)

Dem juristischen Beobachter, er mag nun in der Ferne die mit dem jetzigen Kriege verbundenen grenzenlosen Bedrückungen betrachten, oder, wie der Vf. der vor uns liegenden Schrift, als Augenzeuge die Verheerungen desselben kennen lernen, aufs sich ganz natürlich die Frage aufdrängen, ob die Länder, Districte, Gemeintheiten oder einzelne Bürger unsers deutschen Vaterlandes, welche die Last dieses unglückseligen Krieges vorzüglich vor andern empfunden haben, sie als einen unvermeidlichen Zufall allein tragen müssen, oder von andern eine Vergütung derselben rechtmäßig zu fordern befugt sind. Die Entscheidung dieser Frage und die leichnamige Vertheilung der Kriegsschaden ist beachtliche Schwierigkeiten unterworfen, und Hr. Regierungsrath B. verdient daher um so mehr Dank, als er sich der Mühe, die Grundsätze der Wiederrstattung und Ausgleichung derselben festzustellen nterzogen hat, da er nicht allein sehr wenig Vorkänger hierinnen hatte, (denn die mehesten dieser waren blos auf die Verhältnisse der Pächter und Verpächter Rücksicht genommen) sondern auch in den meisten Fällen als ganz unparteyischer Richter auftritt, welcher auch sodann, wann er gleich in Einem Punkte von einem Rechtslehrer abweicht, diesem in andern volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Das ganze Werk zerfällt in sechs Abschnitte, mit deren Inhalt wir unsere Leser bekannt machen, und sodann noch einige Bemerkungen darüber hinzufügen wollen. Der erste Abschnitt beschäftigt sich vorzüglich mit den Quellen der Lehre von Gleichmachung der Kriegsschaden, und der Literatur. Jene werden in juristische, wirtschaftliche und politische eingetheilt und in dieser Rücksicht die genauere Kenntniß der ältern Reichsschiede, einiger neuern Reichsschlüsse und der Wahlcapitulation, ingleichen der besondern Landesgesetze empfohlen, um vorcommende Fälle auch nach der Analogie der Landesgesetzgebung entscheiden zu können. Unter den

beiden letzten Gattungen der Quellen versteht der Vf. achtwirtschaftliche Grundsätze um den wahren erlittenen Schaden auszumitteln, ingleichen das politische Studium des Krieges, um die Rechtmäßigkeit der Requisitionen, Lieferungen u. s. w. nach der allgemein angenommenen Kriegsraison zu entscheiden. (Diese letzte Quelle wird indeß wohl etwas unsicher bleiben, da es wohl schwerlich durch allgemeine Grundsätze zu bestimmen seyn dürfte, welche Operationen nach Kriegsgebrauch erlaubt oder unerlaubt sind, und der Vf. gesteht selbst, daß der gegenwärtige Krieg so reich an neuerfundenen Arten der Erpressungen sey, daß das bisherige deutsche Kriegrecht hierin wenig brauchbar sey). Vor dem allgemeinen Gebrauch des römischen Rechts warnt der Vf. wegen der verschiedenen Art Krieg zu führen und den ganz unterschiedenen Staatsverhältnissen mit Recht. Der zweite Abschnitt lehrt uns die Eintheilungen der Kriegsschaden, und liefert zugleich ein Verzeichniß derselben. Sie betreffen entweder ganze Länder oder gewisse Districte, Städte oder Gemeinden und einzelne Individuen, und sind daher Länder-, Amts-, Gemeinde-, oder Privatschaden in doppelter Rücksicht, theils in der Hinsicht, in welcher sie ihnen aufgelegt wurden, theils in so fern sie von ihnen vergütet werden müssen. Außerdem macht der Vf. vier Classen, unter welche er sie alle zu bringen sucht, 1) Abnehmungs- Verheerungs- Vernichtungs- und Verwältungsschaden; hierber rechnet er Fouragierungen, angelegte Oef- und Defensivwerke, Beschädigung der Weinberge, Gebäude, Mobilien u. s. w.; ferner feindliche Bezahlungsart, z. B. durch Assignaten oder ähnliche unnütze Papiere; und Schaden an physischer und sitlicher Integrität (obgleich letzte sich zu keiner Vergütung eignen.) 2) Lieferungsschaden, als: Requisitionen, Contributionen, erzwungene Anlehen, Einquartierungen, Brandschatzungen, Fuhren und ähnliche Dinge; 3) Zwangsschaden, durch Exportirung, Emigration und Fortschleppung der Geiseln, endlich 4) zufällige Schäden, durch Douceurs, Sauvengarden, ingleichen an Leib, Leben und Gesundheit. Auf diese Classification baut nunmehr der dritte Abschnitt die Hauptgrundsätze, welche sodann im vierten auf die einzelnen Fälle angewendet werden; dieses ist unstreitig der wichtigste Theil des ganzen Werkes, und wir müssen daher den Leser wenigstens die Hauptgrundsätze anführen, nach welchen die Lehre vom Kriegsschaden beurtheilt werden soll. Der erste be-

Minum

steht

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

steht darin, daß zwar der Krieg unter die ungeschätzten Zufälle gehört, jedoch derjenige, den daraus entstehenden Schaden zu tragen nicht schuldig, folglich Vergütung zu fordern befugt ist, den der Krieg außerdem weder für seine Person noch für seine Güter betroffen haben würde; und daß nur in so weit die Folgen des Kriegs ohne alle Entschädigung getragen werden müssen, in so weit jemand für Person und Gut dadurch würde getroffen worden seyn. Dieser Grundsatz, dessen Wahrheit nicht geleugnet werden kann, der aber in der Anwendung gewiss der allerschwerste ist, wird sodann durch mehrere Folgerätze erläutert. 2—4) Es kann nur ein wahrer Schaden, nicht aber ein entbehrter Gewinn, vergütet, und jener muß immer bewiesen werden, wobey es gleichgültig ist, der Schaden mag von freundschaftlicher oder feindlicher Armee veranlaßt worden seyn. 5) Geringfügige Schäden kommen in keinen Betracht; welcher Schaden aber für einen solchen zu halten ist, hängt von dem richterlichen Ermessen ab, welches ihn nach dem übrigen Vermögen dessen, der Vergütung verlangt, beurtheilt. 6) Schaden, die selbst veranlaßt oder doch nicht abgewendet worden sind, da sie hatten verhütet werden können, machen auf keine Vergütung Anspruch. — Diese Grundsätze, deren Wichtigkeit und Reichthümlichkeit sich von selbst ergibt, werden sodann im vierten Abschnitt auf die einzelnen Gattungen der Kriegsschäden und Contributionen, Lieferungen, Service u. s. w. angewendet, und in wie ferne sie vergütet werden müssen, weilauflieg, aber dabey zweckmäßig, auseinander gesetzt. Der fünfte liefert uns eine Anweisung, diese Schäden ihrer wahren Größe nach auszumitteln und so zu ersetzen, wozu der Vf. die Niedersetzung einer Hauptlandescommission vorschlägt, welche die Schäden der Gemeinden, Aemter, Districte und Länder reguliren, die von einzelnen Personen aber dem gewöhnlichen Richter überlassen, überhaupt aber sich dabey nach den obengedachten Grundsätzen richten solle; webey zugleich sehr richtig bemerkt wird, daß hier keine Art von Befreyung weder persönliche noch dingliche eintreten dürfe. Der sechste Abschnitt giebt endlich die Art und Weise der Ausgleichung selbst an; dieser ist jedoch keines Auszugs fähig. In dem Anhang findet sich noch ein Formular einer Kriegsschadenberechnung und ein Gutachten des Hn. von Wichmannshausen über die Ausgleichung der Pächter und Verpächter wegen Kriegsschäden. — Wir können dieses wichtige Buch mit voller Ueberzeugung allen denen, welche an solchen Schädelenberechnungen entweder persönlich oder als rechtliche Beystände oder Richter Theil zu nehmen haben, empfehlen; nur wollen wir noch einige Bemerkungen hinzufügen. Ueber die Schreibart des Vfs., welche schon bekannt ist, und sich immer gleich bleibt, fagen wir nichts; wir rügen auch nicht die Ausfälle, die man hin und wieder auf die für das nördliche Deutschland so wohlthätige Neutralitätstheorie und die von einzelnen Reichständen geschlossene Separatfriede, die freylich den übrigen Reichsländern unange-

nehm seyn müssen, antrifft; diese sind dem Vf. als kurznützlichen Unterhaltungen zu verzeihen. Sondern schränken uns nur auf einige juristische Sätze ein. S. 59 bestimmt der Vf. den Begriff der Kriegsschäden dahin, daß alles, was durch oder wegen des Kriegs eine endliche Verminderung des Vermögens bewirke, darunter zu rechnen sey. Allein, wenn wir alles dasjenige, was wegen des Kriegs geschieht, und endlich, also künftig, das Vermögen noch verringert, unter Kriegsschäden bringen wollten; so würde die Liquidirung derselben bis ins Unendliche gehen; man würde, um nur Ein Beyspiel anzuführen, die unsere Nachkommen gewiss noch mehr wie uns drückende Vertheuerung des Holzes, welche durch die jetzige Verwüstung der Wäldungen veranlaßt werden muß, also bey den Kriegsschäden liquidiren können, man müßte das *lucrum cessans*, denn auch durch dessen Entbehrung wird ja unser Vermögen verringert, mit in Aufschlag bringen dürfen, von dem doch der Vf. selbst mit Recht S. 77 sagt, daß er sich nie dazu qualificire, und so mehrere andere Dinge. Wahrer Kriegsschaden kann vielmehr, nach Rec. Meynung, nichts weiter seyn, als das, was als Folge der Kriegoperationen eine unmittelbare Verminderung des Vermögens bewirkt, und hiemit scheint der Vf. selbst übereinzustimmen, wenn er S. 31 sagt, daß Folgeschäden sich selten (oder vielmehr nie) zur Entschädigung eignen. S. 77 werden die Einquartierungen unter die Lieferungen gerechnet; allein hiervon kann sich Rec., da unter denen den einquartierten Soldaten zu machenden Lieferungen und den Bequartierungen selbst doch wohl ein Unterschied gemacht werden muß, eben so wenig überzeugen, als von der Behauptung S. 90, daß Personen, die bey einbrechendem Kriege ausgewandert seyn würden, jedoch ihres Amtes wegen, also zum Vortheil des Staats dageblieben wären, die Vergütung ihrer Schäden, sogar ohne Forderung strengen Beweises, zu verlangen befugt wären. Die Emigration ist, nach Rec. Grundsätzen, in diesem Falle ganz unerlaubt. Diejenigen, welchen die Vorsehung eines Amtes aufgetragen ist, genießen die Vortheile in Friedenszeiten so wie überhaupt Schutz und Sicherheit, sie dürfen also auch in drückenden Zeiten ihre Dienste dem Staate nicht entziehen, sondern ihren übrigen Mitbürgern die Last des Krieges tragen helfen; und wie würde wohl der Staat bestehen können, wenn es Jedem erlaubt wäre, bey herannahender Gefahr seinen Posten zu verlassen? S. 422 zieht der Vf. bey Peraquation der Kriegsschäden auch auswärtiges Vermögen zur Mitleidenheit; allein es kann kein Vermögen zur Mitvergütung der erlittenen Kriegsschäden gezogen werden, als dasjenige, welches durch die geschehenen Aufopferungen der übrigen Staatsbürger gerettet worden ist; und wenn wir dieses annehmen; so können wir die auswärtigen, in fremden Ländern stehenden Kapitalen oder Grundstücke ohnmöglich zur Mitleidenheit ziehen. Die Frage, ob auch Länder, die einen Separatfrieden oder Wallentilland geschlossen haben, dennoch zu

den Kreis- und Länderschäden beytragen müssen, bejagt der Vf. S. 497 unbedingt; die Untersuchung darüber würde uns hier zu weit führen; wir beinerken daher nur das einzige, daß die Vergleichung einer Privatgesellschaft mit der Verbindung der deutschen Reichsstände unter einander und die daher genommene *actio pro socio* wohl nicht anwendbar seyn dürfte. Dieser abweichenden Ueberzeugungen ungeachtet, erkennen wir doch den Fleiß des Vfs. in seiner ganzen Größe. Ungern vermißt man ein Register; denn die vorausgeschickte Inhaltsanzeige ist zur Benutzung des Buchs doch nicht hinreichend.

Der Aehnlichkeit des Inhalts wegen verbinden wir zugleich damit folgende Schrift:

GIESSEN, b. Stamm: *Jakob Tobias Werner, der Pächter und Verpächter, wer von beiden soll den während dem jüngsten französischen Kriege erlittenen Kriegschaden tragen?* Eine rechtlich wirtschaftliche Belehrung u. f. w. 1799. 8 Bog. 8. (8 gr.)

Der Vf. wurde durch den französischen Krieg, welcher, seiner Versicherung nach, schon *Myriaden* Bürger des deutschen Vaterlandes in Dürftigkeit gesetzt hat, und durch gewinnfichtige Pächter, in deren *Caracallas* Ohren das furchtbare Lösungswort Krieg süße Töne widerhallen soll, bewogen, diese Abhandlung für praktische Rechtsgelehrte, und vorzüglich für Pächter und Verpächter, Schulheise, Landpfarrer u. f. w. aufzusetzen, um ihnen eine Anleitung in die Hände zu geben, welche Kriegschaden und auf welche Weise sie vergütet werden müssen. Diese Absicht ist an sich auch lobenswerth, nur findet man fast alles dasjenige, was in der eben angeführten Bodmannischen Schrift und vorzüglich in *Hinkler's* Abhandlung von Kriegschaden der Pächter und Miethleute enthalten ist, hier wiederholt. Was der Vf. S. 36 ff. von dem an verpachteten Jagden erlittenen Schaden anführt, ist zwar in jener nicht zu finden; allein die Verfahrungsart, diese Gattung von Schaden auszumitteln, die der Vf. vorschlägt, dürfte wohl mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden seyn; er will nämlich, daß die Jäger oder Förster die Anzahl und Eigenschaft der verlorenen Stücke Wildpret eidlisch angeben sollen (wie ist dies aber möglich?) oder es soll durch Jagdverständige das Locale untersucht und so fern bestimmt werden, wie hoch sich der jährliche Ertrag beschaffen könne; allein auch diese Angabe wird immer sehr schwierig und schwankend bleiben. Unrichtig ist es auch, wenn S. 9 gesagt wird, die zum Verkauf bestimmten Früchte, würden in der Schadenliquidation nach dem Marktpreise der nächsten Stadt, wie er zur Zeit des errichteten Pachtcontracts gewesen, aufgeführt; denn man nimmt, wenn nicht etwas anders besonders ausgemacht ist, den Marktpreis zu einem Mittelpreis an, wie er zur Zeit der Fouragierung war.

PHILOSOPHIE.

LIEGNITZ u. LEIPZIG, b. Siegert: *Logik oder Vernunftlehre zum Selbstunterricht für Militäristen und andere, allenthalben mit gezeigtem Nutzen bey Erlernung der Wissenschaften, besonders der militärischen, und zur Klugheit im gesellschaftlichen Leben der Menschen*, von M. Franz Christoph Setze, Professor senior der Philosophie und Mathematik bey der k. Ritterakademie zu Liegnitz u. f. w. 1798. 140 S. 8. (8 gr.)

Die Einleitung handelt vom Nutzen der Logik. Die Logik ist der Compas demjenigen der durch Lectüre sich zu unterrichten sucht. Wer mit ihr bekannt ist, wird gesellschaftliche Disputé bald lösen, weil er die Regeln der allgemeinen Menschenvernunft bey der Hand hat. Er wird die bloße Meynung noch nicht als einen wahren Satz gelten lassen. Ohne Logik kann Niemand einmal eine richtige Erklärung von der Wahrheit, von der Gewisheit und Ungewisheit, von der Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit geben noch verstehen. Ohne sie kann Niemand ein Historicus seyn und Niemand Historie lernen, die Fehler des Erschleichens aufdecken u. f. w. Daß eine Logik möglich ist, erhellet aus der Wirklichkeit des Verstandes. Da derselbe ein von andern Gegenständen unterschiedenes Object ist; so müssen die Regeln angegeben werden können, die ihn zu einem besondern Gegenstand machen. Wer diese sich selbst nicht sagen kann, besitzt die bloß natürliche Logik. Wer sie angeben kann, hat daran die künstliche Logik. Die natürliche Logik muß der künstlichen zum Grunde liegen. Dieses heißt: die Regeln des Verstandes, welche die letzte angiebt, müssen mit ihrem Gegenstände zusammenstimmen. Nach dieser Einleitung handelt der Vf. in folgender Ordnung die Lehren der Logik ab.

Die erste Wirkung des Verstandes ist der Begriff, oder die Vorstellung eines Dinges im Verstande. (Der urtheilende Act geht demnach doch selbst als innere Erscheinung, dem Begriff vorher. Diese innere Erscheinung, der erworbene Begriff, und die Subsumtion eines Gegenstandes unter diesen Begriff, sind drey verschiedene Dinge.) Der Begriff ist entweder *notio* oder *idea*; der erste ein allgemeiner durch den viele Dinge, der zweyte ein einzelner durch den nur ein Ding gedacht wird. (Ein Begriff ist eine Regel die zum Urtheilen im Verstande bereit liegt. Ob nun nur ein Ding, oder ob mehrere Gegenstände gefunden werden, die durch ihn zu denken sind, das giebt keinen Eintheilungsgrund der Begriffe ab.) Hierbey wird indessen, nach Rec. Urtheil, sehr unzureichend von der historischen, der philosophischen und der mathematischen Erkenntniß gehandelt. Es folgen die gewöhnlichen und richtigen Bestimmungen des Begriffs wenn er dunkel, klar und wenn er deutlich ist; zwischen der Wortklärung und der Sacheklärung wird der Unterschied richtig angegeben.

ben; was das Wesen und die Attribute eines Begriffs sind (nicht einer Substanz, wie Hr. G. fehlerhaft sich ausdrückt), was accidentelle Bestimmungen eines Begriffs sind. Was aber die Antwort des Vfs. auf die Frage betrifft: auf wie vielerley Wegen man zu klaren und deutlichen Begriffen gelangen könne? die er auf folgende Art giebt: „auf viererley Wegen, nämlich 1) durch die Sinne, vermittelt der Attention oder Aufmerksamkeit; 2) durch die Abstraction; 3) durch willkürliche Verbindung und Zusammensetzung, und 4) durch Vernunftschlüsse;“ so sieht der Vf. dem Gegenstande, wovon er hier handelt (die Begriffe), darin vorbei. Denn durch Vernunftschlüsse werden Urtheile, nicht aber Begriffe gewonnen. Eine willkürliche Zusammensetzung gewisser Begriffe bringt einen aus ihnen zusammengesetzten Begriff, aber kein Urtheil hervor, welches der Vf. im Sinne zu haben damit beweist, weil er die Regel hinzusetzt: „die auf diesem Wege erfundenen Begriffen müssen durch Demonstration entweder realisiert oder verworfen werden.“ Alle Begriffe sind (ihrem Ursprunge nach) entweder *gegeben* oder *gemacht* Begriffe. Ist der Erkenntnisact selbst das den innern Sinn Afficirende; so heist die vermittelt der Re-

flexion, Attention und Abstraction erzeugte Regel, ein *a priori* gegebener Begriff. Beziehen wir dagegen eine Empfindung auf Gegenstände; die wir vom Erkenntnisvermögen untertheilen; so heist der aus solchen Erkenntnissen erworbene Begriff, ein *Erfahrungsbegriff*. Das Urtheil wird von dem Vf. auf folgende Art definiert: „wenn wir Begriffe mit einander vergleichen und Acht haben, ob ein Begriff von dem andern bejaht oder verneinet werden könne; so urtheilen wir,“ und wir gelangen nach ihm zu Urtheilen auf denselben viererley Wegen, auf welchen wir zu Begriffen gelangen. Hier auf wird von der Natur und Beschaffenheit, und von der Wahrheit der Urtheile, vom Unterschiede der theoretischen von den praktischen Sätzen, und von der Relation zweyer Sätze zu einander gehandelt. Dann folgt ein kurzer Abschnitt von der Bezeichnung der Gedanken. Die Lehre von den Vernunftschlüssen ist sehr dürftig ausgefallen, und dieser Abschnitt enthält nichts, das einer Auszeichnung werth gehalten werden könnte. Wir sind indessen geneigt, der Arbeit unsers Vfs. den Werth zuzugestehen, daß er damit eine, jungen Militärpersonen nützliche Schrift, ihnen geliefert habe.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Ohne Druckort: *Versuch über Stutereyen.* Nach dem Französischen von C. v. S. 1797. 116 S. 8. (8 gr.) Schade ist es, daß so manche, übrigens gut gemeinte Vorschläge, oft so wenig auf ihre Ausführbarkeit berechnet sind. Das ist denn auch der Fall bey dieser kleinen Schrift. Ihr Vf. ist vorzüglich bemühet, die Nutzbarkeit der Landstutereyen zu zeigen. Und um die Sache dringender zu machen, so nimmt er an, daß im Durchschnitt alle 10 Jahre die Pferde verbraucht sind und wieder neue angeschafft werden müssen. Wird nun die abgehende Anzahl nicht wieder im Lande nachgezogen; so beweist der Vf. S. 5 durch eine Berechnung, daß ein Land, das z. B. 20000 Pferde hat, alle 10 Jahre 30000 Louis'd'or ins Ausland schicken muß. Das ist allerdings ein großer Geldverlust. Nun aber die Mittel, um die Stutereyen einzurichten und sie zu verbreiten? Hierzu will der Vf. daß durch einen Kaufverhandlungen die schicklichsten Gegenden ausgehütet und die Bewohner zur Pferdezucht genügt gemacht werden; alsdann sollen S. 22 die Zuchtruten das Stück zu 10 Ld'or (?) im Durchschnitt angekauft und durch das Loos an die Unterthanen vertheilt werden, das Geld dafür ersetzen müssen. Wer die erste Auslage thun soll, ist hier nicht angezeigt. Die angegebenen Regeln, wie Zuchtruten beschaffen seyn sollen, wird zwar an sich ganz gut, es wäre aber lächerlich, diese Vollkommenheiten an Pferden von obenberemerktem Preise zu suchen. Auch wird die hier vorgeschriebene Art die Stuten während ihrer Trächtigkeit und die Fohlen bey ihrer Aufzucht zu behandeln, wohl nicht leicht von dem Landmann zu erwarten seyn. Des Vfs. Art zu projectiren, kann wohl am besten durch dessen eigene Worte gezeigt werden. Er sagt S. 43: „Hat man nur orthens die Beschäler kommen lassen (wer soll sie kommen

lassen?) so vertheile man sie nach Verhältniß der in jeder Provinz zur Zucht bestimmten Stuten und gebe auf 19 bis 20 Stuten allemal einen Hengst. Zur Beschälzeit schicke man einen erfahrenen Mann dahin etc.“ S. 50. Ein zweytes Mand Beschäler in gutem Stande zu erhalten und die Stutereyen weniger kostspielig zu machen, wäre wohl ohne Zweifel das, wenn die Großen des Reichs gegen gewisse Gnadenbezeugungen oder andere Vortheile, die Beschäler im Winter unterhielten und in ihre Ställe nahmen etc. Drittens kann man Unternehmer suchen, die eine Anzahl Beschäler auf ihre eigene Kosten kaufen und unter folgenden Bedingungen unterthuen: Die Unternehmer sind verbunden, schöne, gutgehaltene und fehlerfreye Heugle von bestimmten Landen, Alter und Größe anzuschaffen. Ein geschickter Sachverständiger muß sie untersuchen, die Untüchtigen auslossen, und diese Unterzucht jährlich wiederholen. Diesen Vertrag muß man auf 10 Jahre schließen. Dagegen bekäme der Unternehmer nebst andern kleinen Vortheilen (welche?) „für die Unterhaltung eines Beschälers 3 Louis'd'or jährlich (woher sollen diese genommen werden?) mit dem besondern Vorrechte, wann die Beschälzeit vorüber ist, mit seinen Heuglen in die Hauptstadt der ihm angewiesenen Provinz zu ziehen, das eine Reiterschule zu halten und nach seinem Gefallen Schälern annehmen zu dürfen.“ Der Vf. setzt voraus, daß der Unternehmer immer ein Mann von Metier seyn wird. Was übrigens noch über die Eigenschaften und Vollkommenheiten eines Beschälers und die Art der Bedeckung gesagt wird, kann nach dem Gesichtspunkte, aus dem der Vf. diese Stutereyen angesehen wissen will, nicht gut in Anwendung gebracht werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. December 1799.

GESCHICHTE.

LEITZIO, b. Weidmann: *Deutsche Reichsgeschichte*, von Christoph Gottlob Heinrich, Hofrath und Professor der Geschichte in Jena. Siebenter Theil. 1797. 8to S. Achter Theil. 1799. 1002 S. 8. (4 Rthlr. 8 gr.)

Wir wünschen dem Vf. zur glücklichen Endigung einer mühevollen, mehrere Jahre erfordernden Arbeit, so wie dem Publicum zu dem brauchbaren, in vielem Betrachte so vorzüglichem, für Geschäftsmänner fast unentbehrlichen Werke Glück, womit unsere Nation sich bereichert sieht, welche seinen Werth nach wiederholtem Gebrauche noch mehr schätzen und für die Anstrengungen des Vfs. dankbar seyn wird. Die Vorzüge des Buchs sind mannichfaltig. Wir setzen oben an, die gewissenhafte Treue, sorgfältige Benutzung und strenge Prüfung der in so großer Zahl gebrauchten, nicht selten sich widersprechenden Quellen, die der Vf., wie wir finden, wirklich vor sich hatte, und zur Nachweisung für seine Leser auf jeder Seite auführt. Selbst einzelne Gegenstände öffentlicher Unterhandlungen sucht man nicht leicht vergeblich; so wenig als die Namen minder bedeutender Personen, welche bey denselben ihre Rolle spielten, oder besondere Nebenumstände, die sich aber durch ihre Ungewöhnlichkeit auszeichnen, wie z. B. die Bemerkung, daß in dem Aachener Frieden alle Punkte der Bedingungen unter den bisher im Kriege verwickelten Mächten in Einen Vertrag gebracht, dieser aber bloß von Frankreichs, Großbritanniens und den Niederländischen Bevollmächtigten unterzeichnet, und alle übrige Mächte beytretende angesehen wurden. Wer sich für Kriegsgeschichten interessiert, dessen Neugierde wird durch das Detail manches wichtigen Treffens, so weit es eine allgemeine Geschichte liefern kann, befriedigt werden; und bey weniger bedeutenden Vorfällen findet man wenigstens die nöthige Anzeige, wenn es Ereignisse neuerer Zeiten betrifft, wo auch ein für sich geringfügiger Umstand bey der gleichzeitigen Welt nicht ohne Theilnahme bleibt. Aber durch diese so sehr in das Einzelne gehende Behandlung leidet die Uebersicht des Ganzen nicht; wir erkennen vielmehr als einen zweyten, mit dem vorigen in gleicher Reihe stehenden Vorzug, die sehr zweckmäßige Verketzung auswärtiger Ereignisse mit den niederländischen. Unsere wundersame Verfassung ist Ursache, daß seit dem westphälischen Frieden nicht leicht in einem Winkel Europens etliche Kanonen

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

feindlich abgefeuert werden, ohne daß Deutschland ganz oder in einigen seiner Theile zum Mitfeuern gebracht wird. Daher eine ewige Verketzung in alle ausländische Händel; daher die Nothwendigkeit für den Vf. einer deutschen Geschichte, seinem Leser die Lage der übrigen Völker immer wieder vor Augen zu stellen, wenn er ihm anders in seinen eigenen reine Uebersicht verschaffen will. Und dies finden wir denn in dem gegenwärtigen Werke meisterhaft geleistet; mit hinlänglicher Klarheit, und dennoch ohne Ueberladung und ohne dem Umfange dessen, was hier Hauptzweck ist, Schaden zu thun. Niegends hat z. B. Rec. noch mit so wenigem Aufwand von Worten, und doch mit so befriedigender Deutlichkeit und mit der vollsten Zusammenstellung aller mitwirkenden Ursachen, die Geschichte von Karls II in Spanien letzten Lebensjahren, und von den Bewegungen, welche sein nahendes Ende in dem ganzen politischen Europa verursachte, gelesen als hier. Die Darstellung seiner entschiedenen Vorliebe für Oesterreich, der unverzeihliche Fehler, durch welche dieses die spanische Nation nebst dem König von sich zurück stieß; die verschiedenen Theilungspläne, welche das übrige Europa im Angesichte des schwachen Monarchen anlegte, die mehr oder weniger gegründeten Rechte verschiedener Häuser zur Succession; endlich Karls Testament, und die durch dasselbe bey Ludwig XIV erregten, in der That nicht geheuchelten, Bedenklichkeiten, ob er eine Verordnung, welche seinen Enkel auf Spaniens Thron setzte, annehmen wolle oder nicht; dies alles liest gewiss auch der mit der Geschichte vertraute Kenner nicht ohne Theilnahme und Belehrung. Ähnliche Uebersichten stoßen häufig auf; wer sie mit Glück machen kann, zeigt sich schon hiedurch als Schriftsteller, bey dem das Studium der Geschichte reise Resultate einer ausgebreiteten Lectüre und des eigenen Nachdenkens gegeben hat. Aber nicht bloß bey auswärtigen Angelegenheiten zeigt sich dieser umfassende Blick des Ganzen; man findet ihn in einer beträchtlichen Anzahl von Auseinanderetzungen bey den innern Angelegenheiten unsers Vaterlands; lichtvolle Entwicklungen, bey den verschiedenen Streitigkeiten, Ansprüchen, über Erbfälle etc., welche unter den verschiedenen Häusern Deutschlands zu keiner Zeit fehlen können. Der Liebhaber der Geschichte so gut, als der Mann, den sein Geschäft zum Auffuchen des Gegenstandes bringt, über den er Belehrung nöthig hat, wird fast nirgends unbefriedigt das Buch aus der Hand legen. Es sey uns erlaubt, nur auf einige dieser Fälle aufmerksam zu

Nann

machen, welche Hr. H. zwar größtentheils nach Pütter, doch mit Abweichungen aus Gründen und mit reicherer Entwicklung vorträgt. Er beweist, so wie dieser, die Nichtigkeit der französischen Ansprüche auf die Souveränität über die deutschen Strände im Elfsaß, und bey dem russischen Frieden die offensibare Gewaltthätigkeit gegen die Protestanten, ohne doch den Anstrich von Bigotterie sichtbar werden zu lassen, welcher bey Pütter durch den ganzen Vortrag seiner, sonst so trefflichen, Entwicklung hervor leuchtet. Richtig und unpartheyisch wird man das Urtheil des Vfs. finden, daß dem Hause Sulzbach die Nachfolge in der Clevischen Erbschaft nach eben dem Rechte gebührte, welches es zur Nachfolge in den Kurlanden hatte. So wie im Gegentheile die Unstatthaftigkeit der Bayerischen Ansprüche auf die Oesterreichische Succession nach Karls VI. Tode; oder auch der spätern Oesterreichischen, durch welche dieses Haus sich in den Besitz von Niederbayern zu setzen trachtete. Die Rechte des Kurfürsten von der Pfalz auf die ungetrennte Bayerische Succession scheinen uns aus der Geschichte des Mittelalters überzeugend deducirt. Vielleicht ist bis jetzt, wo noch jeder Deutsche Parthey gegen oder für zu nehmen scheint, die Entschädigungssache wegen der durch die französische Revolution mehreren Fürsten und Ständen entzogenen Herrschaften, nirgends so lichtvoll und mit so weniger Partheylichkeit für irgend eine Seite erzählt als in Hrn. H. Werke. Auch die Art des Vortrags haben wir Ursache unter die Vorzüge dieses Buchs zu zählen. Er ist schlicht und recht, sinkt nie unter die Würde des historischen Stils, nimmt aber auch nur selten einen hohen Flug; wenige Fälle ausgenommen, wo die Wichtigkeit des Gegenstandes einen lebhaften Eindruck auf die Seele des Vfs. gemacht zu haben scheint. Fehler gegen die historische Treue finden wir in Hauptfachen nirgends, die bey einigen Nebenumständen sind im Grunde zu unbedeutend, und oft zu streng, als daß wir sie nur unter dieser Rubrik aufstellen dürfen. Erinnern laßt sich vielleicht, daß Hr. H. bey den Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Spanien im J. 1763 etc. die *Memoires des Duc de Ripperda* nicht in benutzt hatte lassen sollen. Sie geben wirklich nicht nur über diese Unterhandlungen, sondern auch über die Verhältnisse zwischen Spanien und England, über die Ostindische Compagnie etc. manches Licht, und manche andere Ansicht der schon bekannten Thatsachen. Eine andere Erinnerung möchte näher an Tadel grenzen; daß man öfters bey dem Vortrage dieser Geschichte die Maschine in Bewegung sichts, ohne das Theilwerk bemerken zu können, durch welche sie in Bewegung gesetzt wurde; daß öfters die Ursachen von Handlungen, oder von der guten und schlechten Ausführung derselben, auch da, wo man sie kennt, oder zu kennen glaubt, in Dunkelheit bleiben, und dadurch dem wissbegierigen Leser ein wichtiger Theil seines Vergnügens und seines Unterrichts verloren geht. Daß z. B. Kaiser Karl VI. immer kein Geld

hatte, seine Truppen, ihrer geringen Zahl ungeachtet, immer schlecht bezahlt wurden, übergeht Hr. H. nicht; aber über das Warum sucht man die Bekhrung vergeblich. Gerne würde man ihn dagegen manches zu reiche Detail in Feldschlachten entlassen; die Aufzählung, daß bey diesem Gefechte 300 Mann auf dem Platze blieben, oder wie viel sich Bomben, Granaten, Zwickack etc. bey der Eroberung einer Festung vorräthig fanden; oder wie die einzelnen Generale alle hießen, welche die Reichsarmee einst anzustellen beliebte; welche Gefandte bey der Friedensunterhandlung zuerit und welche zuletzt anlangten. Schilderungen jedes Regenten nach dem Ende seiner Laufbahn, geben über manche innere Verkerrung der Begebenheiten in der That nicht unwichtige Aufschlüsse; sie sind gedrängt, treffend und offenerzig; aber ganz entscheidend sie nicht für den an manchen Stellen fühlbaren Mangel der anzugebenden Triebfedern. — Der Wichtigkeit des vorliegenden Werks nach sollten wir nach dieser allgemeinen Uebersicht eine Anzeige des Hauptinhalts der beiden letzten Theile geben; dies hiesse aber in der That so viel, als ein Compendium der deutschen Geschichte seit dem westphälischen Frieden liefern; denn das kein merkwürdiges Factum unberührt geblieben ist, wird jedermann der Genauigkeit des Vfs. zutrauen, und wir dürfen es nach sorgfältiger Untersuchung getroßt versichern. Also lieber außer den bisher angeführten noch einige andere Stellen, welche wir uns als besonders vorzüglich anzeichneten; oder auch wenige andere, wo wir mit dem Vf. nicht ganz eintrifft denken. Bey der Kurnaynz. Einnahme Erfurts im J. 1664 macht er die Bemerkung, „daß sich diese Stadt nie zu einer eigentlichen Reichsstadt habe erheben können;“ und setzt doch gleich, als Vorzüge von uralter Freyheit hinzu, daß nur der Magistrat sich von den Bürgerin das Homagium leisten ließ, daß die Stadt vor niemand als vor dem Kaiser belangt werden konnte, daß sie ihr Stadtregiment ohne irgend eines Lands Herrn Einrede führen, Herrschaften kaufen durfte, niemand Rechnung abzulegen hatte, ihre Justiz selbst verwaltete, Steuern erhob, Soldaten warb etc. Rec. gesteht, daß er keinen Begriff von einer Reichsstadt habe, wenn als diese Vorzüge Erfurt nicht den rechtmäßigen Anspruch, eine solche zu seyn, verschaffen konnten. — Wer die Unruhen in Ungarn während des vorigen Jahrhunderts in ihrem wahren Lichte, mit Entwicklung der Ursachen sehen will, dem empfehlen wir die Lectüre von S. 246 etc. im VII. Theil. Von der Aeußerung S. 246. „Leopold dankte nach dem Entsatze von Wien seinem Retter Sobiesky und den übrigen Befehlshabern, wie sie es verdienten;“ möchte manches wegzunehmen seyn. Wies Bürger dankten mit Wärme dem Erretter, erregten aber eben durch diese Aeußerung ihres innigsten Gefühls Leopolds Eifersucht; sein Dank war kalt. Recht sehr gut sagt Rec. die Schildebung der Schwierigkeiten, welche man im spanischen Successionskriege Ludwig XIV. entgegenzusetzen, der den Frieden von 1686

wünschte, dem kein Opfer zu groß dünkte, um den hehlichen Wunsch in Erfüllung gebracht zu sehen. Auf der einen Seite läßt sich das Gefühl nicht unterdrücken, Ludwig habe um die ganze Menschheit durch frühere Thatigkeiten die große Demüthigung verdient; auf der andern empört aber zuzerlassig der Uebermuth, mit welchem Eugen und Marlborough seine so nachgiebigen, mehr als billigen, Anerbietungen, alle dargebotenen Aufopferungen, von sich riefen. Man verlag ihm gewiss einige Bewunderung nicht, daß er bey allem selbst eingestandenen Schwache, bey dem allgemeinen Uumuthe seiner Unterthanen, bey der fast unbedingten Ergebung in jede feindliche Forderung, nur sich auf die Schleifung seiner Grenzsetzungen, auf die Vernachlässigung des vertriebenen Kurfürsten in Bayern, und auf die Vertreibung seines Enkels durch eigene Waffen niemals einlassen wollte. Verwundern wird man sich im Gegentheil, daß Oesterreich alle diese wirklich gemachten und mit Nachdruck betriebenen Forderungen noch nicht hinlänglich zu seiner Satisfaction fand. — Die kurze und doch vollkommen deutliche Uebersicht von den Versuchen zur Vervollkommenung des alten Münzfusses, von Graumann's Verdiensten um diese Verbesserung, und von der Entsehung des Conventionsfusses wird man Th. VIII. S. 264. mit Vergnügen lesen; sie ist in der Hauptsache aus Büsch's Welthändler entlehnt. S. 318. finden wir zwar bemerkt, daß die Kaiserin Elisabeth von König Friedrich persönlich beleidigt glaubte; aber das Wie hätte doch wohl leise bezeichnet werden können. — Die Entwicklung der Ursachen, warum Friedrich in dem Bayerischen Erbfolgekriege seinen gewöhnlichen raschen Gang nicht hielt, bleibt befriedigende Aufklärung. Die geographische Unvollständigkeit S. 693. „Bayern trat vom Amte Burgau ab, was zwischen der Donau, dem Inn und der Salza liegt.“ ergänzt sich leicht jeder Leser aus der nächsten ihm vorliegenden Landkarte. — Josephs II. unmittelbare Theilnahme an dem Türkensiege litte vielleicht einige Berichtigungen. Wir finden die Bemerkung nicht, daß die Türken erklärten, selbst die bundsgemasse Hülfe des Kaisers an Rußland noch für keinen Friedensbruch halten zu wollen. — Schwerlich wird ein Unpartheyischer Joseph's Schilderung S. 731. unbillig finden, daß zwar seine Absichten bey der plötzlichen zu übereilten Reformation so vieler in Sprache, Sitten und Verfassung verschiedener Nationen, die unter seinem Scepter vereinigt lebten, menschenfreundlich und rein waren; er aber doch wegen so manchen willkürlichen Verfahrens, von den Anwendungen des Despotismus nicht freygesprochen werden könne. — Ausmüßiger Ueberzeugung sprachen wir oben von des kais. Unpartheylichkeit; nur Ein Punct, welcher der Zusammenstellung wegen abthillich bis jetzt verpart wurde, macht Ausnahme. Hr. H. zeigt, vielleicht ohne es selbst zu glauben, entscheidende Vortheile für Preussens Angelegenheiten; wer mit diesem Staate in Collision kommt, also vorzüglich Oester-

reich, erscheint in nachtheiligem Lichte. Viel mag freylich dazu beytragen, daß seit dem J. 1740 preussische Schriftsteller in Menge vorhanden sind, welche Hr. H. mit Sorgfalt benutzte; von der Gegenseite aber auferst wenige erschienen, die es verdienen könnten, in den Rang historischer Schriftsteller einzutreten. Bey Gelegenheit der preussischen Besitznehmung Schlesiens, gesteht Hr. H., daß Kurfürst Friedrich Wilhelm auf die schlesischen Fürstenthümer Verzicht gethan, und dagegen den schwibuffer Kreis erhalten habe; mit der Befügung, daß der Kurprinz und Nachfolger sich einen Revers zur Rückgabe habe ablocken lassen. „So sehr die Ungültigkeit dieses erlichenen und abgedruckten Reverses in die Augen leuchtete; so hielt Friedrich nachher doch Wort, und überließ es, wie er selbst gegen seine Minister erklärte, seinen Nachkommen, bey günstigen Umständen ihre Rechte geltend zu machen.“ In diesem Tone fährt er nun fort, die Rechtmäßigkeit der preussischen Ansprüche auf Schlesien zu beweisen; ganz unbedingt in der Sprache, welche die preussische Deduction führt, ohne zu bedenken, welche ein gefährlicher Leitfad der Deductionen für den Geschichtschreiber werden, und wie sehr die Erzählung das Zutrauen verliert, sobald der Leser fühlen muß, er habe Parthey genommen. Rec. hat keinen Beruf der Vertheidiger von Oesterreichs Sache zu werden, er billigt auch den wirklich erlichenen Revers nicht; aber er glaubt, daß der Geschichtschreiber nichts daraus folgern konnte, als Preussens rechtmäßigen Besitz des schwibuffer Kreises; denn der vorhergehende Vertrag wegen der schlesischen Fürstenthümer war ja nie angefochten worden: selbst in dem Falle, daß auch dieser widerrechtlich wäre, folgt doch noch immer kein Anspruch auf ganz Schlesien; Preußen kam auf dem nänlichen Wege zu dem Besitze, welchen es seinem Gegner als illegal zum Vorwurfe gemacht hatte. Dies sind wenigstens Gegenstände, welche der Vf. bey jedem andern Falle aufzustellen selbst nicht unterlassen haben würde. Und welcher Historiker wird je als Erweis einige Worte aufnehmen, die einst ein Prinz seinen Ministern im Kabinette gesagt haben soll? Von S. 297. deducirt Hr. H. aus Friedrich's Werken, dessen Angaben er gewöhnlich ohne weitere Controlle annimmt, und aus andern preussischen Schriftstellern, die Nothwendigkeit, daß der König im siebenjährigen Krieg den ersten Schlag schlechterdings thun mußte, wenn er sich nicht von seinen zahlreichen Gegnern unrettbar unterdrückt sehen wollte. Aus den angeführten Separatartikeln des Vertrags zwischen Oesterreich und Rußland folgt dies bey weitem nicht; und selbst Herzberg, dessen Worte Hr. H. erst ganz am Ende der Entwicklung S. 366. anführt, ist ganz entgegengelegter Meynung. Nach dieser Vorrede findet der Vf. den Bruch des Vertrags zu Kloster Seven vollkommen rechtmäßig; macht zwar durch die redlich erzählten Vorfälle des Kriegs einleuchtend, daß der König eben so oft durch die schlechte Umsicht seiner Gegner, als durch seine unange-

Tapferkeit, Scharfsinn und Entschlossenheit aus den größten Verlegenheiten kam; aber er hütet sich diese Bemerkung zu machen; erst beym Friedensschluss wird ein kleines Wort davon hingeworfen. Im Bayerischen Successionskrieg wird ganz kalt erzählt „Warmser überfiel Habelschwerd und machte 1000 Gefangene;“ und gleich darauf: „dagegen behaupteten die Preußen durch die vortreflichen Anstalten des Erbprinzen von Braunschweig einen Theil des österreichischen Schlesiens.“ Bey dem bekannten Tauschgeschäfte, schreibt Hr. H. ohne weiters einer preussischen Deduction nach, daß die Niederlande ein dreymal kleineres ungleich schlechteres Land sind als Bayern. Das Gegentheil mußte ihm jede Geographie und Karte lehren. Nach dem bisher gesagtendenkt man sich leicht den Ton, in welchem Friedrich's Schilderung angelegt ist. Kein leises Hinzielen auf die Frage, ob der König ein eben so guter als großer Mann war; ob er für die Erleichterung, für das Glück seiner Unterthanen hinlänglich sorgte; ob nicht die Hälfte des erparten Schatzes in der Circulation seiner Staaten ungleich mehr Gutes, als in der Verwahrung unter seinen Schlossern gestiftet hätten etc. In der nämlichen Stimmung wird man den Lütticher Streit, den Reichenbacher Frieden vortragen finden. Es kommt kein unrichtiges Factum zum Vorschein; aber jede Wendung hat einen vorthellhaften Anstrich für Preußen. Vom Kaiser Leopold wird vermuthet, er habe bey Gelegenheit der Revolution Lothringen und Elfsaß zu erschaffen gesucht; von Preußen keine Sylbe. Ueber den Rückzug des preussischen Heeres aus Champagne geht Hr. H. ganz leicht hinweg, und trägt die Muthmaßung vor, eine schriftliche Vorstellung des gefangenen Königs habe ihn veranlaßt. — Weniger übel kann mans dem Sachsen nehmen, wenn er Vorliebe für sein Vaterland blicken, und bey keinem einzelnen Vorfall unbeachtet läßt, daß sächsische Truppen mitfochten. Dafs sie sich sehr gut und tapfer hielten, hat ihnen wohl noch nie ein billiger Mann freitig zu machen gesucht; aber stark ausgedrückt und übertrieben bleibts doch wohl: „innerhalb Jahresfrist hatten also die sächsischen Truppen zweymal (bey Pirna und Collin) die österreichische Monarchie gerettet.“ — Ganz anders wird jeder ungenommene Leser die Darstellung der französischen Revolution finden. Ohne Vorliebe für irgend eine Parthey erzählt der Vf. mit voller Unbefangenheit die so ganz verdorrene Lage des Landes, welche eine Revolution herbey führen mußte; das widerrechtliche Betragen der Ausgewanderten und die Unklugheit der Fürsten, welche ihnen bewaffnete Sammelplätze erlaubten; die zu große Wandelbarkeit in Ludwig's XVI Cha-

rakter; und spricht mit Mißbilligung von der Vermischung fremder Mächte in Frankreichs innere Angelegenheiten. Aber eben so unbefangen schildert er auch die Verdorbenheit und Abtheillichkeit der Jacobiner, den Ehrgeiz der ewig schwankenden Girondisten, den unverdienten Tod des schwachen, aber gegen sein Volk herzlich gut gesinnten Königs, die fast beyspielloos ausschweifende Grausamkeit Robespierres und seiner Mitgenossen. Nach getreuer Erzählung der Vorfälle der letzten Kriegsjahre spricht er am Schluß seines vorzüglichsten Werks mit gerechter Indignation von dem Uebermuth der Franzosen bey den Friedensunterhandlungen zu Raftadt und Selz. Wir haben noch keine Probe von dem Vorgehen des Vfs. geliefert; sey es der letzte Abschnitt. „So war denn die Zeit gekommen, da eine große, kriegerische Nation, die seit 2000 Jahren gegen zahlreiche Völker siegreich gefochten, allen Spannen Feldherren gegeben und den Rubin der Waffen so uneingeekränkt, wie ihre Freyheit und Unabhängigkeit behauptet hatte, eine Demüthigung erleiden sollte, wie sie im achtzehnten Jahrhundert kein Volk erfahren hat. Der Congress zu Raftadt sollte sich so außerordentlich auszeichnen, wie der Krieg, der ihm vorher ging. Ehe er noch eröffnet wurde, unterzeichneten die Franzosen den Tractat mit den Waffen in der Hand, besetzten Maynz und das linke Rheinufer. Während der Tractaten, während eines vom Reichsoberhaupt erklärternalsen bedrungenen Waffenstillstandes wird Maynz, auf dessen Befehl, wehros gemacht, von den Reichscontingenten, selbst von den kaiserlichen Truppen, die doch zur Beschützung des Reichs Reben blieben, sollten, verlassen, von den Franzosen aufgegeben, und mittelst einer seltsamen Capitulation übergeben, also Deutschland seiner Vormauer, des Palladiums seiner Freyheit, beraubt, ehe man ihm nur gedankt, seine Schande und seine Vernichtung zu verzeichnen. Beyspielloos ist dieser Gang der Dinge, in der Geschichte, aber auch beyspielloos eine Leithargie und Gedankenlosigkeit bey einer Nation, der alle diese Ereignisse noch unerwartet kommen.“

Das unvermuthete Abbrechen der Unterhandlungen nöthigte den Vf., die weitem Ereignisse bis zum allgemeinen Frieden auf einen noch folgenden Band zu verschieben. Er soll zugleich aufser dem allgemeinen Register einen besondern statitischen Abschnitt zur Kenntniß der innern Verfassung von Deutschland und des Zustandes der Nation in des letzten Zeitraume seit dem westphälischen Frieden enthalten. — Wir erwarten mit Ungeduld die gemüdeten Studios.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwoch, den 11. December 1799.

PHILOSOPHIE.

GIESSEN, b. Stamm: *Magazin für die Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung*, angelegt von D. Carl Grolman. Ersten Bandes erstes Heft. 1798. Zweytes Heft. 1799. 208 S. 8. (16gr.)

In einer Zeit, wo das Naturrecht eine Angelegenheit des Tages geworden ist, muß ein Magazin für die Rechtsphilosophie gewiß ein passendes und zweckmäßiges Unternehmen seyn, und, gehörig benutzt, mehr als Compendien und Systeme der Wissenschaft bedeutenden Vortheil bringen. Untersuchungen über einzelne Gegenstände und Lehren, haben wir nur wenige aufzuweisen und gerade dieser bedarf eine Wissenschaft, wenn sie in ihren Theilen vervollkommenet und vollendet werden soll. Das vorliegende Magazin ist nicht an eine bestimmte Zahl jährlicher Hefte gebunden. Wir finden dieses sehr zweckmäßig, weil der Herausg. bey dieser Einrichtung am besten auf gehörige Auswahl und Vollkommenheit der Aufsätze Rücksicht nehmen kann. Die gegenwärtigen Aufsätze zeichnen sich größtentheils durch Gründlichkeit und Klarheit in der Darstellung aus: nur scheinen uns manche zu weitläufig und in einem nicht genug gefüllten Stile vorgetragen zu seyn. Auch gestehen wir, daß uns der nicht nur schneidende, sondern auch wegwerfende Ton, in welchem fast immer gegen Kant gesprochen wird, sehr mißfallen hat. Die Kantische Meynung über die Entstehung der Vertragsverbindlichkeit, (die freylich auch unsern Beyfall ganz und gar nicht hat) heisst nicht nur eine Chimäre, sondern es wird auch nebst mehreren andern gesagt: „Wahrlich! mit einer Vernunft, welche sich erlauben kann, bey einer Frage über die Scheidung der physischen Wirksamkeit, „mehrerer Sinnenweisen, von allen sinnlichen Bedingungen zu abstrahiren, — mit einer solchen Vernunft muß es leicht seyn, schwarz in weiß zu verwandeln, und einen Zirkel in ein Viereck umzuzaubern!“ Rec. ist kein Kantianer, er war nie Anhänger einer Secte und wird es nie werden; aber er fühlte sich innigst bey diesen und ähnlichen Ausfällen indignirt, da sie einen Mann treffen, dem Hr. G. selbst an andern Stellen so viel Verehrung beweist und dem seine unsterblichen Verdienste, um die Philosophie den gerechtesten Anspruch auf unsre Achtung geben. Auch ist dies, gar nicht der Ton der Freymüthigkeit (welchen wir sehr achten), sondern der Ton der Erbitterung und Verachtung. Dagegen springt nun freylich der Ton gegen Hn. Fichte sehr.

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

ab, der überall als der erste Begründer und Vollender des Naturrechts erhoben wird, wovon das erste, unsers Bedünkens, sehr unwahr und das letzte sehr problematisch ist.

Die vorliegenden Hefte enthalten folgende Abhandlungen. I. *Ueber Ehre und guten Namen*. Ein schätzbarer Beytrag zu der wichtigen und verwickelten Lehre von Injurien. Sehr richtig geht der Vf. von dem Begriff von Ehre überhaupt aus. Er erörtert diesen Begriff in seiner Anwendung und sucht zu zeigen, daß die Ehre in der Anerkennung einer uns zustehenden Würde (wir hatten lieber gesagt: eines uns zukommenden Werths) bestehe. Er unterscheidet dann zwischen Ehre im engern Sinn und dem guten Namen. Jene besteht darin, daß wir als Subjecte bestimmter Rechte anerkannt werden und auf diese hat jeder ein vollkommenes Recht. Was guter Name sey, bestimmt der Vf. nicht; aber man sieht aus der Erörterung des Begriffs, daß es darunter das günstige Urtheil anderer von unsern Eigenschaften verstehe. Auf diesen guten Namen selbst hat niemand ein Recht, weil Urtheile nicht erzwungen werden können; aber wohl giebt es ein Recht, einen guten Namen haben zu können. Wer uns dieser Möglichkeit beraubt oder doch derselben zu berauben sucht, verletzt ein Recht. Diese Möglichkeit beruht aber darauf, daß unsre Handlungen und Eigenschaften das Object der freyen Beurtheilung Anderer sind und wird aufgehoben, wenn uns jemand fremde Handlungen und Eigenschaften andichtet. So wie nun die Ehre in zwey Arten zerfällt, so auch die Injurie, als Verletzung der Ehre. Die Injurie im engern Verstande besteht in einer erklärten Nichtanerkennung unsrer Rechte. Wer also die Rechte, die dem Menschen als Menschen, als Bürger, als Glied eines bestimmten Standes u. s. f. zustehen, nicht anerkennt, begeht eine eigentliche Injurie. Dieser steht die Verleumdung entgegen, welche eine Verletzung des Rechts in Ansehung des guten Namens ist und durch eine Darstellung falscher Thatsachen, welche irgend jemand zuu Nachtheil gereichen, entsteht. — Den Forderungen an einen Aufsatz von diesem Gegenstande in einem Magazin der philosophischen Rechtslehre, hat der Vf. nicht Genüge gethan, und es scheint uns, als wenn er bey seiner Bearbeitung, mehr das positive Recht, als das Naturrecht im Blicke gehabt habe. Hier war nicht blos der Begriff von Ehre, gutem Namen u. s. f. zu bestimmen, sondern es kam vorzüglich auf die Rechtsfrage an; ob und warum der Mensch ein Recht auf Ehre und in Ansehung des guten Namens habe? — eine Frage, die sich gar nicht

O 666

von selbst beantwortet, und, wie bekannt, von Verschiedenen, nicht eben grundlos verneint worden ist. Der Vf. übergeht diese Frage fast ganz, und scheint ihre bejahende Beantwortung, als bekannt und wohlgegründet vorauszusetzen. Was die Injurien im engern Verstande betrifft; wo ist es außer allem Zweifel, daß Realinjurien, wo, wie der Vf. sagt, die Erklärung der Nichtanerkennung unsrer Rechte aus ihrer Verletzung fließt, eine wirkliche Rechtsverletzung enthalten. Aber es leuchtet doch gar nicht ein: warum denn der Mensch das Recht habe, nicht bloß Nichtverletzung, sondern auch überhaupt Anerkennung unsrer Rechte als etwas von der Nichtverletzung Verschiedenes zu fordern. Dadurch, daß der Andere mir seine Verachtung äußerlich beweist (wir setzen voraus, daß er sie nicht durch eine wirkliche Rechtsverletzung zu erkennen gebe,) wird die wechselseitige Freyheit auch nicht um eine Linie beschränkt. Jeder kann neben dem Andern als freyes Wesen existiren, wenn auch jeder dem Andern wörtlich oder symbolisch seine Verachtung äußerlich beweist. Man kann nicht sagen, daß eine solche Verachtung Andere auffodere, den Injurirten entweder wirklich zu verletzen, oder sie doch ungeneigt mache, die Zwecke desselben zu befördern. Dies ist wohl bey Verbindungen, insofern sie die *Rechtlichkeit* des Andern zum Object haben, nicht aber bey Injurien im engern Verstande der Fall. Bey dem Recht in Ansehung des guten Namens scheint uns der Vf. ebenfalls Unterlassungssünden zu begehen. Er zeigt zwar sehr gut, worauf dieses Recht nicht gehe, aber gar nicht, daß es überhaupt ein Recht in Ansehung des guten Namens gebe. Warum habe ich das Recht zu fordern, daß mir der Andere nicht die *Möglichkeit* nehme, mir einen guten Namen zu erwerben? Dieses Problem ist nirgends aufgelöst. — Auch mit den aufgestellten Begriffen selbst können wir dem Vf. nicht überall zustimmen. Der Begriff von Injurie im engern Verstande ist schwankend, und reicht in der Anwendung gar nicht aus. Man muß sich sehr ängstigen, wenn man nur einige Fälle von symbolischen Injurien unter den Begriff pressen will. Wer einen Mann, dem ein Plan gescheitert ist, mit einer langen Nase abmalen, und dieses Portrait öffentlich anschlagen wollte, würde, wie der Vf. richtig bemerkt, eine Injurie begehen. Wie heißt nun aber das Recht, welches durch diese Injurie nicht anerkannt wird? Der Vf. kann nicht antworten, daß hier das Recht auf Ehre nicht anerkannt werde. Dieses wäre ein großer Zirkel und noch seiner Bestimmung, machen die übrigen Rechte den Inhalt des Rechts auf Ehre aus; so daß nur in jenen dieses verletzt werden kann. — Bey dem Begriff von gutem Namen hat der Vf. auf den zwar alten, aber sehr wesentlichen, Unterschied zwischen *fama simplex* und *fama acta* gar keine Rücksicht genommen, woher es denn kommt, daß er dem Begriff von gutem Namen einen viel zu weiten und unbestimmten Umfang giebt, und unter dem Recht in Ansehung desselben alle mögli-

chen Eigenschaften eines Menschen, durch welche für denselben ein Werth begründet wird, als Object desselben befaßt muß. Wir sind überzeugt, daß nur die *Verkaufung*, welche die *Rechtlichkeit* des Andern in Anspruch nimmt, in dem obigen Sinn in Betracht kommen könne. — Uebrigens hätte das Ganze weit faßlicher, einfacher und bündiger dargestellt werden können. Auch scheinen die aus *hactenus* Rechtslehre und *Tiefftrunk's* Commentar excerpirten Stellen bloß darum da zu stehen, um einigen Seriosum Raum zu geben. — II. Ueber die *Rechtsgültigkeit der Verträge*. Sehr gut wird hier die Rechtsgültigkeit der Verträge aus der Natur des Rechtsetzes deducirt, und Rec. giebt dem Vf. um so mehr seinen ganzen Beyfall, da er sie selbst schon auf dieselbe Art abzuleiten versucht hat. Die Freyheit des Andern ist die einzige rechtliche Schranke meiner Freyheit. Was zu der Freyheitssphäre des Andern gehört, darf ich mir nicht zu eignen; so lange es noch der Andere als Sein betrachtet. Allein da in der rechtlichen Freyheit eines Jeden auch die Möglichkeit ihrer Beschränkung enthalten ist; so fällt für den Andern jenes rechtliche Hinderniß hinweg, sobald der Andere erklärt, daß er Erwas nicht mehr als Sein betrachte. Er ist daher vollkommen berechtigt, es sich zuzueignen, es als das Seine zu betrachten und zu behandeln. So entsteht durch das Versprechen ein Recht auf Seiten des Andern. Durch die *Acceptation* entsteht für den Promissar die *Rechtskomme* und eben darum unwiderrufliche *Verbindlichkeit*. Denn durch diese *Acceptation* erklärt der Promissar, daß er den versprochenen Gegenstand (mag dies eine Sache oder eine Handlung seyn) in das Gebiet seiner rechtlichen Freyheit aufgenommen habe, welches ihm durch die Erklärung vorange des Freyheitsgesetzes möglich war. Mithin kann der Promittent von seinem Versprechen nicht wieder zurückgehen, ohne in die Rechtssphäre des Andern einzugreifen, und das Seine des Andern zu verletzen. Diese einfache Ableitung befriedigt alle Forderungen und widerlegt vollkommen die von Schmalz und Andern erhobenen Zweifel über die Rechtsgültigkeit der Verträge. Nur dann, wenn man in der Rechtslehre noch auf dem moralischen Standpunkte steht, oder die Rechtsprincipien in der Anwendung verliert, kann man mit einigem Schein die Widerwärtigkeit der Verträge vertheidigen. — III. *Gradation des Eids*, von Joh. Ernst Christ. Schmidt. — *Alte Fragmente*, die aber sehr gute Fingerzeige auf den eigentlichen Standpunkt enthalten, von welchem man den Begriff und die Rechtmäßigkeit des Eids betrachten muß. Der Eid gründet sich auf die Nothwendigkeit für den Staat, der Moralität seiner Bürger in einem bestimmten Falle trauen zu müssen. Die Erklärung des Verwalters der obersten Staatsgewalt an den Bürger, daß er in einem bestimmten Falle auf seine Moralität vertraue, ist die *Verdachtsurtheil*. — Es scheint uns diese Bestimmung ein bloß gemachter Begriff. Allerdings setzt die Verdachtsurtheil voraus, daß der Staat der Moralität des Bürgers, auf die er

Sonst nicht rechnen kann und darf, trauen wolle, so wie die Vereidung nur darum geschieht, damit der Staat auch sicher trauen könne: allein die *Erklärung*, *dafs* er trauet, ist doch nicht die Vereidung selbst. Der Vf. selbst führt uns in dem Folgenden auf das eigentliche Wesen des Eides, wenn er angiebt, *dafs* der Staat in denen Fällen, wo er der Moralität des Bürgers trauen muß, ihn eine feyerliche Versicherung ablegen lassen könne, nm in demselben einen bleibenden Eindruck zu bewirken und ein lebhaftes Andenken an seine Pflicht zu erwecken. Diese Erklärung „abzufordern ist für den Staat Pflicht. Denn, er soll so wenig auf die Moralität seiner Bürger trauen, als nur immer möglich ist. Ist er nun aber, doch genöthigt, dies zu thun; so ist er verbunden, die Moralität derer, denen er vertrauet, selbst nach „Vermögen zu schützen.“ Diese feyerliche Versicherung, nicht die Erklärung des Staats ist der Eid, der Act, in welchem sie abgelegt wird, die Vereidung. — Sehr treffend sind die Bemerkungen des Vfs. über die Feyerlichkeiten, unter welchen der Eid, um zweckmäfsig zu seyn, abgenommen werden müsse. IV. Noch ein Paar Worte über den Eid, von dem Herausgeber. — Nicht blos ein Paar Worte, sondern eine eigentliche Abhandlung über den Begriff und die Rechtmäfsigkeit des Eides, welche durch den vorhergehenden Aufsatz veranlaßt worden und als Nachtrag z. B. demselben zu betrachten ist. Die Hauptideen des *Schmidtischen* Aufsatzes liegen überall zum Grunde, erscheinen aber hier bekräftigt, vervollständigt und mehr begründet, während sie dort blos als scharfsinnige Einsälle erscheinen. Eid ist dem Vf. eine Aussage oder ein Versprechen, auf eine Art abgelegt, welche den, welchem sie abgelegt werden, zum Zutrauen berechtigen kann. Die Art der Ablegung einer solchen Versicherung besteht darin, *dafs* dem Schwörenden entweder der Gedanke an seine Pflicht, oder der Gedanke an Gott nur das lebhafteste erweckt und eingeprägt wird. Bey dem Aufgeklärten, der sich zur Überzeugung von seiner Autonomie bey der irdischen Gesetzgebung erhoben hat, ist der Eid blos Erinnerung an seine Pflicht: bey dem Unaufgeklärten, der durch eine psychologische Täuschung, die Stimme seines Gewissens für die Stimme eines Wesens ausser ihm, seiner Gottheit hält, ist er eine Aussage, abgelegt unter der feyerlichen Erinnerung an Gottes Gebote und an die Strafen ihrer Uebertretung. Im Ganzen sind wir mit dem Vf. über den Gesichtspunct einig. Aber wir sehen nicht die Nothwendigkeit ein, warum die Idee von Gott hier nur so eine Nebenrolle spielt, und blos für den Schwachen aufgespart wird, der eines Gottes bedarf, um sich die Gesetze der Pflicht, und die Regungen seines Gewissens zu erklären. Die Idee von Gott entspringt nicht blos aus einer psychologischen Täuschung, entsteht nicht blos durch eine Hypothese des Sittengesetzes, sondern ist in der Natur eines vernünftigen Wesens nothwendig gegründet und hat eben so gut für den Schwachen als für den Starken ihre volle Gültigkeit. Rec. kann

sich aus dem Begriff von Eid die Beziehung auf Gott, als Subject einer moralischen Ordnung schlechterdings nicht hinwegdenken, ohne den Begriff selbst aufzuheben. Eine noch so feyerliche Aussage, selbst wenn sie unter Aufregung des Gewissens geschieht, ist doch weiter nichts, als eine feyerliche Aussage, eine *Betheuerung*. Erst durch Rücklicht auf Gott, erst dadurch, *dafs* diese Idee in dem Schwörenden erweckt, und die Verletzung seiner Verbindlichkeit als ein Widerspruch gegen den Willen dieses heiligen Wesens dargestellt, und ihm die Uebertretung des Sittengesetzes zugleich als Uebertretung eines göttlichen Gebots dargestellt wird, erst dadurch wird die *Betheuerung* zum *Eide*. So wie die religiöse Gesinnung die moralische befestigt und belebt; so wird auch in einem besondern Fall eine einzelne sittliche Pflicht durch den Glauben an ein heiliges Wesen belebt und befestigt, und dadurch der Staat zum Zutrauen in die Sittlichkeit des Bürgers berechtigt werden. In dieser Vorstellungart finden wir nichts Willkürliches und nichts Ungereimtes; sie liegt in der Natur der Sache, und auch der aufgeklärteste Vernunftmensch darf nicht erröthen, einen solchen Eid abzulegen. — Einige niedrige Ausdrücke z. B. einen Grund in *Affection* nehmen u. d. hätten schicklich vermieden werden sollen. — V. Einige Gedanken über das Gewohnheitsrecht und den Gerichtsbrauch, von dem Herausgeber. — Der Vf. leitet das Gewohnheitsrecht weder aus der stillschweigenden Billigung des Oberherrn, noch aus der vorhergehenden Erklärung desselben, *dafs* wohlhergebrachte Gewohnheiten rechtliche Gültigkeit haben sollen, ab. Nach des Vfs. Meynung liegt der rechtliche Grund des Gewohnheitsrechts in der durch ausdrückliche oder stillschweigende Uebereinkunft etc. bestimmten Reception der Regel, welche sich in der Gewohnheit offenbart und diese Gewohnheit, (welche aus den gleichförmigen, mehrmal unternommenen Handlungen u. s. f. erkannt wird,) kommt nur insofern in Betrachtung, als dadurch die Reception jener Regel unter den bestimmten Interessenten bewiesen werden soll. Es giebt also nur insofern ein Gewohnheitsrecht, als die Gewohnheit ein Beweismittel der Existenz und der Erwerbung eines gewissen Rechtes ist. — Wir erlauben uns einige Fragen: ist die Gewohnheit an und für sich Beweis einer recipirten Regel? oder will der Vf. hiemit nur so viel sagen, *dafs* der Gesetzgeber die Gewohnheit zum Beweismittel der Reception einer Regel erheben könne, und die Billigung unserer wohlhergebrachten Gewohnheiten durch unsre positiven Gesetze aus jener Ansicht (als eine *ratio legis*) entsprungen sey? — Jenes ist erweislich falsch: denn eine Gewohnheit beweist zwar allerdings eine Regel, (diese offenbart sich unmittelbar durch die Handlungen, welche die Gewohnheit ausmachen); aber sie beweist ganz und gar nicht, *macht* es nicht einmal wahrscheinlich, *dafs* man diese Regel aus einem rechtlichen Grunde angenommen habe. Man weifs ja von den allermeisten Gewohnheiten, *dafs* sie durch Zufall entstehen und die Regel nicht

den Handlungen vorhergeht, sondern erst durch sie begründet wird. Jene Annahme ist also eine willkürliche Voraussetzung, eine bloße Präsumption, von der die philosophische Rechtslehre nichts weiß. Ist aber das letzte die Meynung des Vfs.; so wollen wir deswegen mit ihm nicht streiten. Dann setzt das Daseyn eines Gewohnheitsrechts, auch in dem Sinne, wie es der Vf. annimmt, ein ausdrückliches Gesetz voraus — der verabrethete *consensus imperantis antecedens* ist doch wieder als Rechtsgrund des Gewohnheitsrechts zu Hülfe genommen. In der That läßt sich auch die Einwendung, welche der Vf. gegen diese Einwilligung des Oberherrn macht, ganz leicht beantworten. — Auch in diesem Aufsatz läßt sich der Vf. verschiedene Nachlässigkeiten im Stil zu Schulden kommen z. B. S. 159: „immer ist „das, was durch sie bestimmt wurde, die Verbindlichkeit, welche durch sie begründet wurde (wenn nur „anders der Gegenstand ein solcher war, in Aufhebung dessen ein Vertrag möglich war) u. s. f.“ VI. Ueber die wahre Ableitung der Rechtslehre, von D. C. F. Callisen. Der Vf. nimmt eine *theoretische*, eine *praktische* und eine *postulirende* Vernunft an. Die erste bestimmt das *Seyn* müssen, die zweyte das *Handeln* sollen, die letzte das *Seyn* sollen. Es giebt daher außer der theoretischen und praktischen auch eine *Philosophie der Postulate*, welche in die *Wissenschaft der Religion* und in die *Rechtslehre* zerfällt. Das Postulat des Rechts ist die Forderung eines Zustandes, wo jedes von den neben einander gedachten freyen Wesen, sich so weit in dem Gebrauch seiner Freyheit beschränkt, daßs des Andern Freyheit neben ihm bestehen kann. Hr. C. zeigt sich als denkender Kopf und wird daher gewiss bey näherer Untersuchung finden, daßs man das Rechtsgesetz gar wohl als praktisches Gesetz denken könne, ohne dieses darum mit dem ethischen Gesetze zu verwechseln, daßs ein Postulat gar kein Gesetz seyn und kein Recht aus einem Postulat abgeleitet werden könne, daßs endlich ein Postulat weiter nichts sey, als eine *theoretische* Voraussetzung um eines nothwendigen praktischen Bedürfnisses willen und man also zu einer postulirenden Vernunft keine Befugniss habe. — VII. Versuch über das Verhältniß der philosophischen und positiven *Rechtsgelehrsamkeit*, von Eben demselben. — Enthält eben nichts Neues, auch ist die Frage bey weitem nicht in ihrem ganzen Umfange aufgelöst. Gleichwohl kann dieser Aufsatz besonders jungen Lesern auf Akademien, welche vom

philosophischen Schwindel ergriffen auf alles positive Wissen stolz herabschauen, sehr heilsam und nützlich seyn.

NATURGESCHICHTE.

DARNSTADT, in der Heyerischen Buchh.: *Leitung zum Ausstopfen und Aufbewahren der Thiere und Säugethiere*. Aus eignen Grundsätzen und Erfahrungen und denen von sachkundigen Männern geschöpft, von Georg Pistorius (wahrscheinlich Becker.) 1799. XXXII S. Voff, 8. halt. 174 S. Text. 8. (14 gr.)

Diese Anleitung zeichnet sich unter den bekannten ähnlichen, die der Vf. kritisch durchgesehn, ganz zu ihrem Vortheil aus. Man sieht es vom Anfang bis zu Ende des Buchs hindurch, daßs er nicht ein Ausstopfer, nicht bloß Liebhaber der Naturgeschichte, sondern Kenner derselben ist, und seine Behandlung die Vogel und Säugethiere fürs Cabinet zureichten, wird jedem, der in dieser Sache des Verstandes und Rathes bedarf, um desto willkommener seyn, da er Simplicität, Kürze, Gründlichkeit und Genauigkeit sehr gut mit einander zu verbinden weiß. Die Handgriffe, welche diese Kunst erschweren, sind gewöhnlich so unsaflich vorgetragen worden, daßs auch der Geübte Mühe hat, sie zu verstehen. Ich hier mit einer Ordnung und Deutlichkeit beschreiben, daßs sie der Anfänger, wenn er nur Botschaft versteht, und Lust zur Unternehmung bringt, gleich bey den ersten Versuchen wird ausführen können. Auch unser Vf. kennt kein Ende die Motten von den ausgefalteten Vögeln abzuheben, wenn sie frey aufgestellt sind, er giebt daher, da besondere Glaskästen für jedes Exemplar, für einen gewöhnlichen Privatmann zu viel Raum wegnehmen und zu kostspielig sind, Schränke an, deren Anzahl er nach den verschiedenen Thierordnungen bestimmt und die, wenn sie mit der gehörigen Genauigkeit verbunden sind, allen zerstörenden Insecten den Zugang verschließen. Wenn übrigens Rec. Naturforschung gegründet ist, daßs der Name *Pistorius* nur ein verfleckter und der Vf. eigentlich der *Becker* in Darmstadt ist; so findet sich des Vfs. Danks auch durch die Praxis hinlänglich bewahrt, daßs er wirklich, wie Rec. von einem glaubwürdigen Reden weiß, eine schöne, selbst fertigte Sammlung vortreflich ausgestopfter und aufgetheilter Naturgegenstände besitzt. In der Vorrede befinden sich sehr nützliche Beyträge zur Geschichte der Ausstopfungskunst.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Magdeburg, b. Keil: Beschreibung eines Chronometers oder musikalischen Taktmessers und seines vortheilhaftesten Gebrauchs für das musiklebende Publicum, von A. H. Wenz. 1798. 2 B. kl. 8. nebst 1 Blatt Noten. (4 gr.) Die Maschine ist einer Wanduhr ähnlich; doch dient der Zeiger nur, daßs durch dessen Stellung der Pendel verkürzt und verlängert wird, nach 24 verschiedenen Graden schwingen, und durch seine Schläge die Dauer der Viertel, Achsel oder Sechzehntel bestimmt. Das Innere der Maschine wird hier nicht mitgetheilt; aber für 1 Louisd'or kann man sie bey dem Vf. erhalten. Gewiss genug

ist sie zweckmäßiger, als die französische, welche der Vf. in 13 Jahren in Paris gesehen hat. Nur scheint es doch dem Rec. daßs der Nutzen, welchen der Vf. hier umständlich auszuweyhen sucht, einmüthig und eben so gut durch den noch weit sicherern und wohlfeilern Taktmesser des Cantor Herrn Meissen ebenfalls erreicht werde. Als Takthalter aber Taktzähler, dergleichen Hr. Prof. Basse in einer kleinen Vorrede etwa einem Jahre ankündigte, kann auch dieser Wenzels Chronometer nicht gehörig genutzt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

Donnerstags, den 12. December 1799.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, auf Kosten der Gesellschaft: *Der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, neue Schriften. Zweyter Band. Mit 8 Kupfern. 1799. XXVI. und 485 S. 4. (2 Rthlr.)*

Außer den eigentlichen Abhandlungen, welche hier dem Publicum mitgetheilt werden, findet man zu Anfang und Ende des Bandes Nachrichten, die die Societät, und ihre Mitglieder insbesondere, betreffen. Beides wird man mit innumigen Vergnügen lesen. Unter dem Namen der Gesellschaft selbst werden einige Notizen über die Herausgabe des gegenwärtigen Bandes, und über Aufnahme neuer Mitglieder gegeben; der Sekretär der Gesellschaft Hr. Oberberg. Karsten macht hierauf in einer bey der Feyer des 25jährigen Stiftungstages am 9ten Jul. 1798 gehaltenen Rede, auf die Schicksale des Instituts, und auf die immer mehr sichtbare Erweiterung, Wirkksamkeit, und Befestigung desselben aufmerksam. Erinnerungen, wie diese, gehören vielleicht zu den schönsten Genüssen, die menschliches Streben gewährt. Die Biographien der bis zur Herausgabe dieses Bandes verstorbenen Mitglieder können schon durch die Namen Widenmann, Gren, Forster, Hedwig anziehen, und man würde schon zufrieden seyn, wenn sie nur die Hauptzüge des Lebens auf eine gewöhnliche Art, und in richtiger Folge lieferten. Aber sie sind bey aller Kürze mit einer solchen Bündigkeit, und mit Beziehung auf den ganzen Menschen behandelt, daß sie vielleicht für jeden, noch mehr aber für den Gelehrten, ein ungemeines Interesse gewinnen. Sie gaben zu den reichhaltigsten Betrachtungen Stoff, wenn es uns erlaubt wäre, sie zu verfolgen, aber schwerlich wird man ohne das Gefühl der Hochachtung, die so viele Kämpfe und Aufopferungen verdienen, und ohne Würdigung des glänzenden Elends der Berühmtheit, die lehrreichen Nachrichten gelesen haben. Die Herren Brand und Fuchs hatten zwar keine besondern Verdienste um das größere Publicum, aber die Societät erkennt dankbar ihre Bemühungen für das Institut.

Die Abhandlungen selbst stehen in folgender Ordnung. I. *Physikalisch-mineralogische Beschreibung des Gold- und Silberbergwerks bey Nagy-Ag in Siebenbürgen, von Herrn Rath Stütz.* (Hierzu gehört Taf. I. — III.). Der Vt. sieht sie als einen Beytrag zu den Bornischen mineralogischen Briefen über Ungarn und Siebenbürgen an. Hr. Karsten hat sie mit einigen Anmerkungen versehen. Hr. St. bekennt, daß

er im Anfange beynahe überzeugt worden sey, daß die Herren Fichtel, Mäler und andere Recht haben, wenn sie die dortigen Gebirge für vulkanisch halten, er bringt aber bald seine Gegengründe vor, die jedoch für den, der die Erscheinungen von Vulkanität im Ganzen vor Augen hat, schwerlich überzeugend seyn dürften. Er vermißt Bimsstein, aber auch der würde ihm von denen, die der Vulkanität abgeneigt sind, nicht als ein gültiger Beweis gelassen werden. Ueber die Coexistenz von gediegenen Metallen, wässerigen Krystallisationen und vulkanischen Gebirgsmaassen, die sie einschließen, hat Beroldingen manche schöne Ideen entwickelt, die das Räthsel lösen können. Hr. St. nennt das *Saxum metalliferum*, den Granit, die allgemeine Erzmutter in Nieder-Ungarn und Siebenbürgen, mit dem schicklichen Namen Thonporphyr. Indem er die mannichfaltigen Abänderungen desselben beschreibt, glaubt er in einigen derselben Leuciten (Hr. Karsten meynt, er habe nur kornigen Kalkstein gesehen) wahrzunehmen, auch, merkwürdig genug, fand er eine grüne Abänderung des Thonporphyrs, die mit derben Brocken einer Art Heliotrop gemengt war. Räthselhafte Kugeln, deren Entstehung schwer zu errathen ist, und deren zuletzt gegebene Erklärung durch Herabrollen am wenigsten befriedigt. Beym Dorfe Kacionest macht ein Gebirge von Mandelstein mit Drüsen von Kalkspath, Grün-Erde und Zeolith, die Grenze des Thonporphyrs. So auch bey dem Dorfer Pojans und Tokoro eine Menge von Steinarten, die den Erzgebirgen fremd sind, als mehrere Verschiedenheiten der feinnern Hornsteine und Achate, mit eingeschlossenen Amethysten, und selbst in Kugeln geformt, oder inwendig festungsartig gezeichnet, theils in Mandelstein, theils in einer Art Thonporphyr, theils frey als Gerölle und Gesechiebe. Merkwürdig sind noch die im Thonporphyr vorkommenden klaren Feldspathkrystalle, und die sechsseitigen Säulen von spargelgrünem Specksteine, und das Vorkommen des Goldganges bey Boicza zwischen dem Thonporphyr und dem sich an ihn anlehnenden Kalkgebirge, aus dem bey Jod warme Bäder hervorquellen. Daß die weitere Beschreibung vom Bergbau und der Aufbereitung der Erze nicht so recht in diesen Schriften an ihrer Stelle stehe, scheinen die Herausgeber selbst gefühlt zu haben, und Rec. hat die Vereinigung der genauern mineralogischen und bergmännischen Angaben immer für etwas gehalten, wozu jedem Theile nur zur Hälfte gedient ist. Den Beschluß der Abhandlung macht die eigentlich mineralogische Beschreibung der Fossilien

Pppp

lien von Nagy - Ag. Zuerst Goldzerz. Sie zeigen höchst selten freyes gediegenes Gold, vor der Einwirkung des Feuers. Das Blättererz kommt nicht immer bey rothem Braunspath, sondern auch zwischen gemeinem Quarze vor, auch mit grauen oder weissen sehr kleinen Amethyst (Quarz) krystallen verwebt, im Thonporphyr. Hr. Karsten führt ein Bepfeil aus Hn. Siegfried's Sammlung an, nach dem die Tafel des Blättererzes den Durchmesser eines halben Zolles erreicht. Das Gelberz erscheint gewöhnlich in riemenartigen Streifen von blättrigen Gewebe und Bruch, auch wohl zugleich mit Blättererz, seltener ist es derb, ebenfalls mit Quarz vermischt. Das Kattunerz hält Hr. Karsten mit Hn. Stütz für ein verwittertes Blättererz, und letzter findet den Namen Schwarzgolderz dafür am passendsten. Es ist jetzt sehr selten, und daher nicht so viel zusammenzubringen gewesen, als zur Zerlegung erfordert wird. Born's *Aurum ferrö et arsenico sulphurato mineralisatum, textura filamentosa, flavescente facie argenti arsenicalis lutea* fossil. T. I. p. 69. wird für ein Gelberz gehalten, und sein *Aurum molybdaeo mineralisatum* ist Hn. St. unbekannt. Vom Schwefelkiese bemerkt er, daß man in Siebenbürgen dieselben für goldhaltig ansehen könne, wenn sie in Dodecaëdern mit fünfeckigen Flächen krystallisiert erscheinen. Born's *Aurum argento cinereo mineralisatum*, ein goldhaltiges Graugültigerz, wird beschrieben. Von Zinnober ist zu Nagy - Ag keine Spur, und Born, der ihn als dort vorhanden angiebt, wahrscheinlich hintergangen, wie Hr. Karsten meynet. Bey Gelegenheit des zum Theil mit Blättererz vermischten Bleiglanzes, den Hr. St. Silberglanz nennen möchte, erinnert Hr. K. mit Recht, daß der gleichen Benennungen von einer zufälligen Beymischung wohl nicht verdienen in die Oryctognosie aufgenommen zu werden. Kupfererze sind selten, auch Eisenerze finden sich nicht, außer einigen weiter hin vorkommenden Klapperkiese, und dem immer mehr oder weniger goldhaltigen Schwefelkiese, der bey feiner Verwitterung mancherley hier angeführte Erscheinungen verursacht. Scherbenarsenik bricht in den reichen Gängen, öfterer aber findet man Raufgelb oder rothen Arsenik in Thonporphyr oder rosenrothen Braunstein, derb, oder krystallisiert; bey dem Trocknen plögen die meisten Krystalle abzufallen. Zinkblende ist die gewöhnliche Begleitung der Siebenbürgischen Goldzerz; zu Szekereimb ist sie phosphorescirend. Grauer Spiesglanz erscheint in kurzen Säulen, Federerz findet sich in sehr kleinen Nestern zwischen Blättererz und Braunspath. Als eine Seltenheit erwähnt Hr. St. eines Stüchkes, wo die Verwitterung des grauen Spiesglanzes in einen gelben Kalk sehr deutlich zu sehen ist. Rec. erinnert sich mehrerer solcher Exemplare. Der rothe, selbst in dieser Farbe abwechselnde Braunstein, Braunspath, oder wie man ihn zu Nagy - Ag nennt, der Rothspath, ist von dem weissen nicht wesentlich unterschieden, kommt unter gleichen Formen vor, erhält seine Farbe durch die Einwirkung des Lichts,

tes, der Grubenluft, und der Feuchtigkeit, daher sie eben so zufällig wieder verlieren kann. Nicht wesentlich ist die Beymischung der Quarztheile. Die schwarze Blende, die Hr. v. Reichenstein untersucht, hält Hr. St. für einerley mit dem Nagy - Ag. Schwarzerz, das auch Klaproth untersucht hat. Bey den Quarzen und ihren Krystallisationen, wo Hr. St. die schönen Pöckura - Amethysten rühmt, wie sie verdienen, wird zweyer Seltenheiten erwähnt, gethan, einer Quarzfäule, die statt der Kanten Einschnitte hat, und einer Quarzdruse aus unvollkommen, viereckigen, kammerförmig aufsteigenden Tafeln. Hornstein ist in Nagy - Ag nicht ächt zu finden; aber in einiger Entfernung kommen Achate und Opale in Menge vor. Der rothe, schieferige Thon, der die Erzgänge abschneidet, wird von Hn. St. Schieferthon genannt. Bittererdeige Steinarten sind fremd, und finden sich mehr aa den Grenzen der Wallachei und des Bannars. Eben so findet sich kein gemeines Kalkstein, wohl aber arige und eigene Drusen von Kalkspath. Schwerspath und Gyps ist nicht häufig. Zuletzt werden noch von Hn. St. verschiedene, meist schon bekanntere und neuerlich von Klaproth zerlegte problematische Erze aus Siebenbürgen beschrieben. II. Beiträge zur nähern Kenntniß einiger seltenen, wenig bekannten Pflanzen. Von C. L. Willdenow. Im Eingange spricht Hr. W. wahrheitslieblich aus eigener sehr überzeugender Erfahrung, von den Mängeln der Gewächskunde sowohl in Rücksicht der Vollständigkeit, als der Gewisheit. Er spricht aber nicht wie ein Anfänger, der die Mängel ebenfalls fühlt, jedoch sogleich eine Menge von Gesehenen zur Abhülfe zu entwerfen bereit ist; er zeigt vielmehr die großen Schwierigkeiten in der Sache, und in den Vorstellungen der Menschen selbst, über das so viele, (im Glauben, alle Vorstellungen hätten die Richtung der ibrigen) so leicht hingehen, als ob sie gar nicht existirten. Er entschuldigt sich auch gegen die, welche ihm dem Vorwurf machten, er habe nicht alles Neue (eine sehr leicht auszusprechende, und oft dem rechten Zwecke noch mehr widerstehende Forderung) in seine *Species Plantarum* aufgenommen. In diesem Aufsätze liefert er schon einige Nachrichten zu dem eben genannten Werke, und bemerkt folgende Arten: *Sedifolia* (eine bey Cuscuta zu findende zu den *Sedifolia* zu rechnende Gattung) *geoides* (tab. 4. f. 1.), und *Kitaibola* (zwischen Malope und Unena) *vitifolia* (tab. 4. fig. 4.), beides neue in Ungarn entdeckte Gattungen, die zu Ehren des Grafen Waldstein und des Prof. Kitaibel, welche beide: *Plantae variorum Hungariae iconibus et descriptionibus illustratas* herausgeben werden, und jene Pflanzen entdeckten, von Hn. W. benannt werden sind. Beide Arten und Gattungen sind kritisch behandelt. Ferner *Sakioria indica* (t. 4. f. 2.), *Psagiuca purpurea* (t. 5. f. 1.), *alpina* (f. 3.), *Dactylis lagopoides*, *bractifolia*, *Avena bulbosa*, *secale orientale* (t. 4. f. 3.) *Mollugo penaphylla*, *radicalis*, *synphyllum tauricum* (t. 6. f. 1.), *cordatum*, *Oxymisrica*, *Chenopodium acuminatum* (t. 5. f. 2.), *Lysimachia*

thum Sibiricum (t. 6. f. 2.), *Sibbaldia parviflora* (t. 3. f. 4.). Es sind dieses theils ganz neue, theils von Pallas und Tournefort angezeigte, aber noch nicht im Systeme aufgenommene, oder schon von Hn. W. selbst angeführte Arten, die hier nur noch berichtigt werden. Beyläufig bemerkt Rec. dafs er seines Theils wünscht, dafs die hier im Kupferklich gebrachte Manier ja keine weiteren Nachahmer finden möge; die Bestimmtheit leidet dabey, so fauber als die Arbeit an sich ist, und man verdirbt sich die Augen. III. *Vittaria*, eine neue Farrenkrautgattung beschrieben von Olof Swartz. In der schon von Smith aufgestellten neuen Classification der Farrenkräuter befindet sich die Gattung *Viraria*, aber nur mit einer einzigen Art, der *Pteris lineata* Linne's, Hr. Sw. vermehrt die Gattung mit zwey andern Arten, *V. ancalota*, die er im Prodomo der westindischen Flora *Hemionitis lineata* nannte, und *V. eniformis*, aus Ostindien und von der Mauritius-Insel. Beide haben nicht hängende sondern aufrechtstehende Blätter, zum Unterschied von *V. lineata*, mit der *V. eniformis* in den einfachen Fruchtklinien übereinkommt; *V. lanceolata* hat 2—3 derselben auf jeder Blatthälfte. Beide neue Arten sind Tab. 7. sehr gut nach eigenen Zeichnungen des Vf. dargestellt. IV. Bemerkungen über elektrische Bewegungen und deren Wirkung auf Spitzen, desgleichen über Blitz, Donner, und die sogenannten Wetterableiter, eine vom Prof. de Luc in der Gesellschaft gehaltene Vorlesung. Die Abhandlung ist nach dem jetzt angezeigten Titel in zwey Theile gesondert. In dem ersten meynt der Vf. unter andern, die Luft habe als Luft (ohne blofs auf die nicht oder weniger leitende Eigenschaft derselben, und die damit verbundene Reinheit und Dichtigkeit zu sehen) den vorzüglichsten Antheil an den elektrischen Bewegungen (was im Grunde von den schon länger angenommenen Strömungen gar nicht abweicht, und von dem Vf. noch überdem als ganz analog, mit Seifenseifen auf Wasser erläutert wird), ferner meynt er; die elektrische Materie müsse von dem elektrischen fortleitenden Fluidum eben so unterschieden werden, als das Feuer von dem Wasser im Wasserdampfe; um diese Vorstellung und die verschiedenen darans folgenden Gesetze zu bestätigen, beschreibt er einen eigenen Apparat (von dem eine Zeichnung nicht überflüssig gewesen wäre), und die hundertmal damit angestellten Versuche. Der in einem fort zusammenhängende Vortrag, und die zwischen den Experimenten eingeschalteten vielen bestimmten Propositionen gehen zu sehr ins Einzelne, als dafs uns das der Raum erlaube, sie weiter zu verfolgen, er geben reichlichen Stoff zum Nachdenken, und zur Prüfung, ob auf dem von Hn. de L. vorgeschlagenen Wege wirklich mehr für das Wesentliche gewonnen sey, oder ob die Schwierigkeiten bey etwas veränderter Aufsicht nicht immer noch dieselben sind? Von der zweyten Abtheilung, die sich mit atmosphärischer Elektricität beschäftigt, giebt der Vf. ein sehr gutes Beispiel von Betheileubereit, indem er gesteht, als wir, die uns leicht beruhigende Imagination

ausgeschlossen, uns noch im A. B. C. der meteorologischen Kenntnisse befinden, und indem er gelegentlich bey der gleich zu bemerkenden Idee viele Fragen von grossem Belange aufwirft, zugleich aber bekennt, dafs er sie nicht zu beantworten wage, auch nicht wisse, ob sie je zu beantworten seyen. Weder das Rollen des Donners, noch der Ausbruch des Blitzes scheint ihm durch die abgeforderte Einwirkung der Wolken auf einander und gegen die Erde erklärbar, da einfache Wolken blitzen, mehrere oft zusammenhängen, und die beseitenden an den Alpen hangenden Gewitterwolken gleichwohl, bey der höchsten Gelegenheit zur Schwächung, ihre Ausbrüche zeigten. Er wendet vielmehr seine in dem Vorhergehenden gegebene Theorie auf diese Erscheinungen, nebenbey auch auf die bekannten Lichtenbergischen Harzfiguren an; was die Wetterableiter betrifft, so empfiehlt er nicht nur die Ecken der Dächer mit Metallplatten zu bekleiden, die mit dem Boden in Verbindung stehen, sondern auch die Oberfläche der Ziegeln und Schieferplatten mit einem harzigen (vielleicht aber in anderer Hinsicht gefährlichen, beyn Regen nicht einmal wirkamen, wenn auch vielleicht länger dauernden) Ueberzuge zu versehen. V. Mineralogische Beschreibung einer kleinen Svite von Fossilien aus dem Sendomirischen, vorzüglich von Medziana Gora und aus der Nachbarschaft, nebst einer genauen Charte dieser Gegend (Tab. 8.) von Sr. Excellenz, Herrn L. v. Geusau, Kön. Preuss. General-Lieutenant u. s. w. Es werden 39 Arten meist Kupfer-Eisen- und Bleyerze, auch Braunstein, nebst einigen Erd- und Steinarten fast blofs namentlich angeführt. VI. Geognostischer Nachtrag zu vorstehendem Aufsätze vom Oberbergrath Karsten. Auf etlichen Quartseiten werden nur einige geologische und bergmännische Notizen mitgetheilt; das Kalkstötzgebirge hat viel ähnliches mit dem Grofskammergebirge, der Kalkstein ist mit einem thonigen Galmey bedeckt, und überhaupt mit Theilen des letzten Minerals verunreinigt; aus einem Fahlzer wird geradezu Kaincrent geschmolzen. VII. Bemerkungen über die Entstehung der Feuerkugeln vom Hn. Erblandmarschall von Halm zu Remplin im Mecklenburgischen. Hr. v. H. drückt seine Hypothese, durch die er jene sonderbaren Meteore zu erklären glaubt, folgendermaßen aus: „sobald gewisse Substanzen, „durch die Elektricität zu einem hohen Grade der „Zertheilung gebracht werden, verbindet sich mit „ihnen der Lichtstoff, welcher ihnen(?) die sphärische Form giebt, und es entsteht eine Photosphäre; „die nur sodann vernichtet wird, wenn die kunstvolle „volle Masse, durch irgend einen Gegenstand angezogen und zerlegt, ihre Struktur verliert, und „die eingeschlossenen Materien durch den Wärme- „stoff getrennt und verbreitet werden.“ Die Ursache des längern Zusammenhaltens der Erscheinung sucht er in der Höhe der Regionen, in denen sie vor sich geht, wo weniger Gelegenheit zur Ableitung statt findet, und er sieht daher die sogenannten fallenden Sterne, oder Sternschnuppen für nichts weiter an.

als für höher fliegende Feuerkugeln. Nur an der Erde könnten die letzten sich plötzlich entladen. VIII. *Ueber das sibirische Kupfergrün, vom Apotheker Hn. Joh. Jakob Bindheim in Moskau.* Das aus den Bogoslawfschen Gruben am Ural (nicht aus der Lokrewskoi-Grube am Altai) genommene Erz enthielt in 100 Theilen 3 Theile natürlichen Kupfervitriol, 66 Theile Kupferkalk, $\frac{7}{8}$ Th. dem Magnet folgendes Eisen, 10 Th. Eisenkalk, 5 Th. Schwefel, 6 Th. quarzige Bergart, so daß der Verlust $\frac{2}{3}$ Th. beträgt. IX. *Von der sibirischen Kupferlasur.* Ebenfalls von Hn. Bindheim. Das Erz hatte 3500:1000 spezifisches Gewicht im Bobrowskyischen Gebirge; es enthielt in 100 Theilen 25 Kohlenäure, 14 Kupfer, 2 Eisenkalk, 44 reine Kalkerde, 4 Kieselerde, 8 Krytallisationswasser, zusammen 97 Theile. X. *Ueber den sibirischen und dawsischen Kalzedon.* Auch von Hn. Bindheim. In beiden Gegenden finden sich die Kalzedone an mehreren Orten, oft schön geäugelt. Sehr merkwürdig sind allerdings, wie in einer Note angezeigt wird, die hohlen Kalzedonkugeln, von Nertschinskoy mit Bergheut, welches „darin mit kleinen Quatzkrytallen überzogen ist, und sich in Trapp befindet.“ Bey mehreren Kalzedonen worunter einer mehr kugelförmig war, zeigte sich in 100 Theilen das Verhältniß der Kieselerde von 79—96, das des Eisenkalks von $\frac{1}{2}$ —2, der Alaunerde von 1—17; die Kalkerde fehlte in den meisten, nur in zweyen von Nertschinskoy, wovon der eine offenbar, der andere hochstwahrscheinlich mehr feuersteinartig ist, fand sie sich in dem Verhältniß von 2—21. Bey dem letzten Falte fehlte die Alaunerde ganz, und von diesem Feuerstein wird auch noch eine ausere Beschreibung geliefert. XI. *Ueber einige elektrische Versuche von dem Hn. von Gersdorf.* Hr. v. G. wiederholte die von Cavallo und Henly angegebenen Experimente, wo zwey über einander liegende, bloß außen belegte Glastafeln für sich, oder noch mit einer unbelegten Zwischentafel, elektrisirt wurden. Henly fand schon seine Versuche, insbesondere bey Anwendung des holländischen Glases, abweichend, und Hr. v. G. der sich des böhmischen Glases bediente, fand sie nicht minder verschieden. Er beschreibt hier die Erfolge, woraus sich zu ergeben scheint, daß diese Art von Versuchen sehr von der Masse des Glases, von dem Zeitpunkt der Untersuchung, und überdem noch von Zufälligkeiten abhängt. XII. *Einige geognostische Bemerkungen über einen Theil des Schwarzwaldgebirges von Johann Friedrich Wildemann, weiland Herzogt. Wirtemb. Hof- und Domänen-Rath.* Granit, auf ihm grobkörniger Sandstein, seltener Gneiß, machen die Hauptmassen des Gebirges aus. Alle drey führen Erzgänge von Silber, Kupfer, Kobalt, auch Eisenstein, und sogar natürlichen Schwefel, aber am edelsten und reichhaltigsten sind die Gänge im Gneiß. Aus dem Sandstein gehen die Gänge, ohne merkliche Veränderung, in den Granit über. Die zarteren Nebengänge sind gewöhnlich edler als die Hauptgänge, die, wenn sie mächtiger als

8—12 Zoll werden, taub zu seyn pflegen. In einem ganz tauben mit Schwerpath gefüllten Gang fand W. den sonderbaren Fall, daß ein liegendes Saalband von gediegenen, haarförmigen, gleichsam zusammengefüzten Silber diesen Gang begrenzte. Umgekehrt gegen das gewöhnliche pflegen hier die Gänge taub zu werden, wenn andere Gänge, die gar unbedeutende Klüfte, sie durchsetzen; und eben so verlieren die Gänge ihren Gehalt, wenn sie weiter einem Thale, oder einer kleinen Schlucht hängen, wovon anderwärts das Gegentheil bekannt ist. Die Gänge im Schwarzwaldgebirge scheinen zu verschiedenen Zeiten, und oft lange nach ihrer Entstehung, ausgefüllt zu seyn. Schwerpath, Quarz, Kalkspath, Braunspath und Flußspath, sind die Gergarten, hauptsächlich die ersten beiden; die letzte ist für die Gewinnung der Erze sehr ominös, führt selten welche bey sich, und tilgt gleichsam den Erzegehalt, wenn sie sich zu zeigen anfangt. XIII. *Mineralogische Beschaffenheit der Steinkohlenflöz zu Dickeberg, Buchholz und Schafberg im Lingenthal betreffend.* Von dem Oberbergrath Karla. Am Dickeberg liegt das Flöz auf beiden Seiten unmerklich zwischen Schieferthon, und denn dieser aufsen wieder zwischen grobkörnigem Sandstein; im Buchholzer Revier hat es unter sich Sandstein, über sich Schieferthon und denn Sandstein-Breccie; am Schafberg wird es zwar eben so wie am Dickeberg eingeschlossen, aber über dem obern Sande liegt gleich Damm-Erde, und nicht, wie dort, noch eine Abwechslung von Mergel und Kalksteinen. Hr. K. glaubt aus dieser Ungleichheit, auf eine wirkliche und gänzliche Verschiedenheit dieser Flöze, und also auf ein ähnliches Wiederholungsverhältniß, wie bey andern Steinkohlengebirgen, schließen zu dürfen. XIV. *Ueber dreielnde Schwingungen eines Stabs,* von E. F. Chladni. Unter jenen Schwingungen versteht H. Ch. noch eine dritte Art, die von den schon früher bekannten Transversal-Schwingungen, und von den Longitudinal-Schwingungen, die er selbst vor einigen Jahren bekannt machte, verschieden ist, und bey welcher die Theile des Stabs sich rechts und links schraubenförmig drehen, aber auch die Schwingungsknoten, wie bey jenen beiden, ohne Bewegung bleiben. Er giebt die Methode des Verfahrens und die Beziehung auf seine Theorie weiter an. XV. *Ueber die Witterung des Jahres 1799.* Von Prediger Gronau. Die Hauptverhältnisse, wie an 23 verschiedenen, und weit entlegenen Orten beobachtet wurden, als der höchste und tiefste Stand von Barometer und Thermometer, die häufige Richtung des Windes, und die Anzahl der übrigen vorkommenden Luftercheinungen sind nicht nur aus den Ephemeridibus Societatis meteorologicae Palensis in eine Uebersichtstabelle zusammengezogen, sondern Hr. G. hat diese Aufstellung auch mit Annäherung versehen, die meist die entgegengesetzten Extreme zum Gegenstand haben.

(Der Bechstein folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 13. December 1799.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, auf Kosten der Gesellschaft: *Der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, neue Schriften etc.*

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

VI. **M**ineralogische Anzeige, über ein paar neuerlich aufgefunden große Merkwürdigkeiten in Eisensteinen aus dem Hachenburgischen und Tenburgischen, von dem Herrn Bergrath Cramer zu Itenkirchen. Die eine dieser Merkwürdigkeiten ist edliges natürliches Eisen, das man unter einer lichte Eisenstein aus der Grafschaft Hachenburg, an einer Glaskopfrinde umschlossen, fand; ein Arbeiter wurde durch die Geschwindigkeit des etwa 1 Pfund schweren Klumpens aufmerklich gemacht, und es wurden sogleich Hufnägel daraus geschmiedet. Die andere betrifft die Einmischung von wirklichen Holzkohlen, in einem Flöz von thonartigen, um Theil kohligen, und etwas metallisch glänzenden Eisenstein, welches durch ein eben so schwaches Lager (3 Zoll) von Thongestein, und durch ein mächtigeres von Sandstein vom der Damm-Erde genannt ist. Das Flöz liegt in der Grafschaft Wächtersbach. Was noch nicht ganz verkohlt ist, geht in Eisenstein über, die Kohle selbst aber ist unverändert. XVII. Gedanken über vermuthete Veränderungen der Erdpole und Axe, vom Professor Bode. Hr. B. behandelt hier die bekannte geologische Vorstellung von dem durch eine Veränderung der Erdpole zugleich veränderten Klima, und den davon übrig gebliebenen Merkmalen einer heißen Zone im jetzigen Norden, nach der astronomischen Möglichkeit. Er bestimmt die verschiedenen Erfolge, sowohl von bloßer Veränderung in der Neigung der Erdaxe, als von der Wanderung der Pole, welche letztere allein die Jahreszeiten, und mit ihnen die Climate verändert. Er beweist nach den astronomischen Berechnungen, daß diese Veränderung der Schiefe der Ekliptik zwar vorhanden, aber eine bloße wiederkehrende Schwankung sey, die höchst langsam in einem Zeitraum vieler Jahrtausende bloß zwischen sieben Graden hin und her gehe. Es ergibt sich sehr leicht daraus, daß die Spuren indianischer Gefchöpfe im Norden hiermit nicht zusammenhängen. Hr. B. bemerkt ferner, wie einmal alle uns noch so groß erscheinende sogenannte Erdrevolutionen, nicht der Rede werth sind, wenn wir sie als Ursache einer Störung im Gleichgewichte ansehen wollten, da die

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

gesammte Höhe der Berge von der wahrscheinlichen Tiefe des Oceans an gerechnet, gegen den Durchmesser der Erde höchst unbedeutend ist; und denn, daß bey solchen gänzlichen Umkehrungen, wenn sie existirt hätten, schwerlich eine Spur des vorigen Zustandes auf uns gekommen seyn würde. Das beweisen die Elephantenknochen in den neuesten angeschwemmten Landlagern insbesondere. Wahrscheinlich blieben also von der ersten Bildung die Pole, wie sie noch sind. Ganz möchte man Hn. B. nicht beypflichten können, wenn er hier eine Zweckmäßigkeit für die Bewohnung zu finden glaubt, da offenbar auf der südlichen Hälfte viel weniger Land in der bewohnbaren Gegend liegt. Er erklärt, oder schlägt zur Erklärung des räthselhaften geologischen Phänomens vor, anzunehmen, daß eigene Arten tropischer Thiere ehemals im Norden wohnten, oder besser, daß die heiße Zone sich im Laufe der Zeit allmählig verengert habe. Zuletzt werden noch die unschuldigen Kometen, denen man sonst Erdrevolutionen zutraute, vertheidigt. XVIII. *Chemische Versuche und Beobachtungen über die Darstellung des Zuckers und eines brauchbaren Syrups aus einheimischen Gewächsen*, von S. F. Hermbstadt. Vor allen andern Gewächsen haben die Abornarten den Vorzug, und insbesondere der Silber- und Zuckerahorn (*Acer dasycarpum*, Ehrharti, und *Sacharinum*, Linnæi). Nach Hn. H. Erfahrungen und Berechnungen würde eine Plantage von einer Quadratmeile jährlich 11, 520,000 (elf Millionen, fünfmalhundert und zwanzig Tausend) Pfund Zucker liefern können, und der Preis von dem Pfunde dieses Rohzuckers zwischen 1—2 Groschen betragen. Da aber ein Zeitraum von 25—30 Jahren erforderlich seyn dürfte, um eine solche Plantage heranwachsen zu lassen; so ist es nöthig, andere einheimische Gewächse zu untersuchen, um zu sehen, aus welchen der Zucker am häufigsten zu gewinnen sey. Hr. H. hat zunächst den türkischen Weizen, oder Mays, die sibirische Bärenklau (*Heracleum sphondylium*), den Weinmost, den Saft der schwarzen und weißen Birke (*Betula alba* und *nigra carpinifolia*), den Saft der Bete (*Beta Cicla alba*), die Runkelrübe (*Beta Cicla altissima*) die rothe Rübe (*Beta Cicla rubra*), die gelbe oder Mohrrübe (*Daucus Carotta*), die Steckrübe (*Brassica Rapa*), die Kohlrübe (*Brassica Napobrassica*), die Zuckerwurzel (*Sium sisarum*), die Pastinakwurzel (*Pastinaca sativa*), seinen Prüfungen unterworfen. Aus diesen Versuchen, die aber, leider, nicht nach einer gleichbleibenden Methode unternommen sind, und daher eine ganz genaue Vergleichung nicht gestatten,

Qqqq

ergiebt sich wenigstens, daß die Runkelrübe am vortheilhaftesten unter allen zu benutzen sey. Ein Scheffel von ihr gab nach Abtheilung von ungefähr 53 Pfund Rohzucker noch 13 Pfund nicht ganz übel schmeckenden Syrup, und Hr. H. meynt, daß das Pfund Rohzucker nicht viel über 1 Groschen würde zu stehen kommen. Most, rothe Rübe, Bete, Mohre. Zuckerwurzel, Paktinackwurzel, Kohlrübe, Steckrübe, und Bärenklau gaben wenig oder keinen Zucker. Vom Scheffel Kohlrüben ließen sich 20 Pfund, vom Scheffel Steckrüben 8 Pfund, von den Paktinack und Zuckerwurzeln 5 Pfund Syrup erhalten. Syrup aus den jungen Stengeln vom Mays gab zum vierten, und der aus den Aehren gewonnene zum sechsten Theile Zucker. Die weiße Birke giebt zwar in gleicher Zeit mehrern, aber die Schwarze einen viel gehaltreichern Saft. XIX. Auszüge aus Briefen. 1) Aus einem Briefe des Hn. Missionarius John zu Trankebar. Die wilde Schweinsjagd auf Sumatra wird im Königreiche Siak, von den sogenannten Speck-Maleynern, oder Saletern (einer heidnischen von den muhamedanischen Maleynern abgeforderten, ja heftig verfolgten Volksschaft), über welche hier verschiedene Nachrichten gegeben werden, so betrieben, daß man den Schweinen bey ihren Zügen, die sie über die See unternehmen, aufhauert, den ankündenden Eber des Trapps sich in vorgehaltene Matten aus den Blättern von Pandanus odoratissimus verwickeln läßt, und denn von der Seite her den dichtgeschlossenen Trupp mit Spießen anfaßt. 2) Ueber das Kupferwerk zu New-Orbadoes-Neck in der Provinz New-Jersey in Nord-Amerika. Alles theuer, sehr theuer! 3) Etwas wenigstens ein anderes Kupferwerk, ebenfalls in New-Jersey. 4) Schreiben des Hn. G. N. Lutgens zu Lutgenhude, Lakzern-County, Wilkesbarre in Pensylvanien. Mehrere merkwürdige Nachrichten. Nichtachtung und Verwüstung des Holzes in Amerika. Strenge der dortigen Winter, gleichwohl gute Ausdauer der Gehölze. Die weiße Eiche eine vorzüglich nützliche Holzart. Nicht so der Platanus. Nicht das Abzapfen, sondern die plumpe Art, mit der man dabei in Amerika den Baum behandelt, tötet den Zuckersporn in einigen Jahren. *Juglans alba, nigra, oblonga* sollen auch guten Zucker geben, doch muß der Saft mit Rohren aus dem Innern hervorgeleitet werden, und der aus der Rinde sich nicht damit vernichten. Die meisten Aepfelbäume in Amerika sind Saamenstämme, daher die äußerste Menge von Obstsorten. Die wilden Weinstöcke nicht ganz zu verachten. Die zahmen sowohl als wilden Thiere minder wild und rachsüchtig, als in Europa. Hr. L. macht die angenehme Hoffnung zur Vollendung einer bereits von ihm angefangenen Beschreibung der innern Waldgegenden und Anbauungen von Pensylvanien. 5) Vom Hn. Alffessor Freygeleben. Allerley Anzeigen von den Arbeiten und Bemerkungen des Hn. von Buch. 6) Ueber die Salpetergewinnung aus Briefen des Dr. Hayne zu Samukentah an Dr. Roxburgh, und aus einem Berichte des ersten an Lord Ho-

bart, Gouverneur des Fort St. George. Geschrieben im J. 1795 mitgetheilt durch Hn. Missionar John zu Trankebar. Die Salpetererde wird von Stellen genommen, wo das Vieh sich aufhielt, oder Hütten vordem waren aufgeschlagen worden. Sie ist sehr ergiebig, aber die Behandlung sehr einfach, und das Product, wie Klaproth auch in einer Note bemerkt, nicht rein. Die Schiespulverkohle nimmt man in Bengalen von der *Asclepias gigantea*.

HALL, b. Gebauer: Der Naturforscher. Acht und zwanzigtes Stück. 1799. 260 S. 8. mit fünf Tafeln, wovon drey illuminirt sind. (2 Rthlr.)

Diese Zeitschrift enthält sich durch interessante und lehrreiche Abhandlungen immer in ihrem alten Werthe.

Der erste Aufsatz: Einige neue Gattungen und Arten von Käfern beschrieben von D. Jos. Aloys Frölich, nimmt den meisten Raum ein, indem er 65 S. faßt. Zu demselben gehört die erste Kupfertafel. Die Anmerkung des Herausgebers, daß dieser Aufsatz schon vor einigen Jahren verfaßt sey, ist nicht unnöthig; denn jetzt kommt er in vielen Stücken zu spät, da mehrere der hier vorgeschlagenen Gattungen schon eingeführt, und mehrere Bemerkungen durch die neuern Schriften überflüssig gemacht sind. Die erste neue Gattung *Leisus* möchte sich ungeschwätet der Abweichungen in den Mundtheilen schwerlich als besondere Gattung bewähren, da der übrige Habitus zu nahe verwandt ist, und da die ganze Gattung *Carabus* mehrere nicht unbedeutliche Abweichungen in den Mundtheilen aufweist. Auch scheint schon *Car. fabulosus* einen Uebergang zu machen. Die erste Art, welche der Vf. *testaceus* nennt, ist nicht neu, sondern der *Carabus rufescens* Fabr. und nach seinen Abarten dreymal in Panzer's Faun. Ins. Germ. abgebildet, unter dem Namen *terminatus*, Fn. G. 7. 2., als *Bructer* 34. 2. und als *spinibaris* 39. 11. Die Mundtheile finden wir in dem Verz. d. Kaf. Preufs. weitläufig beschrieben; der Käfer hat sie mit dem *spinibaris* gemein, der also auch zu *Leisus* gehörte. Daß die eine Mandibula einen Zahn hat, welcher der andern fehlt, ist eine häufige Erscheinung. Die zweyte Art *L. picus* findet sich auch in gebirgigen Gegenden Böhmens und Niedersachsens. Die zweyte neue Gattung *Lithophilus* enthält eine Art *L. ruficollis*, denselben Käfer, den Creutzer bey Panz. Fn. Germ. 36. 18. unter dem Namen *Tritoma connata* hat abbilden lassen, und den Rec. in der Anzeige dieses Hefts zu Opacum zu zählen vorschlug. Die dritte neue Gattung ist *Aggytes*; die beiden Arten *vespertinus* und *caesaneus* sind Abarten von einander und ganz sicher *Mycetophagus caesaneus* Fabr. Ob sie wohl eine eigene Gattung bilden können? Die vierte Gattung *Luperus* ist im Verz. d. Kaf. Preufs. unter dem Namen *Ptenophagus*, von Latreille unter dem Namen *Clonius*, von Paykull als *Catops* beschrieben. Der Hauptcharakter besteht vorzüglich in dem dünnen spizen Endgliede.

iede der Vorderfrespitzen. *Luperus niger* ist *Pion. rnicatus* K. Preuls., der *L. cistelloides* der *Pt. ruscens*. Der *L. pallidus*, *Fabricius Cistella pallida* und *L. ruficollis* gehören aber wohl sicher nicht hierzu. — Fünfte Gattung *Admonia*. Aufser *Cistella vrima* und *cineres*, welche nur Abarten von einander sind, sind noch *Ad. testacea* und *haemorrhoidalis* in dieser Gattung, welche uns mit den *Luperus altidus* des Vfs. (*Cistella pallida* Fab.) zusammenzu gehören scheinen, wozu vielleicht noch *Altia herisphaerica* kommen dürfte. Der Unterschied der Gattung *Gibbium*, des *Pinus Scotias*, liegt nach Rec. Ueberzeugung mehr in dem Auffallenden des ersten Knickes, als in wirklich wesentlichen Merkmalen. Eben so ist es mit der Herbstlichen Gattung *Trichodes* beschaffen, für die Hr. Frolich die Kennzeichen nach Fabricischer Methode aufgesucht hat. Es ist auffallend, daß auch hier die unrichtige Beobachtung wiederholt ist, als ob *Trichodes* (wozu *Cler. apiarius* gehört) von *Clerus* durch vier Arten sich unterscheiden, da *Clerus* fünf habe. Rec. wiederholt Untersuchungen bestätigt, was auch schon andere anführen, daß beide gleiche Anzahl, nämlich fünf, haben. Von den entomologischen Rhapsodien führen wir weiter nichts an, da man in mehreren Schriften das Meiste schon angegeben oder berichtigt findet. *Cicindela emarginata* und *angustata* gehören wohl eben so wenig zu *Elaphrus* wie zu *Cicindela*; sie gehören auch nicht einmal zusammen. Die *Galleria Lactucae* Fab. scheint Aenderung von *Metopaphagus metallicus* Fab., der wirklich eine *Diaperis* ist. Auch Panzers *Scolytus aeneus* gehört zu dieser Art.

II. Miscellaneous entomologischen Inhalts und III. über die *Phalaena Mundana* und ihre Verwandlung (Taf. I. fig. 1—5.) vom Kunsthändler Hoffmann, Schatzbar. IV. Des Missionairs Dr. John in Trankebar Bemerkungen auf einer Reise von Trankebar nach Tanjehau, Tirutschinaapali und Madras im Februar bis zum May 1795 für deren Mittheilung von Hn. Paß. Chemnitz in Kopenhagen verpflichtet ist. Es kann für manchen Sammler von großem Nutzen seyn, was Hr. John von dem, den Einwohnern der Gegend von Tanjehau bekannten und bewährten Gegenmittel gegen die alles verwüthenden weißen Ameisen (*Termes fatale*) anführt. Man befreit das Holzwerk, das man gegen die Angriffe dieser Thiere schützen will, mit dem Oele, das man aus der Schale bereitet, die den auf der fleischigen Frucht des *Anacardium occidentale*, des Nierenbaums oder Keschus, sitzenden Kern umgiebt. Man hat dies Mittel auf der Küste von Trankebar bisher nicht gekannt. V. G. H. Chemnitz von monströsen Schnecken oder von Mißgeburten unter *Conchylien*, wozu die zweyte Tafel gehört. VI. Mineralogische Bemerkungen von ebendemselben. VII. Beschreibung zweyer neuer Schlangenarten von D. Carl Christ. Gmelin in Carlsruhe (Taf. 5.) Die sind *Coluber quatertratus* und *interstriatus*, und beide schon von La Cépède bekannt gemacht. Die Einleitung ist etwas sehr umständlich.

VIII. Etnige seltne verfeinte Muscheln aus dem Fürstlichen Kabinette zu Rudolfsade von C. L. Kämmerer. IX. Wanderung auf die Rhon (ein Fränkisches Gebirge) vom 6ten bis 10ten Julius 1795 von Dr. J. P. Wolff in Schweinfurt, vorzüglich in botanischer Hinsicht aufgesetzt. X. Physiologische Untersuchungen über die Insecten vom Prof. Duval in Regensburg. 1798. Der Vf. mag es verantworten, daß er Beobachtungen über die Nahrung und die Lebensweise einiger Insecten physiologische Untersuchungen nennt. Diese Beobachtungen werden Manchem sehr geringfügig vorkommen; wenn man aber bedenkt, daß wir noch so wenig der Art haben; so wird man auch solche Kleinigkeiten mit Dank annehmen. Sie zeigen, daß der Vf. mit Liebe und Eifer die Insecten studirt. Am Ende wird man statt *Chrysomela bipunctata* sicher *Coccinella bip.* lesen müssen; denn von dieser erwartet man Heilkräfte gegen die Zahnschmerzen. Dann muß auch in dieser Stelle *Coccinellen* für *Chrysomelen* gelesen werden. XI. Das Gräsliche *Vibrio Agrostis*, entdeckt und beschrieben von J. Georg Steinbuch (Taf. 5.) Hr. St. fand es in der *Agrostis sylvatica* Hudson, die er mit Leers für Ausartung der *Agrostis capillaris* Linn. halt, wo die Blumen durch besondere Ursachen in ihrer natürlichen Entwicklung gehemmt und monströs gebildet sind. Der Vf. hat seine Vermuthung, daß vielleicht allemal solche oder ähnliche Vibrien die Ausartung bey den Gräslüthen hervorbrächten, welche man *Graminea viripara* nennt, durch Untersuchung mehrerer solcher Pflanzen nicht bestätigt gefunden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

JENA, b. Frommann: Die Zeichen der Zeit, angewandt auf öffentliche christliche Religionslehrer bey dem Wechsel des Jahrhunderts. Von D. W. H. Abr. Teller. 1799. 124 S. 8. (10gr.)

Jeder fragt bey einem wichtigen Zeitabschnitt gerne: was wird künftig werden? Die Krisen des Zeitalters, oder, mit dem Evangelium zu reden, die Geburtschmerzen sind groß und viel. Stillr als die politische Krise, aber zum wenigsten eben so weit greifend ist die Krise des Religionszustandes, man mag nun an Religion des Herzens und Gemüthes oder an den Zustand kirchlicher Religionsgesellschaften denken. Jüngere Zeitgenossen wenden sich mit der Frage: was wird aus diesem allem werden? mit Recht am liebsten an ehrwürdige Ahe, denen lange, wohl überdachte Erfahrungen auf die Divinationsgabe gewisse Ansprüche geben. In theologischen Publicum Reht Teller, allgemein anerkannt, auf dieser Stufe. Von einer großen Krise des Religionszustandes, von der historischen und psychologischen Reformation der Religionslehre, wai er Zeuge und Theilnehmer; bey der Uebertragung jener Resultate auf das öffentliche Religionsleben ist er nach den Verhältnissen seiner wichtigen Kirchenämter in dem großen

schen Staate, welcher für Anwendung protestanter Grundsätze der empfänglichste seyn muß, weil als Staat am meisten durch Grundsätze der Selbstthätigkeit groß geworden ist, seit vielen Jahren eine Hauptperson gewesen. Gründliche philosophische Kenntnisse, ein philosophirender Geist, und der feine, bedachtsame Sinn für das Anwendbare haben ihm, während dieser ganzen Krise, ein Ansehen begründet, vermöge dessen von ihm auch jetzt, über die allmählich entstandene neue Krise des Religionszustandes, in welcher das unruhige Fragen nach den letzten Gründen und Befugnissen alles Herkömmlichen das Charakteristische ist, seine Stimme von vielen mit Begierde erwartet wurde. Er antwortet in gegenwärtiger kleinen, aber erfahrungsreichen, Schrift so, wie ächte Propheten antworten sollen, nicht um die Zukunft zum Voraus zu malen, und die Frage der Neugierde: was wird geschehen? zu befriedigen. Demen antwortet er, welchen die Frage der wahren Religiosität im Herzen liegt: *was sollen wir thun, damit so viel Gutes als möglich geschehe?* Und von seinen Antworten gilt eben das Salomonische, welches er am Ende auf seinen Amts- und Geistes-Freund, auf Spalding, den Religionsweisen, anwendet: „der

Mund des Rechtschaffenen lehrt Weisheit!“ Teller lehrt hier, aus dem Schatz seiner Erfahrungen, was geprüft, was anwendbar, was ohne gährendes Ungestüm das Stillwirksame sey im Krieße des öffentlichen Religionslehrers, wodurch dieser, während der jetzigen Krise des Religionszustandes, das wesentlich gute zu sichern vermöge. Wo er die neuesten philosophischen Ansichten der Religionswissenschaft berührt, zeigt sich zwar der Mann, welcher, durch so viel anderes beschäftigt, bis dahin nicht mehr mitgegangen ist, den aber seine Erfahrungsweisheit gewohnt hat, das noch nicht ganz entwickelte seinen unaufhaltsamen Gang, bis zum Fruchtragen oder zum Verwelken, fortsetzen zu lassen. T. ist nicht der Arzt, welcher eine Krise zu unterbrechen sucht, weil sie als Krise immer etwas bedenkliches ist. Der wahre Arzt sucht die Natur, während der Krise, in ihrer Thätigkeit zu erhalten, und ihre notwendige Heftigkeit, von der Zerstörung abgelenkt, auf Reinigung und Erhaltung der Lebensorgane anzuwenden. Ein Vermächtniß, in seiner Kürze so reich an praktischen Bemerkungen für diesen Zweck, müßte mit reifen Früchten noch weit in das künftige Jahrhundert hinübergehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Hildburghausen, b. Hanisch: *Ueber das sinnliche Erkenntnisvermögen.* Eine Vorlesung als Beitrag zu einer systematischen Darstellung der kantischen Begriffe von Raum und Zeit von Wilhelm Schmidt. 1797. 72 S. 8. (4 gr.) Die Absicht dieser kleinen Schrift ist, das Vorurtheil gegen die kantische Philosophie, die sey zu dunkel und unverständlich, als daß sie jemand außer Philosophen von Profession fassen könnte, zu widerlegen. Der Vf. machte eine Probe einer verständlichen Darstellung an der transcendentalen Aesthetik, über welche er in einer Privatgesellschaft Vorlesungen hielt. Sein Ideenreichtum ist dieser. Nachdem er die Begriffe von Sinnlichkeit, Verstand, Anschauung, Materie und Form der Anschauung, Empfindung deutlich gemacht hat, wirft er die Frage auf: was dasjenige sey, das dem Sinne bey unsern Vorstellungen zukommt, und was hingegen den Gegenständen selbst zugehört? zeigt dann an einem Beispiele der äußern und innern Anschauung, daß bey allem Veränderlichen des Gegenstandes etwas Unveränderliches vorkomme, daß dieses die Form der Anschauung ausmache, und dem Sinne, nicht dem Gegenstande angehöre, und schließt mit einer falschen Darstellung der Resultate, welche sich aus der transcendentalen Aesthetik ergeben. Auf diese Art kann allerdings die Aufmerksamkeit auf das Ursprüngliche in der Vorstellung geschärft werden; daß aber dieses Raum und Zeit ausmache, kann dadurch allein nicht bewiesen werden, wenn man nicht diese Vorstellungen selbst erörtert, welches hier gar nicht geschehen ist. Zwar nimmt der Vf. an, der Sinn selbst sey unveränderlich, da hingegen die Objecte, wozu auch die Sinnenwerkzeuge mit gehören, allein der Veränderung unterworfen sind; und schließt daraus, daß, weil Raum und Zeit bey allen Innern und äußern Vorstellungen das Unveränderliche

ausmachen, sie dem Sinne und nicht den Objecten angehören. Allein dies ist nur Hypothese, welcher, bey dieser Methode, eine andere Möglichkeit, daß die Objecte bey aller Veränderlichkeit, doch etwas Unveränderliches enthalten, und daher in allen Anschauungen Zeit und Raum vorkommt, das Gleichgewicht hält. Ungeachtet sich nun noch gegen mehrere Sätze Erinnerungen machen lassen: so kann man doch dem Vf., der von seiner Arbeit selbst sehr bescheiden urtheilt, das nicht abprechen, daß er die transcendente Aesthetik durch diese, sehr fälschlich geschriebene Abhandlung, für nicht ganz ungebildete Leser verständlich gemacht hat; nur dürfen sie nicht etwa glauben, des kantischen Werks entbehren zu können. Da aber der Vf. diese Abhandlung als Probe einer ähnlichen Bearbeitung der wichtigsten Lehrsätze der Kritik der reinen Vernunft mit in der Absicht herausgegeben hat, um durch das öffentliche Urtheil zu erfahren, ob er wirklich dieses Unternehmen beginnen soll; so bieten wir dem Vf. noch einmal seinen Zweck, die Mittel, ihn auszuführen, die Schwierigkeiten dakey, in Ueberlegung zu nehmen, vor allem aber sich genau das Publicum zu denken, welchem eine solche Arbeit wirklichen Nutzen bringen könne (denn die Kritik kann unmöglich und soll auch nicht die Philosophie der größten Haufen werden, wie der Vf. in der Vorrede meint); und wir hoffen dann, daß er selbst entweder den Voratz ganz aufgeben, oder einen andern Plan entwerfen wird. Denn solche Erläuterungsschriften, sind für Gelehrte überflüssig, für Ungelehrte entbehrlich, weil für diese weder Philosophie noch propädeutische Untersuchungen derselben gehören. Zweckmäßiger würde es auf jeden Fall seyn, wenn der Vf. sein Talent dazu anwendete, die praktische Philosophie zu popularisiren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. December 1799.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere in angenehmen Geschichten und Erzählungen* (?) für allerley Leser, vorzüglich für die Jugend. Angefangen von J. A. E. Goze, fortgesetzt von Johann August Dondorf. Achter Band. Käfer. 1799. XVIII u. 892 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Was bey den an Arten ärmern und an Merkwürdigkeiten aus der Naturgeschichte reichern und bekanntern Classen der Thiere, bey den Säugethieren und Vögeln noch zu entschulgen war: der weisichweifige Zuschnitt, das ist bey dem zahllosen und weniger bekannten Heere der Insecten unentbehrlich. Bey jeder Art find, wo es nur immer änglich, folgende mit großen Lettern überschriebene Absätze gemacht: Benennung — Beschreibung — Aufenthalt — Nahrung — Fortpflanzung — Naturell, Sitten und Eigenheiten — Nutzen — Schaden — Irrthümer und Vorurtheile — Schriften. Diese Abschnitte stehen da, wenn sie auch zuweilen noch so mager ausfallen. Aber dies war noch nicht genug. Vor dem Namen jeder Art wird erst in einer befondern Zeile und mit nicht kleinen Buchstaben der deutsche Gattungsname, so unpassend er auch nicht selten ist, allemal wiederholt, also: *Der Schattenkäfer* — 5. *Fünfte Art: der Kehrlichtschattenkäfer*. So verschwenderisch geht man mit dem Raume um!

Das ganze Werk ist ein aus andern Büchern zusammengetragenes Handwerk, ohne allen Geist. Neues sucht man darin vergebens, dafür ist das Alte desto weisichweifiger vorgetragen und desto umständlicher gehandelt.

In der Einleitung ist ein Abriss der Theile der Insecten und der hauptsächlichsten Beschaffenheiten derselben gegeben. Hier verräth der Vf. nur zu oft, daß er die Natur wenig zu Rathe gezogen hat. Nicht bloß den Spinnen, auch den Scorpionen, den Phalangien, dem *Limulus Polyphemus* Fabr. fehlen die Fühlföhner; letzten fehlen sogar auch die Füße. S. 30. heißt es: bey den Erd- (Scarabaeus) und Schildkäfern (Cassida) ist der Kopf mit einem Schilde bedeckt. Wer diese Käfer verglichen hat, weiß, daß der Clypeus der Scarabäen etwas ganz anders ist als der Clypeus bey den Cassiden; bey jenen Fortsetzung der obern Kopfkruze, bey diesen der vorn überragende Rand des Bruchschildes. Auch ist der Schild, Clypeus, nicht allemal bloß horizontaler Fortsatz des Kopfs, sondern oft davon als Theil un-

A. L. Z. 1799. *Vierter Band.*

terschieden. Daß einige Rüsselkäfer keine Fressspitzen haben sollen, gründet sich auf eine falsche Beobachtung. Die Brust, Pectus, ist mit nichten die Unterseite des Bruchschildes. Die Fabricischen Ordnungen werden in einem 1799 herauskommenden Werke noch nach der alten Aufstellung angegeben; so daß die drey hinzugekommenen Ordnungen: Odonata, Merosata und Piezata ganz fehlen! Die *Entomologia systematica*, worin diese neue Eintheilung steht, kann schon 1792 heraus, und ist hier auch citirt, Wahrscheinlich hat auch hier Hr. D. der Bequemlichkeit wegen die Ordnungen von einem altern deutschen Schriftsteller entlehnt, ohne im Fabricius selbst nachzusehen. Dieser Zug verräth hinlänglich, wie wenig der Vf. mit der Entomologie und ihren Fortschritten bekannt ist.

Die Käfer find nach Gmelin's Ausgabe des Linné geordnet. Es wäre überflüssig, die Unbrauchbarkeit der Linnéischen Gattungen für den jetzigen Zustand der Entomologie, zu zeigen; auch weiß jeder Insectenkundige schon, daß solche Gattungen, wie *Cryptocerphalus* nach Gmelin, und *Notorus* so gut wie gar keine sind. Auffallend genug, daß *Notorus*, der *N. mollis* und *monoceros* enthält, aufgenommen ist, wo so viele weit bedeutendere Gattungen aufgeführt werden mußten. Noch auffallender aber finden wir es, wenn man hier unter *Cicindela* zwey Familien antrifft, die eine mit dreymal gezählter, die andere mit abgerundeter zugespitzter Lippe. Das heißt Consequenz! Das Fabricische System mit allen seinen guten Gattungsabtheilungen wird verworfen, weil die Untersuchung der Kennzeichen ein Vergrößerungsglas erfordert, und an die Stelle derselben werden unpassende zu weitläufige Gattungen mit unhaltbaren Kennzeichen gesetzt; aber zu Bestimmung der Familien ist die Betrachtung der Lippe nicht zu sein!

Daß es des Vfs. Absicht nicht ist, alle europäische Arten aufzuzählen, ist offenbar. Von Dytiscen kommen nur neun, von Carabus nur zwey und zwanzig Arten vor. Nach welchem Plane aber eigentlich die Auswahl geschehen ist, vermag Rec. nicht auszufinden. So fallen uns beyrn Durchblättern *Elatos sanguineus*, *Cerambyx* (*Saperda*) *sealaris*, *Cardui*, *Cuculio acridulus*, *Colon* in die Augen, von denen weder Nutzen noch Schaden, noch etwas Merkwürdiges aus der Naturgeschichte bekannt ist, die also nicht gerechtere Ansprüche auf ihre Stellen haben, als viele andere Käfer. Andere sehr merkwürdige und berühmte gewordenen Käfer aber fehlen, z. B. *Cuculio antidentalgicus*, *Carabus chrysoccephalus*.

R r r

Rossi.

Roffi. Gerade diese wird das Publicum, für welches dieses Buch vorzüglich bestimmt ist, am ersten darin fassen, weil von ihnen jetzt das Gehörhärn an der Tagesordnung ist. Unter den Irrthümern werden hauptsächlich Unrichtigkeiten der Synonymie gerügt. Dafs auch hier Hr. D. mit andern Augen gesehen hat, ist im Geiste seiner Arbeit. Wenn er eigene Bemerkungen vorträgt; so sind sie zuweilen so, dafs er sie besser verschwiegen haben würde. Von dieser Art ist die Bemerkung bey *Elater sanguineus*; denn *Elater Epphippium* ist ausgemacht nur Abänderung davon, wie mehrere aufmerksame Beobachter überzeugt sind, und wie jede gute Sammlung zeigen kann. Eben dahin gehors auch die mit vielen Gründen weitläufig ausgeführte Conjectur von der Einerleyheit des *Curculio granarius* mit *Attelabus frumentarius*. Da dieses Insect wegen der Verwüstungen, die es anrichtet, grössere Aufmerksamkeit verdient; so wollen wir, dem Verlangen des Vfs. gemäß, seine Gründe zu beantworten suchen, doch können wir diese, des Raums wegen, nicht umständlich mit angeben. Auf 1) erwidern wir: Hr. D. hat wirklich nichts anders gehabt als *Curculio granarius*, daher konnte er auch nur gebrochene Fühlhörner sehen. Die röhren Säfte sind bey allen braunen Käfern eben so gewöhnlich, wie Abänderungen in der Gröfse in der ganzen Insectenclasse. Auf 2) beide haben ein peneitirtes Bräuschild, welches man überhaupt bey sehr vielen Käfern antrifft. Auf 3) eine Verletzung der Synonymie ist ein nur zu gewöhnlicher Fall, und kann wohl nie als Grund der Einerleyheit gelten, da es bekannt ist, wie sorglos die Entomologen mit der Synonymie zu verfahren pflegen. Auf 4 und 5) Rec. glaubt, dafs man die Geschichte beider Insecten mit einander verwirrt, und dem *Attelabus frumentarius* zugeschrieben hat, was nur dem *granarius* zukommt. Dies wird vielleicht die Auflösung des ganzen Knotens seyn, den der Vf. zerhaut, wenn er aus einer solchen Verwechselung sogleich die Einerleyheit zweyer Käfer folgert, welche von zu vielen insectenkundigen stets unterschieden sind, und überdies nicht einmal zu derselben Gattung gehören. — In Brahm's Insectenkalender fehlen viele sehr gemeine Insecten. Schrank hat wohl offenbar in seiner Fauna Boica unter *Rhynchophorus frumentarius* eine blofse Art des *granarius*; wie hätte er sonst beide in diese Gattung vereinen können? Auf 6) wenn Hr. Herbst von den Fühlhörnern des *Apion frumentarium* nicht näher angibt, ob sie gebrochen sind oder gerade; so erinnern wir, dafs es dessen gar nicht bedürfte, weil alle Apionen gerade Fühlhörner haben, nach dem alten Sprüchlein, *quod valet de genere, valet etiam de specie*. Uebrigens lafst es sich sehr wohl denken, dafs Herbst auch ein gemeines Insect nicht selbst gefangen hätte. Was endlich 7) die deutschen Benennungen anbelangt, so sind diese noch so unbestimmt und schwankend, dafs daher gar kein Grund über die Verchiedenheit oder Einerleyheit der Art hergenommen werden kann. — Von der Synonymenliste mufs al-

les, was auf *Curculio frumentarius* Bezug hat, weggelassen werden. Unter die „Irrthümer“ bey *Bruchus Pisi* hätte Hr. D. am besten den ganzen Artikel gesetzt. Denn das, was von einem Nordamerikanischen durch deutliche und standhafte Kennzeichen als Art unterschiedenen Käfer gilt, wird auf einen ursprünglich europäischen Käfer gezogen, der wohl noch nirgends in Europa den Erbsen Eintrag gethan hat. Uebrigens ist diese Verwechselung allgemein, und kommt dem Vf. nur in sofern zu Schutten, in sofern er ohne nähere Prüfung nachgeschrieben hat, was andere sagen.

Rec. wiederholt sein gleich anfangs gefälltes Urtheil, dafs dieses Werk nichts als unverdaute Compilation ist, und hält es für Pflicht, dies freymüthig zu äufsern, weil er nicht weifs nennen kann, was schwarz ist, besonders in einer Angelegenheit, welche auf die Wissenschaft selbst von grossem Einflusse ist, als man zu glauben pflegt. Denn gerade solche theure Compilationen hindern den Ankauf und die Verbreitung guter Werke, die vielleicht aus Mangel an Absatz ins Stecken gerathen. Man sollte daher überhaupt bey Beurtheilung solcher Bücher, besonders wenn sie nur die Frucht rüftiger Hände und eines geduldrigen Sitzfleischs sind, nie nachsichtig seyn. Uebrigens durften wir keine Belege anführen, um den Raum zu schonen. Es wäre ein Leichtes gewesen, noch viele andere und vielleicht noch auffallendere Beispiele aufzustellen, dafs Hr. D. zur Bearbeitung der Entomologie keinen Beruf hat, und dafs er am besten thut, mit diesem Bande das Werk zu schliessen. Es wäre unbillig, zu verlangen, dafs ein Mann alle Fächer der Naturkunde mit gleicher Gründlichkeit umfasse. Der Vf. widme daher lieber seinen Fleifs und seine Talente den Fächern, denen er gewachsen ist.

LITERATURGESCHICHTE.

WINTERTHUM, in d. Steinerschen Buchh.: *Selbstbiographie Joh. Valentin Andreä's*, aus dem Manuscripte übersetzt und mit Anmerkungen und Beylagen begleitet von Prof. Seybold (in Tübingen): 1799. XXVI u. 392 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Lebensbeschreibung des gelehrten, scharfsinnigen, für Moralität und Reinheit der lutherischen Lehre eifrig kämpfenden Andreä, macht den zweyten Band der von dem Hn. Prof. Seybold in deutschen Verlage herausgegebenen *Selbstbiographien berühmter Männer* aus, wie ein beygefügter zweyter Titel anzeigt. Sie ist aus der von J. V. Andreä selbst in lateinischer Sprache abgefaßten und mit dem J. 1633 in seinem sieben und sechzigsten Lebensjahre geschlossenen Lebensbeschreibung, nach einer dem Hn. Pfarrer Burk in Weilingen gehörigen Abschrift übersetzt, die Hr. S. in der Folge mit dem Autograph, das Hr. Prof. Schurrer besitzt, verglichen hat. Die Begebenheiten des noch übrigen kurzen Lebens Andreä's

reth's bis an seinen den 27. Jun. 1654 erfolgten Tod, und, nebst den Handschriften der ihm auf dem Hospitalkirchhofe und in der Kirche zu Bebenhausen, wo er noch in seinem Sterbjahre als Abt kam, gesetzten Epitaphien, und einem von Hn. Diaconus Jonz zu Vaihingen auf A. verfertigten, in der *Göttlichen poetischen Blumenlese* von diesem Jahre abgedruckten Gedichte, beygefügt worden. Die vorerwähnten Umstände in dem Leben dieses Mannes sind schon aus mehreren im *Fächer* und in den *Adelungen'schen Ergänzungen* desselben angeführten Schriften bey J. V. A., so wie insbesondere aus dem im zweyten Stücke des *Württembergischen Repositoriums der Literatur* befindlichen Leben desselben bekannt. Das letzte ist uns nicht zur Hand gewesen, um es mit der gegenwärtigen Lebensbeschreibung vergleichen und beurtheilen zu können, ob es mit dieser aus den derselben Quelle geflossen ist, und ob und inwiefern es mit derselben übereinstimmt, oder von ihr abweicht. Ueber diesen Punkt sagt Hr. S. nichts, obwohl er dieser Lebensbeschreibung eiaigemale in Anmerkungen unter dem Texte gedenkt. Die Nachrichten, die A. von sich giebt, betreffen seine Geburt, Abstammung, Studien, Beförderungen, Verehrung, freudige und traurige Ereignisse in seiner Familie, seinem Wohnorte und Vaterlande, seine literarischen Verbindungen mit einheimischen und auswärtigen Gelehrten, seine schriftstellerischen Arbeiten, seine Dienstverhältnisse, seine Bemühungen zur Unterstützung der Armen, zur Beförderung der Lehrsamkeit, zur Verbesserung des Schulwesens u. s. w. Die von Hn. S. dem Texte beygefüigten Anmerkungen enthalten kurze literarische Notizen von ihm in der Lebensbeschreibung in großer Anzahl erwähnten damaligen Gelehrten und andern in der Kirchen- und politischen Geschichte jener Zeit bekannt gewordenen Personen, nebst Berichtigungen und Beurtheilungen verschiedener Stellen des Originals. Diese Stellen, und der sonst schon aus andern Schriften A. bekannte nicht immer natürliche, sondern oft gesucht, sententiöse und antikeisenerische Stil desselben, mag freylich unserm Uebersetzer die Arbeit umweilen sehr erschwert haben; „doch, sagt er, habe ich sie mit Liebe gemacht, weil mir das sich allmählich entwickelnde Bild des Mannes gefiel, und ich die Redlichkeit seiner Absichten, den in den drückendsten Lagen unerschütterten Muth, und sein Ausdauern bey oft verfehlten Bemühungen immer sehr schätzen lernte;“ — und mit Wahrheit setzt er hinzu: „Nirgends ist A. größer, als unter den wichtigsten Umständen. In einer ganz abgebrannten Stadt, von öffentlichen und geheimen Neidern und Feinden umgeben, bey jedem Schritte gehemmt, ohne eigenes Obdach, fast ohne Befoldung, speißt, leidet, versorgt er viele Tausende seiner Mitbürger, ist Fremde! Was that er nicht für das theologische Institut hier! (in Tübingen) was für das Gymnasium in Stuttgart! was für die Sitten, die mit dem Fortgange des dreißigjährigen Kriegs immer verderbener wurden“ u. s. w. Hr. S. hat das Original

ganz gegeben, und nur einige unbedeutende Dinge, die nichts zur Charakterisirung des Mannes beytragen, weggelassen. Sehr richtig urtheilt er von A., daß er ihn von einiger Eitelkeit und von Anhänglichkeit an abergläubischen Meynungen nicht freysprechen wage. So hielt A. z. B. über den Weg laufende Schweine, wie viele abergläubische Leute noch jetzt, für ein Unglück weisagendes Zeichen, und glaubte, sein Bruder Jacob sey entweder durch Räuber oder Gespenster getödtet worden. Man könnte noch hinzufügen, daß A. in seinem Verfahren die verdorbenen Sitten wieder zu verbessern; Tünze, Schmause und Kleidertracht einzuschränken, viel zu heftig war, und dabey nicht mit der nöthigen Klugheit zu Werke ging, wahrscheinlich auch durch die Bestreitung des damals schon zur Sprache gekommenen und behaupteten Satzes, der Fürst sey Bischoff, in dessen Macht es stehe, einen in die Kirchenstrafe Verfallenen wider den Willen der Geistlichkeit freysprechen, sich viele Feinde machte. A. spricht auch in seiner Lebensbeschreibung zu oft und in zu gehässigen Ausdrücken von Neidern, Feinden und Verfolgern, ohne immer die eigentlichen Umstände und Gründe, warum und von wem er beneidet, beleidigt und verfolgt worden, anzuführen, wodurch er sich dem Verdachte der Eitelkeit, allzuvieler Anmaßung und geistlicher Herrschsucht allerdings ausgesetzt hat. Bekanntlich hielten einige in unsern Zeiten diesen Andre für einen Anhänger, und sogar für den Stifter der Rosenkreuzer. Es kommen aber hier verschiedene Stellen vor, die von dem Gegentheile zeugen. S. 71. (im zweyten Buche vom J. 1614 bis 1620) heist es: „Endlich folgte auf eine und die andere (es sollte übersetzt seyn: auf die erste und zweyte oder letzte) Einladung zur Bruderschaft Christi, die dem Spiele der Rosenkreuzer entgegen gesetzt war, jener Menippus“ u. s. w. Der lateinische Titel jenes Buchs, welcher nicht angezeigt ist, heist: *Invitatio ad fraternitatem Christi prior 1616 posterior 1617*. Nach S. 15 u. 16, sing A. schon in den Jahren 1602 und 1603 (also in einem Alter von 16 bis 17 Jahren) an, zur Uebung seiner Talente, Aufsätze zu verfertigen. Zu diesem gehörte die *chymische Hochzeit*, die A. eine Pöffe völl abentheuerlicher Auftritte nennt, die sich erhalten habe. Zum Verwundern sey sie von einigen geschätzt und durch seine Nachforschungen erklärt worden, da es doch ein unbedeutendes Werkchen sey, das die unnützen Bemühungen der Neugierigen darstelle. Der *Rosa resorefcens contra Menapii Calumnias*, welches Werk unter dem Namen *Florentini de Valentia* 1617 erschien, eine Vertheidigung der R. K. enthält, und unserm A. zugeschrieben worden, ist hier mit keiner Sylbe erwähnt; wohl aber nennt sich A. als Verfasser von *Turris Babel f. de Judiciorum de fraternitate Rosaceae Crucis Chnos*. Argent. 1619. Endlich bezeugt der äußerst religiöse A. in seinem bey dem Antritte der Hofpredigerstelle in Stuttgart abgelegten, hier S. 203. aus dem Original mit eingerückten Glaubensbekenntnisse, bey

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonntags, den 14. December 1799.

OEKONOMIE.

FRANKFURT, b. Eslinger: *Systematisch-praktischer Forstkatechismus oder die wesentlichsten Lehren und Anfangsgründe der Forstwirtschaft*, von Dr. J. J. Trunk, vormals Vorderöstr. Oberforstknecht, nun kurfürstl. kolnischen wirklichen Hofrath und Professor der politischen und Kameralwissenschaften, auch Land- und Forstwirtschaft. 1799. VIII u. 215 S. 8. (18 gr.)

Diese Schrift enthält, selbst nach der Vorrede, einen Auszug der wichtigsten Grundsätze und Erläuterungen aus des Vfs. vollständigem *Forstlehrbuch*, den praktischen Forsttabellen, und der Abhandlung von der vorteilhaftesten Art die Laubwälder zu wandeln. In der Einleitung wird kürzlich von der Physiologie und Entstehung der Holzart, und von der hiesigen Geschichte des Forstwesens gehandelt. Der erste allgemeine Theil begreift dann im ersten Abschnitt das Forstrecht in sich, und zwar 1) Forstrecht und Forsthoheit. 2) Forst- und Waldeigenthum. Forst- oder Waldgerechtigkeiten. 4) Holzlosrechte. Der zweyte Abschnitt, die Forstpolicy. 1) und der Forstpolicy. 2) Beförderung der Holzart. 3) Allgemeine Hülfsmittel für die Forstculturd gegen die Feinde und Gefahren derselben. Dritter Abschnitt: Die Forstökonomie, oder cameralische Grundsätze bey Benutzung der Wälder. 1) Forstzungen an sich selbst. 2) Allgemeine Hülfsmittel und Förderungsmittel der Forstnutzungen. 3) Abfuhr der Holzarten aus den Wäldungen. Im zweyten besondern Theile werden die Holzarten beschrieben, und zwar im ersten Abschnitt: die Nadelholzart. 1) Nadelholzarten überhaupt; 2) insbesondere. 3) Nadelholzarten. Zweyter Abschnitt: Die Laubholzarten. 1) Laubholzarten.

Da es noch immer in den Schulen gewöhnlich ist, daß Kinder und Knaben nach dem christlichen Katechismus, der in Fragen und Antworten besteht, unterrichtet werden, und denselben sogar auswendig lernen müssen; so finden Jünglinge und Männer, auch in der Folge an keinen bessern, an keinen taumelhängenden mündlichen Lehrvortrag gewöhnt worden sind, eine solche Art der Belehrung immer für die angenehmste, leichteste, ja angenehme; daher dann der Vf. auch hiesig darauf rechnet, daß bey Allen, die keinen systematischen taumelhängenden Unterricht in der Forstwissenschaft genossen haben (wie leider noch die meisten seiner Forstknechte), oder nach der besten sokratischen Methode unterrichtet worden sind, dieser sein Forstkatechismus von großem Nutzen seyn wird. Auch kann er in der That allen auch gut unterrichteten Forstleuten zum Nachlesen empfohlen werden; allein alsdann wäre es freylich sehr zweckmäßig gewesen, wenn ihn der Vf. sowohl mit einem eignen Inhaltsverzeichnis, als auch mit einem Register zum bequemern Nachschlagen bey vorkommenden Materien versehen hätte. Daß bey einem Werke, welches den Kern der ganzen Forstwissenschaft enthalten soll, nicht auch einzelne Undeutlichkeiten, Unbestimmtheiten und Unrichtigkeiten mit unterlaufen sollten, ist nicht wohl zu erwarten, und so hat es denn Rec. nicht nur bey dem Durchlesen, sondern auch durch die Erfahrung bey seinen Schülern und Revierbüchern bestätigt gefunden. Der bessern Deutlichkeit halber hätten z. B. die beschriebenen Befruchtungswerkzeuge und Fruchtarten auf einer Kupfertafel erläutert, mehrere Terminologien, die Lehre von Zuwachsberechnungen, die Tabellen zum Forstnutzungsstat u. s. w. theils erklärt, theils berechnet, theils in Rubriken abgesetzt, anschaulich gemacht werden sollen. Zu anbestimmt handelt der Vf. z. B. die Anlegung der Schläge, den Abtrieb des Nadelholzes, die Benutzung der Wildbahn ab. Unrichtig ist z. B. Fr. 198. Was für schädliche Insecten soll ein Förster von den Waldbäumen zu vertilgen suchen? Antw. Die Käfer und Raupen, welche die Blätter und zarten Triebe abfressen. Man vertilgt leicht diese Morgens früh mit einer angezündeten Strohfackel. Denn bey Aufgang der Sonne liegen sie in großen Haufen beyammen. (?) Fr. 199. Welches Insect ist den Wäldungen am gefährlichsten? Antw. Der haarige stiegende Fichtenwurm. Er kriecht aus einem weißen Eychen mit einem rothen oder schwarzen Kopfe, und wird dann braun oder schwarz, und den Pferdehornissen gleich u. s. w. In dieser Frage ist in der Beschreibung eine Vermischung mit dem Borkenkäfer (*Hoftr. typographus*) und der Riesenwespe (*Sirex gigas*) vorgegangen. Die Folge aber zeigt, daß der Vf. den ersten meynet. Nach S. 114. Fr. 202. soll der Schnee die Bäume nicht brechen können, wenn sie geschlossen stehen. Allein gewöhnlich ist ja der größte Schneebruch in Dickungen, wo der Schnee nicht auf den Boden kann; daher eben in hohen Gebirgen die Anpflanzung der Fichten besser ist, als das Aufstehen, weil jene Cultur außer mehreren Vortheilen auch hauptsächlich diesem gewährt, daß der Schneebruch keinen Schaden thun kann. Was der Vf. behauptet gilt vom Windbruch. Dafs nach S. 170 und 171. der Weistammensame um

Michaeli des zweyten (?) Jahres, und der Rothannensame im November des zweyten (?) Jahrs reif werde, gehört ebenfalls unter die Unrichtigkeiten.

Alle diese Bemerkungen sollen aber die Brauchbarkeit dieses Werks weiter nicht herabsetzen, sondern nur den Vf. bey einer zweyten Auflage zur Vollkommenheit desselben reizen. Rec. ist überzeugt, daß es vorzüglich alle gewöhnliche Förster und Revierförster mit Nutzen lesen werden; wenn es auch für viele Anfänger, die noch gar nichts von Waldern und ihrer Behandlung wissen, zur bloßen Selbstbelehrung zu schwer seyn sollte.

LEIPZIG, b. Supprian: *Kleine Luftfischerey, oder die Kunst zu angeln, Fische und Krebse in Reusen, Hamen, Netzen, auch mit den Händen zu fangen, und sie an Orte zu bringen, wohin man sie haben will.* Nebst Recepten von erprobten Angelförnern oder Querdern, Fisch- und Krebsfütterungen und mancherley andern geheimen Fischerkünsten. Zum Anhauge eine kleine Fischergographie, von J. B. Meissner, Garn- und Fischermeister bey Frankfurt an der Oder. 1799. 152 S. 8. (10 gr.)

In der Vorrede sagt der Vf., daß er bisher immer sey gebeten worden, seine Fischerkünste schriftlich abzugeben, daß er jetzt aber zu alt sey, um dies länger zu thun. Er habe sich daher entschlossen, seine Kenntnisse durch den Druck gemeinnützig zu machen. Dies ist denn nun im gegenwärtigen Werke geschehen, das wir allen denen, welche an der Fischerey Vergnügen finden, seines reichhaltigen Inhalts wegen empfehlen können, obgleich nicht zu leugnen ist, daß der Vf. bey einigen Kapiteln, z. B. bey den Fischquerdern mit mehr Wahl hatte zu Werke gehen sollen. Wir wollen den Inhalt kürzlich anzeigen und einige Bemerkungen beyfügen. *Erster Abschnitt. Vom Fischfang.* I. Von den Geräthschaften, die zum Fischfang gehören, als: Hamen, Netzen, Garnen, Reusen und Angeln, und wie damit zu fangen ist. Bey den Querdern für die Reusen und Angeln hätte angegeben werden sollen, welche für diese oder jene Fischart vorzüglich anwendbar wären. So stehen sie da, wie wenn sie auf alle paßten. Etwas davon wird noch bey den Fischerkünsten S. 81 nachgeholt. II. Von der Zeit des Fischfangs. III. A) Von der Winterfischerey mit Angeln und Netzen. B) Von einem Fischjagen, wo die Fische in aufgestellte Hamen oder Netze mit Stangen oder Kähnen getrieben werden. C) Aale auf eine lustige Art und in großer Menge zu fangen; wenn sie nämlich nach den Erbsenäckern oder den frisch vorgeworfenen Erbsen gehen. Diese Fangart ist hier genau beschrieben. D) Wie die Fische mit den Händen zu fangen sind. Hier wird als des wirksamsten Mittels des Reibeschnalzes erwähnt, das aber Mark aus den Knochen seyn muß. Um dies zu erhalten, soll man die Reiber selbst fangen. Man bindet in dieser Absicht an eine

grün oder dem Wasser gleich gefärbte Schnur, die an einen eingeschlagenen Pfahl befestigt ist, und Schub tief ins Wasser reicht, einen kleinen Fisch, oder besser ein Stückchen Aal, wornach der Reiber watet und hängen bleibt. Unter den Fischfangen mit den Händen ist Nr. 3. mit der Springwurzel, und Nr. 5 und 8, wo Krähenaugen und Bilitenkraut beygesetzt sind, eben nicht zu empfehlen, obgleich der Vf. behauptet, daß die betäubenden Recepte weder den Fischen noch der menschlichen Gesundheit nachtheilig wären. Das S. 47 angegebene Mittel Fischreier und andere Fischraubvögel mit Leinruthen und einem angekochenen Fisch zu fangen, paßt auf den ersten nicht, weil dieser nicht aus der Höhe herabzufoßen gewohnt ist. Ueberhaupt muß dieter Vogelfang wohl nur sehr selten glücken. IV. Besondere Anmerkungen zum Fischfang. A) Des Fischers Person und Amt, daß er nämlich munter, wachsam, vorsichtig, unverdrossen und aufmerksam seyn müsse. B) Vom Nutzen des Fischfangs. C) Wenn die Fischerey erlaubt sey. D) Vom Unterschied und der Eintheilung der Fischgewässer. V. Von der Laichung der Fische. Von der Art und Zeit des Laichens hätte etwas vollständiger behandelt, und alle Fische, bey denen solches bekannt ist, hätten angeführt werden sollen. Wenn der Vf. S. 63 sagt, daß man fleißig darauf bedacht seyn müsse, daß die mit Eis bedeckten Teiche aufgetaut würden; so darf dies blos von solchen verstanden werden, die wenig Zu- und Abfluß haben, denen also der nöthige Luftzug fehlt, sonst ist es nicht nöthig und schader mehr. VI. Beschäftigung nach dem Fischfang, z. B. die Werkzeuge auszubessern, die Teiche ledig zu lassen u. s. w. VII. Verschiedene Fischerkünste, wie auch allerhand gute Fischquerdern und Fischfütterungen. Hier hätte nicht sowohl alles, als vielmehr das Beste mitgetheilt werden sollen. Mehrere Kunststücke müßten auch wohl schwerlich Probe halten z. B. Nr. 10. 50 u. a. m. Manchem Leser würden statt der vielen Kunststücke die Fütterungsarten der verschiedenen Fische in dem Fischkasten willkommen gewesen seyn, wovon man doch wenig oder nichts erfährt. VIII. Vom Ileringsfang. Das Wesentlichste für den Liebhaber. IX. Was man von den Fischen zur Arzneey gebrauchen kann. Hätte füglich heißen können: Was man von Fischen nicht zur Arzneey brauchen kann. Denn nur sehr wenig von allen Angegebenen verschreiben neuere Aerzte noch.

In zweyten Abschnitt wird vom *Krebsfang* gehandelt und zwar fast nach allen den bey den Fischen vorkommenden Rubriken. Der *Anhang* enthält ein alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten fischreichen Flüsse in Deutschland, welches aber füglich hätte wegleiben können, wenn es der Vf. nicht interessanter zu machen wußte. Statt meist nur die Lage der Flüsse anzugeben, hätten alle, oder doch die vorzüglichsten Fische, die sie enthalten, und ihre Quantität und Qualität angeführt werden sollen.

HALLE U. LEIPZIG: Forstrügen. von Christian Adolph Frayherr(n) von Seckendorff. Wer sich süßlt, dem süßt. Erster Theil. Mit Kupfern. 1799. 240 S. XVI Vorrede. 8. (1 Rthl.)

Forstrüge ist dem Vf.: die Unterfuchung alles Ungerechten und Lächerlichen, was in das Forstwesen genommen oder in denselben begangen wird. Doch will er sich nicht blos mit dahin einschlagenden Gegenständen begnügen (woran er aber nach Rec. Meynung nicht Recht thut), sondern auch manches Lobenswürdige mit einfließen lassen, und hofft, daß man ihn einen so kleinen Sprung von dem Titel zu einem abwechselnden Inhalte verzeihen moge (welches aber wohl schwerlich der Fall seyn wird, da der Inhalt ohnehin abwechselnd genug ist). Der Inhalt ist: 1) Von besserer Behandlung der Kopfweide. Dieser weitläufige Aufsatz, in welchem der große Vorzug der italienischen Pappel (soll heißen carolinischen Pyramidenpappel) vor den Kopfweiden gezeigt wird, ist sehr gemeinnützigen Inhalts, und verdient erworben zu werden. Er gehört aber eigentlich in eine Volksschrift, die diejenigen Personen lesen, welche zum Anbau dieser Holzart dadurch gereizt werden können. In 2) wird die Taxation der Schaafhölzer nach dem Augemeasse und dem Gewissen des Oberforstmeisters gerügt. Und es ist nicht zu leugnen, daß es wohl der Falle geben mag, wo der Drey und achtziger, der auf einer Kupferstall stieft, auf welcher der Pacht mit einem Gerber abgethan wird, mit in Betrachtung gezogen werden muß. 3) Berechnet nach einer gemachten Erfahrung (versteht sich in holztheuren Gegenden) den Satz, daß sich ein Morgen Holz eben so gut rentirt, als ein Morgen Feld. 4) Gibt den Nachtheil der Lohdengatter und der Umzäunung der Schläge mit Latzen an. Im 5ten Aufsatz, welcher, preislliche Befolgung fürstlicher Befehle und Verordnungen, betitelt ist, wird eines verstorbenen Fürsten Huld beschrieben, welcher, um den Fortnännern den Anbau junger Holzer angelegentlich zu empfehlen, für jede 100 Quadratruthen 8 gr. Prämien ertheilte. Wie gut sich dabey der Jager Beutel befunden, wird sehr artig ausgemalergeliezt. 7) Die Legbaume sollen mit steinernen Grenzsteinen verkauft werden. Der 8te Aufsatz enthält die Berechnung einer großen Menge Rindvögel. Ein Oberförster soll seinem Collegio in einem Jahre für 400 Rthl. Raubvogelstange geliefert haben. Es müßten dennach 2400 Raubvögel und 9600 Krähen und Elstern in seinem Forste geschossen worden seyn. Dies Thema ist unterhaltend genug ausgeführt. Vergessen hat der Vf., daß zuweilen durch Kammerboten und andere Personen, die die Fänge vernichten sollen, dieselben sechs und mehrmalen aufs neue geliefert und bezahlt werden. 9) Die Unterhaltung der Parforce-Jagdhunde. Im Fürstenthum V. müssen die Bauern, die ohne Grund als Pächter betrachtet werden, einen Parforce-Jagdhund halten, oder für die Ausfütterung jährlich 1 Rthl. bezahlen. Es wird gefragt: Ob die Regierung etwas davon wille? Es wird von einer solchen barbarischen Jagd als Taf. I. ein

Conterfey befindlich. 10) Ohne Knäppel hat die Welle kein Aufsehen. Gegen ein viertaches Aufweiffeld werden die Wellen vom Jäger zum Nachtheil des Eigenthümers so gut gemacht. 11) Lößliche Verordnungen eines Fürsten. Im A. B. dürfen die Jäger die Kaninchen mit der Büchse für sich schießen. Sie sind so geübt darin, daß sie im October und November 1796 über 800 Stück derselben geschossen hatten. 12) Unrechte Behandlung der Rothbuchenwaldung im Herzogthum Mecklenburg. Unrechter Abtrieb. 13) Lassen Eichen wohl geköpft werden? 14) Das in Haufen liegende Busch- oder Asterschlagholz kann nicht richtig beurtheilt werden. 15) Sonderbare Befolgung eines Forstbedienten. In der Gegend um Treßwitz befindet sich ein Förster, der statt barer Befolgung das sammtliche Oberholz vom ersten Ast an, erhält. 16) Ueber die verschiedene Taxe des Holzes, die nämlich von dem Förster abhängen kann. Hier werden mancherley Betrügereyen der Förster aufgezählt. 17) In welchem gutbehandelten Holzschlage wird im Herbst nachgeschlagen? Der Vf. fand es im E—r Forste so. 18) Unterthänigste Promemoria an ein hohes Kammercollegium zu I. Z., zur Communication an die hochpreisl. Regierung. Geht gegen die vergrößerten Schäferereyen, das Häuten in jungem Holze und das deshalb gewöhnliche Bestechen der Förster. Auf Taf. III. sieht man die Schafe in den jungen Lohden haufen und der Schäfer macht dem Jäger mit ein Paar Sträußchen ein Präsent. 19) Sendfchreiben an die Bürger zu Staffarth. Sie sollen bey ihrem Holzmangel ein großes Ried mit Pappeln und Erlen besetzen. 20) Ehemalige Verkohlung in den Anhalt-Perenburgischen Wäldungen. Es wurde sonst Holz, das für 12 Rthl. per die Elle verkauft werden konnte, für 5 Rthl. verkohlt und den Gewerken überlassen, zum größten Nachtheil der Forstkasse. 21) Unrechte Behandlung von Birkenschlägen. Im Litzlinger Forste sollen sich 182 Schläge Birkenholz befinden, von welchen jährlich nur ein oder zwey Schläge genommen werden. 22) Paradoxon. Im Colbitzer Forste sind 75 Morgen mit dem besten Eichen- und Birkenwuchs ausgerottet worden, um Kiefern dahin zu saen. 23) Lößliche Einrichtung eines Fürsten bey dem Antritt seiner Regierung. Es sind in A. B. die Accidenzen der Förster abgeschafft worden. 24) Man gestatte nie Abfuhr einer Art aus den Holzschlägen bis solcher abgezahlt ist. Wegen Unterfchleifen der Förster und Holzhauer. 25) Man verkaufe nie die Holzschläge nach der Morgenzahl. 26) Das Herausfchlagen einzelner Stämme aus den Nadelholzschlägen. Der Vf. sagt, die richtigste und beste Behandlung sey unfreie die, daß man ganze Districte auf einmal abtreibe etc. Allein dies ist zu allgemein gesprochen, denn es paßt ja nicht auf die Weisstaune. 27) Preisfrage: Wie kann man den Jägern bey dem Holznutzen in den Schlägen das Schiessn und überhaupt die daraus entstehenden Befchwerden verbieten? Die Beantwortung soll in der Folge eingesendet werden. Der Vf. giebt einige Data dazu, besonders von Befchlechtsarten. 28) Forstkeuzstufs

aus Romanen. Ein Ausfall auf Hn. Forstath Cramer, den man, so wie er hier steht, nicht versteht. Hätte weghelien können. 29) Schreiben eines Reisenden. Ueber Saujagen, wo die Jagdgesellschaft Sturzharde haben muß. 30) Erklärung der Kupfertafeln. Wir haben mit Fleiß den Inhalt dieser Forsttrügen so weitläufig angegeben, damit der Leser, der nach der Ankündigung gewiß auf diese Schrift begierig seyn mußte, wisse, was er darin finde. Allerdings herrschen in der Forstbewirtschaftung noch so viel Schwindrian, Vorurtheile und unrechtes Verfahren, und es werden überhaupt alle die guten Vorschriften zur bessern Vervollkommnung und Benützung der Wälder, die in so vielen Forstbüchern enthalten sind, noch so wenig befolgt, daß die Idee gar nicht übel ist, diejenigen, die nicht hören wollen, durch die Geißel der Satyre und der Publicität zu wecken. Wenn sich unser Vf. daher in Zukunft immer darauf einschränkt, blos Irrthümer und Vorurtheile zu bestreiten, Schikane und Bestechungen zu verschücheln, sich nicht blos, wenn er namentlich tadelt, aufs Hörenlassen verläßt, Localität und andere Umstände jederzeit gehörig betrachtet, blos interessante und wichtige Gegenstände vorrätzig u. f. w.; so kann seine Schrift für das Forst- und Jagdpublicum, noch mehr aber für die Kammern, die so etwas nicht leicht erfahren, von großen Nutzen seyn. An der Darstellungsart, die unsern Vf. eigen ist, wird freylich der Leser manches aussetzen finden. Oft fehlt das Salz, und zuweilen sind die Speifen gar verfalzen.

P H I S I K.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Ueber die Bleyglaser unserer Töpferwaare und deren Verbesserung*, von Johann Friedrich Westrumb, Bergconunilliar, Senator u. Apotheker. *Erste Fortsetzung*. 1797. 256 S. 8. (11 gr.)

Ein Befehl der Landesregierung zu Hannover, daß die Versuche zur Erlangung einer tadelfreyen Glaser sowohl im Großen als Kleinen fortgesetzt werden sollten, bewogen den Vf. sowohl selbst als von andern Gelehrten und Künstlern vorgeschlagene Glaserungemeine einer genauen Prüfung zu unterwerfen, theils sie im Großen von den Töpfermeistern H. Rircke und W. Siegmann nacharbeiten zu lassen. Die Resultate dieser Arbeiten theilt der Vf. in gegenwärtiger Schrift dem Publicum mit. Der erste Abschnitt derselben enthält die Resultate seiner eignen Versuche, der zweyte die von den genannten Töpfermeistern seiner Anleitung gemäß angestellten Arbeiten. Er versuchte in mannichfaltigen Verhältnissen und bey verschiedenen Feuersgraden 1) Verbindungen aus Phosphorsaure und Kalkerde, Phosphorsaure und Thonerde, Phosphorsaure und Sand. 2) Verbindungen aus Knochenerde und Thonerde, denen er, da er diese Verbindung zu itrenkflüssig fand, Gyps, Flussspath, Schwerflath, Kalk, Thon, sowohl jede vor sich, als auch in verschiedenen Vermischungen zu-

setzte. 3) Verbindungen aus Gyps und Flussspath, so daß der Gyps in größern Mengen als der Flussspath angewendet wurde. 4) Verbindungen aus Sand, Pottasche und Kalkenfalz. 5) Die Glasuren, welche Hr. Prof. Fuchs vorgeschlagen, und deren vorzüglichster Bestandtheil Kiesel ist. 6) Verbindungen mehrerer Erdmenge, vorzüglich aus gebranntem Kalk und Bittererde. 7) Binnstein für sich; mit Flussspath, Gyps, Pottasche, verfezt. 8) Verbindungen aus gepulvertem Kiesel, Pottasche und Borax. 9) *Bayreuther* Knopfflein sowohl für sich, als mit Glas u. f. w. verfezt u. f. w. Das Resultat aller dieser Versuche, die auch im Großen wiederholt wurden, ist dieses: „daß ohne Zusatz von Bleyglatte oder „eines bleyhaltigen Stoffes sich bis jetzt noch keine „Glaser fertigen ließe, die alle Eigenschaften einer „guten Glaser, Allgemeinheit der Materialien, Wohltheilheit, leichte Verglasbarkeit, Glanz, Glatte und „Deckbarkeit bey Anwendung kleiner Quantitäten, „so in sich vereinige, wie man dies alles bey der „Glatterglaser, so wie überhaupt bey einer bleyflichen „Glaser findet,“ und zwar fand man diejenige Glaser am zutrüglichsten, welche aus Bleyglatte und geschlemmten getrocknetem Versatzlehm bestand. Alle übrigen Zusätze machten die Glaser zu itrenkflüssig, erforderten demnach einen zu starken Feuersgrad, waren zu kostspielig, oder die Materialien waren nicht an allen Orten in gehöriger Menge und Güte zu haben. Was das Verhältniß zwischen der Glatte und dem Versatzlehm (nicht Versatzleimen) betrifft; so fand man ein Glaserungemeine aus 3 Theilen Glatte und 3 Theilen geschlemmten und getrockneten Versatzlehm für die Gegend, in welcher die Versuche angestellt wurden, am anwendbarsten. In Gegenden wo der Lehm nicht so leichtflüssig ist (könnte man ihn übrigens nicht durch Zusätze leichtflüssiger machen?) würden 2; bis 2 Theile Lehm, gegen 5 Theile Glatte genommen werden müssen. Für solche Oerter, wo der leichtflüssige Lehm ganz fehlt, allein feiner reiner Sand zu haben ist, würde man 3, 2; bis 2 Theile Sand gegen 5 Theile Glatte nehmen können. Bey diesem Verhältniß ist das Bley so sehr unter die Thon- und Sandtheilchen verstezt, daß es der menschlichen Gesundheit nicht mehr nachtheilig seyn kann. Sonst gaben 32 Theile Glas, 16 Theile Borax und 3 Theile gereinigte Pottasche eine brauchbare Glaser, die nur wegen Anwendung des Borax kostspieliger war. Nahm man hingegen 32 Theile Sand, 15 Theile Pottasche, 2 Theile Borax und 8 Theile Bleyglatte; so erhielt man eine sehr gute Glaser, die noch besser ausfiel, wenn 32 Theile weißes oder grünes Glas, 8 Theile Borax, 3 Theile Pottasche und 12 Theile Glatte genommen wurden. Auch folgends im Kleinen angestellten Versuche lassen ein für die Kunst im Großen anwendbares Glaserungemeine ließen: 150 Theile krySTALLIRTES oder 75 Theile zerfallenes Glauberfalz, 8 Theile fein gepulverte Holzkohle, 16 Theile fein gemahlener Sand und 8 Theile Borax; oder 75 Theile zerfallenes Glauberfalz, 8 Theile Kohle, 16 Theile Sand, 4 Theile Borax, 6 Theile Bleyglatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montag, den 16. December 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

JENA, b. Stahl: *Neue Erklärung des höchst wichtigen Paulinischen Gegensatzes Buchstabe und Geist zur gründlichen Entscheidung der Frage: worin besteht das Wesen des Christenthums?* 1799. VI S. Vorrede. XXXIV S. Einleitung u. 314 S. Text. 8. (1 Rthlr.)

Der Inhalt dieser Schrift ist wichtig, und verdient eine genaue Beurtheilung. Der Vf. fangt seine Einleitung damit an: derjenige thue auf die Maxime, nichts für wahr zu halten, wobey man in Gefahr zu irren ist, Verzicht, und handele wider die Gewissenhaftigkeit, der eine gefeiebene Offenbarung anerkenne. Niemand könne sich von einer ihm selbst, noch viel weniger von einem andern wider fahrrn unmittelbaren Offenbarung überzeugen, als durch den falschen Schluss: alles für mich Unbegreifliche ist ein Wunder. Die negativen sowohl als positiven Beweise für die Wirklichkeit dieser oder jener dafür ausgegebenen unmittelbaren Offenbarung, als eines Wunders, seyn nicht leicht zu begründen; und die Erkenntniß der Pflicht gewinne durch den Glauben an Offenbarung so wenig an Klarheit, daß sie vielmehr vorausgesetzt werde. In der Schrift selbst erklärt er zuerst die drey Paulinischen Stellen Röm. II, 27 — 29. VII, 6. 2 Cor. III, 6 — 8 so, daß *γραφα* nicht nur das mosaische Gesetz, nicht nur überhaupt die schriftliche Religionsurkunde der Juden, die Beurkundung der jüdischen Religion durch eigentliche Schrift, sondern jede Urkunde einer Religion und jede beurkundete Religion bedeuten soll: *πνευμα* dagegen erklärt er durch Nichtschriftlich, d. i. nicht eigentlich beurkundete Religionsverfassung, Nichtbuchstabe, sondern, so wie überhaupt etwas Nichtsinnliches, eine geistig (durch den heil. Geist) d. i. uneigentlich beurkundete Religion; welches er durch viele Parallelen zu erweisen sucht. Darauf geht er weiter, zu zeigen: 1) daß es in dem Begriff einer schriftlich beurkundeten Religionsverfassung liege, daß der Inhalt eines Buchs für dieselbe allein als Wahrheit gelten müsse; daher die Vernunft, als Unterthan, nicht nothig habe, oder nur berechtigt sey, ihren Inhalt zu prüfen; ja daß eine Erklärung ihrer Lehren durch Accommodation gegen Vernunftwahrheiten, oder durch Unterscheidung des Wesentlichen vom Nichtwesentlichen, oder durch Einräumung, es sey da nur *ex concessis* für damalige Leser geschickten, gefährlich und ein strafbarer Abweg sey. Alles komme

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

auf den Buchstaben und die Autorität der Urkunde an, und von Rechts wegen verhängte man über diejenigen, die von der Einheit des Glaubens in dem geringfügigsten Punkte der dafür einmal erklärten richtigen Lehre abgehen, als über Abtrünnige, Keizer, Empörer und Majestätsschänder, Strafen und Scheiterhaufen. (Wie wunderbar treffen doch hier der orthodoxe Eiferer und der heterodoxe Befreier der heil. Schrift in einem Sinne zusammen!) Pflicht heiße dann aber auch nichts anders, als äußere Handlungsweise, die mit dem Ausprüche der Urkunde übereinstimmt, bloße Legalität. Sollte es eine solche Urkunde geben; so müßte sie im strengsten Sinn göttliche Offenbarung, und so, wie wir sie jetzt haben, von inspirirten aufgeschrieben seyn, die durch Wunderthun, durch jetzt noch vor unsern Augen erfüllte Weissagungen sich als von Gott Begünstigte erwiesen; die Urkunde müßte auch Lehren enthalten, die über, ja (wenigstens scheinbar) wider alle Vernunft wären. Dabey könne aber alle sogenannte Tugend, wenn man consequent verfare, niemals Moralität, sondern bloße Legalität, und die ganze Religionsverfassung nur Theokratie seyn. Da auch die Offenbarungsurkunde, als Schrift, verschiedener Auslegung fähig ist; so müßten zu allen Zeiten inspirirte Ausleger eine Erklärungsart durch Gesetze festsetzen, entweder ein Pabst, oder ein Glaubenssymbol. Der erste schien zweckmäßiger zu seyn, weil das letzte auch verschiedener Auslegung fähig ist, also wieder einen Pabst bedarf, der seinen Sinn unwidersprechlich bestimme, und dadurch Gottes Statthalter auf Erden wird, dessen Stellvertreter aber wieder eben so unselbstbar seyn müßten, woraus denn ein, politischen Staaten ähnlicher, Kirchenstaat, ein eigentlicher Gottesdienst, und eigentlich geheimnißvolle, wunderthätig wirkende Gnadennittel und Ceremonien von absolutem Werthe entstehen müßten. Eine solche Kirchenreligion könne aber nie unter den Menschen allgemein werden, weil ihre Urkunden und historischen Lehren nie allgemein bekannt und anerkannt seyn würden, oder die Allgemeinheit doch nur nominal und scheinbar, nie von unzertheilbarer Dauer wäre, weil auch die Perfectibilität wegfiele, indem unvermeidlich Schwärmercy oder Widerspruch entstehen würde, wenn die Vernunft Richterin ihres obersten Richters in Bestimmung seines Sinnes werden wollte. Das werde dann die denkende Menschheit endlich erkennen, und die schimpflichen Fesseln des alle wahre und reine Tugend tödtenden Buchstaben abwerfen. Eine solche schriftlich beurkundete Religionsverfassung, sagt er,

T t t t

war

war das Judenthum, wie Jesus und die Apostel das A. T. auch behandelt haben. — Nun folgt 2) der vermeyntliche Beweis, daß die christliche Religion in des Vfs. Sinne *verworfen* sey, und zwar erst in negativer Bedeutung, *keine schriftlich bezeugte Religionsverfassung*, und daß weder das alte noch das neue Testament von Christen als eine Urkunde anzusehen, folglich das N. T. nicht inspirirt sey, keine Offenbarung enthalte, weil sonst der Unterschied, den Paulus zwischen Judenthum und Christenthum bestimmt, aufgehoben und das letzte wieder in Judenthum verwandelt werde; weil Jesus selbst nichts über seinen Religionsunterricht aufgeschrieben, dies den Aposteln nicht geboten, ihnen dazu keine Inspiration verheissen habe; weil die Apostel dies auch nirgends von ihren Schriften behaupten, oder ihnen einen höhern Werth, als ihren mündlichen Vorträgen, beylegen, worin sie nur auf einzelne Veranlassungen manches nöthige, dagegen manches andere eben so nöthige nicht niederschraben haben, auch keinem ihrer angestellten Lehrer es zur Pflicht machten, eine solche Urkunde aufzusetzen, (2 Tim. I. 13. sey *übertrugene mündliche Muster der Lehre*;) weil die frühern Schriften der Apostel von den spätern nie als solche angeführt werden, und alle nur Gelegenheitschriften nach Localität und Temporalität sind, an deren Sammlung zu einem Canon sie nicht dachten; weil aus ihnen kein System der Moral aufgestellt werden kann; weil nicht alle Schriften der Apostel auf uns gekommen sind, und einige der vorhandenen nicht vernunft werden würden; (Philem. Jud. 2. 3 Joh.) weil nicht alle Bekehrungen Jesu in den Evangelien aufbehalten sind; (Joh. 21. 25) weil Jesus den Jünger zu ihrer weitem Aufklärung den Geist, der doch gewiß kein schriftlicher Lehrer seyn sollte, verheißt, auf den auch sie die Bekehrten verweisen; (denn wenn sie sich ja auf eine geschriebene Urkunde berufen, so sey das A. T. nicht als Urkunde des Christenthums, sondern als ein bey den Juden christen in Autorität stehendes Buch angeführt, daher Paulus vor den Athenern lieber eine Stelle aus einem griechischen Dichter citire. *Judas* gar eine rabbinische Grille;) weil Paulus 2 Tim. 3. mündliche Belehrung als die vornehmste Quelle der Religionskenntnis anseht; weil die christliche Religionslehre im N. T. mit solchen Eigenschaften erscheint, die der Natur einer durch Schrift bezeugten Lehre gerade entgegen stehen, Empfehlung eigenes Nachdenken, freyer Prüfung, inneres Licht (Matth. 6. 22.). u. i. Vernunft als Prüfende und als Probiertliche; weil Jesus Joh. 10. 30. von sich nicht als von einem Individuum, sondern Stellvertreter, Repräsentanten Gottes (1 Joh. 5. 29.), Ideal der Menschheit, personificirter Vernunft, nicht als Erfahrungsgegenstande (2 Cor. 5. 16.) spreche, und seine Wunder nur für diejenigen, die auf die Wahrheit selbst nicht hören, als Beweise des zweyten Ranges gebe; weil Jesus und die Apostel sich zur Maxime der Accommodation um der Schwachen willen bekennen (welches mit vielen Stellen belegt wird), aber im Gegenstz

bloßer Legalität des A. T. auf reine Gottseligkeit und Tugend, nicht auf Pflichten nach positiver Vorschrift dringen; das scheinbar Positive betreffe nur Hülfsmittel der Moralität; Taufe solle nur so lange gelten, als es erwachsene Profelyten gebe, als Lossagungs-ceremonie von aller positiven Religion, Abendmahl nur für seine unmittelbaren Schüler, aber kein Ausdruck lehre es als Gnadenmittel betrachten, sondern nur als Mittel zur Beförderung des *evangelii* 2 Joh. 1 Cor. 12. 13. als sinnliche Bezeichnung der christlichen Gesellschaft (wobey der Vf. sich wundert, daß nicht auch das Aufwaschen, Anhauchen, Oelbainen, der heilige Kufs u. s. w. zu allgemeingültigen Sacramenten aufgenommen sey;) weil Jesus sich wider alle Hierarchie des Christenthums erklärt, indem durch *den* Gott, Christus und Mensch in eins zusammen schmelzen, und das Christenthum unveränderliche Weltreligion seyn solle.

Den positiven Begriff einer nicht durch Schrift, sondern Geist bezeugten Religionsverfassung, setzt er in folgendem: in ihr gelte weder schriftliche noch mündliche, weder menschliche noch in gewöhnlichem Sinne göttliche Autorität, sondern ihr unvermeidlicher Charakter sey reine Vernunftwahrheit, Perfectibilität, Freyheit des menschlichen Verstandes ohne Wunderglauben — ihr Fundament der Satz: *es giebt ein Sittengesetz*, und eine diesem in der Idee gemasse Moralität; der Satz: *es gebe kein Sittengesetz*, wofem es keinen Gott giebt, sey nur in sofern wahr, in sofern Gott und das Ideal der Sittlichkeit *einerley* bedeutet; auf Religion lasse sich nur eine Moral bauen, die keine Moral ist; das Sittengesetz gebiete unbedingt gegen jeden Mamenten gerecht, gegen sich selbst und jeden andern gültig zu seyn, das letzte setze den Glauben an das Gelingen der Vervollkommenung durch Rechnen voraus, welcher Glaube nur in einer bloß intelligibeln idealischen Welt denkbar sey, deren Oberhaupt und Unterthanen als vernünftige Wesen ewig und unsterblich gedacht werden müssen; wer so handelt, als ob es eine solche idealische Welt gebe, der habe durch die praktische Vernunft und durch reinen Willen Religion; *diese praktische Vernunft sey die göttliche Urkunde ohne Buchstaben gleich einer Stimme Gottes, sey personificirt gedacht, die Gottheit selbst in uns, Geist Gottes, Wort Gottes.* Weil *gottes* kein Nomen proprium, sondern nur ein Titel ist, so müßte man darunter auch nur ein idealisches Wesen, die personificirte Menschheit verstehen; in diesem unsichtbaren Reiche Gottes gebe es einen nur idealischen Vizekönig der Gottheit, obgleich, da es um der Schwachen willen das Außere und Sinnliche nicht ganz entbehren könne (denn wie ohne Ideal keine Moral, so finde ohne Verlinlichung und Personification der Ideen schwerliche Religion, statt) öftentliche Anstalten und Ceremonien, nur keine Gnadenmittel, seyn müssen. (Man kennt die Schule, aus der diese Sprache ist!) Liebey hat der Vf. mit vielem Fleiße alle *bisher* gehörigen Schriftstellen gesammelt, und mit Sprachkenntnis, meistens richtig, doch manche nach *seiner*

ner Hypothese erklärt? wüßte die Sprachgelehrten, die aus keinem vorausgesetzten philosophischen System, sondern aus des biblischen Schriftstellers System, Sprachgebrauch, Zweck und Zusammenhange interpretiren, nicht zufrieden seyn werden, als Joh. V. 27. X. 8. XIV. 9. 10. 1 Cor. VI. 2. 3. Jac. IV. 12. Matth. XVI. 17. Gal. I. 12. 16. 1 Joh. V. 6. (kategorischer Imperativ!) Der offer vorkommende Ausdruck Christi: „dein Glaube hat dir geholfen“ soll ein Bekenntniß Christi seyn, daß das Kranken Imagination durch abergläubiges Zutrauen in Thätigkeit gesetzt worden, welches wenigstens Luc. 17. 19. der Sinn nicht seyn kann, da die übrigen neun Ausätzigen eben das Zutrauen gehabt hatten und gesund worden waren. So sollen die Apostel aus Vorurtheil einer positiven Religionsverfassung und aus Aberglauben ihr Leben aufgeopfert haben (!) S. 285 f. meynt er, wenn das Christenthum bloß mündlich fortgepflanzt wäre; so würde der Geist in den Gemüthern der Menschen (allenfalls Christen genannt??) sich ferner lebendig und kräftig bewiesen, und die ekelhaften Flecken (des N. T.??) würden nicht viele davon abgescrheckt haben, das Volk würde in Religionsdingen sich selbst leiten können (?) wenn auch der Name Jesus in Vergessenheit käme (??); doch sollen nun alle Katholiken und (dem Namen nach) Protestanten sich aus moralischer Klugheit der hergebrachten Ordnung unterwerfen, und wenn sie neben und mit Hülfe der heiligen Urkunde des N. T. Tugend und wahre Religiosität nicht befördern könnten (?) dahin arbeiten, daß sie durch sie nur nicht behindert werde (!) Jesus habe seinen Zweck, die Menschen von allem Positiven in der Religion und von jeder Urkunde zu befreien, nicht erreicht, daher wir überall kein Christenthum in der Christenheit haben, außer in einigen Staaten, wo ein solches (so viel dabey auf den Staat ankommt) öffentlich gilt, und die Zeit möge lehren, ob die Religion dabey gedeihen oder verfallen werde (das hat sie leider schon gelehrt). An dem Rückfall des Lutherthums ins Pabstthum sey schull, daß man damals nicht gleich die Urkunde des N. T. ganz abgeschafft habe (!) deren Anerkennung zur Schwärmerie führe, und durch diese Abhandlung glaubt der Vf. für Gott geehrt und zur Beförderung der Ehre Jesu und seiner Apostel gearbeitet zu haben, welches aus den daraus gezogenen Schlußfolgen erhellen soll!! Alles beruht auf dem Paulo untergeschobenen Sinne der Worte *κατα* und *κατα*. Nach dem Zusammenhange und Zweck der angeführten drey Schriftstellen heißt *κατα* nichts mehr und nichts weniger, als das jüdische Zwangsgesetz, das, mehr negativ als positiv, Gotzendienst, Zauberey, Mord, Ehebruch, Diebstahl unter Strafdrohung verbietet, und vielerley unsere gottesdienstliche und Civilhandlungen unter gleichen Drohungen (*κατα*) verschreibt. Von diesem in Steine gegrabenen Aut oder Gesetz ist nur die Rede, und Bezeichnung im Buchstaben heißt die durch diese gesetzlich verordnete Ceremonie gegebene Verpflichtung zum Juden-

thum, wobey auf keine innere Gesinnungen Rücksicht genommen wurde, daher auch nicht einmal die mosaïsche Vorstellungsart von Gott, Einheit, Unfsichtbarkeit, neu gelehrt, nur die genauere Beziehung als Volksgott, Bundesgott, und Liebe von ganzem Herzen, d. i. treue Anhänglichkeit im Gegensatz jeder Abgotterey, dem Volke eingebracht wurde. Es fiel Paulo gar nicht ein, hier an eine schriftliche Urkunde irgend einer andern Religion zu denken, oder schriftlich und gar mündliche Belehrung zu belreiten, die ja eben in Abticht des Christenthums in diesen seinen Briefen enthalten war, von denen er fodert, daß sie auch andern Gemeinen zum Lesen und zur Belehrung mitgetheilt werden sollten Coloff. IV. 16, und die sich auf seine mündliche Christenthumslehre bezogen. In sofern nun in seinen Briefen der theoretische und praktische Inhalt der christlichen Lehre vorgetragen, wiederholt, genauer erklärt, gegen Misdeutungen und Verfälschungen verwahrt wurde, sollten sie allerdings so, wie die Berichte der Evangelisten von Jesu merkwürdigsten Reden, Tugenden, Thaten und Schicksalen in den christlichen Gemeinen als *Documente* und *Urkunden* des Christenthums gelten. Joh. XX. 31. c. XXI. 24. 25. 1 Joh. I. 1—3. II. 12. f. d. i. als das einzige sichere Mittel, es unverfälscht auf die Nachkommen zu bringen, welche mündliche und schriftliche Belehrungen (die nachher unter dem Titel N. T. gesammelt sind) Paulus ausdrücklich dem mosaïschen *κατα* entgegensetzt. Waren diese nun auch ein todtes *κατα*? so müßte er es nicht geschrieben, nicht einmal mündlich gelehrt, sondern sie ihrer hinreichenden allein seligmachenden praktischen Vernunft überlassen haben, die Juden und Heiden schon hatten. Röm. VIII. 10. 14. 15. 17. es bedurfte keiner Bekehrung der Nichtchristen zur praktischen Vernunft, und es war der Mühe nicht werth, daß der Vf. den Inhalt der Lehren Pauli exegetisch untersuchte, wodurch er sie als eine schriftliche Urkunde des Christenthums wieder selbst anerkennt. *Tinlal, Collins, Voltaire* erklären sich kürzer, mit weniger Mühe. Dabey ist nun freylich von Inspiration und unmittelbarer Offenbarung an die Schreiber in dem kirchlich dogmatischen Sinne gar nicht die Rede, die die Apostel nie von sich behauptet haben, und die in viel spätern Jahrhunderten erst erfunden ist. Sie verlangen nicht für mehr, als für ehrliche Uebersetzer dessen was sie gesehen, von Jesu gehört und gelernt haben, zu gelten. Eben deshalb sind ihre Schriften um so viel glaubwürdigere Urkunden, eben so wie Xenophon und Platon Sokrates Lehren, Lehrart und Schicksalen, wie Tacitus, Livius u. s. w., denen wohl niemand die historische Autorität abspriecht, weil sie nicht inspirirt waren. Mehr begehren wir von N. T. nicht, wie der Vf. aus den exegetischen Werken der letzten 30 Jahre wohl wissen muß, und es wäre schwer zu begreifen, wer der eingebilddete Riese ist, gegen den er losgeht, wenn er nicht seinen größern Platz nachher enteclt hätte. Paulus bauet sein ganzes moralisches Christenthum auf diese schriftliche Autorität.

tät, so wie Jesus sein Ansehen und seine Vollmacht darauf baute: „der Sohn kann nichts von ihm selber thun, redet nichts von ihm selbst, sondern wie ihm der Vater ein Gebot gegeben hat;“ und so ist die schriftlich überlieferte Lehre Jesu die Basis und Norm zur Bildung und zu Früchten des Geistes, wovon wir ohne diese urkundlichen authentischen Nachrichten nichts wissen würden, worin uns freylich nicht äußerem Ceremonienwesen als Religion vorgeschrieben, vielmehr davon wegweisen wird, aber doch auch nicht bloß unthätige Gessinnung, sondern moralisch gute Kräfteanwendung, wozu das N. T. unser Gewissen verpflichtet. Daher des Vfs. Urtheile über *Werke*, die das Christenthum nicht verlange, eben so unbestimmt sind, wie sie zur Zeit der Reformation oft waren. Es fodert nicht bloße Legalität, aber doch eine freywillige, gewissenhafte moralische Handlungsweise nach dem als verbindlich erkannten moralischen Gesetze Gottes. Es folgt auch gar nicht, und ist ein an sich falscher Satz, daß das Gewissen selbst als Gesetzgeber uns lehre, was recht ist, indem es ja nur unsere eigene bewurtheilende Vernunft über die Gemäßheit oder Ungemäßheit unsers Sinnes und Thuns mit einem anerkannten verpflichtenden Gesetze, und unser danach sich richtendes Gefühl der Selbstbilligung oder Selbstunbilligung ist.

(Der Beschlufs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEITZIO, b. Heinſius: *Der aufrichtige chriſtliche Kirchenlehrer*. Ein gar nützliches Buch für den gemeinen Bürger und Bauersmann, verfertigt von G. B. Effenſchmidt, Katecheten in Gera. 1797. 174 S. 8. (6 gr.)

So hängt der Vf selbst sein Schildein aus, und verspricht von der Lesung des Büchleins viel geistlichen und leiblichen Segen. Es soll eigentlich eine liturgische Arbeit seyn. Die Idee der historischen Einkleidung, die er dazu gewählt hat, ist ganz gut. Er läßt einen Candidaten Prediger werden, und ihn bey seiner Gemeinde nach und nach manche kirchliche Verbesserungen, z. B. mit Abschaffung der Nothtaufe und Kirchenbuse, Einführung der Confirmation u. s. w. vermittelt eines fasslichen Unterrichts über das Sinnliche der öffentlichen Gottesverehrung und durch Einverständnis mit seinem aufgeklärten und gutenkenden Gerichtsherrn vornehmen. Die Belohnungen, welche, wie der Titel besagt, für die niedrigere Volksclasse bestimmt sind, enthalten allerdings viel Gutes und Zweckmäßiges, und der Verleger hat dafür gesorgt, daß sie derselben zu einem sehr wohlfeilen Preise zu Händen kommen können.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. Berlin, b. Hartmann: *Kurze für den Landmann im einzelnen und für den Staat im ganzen sehr nützliche Anleitung, ländliche Gebäude mit geringe (n) und den Vermögensumständen ihrer Bewohner angemessene (n) Kosten für (vor) Giebelhäusern sicher zu stellen*. Von Franz Carl Achard, Director der physikalischen Classe der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften u. s. w. 1798. 78 S. 8. (5 gr.) Nachdem der Vf. mehrere Vorurtheile zu bekämpfen gesucht hat, welche der Errichtung von Blitzableitern im Wege stehen, lehrt er die Verfertigung derselben, und fügt eine Kostenberechnung hinzu, um alle Einwürfe, die von der zu großen Kostspieligkeit dieser Anlagen hergenommen werden könnten, zu widerlegen. Er hält einen Ableiter für ein Gebäude, das sechzig Fuß in der Länge hat, für hinreichend, um es gegen den Blitzstrahl zu schützen, und giebt überhaupt die Regel, man soll die Länge des Hauses mit 6 dividiren, so viel mal 60 in der Länge des Gebäudes enthalten ist, so viele Ableiter soll dem Gebäude geben. Läßt die Division einen Bruch, so soll man ihn, wenn er ein Zehnthel oder weniger beträgt, außer Acht lassen, übertreift er hingegen ein Zehnthel, so soll er für eine ganze Einheit genommen, und den Einheiten des Quotienten zugezählt werden. Der Unterricht zerfällt in zwey Theile, nämlich in Vorschriften, wie die Blitzableiter an Gebäuden, welche mit Stroh gedeckt sind, und in Vorschriften, wie sie an mit Ziegeldächern versehenen Wohnungen und Wirtschaftsgebäuden anzubringen sind. Da bey einer Einleitung des Blitzes der Ableiter bis zum Giebel erhöht werden, ja an einigen Stellen eine wirkliche Schmelzung erleiden kann, wodurch, da bey dem Feuern letzteres mit dem Herumsprühen brennender Theile vergesellschaftet ist, leicht eine Entzündung des Strohes erfolgt; so erodern Ablei-

ter für mit Stroh gedeckte Häuser, ein besonderes Gerüste, das mit einer Rinne versehen ist, in welcher der Ableiter, so weit das Strohdach reicht, sorgfältig wird. Ziegeldächer machen diese Vorsicht unnöthig. Zum Ableiter wählt der Vf. einen eisernen Stab von einem halben Zoll Breite und einem Viertel Zoll Dicke, welcher vier bis fünf Fuß über die höchsten Punkte des Gebäudes hervorragen muß. Dafs der Ableiter tief in die Erde hineingeführt werde, hält der Vf. für unnöthig, indem, sobald der Blitz durch den Ableiter bis zur Oberfläche der Erde geleitet worden ist, er sich nach allen Richtungen vertheilt, ohne ferner gewaltsame Wirkungen zu äußern. Ein Blitzableiter, welchen man mitten auf der Dachfläche eines 25 Fuß hohen und 30 Fuß breiten Gebäudes, dessen senkrecht stehende Seitenwand 10 Fuß Höhe hat, errichtete, würde bey einem mit Stroh gedeckten Hause, wenn alle Materialien gekauft werden müßten, mit Arbeitslohn 1 Reichsthaler 6 Groschen, bey einem mit einem Ziegeldache versehenen Gebäude, unter denselben Umständen 2 Reichsthaler 25 Groschen kosten. Wird der Ableiter an der Giebelwand anbracht; so würde er bey einem mit Stroh gedecktem Hause 2 Rthlr. 10 Groschen, bey einem mit Ziegeln gedecktem Gebäude, 2 Rthlr. 5 Groschen zu stehen kommen. Der Kostenbetrag würde geringer ausfallen, wenn, um ein so gemeinnütziges Unternehmen zu unterstützen, die Gutsbesitzer und Regierungen, das nöthige Holz frey hergäben. Die Beförderung dieser Anlagen ist um so mehr zu wünschen, da sich aus einer beigefügten Tabelle ergibt, daß bloß in der Kurmark, mit Ausschuß von Berlin, die durch Gewitterfeuer entstandene Feuersbrünste im Jahr 1797 einen Schaden von 9143 Reichsthalern verursacht haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. December 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

JENA, b. Stahl: *Neue Erklärung des höchst wichtigen Paulinischen Gegenstandes Buchstabe und Geist zur gründlichen Entscheidung der Frage: worin besteht das Wesen des Christenthums?* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ueber das, was moralisch recht und unrecht ist, giebt das neue Testament ausdrückliche, mit der Vernunft übereinstimmige Belehrung genug, wenn es gleich kein Moralsystem ist. Anstatt also, daß das N. T. wie der Vf. meynet, zur Schwärmerey führt, bewahrt es davor, und des Vfs. Vernunftprincip, das er Geist nennt, setzt nur ein mythisches Gefühl an die Stelle eines das Gewissen verpflichtenden Gesetzes. Hätte der Vf. gesagt: „Christus hat die mosaischen und rabbinischen Gesetze so erklärt, bestimmt und erweitert, daß aus dem Buchstaben ein moralischer Sinn, eine Herzensreinigkeit, Geist, wurde, Paulus hat in seinem Sendschreiben zur Gewinnung der Judenchristen und zur Beylegung der aus Anhänglichkeit derselben am Judenthum entstandenen Streitigkeiten, Vergleichen und Anspielungen gemacht, die uns und das Wesentliche des Christenthums nicht angehen;“ und hätte er diese bloß für jene Judenchristen geschriebenen Stellen, — diesen jenen Zeitumständen und Bedürfnissen angeeigneten Schematismus und die vernünftlichen Gleichnißausdrücke, die Bildersprache für aus „Buchstabe“ genannt; so wäre nichts dagegen einzuwenden: aber er nennt die ganze schriftliche Nachricht von Jesu Lehren und Leben, die ganze Belehrung der Apostel über das wesentliche Praktische der christlichen Religion einen tödenden, unwürthen, schädlichen, in Vergeßtheit zu stellenden Buchstaben. — Geist, dem Buchstaben entgegengesetzt, heist im Sprachgebrauche Pauli: Sinn für das Wahre und moralisch Gute, innerer Trieb und Geisteskraft, zwanglos recht zu thun, getroster froher Sinn aus Glauben an den durch Jesu Lehre erkannten Gott der Liebe, wovon diese Erkenntniß Gottes und der moralischen christlichen Anweisung immer als der Grund angegeben wird, die Jesus und die Apostel zu predigen und zu befestigen sich angelegen seyn lassen. Daß von keiner äußern Religionsverfassung, sondern von einer herrschenden Gemüthsstimmung, durch diese höhere religiös-moralische Cultur die Rede; aber Jesus und Paulus find weit entfernt, eine von diesem Religionsunterricht unabhängige praktische Vernunft als eine

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

hinlängliche Gesetzgeberin und Führerin Geist zu nennen, und an die Stelle der Lehre Jesu zu setzen, daß sie vielmehr sonst durch alle ihre Belehrungen etwas sehr Nützliches gethan hätten und mit sich selbst im Widerspruche gewesen wären. Da wir nun diesen Inhalt derselben nach siebzehn Jahrhunderten noch, wenigstens mit gleicher Gewisheit schriftlich haben, wie wir wissen, was Sokrates, Aristoteles u. s. w. gelehrt haben, sollten diese historisch glaubwürdigen Documente uns nicht werth und wichtig seyn? Praktische angeborene Vernunft eines jeden ist, wie die angeborene Mathematik, doch nichts weiter, als Vernunftfähigkeit, etwas zu lernen, zu begreifen und zu beurtheilen: aber wie man erst lernen muß, was ein rechter Winkel, ein Zirkel u. s. w. ist; so bedarf die Vernunftfähigkeit durchaus erst Belehrung und Ausbildung über die objectiv Materie, oder das materielle Object der Erkenntniß, und da zeigt die Erfahrung, daß moralische Belehrung mit irgend einer Autorität über *Thatsachen* und *Nicht-thatsachen* anfangen muß, wenn der Mensch nicht vor den Jahren der Vernunftreise bis zu tiefer unverbesserlicher moralischen Verderbniß herabsinken soll; also erst *Legalität* auf Autorität eines positiven Gesetzes außer dem Menschen, es sey des Vaters oder der Obrigkeit, Christi oder Muhameds. Wollte man die abschaffen und jedes Menschen eigene praktische Vernunft an die Stelle setzen, wollte man für den Erwachten anstatt der Documente christlicher Tugendlehre und ihrer Bewegungsgründe, die mit der Geschichte Jesu, die die Dozinen vernünftigt und das Sittengesetz lebendig macht, so genau verwebt sind, ein *Ideal* der vollkommensten Menschheit unter dem (billig zu vergebenden!) Namen *Christus*, ein *Ideal* der Sittlichkeit ohne objectiv obgleich überflüssige Existenz, als bloß intelligible Speculation unter dem Namen *Gott*, und den Satz: „es giebt eine praktische Vernunft, ein Sittengesetz,“ und eine diesem in der Idee gemäße Moralität, als ein hinlängliches Princip der Religion und Tugend“ setzen; so würde ohne Zweifel unter den Menschen die äußerste Immoralität der Erfolg seyn, die man schon in Frankreich und zum Theil in Deutschland häufig sieht. Es zeigt großen Mangel an Kenntniß der Menschen, wie sie *wirklich* sind, an, wenn man allen Menschen die Fähigkeit, solche transcendente, speculative Ideen zu begreifen, und solchen Idealen die Kraft zutrauet, ihren Willen zur Moralität zu verpflichten, zu reizen und zu bestimmen. — Beym römischen Recht und bey allen Civilgesetzen liegt das Naturrecht zum Grunde; was giebt ihnen

Uuuu

aber ihre Sanction? Liefse man es auf einen jeden praktische Vernunft ankommen, sich selbst Gesetzgeber und Gefeß zu seyn; so hätten die Räuber, Mörder und Verführer mit ihrer Vernunft eben das Recht, als die Obrigkeit, die dann sehr mit Unrecht Strafen der Verbrechen verfügte. So bedarf jedes Gesetz, wenn es von allen beobachtet werden soll, einer Sanction und Autorität, und ohne die Sanction „es ist Gottes Wille, denn Jesus ist von Gott bevollmächtigt“ würden moralische Maximen bey den Wenigsten kräftig seyn. — Ist die schriftliche Belehrung des N. T. und sogar die mündliche moralische Belehrung überflüssig, soll man die Bibel bey Seite schaffen und Christi Lehre vergessen; so muß auch gar kein Buch mehr geschrieben und geduldet werden, worin Vernunftreligion und Moral wissenschaftlich oder populär gelehrt wird (wie doch jetzt in tausenderley Formen und aus so verschiedenen Principien geschieht), auch mündlicher Unterricht und moralische Bildung anderer wären nütz, damit ein jeder für sich, was ihm beliebt, dächte — oder nichts dächte. Kurz, die Frage, „worin das Wesentliche des Christenthums bestehe“ möchte durch diese Schrift schwerlich entschieden werden, ungeachtet der Vf. sich folgende glückliche Ereignisse von seiner Hypothese verspricht: 1) daß der Widerstreit der Vernunft und Offenbarung dadurch werde gehoben werden — von dem diejenigen, die den Inhalt des N. T. recht verstehen, nichts wissen. 2) Die Bibelauslegung werde gewinnen (die doch, nach seinem Urtheil von ihrem Unwerth, ganz überflüssig ist) wenn ihr Sinn nicht mehr durch einen Pabst oder durch symbolische Bücher bestimmt werde (von welcher Bestimmung wir auch gewiß nicht abhangen) sondern wenn die hermeneutisch mit jedem andern Buche in eine Classe trete — welches längst geschehen ist, ohne des Vfs. Hypothese vom Buchstaben und Geist. 3) Alle christliche Religionspartheyen würden dadurch vereinigt und die Nichtchristen bekehrt werden. — Vereinigung der Religionspartheyen ist so unmöglich, als die Vereinigung aller philosophischen Partheyen und Köpfe, und wäre die Vernichtung aller subjectiven Religion. Nur pöblicher Zwang vereinigt zu äußern übereinstimmigen gottesdienstlichen Ceremonien da, wo noch Finsterniß herrscht. Was die Neufrauden durch erzwungene Abschaffung aller christlichen Religionsübungen ausgerichtet — und für die praktische Vernunft und Moralität gewonnen haben, ist bekannt; und Bekehrung der Nichtchristen? wozu denn? zum Nichtchristenthum, wenn wir nicht mehr wissen sollen was Christus gelehrt hat? etwa zu dem idealischen Gott, der in eines jeden Gehirne wohnt? — 4) Der Vortrag der christlichen (?) Moral und Dogmatik würde dadurch erit eine systematische Gestalt erhalten — oder vielmehr nach abgeschaffter historischer Erkenntnißquelle bey allein ategorischen Imperativ und bey noch so oft wiederholter Sublimation der reinen Vernunftprincipien, so viele Gestalten, als Köpfe und philosophische Secten. 5) Die Christenheit würde

aus dem unnatürlichen Zustande des Drucks herausgehen — welches Drucks? etwa das in jeder seine Meynung für die beste, einzig wahre halt? man sollte fast glauben, der Vf. wäre mit den Streitigkeiten und der Ketzergeschichte der neuesten, wie der ältern, Philosophen unbekant. Gibt es da keine Partheymacherey? keine Profelytenmacherey? beschuldigt man da nicht einander der Verstandeschwache oder gar eines bösen Herzens, wo doch von keiner inspirirten Urkunde und von keiner gesetzlichen Autorität die Rede ist? Ist das kein unnatürlicher Zustand des Drucks? und wenn es dem Vf. gelingen könnte, alle Menschen dahin zu vereinigen, daß sie Gott nur als eine bloße Vernunftidee ohne reale übersinnliche objective Existenz und ohne reales Verhältniß zur moralischen Welt, Christum nur als ein Ideal der vollkommenen Menschheit, und ihre eigene praktische Vernunft als die Gottheit selbst verehrten, würde daraus wohl je eine wirkliche Religionsverfassung, die die Menschen moralisch gut mache, entstehen? — 6) Dem Christenthum würde dadurch Allgemeinheit der Verbreitung und ewige Dauer verschafft werden — dem Christenthum?? — und das nennt der Vf. S. 312. Eifer für Gott und für die Ehre Jesu und seiner Apostel!!!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) TÜBINGEN, b. Fues: Ueber das Princip der französischen Brandsatzungsrepartition, im Aug. 1796. 1 B. 8. (v. Prof. Majer zu Tübingen.)
- 2) STUTTGART, b. Löflund: Gedanken über das Princip der französischen Brandsatzungsrepartition, am 1. Sept. 1796. 1 B. 8. (von RRoth Dantz zu Stuttgart.)
- 3) STUTTGART, b. Metzler: Materialien zur Erörterung der Frage: wie kann die französische Contribution umgelegt werden? 1796. 1 B. 8. (von Kammerath Kopf zu Stuttgart.)
- 4) TÜBINGEN, b. Schramm: Vorschlag, wie der durch den bisherigen Krieg verursachte Land Schaden in Württemberg am leichtesten und wenigsten drückend getilgt werden könnte? von Schättereiverwalter Steb. 1796. 1 B. 8.
- 5) STUTTGART, b. Metzler: Von der Vertheilung des Beytrags zu der französischen Kriegskontribution im Herzogthum Württemberg. 1796. 1 B. 8. (v. OAmmann Spittler zu Beilstein im Würtb.)
- 6) STUTTGART, b. Löflund: Ueber die Umlegung feindlicher Kriegsschatzung, Entschädigung der Geplünderten, und derer, die durch Heereszüge an Häusern und Gütern Schaden gelitten haben, auch über die Anlage geschädigter Güter. 1796. 2 B. 8. (v. Advocat Zeller zu Stuttgart.)
- 7) STUTTGART, b. Metzler: Zufällige Bemerkungen über die französische Brandsatzungsrepartition. 1796. 1 B. 8.

8) STUTTGART

- 8) STUTTGART, b. Steinkopf: *Auch ein Wort über die Repartition der an Frankreich zu entrichtenden Kriegscontribution*, im Sept. 1796. 1 B. 8. (v. D. Buns zu Ludwigsburg.)
- 9) STUTTGART, b. Erhard: *Noch ein Beytrag zur Erörterung der Frage: Wie kann die französische Brandschatzung umgelegt werden?* 1 B. 8. (v. Adv. Moser zu Stuttgart.)
- 10) Tübingen, b. Heerbrandt: *Reflexionen über die Art der Entrichtung der von Württemberg an die Franzosen zu bezahlenden Contribution*. 1796. 2 B. 8. (v. D. Plouquet, Prof. der Arzneyk. zu Tübingen.)
- 11) STUTTGART, b. Erhard: *Staatswirthschaftliche Betrachtungen über die Bezahlung feindlicher Contributionen*. Von einem Württemberger in Rücksicht auf sein Vaterland. 1tes Stück. 1 B. 2tes Stück. 1 B. 3tes St. 1 B. 4tes St. 1 B. 5tes St. 1 B. 6tes St. 1 B. 8. 1796. (v. Kammerath-Treffz zu Stuttgart.)
- 12) STUTTGART, b. Metzler: *Der patriotische Württemberger von Umlage der französischen Kriegsteuer*. Billig und willig. 1796. 2 B. 8. (von Kammerath Heckerlin zu Stuttgart.)
- 13) Tübingen, b. Schramm: *Ueber die Bezeichnung der Befoldungen und Pensionen zu der französischen Kriegscontribution*, den 12. Sept. 1790. 1 B. 8. (v. Paltor Camerer zu Pfellingen im Wirt.)
- 14) Tübingen, b. Fues: *Vertheilungsprincipien von Brandschatzungen und Kriegsschäden*, aus 20 Flugchriften vorgelegt und geprüft von D. Joh. Chr. Mayer, Rechtsausf. W. Justizrath und Professor in Tübingen. 1796. 200 S. 8.
- 15) Tübingen, in d. Cottaischen Buchh.: *Was ist bey Vertheilung der französischen Brandschatzung und anderer Kriegsschäden dem Rechten und der Klugheit gemäß?* 1796. 3 B. 8. (v. D. G. Gmelin, Prof. der Rechte zu Tübingen.)
- 16) STUTTGART, in d. Erhardsch. Buchh.: *Deduction des Bestenrechts der deutschen Fürsten, und Beantwortung der Frage: Wann? wie? und auf welche Glieder der einzelnen deutschen Staaten hat die denselben von der französischen Nation anselegte Contributionen rechtmäßig umzuliegen?* Nebst einem Anhang über einige wichtige staatswirthschaftliche Gegenstände. 1796. 3 B. 8. (v. Adv. Dingenz zu Stuttgart.)
- 17) Tübingen, b. Heerbrandt: *Zusätze und Prüfung eines der wichtigsten Vorschläge: über die Art der Entrichtung der französischen Contribution*, nach Grundsatzen des Rechts und der Politik. 1796. 1 B. 8.
- 18) Tübingen, b. Schramm: *Entstellung und Anwendung der französischen Brandschatzungsreparationsgrundsätze*, im September 1790. 2 B. 8. (v. Oberamtman Kraft zu Herrenberg im Wirt.)
- 19) STUTTGART, b. Metzler: *Paron eines Landleyverwandten über die Contributionsschuld*. 1796. 62 S. 8. (v. Kirchenraths-Expeditionsrath Weiser zu Stuttgart.)
- 20) STUTTGART, b. Metzler: *An meine Mitbürger über die Repartition der französischen Contribution*. 1796. 1 B. 8.
- 21) STUTTGART, b. Löflund: *Entwicklung der Grundsätze, nach welchen ein dem Geist der Zeit und rechtlichen Principien angemessener Steuerfuß in Bezug auf die württemberg. Kriegscontribution zu entwerfen wäre*; nebst Abh. der hies. bisher gehörigen Gegenstände. Von L. M. 1796. 2 B. 8.
- 22) STUTTGART, b. Löflund: *Unvorgreiffliche Gedanken eines patriotischen Württembergers*: 1) Was der an Frankreich zu entrichtenden Contribution zu unterwerfen? 2) Wie und nach welchem Verhältnisse solche zu repartiren seyn möchte? 3) Wie viel es einen jeden nach einer selbst anstellen könnenden Berechnung seines Vermögens hiervon ungefähr betreffen könnte. 4) wann solche zum Einzug gebracht werden möchte? nach kameralistischen Grundsätzen und Berechnungen. 1796. 87 S. 8. (v. Kammerath-Müller zu Stuttgart.)
- 23) Ohne Druckort: *Stimme eines Württembergers über des Princip der französischen Brandschatzungsrepartition*. 1796. 2 B. 8.
- 24) Tübingen, b. Schramm: *Gedanken über die Repartitur der französischen Brandschatzung in Württemberg*, von Amtsprüger Fischer zu Altensteig. 2 B. 8.
- 25) Ohne Druckort: *Untersuchungen und Vorschläge über die Umlage der französischen Contribution in Wirt.* Von dem Vf. der Gedanken über die Wahl der Abgeordneten zum Wirt. Landtage. 3 B. 8. (v. Rep. Marklin zu Tübingen.)
- 26) Ohne Druckort: *Bemerkungen über die Umlage der französischen Contribution in Wirt.* 1796. 3 B. 8.
- 27) Ohne Druckort: *Versuch einer allgem. Uebersicht über Umlage der französischen Contribution in Wirt.* 1796. 1 B. 8.
- 28) STUTTGART, b. Löflund: *Etwas für und wider die außerordentliche Besteuerung der piumm Corporation unserer Wirtemb. Communen*. 2 B. 8.
- 29) Tübingen, b. Schramm: *Historische Uebersicht von allen dem H. Württemberg zu Ende des vorigen, und zu Anfang dieses Jahrhunderts von Frankr. angelegten Contributionen*, von den wegen derselben eingeschriebenen außerordentlichen Steuern und von damaligen außerordentlichen Kreis- und andern Umlagen überhaupt. mit Beylag. 1797. 216 S. 8. (v. Adv. Knapp zu Tübingen.)
- 30) FRANKFURT u. Leipzig: *Journal der neuern Staatsangelegenheiten Württembergs*, 1. Heft. Abh. der sammtlichen Meinungen, welche über die durch die französischen Kriegsschere in Württemberg verursachte Kriegsschäden in Druck erschienen sind. 1797. 104 S. 8.
- 31) Ohne Druckort: *Einzig mögliche Art, die französische Brandschatzung mit Gedankensam zu*

Zufriedenheit ohne Kosten und auf dem kürzesten Wege bezutreiben, den Wirt. Landständen gewidmet. 1797. 2 B. 8.

- 32) STUTTGART, b. Metzler: *Theoretische und praktische Abh. über die Art, wie die franz. Kriegscontribution umgelegt, und über die Mittel, wie einige Zweige der Staatswirthschaft im H. Wirt. zu einer größern Vollkommenheit gebracht werden konnten.* 6 B. 8.

- 23) Ohne Druckort: *Versuch eines Entwurfs kurz und schlicht, wie die franz. Contributionsumlage einfach und leicht zu behandeln wäre.* 1797. 1 B. 8.

- 34) STUTTGART, b. Macklot: *Praktische Darfstellung, auf was Art die Kriegsschulden in Württemberg zu tilgen und die Kriegssteuer umzulegen seyn möchte.* 1797. 2 B. 8.

- 35) Ohne Druckort: *Ueber die Vergütungsansprüche der von den Franzosen nach geschlossenem Waffenstillstande geplünderten und ihrem vollkommenen Rechtsgrund.* 1797. 1 B. 8.

- 36) Ohne Druckort: *Ueber die Vermögenssteuer, welche die Landstände in Württemberg von ihren auswärtigen Diensten stehenden Mitbürgern fordern.* 1797. 1 B. 8.

- 37) TÜBINGEN u. Stuttgart, in d. Cotta- und Metzlerh. Buchh.: *Drey Gutachten, die Kriegsschadensumlage betreffend, auf Verlangen der versammelten Landstände in Württemberg, verfaßt von J. G. Hartmann, Hof- und Domänenrath, Fr. Burck, Pfaff, Hof- und Domänenrath, auch Generalcallier und Joh. Fr. Christ. Weisser, Kirchenraths-Expositionsr.* 1797. 68. 45 u. 128 S. 8.

Die Lehre von Vergütung und Ausgleichung der Kriegsschaden hat in neuern Zeiten vielleicht für kein deutliches Reichsgebiet ein so fruchtbar großes praktisches Moment erhalten als für das Herzogthum Württemberg. Die Umlegung des französischen Kriegsschadens war eine der Hauptveranstaltungen des Württembergischen Landtags. Sie wurde in Verbindung mit dem österreichischen Kriegsschaden und der Vertheilung desselben Gegenstand einer Menge von Flugschriften, die seit dem August 1796 in Württemberg erschienen sind. Wir liefern hier eine möglichst vollständige Aufzählung derselben. Die Seitenzahl der meisten läßt in ihnen keine erschöpfende Ausführung des Gegenstandes erwarten. Indessen enthalten doch mehrere derselben sehr schätzbare Beyträge und brauchbare Winke, und verdienen auch noch von denen, welche die ausführlicheren Bearbeitungen eines Bodmann, Weber und Hatsfeld kennen, gelesen und beherzigt zu werden. Besonders zeichnen sich durch interessante Notizen und durch Brauchbarkeit ihrer Vorschläge die Nr. 12 bis 15, 19, 23, 34 und 37. aus. In andern findet man freylich viel triviales, oft nicht zur Sache gehöriges Gewäsch, hie und da auch juristische Spitzfindigkeiten, und eine Menge unausführbarer Vorschläge. Uebrigens berühren nur wenige, und auch diese nur oberhin die Frage, welche Arten von Kriegsschäden zu vergüten seyen, und

in welchem Maasse die Vergütung geschehen müsse. Die meisten schränken sich auf die Aufstellung eines Vertheilungsprincips und die Entwicklung seiner Folgen ein. Dabey gehen einige bloß von rechtlichen, andere allein von staatswirthschaftlichen Gesichtspuncten aus. Die vorzüglichern sind diejenigen, welche beide Gesichtspuncte mit einander verbinden. Die Verfasser der früher erschienenen Abhandlungen haben bloß den französischen Kriegsschaden oder gar nur die französische Kriegscontribution vor Augen. Die neuern hingegen debnen die Frage auf allen Kriegsschaden aus, der seit dem Jul. 1796 das Land betroffen hat. Einige der ersten folgen streng der Analogie des Rhodischen Gesetzes, andere finden dies ganz unanwendbar. Beide aber stellen den Grundsatze voran, daß alles in den Steuerflock aufgenommen werden müsse, was durch den Contributionsvertrag gerettet worden sey. In der Anwendung desselben weichen sie aber sehr von einander ab. Die meisten belegen alle Vermögenstheile gleich. Andere belegen einzelne Arten von Vermögensstücken mehr oder weniger, je nachdem sie feindlicher Beschädigung oder Zerstörung mehr oder weniger ausgesetzt waren (Nr. 4). Der eine entzieht aus jenem Grunde dem Steuerfusse liegende Gründe und Activschulden (Nr. 1.), während ein anderer zeigt, daß diese Ausnahmen sich aus jenem Princip nicht rechtfertigen lassen (Nr. 2.). Inzwischen betrachtet bey weitem der größere Theil der Schriftsteller den ganzen Kriegsschaden Würtbergs ohne Unterschied als eine außerordentliche Staatslast, welche, so weit sie die Kräfte der herzoglichen Rentkammer und des Kirchenguts übersteigt, von allen und jeden ohne Ausnahme nach Verhältnis ihres Vermögens getragen werden müsse. Unter diesen wollen einige das bestehende Steuersystem beybehalten, doch aber die der ordentlichen Steuer nicht unterworfenen beygezogen wissen, wie Nr. 7 u. 10. Die meisten verlasten das gewöhnliche Steuersystem wegen der ausfallenden Unrichtigkeit des dabey zum Grunde liegenden Anschlags der Güter, und verlangen ein über das Ganze sich erstreckendes Vermögenskataster, und Belegung nach einerley oder nach einem progressiven Verhältnisse. Von diesen lassen sich einige nicht durch die Schwierigkeiten erschrecken, welchen öffentliche Vermögensuntersuchungen unterworfen seyn würden. Männern von Geschäftskennntnis graut aber vor dem Aufwand von Zeit und Kosten, welchen die Verfertigung öffentlicher Inventarien veranlassen würde. Sie überlassen daher die Vermögensanzeige dem Gewissen eines jeden, wie Nr. 11. Nur liegende Gründe unterwerfen die meisten einer öffentlichen Taxation, wie Nr. 5, 10, 12, 15 u. f. w. Der Raum dieser Blätter erlaubt es nicht, uns in nähere Beurtheilung der einzelnen Schriften einzulassen: Wir bemerken nur noch, daß unter denjenigen, die nicht von der Kriegsschadensanlage überhaupt, sondern von einer dahin einschlagenden speciellen Materie handeln, Nr. 13. die vorzüglichste ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. December 1799.

NATURGESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Orell, Gessner, Füssli u. Comp.: *Anleitung alle Arten natürlicher Körper, als Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Pflanzen u. s. w. zu sammeln und aufzubewahren*, nebst einer Anweisung, wie Insecten in ihren verschiedenen Verwandlungsepochen zu behandeln sind, nach *Donovan's Instructions*, mit vielen Abänderungen und Zusätzen frey bearbeitet von Dr. Joh. Jacob Römer. Mit Kupf. 1797. 235 S. 8. (18 gr.)

Ein Buch dieser Art kann auf desto grössern Beyfall rechnen, je mehr es uns an dergleichen Anleitungen, vorzüglich an solchen bisher gefehlt hat, welche alle organische Körper umfassen. Denn die in Nürnberg 1761 herausgekommene Uebersetzung von dem zu Paris 1758 erschienenen *Memoire instructif sur la manière de rassembler, de la preparer, de conserver et d'envoyer les diverser curiosités d'histoire naturelle* u. s. w. ist sehr unvollständig. Naturaliensammlungen haben einen wichtigern und ausgebreitern Nutzen für die Bearbeitung der Naturkunde, als Manchem einleuchtet, und wenn es auch Sammler giebt, die bey ihrem Sammeln nur von einem Sammelgeiste beherrscht oder von Eitelkeit getrieben werden; so bedenke man, daß diese Neigung doch immer sehr unschuldig ist, und gewöhnlich dazu dient, schädliche und verderbliche Neigungen zu verdrängen, daß die aufgehäuften Schätze von Naturkörpern doch immer ihren Benützer finden und daß es nichts Gutes in der Welt giebt, welches nicht auch gemißbraucht würde. Um so willkommner muß es daher auch dem bloß wissenschaftlichen Bearbeiter der Naturkunde seyn, wenn man den Sammlern richtige Anweisungen in die Hände giebt, wodurch sehr viele Seltenheiten erhalten werden, die sonst bey schlechter Behandlung verloren gehen würden.

Dieser Anleitung liegen, wie schon der Titel sagt, die in London 1794 herhausgekommenen *Instructions for collecting and preserving various subjects of natural History* — by E. Donovan, *Author of British Birds and Insects*, zum Grunde. Da dieses kleine Buch sich hauptsächlich nur auf die Erziehung und Sammlung der Insecten bezieht; so ist Hn. Römer's Plan sehr zu billigen, daß er uns nicht, wie sein erster Voratz war, eine bloße Uebersetzung, sondern eine gänzliche Umarbeitung der *Instructions* A. L. Z. 1799. *Vierter Band*.

lieferte, in welcher er bey den übrigen im Donovan zu schlecht ausgestatteten Artikeln zu erlätzen suchte, was ihnen abging. Er fand in einzelnen Fächern manche gute Vorarbeiten, die er benützen konnte; allein bey näherer Prüfung wird man finden, daß noch sehr Vieles fehlt, ehe auch diese Anleitung auf Vollständigkeit Anspruch machen darf. Wir wollen einige Bemerkungen aus unsern Erfahrungen hinzufügen.

Rec., der schon seit längerer Zeit in dem Besitze einer nicht kleinen Sammlung von Vögeln und Insecten ist, hat noch immer gefunden, daß das sorgfältige Verwehren des Zutritts die sicherste Schutzwehr gegen Raubinsecten ist. Bey den Vögeln hat sich wiederholtes Dürren, und gegen die gefährlichsten Feinde, die Speck- und Bohrkäfer, das Rauchern mit gestoissem Schwefel, als das Beste bewährt. Er hat dazu eine eigne Vorrichtung einrichten lassen, einen geräumigen rundum verschlossenen Schrank, in dem die größten Vogel Platz haben. Der Schrank hat eine untere Abtheilung, in welche man glühende Kohlen setzen kann, für deren Fortbrennen durch verflähten Zutritt der Luft gesorgt ist. Der Schwefeldampf steigt durch die durchlöcherete Querswand, welche die obere Abtheilung von der untern sondert, in dem Schranke in die Höhe und sammelt sich darin an. Am Ende findet man eine Menge todtter Insecten auf dem Boden liegen. Das Auskriechen der Felle mit Salzlösungen ist wegen der dadurch erzeugten Feuchtigkeit nicht anzurathen.

S. 102 hat der Vf. Donovan's Meynung unrecht verstanden. Donovan behauptet nur, daß diejenigen Käfer aus der Gattung *Cassida* und andere, welche im Leben einen schönen Goldglanz haben, im Tode ihn aber allemal verlieren, in Weingeist ihn erhalten; er deht dies aber nicht, wie Hr. Römer in dem Zustaze meynt, auf alle goldglänzende Käfer aus. Denn ihm ist sicher nicht unbekant gewesen, daß die meisten ihren Goldglanz auch nach dem Tode behalten. Aber bey *Cassida marginata*, *nobilis* u. a. ist dies eben so der Fall, wie in Ansehung der lebhaft rothen Farbe bey *Crioceris*, *Coccinella* u. a. Diese ist durch Weingeist gar nicht zu erhalten. Das Aufkleben kleiner Käfer verwirrt Hr. R. mit Recht. Man hat jetzt so feine Nadeln, daß man auch die kleinsten Käfer aufspießen kann, sehr wenige ausgenommen. Muß das Aufkleben geschehen; so müssen allemal einige mit der obern, andere mit der untern Seite aufgeklebt seyn, damit man alle Theile sehen

Xxxx

sehen kann. Einige kleben die Insecten auf ein Stückchen Marienglas, was, aber nicht allemal den Vortheil gewährt, den man sich davon verpflichtet; denn theils ist das Glas gewöhnlich nur durchscheinend, theils verhindert der zum Aufkleben genommene Stoff, die feinen Theile deutlich wahrzunehmen. Was das Aufkleben besonders gegen sich hat, ist das Abpringen der Käfer bey den Erschütterungen während der Verendung. Der Unterricht von der Behandlung der Käfer ist übrigens sehr unvollkommen. In der Abbildung ist der als Muster des Aufspießens vorgestellte Käfer durch die linke Flügeldecke gefestigt, da die Bequemlichkeit bey dem Betrachtung des Insects es zur Regel macht, allemal durch die rechte Flügeldecke zu stechen. Die Vorschrift ist kürzlich diese: man durchsteche den Käfer, die Wanz, Heuschrecke u. s. w. durch die rechte Flügeldecke, in der Mitte der Körperlänge, senkrecht. Die Nadeln müssen lang und nicht zu dick seyn, und das beste Verhältniß ist, daß die Nadel um ein Drittheil ihrer Länge oben herausstehe. Wegen der übrigen Behandlung und wegen der Fangwerkzeuge ließe sich auch noch Vieles erinnern. So sind zu dem Sammeln kleine zerbrochene Gläser zum Einsetzen kleiner Insecten, blecherne leicht zu öffnende Büchsen für größere, mit einer blechernen oder hölzernen Mündung und einem darein passenden Korkstopfel versehene Beutel zum Einsammeln einer beträchtlichen Menge großer Käfer unentbehrlich. Auch für das Spannen oder Ausbreiten der Schmetterlinge, sind die Vorschriften zu dürftig. Glasplatten in Verbindung mit Papierstreifen, die am besten von Goldpapier genommen werden, dessen Goldseite den Flügel berühren muß, und auf die Glasplatten aufgesetzte Gewichtchen, verdienen den Vorzug. Was die Einrichtung der Insectensammlungen betrifft; so sind die Schieber statt der Deckel auf den Kästen nach wiederholt gemachten Erfahrungen zu verwerfen, und die Kästen der Sammlungen so einzurichten, daß der Deckel, in welchen die Glasplatte eingekittet seyn muß, durch einen eingekreuzten Falz mit dem Kasten verbunden und noch durch mehrere Haken daran festgehalten werden muß. Eine empfehlenswerthe Einrichtung bey Schmetterlingskassen ist, daß man an denselben oben und unten eine Glasplatte hat, um beide Seiten zu sehen. Auf Einer dieser Glasplatten können nun entweder die Schmetterlinge auf kleinen angeleimten Korkstückchen stecken, oder man kann sie auf schmale mit Kork ausgefüllte Leisten stecken, welche die ganze Breite des Kastens einnehmen und durch seitwärts angbrachte Nadeln an den Seitentheilen des Kastens nach Gefallen befestigt werden können. In Betreff der Verendung ist im Allgemeinen die Regel die: man stecke die Insecten in gut verwahrte und nicht zu schwache Schachteln oder Kästen sehr fest und so, daß sie sich nicht drehen können. Um zu verhüten, daß schwächer zusammenhängende Leiber nicht abstoßen; und andere Insecten verderben, stecke man verschraubte Nadeln darüber. Diese Schachteln, die man aus sicherem

mit Papier rundum verklebt, setzt man in eine verhältnismäßige beträchtlich geräumigere Kiste, oder größere Schachtel und füllt den leeren Raum zwischen beiden mit Werg, Haaren, Papierschnitzeln und andern elastischen Sachen fest aus.

Rec. will seine Anmerkungen nicht weiter ausdehnen. Die gegebenen reichen schon hin, zu beweisen, wie Vieles auch diesem Werke noch mangelt. Aber ob wir gleich noch viel mehr hätten anführen können; so hindert dies doch nicht, die Arbeit des Herausgebers für verdienstlich zu erklären. Wir haben nun ein Werk, an das jeder seine Erfahrungen und Beobachtungen über diese Gegenstände anknüpfen, und so eine vollständige Anleitung vorbereiten kann, wo für alle Zweige der Naturaliensammlungen gleich gut geforgt ist. Es laßt sich selbst ein Plan denken, diese Vorschriften gedrängter und wissenschaftlicher zu ordnen, und wir wünschen, daß ein systematischer Kopf es einst der Mühe werth halten möchte, sich dieser Arbeit zu unterziehen, wobey freylich weniger Ruhm, als wirkliches Verdienst zu ärnten ist.

Die erste Kupfertafel enthält einige zum Verstehen der bey dem Ausstopfen der Vogel vorkommenden Vorschriften nöthige Erklärungen; die zweyte die Abbildung der Netze des Luftensangs; die dritte eine Darstellung der Vorrichtung zum Raupenziehen und die Abbildung des Ausbreitens und Aufspießens der Schmetterlinge und Käfer.

GESCHICHTE.

- 1) STOCKHOLM, b. Nordström: *Svea Rikes Annaler med Lifsgade Ahandlingar och Handlingar*. Första Bandet. (Jahrbücher des schwedischen Reichs, mit beygefügten Abhandlungen und Urkunden. Erster Band.) 1798. 4.
- 2) Ebendasselbst: *Det levande Sverige, uti förbindelse med det Utflodnade Sverige*. Andra Bandet. (Das lebende Schweden, in Verbindung mit dem in Schweden Verstorbenen. Zweyter Band.) 1798. 4.
- 3) STOCKHOLM, b. Lindh: *Brefväxling*. Första Bandet. (Briefwechsel. Erster Band.) 1798.

Alle diese drey Schriften kommen aus der Hand eines Veteranen in der schwedischen Geschichte, der sich seit 40 Jahren um solche, so wie auch besonders um die schwedische Literatur verdient gemacht hat. Die Jahrbücher erstrecken sich auf alle Zeiten, ohne gerade nothwendig der Zeit zu folgen. Auch aus ausländischen, in Schweden wenig bekannten Schriften, soll darin dasjenige aufgenommen werden, was die schwedische Geschichte betrifft. Ebenfalls sollen darin zwey Handschriften mitgetheilt werden; die eine des berühmten Vfs. der *Biblioth. Histo-*

Historia Suegotica, des verstorbenen Hofrath Warmholz, unter dem Titel: *Abregé Chronologique de l'histoire de Suède*, ganz nach dem Muster eines Henaunts entworfen; und die andere, welche Suppléments zu *Archienholz Memoires de la Reine Christine*, enthält. Die Abhandlungen fallen sich auf das ganze Fach der Historie, das Biographische ausgenommen, erstrecken. Und die Urkunden sollen eine Menge Briefe enthalten, davon der Anfang mit einer Sammlung von Briefen gemacht wird, die der berühmte Reichskanzler A. Oxenhierna an seinen Sohn, den Reichr. Gr. Johann Oxenhierna geschrieben, während der Zeit sich letzterer bey dem sogenannten westphälischen Friedenscongreß vom J. 1642 bis 1648 in Deutschland aufhielt, und sollen diese Briefe aus den Originalen abgedruckt werden. In der ersten und zweyten Abtheilung dieses ersten Bandes lesen wir den Anfang von Warmholz in M.S. hinterlassenen *Abregé Chronologique de l'histoire de Suède*, der doch nicht weiter als bis zum Abgang des Lodbroskischen Geschlechts ungefähr ums J. 1606 geht. Hier nur nach der Anfang von Oden, den er, jedoch ohne die Zeit anzugeben, aus der Gegend des Tainis und Borythes kommen laßt, weil er entweder voraussetzt, die Römer würden auch in die Scythischen Wälder eindringen, oder weil er aus Rachbegierde gegen solche alle Mächte gegen die schreckliche Macht der Römer anzuwiegen wollte, und im Norden entweder Sicherheit oder Bandensgenossen zu finden glaubte, die ihn helfen sollten, ihn wegen des erlittenen Unrechts zu rächen. Er begab sich mit einem ansehnlichen Haufen edler und streibarer Mannschaft nach Rußland, wanderte durch Langerland, Esthland, Ließland, Curland und Preußen, vermuthlich, sagt der Vf. auch Polen, kam nach Sachsen, dessen er sich bemächtigte und es unter seine drey Söhne theilte. Der eine kam Ostfischen, der andere Westphalen, der dritte Fracklen. (Die Be-weise fehlen doch.) So kam er durch Danemark nach Schweden, welches damals erst einige Jahrhunderte bevölkert gewesen war. Die Erzählung von Oden und seine Charakterisirung ist die gewöhnliche. Aber im Grunde ist hier wenig historischer Gewissheit. 2) *Journal über König Gustav Adolfs Verhalten gegen die Reichsstadt Nürnberg im 30jährigen Kriege*; ist aus von Murrs Beyträgen zur Geschichte des 30jährigen Krieges, wie wir bey der Vergleichung sehen, von S. 40 bis 48 übersetzt, und soll fortgesetzt werden. 3) *Bericht von K. Gustav IV. Adolfs Einzug und Aufenthalt in Straßburg 1797*. 4) *Ein Brief des Kanzlers A. Oxenhierna an seinen Sohn vom 15ten Jun. 1642*. 5) *Bericht von der Königin Friderica Ankunft und Aufenthalt in Schwedisch-Pommern 1797*, aus der in Straßburg gedruckten ausführlichen Nachricht übersetzt. 6) *Bemerkungen über Gr. A. Oxenhiernas Eigenschaften, besonders dessen große Staatsklugheit*. Sie betreffen sowohl den Plan desselben, aus Mistrauten gegen Frankreich, für Schweden, und die Protestanten einen besondern Frieden zu schließen, welches doch durch die französische Par-

they, und durch die Befehle der K. Christina an Salvius, schlechterdings Frieden zu schließen, ungeachtet sich Joh. Oxenhierna widersetze, verurtheilt ward, als auch dessen Bemühung aus dem geschlossenen Frieden die höchsten Vortheile zu ziehen.

Der zweyte Band des *lebenden Schweden* hat Vorrüge vor dem ersten. Man findet darin besonders ausführlichere biographische Nachrichten von schwedischen lebenden und verstorbenen Männern, die sich sowohl in Civil- und Kriegsbedienungen als wie Gelehrte um ihr Vaterland verdient gemacht haben. Z. B. von einem Gr. A. Ferlen, der in kritischen Zeiten dreymal den Landmarschallstab führte; dem Viceadmiral Graman; dem Hofintend. und Capellmeister Roman, der als der Stammvater der schwedischen Musik anzusehen ist; dem Praefidenten Carleson, der sich so lange in der Türkei aufhielt, und mehrere interessante Reisebeschreibungen hinterlassen hat; dem Bar. Meerman, der seit der Revolution in Holland, 1795 sich auch in Schweden aufhalten und verschiedene Schriften herausgegeben hat; dem Staatssecretär Carleson und dessen moralische und ökonomische Schriften; dem gelehrten Probst Holstenius u. s. w. Am ausführlichsten ist das Leben des Gener. Lient. Freyh. v. Sinclair beschrieben, und sowohl von dessen Feldzügen als seinen vielen militärischen gedruckten und ungedruckten Schriften, Nachricht ertheilt, z. B. seiner französischen Uebersetzung von Knevenhüllers Kriegsanweisungen, seinen *Institutions militaires*, in 3 Bdn. Zweybrücken 1773. Unter den ungedruckten verdient besonders dessen: *La Guerre de sept ans en Hesse, en Hanovre et sur le Rhin*, in 7 Bdn. in 4. bekannt zu werden.

Der *Briefwechsel* soll eine Auswahl von Briefen liefern, die der Vf. seit 30 Jahren mit mehr als 150 Gelehrten und andern Männern in und außer Schweden geführt hat, nebst einigen seiner Antworten, und die inehrentheils die Literatur überhaupt, die Geschichte, besonders die schwedische, die Zeitbegebenheiten betreffen, auch Freundschaftsbriefe. Bey einer guten Wahl kann diese Sammlung angenehm und nützlich werden. In diesem ersten Heft lesen wir unter andern einige Briefe vom Hofr. Warmholz, den General Cronström in holländischen Diensten betreffend. Die Gemahlin dieses Mannes als einst auf einmal eine ganze Melone, seit der Zeit lebte sie zwar noch zwey Jahre, konnte aber nie mehr als eine Scheibe weiß Brod und ein Glas Wein himmterbringen. Hr. Archiater Rosenfeldt giebt in einem Briefe einige Nachrichten von dem berühmten A. v. Haller. Archiater v. Linné erwähnt der beiden Martyrer der Nahrungsgeschichte: Hasselquist's und Löffling's. In einem Briefe eines Freundes vom Lande den 17. Dec. 1798 liest man unter andern Nachrichten von dem um Gorkenburg so verdienten Großhändler Greig, und dem den 21. Jun. 1798 verstorbenen Bürger Mancini, vorher *Duc de Narnois*.

In einem Anhang wird die dem König Gustav III. von der Bürgerschaft errichtete Statue, und der von ihm der Bürgerschaft wegen ihrer Treue zu Ehren errichtete Obelisk, beschrieben. Mehrere

Briefe eines Agrophilus und Urbicola, Rhyzelius, Balter u. d. m. von weniger Bedeutung, übergehen wir mit Stillschweigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PREYER. *München u. Augsburg, auf Kosten des Vfs. u. in Compilation der Kant- und Franklinschen Buchh.: Entwurf einer ganz neuen physikalischen Lehrgebäude für Liebhaber der Metaphysik, Physik, Chemie und Astronomie*, (verfaßt von Simon Oswald, einem jungen Bayer. 1799. 86 S. gr. 8. (4 Kreuzer.)) Der junge Bayer, der hier gegen ältere und neuere große Männer zu Felde zieht, beginnt in der That kein geringes Wagstück! Er scheint aus der Schule des D. Berger, des Geologen Sack und ähnlicher physischer Alchemiker zu seyn. Gleich in der Vorrede sagt er schon: „Kant wird uns zum Beyspiele dienen, daß keine Metaphysik ohne Physik wahr sey: denn er fehlte, weil er irrenden Physikern folgte. Newton, Kepler und alle andere Astronomen, müssen uns zur Warnung dienen, daß eine Physik ohne wahre Metaphysik nie bestehen könne.“ Meine bloße Theorie deckte mir mehr auf, als je ein Chemiker durch Operiren that. Gren und Lavoisier mußten mitten auf ihrer rühmrollen Bahn stehen bleiben, weil ihnen das Licht jener Philosophie nicht leuchtete. Schade nur — wir können schon sehr nahe bey dem Ziele seyn. Aber nun ist wieder, so zu sagen, von neuem anzufangen.“ — Nun wir wollen sehen! Wenn es unsere Leser auch nicht erleuchten oder unterrichten sollte, so wird es sie doch vielleicht erzaugen, wenigstens unterhalten, wenn sie folgende hervorleuchtende Aeußerungen, ganz mit dem Vfs. eignen Worten, fräglich etwas außer dem Zusammenhang, vernehmen. I. *Abtheilung*. Metaphysische Grundsätze. Unter die Idee — Natur — gehören nicht nur alle Eigenschaften, sondern auch alle Stoffe; denn alle Eigenschaften zusammen machen die Verfassendswelt aus, die sich als Kräfte und Urfache verhält; alle Stoffe aber zusammen geben die Sinneswelt, die sich als Körper und Wirkung verhält. — Unter denkendes Wesen ist die Eigenschaft zu wirken auf die analytische Art, oder unser Verstand zerlegt das Ganze in seine Theile; unser sinnendes Wesen aber ist die Eigenschaft zu wirken auf die synthetische Art, oder unser Sinn setzt die Theile zusammen zu einem Ganzen; unser vernünftiges Wesen, oder die Eigenschaft, vielmehr Kraft, vorzustellen, that beides zugleich. — Wenn der Verstand wirkt, so reißt der analytische Stoff, oder er analysirt sich; dadurch muß auch der synthetische Stoff rege gemacht, oder sensibler werden; so entstehen in unserer Seele erst verständliche Anschauungen, auf welche nachher die sinnlichen Anschauungen oder die Begriffe folgen. II. *Abth.* Anwendung der Metaphysik auf die Physik. „Die physische Kraft ist die chemische Verwandtschaft; ihre Bestandtheile sind die Analyse oder Expansibilität, und die Synthese oder Gravität. Die Cohäsion ist eine Folge der Verwandtschaft selbst. Die Expansibilität und Gravität aber misammen, geben die Elasticität. Die Analyse kommt der Sonne zu, die Synthese der Erde, die Cohäsion beidem zugleich, die Elasticität aber der atmosphärischen Luft. Denn es herrscht ein allmählicher Uebergang von der Analyse, Expansibilität, Feinsichtigkeit, zur Synthese, Gravität, Festigkeit. Diese ist im Mittelpunct der Erde am größten, jene aber in selbem der Sonne.“ — Der Durchmesser der atmosphärischen Luft muß gleich seyn dem Durchmesser der Erde, aus dem Grunde; weil sie, ein Mittelkörper, die Hälfte von der Pflichtigkeit und die Hälfte von der Festigkeit zugleich enthält: woher der Durchmesser der Erdatmosphäre gleich dem Radius der Erde, jener der Sonnenat-

mosphäre auch gleich dem Radius der Sonne ist; und der letztere Radius ist gleich dem ersten. Hieraus folgt notwendig, daß die Sonne und die Erde gleich groß seyn müssen. Dazu aber kommt noch der Grund, daß ihre Quantität gleich groß sey; weil ihre Qualität gleich ist, indem sich die letztere oder die Eigenschaften, geometrische Ausdehnung, und die erstere oder die Materie, physische Ausdehnung, ganz gleich verhalten müssen, weil die Qualität, Kraft, Ursache, die Quantität aber Laft, Wirkung ist; und wie letztere verhält sich die Erde, wie die erstere aber die Sonne. Wenn nun die Kraft der Sonne und die Laft der Erde gleich sind; so heben sich beide einander auf. — Auch könnte allenfalls die Analyse der Sonne der Zentrifugalkraft, und die Synthese der Erde der Zentripetalkraft gleichgesetzt werden, die also gleichfalls sich ganz gleich find. — Die Durchsichtigkeit der Sonne verhält sich zur Durchsichtigkeit der atmosphärischen Luft, wie sich dieser die Durchsichtigkeit zu seiber der Erde verhält. — Licht und Schatten find sich gerade einander entgegengefezt und erstrecken sich vom Mittelpuncte der Sonne und der Erde bis zur Grenzfläche ihrer Atmosphären. — Die Analyse des Sonnenstoffes und die Synthes des Erdestoffes geschehen nach zwey sich gerade entgegengefezten Richtungen; jene nach dem Sonnenmittelpuncte, diese aber nach dem Erdmittelpuncte; und auf diese Art unterscheiden sich die Stoffe in den lüchtigen und in den festen; beide kommen aus dem lufartigen Zustande her, und so mag die Erde aus dem flüssigen oder tropfbaren Zustande, in den festartigen übergegangen seyn. My. neuer Analyse erfolgt eine Synthese; jede Anzahl aber gleicht einem Tage, jede Synthes einem Niederschlage; folglich ist die Summe der Niederschläge gleich der Summe der Tage, und der Raum der ganzen Erdmasse ist gleich der Zeit des ganzen Jahres. — Der Durchmesser der Erdbahn beträgt nicht mehr als vier Erddurchmesser, jezen vom Mittelpuncte der Erde bis zu dem der Sonne gezogen und berechnet. Dieses wird im astronomischen Theile mathematisch bewiesen werden. Jene (oben baste nämlich der Vfs. von einer excentrischen Erdbahn gesprochen) Excentricität einer Hälfte beträgt aber nicht mehr als 61° — den Erddurchmesser zu 100° abgenommen; der Periphris nach nicht jene Excentricität von 61° beyläufig eine von 25°. Beide Excentricitäten von 61° geben 121° — dem Durchmesser nach; der Periphris nach aber bey 47°. Dies ist die Entfernung beider Wendekreise der Erde; auf diese Entfernung schränkt sich also die ganze scheinbare Excentricität der Erdbahn ein.“ — S. 27, über die Gestalt der Erde: — „Der Erde fehlt was an sphärischer Gestalt; dieses beträgt $\frac{1}{4}$, und diese $\frac{1}{4}$ geben ihren Mondkörper; beide gehören zusammen und machen ein Ganzes, oder $\frac{1}{2}$ aus. Sein Meridianbogen ist daher gleich $\frac{1}{2}$, folglich ist dieser nochmal so klein als der der Erde von $\frac{1}{4}$. Der Durchmesser des Mondes am Aequator beträgt also den vierten Theil des Erddurchmessers von 25°. Doch aber fällt die Axe des Mondes auf den Aequator der Erde, woher der Durchmesser des Mondes auf die Axe der Erde fällt; diese hat 175°, jener aber 35°; und so geben sie misammen 200°, den Durchmesser der Atmosphäre, in der sie sich auf diese Art, bestimmt bewegen müssen.“ — Etwas beruhigend ist es indessen noch bey diesem unerhörten Unfinn, daß er sogleich jedem Anfänger als solcher auffallt, welches bey manchem andern nicht so leicht der Fall ist!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 18. December 1799.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Destay und Jansen: *Histoire naturelle des Singes, divisée par familles, suivant le Système de Charles Linne, édition de Gmelin, et chaque famille subdivisée suivant les caractères particuliers, et enrichie de plusieurs espèces nouvelles et de quelques variétés. Contenant leur caractères généraux et spécifiques, leurs descriptions et la synonymie des auteurs, qui ont écrit sur cette partie de l'Histoire Naturelle. Ouvrage orné des figures, dessinées d'après nature, gravées et imprimées en couleur. Par J. B. Audebert, membre de la société d'Histoire Naturelle de Paris. Troisième — Septième Livraison. Jede Lieferung mit 4 Bogen Text und 6 Tafeln. gr. Fol.*

Mit vielem Vergnügen zeigt Rec. die nahe Vollendung eines Werkes an, das seinem V., vorzüglich als Künstler, zum großen Ruhme gereicht, um so mehr, da die schnelle Befriedigung der Naturfreunde der Güte der Arbeit gar nicht geschadet hat. Er übergeht die richtigen Bemerkungen, die ein anderer Rec. bey der Anzeige der ersten beiden Hefte, (A. L. Z. 1798. Nr. 284.) über das Allgemeine des Werkes aufserte, und welche insbesondere auch die Geringfügigkeit des Textes betrafen, ob er gleich gestehen muß, daß ihm einzelne aus Autopsie geschöpfte Winke, die unter den wenigen erborgten, oder schon aus den Abbildungen hinlänglich deutlichen Erklärungen versteckt lagen, sehr willkommen gewesen sind. Was Audebert eigentlich bezweckte, hat er mehr, als ein anderer vor ihm, erreicht. Er hat treue Darstellungen geliefert, daß sieht man sogleich an allen, an Umrissen, an Oberflächen, und an Schatten. Die gewählten Stellen sind meist, wie sie der Naturforscher braucht, ruhige Profile, ohne verkürzte Ansichten, und vielfache Drehungen, die über die wahren Verhältnisse bey der Vergleichung irre machen, und eine malerische Schönheit hervorbringen, die geradezu hier an der unrecten Stelle ist. Auch das Studium der Oberflächen, und des Ausdrucks der Bedeckungen, wird dem Künstler, der mehr auf Kunst, als auf Natur Rücksicht nimmt, gewöhnlich sehr schwer, und wir erhalten daher so viele Naturbilder, die weit weniger instructiv sind, als sie bey mehrerer Achtbarkeit hätten seyn können. Auch in dieser Beziehung sind Audebert's Arbeiten vortreflich. Selbst die schönsten Abbildungen von de Seve bleiben weit hinter.

A. L. Z. 1799. Viertes Band.

diesen zurück, haben zu viel Manier, und nicht die sprechende Wahrheit und Treue. Andere könnten noch weit weniger in Betrachtung. Nur kann Rec. einigen selbst bey Audebert nicht unbemerkt lassen. Es lind ihm zwar nur wenige Beyspiele vorgekommen, wo es scheint, als wenn der Künstler seine Vollkommenheit etwas verlassen hatte, (als bey *Simia Fatuellus*), aber da bey weitem nicht alle Exemplare nach lebenden Originalen, sondern nach zum Theil sehr alten Aufbewahrungen copirt sind; so kann die Darstellung der nackten Theile wohl weder nach Farbe noch nach Umrissen überall für treue Nachahmung der Natur genommen werden, ob man A. gleich die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß er hier mit grosser Beurtheilung und feinem Gesühle zu Werke gegangen ist. Die colorirten Abdrücke sind mit unter für die Schatzkammer zu bleich, und drucken selbst zuweilen, vielleicht aus allzugrosser Vermeidung alles unschicklich bunten, die Färbung, die der Text befragt, nicht vollkommen aus. Dies zum Beweise, daß Rec. die Trefflichkeit des Werkes nicht unbedingt, aber im Ganzen um so aufrichtiger anerkennt. Die Reihe der von der dritten bis zur lebenden Lieferung gezeichneten und beschriebenen Arten ist folgende. Im dritten Heft ringt die vierte Familie, die der langschwänzigen Affen an, unter denen die der alten Welt, oder die *Guenons*, verstanden werden. *Simia Nemaus* (de Douz). A. bemerkt bey diesem Affen, einem der buntesten Säugethiere, daß die abtrocknenden Farben doch viel milder verschmelzen, als bey den bunten Vögeln. *Simia Nafica*, Kahau wegen seines Gefchreyes, und Bantanjan wegen seiner Nase, von den Einwohnern zu Pontiana auf Borneo genannt, wo er zu Hause ist. In der That ein schönes Bild des sonderbaren Thieres, auffallend besser als das von Buffon gegebene. Da ist alles Wendung, Manier, Leichtigkeit, Willkür, und Unachtsamkeit, bey Audebert hingegen Treue bis auf den kleinsten Umstand. Man kann sich hier vollkommen überzeugen, wie wenig der Wissenschaft mit den Arbeiten von Künstlern gedient ist, die so wie manche Naturbetrachter selbst Regeln, Schönheiten, und Schicklichkeiten der Natur aufdringen, von der sie doch lieber lernen sollten. *Simia Entellus* (Entelle). Nach einem Exemplar aus der Sammlung des Bürgers Dufresne. Die meisten Affenarten zeichnete A. nach Exemplaren des jetzigen Nationalaufsehn, Rec. will sich nur die Ausnahmen bemerken. S. Entellus ist offenbar (so gut wie S. Nalac von S. Lar.) nichts weiter, als eine weisse schwarzhandige Varietät von S. *Simia*.

Yyy

nica, die weiter unten vorkommt. *Simia Ayyula* (*Aigrette*). A. vereinigt diese Art, wie Buffon, mit *Cynelops*, indem die *eminentia pilosa revera verticis* eines viel zu abgestuften, und zufälligen Charakters gebe, als das man darauf den Unterschied der Art bauen könnte. Wahrscheinlich stießen auch mit dieser Art der Talapoin, der Malbroeck, und der langschwänzige Patas, wie es Rec. dünkt, in eine zusammen. *Simia Sabaea* (*le Callitriche*), hiervon zwey schöne Abbildungen mit sehr verschiedener Färbung. Es ist vielleicht ein Hauptverdienst von A. das seine treuen Zeichnungen das Zufällige der Farbe so vollkommen erkennen, und dafür die wahren Kennzeichen um so besser herausheben lassen. Mit den frühern Abbildungen, wo sich die Künstler schon was zu Gute hielten, war das nicht der Fall. *Simia Diana* (*la Diane*, — *Erquina*, — *Roloway*) scheint sich wesentlich nur durch den langen weissen Bart von der vorigen Specie zu unterscheiden, und eben so mehrere für verschiedne gehalten, zu vereinigen. Alter, Geschlecht, Clima, und überdem wirkliche Varietät ändert bey den Affen zu viel ab, als das man sogleich wie es die Vorgänger thaten, auch freylich wohl thun mußten, jedes scheinbar verschiedene Exemplar für eine eigene Art ansehen dürfte. *Simia Mona* (*la Mone*), weit, weit von Buffons Manierzeichnung abweichend. *Simia Atys* (*P. Atys*), schon von Seba beschrieben, vielleicht eine bloße weisse Varietät von *Mona*, doch machen die nackten weit vorstehenden Ohren einen Unterschied, der hinreichend seyn kann. A. vergleicht ihn nur mit dem Mangabey, und dem Chineserbuthe, mit denen er freylich sehr wenig Uebereinstimmung hat. *Simia Aethiops* (*le Mangabey*), von diesem weisgäugigen Affen zwey sehr ungleich gefärbte Abbildungen. *Simia Sinica* (*le Bonnet chinois*), die Figur zwar treu und im Ganzen genau, aber nicht so vollkommen und mild behandelt, wie die meisten übrigen. *Simia Cephus* (*le Monsee*). Dieser und die andern im Gesichte weisfleckigen Affen sind besonders schön. Der Monsee ist nach einem Exemplar aus des Vfr. eigenem Cabinet gezeichnet. *Simia Ascanius* (*P. Ascagne*) nach einem Gemälde von Marchal copirt, und schwerlich mehr als Abänderung von der folgenden *Simia Petaurista* (*le Patacuez*), von dem sie durch das bläuliche Gesicht nicht sehr wesentlich unterschieden wird. In der fünften Lieferung folgt nun auf einem Textblatte Buffon's *Patas a queue courte* zum Einschalten bey der zweyten Familie der kurzschwänzigen Affen, wohin er allerdings gehört, aber wo er auch, wie man sogleich sehen kann, gar keine eigene Art ausmacht, sondern zur *S. Nemusina* (*le Blainon*) zu rechnen ist. Eben so folgt, als Nachtrag zu der ersten Abtheilung der *Guenons*, die keine Gefäßschwien hat, auch neben den *Douc* (*S. Nemaeus*) zu stellen, *Simia nictitans* (*le Hocheu*), in dessen Abbildung das *canum nigredini inspersum* des Marcgrave eben so sorgfältig, als schon ausgedrückt ist. Die fünfte Familie enthält die breitnasigen Affen der neuen Welt, mit

Wickelschwänzen. Das Allgemeine über diese Abtheilung enthält artige, aber meist schon bekannte Bemerkungen. Zuerst die zwey Arten von *Sapajou's*, mit vollkommenen Wickelschwänzen, *Simia senilis* (*P. Alouate*), und *Simia Paucifus* (*le Coaita*)! Den ersten rechnet er, wie Buffon und andere französische Naturforscher, mit der *Ouarine*, (*Simia Bealzebul*) zu einer und derselben Art des *Beallaffen's*; auch bemerkt er, das er auf der zweyten nicht colorirten anatomischen Tafel (die aber erst in der achten Lieferung erscheinen wird,) den Schadel des *Alouate* abgebildet habe. Beym *Coaita* hält er sich im Texte ebenfalls lange, doch mehr mit allgemeinem Betrachtungen auf; die Ergießung seines menschlichen Gefühls wird jeder mit Vergnügen lesen, da er den gewaltsamen Tod eines gefochtenen Affen beschreibt, und die merkwürdige Anekdoten von Steinhmann beyfügt, der so davon angegriffen wurde, das er sich entschloß, nie wieder Affen zu tödten. Nun folgen die übrigen *Sajou's* mit haarigen Wickelschwänzen. *Simia Fatuellus* (*le Sajou commun*); A. zweifelt mit Recht, das er von *Simia Apella* (*le Sajou*) der gleich darauf abgebildet wird, verschieden sey; aber Rec. glaubt hinzusetzen zu dürfen, das dies bey *Simia capucina* (*le Sai*) der nämliche Fall sey. Die bloße Färbung des Fells kann hier um so weniger entscheiden, da man in den vorgelegten Varietäten deutlich sieht, wie die weisse Kopf-färbung (der vorzüglichste Unterschied, der sich finden laßt) schon um das Gesicht der einen Varietät von *S. Apella* anfängt, und bey der weisköpfigen Abänderung von *S. capucina* vollender wird. *Simia Sciamaea* (*le Saimiri*). Hier zeigt sich der linneische Charakter: *unguis quatuor plantarum subulatis*, ganz unrichtig, und Linné hat hier nicht genau genug *ungues depressos lineares et compressos, subulatos, arcuatos, serinos*, unterschieden. Die letztern zeigen sich erst unter den schlaffschwänzigen Meerkatzen, die nun bey A. als die sechste Familie folgen, und die Reihe der Affenarten beschließen. Das Allgemeine über sie scheint A. mehr für die Instruction der Liebhaber, als für Naturforscher bestimmt zu haben, da es bekannte Sachen enthält. Die einsamern Sitten des *Saki* (*Simia Pithecia*) sind wohl eben so wenig hinreichend, um ihn, nach Audebert, als einen Repräsentanten einer besondern Unterabtheilung anzusehen; so wenig als der weisse Kopf des *Yaque* (*Simia leucocephala*) einen hinlänglichen Grund giebt, um ihn als eine eigene Art neben den vorigen zu stellen. Vom *Pitche* (*Simia Oedipus*) und vom *Mico* (*Simia argentata*) werden, von letzterem nach dem einzigen von Condamine mitgebrachten Exemplar, keine Zeichnungen geliefert. Die haarige Augenbraunbinde auf dem nackten Kopfe ist bey erstem vortreflich ausgedrückt. Beschrieben, aber noch nicht abgebildet, sind in dem siebenten Hefte noch der *Ouistiti* (*Simia Jacchus*), und der *Tamoin* (*Simia Mida*). Ihre Abbildungen folgen wahrscheinlich in nächsten Heft mit der zweyten anatomischen Tafel, und mit Abbildungen

gen von Makci's, deren Arten Audebert noch mit den Affen zu liefern verspricht. Auf eben der zweyten Tafel mit anatomischen Figuren soll auch das Skelett des von Wurm bekannt gemachten Affen erscheinen, worüber sich Audebert schon im Texte der siebenten Lieferung erklärt. Er erkennt zwar die große Aehnlichkeit dieses Affen mit dem Mandrill, glaubt aber, daß er wegen des glänzlichen Mangels eines Schwanzes eine Mittelart zwischen dem Mandrill und der ersten Affenfamilie, oder den ungeschwänzten ausmache. Rec. möchte vielmehr annehmen, daß er zu der dritten Familie der Hundsköpfe, zunächst neben den Mandrill, gehöre, als in welcher Abtheilung die Länge und Kürze, also auch wohl die Gegenwart des Schwanzes, kein wesentliches Kennzeichen ist. Vielleicht ist es nun, nach geendigter Anzeige dessen, was Audebert einzeln über die Affen geliefert hat, den Lesern nicht unangenehm, wenn ihnen Rec. das systematische Resultat mittheilt, das sich ihm bey Vergleichung der audebertischen Arbeit mit den früher vorhandenen ergab. Es verdient vielleicht um so eher einen Platz, da es von den alten ohne Uebelsicht aller Formen, zugleich, und mit Einnischung der so zufälligen Färbungen entworfenen inerklich abweicht, und überdem Gelegenheit geben kann, es nach der Natur an lebenden Exemplaren zu prüfen. Die Hundsköpfe unter den Affen scheinen aus der Reihe und Regel der übrigen herauszutreten. Ganz ungeschwänzt ist der von Wurm beschriebene Affe von Borneo der sich durch die aufgeschwollenen Backen dem Mandrill nähert. Die übrigen hundsköpfigen und geschwänzten Affen haben meist Gefäßschwielen, die bloß bey der *Sinia porcaria* (*Le Vaillant's fange noir*) fehlen; unter ihnen wird der graue Pavian (*S. Hamadryas*) durch die langhaarigen Ohren; der Mandrill durch die gerunzelten Backen, und breiten Nasenlöcher; der gemeine Pavian (*S. Sphinx*) durch das glatte Gesicht, die kleinen Nasenlöcher, und den langen Schwanz unterschieden. Alle übrigen Pavianarten scheinen bloß Varietäten von den angezeigten zu seyn. Die größere Menge der andern nicht hundsköpfigen Affen scheint am natürlichsten in die Affen der alten und neuen Welt abgetheilt zu werden, bey denen die Bildung der Nase und die Nähe oder Entfernung der Nasenlöcher einen vollkommenen Charakter giebt. Indess können noch die ersten in ungeschwänzten, kurzschwänzigen, und langschwänzigen gefordert werden, um wenigstens die Arten zu unterscheiden. Die ungeschwänzten haben theils keine Gefäßschwielen, wie der Pongo oder Schimpfsee (*S. Troglodites*) aus Afrika, der an allen Fingern platte Nägel besitzt, und der Juko, oder Orang-Uang (*S. Satyrus*) aus Oändien, dem der Nagel an dem Daumen der Hinterfüße fehlt; theils haben sie Gefäßschwielen wie der Gibbon (*S. Lar.* und *Moluch*) mit langen, und der Magot (*S. Inuus*) mit gewöhnlichen Affenarmen. — Die kurzschwänzigen Affen der alten Welt, zu denen auch *S. Apeia* gehören würde, wenn diese Art sicherer be-

stimmt wäre, haben Gesichter, die mit einem starken Haarwuchs unkränzt sind, wie *S. Rhesus*, dessen Schwanz zugespitzt, und am Grunde geranzelt ist, und der Ouanderou (*S. Silenus*) dessen Schwanz am Ende pinselförmig ist, und dessen Haupthaare lang und zottig herumhängen. Der Maimon (*S. nomeltrina*) weicht von ihnen durch den Kopf ab, dessen Haare von Gesicht her nach hinten glatt zurückgeschoben sind. — Die langschwänzigen Affen der alten Welt, oder Guenon's, zeigen verschiedene Unterabtheilungen, wovon die meisten Gefäßschwielen haben. Unter diesen kommt vor der Kahau (*S. rostrata* oder *nasica*), durch die Rüsselnase, die Chinesermütze (*S. Sinica* und *Entellus*), durch die aus dem Mittelpuncte nach dem Umkreise, strahlenden Scheitelhaare von allen unterschieden. Andere sind von gewöhnlicher Bildung, mit breiten Backenbärten, wie *S. Atys* mit vorstehenden, *S. Mona* mit versteckten Ohren; oder mit rundherum haarig eingefassten Gesichtern, wie, *S. Diana*, mit einem sehr langen, *S. Angula*, mit einem wenig merklichen Bart am Kinn; *S. Sabaea* hat (wie *S. nomeltrina*) glatte vom Gesicht nach hinten gekrümmte Haare; und endlich zeichnen sich auf dem nackten Gesichte *S. Aethiops*, der Mangabey, durch weisse Oberaugenlider, *S. Cypus*, le Moustac, durch weisse Schnauzbart-Flecken, und *S. Petaurista* (mit der Varietät *Afcianus*) durch weisse Nasen aus. Unter den Guenons ohne Gefäßschwielen finden sich nur zwey Arten, wovon die eine *S. nictitans*, sich in der weissen Nasenfärbung an die nacht vorhergehenden anschließt, die andere aber *S. Nemaus*, mit dem flügel förmigen Backenbarte, und dem bunten Felle, sich in mehreren Farbenmustern dem Kahau merklich nähert. — Die nun noch übrigen Meerkatzen der neuen Welt, mit langen Schwänzen und breiten Nasen, lassen sich wieder, ebenfalls mit geringer Rücksicht auf die veränderlichen Farben, danach abtheilen, ob sie platte Nägel an allen Fingern oder außer diesen auch spitzige Klauen tragen. Im ersten Fall kommen die Nägel schmal und lang seyn, ohne deshalb die Bildung der Klauen anzunehmen. Zwey Arten von dieser ersten Abtheilung haben vollkommen am Ende unten nackte Wickelschwänze; der Aloate (*S. Seniculus*), mit einem Bart, und durchaus fünfzehigen Füßen, und der Coaita (*S. Parnicus*), ohne Bart, und ohne vorragenden Daum an den Vorderfüßen. Die andern drey Arten mit ganz behaartem Schwänze, unterscheiden sich durch diesen selbst; er ist bey dem Sajou und Sai (*S. apella*, und *caprima*) gegen das Ende verdünnt, bey dem Sainiri (*S. Scurea*) am Ende etwas verdickt, und bey dem Sakki (*S. Pithecia*) dick und zottig. Der Marikina (*S. Rosalia*) weicht, noch außer der Löwenmähne, durch die Klauen ab, die den vorigen ganz, ihm aber nur an den plattmäßigen Daumenzeilen aller Füße fehlen. Bey den folgenden beschränkt sich die Gegenwart des platten Nagels endlich gar nur auf die Daumen der Hinterfüße, alle übrigen Finger haben Klauen. Bey *S. Oedipus*, dem Finche, ist der Schwanz ge-

gen das Ende hin etwas verdickt, der Kopf vorn nackt, mit einem haarigen Augenbraunstreifen; bey *S. Jachus*, dem Ouititi, zeigt sich ein geringelter, dicker Katzeneschwanz, und die Ohren sind langhaarig, da sie bey zwey andern dünnschwänzigen Arten nackt, bey dem Mico, *S. argentata*, eyförmig, bey dem Tamaru, *S. Midas* aber viereckig sind.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Martini: *Johann Samuel Fests hinterlassene Predigten*, als Beytrage zur richtigen Beurtheilung theils wahrer, theils scheinbarer Uebel in menschlichen Leben. Mit einer Vorrede von D. *Johann Georg Rosenmüller*. 1798. 231 S. gr. 8. (16 gr.)

So wenig Hr. *Rosenmüller* diesen Predigten erst durch seine Vorrede Credit zu verschaffen gedenkt, so wenig halten wir es für nothig, unser vortheilhaftes Urtheil über dieselben weilaufzig zu motiviren und zu beweisen. Der zu früh verstorbene Vf. dieser kleinen Sammlung von ihm selbst noch für den Druck ausgewählter Predigten, ist durch mehrere gemeinnützige, fast mit allgemeinem Beyfalle aufgenommene Schriften längst bekannt. Das zahlreichere Publicum, welches er sich verschafft hat, wird ihn auch in diesen, vor einer Landgemeinde gehaltenen und dieser Fassungskraft ganz angepaßten Vorträgen, wieder finden. Bekanntschaft mit den wahren und eingebildeten Leiden der meisten Menschen, Bekanntschaft mit den Quellen derselben und den besten Hülfsmittel dagegen; helle und richtige Religionsbegriffe, religiöse Sittenlehre, zweckmäßi-

ge Benutzung der Bibel; gute Wahl des Hauptinhalts meisterhafte Vorbereitung darauf in dem einzigen natürlichen Eintheilung, herzliche Sprache sind zuge, welche diese liederliche Verfaßtheit des mit seinen frühern Predigten gemein hat. Die mehr Lebbarkeit und Abwechslung des Vorwurfs würde sie noch angenehmer machen. Uebeln lassen wir es dabey bewenden, die abgehandelten Hauptsätze anzuzeigen. Die Beruhigung des Herzens als die beste Arznei gegen jede Krankheit; das uns bey vielen Widerwartigkeiten in dem bloßen Glauben begnügen müß, daß sie uns gut über die Wünsche für das Leben der Unserigen, besonders unserer Kinder; was der Mensch thun muß, um über den Tod sehr geliebter Kinder nicht schwermüthig und trostlos zu werden. Kleinmuth und Zaghaftigkeit; Was wir als unnütze Menschen und als Christen in kränkeligen zu beobachten haben; (zwey Vorträge); Warnung vor Ungeduld; (zwey Vorträge); von der Wichtigkeit des Beyspiels Jesu in Ansehung der Geduld und Gelassenheit; warum nicht weichen wir Menschen von allen Uebeln dieses Lebens ab? Uebeln; das Angenehme und Unangenehme in Betrachtung des Landmanns.

Die Vorrede enthält ein paar richtige Bemerkungen über Popularität im Predigen und rügt in ihnen die übertriebene Strenge, womit Hr. *Stankowski* (Magaz. f. Pr. B. IV. St. 1.) eine Menge Menschen von dem Prediger auch vor noch so aufgestellten Stadtgemeinden vermieden wissen will, die sich in die Umgangssprache aufgenommen sind und dem gemeinen Bürger gehörig verstanden werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Frankfurt a. M.*, b. Hermann: *Einrichtung der Plattenöfen zur Ersparris des Holzes*, wirklicher Heizung der Zimmer und bequemer Kochung der Speisen, besonders für Heßen und die umliegenden Gegenden, von *Phil. Heinr. Bus*, evang. ref. Pfarrer zu Vilbel und Massenheim. Mit einer Kupfertafel. 1797. 2 Bog. gr. 8. (3 gr.) Eisenne Öfen von gar zu großen und dicken Platten soll ein guter Oekonom gegen kleinere und dünnere verfaßten. Für ein paar sehr gewöhnliche Ofenformen von mittlerer Größe, lehrt der Vf. auf eine ganz schickliche Weise, wie man eine gehörige Feuer- und Koch-Kammer anbringen, den innern Raum des Ofens in zweckmäßige Kanäle zertheilen, und durch eine Circulationsröhre nicht nur die heizende Oberfläche vermehren, sondern besonders auch die äußere Luft des Zimmers schnell erwärmen könne. Die Kochkammer soll (immerfort?) offen stehen. Auch wenn nicht gekocht wird? Für die häufigen euglichten, durchlöcheren Herdplatten sind die

gewöhnlichen irdenen Töpfe, sobald sie eine bestimmte Größe haben sollen, sicherlich nicht haltbar genug. Es schlägt daher für sie (falls man lauter eiserne nicht gebrauchen wolle) eine neue Form vor. Es ist gewiss kein des Dankes werth, wenn der Vf. dergleichen vortragen heise, und dann, etwa im Rückschmeißer, das mache, ob sie wirklich schicklich und halber ausgefallen; wider des Rec. Vermuthung! Auch ersuchen wir den Vf., einige Schreib- oder Druckfehler, besonders in der Vorrede, auf die Figuren, dergleichen einige Proportionen öffentlich zu verbessern. Die Schrift verdient wohl, daß allgemein verstanden werde. Gerne glauben wir es ihm, daß sich die sammtlichen Kosten, welche für die hiesige Zuriichtung eines solchen alten Ofens erfordert werden, in dem ersten Winter durch Holzersparnis ersetzen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 19. December 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: A. G. Richter's Anfangsgründe der Wundarzneykunst. Zweyter Band. Zweyte verbesserte Aufl. Mit Kupf. 1799. 514 S. — 3. B. 1790. 528 S. — 4. B. 1797. 428 S. — 5. B. 1798. 472 S. — 6. B. 1799. 476 S. 8.

Wäre der einzige Zweck der Recensionen, gute Bücher zu empfehlen und vor schlechten zu warnen; so käme eine Recension des vorliegenden Werkes viel zu spät. Allgemein hat sich dasselbe schon selbst empfohlen, es ist in den Händen jedes Wundarztes, auch selbst der gewöhnlichsten Classe, dessen Vermögenszustand die Anschaffung der nothwendigsten Hülfsmittel nur erlaube. Und welches könnte man ihnen auch mit mehrern Rechten empfehlen, besonders da es jetzt nach einem Stillstande von mehreren Jahren wieder fortrückt, und mit schnellen Schritten; so dass seine Vollendung nicht sehr weit entfernt mehr ist. Es ist dies Werk sehr vollständig, nicht bloß in Ablicht der Erfahrungen und Meynungen Deutschlands, sondern auch des Auslandes; Auswahl und Beurtheilung verrathen rechten praktischen Geist, ohne Vorliebe zu leeren Speculationen, aber doch auch entfernt von der plumpen Empirie, die jeden Versuch einer Theorie verachtet. Jeder Band giebt Beweise der schönen, gründlichen Beleuchtung mancher Krankheiten und Behandlungsarten durch die Theorie. Der Vortrag ist sehr deutlich und bündig.

Eine weitläufige Anzeige eines Handbuchs ist sehr unzweckmässig. Neben Plan und Behandlungsart in denselben, sollte sie, mit Uebergehung des Bekannten, sich vorzüglich über das ihm Eigenthümliche, Neue erstrecken. Aber es ist nicht möglich, dieses hier auszumitteln. Es ist das Schicksal des öffentlichen Lehrers, der nicht immer die Druckerpresse in Gang setzen will, dass er sich oft mit dem Bewusstseyn, Gutes und Neues an das Tageslicht gefördert zu haben, begnügen muss; indess so häufig seine Schüler es sich zum Nimbus für sich selbst faimen. Rec. verehrt in Hr. R. selbst seinen ehemaligen Lehrer, und so konnte er Manches dieser Art beobachten. Man muss sein Schüler gewesen seyn, um seinen wichtigen Einfluss auf die Vorbrowsische Ansicht innerer Krankheiten, ihre Genesis etc. beurtheilen zu können, weil er seine Meynung nur über wenige einzelne Krankheiten dieser Art bekannt werden liess. An diese hielt man sich nur. Man declamirte gegen den Gastricismus, aber hierauf kam es nicht. A. L. Z. 1799. Vierter Band.

an. Das Eifern dagegen wurde Modeton und dabey handelte man doch ganz im Geiste dieser Lehre, oder wer kühner war, verwechselte schwächende Abführungen mit noch schwächern Blausäuerungen! Richter erklärte sich im Allgemeinen selber (Medic. und chirurg. Beob. S. 183. 184.) sehr kräftig gegen sie. Wie man seine Aeusserungen über die Ruhr aufnahm, zum Theil mit blinder Uebertriebung, zum Theil sie subtiler ansinnend und ähnliche Mittel anpreisend, zum Theil auch mit pöbelhafter Wuth, ist bekannt; das Praktische derselben wird sich sicher halten, wenn auch der Theorienwechsel die rheumatische Materie längst weggespült haben wird. Seine treffliche allgemeine Ansicht aber, die unter den vorzeitigen sich sicher der Erregungstheorie am meisten näherte, nur dafs citem einzelnen Reize, dem gastrischen, eine zu grosse Herrschaft zugebilligt wurde, ward unmittelbar nur seinen Schülern bekannt. Rec. gesteht sehr gern, dafs er ihr eine nicht für schlecht gehaltene Tendenz seines Systems verdankt, und bey der Aehnlichkeit, die er in den Schriften anderer Schüler Richters fand, glaubt er, dafs diese dasselbe Geständnis der Billigkeit ablegen würden; so sicher als er überzeugt ist, das selbige einer Menge jetziger Aerzte aus der Seele geschrieben zu haben. — Bey der Gewisheit neuer Auflagen dieses Handbuchs, also der Möglichkeit einiger Verbesserungen, hält Rec. es für seine Pflicht, die ihm aufgekossenen kleinen Mängel auszuheben, und so tritt aus obigen Grunde der sonderbare Fall ein, dafs aus einem trefflichen Werke fast nur Mangelhaftes ausgehoben werden kann, und dieser wird die kleine Abweichung entschuldigen. Band 2. Der VI. hat das alternatürlichste System angenommen, nämlich nach Abhandlung der allgemeinen Krankheiten die speciellen nach den afficirten Theilen folgen lassen. Dieser und der folgende Band enthalten die Krankheiten des Kopfes. Zuerst find besonders lichtvoll die Kopfschmerzen abgehandelt. (Rec. würde sie Kopferletzungen genannt haben, da manche Krankheiten hier vorkommen, welche keine Wunden sind, z. B. Hirnerschütterung, Entzündung.) Zur Elevation ist hier der fast vergessene Dreyfuß wieder empfohlen, jedoch ist, statt des Tirofond, der bey Heister schon darunter liegende Haken an einer Kette darin aufgehängt. Sollte aber dieser Haken, vermöge seiner Krümmung, wenn er in die Höhe geschoben wird, nicht abgleiten? — Oben ist noch der Angriff zum Einschrauben des Tirofond geblieben (tab. 2. fig. 2.), welchen doch der Haken ganz überflüssig macht. — Die abgebildete Trepankron (tab. 3.) hat

Zzzz

hat auf ihrer äußeren Fläche noch Reifen, also ohne Noth noch etwas von dem Nachtheiligen der königlichen Kronen, bey welchen allein die raspelnde Fläche nöthig ist, da sie mit den Seiten nicht wirkt und so im Umfange nicht schadet, wenn sie glatt ist. So fichen auch die Zahne noch schiefl, und abgerechnet, dals hiedurch eine kleine Rückwärtsdrehung bey jedemmaligen Herausnehmen nöthig wird, um die Zahne zu lufen, so splittirn solche Zahne auch weit leichter in der sprödem innern Tafel des Hirnschädels. Läßt man die Zahne gerade stehen; so wird hiedurch auch ein Einwurf gehoben, welchen R. der Trephine macht, dals sie nämlich bey'm Zurückgehen nicht schneide und so nur halb so geschwind wirke. — Es giebt Fälle, in welchen die Trephine dem Trepanbogen sicher vorzuziehen ist, wenn man nämlich an die zu trepanirende Stelle in einer schrägen Richtung besser ankommen kann. — Wenn der Boden der Rinne nicht allenthalben gleich dünn ist, soll man sich (S. 194) allenfalls einer halben Krone bedienen können. Wird diese aber fest stehen und ruhig sich bewegen lassen? — Zum Ausheben wird besonders die Zange empfohlen. Rec. hat sie aber wirklich nicht so vorzüglich gefunden, da, wenn ihre Zahne schwach sind, sie abgleitet, und wenn sie stark sind, die Löffel nicht tief genug in die Rinne gebracht werden können; auch muß man für jede Krone eine andere Zange haben, damit der Bogen der Löffel dem der Rinne gleich ist. — Das Lemniscular ist in seiner gewöhnlichen Form abgebildet. Rec. hat sich immer gewundert, dals man an ihm nicht schon längst eine zweckmäßige Aenderung gemacht hat. Der linsenformige Knopf desselben soll, wie auch Hr. R. hier bemerkt, nicht zu breit seyn, damit er die harte Hirnhaut nicht zu weit abtrennt. Warum setzt man aber überhaupt einen runden Knopf auf ein plattes Messer, der an den Seiten immer zu breit abheben muß? Man gebe ihm doch in Zukunft die Gestalt eines schmalen Ovals! — Bey der Trepanation ist der Fall, wenn das Extravasat unter der harten Hirnhaut liegt und die Durchschneidung derselben nothwendig macht, hier ganz übergangen. — Dals die verborgene Hirnentzündung erst spät entsteht (S. 133), läßt sich doch schwerlich behaupten. Sie entsteht wahrscheinlich eben so früh, als die gewöhnliche, äußert sich aber nur später, da ihr Sitz die weiche Hirnhaut ist und die folgende Eiterung nicht durch Druck tödtet, sondern durch Zerstörung der Gefäße der Rindensubstanz des Hirns in einem großen Umfange. Die Erfahrung hat gezeigt, dals, wenn man bey den ersten Symptomen dieser Krankheit gleich trepanirte, man auch dann schon die weiche Hirnhaut vereitert fand, zum Beweise der schon früh dagewesenen Entzündung. — S. 91 wird die Frage aufgeworfen, ob nicht die spätern Extravasationen manchmal die Folgen einer gallichten Congestion wären und man sie deshalb nicht durch Brechmittel verhüten konnte. Hiergegen ist aber die Cosgellion bey dem Acte des Erbrechens in Anschlag zu bringen und wohl für überwiegend zu

halten. — Als Ursache des Schwammes der harten Hirnhaut wird eine Quetschung oder Absonderung der harten Hirnhaut vom Knochen an dieser Stelle vermuthet, (S. 162) und die Lücke im Knochen blos als eine Folge des von dem Fleischschwamme entstehenden Druckes angesehen. Dem Rec. ist Siebold's neuerlich angegebene Meynung, dals in dem Knochen der erste Ursprung liege, wahrscheinlicher. — Bey der Operation der Linsenlücke ist ein sehr leichter Handgriff übergangen, durch welchen es möglich wird, auch die rechte Lefze mit der rechten Hand wund zu schneiden, und dennoch die Lefze an ihrer innern Seite mit der linken Hand zu halten; man krenz'n nämlich entweder unterhalb die Hände, oder beugt von oben herum die Linke vor der linken Gesichtshälfte des Kindes herab.

Der dritte Band enthält blos die Krankheiten der Augen. Es ist bekannt, wieviel theoretisch und praktisch der berühmte V. bey ihnen geleistet hat. Sollte man auf die folgenden Bemerkungen gegen denselben den Bittern Ausdruck anwenden, dals sie nur Feilenstücke am Nagel eines Hinterfußes wären; so mag Rec. aber ihre Rechtmäßigkeit an einem Gedichte nicht nrtheilen, würde sich aber bey einem medicinischen Werke nie schämen, sie gethan zu haben, sondern es sich wünschen, immer keine andere als solche thun zu dürfen. — Dals bey der Augenentzündung Purgiermittel nur dann nutzen, wenn gastrische Reize Theil an ihr hätten, (S. 32) können wir nicht zugeben. Ueber den Gallicismus wollen wir hier nicht rechten, aber als schwache des Mittels und als ableitendes besonders, können Adellasse sie sicher nicht immer ersetzen, schon deshalb, weil sie nicht so fortgesetzt angewandt werden können. — Dals bey der Anwendung der Spiegglasbutter gegen *Staphyloeme* es immer rathsam sey, das obere Augentlid nicht mittelst des Fingers, sondern mittelst des Hakens aufzuziehen (S. 166), hiervon hat Rec. oft das Gegentheil gefunden, dals nämlich der Haken das Auge so unruhig machte, dals die Anwendung des Aezmittels dadurch weit unsicherer wurde. — Dem Ausleeren des Augapfels durch einen Kreuzschnitt bey einem unheilbaren und durch seine Grösse zu lästigen *Staphyloem*, findet Rec. das Öffnen durch wiederholtes Berühren mit der Spiegglasbutter, so wie er es einmal zufällig entstehen sah, vorzuziehen. — Die Behauptung, dals der angeborne graue Starr immer flüssig sey (S. 175), ist durch Itzler's von Schieffert bekannt gemachte Erfahrungen des Gegentheils, eingeschränkt. — Ein neues Kennzeichen des flüssigen Staars aus der Art, in welcher die Regenbogenhaut vorgetrieben ist, gab Himly in Loder's Journale an. Dasselbst findet sich auch eine Bemerkung über die graue Farbe der Pupille bey der Amaurosis. — Die von dem V. angenommene und hier empfohlne Stellung des Operateurs, mit dem Knie auf den Stuhl und dem Ellenbogen auf das Knie gestützt, verließ Rec. als unnöthig gezwängt und ängstlich, und halt es jetzt für besser, sich vor dem sitzenden Kranken zu stehen. — Richter erklärt sich hier ganz gegen

den Schnitt, der die Hälfte der Hornhaut übersteigt, weil die Oeffnung nie größer seyn konnte, als in der Gegend des Querdurchmessers der Hornhaut. Zum glücklichen Herausdringen der Linse gehört aber sicher nicht bloß eine solche Oeffnung der Hornhaut, welche die Linse durchlassen kann, sondern vorzüglich ein hinlängliches Vorwärtshängen der Regenbogenhaut, und dies hängt vorzüglich von der Größe der Oeffnung in der Hornhaut ab, weshalb auch Rec. Ware's Rathe, etwas über die Hälfte abzutrennen, wenigstens dann beytritt, wenn der Staar groß ist. — Als Vorzüge der Depression vor der Extraction, wird auch angegeben (S. 361), daß die erstere Operationsart leichter wäre und nach ihr nicht so häufige und heftige Entzündungen folgten, als nach der letztern. Sobald der Wundarzt aber eine nur etwas feste Hand hat; so wird er nach unserer Erfahrung doch immer lieber die Extraction verrichten, weil er bey ihr sein Instrument immer unter Augen behält, und nicht mit ihm so im Trüben ficht, als bey der Depression. So fand Rec. auch gar nicht, daß die Depression seltner heftige Earzündungen verursache, und den Grund bievon darf er nicht in seinen Handgriffen suchen, weil die Vergleichung einer bedeutenden Anzahl von durch Andere auf beide Art verrichteten Operationen, ihm dasselbe Resultat gab. — Zur Oeffnung der Kapself bedient sich der Vf. des *Cystitome*, von *Lasagne*, und empfiehlt es hier auch vor allen andern. Rec. findet es hübschen mit fast allen Neuern höchst unbequem und unsicher, und den Gebrauch eines unverdeckten nicht so scharfen oder spitzigen Instrumentes weit bequemer und in einer sichern Hand sicher genug. — Bey der Art von *Augenwasserfucht*, deren Sitz die Glasfeuchtigkeit ist, ist (S. 393) ausdrücklich angegeben, daß sich dieselbe in diesem Falle jedoch nicht bloß anhäufe, sondern gemeinlich zugleich ihre Consistenz verliere, und widernatürlich dünn und wässerich werde. Hiebey ist wohl übersehen, daß die eigentliche gläserne Feuchtigkeit, die in den Zellchen des Glaskörpers enthalten ist, immer dünn und wässerich ist, daß wir noch gar keine Beweise haben, daß sie in diesen Fällen wirklich dünner sey, sondern daß sie nur in Uebermaße in den Zellen enthalten zu seyn scheint. — Die Behandlung schieflender Augen finden wir nirgend. — Endlich finden wir in den zu diesem Theile gehörigen Abbildungen der Instrumente einige Unrichtigkeiten, die von Einfluß sind, da sie mehreren Instrumentennachem als Modelle dienen. Die Taf. III. abgebildeten Augenscheeren, haben längere Griffe, als daß sie so sicher anzuwenden wären, als der Vf. es (S. 286) selbst verlangt. Das *Cystitom* hat die Krümmung, die der Vf. (S. 295) selbst verwirft. — Taf. II. ist *Desmours's* Augenhalter auf die Cornea gesetzt, da er auf die Sklerotika gesetzt werden muß.

Der vierte Band enthält die *Krankheiten des Mundes, des Halses und der Brust*. — Da der Vf. selbst zugeibt, daß in einzelnen Fällen bey sehr hohen Mandeln die Ligatur dem Schnitte vorzuziehen ist; so waren

auch die hiezu nöthigen Instrumente und Handgriffe anzugeben gewesen. — Bey den Zahnkrankheiten finden wir die bey dem Ausbruche der Weisheitszähne noch zu kurze Kinnlade und die zu lange Kinnlade (Hunter) nicht. — Bey dem Beifraß der Zähne wäre *Hirsch's* Behandlung des Winddorns der Zähne mit Ausbohren und Brennen hinzuzusetzen, auch seine Steinkitte. Ferner nach *Hunter's* trefflicher Idee das Ausziehen, Todtkochen und Wiedereinsetzen des cariosen Zahnes. — Ueber die so häufig vorkommende Operation des Zahnausziehens geht der Vf. auf 6 Seiten zu schnell weg. Unter den üblichen Instrumenten ist selbst die Zange nicht einmal mit aufgeführt. Von der Anlegung der Instrumente, ihrer Wahl für diesen oder jenen Zahn, findet sich gar Nichts. Dafür sind zwey neue vom Dr. Gorz in Mietau erfundene Instrumente abgebildet und zum Versuchen empfohlen. Das erste ist ein Geißfuß mit einem Ueberwurfe, man vergleiche es aber einmal mit dem alten fast vergessenen Ueberwurfe (z. B. in *Bücking Anweisung zum Zahnausziehen tab. II.*) und man wird wenig Neues an demselben finden. Indess das Instrument ist sicher brauchbar, und es ist ganz verdienstlich, an den alten Ueberwurf wieder zu erinnern, der recht gut wirkt, wenn man ihn nicht zum Umreifen anwendet, sondern zum Herauschieben mit der Steinmistrige, gleich wie den Geißfuß, wie auch *Schultens* ihn schon nennt. Das zweyte Instrument ist dasselbe, nur für die hinten Zähne eingerichtet. Es soll auf dieselbe Art wirken (S. 165). Dies thut es aber darchaus nicht, sondern es wirkt ganz auf die Art des englischen Schlüssel, hat aber das Schlimme, daß dem Haken entgegen eine scharfe Schaufel wirkt, und es hindurch, wie dem Rec. Versuche gelehrt haben, nur die Krone abbeißt, als künfte man sie vorzüglich mit einer scharfen Zange ab. Dies zweyte Instrument muß Rec. deshalb für ganz unbrauchbar erklären, man müßte denn das Abbeissen der Krone zur Pflicht haben. — Die englische Hebezange wird hier gegen einige Einwürfe vertheidigt, weil sie den Vorzug hat, daß sie den Zahn gerade aufwärts auszieht. Insofern hiebey die Kinnlade am wenigsten leidet, ist dies wirklich ein Vorzug, nach Theorie und Erfahrung gegentheils aber auch ein Fehler. Man versuche nur einmal, einen nicht ganz kleinen Nagel bloß durch einen geraden Zug ausziehen, und man wird schon Schwierigkeit finden, und hier ist doch nur ein Keil herausziehen; gilt es nun aber einen Zahn mit nur etwas divergirenden Wurzeln und wird nicht durch einen Seitendruck die Zahnhöhle zugleich erweitert; so muß man eine Kraft anwenden, unter welcher Rec. sein sehr starkes Instrument sich beugen sah, und die nach dem Baue des Instrumentes erst den Zahn zusammenbrückt, ehe sie ihn aushebt, von welchem allen das Resultat ist, daß man manchen Zahn mit diesem Instrumente gar nicht zu heben vermag, sondern mit der stärksten Anstrengung bloß seine Krone abbrechen kann. — Die am Kopfe vorkommenden Krankheiten werden hier mit den Zahnkrankheiten

geschlossen. Von den Brüchen und Verrückungen, die an denselben vorkommen, findet sich Nichts, weil diese beiden Knochenkrankheiten wahrscheinlich im Zusammenhange vorgetragen werden sollen, welches Rec. auch für sehr zweckmäßig hält. Aber auch die *Gehörkrankheiten* sind darin übergangen, wovon Rec. den Grund nicht einseht, da doch die Augenkrankheiten in demselben vollständig abgehandelt sind. — In dem Kapitel von den *fremden Körpern im Darmkanale* findet sich blos die Warnung vor solchen Mitteln, die eine schädliche Auflösung dieser Substanzen, wie z. B. die Säuren beym Kupfer und Bley, bewirken. Dagegen hatten aber auch einige wohlthätige Auflösungsmittel empfohlen werden sollen, von deren Nutzen wir schon Erfahrungen haben, z. B. des Essigs bey verschlucktem Eisen, des Quacksilbers bey verschlucktem Silber. — Für die Gärtnerey fügt Rec. noch eine sichere Anzeige hinzu, welcher *Rosendist* mit dem glücklichsten Erfolge folgte, nämlich den Fall, wenn nach einem geschlossenen künstlichen After das Misere entstanden ist, da dann die Stelle der Verstopfung dem Wundarzte mit großer Wahrscheinlichkeit angedeutet ist. — (Bey Gelegenheit der *paracet. thoracis* macht hier Rec. auf einen sehr gefährlichen Fehler in einem andern mit Recht gebrauchlichen Handbuche, nämlich in *Heubner's* Uebersetzung des *Bell*, aufmerksam. Hier ist nämlich die Vorschrift gegeben, daß man, um die *arteria intercostalis* nicht zu verletzen, ja den Rand der untern Rippe vermeiden solle. Folgt man dieser Vorschrift; so wird man sie auferst leicht verletzen. Der *untere Rand* der obern Rippe muß vernieden werden.) — In dem Kapitel von der *Eröffnung der Brusthöhle*, ist es ein Mangel, daß von der Anbohrung des Brustbeins gar Nichts gesagt ist. Auch hatten die Contusionen der Brust eine weitläufigere Behandlung erfordert. — Zur Heilung

der *Milchfistel* wird blos die Hemmung der Milchabsonderung empfohlen. Rec. behandelte vor Kurzem eine solche Fistel, die in den ersten Monaten des Säugens entstand. Er vertrieb aber die Milch nicht, sondern setzte die Fistel nur in Entzündung, wodurch sie sich schloß, und das Säugen nicht gestört wurde. In solchen Fällen ist ein solches Verfahren rathlicher.

(Der Beschluß folgt.)

KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, im Magazin für Literatur: *Kinderalmanach* auf das Jahr 1800, von G. C. Claudius. 140 S. 16.

Hr. C. fährt fort, die Jugend auf das Conventiönelle im geselligen Umgange aufmerksam zu machen. Daher führt auch dieser Almanach den innern Titel: *Erste Bildung der Kinder für den geselligen Umgang, zweyte Abtheilung*. In acht Erzählungen, die ziemlich eilertig hingeworfen sind, werden die jungen Leser belehrt, daß auch Vornehme sich nachgiebig und artig gegen Geringere betragen sollen, daß man sogar überhülich seyn könne, daß Kinder gegen die Bedienten des Hauses artig seyn, sich nicht überweise dünken, nicht vorzeitig über größere Leute urtheilen, nicht dazwischen sprechen, nicht in fremden Zimmern allein bleiben dürfen etc. Aufser der Titelvignette, ist dieser Almanach mit zwey Kupfern versehen, deren eins einen überhöflichen Knaben vorstellt, welcher einer Bauersrau die Hand küßt, das andre die übeln Folgen veranlaßt, welche daraus entstehen können, wenn man in einem fremden Zimmer allein bleibt. Wir können über diesen Almanach kein andres Urtheil fällen, als daß er ganz mittelmäßig sey.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. Leipzig, b. Grassé: *Ueber die wichtige (richtige?) Benützung und weise Benützung menschlicher Leiden, in drei besondern Abhandlungen. Eine Anweisung für Religionslehrer zu einer weisen Behandlung leidender Menschen. Nebst einem Religionsvortrage bey Gelegenheit einer großen Feuersbrunst, durch welche bayreuth eine ganze Stadt in Thüringen in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. Ueber die beste Ausrüstung nitelstiger Gefühle*. 1799. 51 Bog. 8. (6gr.) Zur Ehre selbst ganz neu angehender Prediger und zur Rechtfertigung der Heiden, bey denen sie gepflichtet worden sind, wollen wir hoffen, daß diese Anweisung zur weisen Behandlung leidender Menschen für sie zu spät kommen werde. Sie mußten als Lehrer des Volks sehr Geistesarm seyn, wenn sie derselben noch bedürfen, oder darin noch etwas Neues finden sollten. Dieser ganze, wahrscheinlich nur zur Anlockung mehrerer Käufer beygefügte Zusatz kann auch nur höchstens auf die erste Abhandlung, oder vielmehr Rhapsodie über das Thema: „gibt es auch noch außer der Sünde an-

dere wahre Uebel in der Welt, und darf auch der Christ im Gefühle derselben klagen und weinen?“ (eine wunderliche Frage) Beziehung haben, wo zuletzt mit ermüdenden Taxologien der Gedanken, daß man dem Leidenden seine Noth zu fühlen, nicht verwehren und ihm nicht zu früh Trost aufdringen dürfe, vorgetragen wird. Die übrigen beiden, ob man sich mit der Erinnerung an fremde Noth aufreizen dürfe, und wie man fremde Leiden benutzen müsse, sind nichts als gewöhnliche bey dieser Gelegenheit zum Besen gegebene Paraphrasen, nicht ohne ganz neue doch meistens sehr gemeine Gedanken, mit manchen Uebertreibungen dergeßelle und größtentheils in einer ziemlich vernachlässigten Schreibart vorgetragen — vermuthlich ursprünglichen Predigten, denen man ihre erste Form genommen hat. Die wirklich unter diesem Namen beygefügte Predigt, ist noch der erträglichste Aufsatz, den man keiner auffallenden Fehler bezücheln kann, ohne daß er sich übrigens, wie *alles Andere*, in mindestens über das Mittelmäßige erhebe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. December 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *A. G. Richter's Anfangsgründe der Wundarzneykunst etc.*

(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der fünfte Band handelt vorzüglich von den wahren Brüchen. Des Vfs. treffliche Abhandlung von den Brüchen, ist zu ihrer Zeit in diesen Blättern angezeigt (1786. Nr. 217), man findet hier aber durchaus keinen neuen Abdruck derselben, sondern den zweckmäßigsten compendiarischen Auszug, in welchem die neuern Beobachtungen zugleich nachgetragen sind, z. B. *Chopart's* Beobachtung eines Rückenbruchs. So ist hier auch ein anderes Messer zum Einschneiden des Bruchringes und eine andere Tabaksrauchmaschine abgebildet. (Die Klytiere von Tabaksrauch und Tabaksabsud scheint R. für gleichwirkend zu halten; es scheint doch aber, dass die letzten narkotischer wirken. — Der äußere Gebrauch der Napha bey eingeklemmten Brüchen, hätte eine Erwähnung verdient, obgleich dies Mittel in solchen Fällen wohl nichts, als eine kostbare Kälte bewirken mag.) Vor den Brüchen sind noch einige andere Krankheiten des Unterleibes abgehandelt, über welche wir noch ein Paar Bemerkungen hinzufügen wollen. Die *Kürschnernath* lässt Hr. R. mit einem einfachen Faden machen. Zweckmäßiger ist es, zwey Fäden von verschiedner Farbe zu nehmen, die sich mit geringerer Gefahr, die Verklebung des Darms mit dem Bauchfelle loszureißen, ausziehen lassen, wenn man den einen oben und den andern unten dicht am Darne abgeschnitten hat, und beide dann zugleich herauszieht. — Das beste Unterscheidungszeichen zwischen der ausgedehnten Harnblase und der Bauchwassersucht giebt das Karketeriliren. — Glückliche Fälle der Abzapsung durch den Nabel, lieferte Dr. *Schanz* (in *medic. chirurg. Zeitung*. 1794. Beyl. zu Nr. 22.) — Der Mittelpunkt einer vom Nabel bis zur vordern Ecke des Randes des Hüftbeins gezogenen Linie, und der Kreuzungspunct der vom Nabel zum Rückgrade und von den falschen Rippen zum obern Rande des Hüftbeins gezogenen zwey geraden Linien, fallen nicht auf Eine Stelle. *Sabatier* wählt den letzten, weil er weiter nach hinten fällt, wo die geraden Bauchmuskeln nicht durch den Strich verletzt werden können, wenn sie sich durch die Ausdehnung des Bauches bis zu dem ersten Purcioe vorgefrängt wären. — *Savigny's* elastischer Troikar scheint uns empfehlenswerth zu seyn. — A. L. Z. 1799. Vierter Band.

seyn. — Im Kapitel von der Bauchwassersucht findet sich unter der Aufschrift: *Hautwassersucht*, auch die Anweisung zum Skarificiren ödomatöser Theile. Man wird dies in diesem Kapitel nicht leicht suchen, auch handelte der Vf. im ersten Theile bey der Wasserschwulst davon, jedoch rath er jetzt, mit des Rec. voller Beystimmung, weniger ängstlich zu dieser oft sehr erleichternden und dem Brande gerade vorbeugenden Operation.

Der sechste Band enthält die Fortsetzung der Krankheiten des Unterleibes. Den aus dem vorigen Bande noch übrigen wahren Brüchen folgen die falschen. Bey dem Wasserbruche würden wir Bell's in Absicht der Diagnostik sehr zweckmäßige Eintheilung in *hydrocele anasarca* und *encysted* nicht übergangen haben. Obgleich Bell's Schrift nicht unbenutzt blieb, z. B. im Kapitel vom Krebs am Hodensack; so finden wir hier doch nicht die verbesserte Art der Operation durch das Haarfeil, dass es nämlich oben zuerst eingestochen und dann dilatirt wird, wozu dort die Instrumente abgebildet sind. So findet sich auch daselbst das brauchbarste Instrument zur Einspritzung, nämlich mit dem längern Röhren an der Spritze oder Blase, wodurch das scharfe Ende des kürzern Röhrens am Troikar gedeckt wird; hier ist es übergangen. — Bey der Castration ist der unglücklichste Ausgang §. 153. ausgelassen, dass nämlich der Operirte zuweilen in den ersten Tagen unter heftigen Krämpfen stirbt. — Die gewöhnliche Flasche an *Juvile's* Harnrecipienten hat gar zu wenig Capacität, welchen Fehler man dadurch heben kann, dass man ihr eine längliche Gestalt giebt. — Der angeborene Vorfall der umgestülpten Harnblase (s. *Bonn*, *Roese* etc.) hätte auch erwähnt zu werden verdient, da er wirklich so selten nicht ist und der Wundarzt bey ihm durch einen Urinhalter eigner Art helfen muss. — Gegen *Nuck's* Harnrecipienten haben wir besonders einzuwenden, dass er den Harn nicht blos in der Blase zurückhält, sondern ihn bis an die zusammengedrückte Stelle der Harnröhre kommen lässt, wo er dann leicht eine Fistel erregt. Indess in Einem Falle ist er doch anwendbar, nämlich um vor dem Streichnirt die Blase farr ausgedehnt zu erhalten. — Das von *Le Rouge* empfohlne Instrument, den Harn bey Weibern zurück zu halten, findet der Vf. dem von *Desault* vorzuziehen, beschreibt es aber nicht, und Wenige nur sind doch im Stande, das *Journal de Medecine* etc. deshalb nachzuschauen.

Für das Allgemeine hat Rec. nun noch ein Paar Wünsche. Ein großer Theil unserer gewöhnlichen Wundärzte versteht nämlich gar zu wenig Pharmacie,

Aaaa

mischt Kalkwasser mit Bleywasser etc. und hängt an obsolekten angebornen Formeln. Möchte Hr. R. sich doch auch hierin ihrer annehmen und eine Auswahl guter Arzneiformeln anhängen! — Der zweyte Wunsch ist, daß überall der nothige Verband ausführlich genug angegeben seyn möchte.

GÜTTINGER, b. Dieterich: *A. G. Richter's Anfangsgründe der Wundarzneykunst. Erster Band. Dritte Auflage.* 1799. 8.

In den zwölf Jahren, die seit der Erscheinung der zweyten Auflage dieses Werks verlossen sind, schritt zwar die Wundarzneykunst weniger vor als in der frühern Periode, da ihre Mängel noch auffallender waren, aber sie machte doch immer so bedeutende Fortschritte, nicht blos in der Behandlung einzelner specieller Krankheiten, sondern durch den Stofs, der von Wien ausging, auch im weitem Umfange, daß wir diese neue Auflage des würdigen Gelehrten, dessen Lage ihm nicht still stehen laßt, mit großer Begierde zur Hand nahmen. Die neue Auflage ist nur um 4 Seiten größer, statt des Postgenutwerbladers von Götz ist der von Kisten beygefügt und nur in dem Kapitel von den Schusswunden finden sich beträchtliche Änderungen. Rec. will nicht mit dem Vf. darüber hadern, daß er so gar keine Notiz von neuem Schriftstellern nahm, die den feinen geräde entgegenge-setzte und nicht ungegründete Grundsätze äußerten, wie z. B. über die Behandlung des Beinfrakts, das Öffnen der Geschwüre etc. Der Vf. arbeitet fleißig an der Fortsetzung des Werkes, und es möchte vielleicht deshalb manches in der neuen Auflage un-geändert bleiben. Verschweigen durfte es aber die Kritik nicht. — Bey der Behandlung der Schusswunden ist auf Hunter und Jackson's Autorität die Anwendung der Einschnitte zum Theil ganz verworfen, zum Theil sehr eingeschränkt, eben so das Abfluchen und Ausziehen der fremden Körper und die schnelle Amputation. (Die in diesem Kriege, wenigstens in den preussischen Spitalen, gemachten Erfahrungen, stimmen hiermit völlig überein.)

LEIPZIG, b. Heinsius: *Ueber Familienkrankheiten, besonders die scrophelartigen, und deren beste Heilmethode.* Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen. 1799. 424 S. 8. (1 Rthl.)

Unter Scropheln versteht der Vf. gewisse noch unbe-kannte Wirkungen einer allgemeinen und unbe-kannten Ursache, scropheltes Gift genannt. Die Zu-fälle des scrophelösen Zustandes, der sich durch die ihm eigenen tiefschwellte und Vereiterungen bezeich-net, nennt der Uebersetzer in seiner Sprache scropheli-tes Leibesbeschaffenheit, wenn sie anwandelbar und immer dauernd, und allen Subjecten, obwohl in ver-schiedener Stärke, gemein sind. Scropheltes Krank-heit nennt er die Zufälle, die, wie die Geschwülste selbst, nur zufällig und vorübergehend und auf un-endliche Weise verschieden sind. „Ich beobachte be-ständig, heisst es in der äußerst fehlerhaften Sprache, die in ganzen Buche herrscht, daß mit der scropheli-

ten Leibesbeschaffenheit ein phlegmatisches Tempe-rament, voller Feuchtigkeiten damit verbunden ist,“ in dem Blute und in den Säften der Scrophulösen über-haupt, ist der leimige Stoff widernatürlich entwickelt, und die Geister, unter denen der Vf. sehr sonderbar Weise auch die im Körper befindliche Luft be-greift, erregen bey den an Scropheln kranken Perso-nen, eine gar große Menge von bösen Zufällen. Die Angriffe der Scropheln auf den Kopf, leitet er von einer allzu starken Wirkung der Luft ab, und es sey ziemlich wahrscheinlich, daß sich die Luft in zu großer Menge zwischen die harte und weiche Hirn-haut teile. Der Sitz der Scropheln sey in dem Zell-gewebe; von diesem rühre die Schmerzhaftigkeit der Theile bey dem Druck, das Ziehen im Munde, und auch ausserdem eine Menge von scrophelösen Zufällen her. Ueberhaupt sey die ganze Fleischmasse bey der Scrophelkrankheit verderbt, und daran hänge die schlechte und ungleiche Eiterung und Vernarbung der scrophelösen Geschwüre ab. Der widernatürlichen Beschaffenheit der Einsaugungsorgane und der Drü-sen, scheint der Vf. nur eine untergeordnete Rolle bey Bewirkung der Scrophelkrankheit zuzuschreiben, und diese Idee, die er nicht einmal, bey aller seiner Ekel erregenden Unmöglichkeit, deutlich auseinan-der gesetzt hat, ist die einzige, durch welche sich dieses Werk auszeichnen möchte. Das „hauptsäch-liche Erregungswerkzeug der scrophelischen schlechten Anlagen ist nichts anders, als die Wirkung der Atmosphäre; ihre Wirkung auf unsre schlechten An-lagen ist es, die das wesentliche zurückkehrende Symptom der Scropheln bildet.“ — Der Vf. empfiehlt ein Mittel, welches das einzige angemessene Heilmittel sey, das man bis jetzt wider die Scropheln besitzt: Hr. Coste habe ihm dasselbe entdeckt. Dieses Mittel besteht aus Scammonium, schweifestreihendem Spie-gel, Wermuthsalz, auflösendem Eisenassa, Pulver von Kellereiseln, alicantischer Seife und mineralischem Mohr. Das Mittel würde im höchsten Grade schäd-lich werden, wenn man den Rath des Uebersetzers befolgen, und, statt des mineralischen Mohrs, zu 7 Unzen Masse, 3 Unzen von Hahnemann's auflös-lichem Quecksilber mischen wollte. Dieses Mittel soll auch bey der Kothung der hitzigen Krankheiten sehr gut, wider die Wechselfieber so specifisch, als die Fie-berrinde, und wider viele andere Krankheiten von ganz vorzüglichem Nutzen seyn. Die Proben, die wir gegeben haben, zeigen an, daß die Uebersetzung, die von Straßburg aus datirt ist, dem Gehalte des Werks entspricht.

DORTMUND u. LEIPZIG: *Der Arzt für alle Menschen.*

Ein Hülfsbuch für die Freunde der Gesundheit und des langen Lebens. Zweyter, und letzter

Band. 1798. 340 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Dieser Theil enthält Erläuterungen über sehr viele medicinische Gegenstände, die für das Publicum von Wichtigkeit seyn können, nebst Anleitung in vielen Fällen, wo nicht sein eigener Arzt zu seyn, doch wenigstens gewisse Classen von Heilmitteln richtig zu beur-

beurtheilen, und, besonders in diätetischer Hinsicht sich selbst rathen zu können. Der *Vf.* handelt im Anfang von den allgemeinen Hülfsmitteln, die von vielen Menschen als Vorbauungsmittel zu gewissen Zeiten des Jahres gebraucht werden, von den Bädern und Gesundbrunnen, den Blutaussäuerungen, dem Brechen, Purgiren, Schwitzen. Darauf handelt er von allen Arten der Quackalberey, desgleichen vom Selbstcuriren, Hausapotheken u. dgl. fast zu weitläufig, so wie auch von der Gesundheit der Gelehrten, der Landleute, und von den Mitteln ein hohes Alter zu erlangen. Nach diesem folgen unter der Aufschrift: moralische Gifte, Geschichten von Unglücksfällen, die durch Aberglauben, Vorurtheile, Scherz u. dgl. veranlaßt wurden, aus bekannten Volkschriften gezogen, dann die physischen Gifte nebst deren Gegenmitteln, Hülfsmittel für Scheintöde, Entbundene, Neugeborene, Vorsorge für die Augen, Zähne, Ohren. Unter der Aufschrift: *Guter Rath* und unschuldige Mittel gegen mancherley Uebel, sind Heilmittel wider 35 Krankheiten angegeben, so wie auch wider viele, besonders hitzige Krankheiten das Verhalten angeordnet ist. Im Anhang wird von den Temperamenten, den Kennzeichen des Todes und von Leichenbäuern gehandelt. Am Ende stehen noch Gesundheitsregeln für 25 Arten von Künstlern und Handwerkern, die auch besonders abgedruckt sind.

Der Plan zu diesem Arz für alle Menschen ist nicht gar angelegt, und in vielen einzelnen Theilen desselben findet sich ein unangenehmes Mißverhältniß, besonders bey Nr. o. Quackalberey, wo der *Vf.* sogar Quackalberzettel hat abdrucken lassen. Unter der Aufschrift: *Guter Rath* und unschuldige Mittel gegen mancherley Uebel, Reben Magenkrampf und Rothlauf, Fallsucht und Kopflaue, Krätze und Herzklopfen, Schwindel und Wechselfieber neben einander, so wie es auch sonderbar ist, daß der *Vf.* die Lehre von den Temperamenten und von den Kennzeichen des Todes an einander gereiht hat. Bey Ausarbeitung der einzelnen Artikel hat sich der *Vf.* verständlich auszudrücken gesucht, und in so fern ist das Buch seiner Bestimmung angemessen; aber er ist oft viel zu weitläufig, und scheidet das Wesentliche von dem Auserwessentialen nicht genug ab, und ist doch dabei auch bey Dingen, die in einem Volksbuche von erster Wichtigkeit sind, sehr unvollständig. Wenn auch dieses, daß fast überall Krankheitsmaterien, Schärpen der Säfte u. dgl. zum Grund gelegt werden, durch die Vorstellungsart, von welcher der *Vf.* sich nicht losmachen kann, entschuldigt werden könnte; so bleibt es doch in einem Volksbuche, welches Menschen aus allen Ständen in den Stand setzen soll, sich in Krankheiten von mancherley Art selbst helfen zu schaffen, und sich in medicinischen Dingen leicht zu berathen, unersässliche Bedingung, in den Regeln, die das Verfahren leiten sollen, möglichst zu fihnen zu seyn, und wider diese Regel hat der *Vf.* oft gehandelt. So hat er z. B. über das Blutlassen bey dem Leintode S. 289—291, so viel als nichts bestimmt,

und doch ist das Blutlassen selbst das Oessnen einer Schlagader empfohlen. Es wird den Nichtarzt ihre führen, wenn er liest: daß manche Scheintöde durch Wärme, manche durch Kälte, gereizt werden müssen. Wann hat er die Kälte, wann die Wärme als Reizmittel anzuwenden? Ueber den Schaden des Aderlassens bey gewissen Arten des Scheintodes sind blos Autoritäten angeführt, da dieser Schaden durch Gründe hätte erwiesen werden können und sollen. Viele Verhaltensregeln und Vorschriften zur Heilung der Krankheiten, sind nicht genug bekümmert, oder bedenklich. Man soll von 1 Stunden bis zu zwey Stunden im Bade bleiben; man soll unter das Wasser Seife oder Salz mischen. Unter den Regeln zum Baden stehen viele, die nicht dahin gehören, und bey dem allen sind doch die Fälle nicht bestimmt, wo kalt oder warm gebadet werden muß. Wenn ein Zahn hohl ist, und man es äußerlich nicht sieht; so soll man nur mit einem Schlüssel darau klopfen; man werde gleich fühlen, welches der hohle ist, durch den Schmerz. Das Nöken-Sadebaum-Kajeputoh, und viele andere brennende Oele, sind nach dem *Vf.* unschuldige Mittel, um sie in den hohlen Zahn zu legen. Man soll das wählen, welches man bekommen kann. Am besten ist der Artikel von dem Keichhusten ausgearbeitet, wo der *Vf.* den Gebrauch der Brechmittel gehörig einschränkt. Merkwürdig ist auch die Bemerkung des *Vf.*, daß ihm Fälle bekannt seyen, wo Leute im Wasser todt gefunden worden wären, die sich durch das Anfaugen der Blutigal zu Tode geblutet hätten.

SR. PÖLTEN, b. Laitree: *Jan Peterfen Michell's Abhandlung von den Nervenkrankheiten.* Eine von der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Utrecht gekrönte Preisschrift. Aus dem Lateinischen übersetzt mit Zusätzen und Anmerkungen, von Joseph Eyerel. 1798. 223 S. 8. (16 gr.)

Dieses Werk ist eine erträglich gerathene Uebersetzung einer Schrift, die die Beantwortung der im Jahr 1783 von der auf dem Titel genannten gelehrten Gesellschaft aufgegebenen Fragen enthält: *Welches sind die natürlichen, oder aus der Lebensordnung entstehenden Ursachen der Nervenkrankheiten in Holland? Welches sind die Unterscheidungszeichen derselben? Welches sind die besten Vorbauungs- und Heilmittel gegen dieselben?* Diese Fragen sind viel zu umfassend, als daß sie insgesamt vom *Vf.* in dieser kleinen Schrift genuthuend hätten beantwortet werden können; aber seine Erläuterungen über die Ursachen, welche machen, daß die Nervenkrankheiten in Holland jetzt häufiger als sonst vorkommen, sind nicht unwichtig, wenn auch die von ihm angeführten Ursachen meistens keine andern, als solche sind, die in großen Städten und überhaupt da statt finden, wo viele Menschen in einem engen Raum beisammen wohnen. Der Lust in Holland schreibt er mit Recht große Einflüsse bey Erregung der Nervenkrankheiten zu. Durch die vielen künstlichen Anle-

gen ist der Boden in diesem der See entziffenen Lande gleichsam umgeschaffen worden. Das Wasser bewegt sich in den Kanälen langsam: die vielen Sümpfe, die von Durchbrechung der Dämme, an den Stellen, wo Torf gegraben worden ist, und überhaupt in den vielen niedrigliegenden Gegenden des Landes entstehen, verpesten die Luft auf dem Lande, und in den Städten geschieht eben dieses durch die mancherley Gewerbe der Bürger. Die große Zahl volkreicher Städte, der Handlungsgeist, der große Gemüthsbewegungen veranlaßt, der Luxus auf der einen, und der drückende Mangel auf der andern Seite, erzeugen offenbar viele Nervenkrankheiten. Viele Krankheiten sind in Holland häufiger geworden, die Schwäche der Verdauungsorgane, die Krankheiten der zu den Geschlechtsverrichtungen bestimmten Organe, das beschwerliche Schlingen und besonders die Bruttbechwerden. In Rotterdam starb in den Jahren von 1771 bis 1774 der dritte bis vierte Theil der Einwohner (soll wohl heißen, der dritte bis vierte Todte) an der Lungefucht. Recht gut zeigt der Vf., wie verzerrte Erziehung, zu frühes Anstrengen der Kinder zu ernsthaften Beschäftigungen des Geistes, die Begünstigung der zu frühen Entwicklung des Geschlechtstriebes, die vernachlässigte Abhärtung des Körpers gegen die Einwirkungen der Witterung, die zu scharfe und zu erhaltende Nahrung, die Ueberladung mit Nahrungsmitteln aller Art, mit geistigen Getränken, mit Kaffee und Thee (hier hatte der Vf. die großen Nachtheile des dünnen Kaffees und des starken Thees, der in Holland in großem Uebermaße genossen wird, genauer berühren sollen) der Mißgung, der Gebrauch von vielen zum Theil erschlassenden, zum Theil heftig angreifenden und ausleerenden Arzneien, der auch mit durch die große Menge von Aerzten und Quacksalbern veranlaßt wird, die Nervenkrankheiten in Holland begünstigen und erregen. Er hatte zugleich die vielen Fabriken in diesem Lande, die wenigstens bey dem ehemaligen blühenden Zustande desselben sehr viele Krankheiten der in denselben beschäftigten Arbeiter veranlaßten, nicht übergehen sollen. Ueberhaupt sind die Ursachen der Nervenkrankheiten, die er angiebt, allen Ländern, die eine starke Bevölkerung, große Städte und viele Einwohner von sitzender Lebensart haben, gemein, und der Vf. hat offenbar auf das zu wenig Rückicht genommen, wodurch sein Vaterland und seine Nation sich besonders auszeichnen. Die Vorbauungsmittel gegen die Nervenkrankheiten beziehen sich ganz auf Entfernung und Vermeidung der Ursachen. Die Kleider aus thierischen Stoffen halt der Vf. für wirksamer zur Abhaltung der Nervenkrankheiten; als die aus Leinen und Baumwolle, und dieses mag in einem Lande, wo die Ausdünstung durch die kalte Luft so leicht gehemmt wird, allerdings so seyn. In trockenen und warmen Gegenden sind aber die eng anliegenden flanelleten Unterkleider nicht so allgemein nützlich, als sie von vielen Aerzten angegeben werden. Auch über die Heilung der Nervenkrank-

heiten giebt der Vf. kurze Vorschriften. Mit Recht ist seine erste Regel: die Abänderungen und Ausleerungen müssen in den natürlichen Zustand gebracht, und in diesem erhalten werden, und dieses muß weniger durch ausleerende Mittel geschehen, mehr durch kramplindernde. Die natürliche Thätigkeit der Gedärme sucht er durch Alaun mit Schleimen verbunden, und durch andere reizende Mittel, desgleichen durch eisenhaltigen Salmiak zu erhöhen. In andern Gegenden, wo die Nervenkrankheiten mit übermäßiger Empfänglichkeit der belebten fester Theile gegen Reize verbunden sind, werden diese Mittel oft schaden. Ueberhaupt sucht der Vf. die Nervenkrankheiten fast durchaus durch tonische und erregende Mittel zu heilen, durch kaltes Wasser, Eisen, Fiebertinde, Catechusaf, Schleimharze von der reizenden Art u. dgl., die bey Nervenkrankheiten, die mit Atonie der belebten Faser verbunden sind, vortreffliche Dienste leisten, bey andern dagegen, die mit übermäßiger Zärtlichkeit und Empfänglichkeit der Faser gegen Reize verbunden sind, die Krankheit oftmals in einem hohen Grad vernehren. — Die Zusätze und Anmerkungen des Hn. E., die mit S. 157 anfangen, sind von sehr geringer Erheblichkeit, und befinden in ausgeschriebenen langen Stellen aus bekannten Büchern.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Medicinische Beobachtungen*. Eine Auswahl aus den *Notis Actis* der kaiserl. Akademie der Naturforscher. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. L. Ch. W. Coppel, Privatlehrer der Medicin in Göttingen. Erster Theil. Mit vier Kupfertafeln. (alle vier auf einen halben Bogen) 1799. 416 S. 8. (1 Rthl. 4 gr.)

Dieser erste Theil enthält die merkwürdigern Beobachtungen aus dem ersten Theil der *Nov. act. acad. N. C.* in lesbares Deutsch übersetzt. Der Herausgeber hat viele Anmerkungen und Zusätze eingeschaltet, in denen er entweder die in den Beobachtungen vorkommenden Thatfachen nach Brown's System beurtheilt und erklärt, oder auch selbst über mehrere Gegenstände dieses Systems kurze Erläuterungen giebt. Da die *Nov. act. N. C.* in den Händen ziemlich vieler Aerzte sind, und da auch die frühern Bände derselben von unserm Zeitalter und der Denkungs- und Handlungsweise desselben ziemlich entfernt sind; so glaubt Rec. nicht, daß durch diese Uebersetzung die Heilkunde in unserm Tagen etwas gewonnen habe.

FRANKFURT, b. Jäger: *Umriss des Zustandes der Wundarzneykunst beyden alten Römern, vorzüglich zu den Zeiten des Celsus*. Durch erläuternde Anmerkungen mit der heutigen Wundarzneykunst verglichen und anwendbar gemacht von Johann Christoph Jäger. Mit einer Vorrede vom Hn. Hofr. u. Prof. Gruner. Zweyte vertheilte Auflage. 1799. 264 S. 8. (20 gr.)

Diese angeblich zweyte Auflage, ist nur durch einen neuen Abdruck des Titelbogens entstanden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonntags, den 21. December 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Unger: *Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua in den Jahren 1797 und 1798. Von Christian August Fischer. Nebst einem Anhange über das Reisen in Spanien. 1799. 526 S. 8.*

Selten ist unter den Reisenden überhaupt ein Mann, welcher in die Geschichte des Landes, das er beschreibt, tief eingedrungen wäre, wiewohl ohne ein solches Studium es nicht möglich ist, den allgemeinen Charakter einer Nation wahr aufzufassen und man in steter Gefahr schwebt, das man durch den Inbegriff aller beobachteten Züge doch nur einzelne Seiten wahrgenommen und dargekelt habe. Bey keiner Nation aber ist zum Auffassen ihrer Individualität eine tiefgreifende Kunde ihrer Geschichte für den Reisenden so unablässig erforderlich, als bey der Spanischen. Ihr Charakter ist schon seit mehr als einem Jahrhunderte durch das Schicksal mit einer Nacht bedeckt, welche für den Beobachter nur durch die Geschichte zertheilt werden kann, und ausserdem ist sie das einzige Volk, mit welchem die Probe gemacht wurde, welche Individualität durch die Mischung zu verschiedener Geister, wie der germanische und arabische, entstehen möchte. Die spanische Geschichte ist aber noch so wenig durch eindringendes Genie bearbeitet, daß der Reisende, welcher den Charakter Spaniens in seinen Tiefen darstellen wollte, jene durch eigene Vorarbeiten vorher ergründen müßte. Jetzt darf man es noch als ein glückliches Ereigniß ansehen, wenn ein Mann von Scharfsinn und unbefangenen Geiste den Eindruck, welchen das spanische Land und Volk auf ihn machte, lebendig schildert. Der Vf. der vorliegenden Reisebeschreibung ist in dieser Hinsicht vorzüglich, als irgend einer seiner Vorgänger, und man ergötzt sich an seinen Farben um so mehr, je bescheidener seine Hand in Auftragsung derselben verfährt. Außerdem hat er zu den Nachrichten von Bourgoing über Handel, Militär etc. belehrende Nachrichten geliefert, besonders aber über den jetzigen Zustand der spanischen Literatur uns vollständig unterrichtet.

Mit Vergnügen liest man die kleinen Abenteuer der Seereise des Vf., bis er in Bordeaux anlangt: von hier an bekommen aber seine Bemerkungen mehr Gehalt. Wie wahr mag folgende Beschreibung seyn: „In dem prächtigen, sehr oft beschriebenen Schauspielhause sah ich Gluk's Orpheus und A. L. Z. 1799. Viertes Band.

Eurydice mit einem vortreflichen Ballet aufführen. Wer die Menge junger Leute, die große Anzahl der mit Juwelen beladenen Frauenzimmer betrachtete, hatte nie glauben sollen, daß Frankreich nun seit acht Jahren zerrüttet worden sey. Dasselbe bemerkte ich auch auf den Spaziergängen und unter andern auch in dem Concerte einer jüdischen Virtuofinn. Alles schien einen so ungeheuern Luxus, einen so zügellosen Hang nach Vergnügungen, einen so verschlingenden Egoismus zu athmen, daß sich dem Beobachter keine erfreulichen Betrachtungen über die Fortschritte der wiedergeborenen Nation darboten. Man zeigte mir mit ihren Weibern und Maitressen eine Menge „Nouveaux enrichis,“ von denen vor der Revolution mehrere „Gargons“ in Kaffeehäusern, Bediente, ja sogar Trödler und Schachficker gewesen waren. Scheint es nicht, als ob bey allen sogenannten Revolutionen sich nur die Formen veränderten, und die Materie immer dieselbe bliebe?“ Ueber den Handelsverfall von Bordeaux, die Vollkommenheit, zu welcher man die sogenannten Weinkünfte dazwischen gebracht hat, u. s. w. findet man kurze, belehrende Nachrichten. Ueber den Charakter der Gascogner heist es S. 37.: Der Gascogner spricht immer in Hyperbeln; sein eigenes Verdienst erscheint ihm in dieser Figur. Er muß immer von sich selbst reden: er muß überall repräsentiren, wenn er an seinem Platze seyn soll. Er weiß alles, er hat alles gesehen, er war sogar bey Erschaffung der Welt zugegen. Der Gascogner lügt, ohne es zu wissen; er scheidet auf, ohne es zu wollen; er widerspricht ohne Bitterkeit; er beleidigt ohne Absicht. Sein Charakter ist politische Eitelkeit und arglose Windbeuteley. — Die Natur, welche nur sanften Uebergang liebt, hat ihm auch in den Charakteren der Nationen beobachtet. Des Franzosen Reizbarkeit löst sich bey dem Gascogner in eine Windbeuteley auf, die immerhin doch eine gewisse Erhebung der Seele und Kraft der Phantasie verräth, und grauzt durch sie an das verzehrende Feuer und die Pracht der Denkart unter den Spaniern. Auch haben sich diese und die Franzosen im Voike der Basquen, bey welchem ihre Charaktere gleichsam zusammenfließen, politisch getheilt. Die Bayonnefer sind als die Gascogner der Gascogner berüchtigt.

In Bayonne wohnte der Vf. dem Friedensfeste wegen der Preliminarien mit dem Kaiser bey. „Aufsallend war ein Triumphwagen von grünen Lattonwerk mit Tannenzweigen und rother Leinwand bedeckt, in welchem ein Mars und ein Apollo, eine Victoria und eine Ceres vertraulich beysammensafsen. Bbbbb

Wahr-

Wahrscheinlich liegt es an meinem Gefühle und meinem wenigen Civismus, wenn ich dergleichen Aufzüge mesquin und lächerlich finde. ... Abgerechnet die Armfeligkeit, womit solche Volksfeste in der französischen Republik grösstentheils veranstaltet werden müssen, liegt ihre lächerliche Unzweckmäßigkeit vorzüglich darin, daß die Figuren der alten Mythologie, welche die Hauptrolle dabey spielen, auf die Masse des Volkes, für welches das Fest veranstaltet wird, als gänzlich unbekannte Gestalten durchaus gar nicht wirken können. Indem der Reisende durch ein solches Schauspiel erheitert wurde, daß er sich noch innerhalb der jungen französischen Republik fand, erinnerte ihn das Fest einer Stierhetze zu Bayonne an den bekanntesten Zug im Charakter des nahen Spaniens. Im kleinen Hafen Guntaria betrat er dasselbe zuerst. „Aus dem Flecken rante der Tambourin, die Balkone der Häuser auf der Seefseite waren mit beschleyerten Weibern besetzt, die Böte, die über die Bucht fuhren, mit buntgekleideten Mädchen angefüllt, deren Haare in langen Zöpfen herunterhingen. Der Anblick einer Menge Geistlichen, die in langen schwarzen Mänteln, und großen runden Hüthen auf dem Damme spazierten, die Kleidung unserer Loofsen, ihre bebanderten schwarzammetenen Beinkleider, ihre rothen Westen und Retsillas, kurz die Ansicht des Ganzen aus unzähligen unbeschreibbaren Eindrücken zusammenge setzt, bewies mir auf einmal: ich sey in Spanien!“ —

Dennoch heisst eine Reihe von Briefen über die Sechsst Bilbao uns noch im Vorhose Spaniens unter den Biscayern verweilen. Auch ist die Beschreibung der Sitten derselben gleichsam eine Stufe, auf welcher wir zur Anschauung der eigenthümlichen spanischen gelangen. Die *corridos de Novillos* der Biscayer sind nur ein Vorspiel im Vergleich mit den *corridos de Gorros*. Diese sind die großen Stiergefechte auf Tod und Leben, bey welchen die Streiter zu Pferde sind, und die Stiere getödtet werden müssen; jene hingegen bestehen bloß in einem Herzen junger Stiere, die nur unbedeutende Wunden bekommen und immer matt gejagt werden. Wir finden hier eine Beschreibung der letztern, welche desto willkommener ist, je weniger die bisherigen Reisenden der *corridos de Novillos* erwähnt haben. Das Talent des Vf. in Schilderung stets wechselnder Scenen voll Bewegung zeigt auch zuerst in ihr sich in einem vorzüglichen Grade, so wie überhaupt in den Briefen über Biscaya sich schon seine vielseitige Beobachtungsgabe in Bemerkungen über Hmndel, Sitten, Verfassung, Schönheiten der Natur, und in kleinen Zügen, die uns seine Situation vor die Augen bringen, auf eine günstige Weise verräth. Oft gelingt es ihm durch einen Gedanken, der gleichsam zur Einleitung dienet, unsere ganze Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu richten, welchen er beschreiben will. Zu solchen glücklichen Einleitungen gehören vorzüglich folgende: „Sollte ich Biscaya mit einem Worte schildern: so würde ich sagen, es ist ein

spanisches Alpenland; sollte ich die Biscayer mit wenigen Strichen charakterisiren: so würde ich sie die spanischen Graubündner nennen.“ Der nämliche Streif sinn und Neuerungshatz, die nämliche Vaterlands- und Freyheitsliebe, derselbe Biedersinn, dieselbe Schlaubeit; nur als Wirkung des Klimas, mehr Feuer und grössere Lebhaftigkeit.“ S. 104. „Biscaya ist, wie bekannt, keine unterwürgte, sondern bloß eine schutzverwandte Provinz von Spanien, und es gehört unter die politischen Anomalien, ein so republikanisches Ländchen mit einer solchen Monarchie verbunden zu sehen.“ S. 99. Auf die Briefe aus Bilbao folgt einer aus Burgos, in welchem wir die ganze Scene schon verändert und den Vf. mitten in Alkafilien finden. Man kann auf keine lebendigere Weise in dasselbe eingeführt werden, als hier geschehen ist. S. 132. „Schon sahen wir Männer in hohen Filzmützen, langen erdfarbenen Mänteln, die Füße mit Lumpen bewickelt, und große Stöcke in den Händen; die bunten Röcke und Mieder der biscayischen Weiber waren hier mit edelgelben Kitteln vertauscht; ihre schönen Flechten und weissen Kopfrücher hatten sich hier in kurze Kruppichte Haare, Filzhauben und schwarze Schleyer verwandelt. Die Gesichter kamen mir länger, die Farbe gelber, die Zähne häßlicher, doch die Augen feuriger vor. Der Wohlstand und die fröhliche Lebhaftigkeit der Biscayer war ganz verschwunden; man sah hier nichts als Armuth und traurige ernsthafte Menschen; doch schien die Sprache reiner und röhrender zu werden.“ ... Gleich lebhaft ist die Schilderung der Eindrücke in der Nähe von Madrid. „Wir waren wohl noch an zwey Leguas von Madrid entfernt, als wir die Stadt von einer Anhöhe, mit allen ihren unzähligen Thürmen vor uns liegen sahen. Je näher wir kamen, desto mehr entwickelten sich die Gegenden, und das neue Schloß besonders war vollkommen zu erkennen. Die ganze Gegend war aufs schönste angebaut, und das junge Getreide stand vortreflich. Die Strasse veränderte sich in eine gute Chaussee, und wurde mit jedem Schritte lebhafter. Eine Menge Marktwiber zwischen hohen Körben sitzend, kamen auf kleinen Eseln geritten, und hatten ihre blauen Röcke wie Schleyer umgeschlagen. Männer, in schwarzen Aermelwesten, mit grünen Haarnetzen und erdfarbenen Mänteln pflürzten zu zwey und zwey auf einem Maulthiere vorüber. Dragoner, die ihre Pferde rummelten; Caleros mit Frauenzimmern; Reiskutschen mit Officieren, lange Reihen beladener Maulthiere und ganze Scharen lediger Borricos durchkrochten sich. Indessen kündigten weder Alleen noch Gärten, weder Landhäuser noch Vorstädte die Nähe von Madrid an; und außer einem einzigen Vorwerke sind die Environs völlig kahl.“

Besonders sind die beiden ersten Briefe über Madrid an dergleichen Schilderungen fruchtbar, und es ist uns aus keiner Reisebeschreibung ein Versuch bekannt, den Charakter in der Bewegung einer grossen Stadt in wenigen kleinen Gemälden darzustellen.

len, der so gelingen wäre, wie der gegenwärtige. Der Vf. mußte freylich, um den Totaleindruck darzustellen, auch jene Züge mitnehmen, welche jede Hauptstadt Europas charakterisiren, und er selbst wird am besten beurtheilen können, ob er nicht einige von diesen hätte weglassen und noch mehrere aufnehmen können, die nur der Stadt Spaniens angehören. Uns mag es genügen, von solchen einige hier auszuheben. Ueber das Schauspiel einer der Hauptstraßen heisst es unter andern: Schwarzgekleidete verschleierte Weiber und mänteltragende Männer; leichte Calessins und knarrende Frachtwagen, sämmtlich mit glattegeschorenen Maulthieren bespannt; ein Haufen klingelnder Esel mit Schunkörben, und kleine Ziegenheerden; die ihre Hirten von Thüre zu Thüre melken. Weiterhin, blinde Musikanten, die *Tonadillas* singen, und *Alguaziles*, die Polizeybefehle ablesen; eine Reihe galizischer Lastträger, und ein vorüberziehender Rosenkranz, Wachen mit klingenden Spiele, und eine singende Bruderschaft, die einen Sarg begleitet: ein gelendes Geläute von zehn benachbarten Kirchen und zuletzt der feyerliche Zug des *Venerabile*. Die Klingel des Chorknaben läßt sich hören, und alles stürzt auf die Knie; alle Lippen verstummen, alle Hüte verschwinden, alle Wagen stehen still; die ganze wogende Masse scheint versteinert zu seyn. Zwey Minuten, und alles geht seinen alten Gang. S. 133. 134. In der Beschreibung des Prado Madrids sind uns folgende Züge besonders aufgefallen: hier findet man die sonderbarsten Contraste im Einzelnen und im Ganzen der Equipagen. Ein schön lakirtes *Vis-à-Vis* mit ein paar abgetriebnen Maulthieren bespannt, welche die ältesten an den Halsen haben, und an Stricken ziehen; ein paar niedliche kleine Pferde mit englischen Geschirre vor einem schweren altväterischen Reisewagen; ein Heer gepudelter Bedienten, und ein schmutziger Kutscher in einem grauen Mantel; die absteckendsten Farben in den Livreen und in den Firnissen der Equipagen; die buntschackigsten Muster in den Verzierungen, und die geschmackloseste Verschwendung der edeln Metalle. Ich darf dreist behaupten, man werde nach genauer Ueberflucht von ungefähr zweyhundert Kutschen nicht zehn vollkommene Equipagen finden, wie man sie in großen deutschen Städten sieht, und überhaupt keine zwanzig mit Pferden; da die Maulthiere der längern Dauer und größern Stärke wegen fast allgemein vorgezogen sind. Uebrigens hängt an allen Kutschen zwischen den Hinterrädern noch ein ansehnliches Bänkehen, welches bey dem Aussteigen unter den Tritts gesetzt wird."

Wir übergehn den dreysßigten Brief, welcher voll willkommener Notizen ist über Klima, Brod, Wasser, Wein u. s. w. in Madrid, und üben zu den drey folgenden, die von der Eigenthümlichkeit der Spanier und vom gegenwärtigen Zustande ihrer Literatur handeln und ohne Zweifel alles hinter sich lassen, was bisher von Reisenden darüber gesagt ist, aber auch an Leben noch gewonnen würden, wenn

der Vf. so manches wichtige, was er in Anmerkungen über den spanischen Charakter hinzufügt, in die Beschreibung desselben selbst aufgenommen hätte. Dagegen waren einige von individuellern literarischen Notizen besser in den Zusätzen, als in dem allgemeinen Urtheil über die spanische Literatur aufgehoben gewesen.

Die Züge, welche der Vf. als die vornehmsten unter den Eigenschaften des weiblichen Geschlechtes in Spanien aushebt, sind durchaus Beweise von den erhabensten Naturanlagen, aber auch von der lasterhaftesten Ueppigkeit, in welche sie ausgetretet sind, weil ihnen gänzlich die Cultur durch den Staat fehlet, welche bey ihnen nothwendiger war, als bey der Natur der weiblichen Halfte irgend einer andern Nation. Der Spanierinnen abergläubische Anhänglichkeit an das kirchliche System ihres Landes, ihr Stolz, der nach einer allgemeinen Herrschaft strebt, ihr Eigensinn, der nur sich selbst nachgiebt, ihr glühender Wollusttrieb, sind theils Eigenschaften; die erst durch den Staat in die hineingebracht sind, theils üppige Ranken, welche nur der östentlichen Sorge bedürfen, um in edle Säfte verwandelt zu werden. Man findet auch jetzt schon Treue und Anhänglichkeit, Seelenstärke und Heroismus in einem hohen Grade bey ihnen. Dafs sie trotz der glühenden Wollust ihrer Phantasie sich keinem Mann hingeben, welcher sie angreift, dafs sie Ueberrinderinnen seyn wollen, selbst dieser Zug könnte durch eine tiefgreifende Erziehung zu etwas großem umgebildet werden. Selbstständigkeit ist das Problem, welches der weiblichen Natur aufzulösen gegeben ist. Nur bekommt durch das Streben nach ihr, wenn es der Cultur zuvorkommt, die Weiblichkeit ein schreyendes Ansehn, wie in Spanien. Der Satz des Vf., dafs die Männer *Nationalcharaktere*, die Weiber *Nationaltemperamente* haben, scheint völlig richtig zu seyn, wenn davon die Rede ist, wie es jetzt mit den meisten Nationen steht. Da aber der Charakter in der Gewalt der Maximen über unser Gemüth beruht, also in etwas angenommenen; so bleibt ursprünglich für den männlichen Theil einer Nation doch auch nur das Temperament, und es läßt sich nicht absehen, warum Maximen nicht auch ihre Gewalt über den weiblichen Theil derselben sollten äußern können. Die schönste Blume der Cultur ist eine große Maxime, die über unser Gemüth herrscht; man verbinde sie mit dem Temperament der Spanierinnen, gebe ihnen einen Charakter, der stark wie dieses ist, und sie werden wahrscheinlich die ersten ihres Geschlechtes.

Die Nachrichten über das Cortejat bey den Spanierinnen, über die verschwindende Eifersucht der Ebrenamer, die ehlichen Verhältnisse u. s. w., wird man in der gefälligen Sprache des Vf. mit Vergnügen lesen, wenn man auch nichts neues mehr durch sie erzählt; der schauerlichen Geschichte der Donna Antonia, die sich während seines Aufenthaltes in Madrid zutrug, und als Beleg für die Schilderung der spanischen Weiber angeführt wird, wollen wir

Bbbbbb 2

nicht

nicht erwähnen, weil sie nicht nach ihrer Ausführlichkeit hier mitgetheilt werden kann; aber dagegen müssen wir folgende vortreffliche Stelle über die Liebe der Spanierinnen ganz hersetzen. S. 197. „Je kälter der Liebhaber scheint, je feuriger zeigen sie sich; je mehr er sich entfernt, je eifriger verfolgen sie ihn. Sie scheinen ihn zu lieben, und sie wollen sich bloß lassen; sie scheinen sich hinzugeben, und sie wollen ihn unterjochen. Eine Spanierinn zeigt Treue und Anhänglichkeit, ihr seltner Charakter bewahrt sie vor der Veränderlichkeit, und ihr Stolz vor Niederträchtigkeiten; aber sie erfüllt jene Tugend mehr um ihrer selbst, als um anderer willen. Sie ist der erhabensten Gefinnungen, der größten Aufopferungen, der edelsten Handlungen fähig; aber die Motive sind in ihrer Achtung für sich selbst, nicht in ihrer Liebe zu suchen. Sie betrachtet ihren Liebhaber als ein Eigenthum, als einen Sklaven, der ihr am Herzen liegt, den sie um ihrer selbst willen schonet, aber von dem sie auch die völlige Hingebung seines ganzen Wesens fodert. Er wird die Creatur seiner Schönen, deren glühende Phantasie mit egoistischen Trotz häufig Unmöglichkeiten fodert.“

Die zerstreuten Züge, welche der Vf. zur Charakteristik der spanischen Nation liefert, erwachsen durchaus den Gedanken, wie groß sie seyn müssen, wenn einst das Schicksal ihr wieder lachelt, so in Zeiten besserer Weltverhältnisse, als unter denen sie ihre schönste Periode hatte, zu einer ersten Rolle beruft. Manche von diesen Bemerkungen haben für die Gegenwart noch ein besondres Interesse. Der erklärte Haß der Spanier gegen Fremde und alle Neuerungen trifft keine Nation allgemein als die Französische. Dafs diese jetzt Hofe das Uebergewicht hat, beweist nichts. Nicht die Nation, sondern das Spiel der Beschaffenheit einiger Grofsen entscheidet darüber, von denselben sind diejenigen, welche für das Geniecklich am meisten gelten; nur deshalb für französische Parthie, weil ein Feind von ihnen, englische ergriffen hat. Was die neufranzösische Maximen betrifft: so hat besonders die Absicht der Tausenden grofsen Beyfall gefunden; der allgemeine hat die neufranzösische Gesinnung sehr und Entsetzen erregt.

(Der Erschufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. * Leipzig, b. Kramer: *Anacreontis carmina* et fragmenta. Graece cum notis editit Lud. Henr. Teichner, 95 S. 8. (6 gr.) Kein Schriftsteller des Alterthums hat seit einer Reihe von Jahren mehr Bearbeiter gefunden, als Anacreon; und während andere Autoren von großem Werthe noch immer unbearbeitet oder nur mangelhaft behandelt sind, steht bei diesem die Menge der Ausgaben zu seinem innern Gehalte eher in umgekehrtem Verhältniſſe. Hr. T. hat diese Arbeit unternommen, um den Liebhabern der griechischen Literatur eine wohlfeile Ausgabe in die Hände zu liefern. In der That ist auch nicht leicht ein anderer Plan bei dieser Ausgabe denkbar, es müſſte dann der ſeyn, auf diesem Wege einige Conjecturen an den Mann zu bringen; denn für den Schüler sind die Anmerkungen zu sehr von der kritischen und zu wenig von der erklärenden Art; dem bloſſen Liebhaber ist mit größtentheils kritischen Anmerkungen auch nicht gedient, und der Philologe von Profection vermiſt theils Vollständigkeit in der Angabe der verschiedenen Lesarten, theils und vorzüglich eine genaue Auseinanderſetzung der Gründe, warum eine Lesart gerade so, wie hier geſchehen, verändert worden iſt. — Der Herausgeber hat den Stephanianer Text zum Grunde gelegt, zuweilen aber Fiſcher's und anderer Verbesserungen, und öfter ſeine eigenen Conjecturen aufgenommen. Hier hatte mehr auf die Conjecturen anderer Gelehrten und die Lesarten der Handſchriften Rückſicht genommen werden ſollen, beſonders wenn dieſe Hn. T. Vermuthungen ſehr nahe kamen; z. B. XVIII, 12., wo Hr. T. *μύς δ' αὖ* *αὐτὸς δ' Κόριν* ſetzt, verſüßte Hellen ſchon *μύς κεν* *κιν Κόριν*. XXXVII, 10. ſteht im Text *καὶ ἐν ἰσθμῷ ποταμῷ*, wie auch die Stephanische Ausgabe hat, in der Note unge-

[illegible]

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 21. December 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Unger: *Reise von Amsterdam über Madrid und Cadix nach Genua in den Jahren 1797 und 1798.* Von Christian August Fischer etc.

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ungemein belehrend sind die Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Spanien. In den medicinischen Wissenschaften sind die Werke der Ausländer bis jetzt am meisten benutzt worden. Für die Geschichte und Geographie Spaniens ist man in den letzten Jahren nicht unthätig gewesen: doch erhellet schon aus den Titeln der historischen Schriften, daß Nationalstolz der Genius ist, welcher das historische Studium in Spanien belebt. Unsere vorzüglichste Theilnahme hat die Beschreibung einer neuen allgemeinen Geschichte aller Völker der Welt erregt, welche 46 Bände in 8. betragen soll. Der Vf. sagt uns nicht, wie viele Bände von derselben schon erschienen sind, auch nicht, wie der Anfang gelungen sey, aber berichtet uns, daß sie nach der Vorrede weder gelehrte Ausschweifungen, noch lächerliche Marchen, noch langweilige Kriegerzählungen enthalten, sondern den Geist der Geschichte für gebildete Weltleute darstellen solle. Wahrscheinlich trifft des Vf. Annahme, daß er nur die wichtigsten Werke der Spanier binnen den letzten acht Jahren ausheben, nicht ein vollständiges Verzeichniß ihrer faunmüthigen literarischen Producte in diesem Zeitraum liefern wolle, vorzüglich seine Liste über die schönen Wissenschaften. Dennoch sind die hiebzehn Artikel, die er anführt, fast alle sehr charakteristisch für den spanischen Geschmack. Die große Zeit der Nation, da sie einen neuen Welttheil eroberte, ist noch das Zeitalter ihres epischen Gedichtes. Das eroberte Mexiko in sechs und zwanzig Gefangen ist die neueste Erscheinung im Gebiete derselben. Große Staatsactionen und politische Ereignisse beschäftigen noch die dramatische Poesie. *Cañero's Tod*, Peter der Große, *Katharina II.* u. s. w. sind die neuesten Trauerspiele. Der alte Novellengeist, die alte spanische Satyre, wie fruchtbar sind sie auch jetzt noch bey der sonstigen Armut!

Die Reise von Madrid nach Badajoz ist reich an kleinen anmuthigen Zügen von Situationen des Reisenden, und der Eigentümlichkeit der Bewohner der durchkreuzten Gegend. In den Briefen aus Badajoz heisst es über das spanische Militär, wie uns dünkt, sehr wahr, in so fern wir nach seinem ehemaligen

Ruhm und dem Geiste der Nation urtheilen dürfen: S. 353. Freylich gleicht der spanische Soldat keinem Preussen, Sachsen etc.; aber er sieht darum keinen Bettleh ähnlich; freylich ist er nach den Regeln der altfranzösischen Taktik exercirt; aber er manövriert darin in seiner Art nichts weniger als schlecht; freylich haben die spanischen Truppen aus Mangel an Gelegenheit, und auch wohl an guten Saabsofficiern, den alten Ruf ihrer Tapferkeit verloren, aber ihr Heldengeist ist darum nicht ausgefloben. Ja vielleicht mochten unsere besten deutschen Soldaten ihnen in Ansehung feuriger Kühnheit wohl um einige Grade nachstehen. Doch gehn diese Bemerkungen des Vf. nur auf die spanischen Nationaltruppen, nicht auf die Schweizerregimenter und wallonischen Gardien, welche größtentheils aus Deutschen zusammenge setzt sind, die der Rekrutenhandel der schweizerischen Inhaber jener Regimenter, der Familien, Reding, Betschart, Rütiman etc. auf eine die Menschheit empörende Weise nach Spanien brachte. Wir wünschen, daß der Vf. das Detail dieses empörenden Handels noch mehr dargelegt hätte. *Einrichtungen, welche die Menschheit schänden, kann man nicht zu sehr in ihren kleinsten Zügen schildern, wenn der Beweis möglich ist, daß man nicht übertrieben habe.* Unter dem vielen schätzbaren, womit sich die französische Republik beladen hatte, dünkt es uns nicht das geringste, daß sie die österreichischen Gefangenen zu ganzen Compagnien an die spanischen schweizerischen Werber in Genua verkaufte.

Die Briefe aus Badajoz schließen mit einigen Nachrichten über den bekannten *Principe de la Paz*, dessen Geburtsort diese Stadt ist. Seine Aeltern lebten von einer kleinen Rente, nachdem sie den Acker verkauft, welchen seine Großväter noch bebauten. Nach dem großen Glücke, das er durch sein Em bounpoint und sein Guitarrespiel gemacht haben soll, vergafs er seine alten Kameraden und Landleute auf keine Weise. Die Fortschritte der Cultur hat er sehr befördert, und sein Andenken wird bey der Nachwelt durch keine Ungerechtigkeit geb andmarkt seyn. „*Manuelito es bueno.* (Manuchken ist gut!) sagen die alten Weiber von Badajoz, und besonders seine pensionirte Anniue, die sich seiner noch recht gut zu erinnern wissen.“

Ueber Sevilla ist nur ein Brief, welcher ein angenehmes Bild von dieser Stadt hinterläßt; ausführlicher und reichlich mit dem gesuchten Talent des Vfs. ausgerüstet, ist die Schilderung von Cadix. Die Farben mußten hier glühender werden, wie bey allen vorhergehenden Beschreibungen. „Die Liebhaftigkeit

C c c c c

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

tigkeit der Franzosen ist jenseits der Pyrenäen schon glühender; aber das Feuer des nördlichen Spaniers, wird bey dem südlichen eine verzehrende Flamme. In Andalusien trägt alles den Charakter des brennenden Clima's; der Lebensgenuss ist wild und ungezügelt, alles ist ausschweifend und zügellos, am meisten der Umgang beider Geschlechter. Die Schönheit der andalusischen Weiber, ihre Lebhaftigkeit, ihre schwärmerische Stimmung, ihre Reizbarkeit, scheinen in Cadix alles zu übertreffen, was man anderswo davon gesehen hat; aber nirgends können sich beide Geschlechter auch leidenschaftlicher und ungehinderter suchen; nirgends kann sinnliche Liebe so sehr ein Bedürfnis des Lebens seyn; aber nirgends wird auch der Einfluss des Clima's selbst den strengsten Sittenrichter so schnell entwaffnen. Zu keiner Zeit indessen sind die Regungen des Genusses ungezügelter, als wenn der Solano wehet. An solchen Tagen, wo man die Wollust mit der Luft einathmet, wo ein unwillkürlicher Rausch sich aller Sinne bemächtigt; und wollüstige Bilder die Phantasie allein erfüllen; an solchen Tagen scheint die Befriedigung zu einem Gesetze der physischen Nothwendigkeit zu werden, an welches man durch Gefühl und Beispiel nur zu lebhaft erinnert wird."

Alles, was der Vf. über die Blockade von Cadix durch die englische Flotte, über den Mangel an Wasser in dieser Stadt u. s. w. sagt, wollen wir übergehen, um Raum für die vorreffliche Beschreibung der wollüstigen Tänze (*voleros*) zu behalten, welche die Einwohner von Cadix am meisten an das Theater fesseln. „Das Schauspiel ist geendigt, die Scene verwandelt sich in ein prächtiges Zimmer, das Orchester fängt wieder an zu spielen, die Castagneten lassen sich hören, und aus jeder Ecke des Theaters schwebt ein Tänzer und eine Tänzerin hervor; beide in der neuen andalusischen Tracht, die zum Tanze erfunden ist. Sie eilen im Fluge auf einander zu, als ob sie sich gesucht hätten. Schon will er die Geliebte umarmen, schon scheint sie in seine Arme zu stürzen; als sie sich plötzlich umdreht, und er halberzürnt dasselbe that. Das Orchester macht eine Pause, beide scheinen unschlüssig zu seyn; aber die neue Musik reißt ihre Bewegungen von neuem mit sich fort. Feueriger sucht der Liebhaber seine Wünsche auszudrücken, und zärtlicher scheint die Geliebte ihn anzuhören. Ihre Augen werden schmachtender, ihr Bufen hebt sich stärker, ihre Arme breiten sich nach den sehnigen aus. Vergebens, sie weicht noch einmal schüchtern zurück, aber die neue Pause giebt beiden neuen Muth. Schneller erhebt sich die Musik, und beschleunigter folgen ihre Schritte. Ausser sich vor Verlangen, eilt er noch einmal auf sie zu, mit gleichen Empfindungen kommt auch sie ihm entgegen. Ihre Blicke verschlingen sich, ihre Lippen scheinen sich zu öffnen, nur die süße Scham hält sie noch schwach zurück. Aber stürmischer rauschen die Saiten, und heftiger wechseln ihre Bewegungen. Ein Rausch, ein Taumel, eine Wollust scheint beide zu vereinigen, jede Mus-

kel sich zum Genusse zu drängen, jeder Augenblick diesem entgegenzufliegen. Plötzlich schweigt die Musik, die Tanzenden verschwinden wie in süßer Ermatung, der Vorhang fällt und die Zuschauer erwachen."

Der Brief über die Reise von Cadix nach Valencia giebt uns mit wenigen Zügen ein Bild von der Kolonie der Sierra. Wie charakteristisch! Der Spanier laßt zum Theil seine Paradiese fast zu Wildnissen werden und der Deutsche schafft die ursprünglichen Wildnisse Spaniens in lachende Gegenden um! Indessen hätte der letzte nur einer geringen Kunde vom spanischen Staat und Volke bedurft, um zu wissen, wie wenig Dank er dafür einräumen werde. Von der lieblichen Schilderung Valenzias, worin die Wahrheit zu einem Gedichte von einem Zauberkunde wird, mag Rec. nichts sagen; es ist schon hart, so etwas nur durch Beschreibung zu genießen; und man sollte diese noch recensiren? Barcelona ist die letzte spanische Stadt, von welcher uns der Vf. unterhält, und im October 1798 schließt er seine Reisebeschreibung in Genua: „Es scheint schon jetzt zu seyn, was es wahrsehnlich in einigen Jahren werden wird, ein französisches Departement. Wo ist der Glanz der alten italienischen Republiken? Und der Reichthum ihres Handels? Er ist verschwunden bis auf die schwachen Schatten der Erinnerung! Ach! Die ihr von Ewigkeit träumt, und von Unsterblichkeit redet, hiesige, hinfällige Menschen! Lasset die Geschichte, und werdet bescheiden!... Und wer wollte nicht gern bescheiden seyn, der auch nichts von der Geschichte wüßte, als was geschah, seitdem der Vf. diese Worte schrieb? Möge es nur viele Reisebeschreiber geben, welche die Länder, Nationen und Begebenheiten ihrer Zeit mit so offenem, mildem Sinn ansehn, wie er so wird gewis auch durch sie jedes Zeitalter sehr an Bescheidenheit gewinnen. Für den Genuss, welchen uns sein Buch verschafft, hatte er übrigens schon im voraus seine Belohnung; denn wie könnte er ihn verleißen, wenn er nicht selbst so glücklich auf seiner Reise genossen hätte?

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., in der Herrmannischen Buchh.: *Oeffentliche Katechisationen nebst Predigt-Entwürfen über den Heidelbergschen Katechismus nach den Bedürfnissen unserer Zeit von Heinrich Simon von Alpen*, evang. reform. Prediger zu Kaldenkirchen und Bracht im Järlischen. Zweyter Theil. 1797. 838 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der erste Theil dieser Katechisationen ist von uns im vorigen Jahre Nr. 210. angezeigt worden. Auch dieser zweyte und letzte Theil, der die Mittel des Glaubens, die Sittenlehre und Erklärung des Vater Unfers umfasst, leidet, was er verpflichtet; er trägt die Lehre von den Sacramenten, die sündlichen Verfaßten des Verhaltens, welche in die zehn Gebote

he Gebote hineingezwängt werden mußten, und die Lehre vom Gebet, nach den Bedürfnissen unserer Zeit vor. Gründliche Kenntnisse, Fülle der Gedanken, eine gute Gabe der Entwicklung und Darstellung, ein meistens richtiger Ausdruck und dabey Wärme für Religiosität und Jugend lud unverkennbar Vorzüge des Vfs. Den Tadel aber, den wir uns bey der Recension des ersten Theils schon nicht nehmen konnten, müssen wir hier weit mehr schärfen. Der Vf. hat fast durchaus vergessen, das er mit Kindern oder auch mit jungen Leuten spricht, und wir können unmöglich glauben, das er seine Katechisationen auf diese Weise gehalten habe. Ware es otherwise, so wäre es um desto schlimmer; denn dann würde er nicht nur den Katechumenen, sondern gewiss seiner ganzen Gemeine unverständlich geblieben seyn. Wir wollten es ihm noch verzeihen, wenn er der Menge des Stoffs, der in die einzelnen Fragen des heidelbergischen Katechismus aufsummegeordnet ist, unterlegen wäre, und bisweilen mehr docirt als katechisirt hätte, aber was kann ihn entschuldigen, das er nicht nur die Sprache der gebildeten Stände und die Ausdrücke der Schule gebraucht, sondern auch häufig seine Katechumenen auf die Zeit verweist, wo sie die Kirchengeschichte und die Geschichte der Völker lesen würden, das er überall voraussetzt, sie wären mit dem Geiste der Zeiten bekannt u. s. w. Wollen wir den Vf. nicht zu streng beurtheilen; so müssen wir diesen Theil noch mehr, als den ersten, als einen Commentar über den heidelbergischen Katechismus für Prediger ansehen, der ihnen wegen seines Reichthums an Sachen manches andere Buch ersparen kann, den sie aber mit Verstand benutzen müssen, und worin sie am wenigsten Sprache, Idengang, Ankleidung als anwendbar für Landgemeinden betrachten dürfen. Der Vf. hat sich nach Mülten gegliedert, bey denen es allerdings begreiflich ist, das er die Fähigkeit, zu gemeinen Leuten zu sprechen, sehr verloren als gewonnen hat. Wir nennen von diesen, *Zöllnersen* und *Reinhardten*, und wir können es nicht ungeduldet lassen, das er den ersten in lehrern Stellen wörtlich abgeschrieben und den andern hier und da stark benutzt hat. In den Abhandlungen: *über die Bestimmung des christlichen Lehrers*, *ou dem Geiste der Sittellehre Jesu*; *von der Bittens-Beförderung und Ausbreitung des wahren Christenthums*, sehen ganze Seiten aus Zöllnersen's Preigten unverändert. In andern, als in der Abhandlung *über wahre Gottesverehrung und die Sünden der Unkeuschheit* wollten wir die Benutzung noch ter bescheiden nennen. Kommt man einem solchen agiert auf die Spur, so kann man sich des Verdachts auch in andern Stellen nicht enthalten, und es gesteht, das ihm mehrmals geweten ist, als man er betachtliche Stücke schon sonst wo gelesen ite. Wir bedauern es, den Vf. von dieser Seite os stellen zu müssen; aber da er nicht schreiben un, und mit seiner Arbeit nicht in die Druckerey eilen gezwungen ist; so sehen wir auch nicht,

was anders als die Begierde, ein dickes Buch recht bald zu liefern, ihn zu jenen Handgriffe schlechter Scribenten bewegen konnte. — Noch setzen wir hinzu, das wir etwas mehr Schonung des jugendlichen Alters in der Unterredung über das *Sacrament der Beschneidung* und die *Ausweichungen der Wollust* gewünscht hätten. Den Schluss des Ganzen macht eine Abhandlung — nicht Katechisation, denn das ist sie auch nicht einmal der Form nach — über die *Unausbeimlichkeit der Religion, der Gottesverehrung und des Lehrstandes für die besondere und öffentliche Wohlfahrt*; zu welcher der Vf. aufgefordert ward, und worin in der That sehr viel Wahres auf eine eindringende, und den Zeibedürfnissen gemäße Art gesagt ist.

- 1) FRANKFURT a. M., in der Andreä'schen Buchh.: *Unterrichtende Gebete und Andachten für die katholische Jugend von Carl Anton Euler, Pfarrer zu Eltvill und Kanonikus zu St. Peter in Mainz.* 1799. 296 S. 8. (12 gr.)
- 2) WÜRZBURG, b. J. J. Stabel's sel. Wittve und Sohn: *Religionsbuch zum Gebrauche meiner Pfarrgenossen*; eingetheilt 1) zur häuslichen stillen Gottesverehrung, 2) zu dem öffentlichen Kirchendienste Vor- und Nachmittag, 3) zu dem gemeinschaftlichen Gesänge, von *Christoph Franz Schloer*, Hochfürstl. fuldaischen geistlichen Rath und Pfarrer zu Pfarrweisach. 1793. 380 S. 8. (16 gr.)

Je mangelhafter die Liturgie einer Kirche ist, desto dringender ist das Bedürfnis, dem großen Haufen, der nicht zum eigenen Nachdenken aufgeleitet ist, durch gute Gebet- und Erbauungsbücher nachzuhelfen, damit bey öffentlichen Gottesverehrungen dem ohnehin leicht eintretenden Religionsmechanismus so viel, als möglich ist, entgegen gearbeitet werde. Es ist zwar nicht zu leugnen, das die katholische Kirche bey den öffentlichen Gottesverehrungen verschiedene recht herz- und geisterhebende Gebrauche hat. Aber der lateinische Cultus ist doch zur Erbauung des Volkes ganz zweckwidrig; es läßt hier alles auf das *opus operatum* hinaus; und dann ist der katholische Gottesdienst überladen mit unschicklichen, und wirklichen Ceremonien. Diese Mängel süßten schon lange aufgeklärte Katholiken; und dies mag auch der Grund seyn, warum vorzüglich seit einigen Decennien eine große Menge der vortheilhaftesten Gebet- und Erbauungsbücher in katholischen Deutschland erschienen ist. In diesem Fache ist seit der Aufhebung des Jesuiten-Ordens, der absichtlich religiöse Stupidität aller Art zu verbreiten, und zu unterhalten suchte, in dem katholischen Deutschland wirklich viel Gutes geleistet worden. Vorliegende zwey Schriften verdienen einen ehrenvollen Platz unter der Menge der schon erschienenen zweckmäßigen Erbauungsschriften.

Der Vf. von Nr. 1. geht zwar einen weiger raschen, aber desto sicherern Gang zur Verbreitung ach.

Schter Religionsfrat, und zur Vertilgung des frommen Aberglaubens. Daher scheint er auch manches in sein Erbauungsbuch noch aufgenommen zu haben, an welchem der katholische Pöbel noch zu fest und eifrig hängt, z. B. die Laurentianische Litaneey zu der heiligen Jungfrau S. 184; die Litaneey zu allen Heiligen S. 189; auch manche Gebete auf die Festtage Mariens, S. 210; zu dem heiligen Schutzengel S. 214; an Festtage aller Heiligen S. 216; für Verstorbene am aller Seelen-Tage, und bey Seelenmessen S. 219. u. f. w. Es laßt sich nicht immer genau bestimmen, was bey einem Erbauungsbuche für das Volk aufzunehmen, oder wegzulassen ist. Wer so ein Buch schreibt, muß immer vorzüglich Rücksicht nehmen auf die Geistesbedürfnisse, und den Grad der Cultur des Publicums für welches er zunächst schreibt. Es ist aber bekannt, daß der Pöbel in den Rheiniegenden im Puncte der religiösen Aufklärung noch ziemlich weit zurück ist. Es ist daher dem Vf. nicht zu verargen, wenn er in seinem Erbauungsbuche noch manche Vorurtheile Rechen liefs, die nur nach und nach hinweggeräumt werden können. Genug zu seiner Rechtfertigung und Ehre, daß sein Bestreben, ächte Religiosität zu verbreiten, und dem schädlichen Aberglauben auf eine bescheidene Art entgegen zuarbeiten, überall, selbst wenn er bey gewissen Veranlassungen religiösen Vorurtheilen zu dienen scheint, sichtbar ist. Vorzüglich haben Rec. die Meßandachten S. 17—66. die Andachtsübungen zur Beichte- und Communion S. 68—79. die Nachmittagsandachten S. 96—113. wo unter besondern Rubriken das Erbauliche aus den Psalmen in einer guten Uebersetzung ausgehoben und aufgestellt ist, und die Fastenandachten S. 140—155. wo recht fruchtbare Betrachtungen über das Leiden Jesu vorkommen, — gefallen. Der Vf. hat sowohl in Beziehung auf Inhalt, als auch auf Ausdruck und Sprache überall Rücksicht genommen auf die Bedürfnisse und Fassungskraft der Jugend, für welche vorzüglich dieses Erbauungsbuch bestimmt ist.

Die Schrift Nr. 2. ist in mancher Rücksicht der eben angezeigten noch vorzuziehen. Schon in der Vorrede zeigt sich der Vf. als einen Mann von den geistreichsten Religionsbegriffen, der als Religionslehrer seiner Kirche Ehre macht. Da der Vf. dieses Buch vorzüglich für seine Pfarrkinder schrieb, deren Seelenzustand, Fähigkeiten, Bestreben, und Verdauungskraft, wie er in der Vorrede selbst verliedert, er durch einen beynahe zwanzigjährigen Umgang kennen gelernt hat; und da sich aus dieser vortreflichen Erbauungsschrift selbstsehen laßt, daß er seine Gemeinde schon lange zu richtigeren Religionsgefüh-

nungen gebildet habe; so konnte er schon um ein merklicheres weiter gehen, als der Vf. von Nr. 1. Es macht dem Vf. ganz gewiß recht viele Ehre, wenn seine Gemeinde durch seinen vieljährigen Unterricht so weit ausgebildet ist, daß sie die stärkere Speise, die ihr hier gereicht wird, nicht nur vertragen, sondern mit Wohlgeschmack und mit Geduld genießsen kann. Es ist hier alles sehr sorgfältig entfernt, was nach dem alten und neuen Sauerzeuge des katholischen Aberglaubens riecht. Doch weiß der Vf. mit seinem edlen Bestreben, lichtvollere Wahrheit zu verbreiten, die lobenswürdigste Bescheidenheit und Klugheit zu verbinden. Ueberall trifft man Spuren an, daß der Vf. das Wesentliche des Christenthums von dem Zufälligen zu unterscheiden wisse, z. B. S. 177. in dem Gebete am heiligen Dreyeinigkeitstische. Eben so scharf ist der Unterschied zwischen den eigentlichen Dogmen, und Maximen in der katholischen Kirche z. B. S. 110. über das Sakrament der Ehe, wo der Vf. sagt, daß die Kirche bloß aus gewissen Rückichten die Veranlassung genommen habe, die Ehe unter die Sakramente des neuen Gesetzes zu zählen. Es haben nämlich einige katholische Theologen zwischen den von Christo unmittelbar eingesetzten Sakramenten, und den bloßen Sakramenten der Kirche einen Unterschied gemacht, worauf der Vf. hier auf eine feine Art deutet. Die Gebete für Eheleute S. 116—122. zeugen von Empfindungen der Humanität des Vf. Die Schreibart ist edler und erhabener, als man sie gewöhnlich in Volksbüchern antrifft; und Rec. zweifelt sehr, ob auch selbst die besser gebildete Gemeinde des Vf. alles verständlich finde. Wie und da stoßt man sogar auf Stellen, wo der Vf. ins Pretiöse, und in gesuchten Schmuck des Stils verfallt; z. B. S. 182. wo es heißt: „Simons glänzende Tugenden, und „Beharrlichkeit in grauen Haaren werden mit starken „Trieben, mit noch nie empfundenen Reizen von „die gelohnt.“ Die Liederanmlung hat Rec. am wenigsten gefallen.

KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, im Magazin für Literatur: *Einige Parabeln Jesu in Gesprächen für erwachsene Kinder*, von M—r. 1798. 142 S. kl. 8. (10 gr.)

Der Vf. hat aus den bildlichen Vorträgen Christi gerade solche ausgehoben, welche für Kinder von dem Alter, als er sie sich denkt, das meiste Interesse haben müssen, und der Ton der Erzählung ist auch so getroffen, daß sich von dieser Lectüre eine recht gute Wirkung auf den Verstand und das Herz der Zuglinge mit Grunde erwarten laßt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. December 1799.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) LEIPZIG, b. Crusius: *Einige Materialien zur homiletischen Bearbeitung der neuen Perikopen*. Erster Jahrgang der evangelischen Texte. Erstes Quartal von Neujahr bis Ocltern. 88 S. Zweytes Quartal, von Ocltern bis zum Vierten Sonntage nach Trinitatis. 1798. 80 — 164 S. 8. (12 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Kurze Betrachtungen auf alle Sonn- und Festtage nach Anleitung der neuen Perikopen*. Erster Jahrgang der evangelischen Perikopen. Erstes Quartal, 80 S. Der Materialien zweyte Abtheilung. Zweytes Quartal. 1798. 80 — 164 S. 8. (12 gr.)
- 3) HERBORN u. HADAMAR, in der neuen gelehrten Buchh.: *Magazin für Fest- und Casualpredigten*. Ersten Theils erste Abtheilung. 1798. 206 S. 8. (10 gr.)
- 4) HILDBURGHSHAUSEN, b. Harisch: *Allgemeines homiletisches Magazin*. Zweyten Bandes erstes Stück. (Materialien zu Bußtagspredigten enthaltend.) 180 S. gr. 8. (10 gr.)
- 5) BERLIN u. STATIN, b. Nicolai: *Kurze Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtageevangelien*, nebst einem Anhang von *Casualpredigten und Reden*, besonders für Landleute und Landprediger. Herausgegeben von Raymund Dapp, Prediger zu Kleinschönebeck u. f. w. unweit Berlin. Zweyte und verbesserte Auflage. Erster Jahrgang. Erste Abtheilung. 1798. 272 S. gr. 8. (12 gr.)
- 6) LEIPZIG, b. Barth: *Praktisches Handbuch für Prediger*, von J. C. F. Witting, Pastor zu Eilenburg bey Einbeck. Des fünften Bandes erster Theil (welcher von dem Verhalten bey Kranken handelt.) 1797. 314 S. gr. 8. (26 gr.)

Auch unter dem Titel:

Von dem rechten Verhalten eines Predigers bey Kranken nebst Betrachtungen für Kranke, und von dem Abendmahl eines Kranken, von J. C. F. Witting, Pastor u. f. w.

Was anfangs bloß wohlthätige Befriedigung eines dringenden Bedürfnisses war, daß nämlich einige Prediger von Ansehen die Dispositionen der Predigten durch den Druck bekannt machen, dadurch geistesarmen Mitbrüdern, die aber doch in ihre Gemeinden nicht vernachlässigen wollten. A. L. Z. 1799. Vierter Band.

ten, zu Hülfe zu kommen, und eine bessere Methode im Predigen zu befördern; das ist zum größten Mißbrauch und zu einem gemeinschädlichen Erwerbszweige für hungerige Verleger und Scribenten geworden. Wir nehmen aus, was davon auszunehmen ist, und vermengen die Prediger, die mit Recht Lehrer und Vorbild ihrer jüngern Brüder seyn, und deren Schriften auch bejahnten zum lehrreichen Studium dienen können; denen es nicht zunächst um das Honorar, sondern um den zu stiftenden Nutzen zu thun ist, — nicht mit solchen, welche unter irgend einem neuen Titel eine Compilation zusammenschmieren, zu der nichts weiter, als eine Anzahl Predigtbücher und gesunde Finger erfordert werden; oder die, ohne innern Beruf sich mit den mittelmäßigsten Producten zu Lehrern aufwerfen. Diese letzten, die es ihren trägen Brüdern, um recht viel Käufer zu finden, so bequiem als möglich machen, und ihnen dabey einmal über das andere die Entschuldigung in den Mund legen, daß man von ihnen im Brange ihrer Geschäfte kein eigenes Studiren erwarten könne, schieben den Predigern in Städten und auf dem Lande ein Rubekissen bey ihrer Bequemlichkeit unter, und hindern das eigene Nachdenken und Arbeiten bey weitem mehr, als man gemeinlich glaubt. Schon der fortsauernde Abfaz der Menge von homiletischen Handbüchern, Repertorien, Magazinen u. f. w. zeigt, wie zufrieden so viele sind, von andern für ein paar Thaler der Mühe der eigenen Arbeit überhoben zu werden; und Rec. kennt mehr als einen, die jährlich ein paar Jahrgänge von Predigtentwürfen kaufen, und diese ohne weitere Rücksicht auf ihre Gemeine herdecliniren. Man sage nicht, daß diese auch ohne die Menge homiletischer Hülfsmittel schlechte Prediger seyn würden. So ganz würden sie doch nicht einfallen und die Woche über nichts thun; sie müßten doch wenigstens die Mühe über sich nehmen ein Thema zu suchen und eine Disposition selbst zu entwerfen. — Doch wir werden durch alle Rügen nichts ändern, so lange noch etwas mit der Herausgabe von Jahrgängen und Magazinen zu verdienen ist. Welcher gützinnende Recensent sollte indeß nicht unwillig werden, wenn er so eben wieder eine ganze Sammlung von homiletischen Noth- und Hülfsbüchern vor sich hat, von denen die meisten nicht viel saugen?

Der Vf. von Nr. 1 und 2. hat ein sonderbares Incognito beliebt. Er nennt sich nicht auf dem Titel, steht aber mit Namen J. G. Witt in dem Bücherverzeichnisse seines Verlegers; er giebt Materialien zur Bearbeitung neuer Perikopen heraus, ohne uns, da

D d d d d

wir

wir nicht einmal seinen Aufenthalt erfahren, zu benachrichtigen, von was für neuen Perikopen die Rede sey. Nur bey genauerer Durchsicht seiner Arbeiten zeigt sich hier und da, daß von den Perikopen, welche in der Schleswig-Holsteinischen Agenda angegeben sind, die Rede ist. Mit vollem Rechte darf er doch nicht von jedermann, wenn auch allenfalls von einem Rec. erwarten, daß er diese Agenda so genau kenne. In dieser ist bey der Auswahl neuer Perikopen der Plan, befolgt, daß die evangelischen Texte von Weihnachten bis Pfingsten die fortgesetzte Geschichte Jesu, von den Vorbereitungen zu seiner Geburt, bis zur Ausbreitung seiner Religion durch die Apostel, umfassen, von Pfingsten aber bis Weihnachten die wichtigsten Thaten Jesu. Von diesen Perikopen sind drey verschiedene Jahrgänge vorgegeschrieben. Ueber den ersten derselben sind die gegenwärtigen Materialien und Betrachtungen. Die Materialien haben folgende Einrichtung: Es ist erst kürzlich der Inhalt der Perikope auseinandergesetzt, sodann sind Lehren, Bemerkungen, Winke daraus abgeleitet, hierauf folgen Thematä (nicht Themata; sollte es eine deutsche Endung seyn, so müßte man nach der Analogie entweder Thēma sagen, wie Probleme, Theoreme, oder Thēmen, wie Dogmen), an deren Zahl bisweilen neun, zwölf, fünfzehn und noch mehrere, wovon nur die zwey oder drey Haupttheile angegeben sind. Zuletzt ist einer von diesen Sätzen in einem weitläufigeren Entwürfe mitgetheilt, wos es an Fachwerke nicht fehlt. Bey den angegebenen Hauptthesen scheint mehr als die Menge, als auf die Güte und Ausführbarkeit gesehen zu seyn; und bey der Kürze, womit Thema und Eintheilung angeführt sind, werden mittelmäßige und schlechte Köpfe nicht wissen, was sie damit anfangen sollen; der gute Kopf aber braucht nicht leicht dergleichen Arbeiten. Indessen wollen wir nicht leugnen, daß über jede Perikope doch mehrere fruchtbare Gedanken hingeworfen sind; und je weiter man ins Buch hineingeht, desto besser scheint es zu werden. So viel ist gewiß, daß die ersten Thematä am Neujahrstage die schlechtesten sind. — In den kurzen Betrachtungen Nr. 2. ist immer das Hauptthema, was in jeder Perikope liegt, weitläufiger und meistens analytisch durchgeführt, folglich an jedem Sonntage ein Stück der Geschichte Jesu erzählt, wovon es an ermüdenden Wiederholungen nicht fehlen kann. Rec. ist in seiner Vernuthung, die er gleich damals hatte, als er die Schleswig-Holsteinische Agenda zuerst sah, bestärkt worden, daß die Prediger, welche über die gewählten Perikopen so predigen, daß sie an jedem Sonntage die Geschichte Jesu zur Hauptfache ihres Vortrags machen, ihren Zuhörern viel Langeweile verursachen müssen. — Was uns bey dem Vf. am besten gefiel, ist das Bestreben, auf das Gute der neuen Agenda aufmerksam zu machen, den groben Vorurtheilen entgegen zu arbeiten, und bey Sonntagen sich mäßig und langweiligen Methode doch nirgends das Praktische aus den Augen zu verlieren.

Der Herausgeber von Nr. 3. empfiehlt sein Magazin durch die Versicherung, daß es von andern schätzbaren Sammlungen von Fest- und Casualpredigten den Vorzug erhalten solle, alle Festtage und Casualfeste und zwar mit Mannichfaltigkeit der Materialien zu umfassen. Zur Erreichung dieser Vollständigkeit läßt er „zu denen seiner eigenen Ausarbeitungen, die er der öffentlichen Erscheinung vor dem Publicum nicht unwerth hält, andere, aus schon vorhandenen Predigtsammlungen und einzeln gedruckte Fest- und Casualpredigten von den besten Cantzlednern“ noch einmal abdrucken. Doch giebt er seinen Lesern den Vortheil, diese schon gedruckte Arbeiten ein wenig, doch unbeschadet der Gedankenreihe, der Einkleidung und der Wendungen, abzukürzen, damit die ermüdende Weitläufigkeit ganzer Predigten (eines Spalding, Reinhard?) vermieden werde.“ Jeder Theil soll aus zwey Abtheilungen bestehen, wovon die erste Predigten über die Festtags-Evangelien und Episteln, auch über freygewählte Texte; die andere: über jede mögliche Casualfeste (ein Lieblingswort des Vfs.), enthalten soll. In dieser Abtheilung sind vier Predigten vom Vf. enthalten, die des Abdrucks in der That nicht unwerth sind, die andern zehn sind abgeschrieben, und sind von Hermes, Piranger, Resewitz, Reinhard, Spalding und Sturm. Eine sehr gewöhnliche und bequeme Methode Bücher zu machen. Hatte doch der Herausgeber seine eigenen Fest- und Gelegenheitspredigten zusammendrucken lassen; so wäre er ehrlicher geblieben, und die hülfbedürftigen Käufer nicht in den Fall gekommen, mehrere Predigten zweymal zu bezahlen. Die versprochene Vollständigkeit seiner Compilation entschuldigt die Erscheinung derselben sehr wenig.

Das beste was wir von Nr. 4. sagen können, ist, daß diese Fortsetzung etwas weniger schlecht als die drey ersten Stücke des ersten Bandes sind, die wir im vorigen Jahre Nr. 205. angezeigt haben. Der Herausgeber hätte nicht nöthig gehabt, sich wegen der verspäteten Erscheinung dieses Stücks zu entschuldigen; dafür aber braucht er desto mehr Entschuldigung, daß er nicht statt der übergroßen Menge excerptirter Dispositionen aus gedruckten, zum Theil höchst mittelmäßigen Predigten lieber schon in diesem Stücke die bisher noch ungedruckten Predigten und Predigtsätze seiner Mitarbeiter geliefert hat. Etwas weniger schlecht nennt Rec. dieses Stück theils, weil die Wiederholung derselben Hauptsätze nicht mehr so häufig ist, theils weil hin und wieder auch bessere Predigtsammlungen benutzt, theils weil die Dispositionen auch nicht ganz so trocken hingestellt sind. Doch eine große Besserung darf man nicht vermuthen: Der Herausgeber scheint nicht einmal den Unterschied zwischen einer Buß- und einer Bußtagspredigt zu ahnen, und hat in seinen Auszügen aus den wenigen eigentlichen Bußtagspredigten, die er aufgenommen hat, recht sorgfältig das Charakteristische ausgelassen. Man

z. B. die Entwürfe über folgende Hauptsätze: Die schwere Verschuldung einer Stadt durch den Mißbrauch ihrer Vorzüge; Ein allgemeiner Blick auf die Sitten unserer Stadt zur Prüfung und Demüthigung eines jeden insbesondere; Aufforderung an ein sündiges Volk, sich zum Herrn zu bekehren. An Geschmacklosigkeit in der Wahl der benutzten Predigten fehlt es auch nicht. Wer kann in unsern Tagen eine Stelle wie folgende dulden. „Auf einmal ist der Sünder kein Primaner im Sündigen. Die erste muthwillige Sünde begehrt er unter heftigen Widerspruche des Gewissens und mit großer Furcht, allmählich vermindern sich diese bey Wiederholung der Sünde; Gewohnheit-wichtet endlich alle Schaaströbe ganz weg. Der Sünder bekommt eine Hurenstirne und fängt sich zum Mohren und Parder.“ Weiterhin: „Der Sünder hat die Lußseuche“ und: „mancher alte Sünder wiederkaut noch die geübte Sünde.“ (S. 60.) Noch müssen wir es rügen, daß der Herausgeber seitenslange Texte hat abdrucken lassen.

Den V. von Nr. 3. zählen wir, zur kleinen Zahl herer, die Lehrer und Vorbild ihrer jüngern Amtsbrüder seyn können. Seine Predigten zeugen von einer genauen Bekanntschaft mit dem Grade der Geistesbildung, wie sie unter Landleuten zu seyn pflegt, mit ihren Vorurtheilen, Fehlern, Gewohnheiten und Beschäftigungen. Er halt sich sehr sicher auf der Grenzlinie zwischen einem fürs Landvolk falschem und einem platten Vortrage und wahlte seine Hauptsätze stets nach den intellektuellen und moralischen Bedürfnissen seiner Zuhörer; nur daß dieselben mitunter zu weitaufzig ausgedrückt sind. Ein Vorwurf, der dem V. bereits öfter gemacht worden ist. Da diese Predigten schon hinlänglich bekannt sind, ihr Werth durch die wiederholte Ausgabe (bey Predigten ein ziemlich sicheres Merkmal) anerkannt ist, und wir, weil wir weder die erste Ausgabe zur Hand haben, noch von dem V. einen Fingerzeig erhalten, nicht angeben können, worin die gegenwärtige verbessert ist; so begnügen wir uns mit dieser kurzen Anzeige, und theilen dafür den der Beherzigung werthen Schluss der Vorrede mit, der eine noch immer nicht genug befolgte Wahrheit enthält. Nachdem der V. gewarnt hat, mit Landleuten wegen unvermeidlicher Mißverständnisse nicht in der Bücher-sprache, noch in der Sprache des gebildeten Umgangs zu reden (welches indessen nach der vom V. gegebenen und selbst nachzulesenden Erklärung zu verstehen ist.) beantwortet er die Frage: „Kann es denn über nicht besser werden? kann man ihre Sprache und die Vorstellungsarten des gemeinen Mannes nicht veredeln?“ „Nur mit der Jugend ist es möglich.“ „Neist es S. XVI. „mit den Erwachsenen ist wenig auszurichten.“ Daher sind die Sprachübungen, welche zuerst in den Rerchowischen Schulanstalten eingeführt worden sind, ein wesentliches Stück des Schulunterrichts, und ein herrliches Hülfsmittel für das Landvolk, wodurch ihm die öffentlichen Vorträge verständlicher und nützlicher gemacht werden.

Da wir aber noch zu wenige Landschulmeister haben, welche diesen Unterricht treiben können; so ist es die Pflicht des Predigers, sich damit abzugeben. Ueberhaupt ist es die Jugend, wo die Saat befrucht werden muß, wenn uns daran gelegen ist, nicht bloß eingebildeten, sondern wahren und dauerhaften, Amtsgegen einzuräumen. Die Schule ist das eigentliche Feld der Aumtstreue. Wer sich auf sein fleissiges, nie aufgesetztes, Predigen etwas einbildet, und die Schule vernachlässigt, der betrügt sich selber. Er ist nur in einem minder wichtigen Theile seines Berufs tren, und versäumt den wichtigsten. Lasset uns die Kinder an uns ziehen, ihr Zutrauen, ihre Liebe und Achtung gewinnen, ihren Verstand und ihr Herz bilden; so werden wir uns eine Gemeine sammeln, die uns versteht, uns folgt, an der wir mit großem Nutzen arbeiten können. Dazu gehören freylich viel Jahre. Aber wer seine Hand an den Pflug legt, und sieht zurück, wird müde, denkt bloß auf Verbesserung seiner Einnahme, richtet sein Augenmerk nur auf seine persönlichen und Privatverhältnisse, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“

Rec. hat keinen der vorigen Theile, von Nr. 6. in Händen gehabt, und kann über den Werth dieses praktischen Handbuchs im Allgemeinen nicht urtheilen. Den gegenwärtigen Theil aber kann er mit Recht empfehlen. Der angehende Prediger wird in denselben Rath für die allermeisten Fälle finden, in welchen er ans Krankenbette gerufen wird; und über sein zweckmäßiges Verhalten bey den Kranken, und den Zweck, den er sich bey seinen Krankenbesuchen vorsetzen soll, eine hinlängliche Belehrung erhalten, die zwar keinen wissenschaftlichen Zuschnitt hat und nicht in der Schulsprache abgefaßt, ihm aber darum gewiß um nichts weniger nützlich ist. Das Werk hat drey Abtheilungen. Die erste beschreibt das richtige Verhalten eines Predigers am Krankenbette überhaupt, sodann gegen die Kranken nach den Bedürfnissen ihres innern und äußern Zustandes insbesondere. Der V. zeigt hier nicht nur an, über was für Gegenstände man mit dem Gottesleugner, Religionspöter, Menschenfreunde, Verführer, Schmeichler, Ehrgeizigen, Wollüstlinge u. s. w. zu sprechen habe, sondern liefert auch die kurzen Anreden selbst, welche er an sie halten würde. Hierdurch wird er in der That unnöthiger Weise weitläufig. Möchte er auch alle Kranke nach den verschiedenen Bedürfnissen ihres Verstandes und Herzens specificirt haben, wie es wirklich geschehen ist; so ist doch die Behandlung z. B. von Dieben, Betrügnern, Schuldenmachern u. s. w. sich zu ähnlich, als daß für jeden einzelnen Fall eine besondere Anweisung nöthig gewesen wäre. Eine kleine Anzahl von Anreden würde hinreichend gewesen seyn, den Anfänger mit der rechten Eileitung und dem Töne des Gesprächs bekannt zu machen. Dafür hätten wir gewöhnlich eine Anleitung zu finden, wie der Prediger bey fortdauernden, oft Jahre lang zu wiederholenden Krankenbesuchen seine Unterredungen

einzurichten, und wie er Kranke, die von sehr schmerzhaften und unheilbaren Uebeln befallen sind, zu trösten habe. Solche Krankenbesuche sind es, die den Prediger oft schon zum vierten-fünftenmale, geschweige denn zum zehnten und zwanzigstenmale in Verlegenheit setzen. — Einige Hülfe für solche Fälle hat der Vf. seinen Lesern allerdings verschafft, aber ohne ihnen einen Fingerzeig darüber zu geben. Sie können nämlich die in der zweyten Abtheilung enthaltenen Betrachtungen für Kranke über die Entstehung, die Beschaffenheit, den Einfluß, die Folgen und die rechte Anwendung ihrer Krankheit; über die Bitte um Genesung und über ihren Tod, als eine Sammlung von Materialien betrachten, über welche sie sich nach und nach mit langwierig Kranken unterhalten können. Ueberhaupt werden diese Betrachtungen den Schatz ihrer Ideen bereichern, um Krankenbesuche lehrreich zu machen. Wir haben sie fast durchgängig sehr zweckmäßig und des Vfs. religiöse Meynungen und moralische Grundsätze gelautert und richtig gefunden. Nur hin und wieder finden sich Ausnahmen, wovon uns folgende am auffallendsten gewesen sind. In der Betrachtung für Hinterbliebene (S. 274.) ist eine Art zu trösten gewählt, die schwärmerisch ist, und zur Schwärmerey führt. „Denken Sie nicht, daß es Ihnen in jenem Leben schwer seyn werde, Ihren Freund aufzufuchen und zu finden. Ist er jetzt nicht unter der Zahl der Engel? Sind nicht die Engel die gütigen Beförderer der Sicherheit und Glückseligkeit der Menschen? wie oft wird er also nicht als Engel schützend sie umschweben? Wird er nicht einst bey Ihren letzten Kämpfen ihnen den Eintritt in jene Welt erleichtern, und der erste seyn, der ihnen erscheint.“ Und S. 275. steht eine Ermahnung, welche einer großen Einschränkung bedarf. „Erfüllen sie den letzten Willen ihres Freundes, so viel als möglich, mit gewissenhafter Treue. Vielleicht kommt ein großer Theil seiner ewigen Ruhe auf die Erfüllung desselben an.“ Was für ein sonderbares: Vielleicht! wodurch dem Hinterbliebenen Angst gemacht wird, der doch in der That bisweilen sehr sonderbare Wünsche der Sterbenden zu erfüllen hätte! Hier wäre für die Worte:

wo es möglich ist, durchaus ein bestimmter Ausdruck zu setzen gewesen. — Die dritte Abhandlung handelt von der Feyer des Abendmahls auf dem Krankenbette. Der Vf. billigt, nach unserer Meynung mit Grund, diese Abendmahlsfeyer. — Wir wünschen das Buch in die Hände recht vieler Prediger.

NÖRDLINGEN, b. Beck: *Predigtentwürfe über die Leidensgeschichte Jesu Christi*, nach Matthäus und Johannes, von J. F. Vogelsgang, Pred. im Octingischen, 1799.

In diesen Entwürfen wird die Leidensgeschichte Christi so behandelt, daß der Leser wirklichen Nutzen der Erbauung daraus ziehen kann. Da ist kein Wehklagen über den Dulder, sondern würdige Darstellung seiner Seelengröße, keine Verwünschung der aus blinden Religionseifer handelnden Nation, sondern freundschaftliche Warnung vor ähnlichen Verirrungen und vor der Gewalt der Leidenschaften; auch keine Speculation über die Ursache und Absicht und das Verdienstliche des Leiden und des Todes Jesu Christi, sondern gerade Hinweisung auf sein vorzügliches Muster der Gottergebenheit, der Menschenliebe, der treuen Standhaftigkeit in Erfüllung der Berufspflichten, der Vernehmlichkeit u. s. w. Es ist zu wünschen, daß überall in solchem Geiste und Ton über die Passiongeschichte gepredigt werden möge. Die angehängten kurzen Religionsgesänge atmen im Ganzen den Geist einer gelauterten Andacht; nur hier und da müßte noch etwas süßiges weggeschnitten und irgend eine Härte gemildert werden, z. B. in dem Liede über Berührung bey Religionszweifeln:

„Wie trauert oft mein Herz in tiefer Geistesnacht,

„Wie sehnst es sich nach Licht, nach Licht, das helle
macht u. s. w.

„Sollt Forchten Sünde seyn in meiner Finsterniß! u. s. w.

Als Fehler in der Wahl des Ausdrucks für diese Dichtart, führt der Rec. den Anfang eines andern Liedes an:

„Auf welchen Grad ist meine Tugend schon gestiegen?

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, Rostock, b. Stiller: *Tuch- und Haushaltungs-Taschenbuch für Frauenzimmer, die einer Wirtschaft sehr verfahren wollen*. Erster Jahrgang, 1799. 94 S. 12. (6 gr.) Dieses Taschenbuch empfiehlt sich durch die Wahl und den guten Vortrag der Materien. Von jenem findet man 1) Empfehlung der Ordnung und Sparsamkeit. 2) Einige Klugheits- und Vorsichtsheitsregeln. 3) Reinlichkeit in der Küche und bey Tische, ganz aus der bekannten Gernershaufenchen Hausmutter, hier aber dialogisch. 4) Einige ökonomische Nützlichkeiten. 5) Bewährte

Hausmittel. Hier ein Bruchstück aus der Rockenphilosophie: das Eingraben des Aalkopfs, mit diesem Blute Warzen und Hühneraugen zu ihrer Vertreibung bestrichen worden, soll in der Stille zu einem solchen Orte geschehen, wo dieser Aalkopf bald verweset und zum Nachtheil der Cur von unthätigen Leuten nicht wieder ausgegraben werden kann. 6) Färberey und Bleichen. 7) Vorschläge zu einer kleinen Haushaltungsbibliothek, in welcher obgedachte Hausmutter vorkommt, gekleidet wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 24. December 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

London, b. Longman: *Essay on the causes, early signs, and prevention of pulmonary consumption. For the use of parents and preceptors, by Thomas Beddoes, M. D. second edition, much enlarged. 1799. 340 S. 8.*

Kaum war dieses Werk vor einigen Monaten in den englischen Journalen angezeigt worden, als schon die 2te Auflage erschien, der gewiss noch mehrere folgen werden, da sich der Vf. in Kenntniß, Geschmack und Schreibart durch die Bekanntheit mit der auswärtigen, vorzüglich deutschen Literatur noch mehr ausgebildet, etc. bey dem grossen Haufen so leicht den Zugang zum Kopfe zu öffnen weis, und oft blendende, schwärmende Wahrheiten durch seine glühende Imagination zu der Stärke von Axiomen gehoben werden. Obnehin ist das Werk, wie der Titel zeigt, nicht für das kleine Publicum der Aerzte, sondern für ein größeres berechnet, und man darf desto gewisser hier Nutzen davon erwarten, da es voll neuer Ideen ist. Ueberhaupt sind unter den sogenannten Volkschriften, die populären medicinischen Schriften allein diejenigen wahrhaftnützlich, welche keine Recepte enthalten. Der Vf. bleibt da stehen, wo es rathsam ist, die Hülfe des Arztes zu suchen. Er liefert hier für die Schwindfüchtigen, was Cadogan für die Podagriffen geliefert hat; und wenn das einzige Wort von Cadogan: „*your Stomach wants Wine no more, than your nose does Snuff*“, bey Podagriffen sich tiefer eingeedruct, oder Weintrinker gewisser belehret hat, als die gelehrteste Demonstration aus der Pathogenie, (es folgten sich in kurzer Zeit 10 Auflagen von seinem Buche nach einander) so kann man auch allein daraus schon einen bleibenden Eindruck bey Lesern von Beddoes hoffen, wenn er hier, S. 120. sagt: „*it is just as reasonable to expect Security from an amulet worn round the neck, as from mere medicines received into the Stomach.*“ Er geht nämlich von der sehr richtigen Idee aus, daß man, da nach dem Geständnisse der Aerzte die Schwierigkeit bey der Cur der schon entschiedenen Schwindfucht so groß sey, dieselbe zu verhüten suchen müsse; dies könne nicht besser geschehen, als wenn man die Menschen frühe genug mit der ersten Anwendung derselben, und den Umständen, bekannt mache, welche sie begünstigen. Die genaue Beschreibung derselben, und des diätetischen Verhaltens macht also den größten Theil des Werks aus. Außerdem hatte der Vf. den

glücklichen Einfall, diejenigen Classen von Menschen aufzufuchen, welche von Schwindfucht frey bleiben. Hier fand er, daß die Schlächter und Verfertiger von Darmsaiten sich auszeichnen, die beide nicht nur lange Zeit im Gestanke todter thierischer Stoffe zubringen, sondern fast ganz allein von Fleischspeisen leben, und mit Armen und Händen etwas animalisches zu absorbiren scheinen. Die Fischweiber, welche größtentheils auch von animalischen Nahrungsmitteln leben, die Matrosen und Seeleute etc. fand er gleichfalls am meisten frey von der Krankheit. Wenn man mit Verwunderung in dieser Gesellschaft die Müller nicht antrifft; so muß es auf der andern Seite eben so sehr befremden, daß der Vf. unter der entgegengesetzten Classe von Menschen, welche der Schwindfucht am meisten ausgesetzt sind, nichts von Grindens-rot erwähnt, oder den Zustand derjenigen Personen beschreibet, welche von der in Schottland endemischen *Mac Donald's Krankheit* leiden, wozu er leichter als Ausländer Gelegenheit haben mußte. Um die insidiösen Ursachen der Schwindfucht aufzufuchen, sammelte er durch Correspondenz allerley Nachrichten; in einer derselben erzählet *Carlisle*, unter andern interessanten Dingen, daß er sich die Lunge da ganz gesund gefunden habe, wo Scrofeln alle Drüsen auf der Oberfläche des Körpers, und alle schwammigte Knochen, die vom Herzen weit entfernt sind, zerstört hatten. Dr. Cogan, der sich lange in Rotterdam aufgehalten, beschreibet auf das genaueste den Unterschied in der Kleidung, der häuslichen Einrichtung und Lebensart der Holländer von der in England, um zu zeigen, daß das viele Husten, Raupern und Auswerfen, wodurch in England so oft die Aendacht und das Vergnügen gestört wird, nicht in dem unterschiedenen Clima, sondern in der Kleidung den Grund habe. Aber sehr wenig sind die Nachrichten über die Schwindfucht befriedigend, welche der Vf. aus den statistischen Werke von *Sinclair* ausführt; denn sie haben noch weniger das Gepräge der Genauigkeit und Zuverlässigkeit, als die gewöhnlichen Londoner Sterbelisten, wo unwissende Searchers gemeinlich den Namen der Krankheit angeben, woran der Verstorbene gelitten, und wo Consumption der Name ist, wenn die Leiche sehr abgezehrt findet; der Vf. wagt es, nach seinem eigenen Geständnisse auch nicht, sich auf diese zu berufen.

Wenn der Vf. vermuthet, daß gewisse Classen von Menschen vor der Schwindfucht gesichert bleiben, weil sie in gewissen Ausdünstungen leben, so muß man sich wundern, daß er bey dieser guten

Gelegenheit seines pneumatischen Instituts nicht erwähnt, und daraus seine Vermuthung mit entscheidenden Nachdruck bekräftigt; man wird dadurch auf einen für die Luftitrit nicht sehr günstigen Gedanken geleitet, da man seine Neugierde noch nicht befriedigt sieht.

Bei schwächlicher Constitution, jedoch, ohne das sich die Schwindfucht schon wirklich gebildet hat, müsse man sich also an das erinnern, daß Personen, welche an meisten Fleischspeisen genießen, gerade am meisten von dieser Krankheit verschont werden, obgleich freylich nicht allein deswegen. Die viele vegetabilische Nahrung gebe aber Anlaß zu Scrofeln, und so wieder zu Schwindfucht. Ausser jener freyen animalischen Diät sey auch mehr Bewegung nöthig, da Arzney allein nichts helfe; man müsse daher den Kindern nicht erlauben, Musik zu lernen, sondern lieber Botanik vorziehen; denn das traurige Stillitzen der Frauenzimmer sey eine Ursache mit, daß diese, so bald sie einmal kränkeln, allemal die Schwindfucht zu befürchten haben, und öfter darcin verfallen als Manspersonen, ihre geschwächte Verdauung werde eine beständige Vorbereitung zur Schwindfucht. Vorschriften in Abicht der Kleidung und Speisen. Wie aus einen Catarrh die Schwindfucht entstehe; es sey nämlich mehr Absonderung da, als Resorption, und eben so entstehen auch Scrofeln; so wie der VI. überhaupt viele Erscheinungen daraus erklaret, daß die absorbirenden Gefäße nicht stark genug wirken. Die Betrachtung über die Aehnlichkeit der Knötchen in der Lunge mit verdorbenen Gekrösdrüsen, und die daran grenzenden Scrofeln, war keine Untersuchung, die hierher gehörte. Die Schwindfucht, welche mit Blutspeyen anfängt, sey so selten gegen die andere, als 1 gegen 10. Die Diät sey in den vorigen Zeiten, wo weniger Schwindfüchtige waren, mehr stürkend gewesen. Unter dem Gemüthe ist der VI. den Kartoffeln gar nicht gut; diese sollen die Abnahme und Schwäche des Menschengeschlechts verursacht haben (!) die, nach Eberl, so sehr sichtbar sey. Auch haben vormal die Damen die Pferde weit besser als jetzt gebraucht, und sich in freyer Luft starker bewegt, als jetzt, wo sie bloß fahren, und, hätte er hinzusetzen sollen; die sonst wohlthätige nöthige Erschütterung vom Wagen so sehr zu verhüten suchen, daß sie mehr in einer Wiege zu liegen, oder in der Luft zu schweben scheinen. Die physische Erziehung, da man den Kindern den freyen Gebrauch ihrer Glieder und Sinne entziehet, und sie in Schultuben einsperrt, sey der unglückliche Grund von der Anlage zur Kränklichkeit und Schwindfucht.

Vom äußern Ansehen eines Schwindfüchtigen. Sehr genau, aber immer ist der scrofulöse Zustand damit verwechselt; wegen ihm allein der oben angeführte Brief von Carlisle hätte warnen sollen. Unter die verdächtigen frühern Zeichen gebührend das Nasenbluten; das gewis nicht von Vollblütigkeit, oder lebhaften Umlaufe des Bluts entsteht,

und nichts Kühlendes erfordert; denn der wohl gemästete Schlächter, der nervigte Last- oder Kohlen-Träger, der handfeste Matrose, die Amazonin, die Fischweib etc. wissen davon nichts, und bey Kränklichen erfolge es auch gewöhnlich des Morgens, eh sie sich bewegt haben. Bey der physischen Erziehung sey immer der wichtigste Artikel das kalte Bad, bey dessen Anwendung und Nutzen der VI. lange verweilt, und nicht nur deutsche und englische Autorität, besonders Reid's classisches Werk für sich hat, sondern auch eigene Erfahrung, da es sich bey den mehrten stükend und wohlthätig, bey verschiedenen fortsäurend nützlich, und bey Keen nachtheilig bewies. Er ließe das Wasser nicht über 96°, und nicht unter 90° erwärmen. Ist es schon weit mit des Kranken Zustande gekommen, so sey es gefährlich, und er erzähle einen unglücklichen Fall dieser Art. Das kalte Bad sey bey denen die Anlage zur Schwindfucht haben, so gefährlich als kalte Luft, oder sich in kalten Zimmern anzukleiden. Bey Scrofeln erklären sich die heftigen Beobachter stark gegen das kalte Bad, es sey zu wasser oder süßes Wasser seyn.

Die schleichende Anwendung der Schwindfucht, die oft sehr lange dauert, ist desto nöthiger zu ras aus der interessanten Beschreibung Keen's zu lernen, da sie unter keinem Namen der Kranke noch a Volkschriften oder selbst medicinischen Büchern findet, sie oft von einem ähnlichen Uebel nicht unterscheidet, und sich da also vergebens durch Familienberichte zu helfen sucht. Eben so notwendig ist es auch zu wissen, wie ein gewöhnlicher Catarrh von einem Kirchhofshusten zu unterscheiden sey; darauf nicht auf schöne Sympne und Balaune, beruhe also Von der Schwäche der absorbirenden Gefäße in der Lunge entstehe der Auswurf, das Rauspern von Schleim, den er sehr treffend bronchial Gleet nennt.

Entchiedene Schwindfucht endige sich freylich fast unausbleichlich mit dem Tode; aber es sey doch keine physische Unmöglichkeit, sie zu heilen, oder ein Mittel wider Knoten in der Lunge etc. zu entdecken, wozu uns die Analogie in der Entleerung von Mitteln gegen andere große Krankheiten, die Erfahrung über den Nutzen der Seeretten etc. Zuhilfenahme macht; und beweist, daß es nicht allein die Natur der Schwindfucht ankomme, sondern eben so wie bey andern großen Mitteln, auf einen glücklichen Zufall. Die Aerzte müssen nur aufpassen, diese Hoffnung zu realisiren; sich aber auf das feste oder jenes mineralische Wasser zu verlassen, eben so abgeschmackt, als der Glaube an Weidwasser. Bloß gelegentlich und leise berühret der VI. S. 206, die sehr unvollkommenen Versuche mit Dampfen und Luftarten, die uns nicht abschrecken sollten; Beharrlichkeit dabey zu beweisen, da schon die Kohllast so sehr zu solchen Versuchen einlade. Es geht er zu der antiphthischen Kraft der Dignit purpurea über; deren Geschliche freylich für die Ufer seines Werks nicht sehr passend scheint, doch Aufmerksamkeit der unferigen, der Aerzte

verdient. Verschiedener englischer Aerzte Zeugnisse, *Fowler, Darwin, Drake* etc. die hier erzählt werden, und seine eigene Beobachtungen lassen ihn hoffen, daß dies Mittel selbst in der schon entscheidenden Schwindsucht so gut wirken werde, als China bey kalten Fiebern. Unsere Leser erinnern sich, mit welchem Enthusiasmus der Vf. ehemals von einem Mittel wider *Florida Consumption* redete, und selbst deutsche Journalisten auf sein Wort ganz in Eriste aus ankündigten, das große Mittel sey nun endlich entdeckt. Die *Digitalis* verringere bekanntlich die Kraft der Arterien, und reize die abforbirenden Geseße zu stärkerer Action. Man könne sie selbst Kindern von wenigen Monaten mit Sicherheit geben (?) In den wenigen Monaten seit der ersten Ausgabe dieses Werks find dem Vf. eine große Menge solcher Kranken vorgekommen, und da sey kein Zeitpunkt der Schwindsucht, wo dieses Mittel nicht große Hülfe in einigen Fällen geleistet, selbst in dem aussersten Stadio. Bey einigen fand man die bekannte Wirkung auf den Puls bloß bey Liegen. Bey der u befürchtenden Schwindsucht hat es wenigstens in eben so vielen Fällen angeschlagen, die Folge des Hustenspyens verhütet, ja selbst die Absorption der Knochchen bewirkt. (11) Er gesteht freylich, daß ihm die Existenz der Knochchen könne streitig gemacht werden; aber er müsse sie doch gewiss aus der Identität der Zufälle bey andern Kranken dieser Art verurtheilen. In einem Briefe des Dr. *Kinglake* vom 10ten Sept. 1799 wird die Existenz der Knochchen näher untersucht. Wenn *Fowler* in einem Briefe von eben dem Monate mit weniger Enthusiasmus davon redet, und dieser bekannte Lobredner der *Digitalis purp.* sogar erkennt, daß er in einem weit gekommenen Zustande alle Formen dieses Mittels habe fesselschlagen sehen; so tröstet uns der Vf. damit, daß er sagt, wir sollten gerade deswegen auf Mittel sinnen, die wohlthätige Wirkung der *Digitalis* zu unterstützen, und sucht uns dadurch wieder aufzurichten, daß er erinnert, wir machen es bey andern Arzneyen auch so. Der Herr Herz empfohlene Wasserfenchel verdiente wohl einen Versuch.

Da jedoch die Absicht des Vf. ist, die Krankheit sehr zu verhüten, und diejenigen zu warnen, welche sie am meisten zu befürchten haben; so schränkt sich sein Rath vorzüglich auf das diätetische Verhalten ein, und kommt nach jenem angezeigten curativen Mittel bald wieder auf dieselbe zurück; diese soll man sehr früh anfangen lassen. Die Kinder können z. E. nicht zu frühe nach der Geburt auf das Land gebracht werden. Die Fleischspeisen sollen einen großen Theil der Nahrung ausmachen. Flanelle auf der Haut zu tragen, darüber gebe es keine allgemeine Vorschriften. (Und doch sollte die animalische Diät allgemein werden dürfen? Nicht wohl eine Krankheit verhüten, und eine andere dagegen erzeugen? Sollte sich der Vf. durch *Salvadori, Rush*, etc. wohl nicht haben zu weit verleiten lassen?) Am wenigsten sey Flanelle im Bette zu tragen; so sehr, sich viele Stunden hinter einander in geheiz-

ten Zimmern aufzuhalten, dagegen mehr ein actives Mittel zu wählen, um behagliches Gefühl von Wärme zu erhalten; besonders müsse man bey der Erziehung der Jugend schon hierauf achten, und nicht erst warten, bis sich die Kinder selbst als krank ausgeben. Noch einige Zeichen, welche Verdacht erregen; wenn gleich Aerzte dabey sich erinnern, daß sie sehr trüglich sind, so sey eine populäre Nachricht darüber desto dringender, da die Zeit, wenn der Arzt gerufen werden soll, doch immer erst von dem Kranken bestimmt werde. (Die Sicherheit und der Selbstbetrug, worin man gemeinlich diese Kranke anrührt, und die gleichsam mit zu dem Charakter dieses Uebels gehören, oder ein gefährliches Zeichen ausmachen, sind noch im Grund mehr für des Vf. Meynung.)

Was die Veränderung des Klima betrifft, so find hier die Nachrichten darüber so wenig interessant, daß man ihnen die Eilfertigkeit ansieht, womit sie sind gesammelt worden. Das Klima sey in Portugal, in Italien, in Madera etc. nicht günstiger als anderswo; man finde da die Schwindsucht eben so gut, als in England. Vielleicht thue die Seereise dahin das beste. Es sey jedoch glaublich, daß eine beständig mäßige Temperatur, wie in Aegypten, in Westindien, diese Krankheit verhüte.

Das warme Bad, als Stärkungsmittel, könne als ein Hausmittel angesehen werden, wobey der Beystand eines Arztes entbehrlich wird, außer wenn Hitze oder dergleichen darauf erfolgt. Er könne aber nicht verschweigen, daß ihn von Jemanden, der von allen forschenden Aerzten die größte Genauigkeit bey Untersuchungen dieser Art beobachte, ein Zweifel erregt sey, ob er sich nicht zu viel auf *Margard* verlasse; er habe viele von seinen Versuchen wiederholt, aber das Resultat abweichend gefunden. S. 325. Die aus den Briefen seiner Correspondenten von dem Vf. mitgetheilten Antworten über die Frequenz oder Seltenheit der Schwindsucht in dieser oder jener Gegend, sind so wie einige andere Angaben, so äußerst schwankend und so wenig befriedigend, daß wohl niemand leicht ohne des Vf. Lebhaftigkeit etwas daraus schließen würde. Aus vielen Gegenden Deutschlands könnte er dergleichen erhalten, welche gerade das Gegenheil beweisen würden. Er ist auch aufrichtig genug, dies selbst einzusehen, und die Nothwendigkeit daraus zu entschuldigen, wenn er bloß Muthmaßungen wagt. (S. 335.) Dergleichen genaue Untersuchungen über einen so wichtigen Gegenstand sollten das Geschäft der medicinischen Societäten seyn, die dadurch sich mehr um die Menschheit verdient machen würden, als durch andere gelehrte Untersuchungen. Alle Nachrichten scheinen jedoch darin überein zu kommen, daß die Schwindsucht in England immer häufiger wird, auch in den, freylich von ihm als unzuverlässig bezeichneten, Streblisten des 4ten Theil aller Gestorbenen ansinnicht. Es ist desto auffallender, daß der Vf. mit keinem Worte der Verbreitung derselben durch Aufsteckung erwähnt, da diese Ur-

sache so sehr mit in seinem Plane lag, und er selbst ganze Familien aussterben sah. (S. 5.) Den Mangel an authentischen Nachrichten über die verschiedenen Beschäftigungen in andern Ländern erkennt er selbst; sogar die aus England können noch lange nicht zu Schlüssen berechnen, oder zu einen vollständigen Ganzen zureichen, und in andern Gegenden würde er oft eine große Erfahrung wider sich finden. Ueberhaupt würde der Vf. seinem Werke dadurch einen höhern Werth verschaffen, wenn er in der folgenden Ausgabe mehr Ordnung beobachtete, mehr Thatfachen sammelte, und seine Erfahrung reifer werden ließe.

JENA, b. Cröker: *Recepte und Kurarten mit theoretisch praktischen Anmerkungen von Dr. Ernst Anton Nicolai, Hofrath und Professor in Jena. Dritter Band. Dritte verbesserte und viel vermehrte Ausgabe. 1799. 922 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)*

Dieser Band einer guten und brauchbaren praktischen Sammlung enthält im IV. Hauptstück von den flüssigen Arzneien die Abhandlungen über die Aufgüsse, Decocte, ausgepressten Pflanzenäfte, desgleichen über Tränken, Mixturen, Julepe, Emulsionen und Tropfen. Der unermüdete Fleiß, den der verdiente Greis angewendet hat, um auch in diesem Bande das Neuere nachzutragen, ist nicht zu verkennen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GERMANIEN: *Briefe über die Vorzüge kleiner Staaten mit besonderer Rücksicht auf die geistlichen*

und reichsstädtischen Länderverfassungen nebst Bemerkungen über Krieg und Frieden. 1798. VIII. 102 und 96 S. 8. (16 gr.)

Rec., der selbst Bewohner eines kleinen Staats und ein Freund derselben ist, ob er gleich auch die Vorzüge der größern zu schätzen weiß, hoffte hier die Vortheile ins Licht gestellt zu sehen, die jene den Staatsbürgern gewähren; aber er fand seine Erwartung in jeder Rücksicht getäuscht. — Viele Worte; wenig Gehalt. — Der erste Theil der Schrift enthält fünf Briefe, in deren einem eine Geschichte des Kriegs gegen Frankreich mit eingewebt ist. — Der Vf. redet eigentlich bloß von kleinen geistlichen Staaten, und legt S. 5. sein Glaubensbekenntnis dahin ab: „Sogar, ich will mich gänzlich entdecken, ist mir jede unserer geistlichen Verfassungen lieber und werther, als jede andere noch so laut gepriesene Staatsverfassung, die einen weltlichen Herrscher an ihrer Spitze hat.“ Den einen mit lateinischen Citaten aus Seneca und andern angefüllten Brief nennt er selbst eine bunte Schulbung. Ueberhaupt ist dies wenigstens an ihm zu loben, daß er sich Gerechtigkeit widerfahren laßt z. B. S. 102. ingleichen in dem Vorberichte zur 2ten Abhandlung: „Ich bescheide mich gerne dahin, daß mein Buch nichts Neues enthalte, welches nicht in andern Schriften viel schöner vorgetragen wäre. Ich konnte aber dennoch nicht umhin, gewisse Wahrheiten, hier abermalen kund zu machen.“ Die 2te Abhandlung hat den Titel: *Ueber die alten Riesen und ihre Nachkommenschaft*, und soll witzig seyn. Er theilt seine Riesen in 1) natürliche oder gemeine; 2) wahre Riesen, Könige und Herrscher; 3) Wiggande, wie er sie nennt; oder Adelige; und widmet seine Abhandlung den Manen Goliaths des Philisters.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERBÜCHER. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung: *Neues Buchstaben- und Lesebuchlein alle Syben enthaltend, die in der deutschen Sprache vorkommen. 1799. 2 Bög. (2 gr.)* Ja wohl alle und noch ein gut Theil mehr Syben, als in der deutschen Sprache vorkommen möchten, sind in dieser um mehr als 50 Jahre zu spät kommenden Bibel enthalten. Wehe dem armen Kinde, das seine Schule damit machen müßte, alle diese einzelnen größtentheils Sinn- und Bedeutungslosen Syben hinter einander abzulehern; da man doch nur wenige Übung in einzelnen Sylben voraus zu schicken braucht, um bald ganze, in mehr Syben abgetheilte Worte zusammenzusetzen zu lassen. Bey aller Menge der Syben fehlt es übrigens ganz an einiger Anleitung, um mehrsybige Worte richtig theilen zu lernen, wie in der Kürze

Möller's (in Erfurt) A be Buch darbietet. An interessante Leßübungen in kurzen Geschichten oder passenden Denkprüchen ist nicht zu denken, außer daß die abgekürzten doch noch immer mehr als zu langen Bibelerzählungen von der Schöpfung binnen sechs Tagen, von der Sündfluth und dem Oorkrug der Wittwe zu Sarepta mit allen dunkeln Ausdrücken der Lutherischen Uebersetzung und Orientalismen des Textes zuletzt angehängt sind. — Wie sich endlich das lateinische Vaterunser — *Symbolum Apostolicum* (in welchem der dritte Artikel fehlt. — ist unser altfränkischer Bibelfabrikant ein Sabellianer oder Socinianer?) und der im Katechismus Lutheri befindliche Morgen- und Abendgessen in zierlichem Latein ans Ende eines deutschen Buchstabenbüchleins verknüpft hat, begreifen wir nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 25. December 1799

PHILOLOGIE.

- 1) OXFORD, aus d. Clarendonischen Druckerey: *Emendationes in Suidam et Hesychium, et alios Lexicographos graecos*; scripsit Jo. Toup. Ecclesiae cathedr. Exon. Praebendarius, et Ecclesiae S. Martini cum Capella de Loo in agro Cornubiensi Rector. Vol. I. IX u. 467 S. Vol. II. XI u. 629 S. Vol. III. IX u. 363 S. Vol. IV. 306 S. (ohne den Index.) 1790. gr. 8.
- 2) LONDON, b. G. und T. Wilkie: *Ευριπίδου Ἡκκὺβα*: ad fidem manuscriptorum emendata, et brevibus notis, emendationum potissimum rationes reddentibus, instructa. In usum studiosae iuventutis. (Editore Ricardo Porson, graecae linguae in Academia Cantabrig. Professore.) 1797. LVIII u. 77 S. gr. 8.
- 3) LONDON, auf Kosten des Vfs. und b. Cathell: *In Euripidis Hecubam, Londini nuper publicatam, diatribe extemporalis, composuit Gilbertus Wakefield, A. B.* 1797. 40 S. gr. 8.

Die neue Ausgabe der Hecuba, welche wir unlangst nebst der Wakefieldischen Gegenchrift erhalten haben, veranlaßt uns, eines ältern Werkes wenigstens mit ein Paar Worten zu gedenken, das von so anerkanntem Werth und von so großer Wichtigkeit für den Philologen ist, daßs eine gänzliche Uebergelung desselben mit Recht für eine bedeutende Lücke in der humanistischen Literatur dieser Blätter gehalten werden könnte. Dabey ist die Gelegenheit zu einladend, vier der ersten Kritiker, welche England hervorbrachte, gegen einander zu stellen, und die nähere oder entferntere Verwandtschaft ihres Geistes zu erforschen, als daßs wir uns das Vergnügen, dieses würdige Quatuorvirat hier aufzuführen, versagen sollten. Was Toup und Tyrwhitt (der zu der neuen Ausgabe der Emendationen von jenem Beytrage geliefert) der alten Literatur ehemals unter den Briten waren; das sind jetzt unstreitig Porson und Wakefeld: beide durch Talente und Kenntnisse, wo nicht allein, doch vorzüglich berufen, ihrer Nation den sinkenden Ruhm humanistischer Gelehrsamkeit aufrecht zu erhalten. So sehr sich diese vier Kritiker, unabhängig von einander und jeder auf eigene Weise, auszeichnen; so nimmt man doch bald wahr, daßs Tyrwhitt und Porson ungefähr in denselben Verhältnisse der literarischen Bildung gegen einander stehen, in welchem Toup und Wakefeld sich gleichen. Bey den zwey erönnannten leuchtet

überall das tiefste Studium hervor, das wohl auch der schnelleren Vervielfältigung ihrer Arbeiten im Wege stand. Denn, um von Tyrwhitt's nicht sehr zahlreichen Schriften zu schweigen, auch Porson danken wir nur erst, außer den Beyträgen, welche auch Er zu Toup's Emendationen gegeben, den Glasgower Abdruck des Aeschylus, und lange läßt er uns auf die versprochene Ausgabe des Photius warten. Aber in Allem, was sie gaben, zeigen sie, daßs sie sich in den Besitz der eindringendsten Kenntnisse, nach dem feinsten Detail, gesetzt; sie fassen den Geist der Sprache, so wie sie über Kleinigkeiten gebieten, welche an sich so wenig, als die Stifte der Mosaik, von Belange sind, deren kunstvolle Vereinigung aber unter geübten Händen vollendete Producte hervorbringt. Dies Studium, diese fast aus Aengstlichkeit grenzende Genauigkeit, war dem scharfsinnigen Toup fremd, wie sie es Wakefelden ist, dem ungemein fruchtbaren Schriftsteller, dessen Werke auch die Toupischen schon jetzt an Zahl übertreffen, und von dessen hieher besonders gehöriger, und zu fünf Bänden angewachsener *Silva Critica* wir zu anderer Zeit eine eigene Beurtheilung, welche dem Werke gebührt, liefern werden. Beide Kritiker verrathen, wenn wir so sagen dürfen, mehr Ruhe, aber kraftvolle Natur; weniger seine Kritik, aber desto mehr Originalität: nur das Toup eine reifere Urtheilskraft, als sein junger Nacheiferer, befalls. Einem nicht minder verschiedenen Charakter trägt die Sprache dieser Männer, und die Behandlung, welche sie theils den alten Autoren, theils ihren Zeitgenossen widerfahren lassen. Tyrwhitt und Porson haben sich einer reinen und edeln Latinität beinachigt, wie man sie in den Schriften englischer Philologen nicht gewohnt ist anzutreffen. Toup war, wie er selbst einmal von sich sagt, *ut paucorum hominum, ita paucorum verborum*; sein Stil hat viele Eigenheiten, wie der Wakefeldische, ohne jedoch die auffallenden Härten mit ihm gemein zu haben, und weit seltener, als dieser, wird er durch grammatische Fehler verunstaltet. Wenn man an Tyrwhitt und Porson die große Enthaltfamkeit bey einer solchen Fülle des Urtheils und der Kenntnisse bewundert, und die natürliche Unbefangenheit und Bescheidenheit, womit sie, nur selten Andere mit Bitterkeit tadeln, ihre eigenen Meynungen darlegen, bald lieb gewinnt; so muß man sich bey Toup und Wakefeld allmählich an den unaufhaltbaren Strom hervordringender Gedanken und Einfälle gewöhnen, womit sie den Leser bey jeder Gelegenheit überschütten, und noch mehr gewöhnen an die schneidenden

Fffff

Worte

Worte und Formeln, mit welchen sie gleichsam einen Zauberkreis um ihre Bemerkungen ziehen, und Leben und Tod nach Willkür austheilen. Die Selbstgenügsamkeit, womit *Wakfield* in der vorliegenden Schrift (S. 12) einen nicht sehr bedeutenden kritischen Einfall durch die Verse ins Publicum einführt:

— *multo certa ratione magis quam*

Pythia, quae tripode ex Phoebi lauroque profatur,

charakterisirt alle Anmerkungen, welche diese beiden Kritiker über die Alten machen, und die sie wie Orakelsprüche in die Welt zu senden pflegen.

Gleichwohl wird in jedem Kenner, der die *Toupiſchen* Emendationen über *Suidas* in dieser neuen Ausgabe wieder rudirt, der Wunsch erwachen, daß dies selbstkritische Orakel noch nicht verkümmert seyn möchte. Denn welche neuere Schrift, die ähnliche Gegenstände behandelt, dürfte es wohl wagen, sich in Aufsuchung des Reichthums der Bemerkungen, der unanstößigen Befeinheit in den Werken der Alten, der ausgezeichneten Combinationsgabe und des Glücks, das den Vf. bey Aufsuchung der zum *Suidas* passenden Stellen oft noch mehr als Scharfſinn und Gelehrsamkeit begünstigte, der *Toupiſchen* an die Seite zu stellen, oder sich wohl gar den Vorrang vor denselben anzumessen? Sollte daher auch die von *Eckard* (in der Uebersicht der Oerter, wo die berühmtesten griech. Schriftsteller gelebt haben) geäußerte Vermuthung nicht ganz ungegründet seyn, daß *Toup* der glückliche Erbe der Verbesserungen des *Joh. Pearson* zum *Suidas* gewesen; so würde doch jeder Unparteiische, der *Toup's* übrige Schriften kennt, zugestehen müssen, daß wer dem zum Theil erhaltenen Stoff eine solche Ausbesserung und Erweiterung zu verleihen vermochte, wohl nicht unfähig war, denselben ganz zu erlösen. Jetzt würde es jedoch zu spät seyn, die längst anerkannte Vortrefflichkeit dieses Werks entwickeln, oder dem Vf. denselben den wohl erworbenen Ruhm sichern zu wollen. Wir chränken uns demnach bloß auf eine kurze Angabe der Vorzüge und Eigenheiten ein, welche diese neue Ausgabe vor der *Linnier's*, die durch den Leipziger Nachdruck (1780. 84. II. 8.) bekannt worden ist, so vorthellhaft auszeichnet. Jene erste Ausgabe von den drey Theilen der *Emendat. in Suidam*, der *Epistola critica* und den *Curis notissimis in Suidam* (welche Schriften bekanntlich einzeln und zu verschiedenen Zeiten erschienen) ist hier unverändert abgedruckt worden. Die neuen Bemerkungen und Zusätze, die *Toup* seinem Exemplare häufig beyschrieben hatte, stehen als Noten unter dem Texte; wobey die Herausgeber sich zur Pflicht machten, *Toup's* eigene Worte, so viel nur möglich, beyzubehalten. Nur da, wo dieser manches mir abgekürzten Worten angedeutet hatte, scheinen sie den Vortrag vollständiger gemacht zu haben. Uebrigens enthalten diese Zusätze eine größere Anzahl neuer Verbesserungen von Bruchstücken aus der griechischen Antiquologie und bey Aithnaus, als Beichtigungen oder Ergänzungen dessen, was vorher

über den *Suidas* erinnert worden war. Bis zu S. 203 des dritten Bandes gehen die fünf Theile *Emendat. in Suidam*. Von dort an bis Tom. IV. S. 385 folgen die *Emendationes in Hesychium*. Man sieht es diesen beyim ersten Anblick an, daß *Toup* sie gar nicht zum Druck zubereitet, daß er sie während des Lebens der Schriftsteller, bey denen er den genannten Grammatiker nachschlug, bloß für sich aufgeschrieben hatte; daß ihnen durchaus die letzte Feile des Meisters fehlt. Sie sind daher auch nicht in der alphabetischen Ordnung des *Hesychius* aufgeführt. Die untergesetzten Noten sind aus der letzten Durchsicht dieser Verbesserungen und Anmerkungen über *Hesychium* genommen, welche *Toup* anfang, als er dieselben an den Rand der *Albertischen* Ausgabe übertrug. Die Gewissenhaftigkeit der Herausgeber, auch hier alles unverändert, so wie sie es fanden, wieder zu geben, gewährt den Lesern den Vortheil, zwischen den ersten Einfällen dieses Kritikers und dem allmählichen Umbilden oder Berichtigen derselben manche belehrende Vergleichung anstellen, und so den Meister gleichsam in seiner Werkstätte belauschen zu können. Auch in diesen Anmerkungen werden gelegentlich mehrere Stellen anderer Autoren, auf die *Hesychius* zuweilen nur zufällig führte, verbessert und ausgeklärt. — Den Bechluss machen im vierten Bande *Toup's* *Emendationes und Bemerkungen über Pollux*, und viele in seinem *Onomasticum* befindliche Dichterfragmente S. 139 ff., über *Harporatation* S. 402 ff., über *Moeris* S. 408, und über *Timari Lexicon Platonium* S. 411 ff., zugleich mit Rücksicht auf die *Ruhnkenischen* Noten. Unter diesen neuen Zusätzen heben sich die, welche den *Pollux* betreffen, am meisten hervor: sie bewahren von neuen den Scharfſinn und die metrischen Kenntnisse des glücklichen Kritikers in demselben Grade, in welchem sie, verglichen mit den Noten der *Lederſchischen* Ausgabe, den treffendsten Commentar zu den merkwürdigen Worten liefern, die *Bentley* einst an *Hemsterhuyſ* schrieb: *Cum caetera in Polluce frere omnia non ita magno labore expediti et reſiſſi possint ex aliis lexicis; in fragmentis vero poetarum, quae subinde adducuntur, recte reſurgendis* ist demum arduus sit labor et periculofus: haec qui sine rei metricae doctrina anſit attingere, perinde eſt, ac ſi in labyrinthum ſe conecerit, ſine ſibi praefidio exitum tentaturus. — Von S. 419 find *Notae breves in Toupii Emendat. in Suidam*, auctore *Thoe Tyrwhitt*, angehängt. Eine kleine, aber sehr gehaltvolle Zugabe. Länger und ausgebreiteter sind die von S. 433 an folgenden Anmerkungen eines Ungenannten, welche ebenfalls den besondern Titel führen: *Notae breves ad Toupii Emendationes in Suidam; A. R. P. C. S. S. T. C. S.* Dafs *Porſon* Vf. sey, vermutheten wir schon ehemals (f. A. L. Z. 1797. Nr. 221); jetzt, da *Wakfield's* ausdrückliches Zeugniß (in der Nr. 3. angezeigter Schrift S. 3) die Vermuthung beſtätigt, leidet es wohl keinen Zweifel, daß jene mit den Anfangsbuchstaben bezeichneten Worte, so ergänzt werden müssen: *Auctore Ricardo Porſon, Collegii Sacro Sanctas Tri-*

Trinitatis Cantabrigiensis Socio. Die Noten selbst sind verschiedenen Inhalts. Bald tragen sie Berichtigungen oder Ergänzungen der Toupischen Emendationen aus neuern philologischen Schriften nach, welche auf jene Rücksicht genommen haben; bald liefern sie aber auch eigene Kritiken des Vfs., welche sich insgesamt durch eine seltene Feinheit und Präcision auszeichnen. So hatte z. B. Toup (II. S. 500.) ein Fragment des Callimachus bey Suidas (n. CCCII. Benth. p. 543. ed. Ern.): *ἄνθρωποι τ' ἀπαλάμκοι, ἢ οὐδὲς ποῖται*, unverbessert aufgenommen, und den letzten Worten bloß die Erklärung beygefügt: *ist est, ἄνθρωποι τ' ἀπαλάμκοι*. Porson macht dagegen in gedruckter Kürze mehrere Einwendungen: Suidas habe *ἀλάμκοι* und *ποῖται*; die Verbindungspartikel *καὶ* stehe am unrechten Orte; die Alten haben *ἀνθρώπων*, nie *ἄνθρωποι* gesagt, und der Zusatz *ἢ οὐδὲς ποῖται* sey frostig. Gegen die zweyte Einwendung liesse sich nun freylich erinnern, daß die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit einer Bindepartikel in einem Fragmente nicht wohl auszumitteln sey; und gegen die dritte, daß der Sprachgebrauch des Callimachus, so wie vieler Profaisker, wo allerdings *ἄνθρωποι* vorkommt, nicht nach der Norm der Antiker beurtheilt werden dürfe. Demgegenüber ist schon das erste und vierte Argument hinreichend, Porson's Verbesserung *ἄνθρωποι τ' ἀπαλάμκοι*, zu rechtfertigen, und in dem frostigen Zusatz ein blosses Glossem des *ἀνθρώπων* zu erkennen. Von gleicher Evidenz ist eine treffliche Verbesserung des Suidas: *Σάμου ὀλιγάροισι*. *Οὐδέ ποτε κατὰ τὴν συνθήκην λέγουσι Σαυδορίην, ἀλλὰ δαδελυμέναις*. Toup (II. p. 151.), der den Sinn des Grammatikers gut faßte, verbesserte *λέγουσι* in *λέγουσιν*, und bezog dies ganz richtig auf Homerus. Allein Porson (p. 473.) bemerkt noch, daß der Name selbst hergestellt werden müsse (*λέγουσι Οὐρίπος*), dessen Verstummlung bloß von einer gewöhnlichen Abreviatur der Handschriften herrühre. Wir übergehen andere, nicht minder scharfsinnige Emendationen, und empfehlen dem eigenen Studium unserer Leser vorzüglich die Bemerkungen, welche die Prosodie der scenischen Dichter, so wie den Geist der attischen Sprache zum Gegenstande haben, und eine tiefe Einsicht in beides bekrunden.

Diese Einsicht hat Porson durch die neue Ausgabe der *Hecuba* noch deutlicher an den Tag gelegt, und Wakefield selbst, der sich in Nr. 3. zu seinem scharfen Censor aufgeworfen hat, kann sie ihm nicht abstreichen. Nach den obigen allgemeinen Bemerkungen ist es leicht, den Gehalt dieser Ausgabe zu würdigen, und noch leichter, die nähere Veranlassung der Gegenschrift aus ihren unverstellten Tönen zu errathen. Porson wollte, was der Titel verspricht, liefern: eine Ausgabe der Tragödie für Jünglinge, welcher die übrigen Stücke des Euripides der Reihe nach in ähnlichen Bänden folgen sollen. Für diese Absicht liehien es ihm hinlänglich, einen genau berichtigten Text zu geben, und die in denselben gethanen Aenderungen, sammt ihren Gründen und

den hauptsächlichsten Varianten, in kurzen Noten aufzuführen. Die Interpretation, welche er wahrscheinlich dem mündlichen Unterrichte vorbehielt, berührte er nur selten und leise, gewöhnlich bloß dann, wann die Kritik es erforderte: dafür wurden die Stellen späterer Dichter, besonders lateinischer, fleißig bemerkt, welche eine Nachahmung des Euripides verathen. Porson fand Gelegenheit, drey Handschriften, jedoch nicht von erheblichem Alter und Werthe, wovon zwey auch King bereits gebraucht hatte, für seine Edition zu vergleichen: er benutzte überdies die vorzüglichsten Ausgaben dieser Tragödie, die in Deutschland erschienenen nicht ausgenommen, unter welchen die *Ammonsche* mit Auszeichnung genannt wird. Nur was Wakefield zur Berichtigung einzelner Stellen, theils in seiner *Silva critica*, theils in dem *Delectus tragoediarum*, beygetragen hatte, blieb unbemerkt und unbenutzt. Es ist daher wohl begreiflich, wie Wakefield, der seine Empfindlichkeit über diese Vernachlässigung an mehreren Orten unverhohlen äußert, sich's nicht versagen konnte, *diaculam unam atque alteram* (wie es im Eingange der Schrift heisst) *de gravissimis negotiis fuffurari*, um das Unvollständige und Fehlerhafte der neuen Ausgabe wenigstens durch einige Proben ins Licht zu setzen. Das erste zu zeigen, war am wenigsten schwer; zumal wenn man die Grenzen, welche der Herausgeber sich selbst gesetzt, zu überschreiten, und von ihm, der bloß Kritik beabsichtigte, auch Erklärung schwieriger Stellen zu fordern, kein Bedenken fand. Auch wir konnten zu den Stellen, die Wakefield in dieser Absicht aufgezählt hat, mehrere hinzufügen, wo wir, nicht den Erklärer, sondern den Kritiker erwarteten, und wo beide Kritiker trocknen Fußes vorüber gewandelt sind. Dahin gehören z. B. die Verse 533 ff., auf deren Schwierigkeiten zuerst Jacobus (*Curae secundae in Euripidis tragodias* p. 24.) aufmerksam gemacht hat. Die scharfsinnige Vermuthung dieses Kritikers, daß sich hier einige unachte Zeilen eingeschlichen, führt an leichtesten und sichersten zum Ziele: jedoch möchten wir auf die Worte: *Ἀγαμέμνων τ' ἀνὰ δ' ἑστὼς ἀνδρῶν παρδύον νεκρῶν*, sogleich den Vers folgen lassen: *κρίται: ὅς' ἐσθλόντι θεοποιεῖν ἴπος*, und die beiden mittleren, als untergeschobene, herauswerfen. Ueberhaupt würde Porson noch zu mancher lehrreichen Bemerkung veranlaßt worden seyn, wenn er die Schriften dieses und einiger anderer deutschen Philologen über Euripides, welche Wakefield zum Theil kannte, bey seiner Arbeit zu Rathe gezogen hätte. Jedoch Wakefield weiß, auch unabhängig von solchen Vorgängern, seinem gelehrten Landsmanne Stellen genug vorzurücken, wo dieser der Ankündigung auf dem Titel: in *usum studiosae iuventutis*, die W. fast auf jedem Blatte perflirt, uneingedenk war. So V. 53. von der Hecuba: *παρδύον γὰρ ὅς' ἀπὸ σκηνῆς πόδα Ἀγαμέμνωνος*. Der Ausdruck *παρδύον πόδα*, so bestemmend er ist, wird von P. übergangen, welcher bloß *ὁ πός* mit King in *ἀπὸ* verwandelt hat. Wak. verbessert mit Recht *παρδύον* — *ποδὶ* (wie Phoen. 100. *ἐκείνα ποδὶ*), und will überdies

örp herstellen. — V. 100. *σπουδὴ τὴν ἐν ἐλπίδι*. Auch hier kiefs Porson so wenig, als seine Vorgänger an, wahrscheinlich weil sie den Trauereyen der griechischen Scholiasten Gehör gaben. Wakefield emendirt glücklich und leicht: *εὐσπῶδην*. So Orest. 456. *ῥήσιν δούρ' εὐκλαῖται τοῖς*. — V. 181. sagt die erschrockene Polyxena zu ihrer Mutter: *ὦ μοι, ὡς ὄρνυ*. *θάυρεν τὸ δ' ἐξέταξας*. Wakef. ändert *ἐξέτασας*, von *πτοῖν* *terreo*. (Vgl. seine Noten zu Eurip. Herc. F. 976. 987. Jon 1299.) Hier hätte die Redensart *ἐκπτοῖσιν ὄρνυ τινα*, die unsers Bedünkens allerdings gerechtfertigt werden kann, wenigstens eines Fingerzeiges bedurft. — Diese und andere Beispiele, welche W. anföhrt, und die sich, wie wir oben bemerkten, mit neuen vermehren lassen, beziehen sich auf die Unvollständigkeit der Porson'schen Ausgabe; aber auch die Fehlerhaftigkeit derselben rügt der strenge Censor, zuweilen mit Recht, nie ohne einigen Schein desselben. Wenn P. in dem Chorgebänge v. 68 ff. die Clauseln zweyer Verse *ὦ εὐνοία νύξ* — *ὦ πόρνια χθών*, versetzen wollte, wie die Nacht schließlich als die Erde Mutter der Träume genannt werde; so erinnert W., daß schon die schöne Concinnität in den Worten: *ὦ εὐνοία Διός*, *ὦ εὐνοία νύξ* (wovon er die ersten, nach Hesychius Vorgange, durch *αὐγή*, *Διός* *Θέος*, i. e. *lux*, *splendor solis* erklärt, und das Ganze so faßt: *O! Dies, O! Nox*), jene Transposition verweigere. Allein der tragische Effect wird erhöht, wenn wir die traurige Nacht, in welcher alles Unglück über Ilecuba ausbrach, wirklich als eine Gewitternacht denken. Porson's Zweifeln mußte daher auf einem andern Wege, etwa durch Erinnerung an die Incubation der Alten, begegnet werden. Richtiger wird, wiewohl nur mit einem Worte, von W. getadelt, daß P. v. 207. *τὸ δ' ἀέθριον, κῆν κινῶν λέγει*, *τὸ πόν πείσιν*, dem Muretus folgend, *λέγει* in *λέγει* umgewandelt hat. Die Vulgata ist gewählter und dichterischer. So Ennius in einem bekannten Fragmente: *Olli respondet suavis sonus Egeiæ*. So Phädrus II. 5. 23. *Tum sic locata est tanti maiestas duci*. — Oftmals aber trifft der Tadel, den Wakefield über die vermeynten Fehler, welche Porson in dem Texte gelaßen, ausspricht, diesen so wenig, als die Conjecturen, wodurch jener dieselben zu heben versucht, den Namen wirklicher Verbesserungen verdienen. Sie sind mehr sinnreich, als wahr, und gehören zu den Spielen des Witzes und einer glücklichen, durch Dichterlectüre genährten Einbildungskraft. Dahin rechnen wir, wenn W. v. 78. *ὁ μὲνος* (statt *μόνος*) *ὄρνυ ἄγχιρὰ τ' ἑμῶν*, v. 154. *ἐν χερσὶν ὀφείβου* (statt *χερσὶν ὀφείβου*) *θεσπυ*, und v. 168. *ὡ καὶ ἐν γυνούται ῥήματα* (statt *πύματα*) setzen will. In der ersten und dritten Stelle ist die gewöhnliche Lesart weit gewich-

tiger und ausdrucksvoller, und in der zweyten scheint W. die dichterische Ausschmückung des lyrischen Gefanges nicht beachtet zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Vieweg: Christian Benedict Glörfeld's, Königl. Probes, Inspectors und ersten Predigers in Bernau, fortgesetzte Gespräche über biblische Erzählungen und Gleichnisse, nach Anleitung der Evangelien von Weihnachten bis Pfingsten; nebst einem Anhang. Ein Beytrag zur christlichen Moral für die Jugend. 1798. XVI u. 290 S. 8. (16 gr.)

Diese Gespräche, oder, wie sie nach dem eignen Eingeständnisse des Vfs. heißen sollten, diese Anreden an junge Leute, sind die Fortsetzung der im J. 1793 herausgekommenen Gespräche über die Trinitatis- und Advents-Perikopen. Es sind dieselben von einem andern Recenten (A. I. Z. 1796. Nr. 12.) wie es scheint, zur Zufriedenheit des Vfs. bearbeitet worden. Auch wir müssen diesen fortgesetzten Unterhaltungen das Lob der Brauchbarkeit erteilen. Es sind aus den Evangelien durchgängig Hauptsätze ausgezogen, welche für die Jugend lehrreich und anziehend sind; oder wo auch die Thematia nichts Specielles bezeichnen, da ist doch die Ausführung derselben sehr zweckmäßig. Dabey ist die Sprache und der Ideengang leicht und faßlich, der Vortrag väterlich und herzlich, die Moral zwar nicht ganz rein, aber doch nicht auf Motiven des Lohnes und der Furcht gegründet. Hin und wieder findet man auch eine gute exegetische, dem Vf. eigne Bemerkung, wie z. B. über das Evangelium am Sonntage Invocavit. Auch das an diesem Sonntage behandelte Thema, ist sehr wohl bearbeitet: Die Versführer bedienen sich immer sehr listiger Kunstgriffe, um andere zu betöhlen. Wir zeichnen noch einige Hauptsätze aus. Es ist die größte Empfehlung für einen Menschen und etwas sehr schätzbares, wenn er einen guten Ruf hat, am Sonntage nach Weihnachten. In der Noth jemanden einen Dienst leisten, das ist erkaunend viel werth; am zweyten Sonntage nach Epiph. Wenn ein Mensch sich nicht bedeuten laßt und immer den Geist des Widerspruchs hat; so ist das sein eigner größter Schade, am Sonntage Judica. Der Anhang enthält Betrachtungen in derselben Manier, über das Verhalten gegen Verstorbene, in Rücksicht des möglichen Scheintodes; über das Ausstellen der Leichen; über Eidschwüre und über Gespenstfurcht. Schullehrern und Predigern auf dem Lande, welche über die Evangelien zu katechisiren haben, werden diese Anreden sehr gute Winke geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. December 1799.

PHILOGOLOGIE.

- 1) OXFORD, aus d. Clarendonischen Druckerey: *Emendationes in Suidam et Hesychium, et alios Lexicographos graecos; scripti Jo. Toup etc.*
- 2) LONDON, b. G. und T. Wilkie: *Εὐριπίδου Ήκυδα. Euripidis Hecuba. (Edit. Ricardo Porson etc.)*
- 3) LONDON, auf Kosten des Vfs. und b. Cathell: *In Euripidis Hecubam, Londini nuper publicatum, diatribe extemporalis, composuit Gilbertus Wakefield etc.*

(Besicht der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es darf nicht befremden, daß wir seither nur bey Verbesserungen, welche die Gelehrtheit enthält, verweilt. Man erwartet ohne unser Einsehn, daß Porson aus den vorhandenen kritischen Hülfsmitteln mit Einsicht und nach Gründen die besten Lesarten für den Text gewählt habe; und man findet diese Erwartung erfüllt, wenn gleich der Herausgeber die einzelnen Hülfsmittel nicht bey jeder Stelle bestimmt angeführt hat: allein Porson's eigene Correctionen, die durch kein kritisches Zeugniß bestätigt wurden, beziehen sich (sehr wenige ausgenommen, wie v. 41. *νῆα δ' ἀγαθὴν* statt *λαβὴν*, wo auch Wakefield beyrtrug.) Eos auf die attische Sprechart, deren Feinheit oft durch Schreibfehler verlor, oder auf das Sylbenmaas, dessen Harmonie durch Unkunde zerstört war. Von solchen Verbesserungen aber, welche nicht das Erzeugniß eines glücklichen Augenblicks, sondern die Frucht eines langen sorgfältigen Studiums sind, und deren Erscheinung in den Ausgaben der Alten leider noch zu den Seltenheiten gehört, laßt sich kein rechter Begriff für ein gemeines Publicum geben: ihre Prüfung erfordert eine genaue Entwicklung der feinsten Gesetze der Sprache sowohl als der Metrik, und kann daher in einer Anzeige dieser Art nicht statt haben. Nur dies müssen wir hinzufügen, daß, ungeachtet der gründlichen Kenntniß, welche Porson sich von der gesammten Metrik und besonders auch von dem lyrischen Sylbenmaas erworben hat, und die uns nach seinen in der Vorrede versprochenen *Observatt.* in *varia scenicarum poetarum metra* sehr begierig macht, sich gleichwohl in dieser Ausgabe noch hie und da Verse der Chorgefänge finden, welche einer kleinen Berichtigung bedürftig scheinen! So hat z. B. Hr. Hermann (*de metris poetar. graec. et lat.* p. 443.) die Verse 433 ff. richtiger, als Porson, fol-

gendermaßen geordnet: ἡ Φηλαῖος, ἐνθα τὸν καλὸν ἔχον ὄψαν πατέρα | Φαῖον Ἀτρεΐδου γυναικαίην, und in der Anisitrophe v. 466. σὺ δ' ἀλλήλων ταναοῖσιν | σὺ, Ἀτρεΐδης τε θεός | Χρυσὴν ἑμπίνα τάδε τ' ἐλέγξω. Anstatt γυναικαίην hat P. πατέρα zurückgerufen; übrigens aber richtig bemerkt, daß *Χρυσὴν* im letzten Vers zweysylbig zu lesen sey. Es ist ein *versus Phalaecus*.

Porson's inhaltsreiche Vorrede verbreitet sich über dieselben Gegenstände. Den feineren Sprachforscher machen wir hier nur auf die Bemerkungen über die mit *κῶρος* zusammengesetzten Worte aufmerksam; Bemerkungen, die auf viele verdorbene Stellen der Alten anwendbar sind, und vielleicht nur die einzige Erinnerung zulaßt, daß der Vf. hier Erwas als dem attischen Dialect eigenthümlich darstellt, was der griechischen Sprache überhaupt angebörte. Denn auch in der gemeinen Sprache scheint immer *κῶρος*, *κῶρος*, *κῶρος*, *κῶρος*, *κῶρος* (von dem alten Nominativ *κῶρος*, wie *κῶρος*, *κῶρος* und *κῶρος* von *κῶρος*) gewöhnlich gewesen zu seyn: die Schreiber hingegen mit dem langen Vocal *ο* ist durchaus fehlerhaft. Nach dieser Norm muß z. B. *Aeschyl. Agam. 664.* selbst des Sylbenmaasses halber, *κῶρος* hergestellt werden. Für den Metriker wird die weitläufige und gründliche Deduction, daß der Senarius der Tragiker den Anapäst weder in den gleichen, noch selbst in den ungleichen Stellen aufnehme, das meiste Interesse haben. Porson führt aus den Tragödien des Aeschylus und Sophocles alle Verse auf, (doch vermissen wir *Prometh. 933.*) wo der Anapäst in den ungleichen Stellen vorkommt, und zeigt, wie nahe die Verbesserung liege. Wer wird auch künftig Bedenken tragen, in *Aesch. Prometh. 246.* *καὶ αὖν ὄψαν* *ἐκείνη* (statt des nicht attischen *ἐκείνη*) *ἐκείνη* *ἐκείνη*, oder *Eumenid. 896.* *ταῖς ἀπ' αὐτῶν ὄψαν* nach der *Aldina* (statt des gleichfalls nicht attischen *ἐκείνη*) *ἐκείνη* zu lesen. Da die übrigen Verbesserungen von gleicher Beschaffenheit sind; so scheint in der That die Sache nunmehr aufs Reine gebracht zu seyn; und wer den von P. erwiesenen Vordruck in Ansehung der ungleichen Stellen ihre Gültigkeit zugesieht, den wird die natürliche Anwendung derselben auf die gleichen Stellen (denen auch Brunck ad *Soph. Oed. C. 371. 1169. Philoctet. 491.* die Anapäst zu retten suchte) weit weniger zweifelhaft dünken. Hatte der Vf. diese Stellen zugleich umfassen wollen; so würde er uns neuen Anlaß gegeben haben, *Toup's* Scharfblick, der hier richtiger als Brunck sah, anzuerkennen. So hatte jener, um nur Eins anzuführen,

G E E E E

(Ene-

(*Emendatt.* I. p. 431.) aus der ersten Stelle des Sophocles den Anapaßt glücklich hinweggebracht: *Νῦν δ' ἔτι θεῶν τοὺς καὶ ἀνθρώπων θεούς, ἐν δὲν τοῦ καὶ ἀνθρώπων θεούς, fortgepflanzt hat.*

Wir schließen diese Beurtheilung mit dem Wunsche, daß das viele Treffliche dieser unter uns seltenen und kostbaren Werke bald auch auf deutschen Boden verpflanzt werden möge. In Ansehung der *Toupiſchen* *Emendationen* würde dies geschehen können, wenn der Verleger des Leipziger Abdrucks sich entschloße, die sammtlichen Zusätze der neuen Ausgabe in einem besondern Supplementbande nachzuliefern; in Ansehung des Euripides aber, wenn der verdienstvolle Leipziger Herausgeber dieses Tragicers uns die Fortsetzung der kleinen, schon vor mehreren Jahren angefangenen Edition und den dazu versprochenen Commentar nicht länger vorenthalten wollte.

BERTIN, b. Vieweg: Lateinisches Lesebuch für Anfänger, nebst einer kleinen Grammatik, von Joh. Heinr. Dan. Buffe. 1799. 136 S. 8. (9 gr.)

Dieses Lesebuch ist zunächst für des Herausgebers eigene Anstalt bestimmt; aber auch in andern Schulen und Unterrichtsanstalten kann es gute Dienste leisten. Es enthält zuerst kurze Sätze verschiedenen Inhalts, moralische Maximen, Sätze aus der Naturgeschichte, Philosophie (Logik), politischen Geschichte, Mythologie etc. und einige Verse mit Betrachtungen und Lehren. Hierauf folgen Fabeln, zum Theil aus Phaedrus, Erzählungen (die zum Theil auch in Gedichte's Lesebuche stehen), Briefe aus Plinius und Cicero, endlich einen kurzen Inbegriff der Mythologie. Am Ende ist eine kurzgefaßte lateinische Grammatik, die nur die ersten Anfangsgründe enthält, und eine Erklärung der in dem Lesebuche vorkommenden Wörter beygefügt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, in d. Sommerſchen Buchh.: Hinterlassene Papiere eines philosophischen Landpredigers, den Freunden der Kritik und Laune gewidmet. Herausgegeben und mit einem Anhange eigener ästhetischer und satyrischer Aufsätze begleitet von Professor K. H. Heydenreich. 1799. 285 S. 8. (20 gr.)

Die neunzehn Aufsätze des philosophischen Landpredigers, welche diese Sammlung enthält, sind nicht sowohl eigentlich philosophischen, als vielmehr philologischen, literarischen und moralischen Inhalts, und der Vortrag ist bald dogmatisch bald dialogisch, entweder ernsthaft oder ironisch, zum Scheine lobend oder tadelnd. Nicht alle haben ein gleiches Verdienst; wir wollen daher auch nicht alle nennen, und nur bey einigen ausführlicher seyn. I. *Ueber den Weibsehs des Euripides.* Gegen Suidas u. a., die ihn, wegen seiner Ausfälle auf das andere Ge-

schlecht, dessen beschuldigt haben. Man liefert dergleichen Apologien berühmter Männer gern, besonders wenn sie so gut geführt sind, wie diese. Wo, wie im gegenwärtigen Falle, die Wahrheit nicht durch glaubwürdige Zeugnisse und unmittelbare Erfahrung, sondern nur durch Schlüsse ausgemittelt werden kann, treten die Leser, die aus moralischen Gründen den großen Mann schon schwächen wollten, lieber auf die Seite des Verteidigers als des Anklägers. III. *Sebastian Humbold, ein Mann von der lockersten Gedankverbindung.* Ein Gespräch des Vfs. mit einem Manne, zur Charakterisirung solcher, die bey einem sehr treuen Gedächtniß und einer gewissen Lebhaftigkeit des Geistes, doch nicht vernünftig sind, bey einem Gegenstande mit ihrem Nachdenken länger als einen Augenblick zu verweilen, sondern schnell von einem auf den andern, bey der geringsten Aehnlichkeit oder Veranlassung, überspringen. Das Gespräch ist uns eben so langweilig und lästig gewesen, als es dem Vfs., wenn es nicht bloße Fiction ist, gewesen seyn mag. VI. *Einige Gedanken aus Charvons Werke de la Sagesse, über das menschliche Elend, Cap. 6.* Eine schielende Ironie, die im Ausdruck so gehalten ist, daß man sie eben so gut für Ernst als für Scherz nehmen kann. Z. B. Die Handlung, einen Menschen fortzupflanzen und ihn sein Daseyn zu geben, ist schändlich: die Annäherung zu diesem Geschäfte, der Angriff, die Werkzeuge, werden für schändlich gehalten, und mit Namen belegt, die die ehrenwürdigsten sind. Die Handlung hingegen, den Menschen zu Grunde zu richten und zu tödten, ist ehrenvoll, und die Werkzeuge dazu gelten für rühmlich. VII. *Letzte Rede eines sterbenden Domherrn an seinen hoffnungsvollen Sohn.* Eine Satire über Erziehung der Söhne in adelichen Familien; die zwar gut durchgeführt, aber schon verbraucht ist, und weil sie zu sehr übertreibt, ohne Nutzen seyn dürfte. VIII. *Bemerkungen über die Hofmeister in adelichen Häusern.* Es wird untersucht: ob sich die Verhältnisse der Hofmeister in adelichen Häusern gebessert haben. Zu dem *Ernste*, mit welchem der Vfs. an die Beantwortung dieser Frage geht, ist in der Ausführung eine so starke Dosis von Ironie gemischt, daß das Resultat nicht im vollen Lichte der Wahrheit und Bestimmtheit erscheinen kann, und man, nach Durchlesung des Aufsatzes, nicht weiß, ob und inwiefern sich der jetzige Zustand der Hofmeister gegen den der vorigen Zeiten gebessert hat oder nicht. Das, was an dieser Untersuchung Ernst ist, zeugt eben nicht von vieler Erfahrung und vielseitiger Beobachtung; der Gegenstand ist bey weitem nicht erschöpft. X. *Erwas über die dramatische Einheit der Zeit im Amphitruo des Plautus.* Gegen Madame Dacier, die den Dichter wegen der Verletzung dieser Einheit tadelt. Mit diesem Stücke des Plautus hätte es M. Dacier freylich nicht so genau nehmen sollen. Aber dadurch, daß bey Beobachtung der Zeiteinheit die Niederkunft der Alkmene ganz nahe hatte seyn, und Herkules innerhalb 24 Stunden geboren werden mußten,

ten, wird die Verletzung jener Regel noch nicht gerechtfertiget; da nach der Fabel des Stücks, Herkules später als Iphikles erzeugt und doch zu gleicher Zeit mit diesem geboren wurde. Wo ein Gott mit m Spiele war, brauchte der Dichter sich nicht genau n die Zeit der Schwangerschaft zu binden; Herkules konnte eben so gut in der Stunde der Zeugung, ls nach einigen Monaten, wie es Plautus geschehen asst, geboren werden. XI. Unmaßgebliches Beden-en über das Verdienst derer, die ihr eigenes Leben eschreiben. Ein wohl durchdachter und geschriebener Aufsatz, der den Nutzen der Selbstbiographien und Selbstbekenntnisse aus sehr richtigen Gründen vürdiget. Männer, die eine wichtige politische Rolle gespielt haben, erwerben sich gleichwohl ein nicht geringes Verdienst um die Geschichte ihrer Zeit, durch die Beschreibung dessen, was sie gethan is auf das kleinste Detail wahr erzählen und nur elten die geheimen Triebfedern darlegen sollten, die ey ihnen in diesen oder jenen politischen Unternehmungen wirksam waren. Wenn die Biographien von Privatpersonen durchaus, auch in Ansehung der Motive ihrer Handlungen, Wahrheit enthalten; so würden sie für die empirische Seelenlehre und die Moralphilosophie nützlich seyn; aber in tausend Falen gegen einen einzigen, wären sie nichts weiter is Opfer der Selbstliebe, selbst *Roussaus*'s Bekenntnisse nicht ausgeschlossen. *La Fontaine* scheint in seinem Sagebuche äußerst unpartheyisch; aber für die unerschütterliche Wahrheit der innern Geschichte seines Herzens lasse sich schwerlich garantiren. Oft sey es uch ganz unmöglich, die Motive, warum man so der so gehandelt habe, ganz genau anzugeben, weil las, was der freye Wille des Menschen dabey wirkte, ich vielmals von dem, was äußere Umstände dazu eygetragen hatten, nicht ganz rein absondern lasse. Niemand habe auch die Pflicht auf sich, das Publium mit der geheimen Geschichte seines Herzens und Geistes bekannt zu machen, und manchen Hunculo sey es schon recht, wenn er bey einem ehtlichen Manne eine Warze zu sehen bekomme, in seinen eigenen abscheulichen Höcker zu vergröben. Der VI. wünscht um deswillen die ausführliche ilderung *Gavens* von seiner Eitelkeit, in guter esellschaft lebenszährlig zu erscheinen, nicht geenu zu haben u. s. w. XII. Woraus erkannte es *Alexander der Große*, daßs er ein Mensch wäre? Daßs A. ch wirklich für einen Gott gehalten habe und an iue Menschheit nur durch den Schlaf und den Gehechtrich erinnert worden sey, scheint der VI. ohl nur im Scherz vorauszusetzen, um den witzigen Einsinn anbringen zu können, daßs Alexander a Schlafe und bey Befriedigung jenes Triebes un-einig mehr Mensch gewesen sey, als im Wachen n Zerfören, und daßs wohl mehrere Götter der rde keine andere Aetzelane für ihre Humanität vor-zeigen haben mochten. XIII. Ein Prüßchen fran-sösischer Unverschämtheit. *Mercier* sagte von *Voltaire*, er deit *Shakpeare* unaufröhrlich tadelt, ob er ihm

gleich manche treffliche Stelle entwendete und nach seiner Art ausstutzte: er habe mit *Shakpeare* nach Art der Rauber verfahren, die das Haus, welches sie bestohlen, nachher in Brand stecken. *Mercier* hätte aber selbst kein zarteres Gewissen. Mehrmals habe er versichert, er verhebe durchaus kein Deutsch, und doch habe er Anlage und Plan zu seinem *Homme Sauvage* von einem Deutschen, dem Antinanna Pfeil zu Rammelsburg, genommen. Er nannte unsere Sprache die Sprache der Barbaren, und doch gehöre in seinem Roman *Sezennemours*, der 1776 und ein Paar mal nachher unter dem Titel: *Histoire d'une jeune Lutherienne*, erschien, alles was darin lefenswerth sey, dem *Wirklichen Agathon*, wie hiet durch Zusammenstellung mehrer Stellen aus dem 6ten Kap. des ersten Theils des *Agathons* und dem *Sezen*, erwiesen wird. Ob aber diese Art von Unverschämtheit nur französisch genannt werden könne, und kein Deutscher einen Franzosen literarisch geplündert habe, ohne ihn zu nennen, ist eine andere Frage. XIV. Ueber Wohlwollen und Wohlgefallen an der Menschheit. Die Begriffe sind weder scharf bestimmt, noch in ihren eigenthümlichen Momenten gehörig unterschieden. Sonst enthält dieser Aufsatz einige gute Bemerkungen. XV. Ankündigung eines neuen Journals, des besten, welches je existiren wird. Eine unbedeutende Periffage, die treffender und witziger zu seyn verdiente, da noch immer Journale und Bücher als Ideale der Vollkommenheit angekündigt werden, bey welchen entweder der Wille gut und das Vollbringen schlecht ist, oder der Unternehmer mehr auf seinen als des Lesers Vortheil rechnet. XVI. Ueber Menschenhaß und Renc, von *Kotzebue*. Einiges wird daran mit Grunde getadelt, und Einiges gegen ungegründeten Tadel vertheidigt. XVII. Ueber die Ungerechtigkeit, welche von der deutschen Delicateße an einem sehr soliden Theile des menschlichen Körpers begangen wird. Die Franzosen waren nicht so bedenklich, als wir, sich des Wortes Cul, selbst in guter Gesellschaft zu bedienen, und keine Nation brauche dasselbe bey zusammengesetzten Wörtern so reichlich, als diese. Der Deutsche bediente sich dieses Wortes bloß bey einigen niedrigen Schimpfwörtern und bey einem gewissen Stück Leder der Bergleute. Der VI. hat aber vergessen, daßs der Deutsche für diesen Theil des menschlichen Leibes noch einige durch den Mißbrauch noch nicht verunedelte Benennungen hat, deren er sich eben so frey in Gesellschaften und Schriften bedient. XVIII. Ueber den Unterricht, welchen *Sokrates* der schönen Theodota in den Bühlerkünsten soll gegeben haben. Einer der besten Aufsätze in dieser Sammlung, worin *Sokrates* gegen jene Beschuldigung sehr scharfsinnig und ganz natürlich vertheidigt wird. Das Resultat ist: Gelezt *Sokrates* habe dieses Gespräch mit jenem Frauenzimmer wirklich so geführt, wie es von *Xenophon* aufgezeichnet worden; so sey doch der darin liegende scheinbare Unterricht für Theodota sehr beschämend gewesen, da kein anderer Sinn darin liege, als daßs sie durch den Gebrauch der Bühlerkünste

sich Wohlleben und gute Tage verschaffe. XIX. *Ueber die Wirkungen der Liebe, und insbesondere ihrer Leiden, auf den menschlichen Charakter.* Der Vf. eignet der Liebe einen großen Einfluß auf die Bildung der Menschen zur Humanität zu, als sie für sich selbst haben kann. Es ist vielmehr durch die Erfahrung bekräftigt, daß die Liebe den Charakter ihres Subjects annimmt und an demselben nichts verbessert, wenn sie nicht an der Vernunft selbst einen Beystand findet. Die Liebe ist, als Leidenschaft, nicht fähig, sittliche Maximen zu erzeugen und wirksam zu machen. Ihre Wirkungen auf die Gefinnungen und die Handlungsweise des Menschen, entspringen aus pathologischem Gefühle; und wechseln und verschwinden mit diesem, wenn sie der Wille nicht selbst zu halten vermag. Die Wirkungen der Liebe zur Veredlung unseres Geschlechts, sind hier viel zu einseitig und oberflächlich dargestellt. — Diesen Aufsätzen hat Hr. H. selbst noch folgende sieben aus seinem eigenen Vorrathe beygefügt, die wenigstens größtentheils, wenn wir nicht irren, in dem Berliner *Archiv der Zeit*, schon abgedruckt stehen. Auch hier nennen wir nur die bedeutendsten. I. *Ueber den Werth der Beobachtung für die Theorie des Schönen.* So, wie alle Beobachtung (empirische Erkenntniß) ohne vorhergegangene speculative Erforschung der Principien, schwankend und unsicher sey; so sey auch alle Speculation über die ersten Gründe des Schönen, ohne Beyhülfe der Beobachtung unfruchtbar und für den Geschmack verderblich. Es sind einzelne gute Ideen in diesem Aufsätze, aber es fehlt ihm an systematischer Haltung und Präcision; woran hauptsächlich Schuld zu seyn scheint, daß der Vf. die Kritik des Geschmacks, als *Wissenschaft*, nicht von ihr als *Kunst*, gehörig getrennt hat. Zu jener kann die Erfahrung nichts als höchstens Beispiele zur Erläuterung liefern; nur diese ist im Empirismus zu Hause und hängt von ihm gänzlich ab. II. *Ueber Tanz und Bälle.* Ein Dialog. Wenn der Vf. behauptet, ohne Pantomime könne kein geschmackvoller Ball existiren; so vermehrt er den dramatischen mit dem gesellschaftlichen Tanze, der weiter nichts ist, als ein schönes Spiel der Gestalten, kein Gebredensprache. IV. *Vorschlag eines Patrioten, die Professoren auf Universitäten erlich zu machen.* Der Einsatz ist drollig genug; nur weiß man nicht, gegen wen diese Satire eigentlich gerichtet seyn soll, ob gegen Professoren, die in der Wissenschaft, die sie lehren, gern bey dem Alten bleiben und ihren Vorgängern nachbeten, wie man anfänglich zu glauben veranlaßt wird, oder gegen Fürsten, die sich vor der Aufklärung fürchten und auf ihren Universitäten über die alte sogenannte Lehre gehalten wissen wollen, wie der Vf. am Ende anzudeuten scheint. Diese Un-

bestimmtheit macht diese Ironie minder treffend. V. *Darf der Sieger einem überworfenen Volke Werke der Literatur und Kunst entreissen? Eine völkerrechtliche Question.* Der Vf. sagt, der Sieger könne sich Werke der Literatur und Kunst, als Sachen, die einen Werth hätten, nur dann zweien, wenn die von demselben geforderten Kosten der Kriegsführung, ohne solche nicht erlattet werden könnten. Sonst habe er kein Recht, den Besiegten die Mittel zu ihrer Geistescultur zu entreissen. Allein der Grund zu dieser Behauptung fehlt. Mit gleichem Rechte ließe sich behaupten, der Sieger habe kein Recht, den Besiegten die Mittel zu ihrer physischen Erhaltung zu nehmen, da diese für den größten Theil derselben sogar noch unentbehrlicher als jene Literatur- und Kunstwerke sind. VI. *Neuer Begriff der Baukunst als schönen Kunst.* Jedes Werk der schonen Baukunst sey eine *dichtersische* Darstellung des *höheren Zwecks* des Gebäudes, in *schönen architektonischen Formen*, bey deren Empfindung alle bloß physische Rücksichten gänzlich verschwanden. Unter der *dichtersischen* Darstellung soll hier wohl weiter nichts, als die *ästhetische* überhaupt verstanden werden. Wenn aber der Vf. zwischen dem Naturzwecke eines jeden Gebäudes, nämlich dem, vor dem Wetter zu schützen, und den *höheren Zwecken*, nämlich sie zur Bequemlichkeit zu bewohnen, darsu Gottesdienst zu halten u. s. w. einen Unterschied macht, und die Gebäude der ersten Art nicht für Werke der schönen Baukunst angesehen wissen will, wenn sie auch noch so schön wären; so hat er nicht bedacht, daß im Grunde der Zweck, er sey welcher er wolle, die Schönheit des Gebäudes nicht bestimmen könne, ob sie gleich in ihren Formen demselben angemessen seyn müssen und nicht widersprechen dürfen. Wenn man auch endlich nicht in Anrechnung bringen wollte, daß der Ausdruck *dichtersische* (ästhetische) Darstellung in *schönen architektonischen Formen*, pleonastisch ist, so können wir uns doch von einem *Comparativ* in schönen Formen überhaupt, keine Vorstellung machen. Eben so verlangt der Vf. zu viel, wenn er will, daß der Eindruck, den ein schönes Gebäude auf uns macht, den Gedanken an den Zweck desselben gänzlich vertilgen soll; da doch eben dieser Zweck die Bedingung ist, auf welche die ästhetischen Ideen in der Darstellung eingeschränkt werden. Es steht dieses auch mit seiner Behauptung in Ansehung des Naturzwecks und eines höheren Zwecks im Widerspruch. Denn wenn bey der Betrachtung eines schönen Gebäudes, als solchen, aller Gedanke an einen Zweck verschwinden soll; so ist es auch ganz gleichgültig, welchen Zweck das Gebäude habe, ob es bloß zum Schutze gegen Witterung oder zu andern willkürlichen Zwecken dienen soll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstag, den 26. December 1799.

PHILOSOPHIE.

GIESSEN, b. Heyer: *Lehrbuch der Sittenlehre*, mit besonderer Hinsicht auf die moralischen Vorschriften des Christenthums. Von Joh. Ernst Christ. Schmidt, ord. Prof. der Theol. auf der Ludwigs-universität. 1799. IV u. 318 S. 8. (22 gr.)

Dieses Lehrbuch, welches schon seines Vfs. wegen, der als ein thätiger, kenntnißreicher und istvoller Theolog bekannt ist, Aufmerksamkeit erdient, macht ungeachtet seiner Kürze, durch manche ausgezeichnete Eigenheiten, und besonders durch die ihm eigenthümliche Begründung der Sittenlehre, eine ausführliche und prüfende Anzeige oblig. Die *Grundlegung der Anthropologie und Sittenlehre* (S. 1—100.) nimmt mit einigen *Bemerkungen über die christliche Sittenlehre* (S. 101—109.) das erste Drittel des Buchs ein. S. 110. beginnt die *Sittenlehre* selbst mit einer Abhandlung *über das Princip derselben* (S. 114.), und wird dann in vier *Schnitten* vorgetragen.

Die *Grundlegung der Anthropologie und Sittenlehre* umfaßt vieles, was wir in ihr nicht suchen, und was zur Begründung der Ethik nicht eigentlich nöthig ist. Nach der Gestalt, welche diese Wissenschaft durch Kant's unsterbliche Verdienste um sie erhalten hat, bedarf sie wohl keiner weitern Grundlegung der Anthropologie und der Sittenlehre, als des Erweises der Freyheit des Menschen, und der selbstnen Gesetzgebung der Vernunft. Die Erörterung der Fragen: Wie denn die Vernunft im Menschen absolut gesetzgebend für ihn werde, und zur Bestimmung seines Willens wirke? und: Woher sey von dieser ganz verschiedene Bestimmung seines Begehrungsvermögens entsetzt? gehört in eine Metaphysik, welche alles, was in dem menschlichen Erkenntniß- und Begehrungsvermögen vorkommt, erklären übernimmt, nicht aber in ein Lehrbuch der Ethik. Nur dann würde sie in diesem an ihrer Stelle seyn, wenn sie auf die einzelnen Lehren einen entscheidenden Einfluß hätte, oder wenn der Harmonie seiner Principien darüber mit dem derwärts von ihm aufgestellten philosophischen System darzutun sich genöthigt sähe. In diesem Falle läßt sich Hr. Fichte bey der Abfassung seines *Systems der Sittenlehre*; in diesem Falle befindet sich Hr. Schmidt nicht, dessen Sittenlehre dieser Unternehmung wohl entbehren konnte, und die sich die Fichtesche Begründung berufen durfte, im Ueberdruß das ganze System dieses Philosophen annimmt, A. L. Z. 1799. *Vierter Band*.

oder sein ganzes System darlegen mußte, um seine Grundlegung dadurch zu begründen, im Fall es von dem Fichteschen verschieden ist. Nach anderweitigen Aeußerungen von ihm sollte man das erste vermuthen; so wird doch durch sie die Grundlegung in seinem Lehrbuche desto zweckwidriger, da ihr nun alle weitere Begründung abgeht. Das wird sich durch die Darlegung des Wesentlichen dieser Grundlegung, und durch einige Bemerkungen darüber zeigen. Hr. S. geht aus von dem Begriffe: *Geist*. „Ich bin ein Geist. Der Geist ist ein Handeln, absolute Freyheit, reine Agilität. Sein Handeln ist zugleich das Hervorbringende und das Hervorgebrachte, das Producirende und das Anschauende. Ich bin aber ein endlicher Geist. Ich bin also zwar ein Handeln, aber ein Handeln, welches sich selbst postulirt, welches sich auffodert, sich hervorzubringen; ein Handeln also, welches ist, und welches doch auch nicht ist, weil es sich erst postulirt. So muß ich dennach zweyerley Handeln in mir unterscheiden, ein Handeln, welches ist, und eins, welches erst werden soll; jenes ist ein freyes Denken, ein subjectives Handeln, dieses ist ein Wirken, ein objectives Handeln. Da ich aber dieses objective Handeln, zu welchem ich mich auffodere, schon bin; so muß dieses objective Handeln ein beschränktes, unvollendetes Handeln seyn; ich fodere mich also auf, ein nichtbeschränktes, vollendetes Handeln zu produciren. Aber dieses nichtbeschränkte, vollendete Handeln muß ich auch schon seyn, sonst könnte ich es nicht in mir postuliren. Ich bin es in Absicht auf mein subjectives Handeln, auf mein freyes Denken. Ich denke mich also als beschränkt, und als unbeschränkt; jenes Denken heißt freyes Denken, dieses Denken heißt Anschauen. Vermöge meiner Unbeschränktheit muß ich mich selbst beschränkt, oder zum Anschauen bestimmt haben; aber da ich doch beschränkt bin, so muß ich mich wegen meiner Beschränkung, die wir Gefühl, Sinneneindruck, nennen wollen, zum Anschauen bestimmt haben. Wegen dieser Verbindung der Unbeschränktheit und Beschränktheit muß ich mir selbst das Gesetz geben, daß mein Denken nur dann gültig seyn soll, wenn es sich als Eins mit einem objectiven, beschränkten Handeln setzt. Das Denken unterscheidet also ein subjectives und ein objectives Handeln. Die Producte des objecti-

H h h h

Digitized by Google

ven Handelns sind Gedanken; das erste Product desselben ist der Gedanke meines Seyns. Diesem Producte setzt das Denken mannichfaltige Producte entgegen, die freyen Gedanken dessen, was ich nicht bin. Eben durch dieses mannichfaltige Entgegensetzen ist mein objectives Handeln ein freyes Handeln, durch welches jedoch das erste Product des objectiven Handelns, der Gedanke meines Seyns, den ich als notwendig denken, nicht aufgehoben wird; vielmehr werden die übrigen Gedanken, als bloße Gedanken, für ungültig erkannt. So wie aber der Gedanke meines Seyns ein notwendiger Gedanke ist; so muß auch das freye Denken sich betrachten als Eins mit einem beschränkten objectiven Handeln. Da es aber doch frey bleibt, so muß es sich auflösen, diese Schranken zu belegen. Diese Befiegung wird nur postulirt, nicht producirt; sie muß mir aber doch schon zukommen, weil ich sie postulire. Also muß ich mir einen Widerstand denken, der zum Theil bezieht, zum Theil unbefiegt sey. Ich muß mich als ein Fortschreiten in der Befiegung denken; und da das Postuliren zu meinem Wollen gehört, so muß ich mein Fortschreiten ins Unendliche postuliren. Ich kann mich nicht anders denken, denn als ein Fortschreiten ins Unendliche. — Der Geist ist sowohl ein subjectives und objectives Handeln zugleich; aber beides soll auch unterschieden werden. Es müssen also Bestimmungen des objectiven Handelns eine Bestimmung des subjectiven zur Folge haben; diese heißt Anschauung; es müßte aber auch Bestimmungen des objectiven Handelns keine Bestimmung des subjectiven, keine Anschauung, zur Folge haben; sie haben dann Gefühle zur Folge. Bestimmungen des subjectiven Handelns müssen eine Bestimmung des objectiven Handelns zur Folge haben; das subjective Handeln heißt dann Wollen, und aus ihm entfließt ein Wirken auf die Sinnenwelt; es müssen aber auch Bestimmungen des subjectiven Handelns keine Bestimmungen des objectiven zur Folge haben; dann heißt es beym bloßen Wollen. Endlich muß es auch Bestimmungen des objectiven Handelns geben, die keine Bestimmung des objectiven Handelns und keine Folgen von einer Bestimmung des objectiven Handelns sind; diese Bestimmungen sind das freye Denken, das sowohl dem Anschauen als dem Wollen entgegengesetzt ist. — Das Postuliren kommt nur im objectiven Handeln vor, und äußert sich als ein Trieb. (Der Geist selbst vor allem Handeln, die Natur des Geistes, kann erklärt werden für einen Trieb, für eine Tendenz zum Handeln.) Die Äußerung des Triebes kann nicht abgehalten werden. Durch die Äußerung des Triebes wird ein Gedanke eines postulirten objectiven Handelns, ein Zweckbegriff, hervorgebracht, wie durch das Gefühl die Anschauung; dann heißt die Äußerung ein Begehren. Es kann aber auch einer Äußerung des Triebes keine Anschauung entsprechen, wie dem Gefühle auch keine Anschauung entsprechen kann; dann heißt die Äußerung ein Sehnen. Es ist nur dieser Eine Trieb im Geiste; man kann ihn den abso-

luten Trieb nennen. Das Wollen und das Entwerfen des Zweckbegriffs sind verschieden; das Wollen ist eine Bestimmung des objectiven Handelns durch das subjective, das Entwerfen des Zweckbegriffs aber ist ein Bestimmen des subjectiven Handelns zufolge des Triebes; der Geist kann sich demnach entgegengesetzt bestimmen. Es kann auch der Zweckbegriff entworfen und gewollt werden, ohne daß eine Äußerung des Triebes vorhanden ist; so wie die Anschauung hervorgebracht werden kann, ohne daß ein Gefühl vorhanden ist. Da das subjective und das objective Handeln einander entgegengesetzt sind, und da das Denken betrachtet werden kann als ein Denken und Wollen zugleich, und auch als ein Denken allein; so kann das Wollen der Forderung des Triebes entsprechen, dann ist es ein moralisches Wollen; es kann aber auch der Forderung des Triebes entgegengesetzt seyn; dann ist es ein unmoralisches, sündliches Wollen. Der Geist kann frey vom moralischen Zweckbegriff und Wollen zum unmoralischen übergehen; so wie er von der Anschauung zu einer freyen Vorstellung übergehen kann. Der Trieb kann verstärkt werden durch das Wollen, daß er sich lebhafter und andringender äußert. Er ist verschiedener Richtungen fähig, und er kann in einer bestimmten Richtung, im Hintansetzen einer andern, verstärkt werden. Solche hervorgehobene Richtungen des Triebes nennt man gewöhnlich, aber unrichtig, Neigungen zum Bösen. Diese Neigungen sind gut; der Mensch macht sie nur böse durch Freyheit. Befriedigung des Triebes macht den Menschen glücklich; gänzliche Befriedigung würde ihn glücklich machen; aber der Trieb kann in einem endlichen Geiste nie ganz befriedigt werden, weil dieser ins Unendliche fort postuliren muß (S. 1 — 32.). Aus diesen Sätzen wird nun das Sittengesetz abgeleitet (S. 22. 34.); aus ihnen wird der Schlaf, der Hunger und Durst, die Neigung zum Schönen, und zuletzt der Tod erklärt und die Unsterblichkeit des Geistes erwiesen (S. 40 — 55.).

Die hier vorgelegte Argumentation des Vfs. hat einen Schein von Gründlichkeit, von Consequenz, und imponirt durch das heilige Dunkel, das über sie gezogen ist. Aber es laßt sich treffend auf sie anwenden, was Kant von dem kosmologischen Beweise für das Daseyn Gottes sagt (Krit. d. r. Vern. S. 306. der ersten Ausg.): Es halt sich in ihr ein ganzes Nest von dialektischen Annahmen verborgen. Ein Nest, das zu entdecken und zu zerstören nicht schwer ist; nur es rein auszuheben, erfordert zu viele Zeit, und eine Recension soll kein Buch werden. Wir schränken uns also auf folgende Bemerkungen ein. Die ganze Argumentation des Vfs. ist auf seine Definitionen vom Geist überhaupt und vom endlichen Geiste gebaut; und kann also schlechterdings nichts beweisen, wenn nicht die Richtigkeit dieser Definitionen von selbst klar, oder von dem Vf. erwiesen ist. Zu erweisen hat sie der Vf. nicht verlangt, denn er fängt mit den Worten an: „Wir setzen

zen voraus.“ Also kommt es darauf an, ob ihre Thätigkeit von selbst einleuchtet. „Der Geist überhüpft ein Handeln“ (S. 1.). Nach S. 20 ist er *for* nur „ein *Trieb*, eine *Tendenz* zum Handeln.“ Ich welchem Sprachgebrauche ist das der Geist? Ich nach dem gemeinen; nicht nach dem philosophischen, weder nach dem dogmatischen, noch nach dem Kantischen, nicht einmal nach dem Fichteschen (vgl. Ficht. gerichtliche Verantwortung S. 43 f.). Ich jedem bedeutet Geist: ein individuelles, der Zeit beharrliches Etwas. Was heißt *for* „Der Geist überhaupt?“ Es giebt der Geister viele, jeder ist ein Geist, aber keiner ist der Geist überhaupt; so gewiss der Geist etwas individuelles, so gewiss giebt es keinen Geist überhaupt. Ich ein endlicher Geist, mir kommt zu, was in dem gezogenen Begriffe: Geist, liegt; aber dieser abgezogene Begriff ist nicht der Geist überhaupt. Ganz anders verhält es sich mit dem Fichteschen absoluten, welches, als Ich, auch das meinige ist, ob ich nicht nicht das absolute Ich bin. Vielleicht wollte S. dieses Wort: Ich, mit einem minder bestimmten vertauschen, und traf unglücklicherweise das Wort: Geist. Es giebt aber kein Wort, mit dem man das Ich austauschen könnte, als das Wort: *Ich*. Auf seine Definition vom absoluten Geiste unter Hr. S. die Definition vom *endlichen Geiste*. Der endliche Geist ist ein Handeln, das sich *postulirt*. „Wenn es noch zweifelhaft scheinen könnte, der absolute Geist des Vfs. selbst dem Fichteschen Sprachgebrauche entgegen sey, dem kann es doch dem endlichen Geiste unmöglich mehr zweifelhaft seyn. Nein, ich endlicher Geist bin *kein* Handeln, ich bin eine handlende Substanz; ich bin nicht *zu* Thun, sondern ein *Thätiges*. Ich bin also auch in Handeln, das sich *postulirt*, wozu mich der Vf. wegen seiner Definition vom absoluten Geiste zwingt. Und was ist denn ein Handeln, das sich *postulirt*? Es ist ein Handeln, welches sich auffodert, Handeln zu werden; also ein Handeln, welches und welches doch auch nicht ist. Das ist aber direct sich widersprechender Satz, der sich unauflöslich auflöst. Freylich bemüht sich der Vf., diesen Widerspruch nach der Methode der *Wissenschaften* zu haben; aber er bemerkt nicht, daß diese Methode hier nicht anwendbar ist. „Der Satz darf nicht aufheben“, sagt er, weil sonst die ganze Aufsetzung aufgehoben werden müßte. Deswegen muß ein zweyfaches Handeln des endlichen Geistes angenommen werden, ein subjectives und ein objectives.“ Mit eben so vielen Rechten könnte man es: Die Voraussetzung muß aufgehoben werden, daß der auf sie gebaute Satz sich auflöst. Und hebt dann wirklich der Satz nicht auf, wenn wir ein *einfaches* Handeln des endlichen Geistes annehmen? Was ist denn dieses zweyfache Handeln?“ Ein subjectives und ein objectives, Denken und Wirken.“ Ich endlicher Geist bin also dieses zweyfache Handeln: bin ein Denken und ein Wirken, und so erhebe mich auf, ein zweyfaches Handeln; ein Denken

und ein Wirken zu werden. Das hebt sich ja abermals auf. „Nein, ich bin ein Denken, und fodere mich auf, ein Wirken zu werden.“ Ich muß ja aber auch ein Wirken bereits seyn, wenn ich mich auffodern soll es zu werden. Das hebt sich also wieder auf. „Wir müssen annehmen, mein Wirken sey ein beschränktes Wirken, und mein Denken fodere mich auf, ein nichtbeschränktes, vollendetes Wirken zu werden.“ Aber auch das muß ich schon seyn. „Aber! lerdings; mein freyes Denken ist dieses vollendetes Wirken.“ Aber mein Denken ist ja dem Wirken entgegengesetzt. Wenn ich mich auffodern soll, ein vollendetes Wirken zu werden, so muß ich schon ein vollendetes Wirken, nicht bloß ein vollendetes Denken seyn. Es gelingt also dem Vf. durchaus nicht den Widerspruch zu heben; und er verwirrt sich immer mehr in dem, was er weiter sagt. Das subjectiv Handeln, welches er so eben für unbeschränkt erklärt hatte, erklärt er nun für nur zum Theil unbeschränkt (freyes Denken), zum Theil aber für beschränkt (Anschauung). Die Producte des Wirkens, welches dem Denken entgegengesetzt wurde, sind Gedanken, und also ist das Wirken eben das, dem es entgegengesetzt wurde, ein Denken. Ferner: Es giebt nur Einen Trieb im Geiste (S. 22.); und der Trieb ist eine Tendenz zum Handeln (S. 20.). Es kann aber ein Wollen im Geiste geben, das dem Triebe nicht entspricht (S. 25.). Also kann es im Geiste, welcher selbst eine Tendenz zum Handeln ist (S. 20.), ein Wollen geben, welches *keine* Tendenz zum Handeln ist. — Aber genug und übergenug. Nur noch die Bemerkung, daß der Vf., wenn er ihm auch ganz gelungen wäre, die Probleme zu lösen, mit denen seine Grundlegung sich beschäftigt, doch nicht erklärt hat, wie ein Handeln, welches kein Denken, sondern ein *Thun* ist, entstehe; nicht erklärt hat, wie ein *objectives* Handeln, das heißt ein Handeln auf *Objecte*, entstehe; nicht erklärt hat, wie *Ich ein bloßes Handeln* seyn könne, wenn *Objecte ohne mein Zutun da sind*, oder wie *Objecte ohne mein Zutun da seyn können*, wenn ich ein bloßes Handeln bin. (Was gelegentlich, wie S. 27, 41, 64, 110, darüber gesagt ist, wird wohl der Vf. selbst für keine Erklärung davon ansehen.) Wie die Erklärungen vom Schläfe, vom Hunger und Durst, vom Tod gelungen seyn können, ist nun leicht zu errathen.

(Der Beschlufs folgt.)

P H I S I K.

PARIS, b. Fuchs: *Essai sur l'Electricité de l'Eau*. Par Joseph Bressy, Medecin. L'an cinquième de la République française.

Der Versuch, durch welchen der Vf. die Electricität des Wassers erweisen will, besteht in Folgendem. Er füllt eine Schale von Porcellan, die unten und oben mit einem goldenen Reife umgeben ist, mit Wasser, gießt dieses zu wiederholtenmalen aus dem Gefäße heraus, und in dasselbe zurück, oder bewegt eine Metallkette in demselben hin und her; so erhält

es die Eigenschaft elektrische Erscheinungen zu zeigen. Dafs übrigens die durch Reiben entwickelte Materie, wirklich elektrische Materie sey, zeigt er so: er liefs ein Stück Siegellack auf der Oberfläche des Wasserschwimmen, wenn er diesen eine etwas dicke abgerundete Metallstange näherte; so wurde es davon angezogen. Die elektrische Materie ist den Begriffen unsers Vfs. gemäfs, indem er von diesen Versuche (der übrigen mehrern, die ihn wiederholt haben, wie Rec. bekannt ist, nicht hat gedenken wollen) ausgeht, das Hauptagens in der Natur. Das Leuchten des Meerwassers ist *lediglich* eine elektrische Erscheinung, denn unter allen Umständen S. 40. wo dasselbe wahrgenommen wird, findet Reibung statt, es mufs also unter allen Umständen dieselbe Materie vorhanden seyn, und diese Materie kann keine andere als die elektrische seyn. Die elektrische Materie selbst (S. 77.) ist aus drey Strahlen zusammengesetzt, dem *rayon vital*, *rayon vitre* und *rayon reflex*. Der *rayon vital* (Lebensstrahl?) ist stets von gleicher Länge und von gleichem Volumen; so wie die beiden andern, wenn sie durch ihre Vereinigung mit ihm das elektrische Fluidum bilden. Der *rayon vital*, in Verbindung mit dem *rayon vitre*, stellt den Zustand dar, welchen wir *positiv* elektrisch nennen, während dem der *rayon vital* in Verbindung mit dem *rayon reflex* die negative Electricität bildet. Da nun in dem Meerwasser sehr viel Bitumen enthalten ist; so wird das Meerwasser auf eine ganz andere Art elektrisch als das süsse Wasser, im ersten verbindet sich nämlich durch das Reiben der *rayon reflex* mit dem *rayon vital*, während in letztem der *rayon vitre* sich mit dem *rayon vital* verbindet. In dem Abschnitte, welcher von der tierischen Electricität handelt, und der eben so wie das Ganze voll unbestimmter eccentrischen Behauptungen ist, die durch keine Thatsache unterstützt werden, meynt der Vf., dafs die Wirkungen, welche Sublimat und Arsenik auf den tierischen Körper hervorbringen, vorzüglich der Einwirkung auf den *rayon vital* zuzuschreiben sind. Da diese Gifte in einer Menge (heifst es S. 57.), die noch kein Fünfhunderttausendtheil der Masse des tierischen Körpers beträgt, tödlich sind; so mufs ihre Wirkung von einem Fluido herrühren, welches eine sehr grofse Wirkung auf das Lebensfluidum hat. Erwägt man diese außerordentliche Wirkung, welche Metalle auf den tierischen Körper haben; so wird man die Erscheinungen des Galvanismus nicht mehr außerordentlich finden. — Auch KrySTALLISATION ist eine Folge der elektrischen Materie (S. 61.), denn wo KrySTALLISATION statt findet ist Anziehung da, wo Anziehung ist, ist ein Fluidum thätig, und dieses Fluidum ist Electricität. Zum Schluß dieser Anzeige setzt Rec. noch folgende Stelle her. „Man zerlegt das Wasser in seine Bestandtheile, indem man es in Gestalt von Dämpfen durch einen glühenden Platinanlauf hindurchstreichen läfst. Bey diesem Durchgange erhält es einen so grofsen Antheil Wärmestoff, dafs die elektrische Materie

nicht mehr das Uebergewicht hat, letzte nimmt daher seine Stelle und seine Wirkungen bey dem Hydrogen ein, und bildet mit demselben brennbares Gas. Das Oxygen vereinigt sich mit dem Eisen, welches den Antheil des elektrischen Fluidums, der mit ihm cohärrirt, gleichfalls, an das Hydrogen abgibt (*l'oxigène se fixe sur le fer qui donne aussi son fluide électrique de cohésion à l'hydrogène*). Die Substanz, welche durch Vereinigung des Oxygens mit dem Eisen, welches sein elektrisches Fluidum an das Hydrogen abgegeben hat, erzeugt wird, ist Eisenkalk. Diefen Betrachtungen zufolge, ist also Stohls Phlogiston allerdings ein wirkliches Wesen, es ist die elektrische Materie.

LEIPZIG, b. Barth: *Physikalischer Kinderfreund*, von Gerhard Ulrich Anton Vieth, öffentl. Lehrer der Mathematik zu Dessau. Zweytes Bändchen mit drey Kupfertafeln und drey Vignetten. 1798. 246 S. 8. (16 gr.)

Eben das günstige Urtheil, welches Rec. über das erste Bändchen gefaßt hat, mufs er auch über dieses zweyte fällen. S. 1—42. erörtert der Vf. verschiedene Lehren der Hydrostatik, und handelt in mehreren Abschnitten von dem absoluten und specifischen Gewichte der Körper, von der Art, wie specifische Gewichte zu finden, von den Regeln nach welchen eine Senkwaage eingerichtet werden mufs; vom Schwimmen der Körper u. s. w. S. 172—178. Unterfucht er die Frage: ob der Mensch von Natur schwimmen könne? und giebt mehrere künstliche Mittel an, um das Schwimmen zu erleichtern. In dem vierzigsten Abschnitte mufs S. 172. statt der Gleichung $\frac{1}{2} + 2x = 7 + x$ $\frac{1}{2} + 2x = 4 + x$ gesetzt werden, wo man $x = \frac{1}{2}$ findet; dieses ändert auch die übrigen Angaben, welche von dieser Bestimmung abhängen, auch hat sowohl bey dieser Rechnung, als bey der S. 182. angestellten, das x ganz das Ansehen des Multiplicationszeichens. Die übrigen Abschnitte enthalten theils die Erklärung solcher Erscheinungen, welche von der Schwere und Elasticität der Luft herrühren, theils Nachrichten von merkwürdigen Naturerscheinungen. Vorzüglich merkwürdig waren Rec. die Kroten für völlig unschädlich hielt) zwey Beyspiele, denen zufolge ein Hund, der eine Kröte gefressen, in die Hundeswuth verfiel, ein anderer, der eine Kröte nur mit den Zähnen zerstückt hatte, unmittelbar convulsivische Bewegungen am rechten Kinnbacken bekam, auf welches einmal Erbrechen erfolgte. Die Erzählung von den Bienen S. 166., welche vom Lande nach Nantes, wo ihre Wobsthäuser stark, kommen, sich an den Sarg derselben anhängen, und ihn nicht eher als in dem Augenblicke, da er eingeseckt wurde, verlassen, würde Rec. eben so wenig, als die auf der S. 207. befindliche Geschichte, der zufolge ein junger Mensch von 17 Jahren, der 1674 bey Bilbao ins Wasser sprang, 1679 bey Cadix lebend in einem gänzlich verwilderten Zustande soll aufgefunden worden seyn, in diese Sammlung aufgenommen haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freitag, den 27. December 1799.

PHILOSOPHIE.

GRASSE, b. Heyer: *Lehrbuch der Sittenlehre*, mit besonderer Hinsicht auf die moralischen Vorschriften des Christenthums. Von Joh. Ernst Christ. Schmidt etc.

(Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Behandlung der Sittenlehre selbst hat viel Eigenthümliches, welches in dieser Anzeige nicht vergangen werden darf. Sie hebt an (S. 110.) mit der Aufstellung ihres Princips: „Der Mensch soll schlechthin nach absoluter Vollkommenheit streben.“ Eben so war es schon in der Grundlegung S. 22. ausgesprochen worden.) Das heisst: „er findet sich als Geist, und soll darum als Geist handeln.“ Es werden noch mehrere Formeln angegeben, einige ist unbecquem verworren, weil sie Missverständnisse erzeugen können, dennoch aber folgende, die doch wohl auch Missverständnissen unterworfen ist, gilt: „Strebe nach Glückseligkeit.“ (Auch diese ab der V. schon in der Grundlegung S. 34. nachdem er zuvor seinen Begriff von Glückseligkeit dargelegt hatte. Abschn. I. (S. 115.) Der Mensch im Verhältniss zu sich selbst. Kap. 1. Der Wille. Festigkeit des Willens ist die erste Ausgabe der Sittenlehre; Selbstständigkeit des Willens die zweite; Abhängigkeit des Willens von der Erkenntniss die dritte. Kap. 2. Die Erkenntniss. Erste Aufgabe, Gesetzmässigkeit des Denkens; zweite, Prüfung der Erkenntniss durch gesetzmässiges Denken. Eine nähere Bestimmung der Erkenntnisspflicht entsteht durch die nähere Bestimmung des Berufs; es ist Pflicht, sich jejenige Erkenntniss zu erwerben, die zum Berufe nöthig ist. Kap. 3. Aeusserungen des Triebes. Jejenige Aeusserungen des Triebes, welche ohne Zuthun des Denkens Statt finden, sowohl die, welche auf die Constitution des Körpers gehen, als die, wodurch der Geist zum freyen Handeln auf die Sinnenwelt veranlasst wird (Neigung zum Schönen, Trieb zur Beschäftigung, Verlangen nach Beyfall), müssen (die ersten, so weit es geht) der Bestimmtheit des Denkens unterworfen, und durch Freyheit bestimmt werden. Diejenigen Richtungen des Triebes, in welchen er sich als ein von seinen Vorstellungen abhängiges Verlangen äußert, müssen von dem Sittengesetz abhängig gemacht werden. Diejenige Bestimmung des Triebes, welche man gewöhnlich natürlichen Trieb oder Gewissen nennt, muss durch die Vorstellung des Pflichtbegriffs verstärkt werden.

Kap. 4. Der Körper. Der Körper muss dem Erkenntnissbegriffe, dass er das moralische Handeln auf die Sinnenwelt möglich mache, gemäss behandelt werden. Abschn. II. (S. 180.) Der Mensch im Verhältniss zu andern Menschen überhaupt. Kap. 1. Er muss sich betrachten, als mit ihnen ein Ganzes, Eine Geisteswelt ausmachend. Hieraus folgen die Pflichten der Liebe, der Vorsorge, der Wahrhaftigkeit, der Achtung gegen den Trieb der Selbstbestimmung bey Belehrungen, des guten Beyspiels. Kap. 2. Jeder Mensch muss frey auf die Sinnenwelt handeln können, ohne dass durch das Handeln des einen das Handeln des andern gehindert werde. „Diese Aufgabe, sagt der Vf., gehört für das Naturrecht; aber die Sittenlehre muss die Lösung dieser Aufgabe voraussetzen. Sollte das Sittengesetz sie lösen, so müsste es in Widerspruch mit sich selbst kommen.“ Der Beweis davon, der S. 222. geführt wird, ist sehr seltsam: „Wenn zwey Menschen eine bestimmte Handlung zu gleicher Zeit vornehmen wollten, die nur Einer von ihnen ausführen kann; so würde das Sittengesetz beiden gebieten, nicht zu handeln, und doch auch beiden gebieten, zu handeln, wodurch es mit sich selbst in Widerspruch stehen würde.“ Dieser Widerspruch ist wahrhaftig viel leichter zu heben, als der, welcher in einem Handeln, das sich postulirt, liegt. Das Sittengesetz gebietet wohl beiden Menschen, zu handeln; aber es gebietet ihnen nicht, gerade jetzt auf diese bestimmte Weise zu handeln. Wäre aber der Beweis gültig; so würde aus ihm folgen, dass die Sittenlehre, welche dem einen zu handeln verbietet, mit dem Sittengesetze in Widerspruch stünde, welches beiden zu handeln geböte. Dann wäre aber ihr Verbot unecht; denn nichts kann recht seyn, was moralisch unecht ist; und die Rechtslehre also kann nie ganz unabhängig von der Sittenlehre seyn, darf ihr nie widersprechen, und nichts zum Recht oder zur Pflicht machen, was die Sittenlehre für unerlaubt erklärt. Das gegenseitige Verhältniss beider Wissenschaften scheint daher folgendes zu seyn: Das Sittengesetz gebietet dem Menschen unmittelbar, in Gesellschaft mit andern zu treten, dadurch wird die Errichtung einer bürgerlichen Gesellschaft nothwendig; welche also von dem Sittengesetze mittelbar geboren wird; so wie das, was zum Bestehen der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist. Bestimmt aber wird dieses Letzte nicht durch das Sittengesetz, sondern durch die Idee der bürgerlichen Gesellschaft. Da nun diese Idee eine gegenseitige Beschränkung der Freyheit nothwendig macht; so entsteht das Sittengesetz,

setz, wie weit diese Beschränkung moralisch rechtfertig; und die Beobachtung dessen, was von dem Sittengesetz für recht anerkannt worden ist, welche nunmehr eine rechtliche Pflicht ist, wird durch das Sittengesetz zugleich zur moralischen Pflicht gemacht. Die Begründung des Eigentumsrechtes, die Rechten und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen u. s. w. gehört also nicht in die Sittenlehre, die nur die Censur darüber zuseht, "sondern" in der Rechtslehre; aber die Einschärfung des Gehorsams gegen die Verordnungen der Rechtslehre, als einer Gewissenspflicht, gehört in die Sittenlehre. — Wir glauben, durch diese Bemerkungen, welche freylich den bekannten Versuchen, der Rechtslehre eine ganzliche Unabhängigkeit von der Sittenlehre zu vindiciren, in Widerspruch stehen, dem Vf nicht zu widersprechen, wenn wir anders seine Ideen darüber richtig aufgefaßt haben; aber das würde sich in diesem Falle aus ihnen ergeben, daß er sich dieselben selbst nicht bestimmt genug entwickelt habe.] — Er handelt nun von den Pflichten gegen das Eigenthum des Nachsten, von der Befugniß zum Vergnügen und Luxus, von den Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen, hierbey von dem Eide, den er für nichts weiter gelten läßt, als für ein keine stärkere Verpflichtung nach sich ziehendes Versprechen, welches dem Staatsbürger von der Obrigkeit abgefordert wird, und zuletzt vom Patriotismus und Kosmopolitismus. — Kap. 3. Jeder Mensch muß, als Theil der Geisteswelt, ein bestimmtes Geschlecht für die Bedürfnisse Anderer übernehmen. In diesem Kapitel wird auch gehandelt von dem Abendmahl und von der Beichte, weil das Abendmahl wahrscheinlich den Hauptzweck hat, die moralische Gleichheit der Menschen von den verschiedensten Ständen und Berufsarten darzustellen! — Kap. 4. Jeder Mensch muß für seinen guten Namen sorgen, weil ihm das Zutrauen der andern nöthig ist, um auf sie wirken zu können. Und weil wir die Pflichten, die wir gegen uns haben, auch gegen die Menschen neben uns haben, so muß jeder auch für den guten Namen der Andern sorgen. Hierbey wird vom Neid und der Schadenfreude gesprochen, welches wohl viel natürlicher im ersten Kap. geschehen könnte. Abschn. 3. (S. 265.) Der Mensch in besondern natürlichen Verhältnissen zu andern Menschen. In dem 1. Kap. findet der Vf. nöthig, diese Verhältnisse aus seinen Voraussetzungen abzuleiten. Der Geist postulirt von sich, in Verbindung mit andern zu stehen, er muß also schon in Verbindung mit ihnen seyn; die Natur muß schon eine solche Verbindung gemacht haben. Dabey wäre aber der Mensch nicht frey; er soll aber frey seyn. Es muß also der Freyheit anheim gegeben seyn, welche Menschen gegenständig in diese Verbindung zusammentreten wollen. [Ob es wohl auch den Kindern freygegeben ist, von welchen Aeltern sie erzeugt werden wollen?] Nun wird denn erklärt die Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Geschlechts, gezeigt, daß die Menschen Kinder erzeugen müssen, damit die Sorge für diese ih-

nen erscheine als Sorge für sich selbst u. dgl. Kap. 2. Die Ehe. 1) Der Zweck der Ehe ist Eintracht in dem ganzen Willen der Eheleute, nicht Kindererzeugung. 2) Von der Geschlechtsliebe und dem Fortpflanzungstrieb: schaffsüchtig und mit vieler Bestimmtheit, aber nicht wohl eines Auszugs fähig. 3) Anwendung des Sittengesetzes hierauf. Der Mensch soll in der Ehe leben, wenn nicht sein moralisches Handeln durch eine ethische Verbindung gehindert würde. Die Ehe soll nicht gehrochen werden. — 4) Die Ehe in Bezug auf den Staat. Der Staat muß uns die Ehe verpflichtungen wissen. Er hat für die Erreichung des Zwecks der Ehe zu sorgen. 5) Verbotene Ehen zwischen Aeltern und Kindern, auch Vertretern der Aeltern (?), zwischen Geschwistern, weil bey ihnen alltäglichen Umgang keine Geschlechtsliebe, und bey dem Bruder keine Verehrung, bey der Schwester keine Sprödigkeit Statt finden kann. [Diese Ursachen gründen sich auf die Abhandlung von der Geschlechtsliebe; daß sie aber bei allen Geschwistern eintreten müssen, ist nicht erwiesen und nicht erweislich.] Das Verbot der Geschwisterhehe beruht sicher auf einem ganz andern Grunde.] Eben das kann auch zwischen andern Personen (?) der Fall seyn. Kap. 3. (S. 300.) Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern. Pflicht der Erziehung, zufolge der Absicht der Natur. Die älterliche Vormundschaft muß allemal abgehen, so wie das Kind nach und nach dahin kommt, sich selbst bestimmen zu können. Die Bestimmung der Rechte der Aeltern und Kinder gehört in die Rechtslehre. [Doch gewiß nur diejenigen, welche ihnen der Idee einer bürgerlichen Gesellschaft zufolge gegenseitig zugesprochen werden müssen. Sollte der Vf. keine moralischen Rechte, welche theils aus den entgegengesetzten Pflichten entsünden, theils Bedingungen der Pflichterfüllung wären, anerkennen?] Abschn. 4. (S. 313.) Der Mensch im Verhältniß gegen Gott. Um diesen Abschnitt richtig zu fassen, muß man mit ihm die Grundlegung S. 95 f. vergleichen, wo Gott erklärt wird für ein Handeln, „durch welches die Geisteswelt constituit und gehalten wird, welches aber für den endlichen Geist, der es nicht fassen kann, nur eine Aufgabe des Denkens (eine Idee) ist.“ Was aus dieser Idee, daß das, was in diesem Abschnitt Pflichten gegen Gott heißt, nichts andres ist, als Erhebungen bey einer moralischen Gefinnung, welche das Sittengesetz zugleich als den Willen Gottes, das heißt, als den Willen jenes Handelns, betrachtet. Die moralische Gefinnung selbst erscheint dem als Liebe, kindliche Furcht, Achtung gegen Gott. Bey dieser Gefinnung ist Glaube an die Vorsehung, das heißt (vgl. S. 95. 99.) Glaube an die moralische Weltordnung; und dieser Glaube erscheint als Vertrauen auf Gott. Die Erinnerung an die Gewisheit dieser Vorsehung ist das Wesentliche des Gebets. In dem ihm erkennt, daß alles dienlich sey zu unserm Fortstreben, erscheint Ergebung und Dankbarkeit. Die Ursache des Gewissens erscheint als knechtische Furcht vor Gott. — Ein besonders instructiver Ab-

hnitt für die sich bildenden christlichen Religions-
brüder, aus welchem sie lernen können, zu den gut-
thigen Christen von Gott und von den Pflichten
gegen ihn zu sprechen, ohne den Gott zu glauben,
in die Christen verehren: So klug war freylich der
ehrer der Theologie auf einer deutschen protestan-
tischen Universität nicht, der, nach S. 104, auf der
anzel sagte: Man weiß nicht, daß ein Gott ist. —
in nicht übermäßig weitläufig zu werden, begnü-
en wir uns mit der Bemerkung über diesen Plan,
es es offenbar ein Fehler desselben ist, daß der Ab-
andlung der einzelnen Pflichten nicht allgemeine
ätze über die Eintheilung der Pflichten, über die
rade der Verbindlichkeit zu ihnen, und über die
i ihrer Ausübung möglichen Collisionen und die Re-
eln der Entscheidung bey denselben vorausgeschickt
nd. Es fällt in die Augen, wie viel manche sehr
elungene Ausführungen einzelner Pflichten, z. B.
er Wahrhaftigkeit S. 105 ff. dadurch, an Gründlich-
eit und Festigkeit gewonnen haben würden. Die
nterlassung des Aufstellens allgemeiner Regeln für
e Collisionenfälle, scheint zwar der Vfs. S. 186. da-
urch zu rechtfertigen, „daß der Mensch, welcher
s sich zur Maxime gemacht hat, den Menschen ne-
en sich gleich sich selbst zu betrachten, sich schon
elbst zu bestimmen wisse, daß also die Sittenlehre
ie Entscheidung dem Gewissen überlasse;“ aber
r findet ja doch selbst nöthig, über einen Fall aus-
iründen (und zwar, nach der Ueberzeugung des
ec., aus sehr triftigen Gründen) zu entscheiden
S. 149 ff.)

Die besondere Hülfsart auf die moralischen Vor-
schriften des *Christenthums*, welche der Titel ver-
pricht, haben wir im Buche nicht gefunden. Zwar
werden auf 9 S. (S. 101 — 109.) *Bemerkungen über
die christliche Sittenlehre* der Grundlegung angehängt;
ber was für Bemerkungen? — „Wunder hat Je-
sus zur Bestätigung seiner Lehre verweigert, und zur
Bewiesheit von der Göttlichkeit derselben auf sie selbst
ind auf die Erfahrung bey ihrer Annahme und Be-
folgung verwiesen. Seine Schüler bestätigten das, in-
dem sie die moralische Gesinnung *εὐδοκία ἀνδρῶν, εὐδο-
κία* nennen, welches Paulus, nach der dem Orient
igenen Gewohnheit, zu personificiren, und es et-
was dem Menschen mitgetheilt zu betrachten pflegt.
Durch die Uebersetzung wird der Mensch als ein
isch (als ein Handeln und Poffuliren?) dargestellt.
Nach derselben fiel er durch Freyheit. Die Lehre
om Teufel würde aus der Zoroastriischen Lehre (in
der Zeit des babylonischen Exils?) in das hebrä-
che System eingewiffen. Hiernach mußten Jesus
und seine Jünger sich *accommodiren*.“ Aber ihre ei-
ge Lehre ist: Es ist ein natürliches Verderbniß in
ein Menschen, aber er sündigt mit Freyheit. Das
Ziel der christlichen Sittenlehre ist Gottähnlichkeit
nd Vollkommenheit in der Güte und Liebe.“ Das
ist alles. — Bey den einzelnen Pflichten werden
fters Stellen aus dem N. T. angeführt, aber mei-
ens ohne in die Gründe ihrer Erklärung einzuge-
en. Z. B. über Matth. 5, 34. wird S. 235. gesagt,

man habe in diesen Worten irrig: ein Verbot alles
Schwörens zu finden vermerkt, Christus sage nur:
So viel an Euch liegt, müßte es keiner Verwiedung
bedürfen. Wie sich aber diese Erklärung mit dem
Verbote: Ihr sollt durchaus nicht schwören, verein-
igen lasse, darüber keine Sylbe. — Hieraus möchte
sich denn wohl ergeben, daß dieses Lehrbuch zu
einem Lehrbuche über die christliche Sittenlehre nicht
sonderlich brauchbar sey.

Aber schwerlich kann man es auch als ein Lehr-
buch der Sittenlehre überhaupt empfehlen. Ausßer
den schon erwähnten Mängeln, außer der unverhät-
nißmäßigen Ausführlichkeit, welche auf die nicht
gelungene Begründung der Sittenlehre verwandt ist,
außer ganz unnothigen Abweichungen vom Sprach-
gebrauche, außer der unnatürlichen Stellung man-
cher Lehren, hat es auch noch den Fehler, daß es
zu unvollständig ist. Manche Lehren sind ganz über-
gangen. Von andern wird zwar gesprochen, aber
sie werden so kurz abgeferigt, daß man nicht sagen
kann, sie seyen abgehandelt. Manche Behauptun-
gen werden ohne hinlänglichen, auch wohl ohne al-
len Beweis hingeworfen, die theils unerweislich,
theils zwar richtig, aber eines ausgeführten Beweises
bedürftig sind. Geschichte und Literatur der Sitten-
lehre fehlt ganz; so daß es nicht zu erklären ist, wie
sich ein paar Böckertitel (S. 253.) in dieses Buch
verirrt haben mögen. — Um jedoch in dem Urtheile
über diese Schrift (nicht als Lesebuch betrachtet) ge-
recht zu seyn, muß man bey den Fehlern derselben
den Scharfsinne des Vfs. und seiner Selbstständig-
keit im Denken die gebührende Achtung nicht ver-
sagen; muß nicht unbeachtet lassen, daß wir die-
sem Scharfsinne mache eben so gut gedachte als aus-
gedrückte Bemerkungen (wie S. 204 f. §. 25. 26.),
und dieser Selbstständigkeit die Behauptung mancher
Wahrheit gegen neuere Autoritäten (wie S. 198 — 201.
§. 20. 21.) verdanken.

GESCHICHTE.

KÖLLN, b. Matthiæx: *Kalender für das Rethrdepar-
tement auf das VII. Jahr der Franken-Republik*,
mit historisch-statistischen Anmerkungen, nebst
vollständigem Namenverzeichnis aller consti-
tuirten Gewalten und öffentlichen Beamten
152 S. 8. (4 Livres.)

Unter diesem Titel giebt der, zum französischen
Bürger aufgenommene, Centralverwalter *Wassersfall*,
ein in politisch-statistischer Hinsicht sehr merkwürdi-
ges Staatshandbuch für die Gegend zwischen der
Ruhr und dem Niederrhein heraus. Es umfaßt die
42 Cantons eines noch nicht abgetretenen und auch
noch nicht mit der Republik vereinigten Departement-
s, und zwar mit Einschluß der königlich-preu-
sischen Lande. Die französische Centralverwaltung
zu Aachen, das Civilgericht zu Cöln, das penitencie
und Commerzgericht, die Zuchtpoliceytribunale
sind die *allgemeinen*, die Friedensgerichte, Muni-
cipalitäten,

politäten, Notarien und Domänenbeamten über die Personal-Listen für einzelne Cantons. Bey jedem ist der Umkreis, die Lage und Geschichte, die Bevölkerung und der Nahrungsstand angegeben, die ziemlich genauen Zahlrechnungen ausgenommen, ist aber manches mit neu-französischen Farben aufgetragen.

Für das Jahr 8, nämlich im September 1799, war die angekündigte Erneuerung in Colln noch nicht abgedruckt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Liebe nach Paulus in Betrachtungen über 1 Kor. 13.*, von Johann Jacob Stolz, der Theol. Doctor und Prediger an der Martinskirche in Bremen. 1798. 316 S. 8. (20 gr.)

Wir erhalten unter diesem Titel eine Reihe von Predigten über die Aeusserungen der Menschenliebe, wie sie Paulus beschreibt. Der Vf. charakterisirt seine Arbeit so bescheiden und so wahr, daß wir ihn selbst reden lassen: „Diese Predigten machen zwar auf das Lob einer hinreißenden Beredsamkeit keinen Anspruch, und dürfen z. B. mit den vollendeten Meisterstücken eines D. Reinhard's in Dresden nicht verglichen werden. Ohne Anstrengung und ohne Schmuck stellen sie in dem ruhigsten Tone die Ansichten des Vfs. von den Wahrheiten dar, die er seinen Zuhörern mit theilnehmendem Herzen zu Gemüthe führte. Dennoch hoffe ich, daß sie bey allein, was daran etwa noch vermisst werden dürfte, den Weg zu den Herzen guter Menschen nicht verfehlen werden, und wenn ich es ohne Anmaßung sagen dürfte, so möchte ich mit Paulus sagen: „Ich bediente mich keiner künstlichen Ueberredung, sondern ließ den Geist und die Kraft der Lehre wirken, damit die Ueberzeugung der Zuhörer nicht auf menschlicher Kunst, sondern auf göttlicher Kraft beruhete.“ — So wenig indeß diese Predigten von dem Schmucke der Beredsamkeit haben; so wird man doch Wohlredenheit nicht in ihnen vermissen. Deutlichkeit, angemessener Ausdruck, Leichtigkeit des Ideengangs, sanfter Wortfluß, und eine über den ganzen Vortrag verbreitete Herzlichkeit kann man dem Vf. mit Grund nachrühmen. Was das Wesentlichere betrifft; so findet man in diesen Betrachtungen nicht nur eine gründliche, sondern auch gemeinschaftliche Texterklärung; nicht nur eine philosophisch-richtige, sondern auch mit vieler Menschenkenntnis ausgeführte Entwicklung des tugendhaften Wohlwollens, und der entgegen gesetzten Nei-

gungen und Gefinnungen. Dabey ist die Einförmigkeit in Ableitung der einzelnen pflichtmäßigen Gefinnungen aus dem Princip der Liebe fast durchgängig sehr glücklich vermieden. Die Eingänge sind, wie sie es seyn sollten, immer vorbereitend und die Aufmerksamkeit spannend. Mehrere schildern den Apostel in Situationen, wo er selbst nach den Grundsätzen und Gefinnungen handelt, welche er als Merkmal der ächten Liebe angiebt. Als Anhang zu diesen Betrachtungen giebt der Vf. noch eine neueste Uebersetzung des Textkapitels. Sie weicht auch hin und wieder von derjenigen ab; die in der neuen Ausgabe seiner Testamentsüberetzung gegeben ist. Die vorzüglichste Abweichung findet sich im dritten Vers, wo er jetzt die Worte: *ταπεινωσέ το εαυτον* im neu-griech. so übersezt: wenn ich mich zum Schanden stempeln liefse.

SCHLESWIG, b. Röhs: *Homiletisches Handbuch über einige der gewöhnlichen Evangelien und über freye Texte*, anfangs bearbeitet von F. W. Wolfrum, nunmehr fortgesetzt von D. W. A. Teller. Ersten Bandes 1 u. 2. St. 1799. (22 u. 16 gr.)

Der Plan dieses Werks, welches vortreffliche Materialien zum Kanzelvortrag enthält, besteht darin, daß zuvörderst eine umsichtige Uebersetzung der Perikopen und Texte, sodann eine homiletische Uebersicht des ganzen Inhalts derselben, und zuletzt eine praktische Behandlung einzelner Materien geliefert wird. Unter den Händen des würdigen Forssetzers hat die Unternehmung noch sehr viel gewonnen. Ueberall trifft man auf lichtvolle Exegese und auf schätzbare Winke zur Benutzung der biblischen Stellen für das praktische Christenthum. Nur freylich muß der Prediger, der davon Gebrauch machen will, auch selbst in den ächten Geist dieses Christenthums eingeweiht seyn, um das weiter auszufallen, was zum Theil nur in einem ganz kurzen Abrisse hingeworfen wird. Z. B. S. 33. über Matth. XXIII, 1-12. „Regeln eines weisen Strebens nach der Achtung edler Menschen. 1) Strebe ernlich darnach, selbst edel zu seyn; damit du die Achtung der Edeln verdienst; 2) genieße sie, wenn sie dir zu Theil wird, bescheiden und dankbar; 3) lerne sie, wenn seyn muß, auch großmüthig entbehren.“ Es enthält dies freylich in der genauesten logischen Ordnung alles, was über die Sache zu sagen ist; allein wie vieles muß weiter entwickelt, auf specielle Lagen angewandt, und dem Herzen so wie dem Verstande nahe gebracht werden. Doch das kann, wer Lust und Anlage hat, aus eben dieses würdigen Mannes Predigten über die gewöhnlichen Abschnitte aus der Lebensgeschichte Christi bald lernen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonntags, den 28. December 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath und Kufsler: *Döderlein's christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit*, von D. Ch. Gottf. Junge. 6ter Th. 1796. 344 S. 7ter Th. 1798. 259 S. 8ter Th. 1799. 296 S. 8.

Diese Fortsetzung der *Döderleinschen* deutschen Dogmatik zeichnet sich aus durch einen ruhigen liberalen und duldsamen theologischen Geist, durch einen bescheidenen Mittelweg zwischen den Alten und Neuern der lutherischen Dogmatik, durch einen ruhigen Ton, ohne in die überladene Declaration des sel. *Döderlein* zu verfallen, durch eine rostenstheils richtige Exegese, durch eine gelehrte ekanntschafft mit den alten, neuen und neuesten ogmatischen Meynungen, so wie durch scharfsinnige Bemerkungen, welche überall hervor leuchten. Jagegen möchte man die übertriebene Weichschwäche, den Mangel an durchgängiger philosophischer Präcision, welche doch durchaus zu den Bedürfnissen unserer Zeit gehört, den hin und wieder auffallenden Ueberfluß, welcher noch aus dem alten ogmatischen Wust aufgenommen und gewiß kein Bedürfnis unsers Zeitalters ist, so wie die namentliche Auslassung der Urheber dieser oder jener dogmatischen Meynung, von diesem sonst trefflichen Werke entfernt wünschen. Es darf nicht dagegen ingewandt werden, daß dieser Religionsunterricht nicht bloß für Theologen oder Geistliche überhaupt, sondern auch für gebildete Layen dienen solle, denn wenn gleich zugekandt werden kann, daß die letzte Classe von Lesern (welche wohl immer die Kleinere bleiben wird) eine Art von Herablassung verlangen; so erforderten doch gerade die ersten beiden Classen eine vorzügliche Rücklicht, und diese werden immer ait dem Rec. in jenen Wunsch einfließen. Dieses Urtheil im Ganzen wird sich durch folgendes Hingehen ins Einzelne als richtig darstellen. Der ganze sechste Theil beschafftigt sich mit der Trinitatslehre, und so sehr man auch Ursache hat, mit der Entwicklung der biblischen Lehre dieses Dogma, so wie mit der neuern Geschichte desselben zufrieden zu seyn; so vermißt man doch ungern einen befriedigenden und vollständigen Zusammenhang in der Darstellung der alten Geschichte der Trinitatslehre, und kann kaum umhin, die Beurtheilung der verschiedenen Systeme, so scharfsinnig sie auch ist, für u weitläufig im Verhältniß zu dem Uebrigen zu halten. Die ältere Geschichte hätte von dem Kir-

chenglauben (*fides, ratio, regula fidei*) ausgehen, und das Verhältniß desselben zu der theologischen Speculation gezeigt werden müssen, abgerechnet daß eine Entwicklung der Ursachen, warum sich der theologische Geist gerade dahin, und gerade so bestimmte, vielleicht das Interessanteste dabey hatte werden können. Da, wo der Vf. einen guten Führer hat, wie z. B. bey der Geschichte des Dogma vom heiligen Geist, da herrscht auch mehr Zusammenhang, als wo er diesen schnell wieder verläßt, oder bloß *Döderlein* folgt, der in diesem Fache nicht recht zu Hause war, oder wo er sich selbst überlassen bleibt. Einzelne Stellen, wobey Rec. in diesem Theile anstieß, sind etwa folgende. Nach S. 57. wird die Erklärung vom *Logos* des Johannes vorgezogen, wonach es der *Sprecher*, *Lehrer* heißen soll, welche dem Rec. eine der gezwungensten zu seyn scheint. Ferner wird S. 79. ganz kurz gesagt, daß der Vf. denen nicht beytreten will, die gegen das Ansehen des Br. a. d. Hebr. Bedencklichkeiten erregen: allein der Leser erwartet mit Recht einen *Grund*, wovon dieses Wollen abhängt, der aber nicht angegeben wird. S. 167. ist durch eine Uebersetzung der Ort nicht angegeben, wo die dritte Synode gehalten ist, von der gesprochen wird. Nach S. 212. hat Hr. *J. Servet* *Repositio Christianismi* nicht zu Gesicht bekommen können: allein der zu unserer Zeit gemachte Abdruck pflegt doch in soliden Buchhandlungen zu haben zu seyn, wenigstens hat Rec. ihn ohne alle Umstände auf diesem Wege erhalten. Indessen würde dem Vf. nicht viel damit geholfen gewesen seyn, denn *Servet* bleibt als Dogmatiker ein höchst verwirrter Kopf, und es ist kaum der Mühe werth, so viel Fleiß auf das Herausbringen seiner wahren Meynung von der Trinität anzuwenden, als Hr. *J.* wirklich angewandt hat. — Vortrefflich sind die Bemerkungen für die Praxis, womit der Vf. diesen Theil schließt. Im *siebenten* Theil sind die Dogmen von der *Schöpfung* und den *Engeln* abgehandelt. In Hinsicht des ersten folgt der Vf. sichtbar, und nicht selten ganz wörtlich *Ziegler's*, wenn gleich mit häufigen Abweichungen. Vielleicht wäre es nicht unschicklich gewesen, die Quelle namentlich mit aufzuführen, da doch S. 53. die Schriften andere Gelehrten über die mosaïsche Schöpfungsgeschichte namentlich und unständig aufgeführt sind. Wenn Hr. *J.* S. 77. das gewöhnlich angenommene Alter unserer Erde vertheidigt, und dabey auf die mosaïsche *Zeitrechnung* provocirt; so halt Rec. diesen Ausdruck für sehr unbequem, da sich im ganzen Moses keine *Zeitrechnung* findet, so wie besonders eine

Kkkkk

Zeit.

A. L. Z. 1799. Vierter Band.

Zeitrechnung seit der Schöpfung für sehr problematisch, wenn nicht ganz unmöglich, da kein Mensch bey diesem Wunder der Schöpfung gegenwärtig gewesen, und die Genealogienfucht der Orientalen, wonach sie ihre Stämme bis zu dem Ursprünge der Welt hinauf zu führen streben, nur zu bekannt ist. Wenn ferner das Dogma von den Engeln zu bey nahe 160 Seiten ausgesponnen ist; so findet Rec. hier ein überladene Weitläufigkeit, die schwerlich ein Bedürfnis unserer Zeit ist. Offenbar ist die Lehre von den Engeln mehr von exegetischer Nothwendigkeit als dogmatischer Wichtigkeit, weil sich das ganze praktische Christenthum ohne diese Lehre darstellen läßt. Man darf also mit Recht erwarten, daß diese Lehre zu unserer Zeit aus dem Gesichtspuncte der Zeitvorstellung dargestellt werden, und daß die Dogmatik nach einer kurzen Erwägung der Möglichkeit des Daseyns höherer erschaffener Geister diese Darstellung liefern wird. Der VI. nimmt auch Rücksicht auf die Zeitvorstellung besonders bey der Dämonenlehre und dem Teufel; allein er dogmatist dennoch über die guten und bösen Engel ganz nach der alten Methode und Weitläufigkeit. Schon die einzige Bemerkung, daß wir gar nicht wissen können, ob es nach zwey tausend Jahren noch böse Engel giebt, (da sie ja mit Freyheit erschaffene Geister seyn sollen, also auch in jedem Augenblicke der Besserung fähig sind), hätte der ganzen Abhandlung eine andere Gestalt geben müssen, und wenn die Sache dennoch zweifelhaft bleibt, so hatte die einzige praktische Regel des Apostels *„widersteht dem Satan, so sieht er von euch“* (welche Rec. aber nicht mit aufgeführt findet), alle für die Moralität schädlichen Vorstellungen von dem moralischen Einflusse böser Dämonen verschleichen können. Kann nämlich der Mensch einem solchen Einflusse widerstehen; so darf er nie die moralische Schuld auf einen Andern immer ihm schieben, sondern er bleibt immer vermöge der Selbstbestimmung seines Willens selbst und allein der Schuldige. Der VI. hat zwar sehr rühmlich auch vorzüglich dahin gearbeitet, die praktisch schädlichen Vorurtheile, welche gewöhnlich aus der Dämonologie fließen, zu bekämpfen; allein es bleibt doch immer noch die Frage, ob es nicht auf einem kürzern Wege geschehen konnte, und ob alle die alten Vorstellungarten noch einmal wieder aufgeführt werden mußten, wenn es auch nur seyn sollte, um sie größtentheils zu bekämpfen? Daß man sich aber den Satan mit seiner Schaar noch immer in denselben moralischen Zustande denken müsse, weil die Schrift von einer ewigen Pein spricht (S. 302.) scheint nach dem biblischen populären Sprachgebrauche von dem Ausdrucke *ewig* (oder) gar nicht nöthig zu seyn, wenn man auch die ganze Engel- und Dämonenlehre nichts als eine jüdische Volksvorstellung auf sich beruhen lassen wollte, wie es die gelehrten Sadducäer thaten. — Im achten Theile findet man die Lehren von der Schöpfung und dem Zustande der ersten Menschen, so wie von der Vorsehung abgehandelt. So wichtig auch der letzte Artikel ist, und so leicht man

hier einer Weitläufigkeit nachsehen mag, weil sie doch wenigstens zu Predigten benutzt werden kann, so unwichtig bleibt doch dagegen der erste Artikel, auf den allein ungeachtet 37 Seiten verwandt ist. Unmöglich konnte diese Weitläufigkeit ohne manches Ueberflüssige seyn, welches eigentlich keine Beziehung auf Religion hat, wohin Rec. z. B. die körperliche Beschreibung der ersten Menschen rechnet, wovon wir nichts gewisses wissen, so wie die jetzigen Menschen, welche für den Naturkundigen und Anatomen gehört. Sobald man nur den wahren Begriff und die eigentliche Bedeutung von Religion fest hält, scheinen solche Stellen wie folgende aus dem Kreise der Religion zu liegen. „Der bey den Thieren zur Erde gebeugte Kopf (wie steht es da, mit dem Federhute?) erhebt sich bey dem Menschen, bewegt sich leicht auf allen Seiten, und richtet seinen Blick in die Höhe. — Der angenehme Mund schließt sich sanft und dient nicht bloß zum groben Werkzeug der Nahrung, sondern zugleich zum Organ des Ausdrucks der schönsten und wahrsten Gedanken, und des lieblichen Gesanges. Die Nase ragt anständig hervor, um den feinsten, angenehmen Gerüche anzufassen, und die Ohren, welche die mannichfaltigsten Töne aufzunehmen, und zu unterscheiden, sehen siewärts, und beugen sich zurück, um die schöne Rundung des Gesichts nicht zu entstellen u. s. w. S. 45. 46.“ Man muß gestehen, daß dies fast alles sehr wahr und auch sehr schön gesagt ist: allein man kann doch nicht leugnen, daß es wenigstens dem Laien sehr auffallen muß; was man nicht alles in die Dogmatik herüberzieht! Der Theolog hat aber Ursache genug, sich zu hüten, daß er sich nicht zu tief in die Physikotheologie und in die Absichten der Natur eulast, denn abgerechnet, daß aus jener wohl Bewunderung und Anbetung aber noch nicht die wahre Religion entstehen kann, so läßt der Mensch mit seiner beschränkten Einsicht gar zu leicht Gefahr, eine weise Absicht zu behaupten, die eigentlich nicht vorhanden ist. Daher haben die Naturkundigen der neueren Zeiten das größtentheils wieder aufgehoben, was die Theologen ehemals von weisen Absichten aus der Natur des Meeres, der Fische, der Luft u. s. w. herausgebracht hatten. — Wenn S. 36. gesagt wird, daß der Ausdruck des alten Barden, „der Mensch sey nach dem Bilde Gottes geschaffen“ nicht auf eine körperliche Ähnlichkeit gehen könne, weil Gott keinen Körper habe; so ist das zwar ganz richtig nach unserer philosophischen Vorstellung: allein dem engen Ideenkreise jenes alten Weisen scheint es weit angemessener, daß er eine ganz menschliche Ähnlichkeit also auch eine körperliche darunter verstanden hat, denn er hatte gewiss eine anthropomorphische Vorstellung von Gott. Die Hypothese aber S. 63. daß sich um Adam höchst wahrscheinlich bloß die zahmen Thiere versammelten, die wilden aber in dem Dunkel der dietischen Wälder blieben — gehört zu den mancherley Phantasien über den Zustand der ersten Menschen.

auf der Erde, wovon wir lieber schweigen sollten, da aus unmöglich etwas historisches, also auch nichts sicheres bekannt seyn kann. Mögen wir immer die Dichternamen *Sohn der Erde* (Adam) und *Mutter der Lebendigen* (Eva) als Symbole der ersten Menschen auf der Erde gelten lassen, weil sie einmal recipirt sind, und wenn man einmal, das Wunder einer Schöpfung annimmt, man eben so gut das Wunder der Schaffung eines ersten Menschenpaares annehmen kann; so wird doch ein behutsamer Denker Bedenken tragen, mit seiner Phantasie in diesen ursprünglichen Zustand der ersten Menschen tief hinein zu gehen, weil er eben so wunderbar für unsere Vernunft bleibt, als die Schöpfung selbst. — Nach S. 220. folg. nimmt der Vf. keinen Grundtrieb zum Bösen im Menschen an, sondern erklärt das Böse vorzüglich aus der Eingeschränktheit des menschlichen Verstandes und aus der Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnis, wonach der Mensch das Böse immer nur unter dem Schein des Guten wählt, und nicht, weil er es wirklich für etwas Böses hält. Eine strengere Philosophie wird schwerlich hiezu einstimmen, weil alle Zurechnung wegfallen muß, sobald das Böse nicht einzig und allein aus einem Mißbrauche der Freyheit entspringt, wobey das Bewußtseyn des Bösen zum Grunde liegt. Wenn das Böse nur deswegen gewählt wird, weil man es für etwas Gutes hielt; so liegt ja ein bloßer Irrthum zum Grunde, der aus der Beschränktheit der menschlichen Erkenntnis entstand, welche keine Imputation mit sich führen kann. Wenn aber Philosophie und Erfahrung sagt, daß nur das subjectiv böse und zurechnungsfähig ist, was mit dem Bewußtseyn des Bösen durch einen Mißbrauch der Freyheit gewählt wird; so muß der Grund davon tiefer liegen als in der Eingeschränktheit der Erkenntnis, und man muß sehr geneigt werden, einen bösen Grundtrieb im Menschen anzunehmen, der dem Gewissen widerstrebt, aber von der Freyheit bezwungen werden kann. Man vergesse nur nicht, daß der innere Richter über Recht und Unrecht, das Gewissen, ursprünglich ist, und zu der Personalität des Menschen gehört; man beherzige ferner die Unarten und bösen Handlungsmaximen der Menschen im Großen: so wird man ganz von selbst zu dem unparteyischen Resultate geführt werden, daß unser Geschlecht nicht sehr liebenswürdig ist, und daß die Tendenz seiner freyen Handlungsweisen mehr aufs Böse als aufs Gute geht. Daher kann es auch nur eine gütthige Schwärmerey heißen, wenn man von dem Vortheil der Güte des Menschengeschlechts ausgeht, hiernach idealische Maas und Formen entwirft, um dasselbe darnach zu behandeln, da doch die Erfahrung es leider nur zu sehr gezeigt hat, und noch zeigt, daß es nicht gut genug, *dem ist*, Dessen ungeachtet bedarf es keiner Theodicee, um den Schöpfer wegen des moralischen Bösen in der Welt *a posteriori* zu rechtfertigen, wie es der Vf. von S. 227. an abermals versucht hat, denn es ist ja selbst nach der Bibel ein ohnmächtiges Unterfaugen, wenn das

Geschöpf den Schöpfer beurtheilen will, und es folgt ja schon von selbst aus dem Begriffe frey erschaffener Wesen, daß sie auch ihre Freyheit mißbrauchen, und sich moralisch schuldig machen werden, welches die Erfahrung bestätigt. Warum das aber so ist und nicht anders, davon wissen wir gar nichts, und wir vermuthen bloß, daß wenn es freye Wesen geben sollte, es nicht anders seyn konnte. Tiefer in die Sache hinein zu gehen, ist nicht rathsam wegen der Beschränktheit unsers Blicks, der das Ganze nicht zu übersehen vermag. Rec. würde also Anstand genommen haben, sich auf solche Gründe einzulassen, wie folgender ist, S. 227. „hatte „Gott die Menschen ganz aus der Reihe der Erschaffenen weggelassen, so würde daraus eine ungeheure Lücke in der Schöpfung entstanden und die „Stufenleiter gewaltsam unterbrochen worden seyn.“ u. s. w. Wenn nun aber diese Stufenleiter, die der Vf. bis zu den Engeln fortführt, wirklich nicht vorhanden wäre; so würde man dennoch vermuthen, daß es so habe seyn müssen, weil es *so sey*, woraus sich schon ergibt, daß sich eine jede menschliche Theodicee in einem Cirkel dreht, wie es auch nicht wohl anders seyn kann, weil keine beschränkte menschliche Vernunft diesem Unternehmen gewachsen ist. — Endlich hätte Rec. noch gewünscht, daß sich der Vf. immer so bestimmt über den Endzweck der Schöpfung und Erhaltung der Welt ausgedrückt haben mochte, als es S. 267. geschieht, wonach dieser Endzweck in eine forgehende Ausbildung der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten der Menschen, und in eine ihrer Natur und Ausbildung angemessene Glückseligkeit gesetzt wird, welche jedoch der Würdigkeit der Person gemäß bleibt. An andern Orten findet man hierüber weit schwankendere Begriffe, die aber auch bey weitem nicht so annehmlich sind.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) WÜRZBURG, b. Joh. Jak. Stahl sel. Wittve und Sohn: *Auserlesene Andachten für katholische Christen*, enthaltend Morgen - Abend - Mefs - Beicht - Kommunion - und andere Gebeter (Gebete); von einem frommen Priester zusammen getragen. 1798. 364 S. 8. (3 gr.)
- 2) SALZBURG, b. Fr. Xav. Duyle, Hof- und akademischen Buchdrucker und Buchhandl.: *Lehren Jesu in vierzehn Stationen und Gebeten*. Eingeleitet, wie sein heiliger Kreuzweg für die lieben Landleute von Karl Prugger von Bruggheim, Kuratpriester am Kirchberg. 1798. 128 S. 8. (4 gr.)

Der Titel von Nr. 1. verspricht sehr viel. Denn zu einer Zeit, da das katholische Deutschland einen sehr großen Vorrath von den vortheilhaftesten Erbauungs- und Gebetbüchern hat, muß ein Schriftsteller sehr viel leisten, wenn er sich einbilden will, in diesem Fache etwas Vorzügliches oder *Auserlesenes* zu liefern.

Kkkkk 2

Jesus

senes dem Publicum mitgetheilt zu haben. Aber hier ist der Titel ein täuschender Schild. Die Andachtsübungen, die in diesem elenden Machwerk ausgedruckt werden, können nur in so fern *auserlesene* genannt werden, als sie unter dem Schlechten dieser Art das Schlechteste sind. Beynahe auf allen Blättern findet man Spuren einer verschrobenen, empfindelnden, auf Aberglauben, und Sectengeist führenden Andacht. Der *fromme Mann*, der dieses Buch verfaßt hat, ist, oder war vermutlich ein Jesuit. Denn man darf nur die Schriften dieser Art, welche von den Mitgliedern der Societät Jesu herausgekommen sind, etwas genauer kennen, um sogleich mit Grund auf einen ähnlichen Verfasser hier schließen zu können. Wenigstens herrscht der echte Geist der Religiosität, welchen gedachte Societät von jeher zu verbreiten suchte, und nun aus neue wieder zu verbreiten sucht, in dieser Schrift. Rec. kann sich, zur Bestätigung seines Urtheils, zuversichtlich auf das Urtheil eines jeden einsichtsvollen Religionsfreundes, der sich die Mühe geben will, dieses *auserlesene* schlechte Buch zu lesen, berufen. Es bedarf hier keiner Auszüge aus demselben, um das Gelagte zu beweisen; das ganze Buch ist der Beweis davon.

In der Schrift Nr. 2. fand Rec. gerade das Gegentheil von dem, was er, bey Lesung des Titels, vermuthet hatte. Er glaubte hier wirklich etwas von dem Gehalt der eben angezeigten Schrift Nr. 1. zu finden; und er fand in der That etwas *Auserlesenes*, und Vorzügliches. Die Schriften der Katholiken, die den Titel, *schmerzhafter Kreuzweg Jesu*, oder *Stationen* haben, sind gewöhnlich unter aller Kritik. Diese kleine Schrift, die sich durch einen ähnlichen Titel ankündigt, gehört unter die vorzüglichsten Erbauungsschriften, die seit mehreren Jahren für das gemeine Volk unter den Katholiken herausgekommen sind. Der Vf. verdient um so mehr Lob, da er eine abergläubische und mechanische Andachtsübung, welcher der katholische Pöbel enthusiastisch ergeben ist, als Vehikel benutzt hat, unter demselben den Geist der acht religiösen und moralischen Gefinnung zu erwecken, und zu verbreiten. Unter dem katholischen Pöbel herrscht nämlich eine Andachtsübung, die den Protestanten ganz unbekant ist, gewöhnlich der *Kreuzweg* oder die *Stationen* genannt. Es wird in den katholischen Kirchen, oder außer denselben auf öffentlichen Plätzen das Leiden Christi in 14 Abbildungen dargestellt, die in verschiedene Räume von einander abgefondet sind. Der Pöbel wandert von einem Bildnisse zum andern; murmelt einige ganz zwecklose, bloß auf Hervorbringung religiöser Empfindenley abzwackende Gebete her, und glaubt sich dadurch ein großes Verdienst erworben zu haben. Es sind viele und große Ablässe zur Be-

lebung dieser Andacht von Rom ertheilt worden. Der Vf. benutzt diese Lieblingsandacht des Pöbels als Veranlassung zu 14 vortheilhaften Betrachtungen, die die Form eines Gebets haben, und eines durchaus praktischen Inhalts sind. Vor jeder Betrachtung steht eine sehr passende Perikope aus den Evangelien. Die Schrift Nr. 1. enthält gegen das Ende ebenfalls die sogenannte *Stationen-Andacht*; aber wie sehr conträrirt dieselbe mit der letztern! — Die Schreibart ist im eigentlichen Sinne populär; nur hier und da entschläpft dem Vf. Ausdrücke, die ins Pöbelhafte fallen, z. B. *die Zunge abjagen*, mit dem *Munde schnattern*. Den Ausdruck, *unenttraut*, versteht Rec. gar nicht.

WIEN, b. Rötzel: *Sechs vaterländische Predigten.*

Nach den Bedürfnissen unsers Zeitalters. 1797. 234 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. dieser Predigten, der sich unter der Vorrede mit den Anfangsbuchstaben seines Namens S. A. unterschreibt, verliert sich, er habe dieselben gegen zwey Jahre in seinem Pulte vergeschlossen liegen lassen, ohne dafs es es gewagt habe, mit ihnen öffentlich zu erscheinen; nur die Aufmunterung einiger seiner Freunde habe seine Schüchternheit überwunden. Er will sich auch des Verdienstes der Originalität gern begeben, wenn er nur nützlich war. Diese Bescheidenheit macht seinem Verstand und Herzen Ehre. Er hat sich auch seiner Arbeit nicht zu schämen. Seine Vorträge empfehlen sich durch Deutlichkeit und ungekünstelte Herderlichkeit, und werden von dem Publicum, für welches die Herausgabe derselben bestimmt ist, mit Nutzen gelesen werden. Die Hauptstücke sind. I. *Von der christlichen Vaterlandsliebe.* Ueber Matth. 22, 39. II. *Das Verhalten eines guten Unterthans gegen den Landesfürsten, nach dem Mäxer Jesu; oder: Je besser der Christ, desto besser der Unterthan.* Matth. 22, 21. III. *Das thörichte und unnütze Verlangen derjenigen, die sich im bürgerlichen Leben durch keine Landesherrliche Gewalt eingeschränkt zu seyn wünschen.* Text ebend. IV. *Was von den Freysche nach einer allgemeinen Gleichheit der Stände und Glücksgüter unter den Menschen zu halten sey.* Ueber Matth. 8, 9. V. *Welche ein schweres Vergehen des Bürgers sey.* Ueber Matth. 24, 21. VI. *Von der Barmherzigkeit.* Ueber Luc. 19, 13. In Ansehung der Disposition wäre Manches zu erinnern, z. B. bey der ersten Predigt, wo im ersten Theil gezeigt wird, so notwendig und nützlich die Verschiedenheit der Stände und des äußerlichen Glücks unter den Menschen sey, und daraus zweytens die Pflichten herzuleiten werden, die wir dabey zu beobachten haben. — Nur aus einer einzigen Stelle (S. 83.) wird heiligen Mefsoffers gedacht wird, ist zu sehen, dafs der Vf. ein Katholik ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 28. December 1799.

GOTTESGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Dir. Schultz: *Historia primatus Lundensis*, auctore Jac. Neumann, Philos. Doct. 1799. 180 S. 8.

Eine sehr wichtige Schrift für die Kirchengeschichte des Nordens, worin die ganze Primatgeschichte von Lund mit vielem Fleiße, vieler Geschicklichkeit und einer schönen historischen Kritik durchgeführt ist. Die letzte ist um so verdienstlicher, weil es ohne dieselbe nicht möglich war, das Gewirre verschiedener historischer Angaben und Behauptungen, welche der Partheygeist der schwedischen Kirchengeschichte erfunden, und der Mangel an hinlänglich sichern Documenten begünstigt hatte, aufzulösen, und einen so viel möglich authentischen Zusammenhang darzustellen, wodurch ein Licht über den ganzen nordischen Primat verbreitet werden konnte. Rec. will zuvor den Inhalt kurz entwerfen, und ihn dann mit seinen Bemerkungen begleiten. Nachdem der Vf. von den Quellen der nordischen Kirchengeschichte und seines Gegenstandes besonders; so wie von den Primaten, ihren Rechten und Auszeichnungen, insbesondere der Lundischen und deren Zukünften gehandelt hat, kommt er S. 40. auf den Ursprung der Kirche zu Lund, und zeigt das ursprüngliche hierarchische Verhältniß der Bischöfe dabei, womit man die Primatgeschichte von Lund beginnen kann. Der Bekehrungsgeschichte von Skandinavien zufolge standen die Bischöfe zu Lund in Ehren (schon damals dem dänischen Scepter unterworfen) von ihrem Ursprunge an unter dem Erzbischofe von Bremen und Hamburg, wenn sie gleich ihr früh mit den übrigen Bischöfen des Nordens der römischen Oberherrschaft überdrüssig zu werden anfielen. Daher versuchte es bereits der Dänen König *Ernst IV.* ein Erzbistum in seinen Staaten zu errichten, welches ihm auch durch *Gregor VII.*, der ein *Litmar* von Bremen gram war, gelungen seyn würde, wenn er am Leben geblieben wäre, und sich anmaßenden Forderungen *Gregor's* hatte unterwerfen wollen. So aber blieb es dem Könige *Erik IV.* vorbehalten, seinen Ländern mit Beyhülfe des Papstes *Paschal*, auf den auch noch die Fürbitte seines von Canterbury eines innigen Freundes *Aer's* von Lund wirken mußte, den ersten Erzbischof gegeben zu haben. *Asker* wurde dieser erste Erzbischof von Lund, und damit zugleich das Haupt der nordischen Kirchen, wenn gleich der König sich nicht so glücklich war, ihn in dieser Glorie zu blicken, sondern nur noch den Trost mit ins Grab

nehmen konnte, daß der Papst ihm seinen Wunsch gewährt habe. Desto mißvergünstigter war aber ganz natürlich *Adalbero* von Bremen, und es soll ihm nach der gewöhnlichen Meynung gelungen seyn, durch *Innocenz II.* seine verlorne Herrschaft über den nordischen Klerus wieder zu erhalten. Man zeigt zu diesem Ende Briefe dieses Papstes vor, welche dafür stimmen: allein Hr. N. hält sie nicht für ächt, und leugnet zugleich die wieder erlangte Oberherrschaft des Erzbischofs von Bremen, weil sich in der nordischen Geschichte keine Spur davon zeigt. Hatte also auch *Innocenz* einen Befehl zur Subordination unter den Stuhl von Bremen gegeben; so bleibt es doch gewiß, daß dieser Befehl im Norden nicht befolgt ist. *Asker's* Nachfolger zu Lund war *Eskil*, dessen kühner Geist immer weiter empor strebte, und dem der Glanz eines Primas von Norden sehr in die Augen strahlen mußte. Doch würde ihm sein Wunsch kaum unter dem Beystande eines allgewaltigen Freundes des heiligen *Bernhard* gelungen seyn, wenn nicht der Fall eingetreten wäre, daß der römische Hof durch die Stiftung eines neuen Erzbistums in Norwegen und durch den Voratz ein gleiches in Schweden anzuordnen, Veranlassung zu gegründeten Beschwerden über die Beschränkung seiner Hierarchie gegeben hatte. Der ältere Erzbischof von Lund mußte also entschädigt werden, und der Cardinal *Nicolaus Breakpear*, welcher zur Anordnung der neuen Hierarchie in den Norden gesandt war, legte das Pallium, womit der neue Erzbischof von Schweden bekleidet werden sollte, in seine Hände nieder. Nun war *Eskil* Primas des Nordens, und hatte zugleich über den Neid des *Hartwig* von Bremen, welcher der eigentliche Urheber der neuen nordischen Erzbistümer war, vollkommen gesiegt. Vor Bremen war man von jetzt an zu Lund sicher: allein es entstanden neue Fehden mit den neuen Erzbischöfen von Upsala, die um so verdrießlicher blieben, weil sie in der Nähe vorgingen. Für die letzteren war es immer erfreulicher ihren Oberherrn mehr in der Ferne als in der Nähe zu haben, und es blieb auch immer ehrenvoller für sie, das Pallium unmittelbar vom Papst selbst, als aus den Händen des Primas von Lund zu empfangen. Kein Wunder also, daß sich die Erzbischöfe von Upsala nur ungern von dem Primas zu Lund weihen ließen, und noch ungerner das Pallium von ihm nahmen: allein *Eskil's*, *Abfalon's* und *Anders Sunesen's* feste Entschlossenheit schlug alle Hindernisse nieder, und der römische Hof verteidigte seine Vicare. Vom Jahr 1163 bis 1278 behaupteten die Lundischen Primaten ihre Würde

und Rechte ohne Verletzung. Man hat zwar behauptet, daß in dieser Periode Jarlar von Upsala von dem Bischof Laurentius zu Linköping eingefetzt sey: allein der Vf. hat die Unwahrheit dieser Behauptung mit historischen Gründen dargethan. Dagegen ist es wahr, daß Fulko von Upsala von dem Bischofe zu Weöarnaas geweiht ist: allein der Grund liegt darin, daß der Primas von Lund kürzlich gestorben war, und der Pabst die Kirche nicht ohne Haupt seyn lassen wollte S. 104. — Vom Jahr 1278 an nahmen aber die Sachen eine andere Wendung, und die Politik des römischen Hofes schien nicht mehr dieselbe zu seyn. Man wies zwar noch zuweilen die Erzbischofe von Upsala zu ihren Pflichten gegen den Primas zurück; aber man liefs es doch auch geschehen, daß seine Rechte verletzt wurden, und verschob bey den Handeln darüber den Ausspruch, als wenn man sich davor scheute, und als wenn man es mit keiner der streitenden Partheyen verderben wollte. Unterdessen blieb der Primat doch noch immer Primat, und die Erzbischofe von Upsala nahmen doch noch immer die Weihe vom Primas, wenn sie sich auch bisweilen das Pallium von ihm zu nehmen weigerten. So schlich sich die Sache unter abwechselnden Glücke fort bis zum J. 1353. Von dieser Zeit an trat aber ein völliger Zustand der Verwirrung in der Hierarchie des Nordens ein. Die Pabste schrieben selten an die Primaten von Lund, und gaben ihnen auch nicht mehr so häufig Aufträge wie sonst. Die Erzbischofe von Upsala ließen sich sogar oft von ihren Suffraganen weihen, und es entstanden zwey Primaten zugleich im Norden, welche sich befiedelten. Dem Primaten von Lund blieb fast nichts als der Glanz seiner Würde übrig, denn seine Rechte giengen verloren. Allein seine Würde blieb ihm doch, und es gelang dem schwedischen Botschafter Niclaus Regardt auf der Synode zu Basel nicht, sie zu verjagen, wie einige schwedische Schriftsteller behaupten wollen. Daß sie noch bis zur Reformation fortdauerte, beweißt der Fluch, womit der letzte Primas von Lund Linger Gunnari als Primas Succiae des Reichsverweser Sture belegen mußte, den Leo X. auf der Lateransynode 1514 über ihn ausgesprochen hatte. Der Lundische Primat ist also niemals vom Pabst wieder aufzuheben worden; sondern hat vier Jahrhunderte hindurch im Norden geleuchtet. — Durch diese kurze Uebersicht des Inhalts wird das Urtheil des Rec. über die Wichtigkeit dieser Schrift gerechtfertigt seyn, und man wird sich nun auch schon überzeugt halten, daß sie nicht ohne historische Gültigkeit und Kritik geschrieben werden konnte. Die Gründe, welche der gelehrte Vf. für die Unschicklichkeit der Briefe des Innocenz über den Punkt *quæstionis* angeführt hat, sind für den Rec. völlig überzeugend. Schon der einzige Umstand, daß sie nur aus dem Archiv des Erzbischofs von Bremen und Hamburg zum Vorschein gekommen sind, macht sie sehr verdächtig, und die gegebene Probe des Inhalts entscheidet vermittelst der Form und des Gehalts zugleich wider die Aechtheit. — Was Rec.

bey der Bearbeitung dieses Gegenstandes noch vermist, ist die durchgängig pragmatische Reflexion. Der Vf. hatte bisweilen noch mehr umher schauen müssen, um Ursach und Wirkung in das gehörige Verhältniß zu setzen. Die Wirkung ist oft da, ohne daß man sieht wie? oder die Veranlassung dazu gewahr wird. Dies ist z. B. vorzüglich der Fall bey dem Verfall der Rechte des Primaten von Lund. Die wichtige Thatfache hätte von mehrern Seiten betrachtet werden müssen. Die Ursachen davon müßten theils in der Politik der Pabste und ihrer ganzen Lage liegen, theils in der Lage des Nordens, in der Thätigkeit der Erzbischofe von Upsala, und in der Trägheit oder Ohnmacht der Primaten von Lund u. s. w. Bey einer genauern Nachforschung und einem weitem Ueberschauen müßten sich doch wenigstens die wahrcheinlichen historischen Veranlassungen entdecken. Eben so hatte Hr. N. auf das Factum pragmatisch reflectiren können, daß der König Erich selbst zur Errichtung eines Erzbisthums in seinen Ländern behülflich war. Wie soll man dies Verfahren nennen, Verdienst oder Unverdienst, und was war die Folge davon für das Reich, Vortheil oder Schaden? Rec. glaubt antworten zu müssen: Unverdienst und Nachtheil für das Reich. Auch die Politik des römischen Hofes hatte eine weitere Entwicklung verdient. Es gehörte mit zu den unerträglichen Annahmen der Pabste, daß das Pallium von den Primaten und Erzbischofen in Person von Rom geholt werden sollte, und man sah es eben so gern, daß es die Erzbischofe unmittelbar nahmen, und nicht durch die Primaten, denn die Glorie der Pabste offenbarte sich dadurch unmittelbar u. s. w. — Die voran stehende synchronistische Tabelle, und das angehangte Diplomatarium der wichtigsten Urkunden geben dieser Schrift noch einen besondern Werth. Dagegen bleibt es zu bedauern, daß sie so fehlerhaft gedruckt ist, wodurch leicht historische Unrichtigkeiten entfallen können.

ENFURT, b. Keyser: *Christliches Religions- Lehrbuch für Lehrer und Kinder in Bürger- und Landschulen, nebst den fünf Hauptstücken des Katechismus Lutheri mit kurzen Wortklärungen*, von Hsrr. Gottlieb Zerrenner. 1799. XXXX u. 274 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. erfüllt durch die Herausgabe dieses Lehrbuchs sein, in Hinsicht auf eine wiederholte, im Reichsanzeiger von 1793 an ihn gerichtete Aufforderung, in eben dem Tagblatt eventuell gegebenes Versprechen. Zugleich soll dieses Buch als ein kleiner Commentar zu seinem kurzen *Unterricht in der Religion nach der Bibel*, besonders für Lehrer dienen. Es hat unter andern den Vorzug vor ähnlichen Lehrbüchern, daß die angeführten Sprüche kürzlich erklärt sind, wodurch das zu nothige Verstehen der Bibel merklich erleichtert wird. Theils durch die verschiedene Art eines grossen und kleinern Drucks, theils durch angebrachte Zeichen hat der Vf. seinem Buche die Einrichtung gegeben, daß es für mehrere Lehrge-

oder Classen zugleich genutzt werden kann, indem der Lehrer die mit einem Sternechen bezeichneten und größer gedruckten Sätze und Sprüche mit Verlassung der Uebrigen für die erste oder unterste Classe als Lehrbuch gebrauchen; bey einer höhern Ordnung aber, oder bey einem zweyten Lehrgange ann das Uebrige nachholen, und so seinen Unterricht nach den Fähigkeiten und Fortschritten der Kinder in der Erkenntniß zweckmäßiger abtufen kann. Der dogmatische Theil dieses Lehrbuchs wird öftlich keinen durchgängigen Beyfall erhalten. Manse werden den Vf. einer allzu großen Anhänglichkeit an das alte System beschuldigen; andere hingegen werden hier und da Heterodoxie wittern. Aber darüber wollen wir kein Wort verlieren, weil es ja doch unmöglich ist, Jedem, nach seiner subjectiven Ueberzeugung vollkommenes Genüge zu leisten. Nur sind die kurzen Worterklärungen über den Katechismus Lutheri, unsers Erachtens zu kurz ausgefallen. Es ist freylich nicht gut, dafs dieser Katechismus, der nummehr seine Dienste gethan hat, noch immer seyn behalten und von Kindern auswendig gelernt werden muß; denn es ist wohl ausgemacht, dafs er von den wenigsten Schullehrern selbst verstanden wird. Da es aber vor der Hand nicht zu ändern ist, so würde eine ausführlichere Worterklärung den meisten Schullehrern sehr willkommen seyn.

ZERST U. LEIPZIG: Kritik alter und neuer Lehren der christlichen Kirche, von G. Ch. Cannabich. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1800. 224 S. gr. 8.

Die erste Auflage dieser Schrift ist von uns A. L. Z. 1799. Nr. 64. mit der Aufmerksamkeit, die sie verdiente, angezeigt worden. Die in der gegenwärtigen Auflage vorgenommenen Veränderungen betreffen nur einzelne Ausdrücke und kleine Zusätze. Auf H. Burfcher's Erinnerungen in: D. M. Luther's letzten ernstlichen Bekenntnissen etc. ist hier keine Rücksicht genommen worden, da Hr. C. sich in einer besondern Schrift, unter dem Titel: *Cannabich's Vertheidigung* etc. dagegen verantwortet hat. Angehängt ist dieser neuen Auflage noch auf Verlangen des Verlegers, eine schon im dritten Bande der Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers etc. eingerückte Abhandlung des Hn. C.: *Anleitung für den Prediger, wie er sich in seinen Vorträgen nach dem Grade der Aufklärung unsers Zeitalters überhaupt und nach den Begriffen seiner Gemeinde besonders zu richten hat, wenn er mit Nutzen auf sie wirken will.* Die Beurtheilung derselben müssen wir aber demjenigen Rec. überlassen, welchem die Recension der Rullmann'schen Materialien für diese Blätter aufgetragen worden ist.

SCHÖNE KÜNSTE.

FREYBERG, in der Crazisch. Buchh.: *Julie und Friderike*. Von Philogyn. 1799. 368 S. 8.

Zwey weibliche Geschöpfe, aus unserer bürgerlichen Natur herausgenommen, edel, aber nicht ge-

nialisch, sind die Hauptpersonen dieses Romans. Die Verhältnisse, die er schildert, haben nichts Außergewöhnliches. Feine, aber schlichte, Menschen- und Herzenkenntniß, eine ungleiche Schärfe, hart und wieder, wo es um die Fertigkeit, um das Mechanische der Erzählungs- und Darstellungskunst zu thun gewesen wäre, etwas feil und diffus, öfter aber, wo einfaches, edles Gefühl aus der Feder floss, einfach, edel, warm: dies bezeichnet das kleine Werk, mehr als es dasselbe auszeichnet. Anspruchlos, mit keinem Aushängeschild versehen, ohne Empfehlung in die Welt hinausgestoßen, keiner Laune des öffentlichen Geschmacks schmeichelnd, könnte dieses liebens- und lobenswürdige Product eines edeln Herzens, einer feinen Empfindung, leicht sehr unbekannt bleiben, und so wie es Rec., der es ohne sonderliche Erwartungen in die Hand nahm, angenehm überrascht hat; so würde er sich freuen, wenn durch die gegenwärtige Anzeige jenem unverdienten Schicksal vorgebaut werden sollte. Selbst der Kunstwirkung dürften diese *Julie* und diese *Friderike* — jene untergeordnet durch ihren Charakter, aber die interessante Heldin des Romans, diese in gewissem Sinn ein weiblicher *Pösa*, aber ganz im innern und äussern Costume der uns zunächst liegenden Natur — bey unverwundten Gemüthern nicht verschlehen. *Friderike's* Freundschaft rettet für *Julien* das Glück der Liebe, dessen sie in einer bedenklichen Lage durch Schuld verlustig zu werden Gefahr läuft; das ist mit wenigen die Idee und die ganzel Handlung des Romans. Der Freundin sanfter Tod nach vollbrachtem Werke wußte wenige Augen trocken lassen.

Der *Philogyn*, der sich auf dem Titelblatte nennt; hat trotz seines griechischen Namens bey Rec. die Muthmaßung erregt, dafs es sein eigenes Geschlecht ist, dem er hier ein so artiges Denkmal achtungsvoller Liebe gestiftet hat. Mehrere Umstände, unter andern die oben berührte Ungleichheit des Stils, besonders aber die Unbeholfenheit im eigentlich erzählenden Theil, neben der Leichrigkeit im Ausdruck der Empfindung, und einiger Weisfchwelgieit in den raisonnirenden Stellen, vielleicht auch die hier und da vorkommenden Citationen aus *Jean Paul*, *Woldemar* u. s. w., wie es scheint, zu bescheidene Bezeichnung eigener Ideen und Gefühle, möchten eher einen weiblichen Dilettanten, als einen geübten Schriftsteller verrathen. Wir wollen jedoch auf jeden Fall unsere Hypothese hier nur in kritischer Rücksicht, und keineswegs um ein Geheimniß an das Licht zu ziehen, mitgetheilt haben.

LEIPZIG, b. Kummer: *Der hyperboreische Esel, oder die heutige Bildung*. Ein drastisches Drama und philosophisches Lustspiel. Für Jünglinge, in einem Act. Von A. v. Kotzebue. 1799. 58 S. 8. Die *literarische Satyre* kann gegen eine Schule, gegen eigene Verirrungen des Geschmacks bey'm Publicum und bey beliebten Schriftstellern gerichtet seyn; so war *Buckingham's Rehearsal* zu seiner Zeit ein Meisterrück in dieser Gattung, und behauptet

nach jetzt, nach etwa anderthalb Jahrhunderten, seinen Platz; so verdienen *Tiek's* Groresken unter uns allgemeineren Beyfall, als sie nach den Verhältnissen unserer Literatur erhalten können. Sie kann sodann auch hauptsächlich das Verdienst des reinen Muthwillens haben, und in dieser Beziehung drängt sich der unpartheyischen Kritik *Tiek's* Namen wieder auf: dann grenzt sie mehr an das Fach der französischen Parodien, welche dem Werthe der Werke, die sie parodiren, nichts benehmen. Sie kann ferner, wie in *Lycor's*, *Pope's*, *Rost's* Werken, über anmaßungsvolle Albernheit, Intoleranz, Ungeschmack, Gericht halten, und endlich ist sie oft genug, wie bey *Voltaire*, *Palissot* u. s. m., Werkzeug des literarischen Partheygeistes. Von diesem hat sie nun freylich, weil die Engel im Himmel eben keine Satyren zu schreiben pflegen, meistens einige Beymischung; so wie aber treffender Witz und komisches Talent ihr immer einen höhern Werth geben, aus welcher Quelle sie auch fließen möge; so kann die Beschaffenheit der Gegenstände, an denen sie sich übt, diese seyen noch so sehr zur Satyre geeignet, den Mangel an treffendem Witz, an komischem Talent, nicht entschuldigen. Hr. v. K. hätte unstreitig mehr Witz zu Gebote gehabt, als es ihm gefiel hier zum Besten zu geben; daß er diesmal allzu sehr damit zu Rathes hielt, scheint von der Vorstellung herzuführen, als wären die Stellen, die er seinem *Karl* in den Mund legte, an sich so lächerlich und komisch, daß er ihnen alle Küssen seiner Satyre zu tragen geben könnte. Indem er sich aber begnügte, diese Stellen in Contrast mit gemeinem Leben zu setzen, blieb er weit un-

ter den Forderungen, die man an die literarische Satyre zu machen hat. Freylich sind diese Stellen auch hier lächerlich; sind sie aber hier lächerlicher, sind sie anders lächerlich, als in den Schriften, aus denen sie entlehnt sind? Durch jenen Contrast hätten vielmehr Stellen, die nicht lächerlich gewesen wären, lächerlich oder komisch gemacht werden können, und das wäre in der unschuldigen Gattung der französischen Parodie gewesen. Man lasse einen jungen Menschen, in dem ganz gewöhnlichen Verhältnissen, welche dem Helden dieses *drastischen Drama's* bezeugt werden, keine andere Sprache führen, als die *schonst* unserer besten Dichter und Philosophen; so wird diese Sprache wirklich komisch seyn. Gerade deswegen aber ist eine kauderwelsche, allem gefunden Menschenverstand trotzende Sprache, die dieser oder jener Philosoph oder Dichter auserer Zeiten führen mag, dadurch, daß sie einem jungen Menschen in jenen Verhältnissen in den Mund gelegt wird, eigentlich gar nicht *satyrisirt*, und wenn über eine solche Sprache, wo sie auch geredet werden möge, gelacht werden muß; so hat Hr. v. K. zu dieser Ergötzlichkeit seiner Leser aus dem Seinigen zu wenig beygetragen, als daß er nicht allen Dank, der ihm etwa dafür zufließt, billiger Weise an die rechte Behörde zurückweisen sollte.

Wenn hingegen Hr. v. K. seinen Helden durch seine abentheuerlichen Floskeln mit *frommen* und *fürlichen* Personen in seinem Stücke compromittirt; so hat er ohne Zweifel nicht bedacht, daß dieses in den gegenwärtigen Zeitaltern gar zu leicht etwas mehr als Satyre seyn kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Ohne Druckort: Die Nil-Armee. — Ein Gespräch über Bonaparte's Expedition nach Indien. — 1798. 238. 8. (2 gr.) Ein nicht über gerathenes Raisonement oder vielmehr Perillage auf Bonaparte's Expedition nach Indien, welche, wenn die Jahrzahl und der Vortrag nicht trügt, geschrieben wurde, ehe Nelson die französische Flotte vernichtete. Der Vf. prophezeit das unvermeidliche Unglück dieser Unternehmung. Er schildert die Schwierigkeit der englischen Flotte zu entgegen; den Unwillen des türkischen Hofs, der es selbst bey einem vorausgesetzten Einverständnis mit den Franzosen unmöglich zu finden könne, daß der Anfang zur Ausführung des ungeheuren Plans in seinen Staaten gemacht werden solle; die Verringerung der Truppen, welche Klüma, Araber, die ausschweifende Lebensart der Franzosen nebst dem Widerstande der Missethäter verrurtheilen müsse; die Nartheit, zu eine Expedition nach Ostindien von dieser Seite her zu denken, ohne eine übermächtige Flotte oder wenigstens doch Transportschiffe auf dem rothen Meere zu haben; die noch größere, längst des Euphrates den persischen Meerbusen erreichen zu wollen, wo die Wüste und Araber, drückender Mangel, und die nicht einmal der Pforte

gehörenden Befehlshaber von Bagdad und Pasra, mit vereinigen Kräften die Vernichtung der Eingewanderten bewirken mußten. Selbst nach Befiegung aller dieser Schwierigkeiten hätten die Eroberer an den Meerengen der beiden Bospori unfehlbar englische bewaffnete Schiffe zu erwarten, welche jeden Gedanken zur glücklichen Ankunft in Indien aus der Seele jedes Kriegers vernichten würden. — Der Ausgang hat die Unmöglichkeit dieser ostindischen Unternehmung nach dem entworfenen Plane bewiesen; Bonaparte sats ein Jahr in Aegypten, ohne nur an die Ausführung desselben denken zu können; er hat aber zu gleicher Zeit bewiesen, daß eine sehr große Macht in Bewegung gesetzt werden muß, um den Sieger das einmal eroberte Aegypten wieder zu entreißen. — Zur Einkleidung ist der Dialog zwischen einem eifrigen Vertheidiger der Freyheit und Gleichheit, welchem die glänzenden Aussichten für die Erhebung der Menschheit vor Augen schweben, und einem kühlen Gegner gewählt, der durch Gründe und Einwände den Anhänger der Franzosen zum Schweigen und endlich zur Aeußerung bringt, Bonaparte sey durch diese Unternehmung vielleicht das bestmögliche Opfer einer Intrigue.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 30. December 1799.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Dilly: *An account of two cases of the Diabetes mellitus: with remarks, as they arose during the progress of the cure. To which are added, a general view of the nature of the disease and its appropriate treatment, including Observations on some diseases depending on stomach affection; and a Detail of the Communications received on the Subject since the Dispersal of the Notes on the first Case.* By John Rollo, M. D. Surgeon-General, Royal Artillery. *With the Results of the Trials of various Acids and other Substances in the Treatment of the Lues Venerea; and some Observations on the Nature of Sugar etc.* By William Cruickshank, Chemist to the Ordnance, and a Surgeon of Artillery. In two Volumes. Vol. I. (21 Bogen. Mit einem Kupfer.) Vol. II. (19 Bogen.) 1797. gr. 8.

Dieses, in mehr, als einer Rücksicht, für den Praktiker so außerst schätzbare und wichtige Werk, ist als der reichhaltigste Commentar über die *Notes of a diabetic case*, welche Rollo 1796 bekannt machte, zu betrachten. Es enthält ungemein wichtige Belehrungen und Erfahrungen über die honigartige Harnruhr und giebt viele Winke zu neuen Aufsuchen anderer Krankheiten, die in der That der genaueren Prüfungen und Versuche werth sind. Durch die Art, wie der Vf. den Plan desselben angelegt hat, sind inzwischten oft die Materien zerstreuet und manche Wiederholungen veranlaßt worden. Er heilt nämlich erst zwey Krankheitsfälle mit, zieht darauf allgemeine und vergleichende Sätze aus denselben, und handelt alsdann folgende Gegenstände nach einander ab: Die Summe der bisherigen Kenntnisse von der Krankheit; Geschichte der honigartigen Harnruhr; Ursachen derselben; (von dem Magenfaule, der Verdauung, dem gesunden Harn); die bisherigen Definitionen derselben und die neue des Vfs.; die eigentliche Behandlung derselben; und Bemerkungen über die honigartige Harnruhr, und andere Krankheiten, die von einem Fehler des Magens abhängen, (als dem *mal de stomac* der westindischen Negern, der Gicht, der Lungenschwindlucht.) Rec. laßt daher den Lesern einen Dienst zu leisten, wenn er die zerstreuten Ideen des Vfs. hier in einem geordneten Auszuge zusammenhängend mitzutheilen ucht.

Rollo giebt (S. 239) folgende Definition von der honigartigen Harnruhr: „*Desiderium sibi inextinguibile*“ (A. L. Z. 1799. Viertes Band.

fetis perpetua; urina aucta et subdulcis; pulsus frequens; calor parum auctus; cutis arida, cum maculae.“ Ausser den, in selbiger enthaltenen Symptomen giebt er (S. 214.) noch folgende an: die schnell auf einander folgenden Anfälle des Heißhunger; Trockniß des Mundes, mit beständigem Auspucken eines dicken, zähen Schleimes von einem ekelhaften, süßlichen oder bitterlichen Geschmacke; eine weißliche Zunge mit hellrothen Rändern; rothes und geschwellenes Zahnfleisch, nebst einer Empfindung, als wenn die Zähne von Säuren stumpf und in ihren Höhlen lose wären; Kopfschmerz; eine heiße Haut; Röthe des Gesichtes; helle Strohfarbe und Klarheit des Harns; eine unausgeübte Empfindung im Magen und in den Nieren; und Abneigung gegen Bewegungen oder Anstrengungen, mit einem Gefühl von Schwäche. Die frühesten Zufälle der Krankheit, ehe und selbst wenn sich die Vernehrung und Süßigkeit des Harns einstellt, werden (S. 212) gemeinlich übersehen, weil man die starke Harnruhr für die notwendige Folge des Durstes zu halten pflegt, wo denn der süße Geschmack des Harns wahrscheinlich nur zufälliger Weise entdeckt wird. Bey dem ersten 34jährigen Kranken, dessen Geschichte der Vf. erzählt, war (S. 9) schon einige Jahre vor der Krankheit die Eßlust ausfallend stark, und bereits einige Monate vor der vernehrten Aussonderung des Harns ging (S. 213) eine *bulimia canina* vorher. Seine Zunge war feucht, und die Vorhaut, wahrscheinlich von dem Reize der zuckerartigen Materie im Harn wund und schmerzhaft, die Farbe der Zähne weiß; er ließ in 24 Stunden ohngefähr 12 Quartier Harn, der wie Molken und Violon roch und sehr süß schmeckte. Die Menge des Gerankes in eben der Zeit betrug 8 Quartier und darüber. Bey dem zweyten Kranken, einem Manne von 57 Jahren, war der Harn süßer, und die Quantität desselben in 24 Stunden war nie unter 10 bis 12 Pinten, oft darüber: es war ein heftiger Drang zum Uriniren und ein beständiges Austropfen dabey. Bey beiden Kranken war die Haut theils gar nicht, theils unbedeutend heiß; der Puls klein und schwach; und eine oedematöse Anschwellung des einen oder beider Schenkel.

Das Serum vom Blute des ersten Kranken (dem zweyten wurde seines Alters und der längern Dauer der Krankheit wegen, keines abgelassen,) verrieth keinen merklich süßen Geschmack, (dem Vf. schmeckte es wie Molken mit einer größern Menge Lorb, als nöthig ist,) und hatte in der ersten Schale, wozu es wenig betrug, als in der zweyten, ein undurchsichtiges weißliches Ansehen. Das Crassum

M u n i m u m

ment in der letzten Schale hatte eine rärkere Kruste, als das in der ersten, und selbige war von einer bläulichen Farbe, derjenigen gleich, welche Quecksilber zuweilen verursacht. (Man muß hierbey jedoch bemerken, daß der Kranke wirklich, obgleich verschiedene Monate vorher, von seinem vorigen Arzte Quecksilber bekommen hatte, S. 6. 204.) Das Blut nahm in zwey Tagen auf der Oberfläche ein käsichtes Aussehen an, welches mit der Abdunstung des Serum verschwand: die Masse bekam nun ein trockenes, harzigtes Ansehen, gab ein Paar Tage hindurch einen schwachen animalischen Geruch von sich, und es erzeugte sich auf der Oberfläche des Crassaments Schimmel. So war es noch sechzehn Tage nach dem Aderlasse beschaffen, dahingegen gesundes Blut schon am vierten Tage anfang zu faulen, und am siebenten weggeschüttet werden mußte.

Aus 36 Unzen Apothekergewicht von dem Harne des ersten Kranken, erhielt man durch die Abdunstung drey Unzen und ein Quentchen zuckerartigen Extracts, das wie gemeiner Syrup ausah, aber dicker, beynahe von der Consistenz und klebrig, wie Wachs war, in der Luft feucht wurde, mit der salpetrigen Säure (nitrons acid) Zucker- oder Sauerkefäure, und mit einem geringern Verhältniß jener, eine Substanz gab, die in Geruch, Ansehen und Geschmack dem Honig ganz gleich war. Bey dem zweyten Kranken gab dieselbe Portion Harn 10 Gran Residuum mehr, welches offenbar weit zuckerartiger war, und mit doppelt so viel, mit gleichen Theilen Wassers verdünnter, salpetriger Säure, viele Sauerkefäure gab. Die Flüssigkeit, die nicht in krystallinen aufhiefs, hatte einen vollkommenen Honiggeschmack. Das erste, was durch die Destillation des Rückstandes übergieng, war sauer; doch zeigte sich nach zugesetzter Pottasche, der Geruch von Ammoniak: das Letzte war alkalisch, mit etwas brenzlichen Oeles. Das wenige Ammoniak gieng in keiner freyen Gestalt über, bis der Boden der Retorte glühend wurde.

Die nächste und unmittelbare Ursache der Krankheit besteht in einer widernatürlich vermehrten Thätigkeit des Magens, und einer dadurch bewirkten widernatürlich vermehrten Absonderung und fehlerhaften Beschaffenheit des Magensaftes, über deren specifisches Wesen sich jedoch keine bestimmten pathologischen Erklärungen geben lassen, so lange die eigentliche Art und Weise des Verdauungsgeschäfts noch unerklärt bleibt. Es kann auch (S. 249 ff.) umgekehrt, ein Fehler des Magensaftes eine widernatürliche Thätigkeit des Magens bewirken. Beide Ursachen machen einen Zirkel. Daher entsteht eine Hyperoxygenation des Systems, (S. 56) welche (S. 213) durch die, in beträchtlichem Grade (S. 83. 102) vorhandene Säure im Magen, eine durchaus oder zum Theil hellrothe Zunge, die weisse Farbe der Zähne, den hellen, frothartigen, nicht sparsam abgehenden und nicht unangenehm riechenden Harn, besonders in abgezebrten oder schwächlichen Körpern, angedeutet wird. Daher ein gewisser Mangel in der Assimila-

tion, welcher wahrscheinlich einer übermäßigen Thätigkeit der einsaugenden Milchgefäße von einem besondern Reize, vielleicht des Zuckers, oder von Sympathie mit dem zu thätigen Magen zuzuschreiben ist. (S. 232. 237.) Jedoch kann der bloße Mangel an Assimilation die Menge des erzeugten Zuckers nicht erklären. (S. 11.) Etwanige Vergrößerungen der einsaugenden Milchdrüsen oder Fehler in der Structur des Magens, sind nur für Folgen der primären Magenkrankheit zu erklären. (S. 123.) Diese Ursachen können lange Zeit vor dem eigentlichen Ausbruche der Krankheit vorhergehen und wirken. (S. 212 ff.) Die Menge des Harns rührt theils von der großen Thätigkeit des Magens, theils von dem Reize der zuckerartigen Materie her. (S. 195.) Die letzte wird im Magen, und vorzüglich aus vegetabilischen Stoffe erzeugt, (S. 174) indem entweder der Magen saure Eigenschaften von einer besondern Art besitzt, die das Vermögen haben, vegetabilische Dinge zu einer Substanz, welche die Natur des Zuckers hat, zu assimiliren, oder indem sie, durch einen mit dem krankhaften Zustande des Magens und seiner Säfte in Zusammenhang stehenden Process, (aus den genossenen vegetabilischen Dingen) evolvirt wird, oder indem sie durch eine bloße simple Entwicklung aus den Vegetabilien, worin sie schon vorher gebildet gewesen, entsteht und unzerfetzt bleibt. Am richtigsten scheint man die beiden letzten Meynungen zugleich anzunehmen. Sie verbrätet sich über das System und bringet sowohl allgemeine als örtliche Wirkungen hervor. (S. 252. 256. 47. 181.) Sie wird schnell und so wie sie in dem Magen zubereitet worden, durch die Nieren abgefordert, deren Thätigkeit ebenfalls, theils durch den Reiz jener, theils durch Sympathie mit dem Magen, widernatürlich vermehrt ist. (S. 12. 33 ff. 118.) Ursprünglich leiden sie nicht, und etwanige Fehler, als Ausdehnung derselben und ihrer Gefäße etc. sind bloß deuteropathisch, (S. 78. 123. 173) und stehen der Car bey Weitem nicht so im Wege, als man fürchten mochte. Es scheint nicht, daß eine etwanige Einsaugung durch die Haut und Lunge mit der eigentlichen Krankheit in Verbindung stehe (S. 90. 118 ff. 176. 236.)

Die gewöhnlichste prädisponirende Ursache scheint in einer natürlich starken Thätigkeit des Magens zu bestehen, vermöge welcher derselbe öfter und in größerer Menge als gewöhnlich nöthig ist, Speisen fodert. Bey einer solchen Beschaffenheit des Magens, kann die Krankheit entstehen und entzückt wirklich, wenn die Gelegenheitsursachen hinzukommen, die, so weit die bisherigen Erfahrungen gehen, in unübrigestänkter Befriedigung seines Appetites und seiner Neigungen zu dem Genuße mannichfaltiger Speisen, besonders solcher Dinge, die die Thätigkeit des Magens reizen oder sonst seinen natürlichen Bewegungen hinderlich sind, zu Gewürzen, Weinen und andern gebohrenen Getränken, oder selbst zu einem Rasken und anhaltenden Genuße mehligter vegetabilischer Speisen, Grütze, Kartoffeln, etc. und

nd in Auflösung des Körpers oder des Geistes, einzeln oder zusammen verbunden bestehen. (S. 215 f.) weswegen ist wahrscheinlich die Krankheit unter dem einmüthigen Manne in Schottland, der nur selten wenige thierische Speisen genießen kann, so häufig (S. 250.)

Die Indicationen zur Cur sind 1) die Erzeugung der Entwicklung der zuckerartigen Materie in lagen zu verhindern, und 2) die widernatürlich vermehrte Thätigkeit des Magens zu heben. Die Mittel zur Erfüllung der ersten Indication dienen zugleich auch zur Erreichung der zweiten Absicht, nämlich die krankhafte Thätigkeit des Magens und der einsaugenden Milchgefäße und die vermehrte Absonderung und fehlerhafte Beschaffenheit des Magenfaßes zu heben. Sie sind folgende: Gänzliche Vermeidung aller Art vegetabilischer Dinge, bloße thierische Speisen, von nicht zu frischem Fleische und Fette, und beständige Einschränkung auf das Zimmer. Der tägliche Gebrauch alkalischer, kalkiger Substanzen, vermehrt ihre Wirksamkeit. Die Menge der thierischen Speisen muß so eingeschränkt werden, daß der Magen nur gerade genug hat. (S. 260 ff.) Die dem ersten Kranken, dessen Geschichte hier beschrieben wird, vorgeschriebene Diät, bestand, so viel möglich war, in fettem und zartem reinen Fleische, wie vom Schweine, Blutwürsten, aus bloßem Blute und Fett bereitet, einer Mischung aus unterhalb Pinte Milch und einer halben Pinte Kalkwasser zum Frühstück und Abendessen, und zum täglichen Getränke vier Quartier Wasser, welches ge-cocht hatte, und worin anfangs ein, hernach zwey Quentchen Schwefelalkali aufgelöst waren. Letzteres wurde jedoch, weil es eine nachtheilige Wirkung auf die Nieren haben mochte, bald bei Seite gesetzt. Ausserdem nahm er beym Schlafengehen einen Trank aus 20 Tropfen tartarisirten Spiesglaskeims und 25 Tropfen Mohlsaffrancur, und nach und nach in größern Gaben. Es wurden ihm zwey Fontanellen von der Größe einer halben Krone in die Nierengegend gelegt, und er mußte Flanell auf der bloßen Haut tragen, die jeden Morgen mit schweinefett gerieben wurde, womit man jedoch nicht lange fortfuhr. Anfangs war ihm Brod erlaubt worden, das aber auch bald, so wie Alles, was sich mehr als Milch den Vegetabilien näherte, unteragt wurde. Dem zweyten Kranken wurden gleiche Theile Milch und klare Bouillon von Rind- oder Hammelfleisch, weichgekochte Eyer oder Austern, Fleischsuppen, ohne allen vegetabilischen oder gewürzhaften Zusatz, etwas Salz ausgenommen, fettes Lammfleisch, Hammelfleisch, Schweinefleisch oder Nüldpret, welches alles schon einige Zeitlang gehalten etc., Lachs oder Aal zugefanden; und zum Getränk abgekochtes Wasser, Milch und Wasser, oder klare Bouillon von drey Pfund fetten Rind- oder Hammelfleische mit vier Quartier Wassers bis auf die Hälfte eingekocht und dann durchgeseiht. Mitunter gestattete man ihm Anfangs einen Zusatz von Brantwein oder Rum zum Wasser oder zur Milch,

nahm aber diese Vergüssung früh zurück. Zwischen durch wurden bey beiden Kranken Abführungen und Brechmittel angewandt.

Beym diesem Verfahren zeigte sich bey beiden Patienten schon am dritten Tage darnach eine günstige Veränderung, indem der Harn sowohl in seiner Menge geringer, als auch höher gefärbt, wolkicht, urinoß im Geruche und Geschmacke war. Fehler in der Lebensordnung bringen das Gegenheil geschwind wieder hervor. Es ist (S. 119) wichtig, den Harn öfters während der Cur chemisch zu untersuchen, oder, wo dies wegen anderer Umstände nicht stat findet, wenigstens abdunsten zu lassen, wodurch man einen ertraglich genauen Maassstab von der Krankheit oder Genesung erlangen kann. Wenn der Harn die Abwesenheit der zuckerartigen Materie beweiset, zu gleicher Zeit aber die Menge desselben größer, als im natürlichen Zustande bleibt und mehr Extractivstoff von zarter oder klebrichter Art enthält, auch ein starker Appetit fortwähret; so muß man glauben, daß die vermehrte Thätigkeit des Magens und der einsaugenden Milchgefäße, noch nicht gehoben ist. Es wird dann nothwendig, das geschwefelte Ammoniak, nebst einem Opiate und Spiesglas-mittel gegen die Nacht, zu geben. (S. 262) Jene Arznei ist (S. 31 ff.) sehr leicht zu bereiten. Indem man einen Strom von einer Schwefelverlust (*pure hepatic gas*) durch die (*aqua ammoniac pura Ph. Lond.*) gehen läßt, bis keine weitere Absorption bemerkt wird oder das Alkali gesättigt ist. Das hepatische oder schwefelhaltige Wasserstoffgas (*hepatic or sulphurated hydrogen gas*) kann nun zu diesem Endzwecke aus künstlichem Pyrites oder Schwefeleisen (*sulphuret of iron*) und der salzigen Säure (*maric acid*) erhalten. Die leichteste Art, den künstlichen Pyrites zu machen, ist diese, daß man ein Stück Eisen in einem Schmiedeeisen in eine mäßige Hitze bringt und es dann gegen das Ende einer Rolle von Schwefel reibt. Das Eisen verbindet sich in dieser Temperatur unmittelbar mit dem Schwefel und bildet kleine Kugeln von Pyrites, die in einem Gefäße voll Wasser ausfangen muß. Diese Kugeln werden pulverisirt und in eine Flasche gegeben, wozu man eine hinreichende Menge von der salzigen Säure mischen muß. Die Dosis für einen Erwachsenen muß zuerst nicht über drey oder vier Tropfen seyn, die man drey oder viermal des Tages in einem halben Nöselglaße voll Wasser giebt. Man vermehrt die Dosis stufenweise, so, daß sie einen leichten Schwindel hervorbringt. Allein man muß bey seiner Anwendung sehr vorsichtig seyn, weil es ein sehr kräftiges und in großen Dosen gefährliches Mittel ist. In zu großen Dosen erregte es (S. 18. 22) Uebelkeit, Erbrechen, Schlaftrigkeit, Schwindel etc. mit einem äußerst schwachen Pulse. (Es wurde auch einmal gegen äußerste Reizbarkeit mit einem örtlichen Geschwüre, als Folge der Luftpneumie und des Quecksilbers, innerlich und äußerlich, und in einem andern Falle von Brustbeschwerden, mit außerordentlichem Nutzen gegeben (S. 52.)

Mit dieser Behandlung wird nun (S. 262 ff.) fortgefahren, bis jene krankhafte Thätigkeit des Magens gebrochen ist. Die Zeichen davon sind spärlicher Abgang eines trüben Harns von hoher Farbe, der durch die Abduktion einen widrig riechenden, salzig schmeckenden, nicht klbrigen Rückstand giebt, und Mangel der Eßlust oder vielmehr Widerwillen gegen Speisen; dabey findet man, daß die Zunge und das Zahnfleisch ihre lebhafteste Rörthe verloren haben und blaß geworden sind. Bey dem Eintritt eines solchen Zustandes muß man allmählich den Genuß von Brod in kleinen Portionen und solcher Vegetabilien und Getränke erlauben, die wahrscheinlich die wenigste zuckerartige Materie geben oder am wenigsten sauer im Magen werden. Ueberseht man diesen Zustand und fährt mit der Einschränkung auf das Zimmer und der thierischen Diät streng fort; so entsteht Scorbut oder ein ihm ähnlicher Zustand, wie Leibschmerzen, überliechende Stuhlginge, eine ölige Substanz auf der Oberfläche des Harns, eine hohe Farbe desselben, überliechender Odem, salziger Ge-

schmack, große Trägheit und Mattigkeit, Gleichgültigkeit gegen Essen, Trinken und Bewegung oder (S. 314) eine Deoxygenation des Systems.

Uebrigste Folgen der Krankheit, Erschlaffung und Erweiterung der Gefäße der Nieren, der einsaugenden Milchgefäße, erwanige Fehler in der Structur des Magens, der Gekrösdrüse, Milz, Leber, vielleicht auch der Lunge, können die vollkommene Genesung verzögern wenn nicht ganz verhindern, gleichwohl der wirklichen Cur der Harnruhr nicht im Wege stehen. Sollten sie sich zeigen, so wären sie wie die angezeigten Symptome zu behandeln, und worin sie auch bestehen mögen, so ist wahrscheinlich zweckmäßige Diät das hauptsächlichste Mittel zu ihrer Cur. (S. 263 ff.) Der Vf. urgirt nämlich (S. 60. 304 ff. u. a.) vorzüglich die Anwendung der Lufarten vermittelt des Magens und behauptet, daß Hyperoxygenation und Deoxygenation des Systems nur durch denselben vollkommen hervorgebracht und für die Dauer erhalten werden können.

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Leipzig, in der Schiferischen Buchh. *Monimentorum typographorum decur.* Illust. et, ad Panzeri Annal. typogr. accommodat. aique edit. J. G. Götlich Luncz, A. A. M., Scholae ad D. Nic. Corrector. 1799. 32 S. 8. Wir wissen diese Schrift dem Freunde der Literargeschichte nicht besser zu empfehlen, als wenn wir ihm einzeln die typographischen Denkmäler angeben, welche gegenwärtig zu den Schätzen der Leipziger Rathsbibliothek gehören, und hier von Hn. Luncz, der als Custos bei derselben angestellt ist, mit Einsicht und Deutlichkeit beschrieben werden. I. M. T. Cicero's *de Oratore Dialogi tres.* MCCCCLXX. Fol. Sehr richtig mündete Panzer (IV. 3. 5.), daß diese Ausgabe, welche Ernesti ehemals besaß, keine andere, als die in der Valdarischen Druckerey zu Venedig erschienene, sey. Ernesti's handschriftliche Bemerkung über diese Ausgabe wird hier mitgetheilt, und kann zur Ergänzung der Praefat. ad Cic. Opp. Vol. I. p. X. dienen. — II. Sallustius *f. l.* 1470. Fol. min. f. 4. Panzer und andere Bibliographen haben diese Edition nicht gekannt. Das hier beschriebene Exemplar ist noch besonders wegen der von einer alten Hand beigefügten Erklärungen und Verbesserungen merkwürdig, welche der Vf. einer genaueren Einsicht werth achtet. — III. M. T. Cicero's *Oratorum. Praefat. per Chph. Fuldorfer.* 1471. Fol. Mit der aus Ernesti's Exemplar gezogenen und hier mitgetheilten Notiz, hat Hr. L. noch das vergleichen können, was in Ernesti's *Opuscul. philol. crit.* p. 156. über dieselbe Ausgabe erinnert worden ist. — IV. *Muneri Seruili Honorati Commemorative in Virgilium a Daphtia Quirino, patre, emendatus, a filio autem in lucem editus.* (Crescivit) per Chph. Fuldorfer. 1471. Fol. Diesen vollständigen Titel hat Hr. L. aus dem kurzen (nicht gezogen, das dieser Ausgabe vorgezogen ist. Panzer (III. 79. 59.) beschreibt zwar eine andere von Carlo verbesserte Edition; aber seine Beschreibung paßt durchaus auch auf die gegenwärtige ebenfalls prächtig gedruckte Ausgabe, welcher bios die Schlussverse mangeln, worin jener Verbesserung des Carco gedacht wird. (Dies zur Berichtigung einer Notiz in Heyne's *Vügl. d. p. LXX. ed. sec.*) — V. *Arctianae Liber*

Tertius Canonum. sine indicio loci et typographi. 1472. Fol. Hr. L. hält dies für die nämliche Ausgabe, welche Denis (*Suppl. p. 12.*) erwähnt, und Panzer (II. 353. 7.) *Potomus novus.* — VI. Cicero's *Rhetorica secus et nova.* MCCCCLXXI. Omnibus hat für den Text der Ausgabe gesorgt, (der jedoch die Basis der folgenden ward. Vgl. Ernesti *Praefat. ad Cic. Rhet. p. V.*) In Panzer's Annalen ist sie, wie es scheint, zweymal (III. 167. 134. IV. 12. 70.) aufgeführt. — VII. Terentii *Comediae.* Mediol. 1478. Fol. Eine sehr seltene Terentian unbekante, und von den Zweybrückern mit Uebersetz. bey J. 1477. aufgeführte Ausgabe. — VIII. M. T. Cicero's *Epist. ad Famil. c. Comm. Habertini Clerici Crescitantia.* Fenei, 1480. Fol. Diefelbe Edition, welche Panzer (III. 126. 467.) erwähnt, die er aber durch einen Irrthum, dessen Veranlassung hier gut entwickelt wird, III. 107. 154. mit der *Insensio* verwechselte. — IX. *Cicero de Officiis.* Mediol. 1480. vel 1487. Fol. Die erste Jahrzahl, welche Ernesti seinem Exemplare beigeschrieben hatte, scheint die richtigere. Weß Panzer, noch die Zweybrücker kennen die Ausgabe; wiewohl sie nicht etwa dieselbe ist, welche der erste II. 53. 298. nach dem Kappischen Catalog mit der Jahrzahl 1487. bezeichnet hat. — X. *Corneii Apuleii Cultus.* Mediol. 1498. 4. H. L. zeigt, daß dies die *Præcipue* sey. Eine frühere, um J. 1490 existirt nicht, oder ist vielmehr die eben genannte, welche man bios durch ein Versehen (weil die Jahrzahl auf dem Titel in zwei Linien getrennt ist) acht Jahre älter gemacht hat. Einen 2. Leyten Irrthum erzeugte der breite Rand, welcher mehr oder weniger beschnitten, bald Quart-, bald Octavformat gab.

Ogleich der Vf. sich ein noch größeres Verdienst erwerben würde, wenn er die seiner Ansicht anverwandten Schätze der Leipziger Rathsbibliothek nicht bios in typographischer Hinsicht beschreiben, sondern zugleich in kritischer Hinsicht würdigen wollte; so wünschen wir doch, daß, wenn er auch künftig sich nur auf den ersten Zweck einzuschränken für räthlicher achte, er bald Wort halte, und dieser ersten lehrreichen Decade mehrere folgen lasse.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 31. December 1799.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

London, b. C. Dilly: *An account of two cases of the Diabetes mellitus: with remarks, as they arose during the progress of the cure. To which are added, a general view of the nature of the disease and its appropriate treatment, etc.* By John Rollo, etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der erste der, hier weitläufig aufgeführten, Kranken war, verschiedene Diätfehler abgerechnet, ungefähr in sieben Wochen vollkommen hergestellt; der zweyte, der noch weniger Ausdauer befahs und mehrere Diätfehler begieng, überdem älter war (aber auch in der That nicht so streng gehalten wurde, als jener,) wurde in eben dieser Zeit beynabe genesen entlassen, fiel aber ein paar Wochen darauf wieder zurück, besserte sich, nach wiederholter Befolgung von Rollo's Methode, unter Trotter's zu Portsmouth Aufsicht, lebte aber, wie er wollte, und fiel gänzlich in die vorige Krankheit mit zunehmender Auszehrung zurück, (II. 13. ff.) wovon man jedoch den endlichen Ausgang nicht erfährt.

Harnruhr und Scorbut sind zwey Extreme einer Kette von Krankheiten, die von gewissen verschiedenen widernatürlichen Beschaffenheiten des Magens abhängen. Bey der Bemühung, jedem dazwischen befindlichen Gliede seine rechte Stelle anzuweisen, kommt es auf die verschiedenen Grade der Thätigkeit des Magens, (deren einer in widernatürlicher Vermehrung, der andere in Verminderung derselben, besteht,) auf die Beschaffenheit des Magenfaeces in seiner Menge und Eigenschaft, die Disposition des Magens zu Säure oder sonst dergleichen, und den Einfluss hiervon auf die Menge und Eigenschaft des Harns, an. Der V. stellt folgende Reihe von Krankheiten zwischen Harnruhr und Scorbut auf: Bulimie; Polydipsie; Bleichsucht; Pica; Dyspepsie, Anorexie, Sodbrennen; Hypochondrie; Hysterie; Gicht; Stein; Polyfarkie; u. a. Kann, fragt er, der Scorbut so behandelt werden, dass er in honigartige Harnruhr übergeht? Es sey zu bedauern, dass bisher keine chemische Untersuchung des Harns im Scorbut angestellt sey. In selbigem leide wahrscheinlich der Magen hauptsächlich; und die Lunge nur deuteropathisch. Er entstehe, bey gehöriger Anlage, von allem, was den Syffente den Sauerstoff benimmt. Er was über das Wesen und die Cur des *mal d'estomac* A. L. Z. 1799. Vierter Band.

unter den Negern in Westindien. In der Gicht versprechen, bey älteren Subjecten und wo die Krankheit schon länger gedauert hat, thierische Diät, Enthaltung von allen geistigen und gegohrenen Getränken, und gelegentliche Anwendung narkotischer Mittel, wie des geschwefelten Ammoniaks- und Mohnsafts, mehr, als jedes andere Verfahren. Die *Phthisis pulmonalis tuberculosa* hat Symptome, die mit einigen Symptomen der honigartigen Harnruhr Aehnlichkeit haben, und das Gegentheil von denen des Scorbutes sind. Die Anlage dazu bestehe in einer gewissen eigenthümlichen Beschaffenheit in der Structur der Milch- und wahrscheinlich aller lymphatischen Drüsen, und wahrscheinlich werde diese, nebst den Lungenknoten, zu gleicher Zeit mit den übrigen Theilen des Körpers gebildet. Es ist also nothwendig, eine Lebensart festzusetzen, die wahrscheinlich das Wachsthum und das Zunehmen der Knoten zurückhält und verhindert. Diese besteht in dem Genuße leichter und magerer thierischer Speisen, ohne oder mit sehr wenigen vegetabilischen Substanzen, in der Enthaltung von gegohrenen Getränken, besonders zwischen dem Alter von zwölf bis dreysig Jahren, in flanellenen Kleidungsstücken auf der bloßen Haut, und Vermeidung der Abwechslungen der Luft. Im Anfange dieser Krankheit verdienen folgende Vorschläge einen Versuch: behaftsame Aderlässe, Brechmittel, vollkommene Ruhe und Einschränkung auf ein kleines Zimmer, das eine dumpfige Atmosphäre, und nach Beschaffenheit der Gröfse des Uebels, eine Wärme von 50° bis 60° hat. Anwendung von Schwefelleberlast oder Kohlenstoffhaltigen Wasserstoffgas, (*hydrocarbonate*.) und das Einathmen von Aetherdampf. Sorge für natürliche Leibesöffnung. Gebrauch des Schiellings und Kampfers, dreymal täglich, und Nachtrinken eines Glases voll Wasser mit zwey oder drey Tropfen des geschwefelten Ammoniaks. Eine blofs aus Milch und Suppen von Rind- oder Hammelfleisch bestehende Diät, und gänzliche Enthaltung von gegohrenen Getränken und vegetabilischen Substanzen. Dabey sollte man so lange bleiben, bis ein dem phthisischen, (hyperoxygenirten) entgegengefügter, dem Scorbut sich näherader, (deoxygenirter) Zustand eintritt, wo alsdann eine stufenweise Veränderung in der Behandlung vorgenommen werden mufs. (S. 266 — 301.)

Die Mittel zur Hyperoxygenation und Deoxygenation des Systems können in zwey Classen getheilt werden: I. Solche, die unmittelbar durch *Mithei-*
Nnnn

lung des Oxygens (wie Leibesbewegung und vegetabilische Diät, Citronensäure, salpetrige Säure (*nitrous acid*.) Salzsäure, (*oxygenated muriatic acid*.) salzsaures Gewächssalkali, (*oxygenated muriate of potash*.) Quecksilber- und einige andere Metallkalke,) oder durch Entziehung des Oxygens wirken, (als Einschränkung auf das Zimmer und thierische Diät, geschwefeltes Ammoniak, Schwefelsalkali.) II. Solche, die dem Systeme mehrere Anlage zur Aufnahme des Oxygens (als Quecksilber und seine verschiedenen Zubereitungen; Eisen, seine Kalke; salzsaure Schwererde; oder zum Verluste desselben geben, (als Kampfer, Aether, Alkohol, narkotische Mittel.) S. 316. ff.

Rec. muß manche andere schätzbare Bemerkung, z. B. S. 61. f. von den guten Wirkungen verschiedener Gasarten, namentlich des *gas oxygenatum muriaticum acidum* gegen spezifische Ansteckungsgifte, Blattern, etc. übergehen, um von dem zweyten Theile noch etwas zu sagen. Dieser enthält (von S. 1 bis 140.) viele Nachrichten, die dem Vf. aus mehreren Gegenden und Oertern Großbritanniens über Harnruhr überhaupt und die, von ihm bekannt gemachten, zwey Krankheitsgeschichten mitgetheilt worden sind, auch einige andere Fälle von Harnruhr. Cleghorn zu Glasgow stellte zwey Kranke nach Rollo's Anweisung wieder her, (S. 33—62.) jedoch war die Bereitung des Ammoniaks sehr verschieden. Eine andere Erzählung von dem guten Erfolge derselben Methode, wo jedoch die Diät nicht so streng gewaldet und das Ammoniak nicht gebraucht wurde. (S. 63—68.) Noch ein Fall von Harnruhr, nach allmählicher gänzlicher Zurückhaltung gewohnter allgemeiner Transpiration, als dem Krankenlaufe zu Liverpool, sehr umständlich beschrieben. (S. 69—133.) Der Kranke beging zwar Diätfehler genug, wurde aber doch, ohne das geschwefelte Ammoniak, curirt entlassen. Die erste Dosis des geschwefelten Ammoniaks brachte, nach dem Berichte des Dr. Gerard, (S. 133. ff.) allzeit eine merkbliche Wirkung und hernach Schlaf zu Wege; die übrigen aber, die schon langer gemischt gewesen waren, nicht. Gegen einen hysterischen Wahninn thaten, zehn Tropfen auf die Gabe, dreymal des Tages, selbst hiebzehn Tropfen, Nichts. Es muß (S. 139. ff.) nach der, aus dem ersten Theile oben angezeigten Methode bereitet werden, und das Ammoniak rein und vollkommen mit der Schwefelwasserluft gesättigt seyn. Wenn es seine narkotischen Wirkungen äußern soll, muß es in vollen und plötzlichen Gaben angewandt werden, die aber Vorsicht und Bekanntheit mit dem Mittel erfordern. Es muß, da es sich sobald zersetzt, nicht in Mixtur oder anderer Form gegeben, sondern, wenn man es gebrauchen will, aus der Flasche in ein sechieliches Vehikel, am besten in destillirtes Wasser geröhrlet und unmittelbar eingenommen werden. S. 141—209. liefert Cruickshank die Resultate aus den Versuchen mit verschiednen Säuren und einigen andern Substanzen in der Lufte. Sie wurden mit

der salpetrigen Säure, (*nitrous*.) der Salzsäure, (*oxygenated muriatic acid*.) der Citronen Säure, und dem salzsauren Gewächssalkali (*oxygenated muriate of potash*.) deren gemeinschaftliche Basis das Oxygen ist, in primären Fällen der Krankheit, wo noch kein Quecksilber gebraucht war, angewandt. Die allgemeinen Wirkungen derselben waren vermehrter Appetit und Abgang des Harns, mehr oder weniger Durst, eine weisse Zunge, und eine vermehrte Thätigkeit des Systems, meistens mit klebrlichem Blute. Am wirksamsten bewies sich die Salzsäure. In vier Fällen heilte sie venetische Chanker und Bubonen. Auf dem gewöhnlichen Wege bereitet, enthält sie immer Magnesium und nicht selten Bley. C. bereitete sie zu seiner Absicht, indem er gemeine Salzsäure zu salzsaurem Gewächssalkali mischte, wodurch man sehr bald eine sehr reichliche Menge der reinsten oxygenirten Säure erhält. Statt das Gas auf dem gewöhnlichen Wege durch Wasser gehen zu lassen, wurde zuweilen das oxygenirte Salz bloß zu der, ungefähr mit eben so vielen Wasser verdünnten gemeinen Salzsäure gegeben, wo dann das Salz allmählich zersetzt und die Säure in die oxygenirte Säure verwandelt wurde. Wenn das Salz rein war; so war ungefähr ein Quentchen auf drey Unzen der verdünnten Säure hinreichend; und er gab davon täglich bis gegen eine halbe Unze, wabey er jedoch mit viel kleineren Gaben, (5 bis 8 Tropfen viermal des Tages) anfieng. Eben jene Uebel heilte in vier Fällen, worunter dreymal *scrofulöse Constitution* zugegen war, die salpetrige Säure. Sie erregte zuweilen Leibschneiden. Die von C. angewandte, war bloß die käufliche rauchende Säure. Sie bringe gemeinlich in 6 oder 8 Tagen merkbliche Wirkung hervor, und die Cur ist oft in 15 oder 16 Tagen vollendet. Er hing meistens mit einem Quentchen in ungefähr anderthalb Pinten Wasser, täglich, an; glaubt jedoch, daß anderthalb oder zwey Quentchen selten zu viel seyn werden, wenn die Säure bloß von der gewöhnlichen Stärke ist, und nichts Metallisches enthält. Ueber drey Quentchen hat er niemals gegeben, ob er gleich nicht glaubt, daß dies die höchste Dosis sey, die man mit Sicherheit und Vortheil geben könne. Das salzsaure Gewächssalkali bewirkte in höherem Grade, als jene Säuren, Durst, eine weisse Zunge, und vermehrte Thätigkeit des Systems, aber man nahm eine geringere Veränderung in der Menge des Harns und in der Esflust davon wahr. Sie hob in sechs Fällen die angezeigten Zufälle. C. hing gemeinlich mit drey oder vier Granen, viermal des Tages an, und stieg niemals über 15 oder 16 Gran auf die Gabe, weil er keine größeren bedurfte. Wo sie Uebelkeit oder Leibschmerzen erregt, muß sie vermindert werden. Dies Mittel half in einem Falle, wo die salpetrige Säure, selbst zu drey Quentchen täglich, wenig oder nichts ausgerichtet zu haben schien. Die Zeichen seiner Reinheit sind folgende: die Krystallen müssen glänzende, platte, rhomboidalische, Schuppen oder Tafeln, ohne irgend eine Vermischung von Wä-

sehn, ausmachen; wenig oder keinen Geschmack haben; und auf glühende Kohlen geworfen, schnell mit einer sehr lebhaften Flamme und ohne alles Knistern verpuffen. Wenn es vollkommen rein ist; so zerfällt es das salpetersaure Silber oder Quecksilber nicht. Aber dieser Grad ist zu seiner Anwendung in der Medicin nicht notwendig. Bloß, wenn es vollkommen oder beynahe von der gemeinen salzigen Säure frey ist, reicht eine kleinere Gabe hin und es erregt viel weniger Durst. In drey gleichen Fällen wurde auch die Citronen-Säure, drey- bis achtmal täglich zu einer Unze, mit zwey oder drey Unzen Wassers verdünnt, mit Erfolg angewandt. Doch zeigte sie sich als die schwächste unter den übrigen. Bey allen diesen Versuchen wurde den Kranken, keine besondere Diät und außer Einigen, die eine Phthisis hatten, kein Innehalten zu Hause oder im Bette vorgeschrieben. Ihre Diät bestand entweder in Milch, thierischen Speisen, Brod, und einer Pinto Tischbier, oder in thierischen Speisen, nebst einer hinreichenden Menge von Brod und Vegetabilien, und einem Quartier Tischbier. Derselbe Vfr. theilt von S. 210 — 226. einige Erfahrungen und Beobachtungen über die Natur des Zuckers (zur Erläuterung der bonigartigen Harnruhr) mit. Er beweist daraus (denn hierauf muß Rec. sich jetzt einschränken) den Nutzen reiner Alkalien, des Kalkwassers, und der verschiedenen Schwefelalkalien, (*Sulphurets*.) etc. die Erzeugung der zuckerartigen Materie im Magen zu verhindern, und die Nothwendigkeit einer bloß thierischen Diät, als der einzigen, die außer Stande ist, Oxygen und den besondern Schleim, der zur Erzeugung des Zuckers notwendig ist, mit zu theilen. S. 227 — 250. macht Rollo einen Zusatz zu den Erfahrungen über die Wirksamkeit der salpetrirten Säure in der Lustigkeit bekannt, die alle günstig ausfallen. Eben derselbe giebt S. 251 — 284. Nachricht von einem auf Geschwüre wirkenden Krankheitsgifte und den Mitteln zu dessen Ausrottung. Die letzten bestanden in äußerlichen Gebrauche der Salzsäure, des salpetersauren Silbers und Quecksilbers, und nebenher des Gas oxygenatum muriaticum acidum; und dies letzte wird, nach Croicquhams Methode, so bereitet; man vermischt zwey Theile gemeines Salzes und ein Theil krystallisirten zu Pulver gelassenen Magnesiums; giebt diese Mischung in eine kleine Schale; gießt ungefähr eine Unze Wassers dazu, und hernach zu verschiedenen Zeiten anderthalb Unzen concentrirter Vitriol- oder Schwefel-Säure, so, daß sich das Gas allmählich entwickelt. Eine solche Schale ist für ein Zimmer von fünf oder sechs Betten hinreichend.

Rec. schließt mit dem Wunsche, durch seine Anzeige Aerzte und Wundärzte so aufmerksam auf dies Werk gemacht zu haben, als dasselbe es wegen der großen Mannichfaltigkeit wichtiger Gegenstände und Winke vor vielen andern verdient.

LEIPZIG, in d. Weidmannischen: *Paul Mascagni's*, Prof. d. Zergliederungsk. a. d. hohen Schule zu Siena. *Neue Theorie der Absonderungen durch unorganische Poren, und dessen Geschichte der Lymphgefäße*. Aufs neue herausgegeben und mit einem zweyten Theile, worin das Daseyn der Gefäße der zweyten Art behauptet und die Absonderung durch unorganische Poren widerlegt wird, vermehrt von *Peter Lupi*, der Arzneyg. und Philos. Dr. Aus dem lateinischen übersetzt. 1799. Erster Theil. 214 S. Zweyter Theil. 240 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Uebersetzung ist zwar ziemlich getreu, aber schwerfällig und viel zu sehr nach dem Periodenbau der lateinischen Sprache gemodelt, wie gleich §. 1. des zweyten Theils beweist, wo Hr. L. sagt: „ob ich gleich dadurch, daß der berühmte Mascagni die von den Zergliedern entdeckten abnehmenden Gefäße verworfen, und den Ableitungsgängen einen andern Ursprung, als bisher angegeben worden ist, angewiesen, die einsaugenden Venen gelaugnet, auch die Wirkung der unorganischen Poren zu sehr ausgedehnt hat, seit einigen Jahren zum Widerspruch aufgefordert wurde, so hat doch die Hochachtung gegen diesen Mann, wegen ich reden sollte, mich bis jetzt von diesem Streit abgehalten.“

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Taschenbuch zur belebenden Unterhaltung für die Jugend und ihre Freunde auf das Jahr 1799.* von *Theodor Christian Ellrodt*. Dr. d. Ph. außer dem Kalender, 288 S. Text. (1 Rthlr. 4 gr.)

Fünfzehn profanische Fabeln, — sechs naturhistorische Aufsätze theils über einige deutsche Insecten und theils über einige indländische Giftpflanzen, — zwey kurze Biographien merkwürdiger Kinder, *Bratiers* und *Mozarts* — dann einige Erklärungen ausgezeichnete Kalender-Tage — weiter eine Nachricht über die unter den alten Deutschen übliche Erziehung, — Anzeige einiger neuern merkwürdigen Entdeckungen, wieweil ein chronologisches Verzeichniß dieser sowohl als solcher, die in vorhergehenden Taschenbüchern befindlich waren, folgt im Register der römischen Kaiser von Karl dem Großen an — endlich einige vermischte moralische und satyrische Aufsätze machen den Inhalt dieses Taschenbuchs aus, dem noch ein genealogisches Verzeichniß der damals lebenden europäischen Regenten angehängt ist. Man sieht, daß es keinesweges an Mannichfaltigkeit fehlt; doch sind diese Miscellaneen nicht von gleichem Interesse und von gleichem Werth. Sind die Fabeln Hn. Ellrodt's eigene Arbeit: so machen sie ihn, was insbesondere die Erfindung anlangt, keine Schande. Nur sind sie nicht insgesamt für die nämliche Stufe des kindlichen Alters passend, einige mehr für kleine, andere nur für erwachsene Kinder tauglich, was in einer solchen Sammlung, wo für diejenige Classe von Lesern,

auf die einmal gerechnet war, alles interessant seyn sollte, unstreitig ein Fehler ist. Allenthalben fast ist auch der Stil insbesondere als Vehikel der Darstellung für Kinder zu pretios. So gleich der Anfang der ersten überhaupt auf keinen Fall Kinder sondern mehr etwa ihre Aeltern interessirende Fabel *der Ulyne und der Weinstock*, wo die Lehre vorangeht: „Trage unermüdet im Wohlthun und liebend die Kleinen; vergelten sie dir nicht im Leben, so erhaben und bekränzen sie eiuß dankbar *die verlorne liegende Gestalt*.“ (Die letzten Worte geben keinen rechten Sinn: Rec. halt die ganze Fabel, auch der vielen eingeklochten Participien halber für eine Uebersetzung, in der ein Idiotismus einer fremden Sprache durch wörtliches Uebersetzen verfehlt ist.) Die sechs naturhistorischen Beschreibungen sind nicht nur unterhaltend abgefaßt, sondern können auch durch fleißi-

ge Angabe aller wesentlichen selbst ins kleinste Detail gehenden Unterscheidungszeichen die Genauigkeit der jungen Leser im Beobachten schärfen. Auch sind die beigefügten vier illuminirten Kupfertafeln in Zeichnung und Illumination ungemein sauber ausgefallen. In dem chronologischen Verzeichnisse der Erfindungen seit mehrern Jahrhunderten hätte die Auswahl wohl besser seyn können, und manche sehr wichtige Erfindung nicht übergangen werden sollen. Dagegen verdient der Aufsatz *Benjamin Franklin's Pfeife* nebst mehrern unter der Rubrik *meine geöffnete Brieftasche* vorkommenden Sachen alles Lob, und man kann mit gutem Gewissen den Herausgeber zur jährlichen Fortsetzung seiner unterhaltenden und belehrenden Sammlungen für die Jugend, unter Voraussetzung immer größserer Strengs gegen sich selbst ermuntern.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. Göttingen, b. Rosenbusch: *De Porphyrii Scholiis in Homerum. Accedunt quaedam inedita et Appendix de subditis manuscriptis Tuvilegonis et Etonensis. Communitatis, quae — pro accessu summis in philologia honoribus — defendit autor Georgius Henricus Nödden, Göttingens.* 1797. 8 Bogen gr. 8. Bey seinem Aufenthalt in Eton entdeckte der gelehrte V. eine Handschrift, welche die ersten vier Bücher der Iliade vollständig, und von dem fünften den Anfang, oder die ersten 34 Verse enthielt. Er verglich sie für die neue Ausgabe der Iliad, welche Hr. Heyne nunmehr in Leipzig drucken laßt; und da er in den Randmerkungen sehr oft den Porphyrius erwähnt, und die übrigen Scholien mit den von Villoison aus dem zweyten venetianischen Codex (B.) bekannt gemachten größtentheils übereinstimmend fand: so widmete er jenen, die mit Porphyrius Namen bezeichnet waren, eine besondere Aufmerksamkeit, und wurde dadurch auf eine genauere Untersuchung des Commentars, den der genannte Grammatiker über Homers Iliad geschrieben, und woraus die vorgefundenen Bruchstücke geschöpft zu seyn scheinen, sichtlich hingeleitet. Die Früchte dieser Untersuchung, sammt den Resultaten, welche aus den früheren Bemerkungen anderer Gelehrten über denselben Gegenstand hervorgehen, legt der gegenwärtige Schrift mit Deutlichkeit dar: sie setzt uns in den Stand, über die Scholien des Porphyrius schon jetzt sicherer zu urtheilen, und belebt von neuem die Hoffnung, daß das Urtheil durch die weitläufigen Scholien-Excerpts, welche, wie Rec. gesehen hat, Hr. Heyne für die Anmerkungen seiner Ausgabe bereitet, fester begründet werden wird. — Die historischen Erörterungen über die Scholien des Porphyrius, womit das erste Kapitel beginnt, gewähren zuletzt das Resultat: daß die unter Porphyrius Namen bekannt gewordenen Quaestiones Homericae aus einem größern Commentar denselben entlehnt seyen, welcher ebenfalls, der erste in seiner Art, eine vollständige Sammlung solcher problematischer Fragen aus mehreren Grammatikern enthielt, daher den Titel *Ζητήματα* oder *συζητήματα* führte, und dem Suidas zu folge aus sieben Büchern bestand. Ob aber, wie Hr. N. meynt, Porphyrius sich dadurch vor ihr übrigen Menge der *Ερωτικά* auszeichnet, daß er in seinen Fragen den Homer aus dessen eigenen Gedichten zu erklären suchte, und ob er

auf diese Weise, mit Absonderung alles Fremdartigen und Unnützens, was nur die Spitzfindigkeit der Aemien aus konnte, einer zweckmäßigen Interpretation vorgezogen habe; dies dünkt uns noch immer sehr ungewissen und zweifelhaft. Gewisser ist's, daß Porphyrius seinen gelehrten Sammeltrieb nicht bloß auf die Iliad einschränkte, sondern, wie vorzüglich aus Eustathius erhellt, auch über die Odyseen verstreute. — Das zweyte Kapitel macht die Handschriften namhaft, worin uns noch Scholien von diesem Grammatiker übrig sind. Den schon vorher bekannten acht Handschriften wird nunmehr noch Codex *Townianus*, welchen der gelehrte Ritter Cod Towney in England besitzt, und der oben erwähnte *Etonensis* beygefügt. Aber auch Eustathius und Macrobius geben in dieser Hinsicht manche Ausbeute; und mit Recht erinnert der V. was auch vorher schon Valckenauer (*Dijs. de cod. Leid. et de scholiis in Homerum ineditis* p. 105.) vermuthet hatte, daß noch sehr viele Scholien, welche in den Handschriften ohne Namen des Verfassers aufgeführt werden, dem Porphyrius zugehören. Die Vergleichung, welche Hr. N. zwischen dem Codex *Etonensis* und den Venetianischen B. *Villoison* angestellt hat, laßt darüber keinen Zweifel zurück: denn oft wird aus jenem der in diesem fehlende Name des Porphyrius ergänzt. — Das dritte Kapitel vergleicht einige kleinere *quaestiones Porphyrianae*, wie sie sich in der auferst gefundenen *Romana princeps* a. 1518 (die, selbst Valckenauer unbekannt, auf der Göttinger Bibliothek ist, und zur Ergänzung der *Harleianae Novae Fabricii Bibl. gr. v. p. 737. not. o.*) von Hn. N. S. 4. wiederholt beschreiben wird), in zwey Hergewichtigen und der Bienenischen Edition befinden, mit den Scholien der Villoisonischen Ausgabe; und in dem letzten Kapitel werden die in der Etonischen Handschrift von zwey verschiedenen Händen geschriebenen Porphyriana, durch mehrere ausgehobene und zum Theil kritisch berichtete Proben, kenntlicher gemacht. Einen sehr bedeutenden Gewinn darf man sich von diesen Scholien nicht versprechen, weder für Kritik noch für Interpretation.

Dem Literar vor der *Ausgang* (von S. 43. an), welcher den Codex *Townianus* und *Etonensis* genauer charakterisirt, und von den Eigenheiten der Orthographie, die sich in beiden Handschriften findet, auffallende Beispiele aushebt, zu besonders angenehmes Gesichts seyn.

ALLGEMEINE
LITERATUR - ZEITUNG

DECEMBER 1799.

No. 384—417.

worunter 26 ordentliche Stücke und 2 Beilagen

Intell. Bl. No. 156—166.

JENA,

In der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

In der charifürkl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

NACHRICHT.

Die *Allgemeine Litteratur-Zeitung*, davon wöchentlich sechs Stücke ohne die Beylagen, Intelligenzblätter und Register erscheinen,

- 1) kostet wie bisher *Acht Thaler Conventionsgeld*, wobey die wichtigen *Louisd'ors* zu *fünf Thalern*, die Ducaten zu *zwey Rthlr. 30 Groschen*, die wichtigen *Carolins* und alten *Schildlouis'dors* zu *sechs Thaler Vier Groschen*, die neuen seit 1785 ausgeprägten *Schildlouis'dors* zu *sechs Thaler*, die *Laubthaler* zu *1 Rthlr. 10 gr.*, die *Conventions-Thaler* zu *1 Rthlr. 8 gr.* angenommen werden. Für diese *Acht Thaler* liefern die nächsten löbl. Postämter und Zeitungs-Expeditoren innerhalb Deutschland die *A. L. Z.* wöchentlich postfrey; bey größrer Entfernung, oder andern etws eintretenden besondern Fällen, kann der Preis auch etwas höher kommen, welcher denn mit dem löbl. Postamte, bey welchem die Bestellung gemacht wird, billige Uebereinkunft zu treffen ist.
- 2) Von der Vorausbezahlung können wir in keinem Falle abgehen. Sie ist zur Aufrechterhaltung des Instituts durchaus nothwendig, wenn anders die löbl. Postämter und Zeitungs-Expeditoren, welche von uns unmittelbar die benötigten Exemplare beziehen, die mit uns vereinbarten Zahlungstermine halten sollen. Da wir uns lediglich mit diesen, nicht mit unsern geehrtesten Abonnenten unmittelbar, zu berechnen haben, so setzen wir voraus, daß jede eben Vorausbezahlung, es sey dann auf ihre eigene Gefahr und Risiko, keine Exemplare zu spät anfangen, folglich allezeit in Stande seyn werden, in guter Ordnung zu bleiben, da wir bloß gegen in jedem Falle ausgebliebener Zahlungen, uns genöthiget sehn, die fernere Spedition der nicht verabredeterminirten benötigten Exemplare zu suspendiren.
- 3) Ungeachtet wir beym Anfange der *A. L. Z.* und in der ersten Ankündigung v. J. 1784 mit fe die vor dem Eintritt des neuen Jahres wirklich bestellten Exemplare *Schreibpapier* versprochen, so sahen wir uns doch bald in die lästige Nothwendigkeit veretzt, die Verwirrungen des Schreib- und Druckpapiers zu vermeiden, alle Exemplare ohne Unterschied auf *Schreibpapier* abdrucken zu lassen. Ungeachtet nun den mit jedem Jahre notorisch gestiegene Preis des Schreibpapiers, uns heynah gezwungen hatte, diesen äußerlichen Vorzug unsers Journals aufzugeben und sie fernerhin, wie es mit allen deutschen gelehrten Zeitungen geschieht, auf *Druckpapier* abdrucken zu lassen, so haben wir jedoch bey der Beeiferung die *A. L. Z.* mit jedem Jahr zu verbessern, als in irgend einem Stücke schlechter werden zu lassen, auch für dies Jahr das *Schreibpapier* beybehalten.
- 4) Da es jedoch schlechterdinga unmöglich ist, für eben den Preis so gutes *Schreibpapier* als in den ersten Jahren zu liefern, so lassen wir für solche Abonnenten, welche ein paar Thaler best

hab, um dafür besseres Papier zu erhalten, nicht ansehen, Exemplare auf sehr schönes Postpapier abdrucken. Diese Exemplare aber kosten jährlich Zwerg Thaler mehr, als die gewöhnlichen auf ordinäres Schreibpapier, (nämlich es muß dafür an uns Acht Thaler jährlich ohne die Speditionsgebühren vorausgezahlt werden.) Auch müssen die Exemplare jedesmal vor Anfang des Jahr, bey uns bestellt, und endlich können sie nicht anders als monatlich broschirt geliefert werden, weil bey den wöchentlichen Speditionen die Schönheit der Exemplare wegen der noch frischen Druckerfarbe nicht erhalten werden könnte, auch die Verwirrung mit den Exemplaren auf ordinäres Schreibpapier nicht zu vermeiden wäre.

- 5) Es sind uns oft Fälle vorgekommen, daß man uns die auf ein Exemplar der A. L. Z. zu zahlenden Acht Thaler Pränumerationsgelder hieher nach Jena unter unsrer Adresse zugesandt, und verlangt hat, die A. L. Z. dafür portofrey wöchentlich spediren zu lassen. Allein dies müssen wir gänzlich verbiten, nicht als ob wir nicht jedem gern gefällig seyn wollten, sondern weil wir auf diese Art vermöge der einmal bey den Zeitungs-Expeditionen festgesetzten Einrichtung niemanden dienen können. Denn es kömmt uns ja jene Acht Thaler nicht ganz zu, indem Zuzy Thaler oder soviel sonst nach der von dem Abonnenten mit dem, welcher ihm unmittelbar abgeliefert, getroffenen Verabredung über die uns gebührende Subs Thaler bezahlt wird, den spedirenden Postämtern und Zeitungs-Expeditionen zukommen. Jeder Abonnent kann also, wenn er die Zeitung wöchentlich verlangt, nirgends anders als bey dem Postamte seines Orts oder der ihm nächstgelegenen Stadt pränumeriren. Von hieraus können wir die Spedition auf keine Weise einsparen, und sind also genöthigt, die von den Abonnenten an uns unmittelbar eingesandten Pränumerationsgelder an die Abtender zurück zu schicken.

- 6) Wer die Allg. Lit. Zeitung monatlich broschirt verlangt, wendet sich an die ihm nächstgelegene Buchhandlung und erhält sie für acht Thaler jährlich. Es ist aber zu bemerken, daß wenn jemand auch mit einer Buchhandlung in Rechnung steht, er doch nicht verlangen kann, die Allg. Lit. Zeitung von derselben auf Credit zu erhalten, sondern solche ebenfalls wie bey den Postämtern sogleich bey der Bestellung bezahlen mußte.

Wir hoffen daher, daß uns künftig alle löbl. Postamts Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen bey nicht erfolgender terminlicher Zahlung mit der Entschuldigung gänzlich versehen werden, als ob die Pränumeration von den Abonnenten nicht zu erhalten wäre. Dagegen bitten wir auch jeden unser geehrtesten Abonnenten, dessen er wirklich bey einer Buchhandlung oder Postamte pränumerirt hätte, wenn ihm denn doch die Allg. Lit. Zeitung nicht ordentlich sollte geliefert werden, schlechterdings keine Entschuldigung anzunehmen, als ob von uns die A. L. Z. nicht ordentlich geliefert würde, vielmehr solches direct an uns sogleich zu melden.

- 7) In Absicht der Defecte müssen wir nochmals wiederholen, daß wir alle diejenigen, welche etwa durch unsre Schuld entstanden wären, bey der Anzeige sogleich unentgeltlich ersetzen; Jeder unsrer Hh. Abonnenten also, dem einzelne Stücke nicht geliefert werden, darf nur an die Behörde, von welcher er die Zeitung erhält, einen Zettel mit den ihm fehlenden Nummern abgeben, mit dem Ersuchen, solchen sogleich zurücklaufen zu lassen.

Gehn aber einzelne Stücke in Lesegesellschaften, oder sonst verloren, so ist jede einzelne Nummer der A. L. Z. mit einem Groschen, jedes Stück des Intelligenzblattes mit sechs Pfennigen jedes

jeden ganze Monatsstück mit Sechzehn Groschen oder einem Gulden Conventionsgeld zu bezahlen. Unter dieser Bedingung versagen wir Niemanden die ihm fehlenden Stücke, und es ist dies eine Ausflucht der Undienlichkeit, wenn manchen Abonnenten ist versichert worden, sie wären von uns nicht zu erhalten. Sollte nun jemand dennoch die verlangten Defecte nicht erhalten können, so ersuchen wir ihn, an uns geradezu franco zu schreiben, die ihm fehlenden Nummern genau zu verzeichnen, auch den Betrag dafür gleich beyzulegen.*)

- 6) Hauptexpeditionen haben wie bisher das kaiserliche Reichs-Postamt zu Jena, das kais. sächs. Postamt daselbst, die churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig, das kaisert. Reichs-Postamt zu Gotha, die herzogl. sächs. privilegierte Zeitungs-Expedition oder sel. Nevius Erben zu Gotha, das königl. preuss. Grenz-Postamt zu Halle, das königl. preuss. Hofpostamt in Berlin, die kaiserlichen Reichsoberpostämter zu Erfurt, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt am Mayn, Hamburg, Cölln, das kais. Reichs-Postamt zu Stuttgart, das kais. Samt-Post-Amt im Darmstädter Hof zu Frankfurt am Mayn. Doch wendet jeder Abonnent mit der Bestellung und Vorausbezahlung sich an diese Expeditionen nur mittelbar, durch das Postamt seines Wohnorts oder das ihm zunächstgelegene.
- 9) Allen deutschen Buchhandlungen wird mit einem Rabatt von 25 pro Cent vom Laden Preise acht Thaler, die Allgem. Lit. Zeitung franco Leipzig von der kobl. Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition daselbst monatlich broschirt geliefert, und dieselbe durch ebenfalls in Stand gesetzt, dies Journal für Acht Thaler innerhalb Deutschland zu liefern. Die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition lässt die Exemplare an die Commissionäre der Herren Buchhändler in Leipzig, sobald sie angekommen, abliefern. Und wer auf diesem Wege die A. L. Z. erhält, leistet auch die Zahlung an die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.
- 10) Zu Erleichterung der Fracht für die sämtlichen Buchhandlungen, welchen Frankfurt am Mayn näher liegt als Jena, ist die Hauptanlieferungs-Station bei Hn. Buchhändler Hermann in Frankfurt am Mayn gemacht worden.
- 11) Für ganz Frankreich, ingleichen für die ganze Schweiz hat die Steiner-Zieglerische Buchhandlung in Winterthur u. Hr. Buchhändler Amand König in Paris, Rue St. André des Arts No. 72, wie auch dessen Handlung in Strassburg die Haupt-Commission übernommen.
- 12) Aus Holland und Gelderland kann man sich an die Buchhändler Hn. Hannermann in Utrecht, desgleichen an Hn. Buchhändler Jülicher in Lingen und an Hn. Buchhändler Roder in Breda, für die sämtlichen deutschen Staaten aber an die Buchhändler Hn. Proft und Storch in Kopenhagen adressiren.

Jena den 31sten Decemter
1799.

Expedition
der Allg. Lit. Zeitung.

*) Auf ausdrückliches Verlangen einiger kobl. Postämter und der Zeitungs-Expeditionen, welche Hauptexpeditionen haben, erinnern wir, daß alle Defecte welche nicht spätestens binnen vierzehn Tagen, vom Datum des Empfangs der nächstfolgenden Nummer anzurechnen, bey der aus erster Hand speidirenden Postamt- oder Zeitungs-Expedition angezeigt werden, so angesehen werden müssen, als ob sie durch Schuld der Interessenten verlohren gegangen, folglich nicht unentgeltlich abgeliefert werden können.



